



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





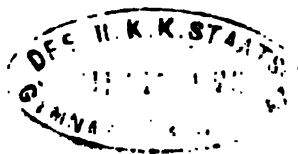




ZEITSCHRIFT
FÜR DAS
GYMNASIAL-WESEN.

HERAUSGEGEHEN
VON
H. KERN UND H. J. MÜLLER.

XXXX. JAHRGANG.
DER NEUEN FOLGE ZWANZIGSTER JAHRGANG.



BERLIN.
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.
1886. ✓

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
530389 A
HILDEN
R

AND
AND
AND

INHALT DES XL. JAHRGANGS

DES ZWANZIGSTEN BANDES DER NEUEN FOLGE.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

	Seite
<i>Heintze, A.</i> , Zur Einrichtung von Schüler-Bibliotheken	321
—, Über die Einrichtung von Schüler-Lesekränzchen	716
<i>Kaegi, A.</i> , Zur griechischen Schulgrammatik	331
von <i>Kobilinski, G.</i> , Zu den neusten lateinischen Schulgrammatiken	705
<i>Kübler, O.</i> , Zur Schulhygiene	1
<i>Lehmann, R.</i> , Grundzüge eines Lehrplanes für die deutsche Lektüre	577
<i>Müller, H. F.</i> , Deutsche Dramen als Schullektüre	385
<i>Schroeder, O.</i> , Das „Märchenhafte“ in Schillers Wilhelm Tell	398
<i>Weise, O.</i> , Zur Grammatik von Ellendt-Seyffert	193
<i>Weissenfels, O.</i> , Das Wesen unseres Gymnasiums I	513
—, Das Wesen unseres Gymnasiums II	641
<i>Wendt, G.</i> , Der Lehrstoff des deutschen Unterrichtes in Prima	257
<i>Willmann, O.</i> , Das philologische Element der Bildung	65

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

<i>Antoine, F.</i> , Syntaxe de la langue latine, von O. Weissenfels	414
<i>Anton, H.</i> , s. Nachtrag.	
<i>Arndt, Th.</i> , Die Elemente der lateinischen Formenlehre, von P. Harre	352
<i>Asbach, J.</i> , s. Schaefer.	
<i>Asmodi redivivus</i> , Der Krebschaden unserer Gymnasien, von C. Kruse	277
<i>Assus, H.</i> , Cours abrégé de la littérature française, von E. Mayer	229
von <i>Bamberg, A.</i> , s. Kiefaling.	
<i>Baumgarten, J.</i> , Die aufereuropäischen Völker, von E. Oehlmann	153
<i>Behrendsen, O.</i> , Grundzüge der Botanik, von F. Traumüller	308
<i>Bertram, W.</i> , Schulbotanik, von F. Traumüller	155
<i>Biedermann, K.</i> , Der Geschichtsunterricht auf Schulen nach kulturgeschichtlicher Methode, von M. Hoffmann	229
—, Deutsche Volks- und Kulturgeschichte, von demselben	229
<i>Bohle, s. B. Grofse.</i>	

	Seite
<i>Bork, H.</i> , Die Elemente der Chemie, von F. Trau Müller	696
<i>Breyman, H.</i> , Wünsche und Hoffnungen betreffend das Studium der neueren Sprachen, von E. Koschwitz	461
—, Französische Grammatik I, von O. Rabisch	475
<i>Buchholz, P.</i> , Tier-Geographie, von A. Kirchhoff	453
—, Hilfsbücher zur Belebung des geographischen Unterrichtes, von E. Oehlmann	624
<i>Busolt, G.</i> , Griechische Geschichte I, von G. Stoeckert	559
<i>Buschmann, J.</i> , Sagen und Geschichten I und II, von F. Junge	133
—, Deutsches Lesebuch für die Oberklassen, von L. Kluth	606
—, Deutsches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen, von demselben	610
<i>Cornelius, E. S.</i> , Grundriß der physikalischen Geographie, von A. Kirchhoff	689
<i>Dickmann, J.</i> , Übungen und Aufgaben für den Unterricht in der Geo- metrie, von W. Erler	486
<i>Dieltz, Th.</i> , Geschichtstabellen, von G. Braumann	481
<i>Dzialzko, C.</i> , Ausgewählte Komödien des Terentius I (Phormio), zum Schulgebrauch herausgegeben, von F. Schlee	285
<i>Egelhaaf, G.</i> , Grundzüge der Geschichte I, von M. Hoffmann	134
—, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, von demselben	136
<i>Engel, E. J. J.</i> , Homers Odysseus-Lied, in der Nibelungenstrophe nach- gedichtet, von E. Kammer	442
<i>Erbe, M.</i> , Griechisches Lesebuch nebst deutschen Übungsstücken, haupt- sächlich nach Arrians Anabasis, von W. Gemoll	731
<i>Ersgraeber, G.</i> , Montesquieus Considérations, von G. Braumann	557
von <i>Fischer-Benzon, R.</i> , s. Petersen.	
<i>Fölsing</i> , Rechenbuch, 17. Auflage von O. Hoffmann, von A. Kallius	375
<i>Fries, W.</i> , Lateinisches Übungsbuch für Tertia, von H. Fritzsche	547
<i>Frick, O.</i> , s. Klopstock.	
<i>Führer, A.</i> , und <i>F. Schultz</i> , Vorschule für den ersten Unterricht im Lateinischen, von O. Perthes	432
<i>Gauß, A. F. G. Ph.</i> , Die Hauptsätze der Elementarmathematik, von H. Müller	626
<i>Gehring, A.</i> , Geschichtstabellen, von R. Brendel	33
<i>Geistbeck, M.</i> , Grundzüge der Geographie, von E. Oehlmann	305
<i>Gemoll, W.</i> , Übungsbuch zum Übersetzen ins Griechische, von E. Bachof	215
<i>Gesenius, W.</i> , Hebräische Grammatik, völlig umgearbeitet von E. Kautzsch, von J. Heidemann	310
<i>Gidionsen, W.</i> , Vorlagen zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische im Anschluß an das 1. Buch von Ciceros Tusculanen, von P. Doetsch	598
<i>Gindely, A.</i> , Lehrbuch der allgemeinen Geschichte, von M. Hoffmann	614
<i>Goldschmidt, P.</i> , Geschichtstabellen, von F. Rhode	621
<i>Gottschick, J.</i> , Der evangelische Religionsunterricht in den oberen Klassen, von J. Heidemann	46

	Seite
<i>Grevs, Th.</i> , Leitfaden für den Geschichtsunterricht in den unteren Klassen, von F. Junge	131
<i>Grosse, B.</i> , und <i>Bohle</i> , Ebene Trigonometrie, von W. Erler	491
<i>Grosse, E.</i> , Auswahl aus Dr. Martin Luthers Schriften, von J. Heide- mann	752
von <i>Gruber, J.</i> , Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische, 9. Auflage von K. Kromayer, von A. Reckzey	724
<i>Günther, A. W.</i> , Kurzer Leitfaden der deutschen Heldensage des Mittelalters, von F. Junge	132
<i>Günther, S.</i> , Grundlehren der mathematischen Geographie und elementaren Astronomie, von W. Erler	752
v. <i>Haardt, F.</i> , Schulwandkarte von Australien und Polynesien von A. Kirchhoff	373
<i>Häberle, H.</i> , Theoretisch-praktische Gesangschule, von L. Hoffmann	754
<i>Haller v. Hallerstein, Baron F.</i> , Lehrbuch der Elementar-Mathematik I, 9. Aufl. von C. Strübing und B. Hülsen, von M. Schlegel	493
<i>Halm, K.</i> , Griechisches Lehrbuch 9. Aufl., von G. Sachse	31
— Elementarbuch der griechischen Etymologie I, 11. Aufl., von J. Pistner, von P. Dettweiler	457
<i>Harms, Fr.</i> , Methode des akademischen Studiums, herausgegeben von H. Wiese, von H. Schiler	212
<i>Harre, P.</i> , Lateinische Schulgrammatik I, von F. Fügner	280
<i>Heilermann, H.</i> , Sammlung geometrischer Aufgaben, von W. Erler	235
<i>Hemme, A.</i> , Auswahl aus Horaz und den römischen Elegikern, von E. Heydenreich	406
<i>Heuke, O.</i> , O. Tietz und E. Wevelmeyer, Gesangbuch für evangelische Gymnasien, von W. Hollenberg	161
<i>Herrich, F.</i> , Tabellen zur qualitativen chemischen Analyse, von F. Traumüller	697
<i>Heinacher, M.</i> , Erklärende Ausgabe von T. Livii ab urbe condita liber I, von H. J. Müller	667
<i>Heyse, J. C. H.</i> , Leitfaden zum gründlichen Unterricht in der deutschen Sprache, 25. Auflage von O. Lyon, von R. Jonas	552
<i>Hofmann, A.</i> , Sammlung planimetrischer Aufgaben, von W. Erler	488
<i>Hofmann, F.</i> , Lehrbuch der Geschichte Teil 4, von F. Rhode	561
—, Lehrbuch der Geschichte Teil 2, 2. Auflage, von demselben	564
<i>Hoffmann, F.</i> , Materialien und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen, von R. Jonas	459
<i>Hoffmann, K. A. J.</i> , Neuhochdeutsche Elementargrammatik, 11. Auflage von Chr. F. A. Schuster, von R. Jonas	551
<i>Hoffmann, O.</i> , s. Fölsing.	
<i>Holzweiszig, F.</i> , Lateinische Schulgrammatik, von G. v. Kobilinski	14
—, Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen, Kursus der Sexta, von E. Naumann	672
<i>Hornemann, F.</i> , Zur Reform des neusprachlichen Unterrichtes, von E. Koschwitz	224
<i>Hülsen, B.</i> , s. Haller von Hallerstein.	

	Seite
<i>Humperdinck, G.</i> , Über den Vortrag epischer und lyrischer Dichtungen, von F. Schultz	738
<i>Jaenicke, H.</i> , Lehrbuch der Geographie II. III. von E. Oehlmann . .	304
—, Die deutsche und die brandenburgisch-preussische Geschichte, von M. Friebe	688
<i>Jonas, F.</i> , von Rochows litterarische Korrespondenz, von C. Rethwisch	265
<i>Josupeit, O.</i> , Französisches Unterrichtswerk, von P. Schwieger . .	477
<i>Junge, F.</i> , Geschichtsrepetitionen, von M. Hoffmann	616
—, Der Geschichtsunterricht auf Gymnasien und Realgymnasien, von demselben	617
<i>Kamp, H.</i> , Der Nibelungen Not, von G. Bütticher	369
<i>Kautzsch, E.</i> , s. Gesenius.	
<i>Keil, W.</i> , Elementar-Atlas, von A. Kirchhoff	39
—, Orohydrographische Wandkarte von Europa, von demselben . .	40
<i>Korn, Fr.</i> , Zur Reform des Unterrichtes in der deutschen Satzlehre, von R. Jonas	216
<i>Kiepert, H.</i> , Orbis terrarum antiqui tabula, von A. Kirchhoff . . .	38
—, Nouvelle carte générale des provinces de l'empire Ottoman (sans l'Arabie), von demselben	42
—, Politische Schul-Wandkarte von Asien, von demselben	42
—, Physikalische Wandkarte von Afrika, von demselben	372
—, Atlas antiquus, von demselben	372
—, Schulwandkarte der Provinz Brandenburg, von demselben . . .	483
—, Politische Wandkarte von Nord-Amerika, von demselben . . .	690
—, Physikalische Wandkarte von Nord-Amerika, von demselben . .	690
<i>Kiepert, R.</i> , Schulwandkarten der Länder Europas Lieferung 13—14, von demselben	690
<i>Kihn, H.</i> , und <i>D. Schilling</i> , Praktische Methode zur Erlernung der he- bräischen Sprache, von J. Heidemann	498
<i>Kinzel, K.</i> , Das deutsche Volkslied des 16. Jahrhunderts, von L. H. Fischer	127
<i>Kiefsling, F. G.</i> , Eine Auswahl seiner Joachimsthalschen Schulreden, herausgegeben von A. v. Bamberg, von W. Hollenberg	721
<i>Klein, H. J.</i> , Lehrbuch der Erdkunde, von A. Kirchhoff	298
<i>Klimpert, R.</i> , Geschichte der Arithmetik und Algebra, von W. Erler	489
<i>Klopstock, F. G.</i> , Der Messias, herausg. v. O. Frick, von P. Dettweiler	733
<i>Kluge, Fr.</i> , Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, von G. Mahlow	128
<i>Knaake, E.</i> , Lehrbuch der alten Geschichte für die oberen Klassen, von M. Hoffmann	681
<i>Könnecke, G.</i> , Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur Lief. 1—6, von E. Naumann	556
<i>Kohl, O.</i> , Griechisches Übungsbuch zur Formenlehre vor und neben Xenophons Anabasis, Teil 1, von G. Sachse	727
<i>Kosiol, H.</i> , Lateinisches Übungsbuch II, von W. Fries	22
<i>Krahner</i> , Evangelischer Gymnasial-Katechismus, 2. Aufl. von A. Heintze, von J. Heidemann	158

<i>Krafs, M., und H. Landois, Der Mensch und das Tierreich, von F. Traumüller</i>	307
—, Das Pflanzenreich, von demselben	307
<i>Krieger, R., Grundriss der Zoologie, von demselben</i>	565
<i>Kromayer, K., s. von Gruber.</i>	
<i>Kromayer, K., Alte Geschichte, von M. Hoffmann</i>	681
<i>Kunz, M., Repetitions-Atlas, von E. Oehlmann</i>	154
<i>Kunze, K., Griechische Formenlehre in Paradigmen, von H. Fritzsche</i>	452
<i>Lamprecht, F., Michauds Histoire de la première croisade, von G. Braumann</i>	558
<i>Landois, H., s. Krafs.</i>	
<i>Lange, Th., Hauptsätze der Planimetrie und Trigonometrie, von W. Erler</i>	236
<i>Lattmann, J., s. Müller.</i>	
<i>Lattmann, J., Lateinisches Lesebuch für Quinta und lateinisches Übungsbuch für Quarta, von W. Fries</i>	96
—, Die Grundsätze für die Gestaltung der lateinischen Schulgrammatik, von K. Schirmer	100
<i>Lattmann, J., und H. D. Müller, Griechisches Übungsbuch und griechisches Lesebuch für Unter-Tertia, von G. Sachse</i>	25
—, Lateinische Formenlehre und Hauptregeln der Syntax, von A. Teuber	358
—, Kurzgefaßte lateinische Grammatik, von demselben	358
<i>Leimbach, K. L., Leitfaden für den evangelischen Religionsunterricht, von E. W. Mayer</i>	156
<i>Lengauer, L., s. Stegmann.</i>	
<i>Lichtblau, W., s. Wiese.</i>	
<i>Lieber, K., und F. v. Lühmann, Geometrische Konstruktionsaufgaben, von W. Erler</i>	488
—, Leitfaden der Elementar-Mathematik, von demselben	486
<i>Linnig, F., Deutsches Lesebuch I, von L. Kluth</i>	611
<i>Löser, J., Rechenbuch, von A. Kallius</i>	700
<i>Lohmeyer, K., und A. Thomas, Hilfsbuch für den Unterricht in der brandenburgisch-preussischen Geschichte, von M. Hoffmann</i>	684
—, Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Geschichte, von demselben	684
<i>Longchamp, Choix de mots latins, von O. Weiffenfels</i>	365
<i>Lorenz-Liburnau, J. R., Anleitung zum Kartelesen, von E. Oehlmann</i>	625
<i>c. Lühmann, F., s. Lieber.</i>	
<i>Lyon, O., s. Heyse.</i>	
<i>Lyon, O., Handbuch der deutschen Sprache, von E. Naumann</i>	603
<i>Mach, E., Der relative Bildungswert der philologischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächer der höheren Schulen, von H. F. Müller</i>	595
<i>Matzat, H., Methodik des geographischen Unterrichts, von Th. Prenzel</i>	34
—, Erdkunde, von demselben	691
<i>Menge, H., Materialien zur Repetition der lateinischen Schulgrammatik, von K. Schirmer</i>	102

	Seite
<i>Mehlhorn, P.</i> , Leitfaden zur Kirchengeschichte, von J. Heidemann	158
<i>Mehlfis, H.</i> , Kurzer Auszug aus den katechetischen Entwürfen über den kleinen Katechismus Luthers, von demselben	159
<i>Meinong, A.</i> , Über philosophische Wissenschaft und ihre Propädeutik, von E. Schweikert	87
<i>Müller, E. A.</i> , L'Aide de la Conversation française, von E. W. Mayer	613
<i>Müller, E. R.</i> , Leitfaden der anorganischen Chemie, von F. Traumüller	307
—, Planimetrische Konstruktionsaufgaben, von W. Erler	566
—, Lehr- und Übungsbuch der Elementar-Mathematik, von demselben	748
<i>Müller, H. D.</i> , s. Lattmann.	
<i>Müller, H. D.</i> und <i>J. Lattmann</i> , Griechische Grammatik I, v. R. Schröter	549
<i>Müller, J.</i> , Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft I und II, von O. Weiffenfels	410
<i>Naber, Fr.</i> , Aus Sage und Geschichte, von F. Junge	129
<i>Neumann, K.</i> , und <i>J. Partsch</i> , Physikalische Geographie von Griechenland, von A. Kirchhoff	300
<i>Nieberding, C.</i> , Leitfaden beim Unterricht in der Erdkunde, umgearbeitet von W. Richter, von E. Oehlmann	624
<i>zur Nieden, E.</i> , Aufgabensammlung für den geometrisch-propädeutischen Unterricht, von W. Erler	234
<i>Nissen, H.</i> , Italische Landeskunde I, von G. Hefs	105
<i>Nohl, Cl.</i> , Pädagogik für höhere Lehranstalten, von H. Kern	93
<i>Oehlmann, E.</i> , s. von Seydlitz.	
<i>Partsch, J.</i> , s. Neumann.	
<i>Paulsen, F.</i> , Geschichte des gelehrten Unterrichtes, von H. F. Müller	197
<i>Peters, J. B.</i> , Französische Schulgrammatik in tabellarischer Darstellung, von P. Schwieger	480
<i>Petersen, J.</i> , Die ebene Trigonometrie und die sphärischen Grundformeln, übersetzt von R. v. Fischer-Benzon, von M. Schlegel	494
—, Lehrbuch der Stereometrie, übersetzt von R. v. Fischer-Benzon, von demselben	495
<i>Pfeiffer, E.</i> , Lehrbuch der Arithmetik und Algebra, von W. Erler	749
<i>Pilling, O.</i> , Zusammenstellende Repetitionsfragen für den naturgeschichtlichen Unterricht, von F. Traumüller	155
<i>Pistner, J.</i> , s. Halm.	
<i>Pütz, W.</i> , Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibung, von E. Oehlmann	301
<i>Rambeau, A.</i> , Der französische und englische Unterricht in der deutschen Schule, von E. Koschwitz	469
<i>Ramsler, F.</i> , Laufreys Histoire de Napoléon premier, von G. Braumann	558
<i>Raschke, H.</i> , Die christlichen Centralideen, von L. Kluth	496
<i>Ratke, W.</i> , Leitfaden für den geometrisch-propädeutischen Unterricht, von W. Erler	566
<i>Rothwisch, L.</i> und <i>E. Schmiele</i> , Geschichtstabellen, von G. Stoeckert	141
<i>Richter, G.</i> , Grundrifs der allgemeinen Geschichte III, von M. Hoffmann	138
—, Grundrifs der allgemeinen Weltgeschichte, von F. Rhode	618
<i>Richter, W.</i> , s. Nieberding.	

<i>Roscoe, H. E., und C. Schorlemmer, Kurzes Lehrbuch der Chemie, von F. Traumüller</i>	695
<i>Rosenfeld, M., Leitfaden für den ersten Unterricht in der anorganischen Chemie, von demselben</i>	695
<i>Rothembücher, A., Hauptregeln der französischen Syntax, von E. W. Mayer</i>	613
<i>Rothert, W., Zugabe zu Ercks Spruchbuche, von J. Heidemann . .</i>	158
<i>Rückert, Stumme Elementarwandkarte von Deutschland, von A. Kirchhoff</i>	371
<i>Rutte, F., Historisch-geographisches Wörterbuch, von E. Oehlmann</i>	152
<i>Rzach, A. Kritische Ausgabe von Homeri Iliadis carmina, Teil 1, von E. Eberhard</i>	436
<i>Schaefer, A., Hilfsbuch für den Geschichtsunterricht in Sexta und Quinta, von F. Junge</i>	131
—, <i>Geschichtstabellen zum Auswendiglernen, 16. Auflage von J. Asbach, von M. Hoffmann</i>	140
—, <i>Tabelle zur preussischen Geschichte, 3. Auflage von J. Asbach, von demselben</i>	141
<i>Schäpfer, J., Die sogenannten syntaktischen Gracismen in den augusteischen Dichtern, von H. Ziemer</i>	23
<i>Scheins, M., Lateinische Formenlehre für Quinta, von P. Harre . .</i>	352
<i>Scherer, F. J., s. Schnorbusch.</i>	
<i>Scherer, F. J., und H. A. Schnorbusch, Übungsbuch nebst Grammatik für den griechischen Unterricht der Tertia, von W. Gemoll</i>	366
<i>Schmeding, F., Die klassische Bildung in der Gegenwart, von C. Kruse</i>	267
<i>Schmidt, C., Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht, von J. Heidemann</i>	158
<i>Schmidt, H., Elementarbuch der lateinischen Sprache I, 9. Auflage von L. Schmidt, von R. Jonas</i>	596
<i>Schmidt, L., s. H. Schmidt.</i>	
<i>Schmitt, J. J. H., Lateinische Sprichwörter, Redensarten, Musterstellen und Musterverse, von O. Weiffenfels</i>	426
<i>Schniele, E., s. Rethwisch.</i>	
<i>Schnorbusch, H. A., s. Scherer.</i>	
<i>Schnorbusch, H. A., und F. J. Scherer, Griechische Sprachlehre, von W. Gemoll</i>	103
<i>Schorlemmer, C., s. Roscoe.</i>	
<i>Schubert, H., Sammlung von arithmetischen und algebraischen Fragen und Aufgaben I, von M. Schlegel</i>	697
—, <i>System der Arithmetik und Algebra, von demselben</i>	697
<i>Schultz, F., s. Führer.</i>	
<i>Schultz, F., Kleine lateinische Sprachlehre, von P. Harre</i>	354
<i>Schultz, F., Meditationen I, von H. F. Müller</i>	299
—, <i>Meditationen II, von demselben</i>	677
<i>Schuster, Chr. F. A., s. Hoffmann.</i>	
<i>Schlee, E., Etymologisches Wörterbuch zum Cäsar, von F. Schlee . .</i>	288
<i>Sepp, P. B., Lanx satira, von F. Schlee</i>	287
—, <i>Frustula, von demselben</i>	287

	Seite
<i>Sepp, P. B.</i> , Lateinische Synonyma, von demselben	255
<i>von Seydlitz, E.</i> , Lehrbücher der Geographie, 20. Auflage. Ausgabe A von E. Oehlmann, Ausgabe B von Simon und E. Oehlmann, von A. Flückher	484
<i>Sieglin, W.</i> , Karte der Entwicklung des römischen Reiches, von F. Wagner	145
<i>Simon</i> , s. von Seydlitz.	
<i>Specht, F. A.</i> , Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, von C. Rethwisch	539
<i>Spoidel, P.</i> , Elementarstilistik der lateinischen Sprache, von O. Drenck- hahn	670
<i>Spieker, Th.</i> , Lehrbuch der ebenen Geometrie, von M. Schlegel . .	695
<i>Stegmann, A.</i> , Die Grundlehren der ebenen Geometrie, 3. Auflage von L. Lengauer, von H. Müller	565
<i>Stein, H. K.</i> , Handbuch der Geschichte I, von F. Wagner	296
<i>Steinmetz, G.</i> , Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische, von G. Rohmer	430
<i>Strack, H.</i> , Hebräische Grammatik mit Übungsstücken, von J. Heidemann	495
<i>Strübing, C.</i> , s. Haller von Hallerstein.	
<i>Suefs, E.</i> , Das Antlitz der Erde I, von A. Kirchhoff	146
<i>Supan</i> , Karte der Jahres-Isothermen, von demselben	374
<i>Tauscher, J.</i> , Geschichte der Jahre 1815—1871, von M. Hoffmann .	656
<i>Tegge</i> , Studien zur lateinischen Synonymik, von O. Weiffenfels . .	420
<i>Teuber, A.</i> , s. Nachtrag.	
<i>Thomas, A.</i> , s. Lohmeyer.	
<i>Thomas, A.</i> , Etymologisches Lexikon geographischer Namen, von E. Oehlmann	626
—, Leitfaden für den ersten Unterricht in der alten Geschichte, von M. Hoffmann	651
<i>Tietz, O.</i> , s. Henke.	
<i>Traut, H. Th.</i> , Methodisches Hilfsbuch beim Unterrichte der deutschen Sprache, von R. Jonas	554
<i>Truan, H.</i> , Les grands écrivains français, von E. W. Mayer	229
<i>Tschermak, G.</i> , Lehrbuch der Mineralogie, von F. Traummüller . .	308
<i>Tumltitz, K.</i> , Deutsche Grammatik für Gymnasien II, von A. Jonas .	295
<i>Turn- und Volkslieder</i> , von F. Wagner	501
<i>Umlauf, F.</i> , Geographisches Namenbuch von Österreich-Ungarn, von E. Oehlmann	306
<i>Uth, K.</i> , Leitfaden für den Unterricht in der Planimetrie, von H. Müller	565
<i>Verein für Erdkunde in Kassel</i> , Die Anforderungen der Schule an Land- karten, von E. Oehlmann	375
<i>Verhandlungen des vierten deutschen Geographentages zu München</i> , von demselben	44
— des fünften deutschen Geographentages zu Hamburg, von demselben	303
<i>Vilmar, A. F. C.</i> , Schulreden über Fragen der Zeit, von H. F. Müller	723
<i>Walberer, J. Chr.</i> , Mechanik fester Körper, von W. Erler	491

<i>Wallentin, F.</i> , Maturitätsfragen aus der Mathematik, von H. Müller	310
<i>Weber, H.</i> , Griechische Elementar-Grammatik, von A. Reckzey . .	212
<i>Weck, F.</i> , Ausgabe von Homers Odyssee Buch 1—3, von H. Anton .	672
<i>Weissenborn, E.</i> , Aufgabensammlung zum Übersetzen ins Griechische im Anschluß an die Lektüre der Ober-Tertia, von W. Gemoll .	449
—, Aufgabensammlung zum Übersetzen ins Griechische im Anschluß an Xenophons Anabasis, von demselben	729
<i>Weissenfels, O.</i> , Loci disputationis Horatianae, von G. Faltin . . .	404
<i>Weller, G.</i> , Lateinische Lesebücher aus Herodot und Livius, von L. Spreer	19
<i>Wendt, G.</i> , Deutsches Lesebuch, von L. Kluth	121
<i>Wetzel, E.</i> , Wandkarte für den Unterricht in der mathematischen Geo- graphie, von A. Kirchhoff	39
<i>Wewelmeyer, E.</i> , s. Henke.	
<i>Wiel, E.</i> , Cäsars Gallischer Krieg, ein Übungsbuch für Tertia, von R. Schneider	427
<i>Wiese, B.</i> , und <i>W. Lichtblau</i> , Sammlung geometrischer Konstruktions- aufgaben, von M. Schlegel	699
<i>Wiese, H.</i> , s. Harms.	
<i>Widmann, S.</i> , Materialien zu Extemporalien nach Cäsars Bellum Gallicum Buch 1, von R. Schneider	726
<i>Wilmanns, W.</i> , Deutsche Schulgrammatik, von E. Naumann . . .	602
<i>Wittich, F. W. W.</i> , Kurzgefaßtes Lehrbuch des Lateinischen I und IV, von P. Harre	353
<i>Worbs, H.</i> , Deutsches Lesebuch, von W. Hollenberg	126
<i>Wrobel, E.</i> , Die arithmetischen und geometrischen Verhältnisse, Pro- portionen und Progressionen, von M. Schlegel	492
<i>Zaengerle, M.</i> , Lehrbuch der Mineralogie, von F. Traummüller . .	155
<i>Zauritz, M.</i> , Übersetzungsaufgaben aus dem Deutschen ins Französische von E. W. Mayer	613
<i>Ziegeler, E.</i> , Dispositionen zu deutschen Aufsätzen I, von R. Jonas .	459
<i>Zuschneid, K.</i> , Hilfsbuch für den Chorgesang-Unterricht, von L. Hoffmann	312
<i>Nachtrag</i> zu Jahrgang 1885 S. 679, von H. Anton	50
<i>Nachtrag</i> zu S. 358, von A. Teuber	633
<i>Erwiderung</i> von O. Hoffmann	756
<i>Replik</i> , von A. Kallius	757

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

<i>Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreiches Preußen, Band 17—19</i> , von H. Kern	313
—, <i>Band 20</i> , von demselben	378
—, <i>Band 21</i> , von demselben	571
—, <i>Band 22</i> , von demselben	634

	Seite
Verhandlungen der Wanderversammlung der Lehrer höherer Lehranstalten Nordalbingiens in Kiel am 30. Mai 1885, von C. F. Müller	51
Die 38. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Gießen vom 30. September bis zum 3. Oktober 1885, von P. Dettweiler	56. 165
Die 23. Versammlung des Vereines Rheinischer Schulmänner in Köln am Rhein am 10. April 1886, von F. Moldenhauer	503
Von der 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Berlin vom 18. — 24. September 1886, von F. Poske	758
Nekrolog des Provinzial-Schulrats Edmund Vogt, von E. Schweikert	237
Cicero ad Atticum IX 18, 3, von G. Knaack	351
Lehrplan der Gymnasien im Königreiche Serbien	702

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

S. 61, 191, 251, 392, 510, 575, 637, 703, 767.

JAHRESBERICHTE DES PHILOGISCHEN VEREINS ZU BERLIN.

<i>Caesar</i> , von R. Schneider	221
<i>Caesar</i> , von H. Meusel	262
<i>Ciceros</i> Reden, von F. Luterbacher	60
<i>Herodot</i> , von H. Kallenberg	294
<i>Horatius</i> , von W. Mewes	329
<i>Ovidius</i> , von H. Magnus	162
<i>Sophokles</i> , von H. Otte	69
<i>Thatsachen</i> der attischen Formenlehre, von A. v. Bamberg	1

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Zur Schulhygiene.

Dem Interesse für die Gesundheitspflege in den Schulen bietet sich vor allen anderen Publikationen auf diesem Gebiet zur besonderen Beachtung das „Ärztliche Gutachten über das Elementarschulwesen Elsaßs-Lothringens“, welches im Auftrage des Kaiserlichen Statthalters von einer medizinischen Sachverständigen-Kommission erstattet und zu Straßburg i. E. im Verlage von R. Schultz & Co., 1884, herausgegeben worden ist. Diese Schrift, welcher im J. 1882 ein ärztliches Gutachten über das höhere Schulwesen vorangegangen war, enthält eine zusammenfassende Behandlung der wichtigsten für Schulhygiene überhaupt in Betracht kommenden Fragen unter eingehender Würdigung allgemeiner staatswirtschaftlicher und pädagogischer Gesichtspunkte und gewährt ausgiebige Information auch für den Bereich der höheren Schulen. Insbesondere ziehen viele mitgeteilte statistische Ergebnisse die Aufmerksamkeit auf sich. Wenn beispielsweise in Betreff der Kurzsichtigkeit die höheren Schulen oft verantwortlich gemacht worden sind, ohne daß der Einfluß des Stadtlebens überhaupt berücksichtigt wurde, so ist bemerkenswert, daß S. 44 des Gutachtens nachgewiesen wird, daß in den Landelementarschulen in jedem Alter bis zum 15. Lebensjahre die Zahl der Kurzsichtigen geringer erschien (3%) als in den Stadtschulen überhaupt, sowohl in den Elementarschulen (12,5 bis 16%) als in den höheren Schulen (22,8%). Eine Vergleichung der Befunde stattgefundener Untersuchung ergab, daß bis zum Alter von 11 Jahren die Zahl der Kurzsichtigen unter den Schülern höherer Schulen geringer war, als unter den Schülern der Mülhauser Elementarschulen, 14,6 : 22,0 im 11. Lebensjahre, während jenseits des 11. Lebensjahres der umgekehrte Fall eintrat, 22,8 : 12,5. In sämtlichen untersuchten Schulen war bis zum Alter von 15 Jahren der vorgefundene Grad von Kurzsichtigkeit vorherrschend ein niedriger; doch zeigte sich im Alter von 14 Jahren in den höheren Schulen schon eine Zunahme der Zahl der höheren Grade der Kurzsichtigkeit gegenüber den Stadtelementarschulen. Dagegen wird S. 43 bemerkt: „Wir können hier ein

für alle Freunde der Volksbildung tröstliches Ergebnis nicht unerwähnt lassen, zu welchem Tscherning gekommen ist¹⁾. Gegenüber bisher gehegten Befürchtungen spricht er die Behauptung aus, daß die unter dem Einflusse anstrengender Nahearbeit und besonders der Studien zustande kommende Kurzsichtigkeit kein unaufhaltsam fortschreitendes Gebrechen sei, das schließlichs zu gefährlichen Erkrankungen des Auges führe; die noch im höheren Alter fortschreitenden Formen der Kurzsichtigkeit, die das Auge gefährdeten und seine Brauchbarkeit schließlichs aufheben, ständen in keiner Beziehung zur Nahearbeit und insbesondere nicht zum Lesen. Sie kämen sogar, wie es scheine, bei Personen, welche ihr Auge dadurch anstrengten, etwas seltener vor, als bei anderen.“

Das Gutachten der K. preussischen wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen vom 19. Dez. 1883, abgedruckt im Centralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung, Jahrgang 1884, S. 222 fgde, hat S. 246 Bedenken gegen den Beginn des Schulbesuchs im 7. Lebensjahre zur Sprache gebracht. Das Strafsburger Gutachten empfiehlt (S. 35) zustimmend eine besonders vorsichtige Handhabung des ersten Schulunterrichts und die Schonung der Kinder zarteren Alters, bemerkt aber, daß für die besondere Frage, ob der Beginn der Schulpflicht aus dem 7. in das 8. Lebensjahr verlegt werden sollte, aus den dort angeführten entwicklungsgeschichtlichen Thatsachen nichts Entscheidendes zu entnehmen sei. „Alle die Bedenken des Gutachtens gelten in nur wenig verringertem Mafse so gut für das 8. wie für das 7. Lebensjahr. Denn der Übergang vom 7. in das 8. Jahr vollzieht sich kaum merklich und mit so vielen Schwankungen im einzelnen, daß sich die Verschiedenheit zwischen beiden fast verwischen.“ S. 36. „Über der körperlichen kommt die geistige Entwicklung der Kinder in Betracht. . . Es läßt sich auch wohl nicht so ohne weiteres entscheiden, ob es für die Gesundheit des Kindes unter allen Umständen besser ist, wenn es erst im 8. Jahre die Schule besucht. Denn es wäre möglich, daß seine Gesundheit besser gewahrt bliebe, wenn es schon im 7. Lebensjahre eine kurz bemessene Zeit bei sehr geringer geistiger Anstrengung in der Schule verweilte, als wenn es ohne alle geistige Vorbereitung genötigt würde, im 8. Lebensjahr länger als bei jenem anderen Beginn der Schulzeit in der Schule zu sitzen, um innerhalb des kurzen Umfangs eines Jahres Aufgaben zu bewältigen, welche sich sonst über zwei Jahr verteilen.“

Bei der gesteigerten Aufmerksamkeit auf die Anforderungen der Gesundheitspflege, denen die Schule in ihren Räumlichkeiten und ihrem innern Betriebe entsprechen soll, ist die Forderung einer ärztlichen Beaufsichtigung aus ärztlichen Kreisen selbst wiederholt gestellt und auf der elften Versammlung des deutschen

¹⁾ M. Tscherning, Studien über die Aetiologie der Myopie in A. v. Graefes Archiv für Ophthalmologie 1863, B. 29, I, S. 201 ff.

Vereins für öffentliche Gesundheitspflege zu Hannover am 16. September v. J. diskutiert worden. Die Verhandlungen hierüber sind unter dem Titel: Die Hygienische Beaufsichtigung der Schule durch den Schularzt in einem besonderen Abdruck, Braunschweig 1885 bei Fr. Vieweg und Sohn, herausgegeben worden. Das Referat hatte der Privatdozent Dr. A. Baginsky aus Berlin, das Korreferat der Stadtschulrat Prof. Dr. Bertram aus Berlin. In Betreff des Schulbaues und äußerer Einrichtungen wird man dem Referenten überhaupt nicht beistimmen, daß die hygienische Fürsorge bei der stattfindenden Beaufsichtigung der Behörden noch der Kontrolle durch besondere Schulärzte bedürfe. Für die Zuziehung in pädagogischen Fragen wird man auf ärztlichen Rat Wert legen. Aber Befremden muß es erregen, wenn der Wunsch offizieller ärztlicher Mitwirkung an der Leitung öffentlicher Schulen dem Mißtrauen entspringt und Mißverständnisse, ja Beschuldigungen zur Begründung verwendet werden. Baginsky nimmt Beziehung auf eine Besprechung Baumeisters in der deutschen Vierteljahresschrift für öff. Gesundheitspflege Bd. XV S. 448, wonach „die Fachleute, d. h. die Philologen“ sich als unbeschränkte Herrscher gebehreten und der öffentliche Unterricht mit Ausnahme der Volksschule ein allseitig verschlossenes Gebiet sei. Die überaus traurige Erfahrung wird begreiflich genannt, „daß sich die Eltern scheuen, mit Klagen gegen einen Lehrer hervorzutreten, weil sie die Vergeltung fürchten, welche in unheimlicher Weise von dem Angeschuldigten an ihren Kindern geübt werden könne.“ Gegen den Stand, dem, mit welchen Mitteln des Unterrichts es auch sei, ethisch ernste Thätigkeit für die Ausbildung der Jugend anvertraut wird, wird ein Verhalten begreiflich genannt, durch das der Vorwurf unedler, ja gemeiner Gesinnung über ihn kommen müßte. Gerade bei Schulmännern pflege das Bewußtsein der Unfehlbarkeit stark ausgeprägt zu sein. Und doch erklärt Baginsky eine thätige und sachverständige Mitwirkung der Lehrer da für unentbehrlich, wo die eigentliche Domäne der ärztlichen Wirksamkeit in der Schule zu liegen scheine (S. 17). „Bei dem Mafß von Thätigkeit, welches dem Arzte in der Schule überhaupt wird zugemessen werden können, ist es fast unmöglich, daß er auch nur zu einem kleinen Teile die Übertragungsquelle (von Krankheiten) verstopfen kann, weil er die Kinder ja nur für Minuten sieht. Hier ist der Lehrer, welcher die Kinder stundenlang unter Augen hat, ihr Aussehen, ihr Naturell kennt, sonach auch etwaige Veränderungen in ihrem Wesen beobachtet, viel mehr im Stande, prophylaktisch einzugreifen, als der Arzt.“

Der Korreferent hob hervor, daß die Hygiene eine junge Wissenschaft sei, daß ihre Sätze nach dem Urteile ihrer eigenen Vertreter vielfach noch hypothetisch erscheinen, daß aber gegenüber beengten häuslichen Verhältnissen ein wohlthätiger Einfluß des Schullebens wahrgenommen worden, daß die Schule selbst eine

ausgezeichnete hygienische Einrichtung sei. Er wies nach, wie ausgiebig in den Schulen die Verwertung hygienischer Ergebnisse stattfinde, welche Fortschritte beim Bau von Schulhäusern seit 20 bis 30 Jahren sichtbar seien, in wie viel höherem Grade die Verbesserung der Subsellien und der Beleuchtung den Anforderungen entspreche. Er zog den Schlufs, dafs das kräftigste Mittel zur Förderung der Schulhygiene die wissenschaftlichen Untersuchungen selbst seien, nach deren Aneignung unter den Lehrern ein spontanes eifriges Verlangen sich rege. Eine dauernde und gar individualisierende Beaufsichtigung durch Schulärzte erschien ihm unvereinbar mit den allgemeinen Vorschriften über den Unterricht, die auch der einzelne Schulvorstand nicht beschränken dürfe, und ebenso mit den Pflichten der Eltern, deren Entbindung von der Sorge, die ihnen obliege, zu einer weiter gehenden Verstaatlichung der Schule führen müsse.

Schulrat Bertram hat sich dadurch den Dank der Lehrer verdient, dafs er Einflüsse abgewehrt hat, die ihre Berufsfreudigkeit geschmälert haben würden. Es ist für den Schulstand erfreulich, dafs eine Verständigung mit den zahlreich an der Verhandlung teilnehmenden Vertretern des ärztlichen Standes erreicht wurde, die ein gedeihliches Zusammenwirken erwarten läfst. Das Ergebnis der Beratung war die nahezu einstimmige Annahme der Bertramschen Thesen, mit einer geringen Modifikation in der dritten, nach folgendem Wortlaut: 1. „Die Schulhygiene wird am wirksamsten gefördert durch wissenschaftliche Erörterungen, welche von Ärzten ausgehen, die über Schuleinrichtungen umfassende Beobachtungen anstellen.“ 2. „Ärztliche Autoritäten sollen bei Aufstellung von Normativbestimmungen über Schulhygiene, sowie bei der Entscheidung allgemeiner auf dieselbe bezüglicher Fragen zu Rate gezogen werden.“ 3. „Behufs praktischer Durchführung anerkannter Normen der Schulhygiene ist sowohl die hygienische Ausbildung der Lehrer als die Mitwirkung dazu qualifizierter Ärzte wünschenswert.“

Auch auf dem dritten Kongresse für innere Medizin hat im vorigen Jahre die Schulhygiene die Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Ein Arzt vom deutschen Krankenhause zu London, Dr. Hermann Weber, hat einen Vortrag Über Schulhygiene in England gehalten, welcher als Separatabdruck 1884 im Verlage von J. F. Bergmann in Wiesbaden erschienen ist. Der Einflufs des englischen Schulsystems wird als günstig bezeichnet. „Langes Ochsen gehört nicht zum System; wer nicht mitkommt, bleibt zurück, und das bezieht sich auch auf den geisteslangsamen Knaben, für welchen eine andere Erziehung oder ein anderer Beruf gefunden werden mufs.“ Man sieht, es waltet eine kräftige Entschlossenheit. Wie viel Elternsorgen wälzen sich bei uns auf die Schulen, deren Anforderungen natürlich bei schwachen Schülern am ehesten als Überbürdungen erscheinen! Darin, dafs die Knaben in den höheren öffentlichen Schulen beinahe neun Monate fast

ganz den Einflüssen der Familie entzogen sind, findet der Verfasser des Vortrages einen Vorzug. Dagegen sollen in öffentlichen Elementarschulen Klagen wegen Überbürdung laut geworden sein. Von den hygienischen Einrichtungen für dieselben wird bemerkt, daß sie in manchen Fällen durchaus nicht vollkommen seien. Angestellte ärztliche Inspektoren gebe es noch nicht, auch nicht spezielle Gesetze über Einrichtungen von Schulen, obwohl Regulationen der Public Health Act von 1875. Wohl aber haben die öffentlichen Schulen für die höheren und mittleren Klassen (Public Schools) meist ihre eigenen Schulärzte (wie die Internate in Deutschland auch). Der Vortrag bietet nicht genügende Anhalte für eine Vergleichung mit deutschen Zuständen, die wesentlich verschiedener Art sind, und entbehrt auch zur Beurteilung der englischen Verhältnisse der statistischen Grundlagen. Verschwiegen wird aber nicht, daß gelegentliche recht unangenehme Erfahrungen vorkommen, wenn es auch durch Überwachung von Medical Officers, durch die öffentliche Meinung und Presse und die Schulärzte gelinge, ziemlich befriedigende Verhältnisse zu erzielen.

Eine in den letzten Monaten erschienene Schrift: „Die körperliche Erziehung und die Gesundheitspflege in der Schule. Nebst einem Anhang: Über das Erkennen ansteckender Krankheiten, zur Verhütung deren Verbreitung durch die Schule, zum praktischen Gebrauch für Schulbehörden, Lehrer und Ärzte von Dr. Max Reimann, Königl. Kreisphysikus in Neumünster. Kiel, Verlag von Lipsius und Tischer 1885“ giebt Gelegenheit, einige allgemeine Gesichtspunkte und die meisten in Betracht kommenden besonderen Aufgaben der Schullhygiene in möglichster Kürze durchzugehen.

Der Verf. bezeichnet wiederholt die Einsetzung von Schulärzten als wünschenswert. Er beruft sich auf ein mehrfach geäußertes Verlangen aus Lehrerkreisen, welchem er entsprechen wolle, und stellt seiner Arbeit das Motto voran: „Die Hygiene muß Gemeingut der Lehrer werden“. Wenn er auch Kirche, Schule und Familie gemeinsam als berufen bezeichnet, an der Erziehung der Jugend zu arbeiten, so setzt er doch die Thätigkeit des Lehrers in den Mittelpunkt und betrachtet die Familie in dem Sinne als Mithelferin, daß er dem Lehrer die Aufgaben zuweist, Anregung und Belehrung über Pflege des Körpers und über Erhaltung der Gesundheit in die Heimstätten der Schüler hineinzutragen. Er hat dabei wesentlich die Volksschule im Auge und erwartet insbesondere von ihr unter dem angegebenen Gesichtspunkte einen unschätzbaren hygienischen Segen für das gesamte Staatswesen. Wie sich nach dieser Richtung die Wirksamkeit des Volkslehrers gestalte, beschreibt er mit folgenden Worten: „Der Volkslehrer begnügt sich nicht damit, bei jeder sich bietenden Veranlassung seinen Schülern zu sagen, wie sie sich vor zu warmer Kleidung zu hüten haben, wie sie ihren Körper täglich

sorgfältig zu reinigen, ihre Stuben täglich zu lüften, schlechte verdorbene Nahrungsmittel, unreifes oder halbreifes Obst zu meiden haben, wie sie sich vor ansteckenden Krankheiten schützen können u. dgl.; der Volkslehrer lehrt und ermahnt auch über die Grenzen des Schulhauses in Haus und Familie der Eltern seiner Schüler.“ Daher wünscht Verf. dringend, daß dem Lehrer ein Arzt als Berater und Helfer zur Seite gegeben werde. Es kommt ihm in der vorliegenden Schrift darauf an, den Lehrer mit den praktischen Zielen der Schulgesundheitspflege vertraut zu machen.

Das überall in Schulkreisen vorhandene Interesse für hygienische Fragen beweist, daß die Pflicht anerkannt wird, Belehrungen über die Pflege der Gesundheit für die den Schulen anvertraute Jugend von sachkundiger Seite anzunehmen. Es ist den Lehrern eine ernste Sache, auch ihrerseits zu verhüten, daß die Erben unserer nationalen Güter leiblich nicht zu einem verkommenen Geschlechte entarten. Aber der Verf. scheint den Umfang der Aufgabe, welche die Schule zu übernehmen hat, nicht treffend zu bezeichnen. Dieselbe hat sich bisher bescheiden dürfen, die Helferin des Hauses zu sein: sollte die Familie vielmehr die Mit-helferin der Schule werden müssen?

Die Befürchtung des Verfs., die sich S. 7 in dem Ausrufe ausspricht: „Wie mannigfache Quellen der Gesundheitsschädigung schließt aber auch gerade die Institution der Schule in sich!“ findet einen direkten Gegensatz in der richtigeren Behauptung des Korreferenten über die hygienische Beaufsichtigung der Schule, die oben angeführt ist, daß die Schule an sich eine ausgezeichnete hygienische Einrichtung sei. Für die Volksschule bestreitet das Strafsburger Gutachten S. 7 insbesondere auch jeden Anlaß zu einer Besorgnis wegen stattfindender Überbürdung, womit der Verf. im Zusammenhange seines Ausrufs die Notwendigkeit des Zusammenwirkens von Ärzten und Pädagogen allgemein zu erweisen sucht. Aber wenn auch von der Überbürdungsfrage abgesehen wird, so bleiben noch Anlässe genug für das Schulleben übrig, für welche eine besondere Aufmerksamkeit auf die Gesundheitspflege notwendig und ersprießlich erscheint. „Man wird zugeben müssen, daß ein Mensch frei bleiben kann von Fehlern, Gebrechen und krankhafter Schwäche und doch weit zurückbleiben unter dem Einflusse von allerlei Schädlichkeiten, die in geringem Mafse, aber lange Zeit auf ihn einwirken, hinter der vollen Körperkraft, zu welcher er unter günstigeren Bedingungen gelangt wäre. Es genügt somit nicht, die Jugend vor grobem Schaden zu bewahren, es gilt, sie zu möglichst großer Kraft und Gesundheit aufzuziehen.“ (Strafsburger Gutachten S. 8.)

Als Beitrag für die hiernach zu erstrebende Vereinigung hygienischer Anforderungen mit den Diensten, welche die Schule zu leisten wünscht, ist daher auch die vorliegende Schrift willkommen. Sie umfaßt in 8 Abschnitten auf 65 Seiten eine

Darstellung der Bedingungen, welche für die Beschaffenheit der Schulräume und für die Einrichtung des Lehrplanes maßgebend sein sollen, unter folgenden Überschriften: I. Das Schulhaus, II. Beleuchtung, III. Luftwechsel, IV. Heizung, V. Trinkwasser und Schulbrunnen, VI. Subsellien, VII. Schreibunterricht und Buchdruck, VIII. Das Schulturnen. Hierauf folgt noch ein Kapitel (IX) von nicht ganz 6 Seiten, in welchem von Kleidung, Nahrungs- und Genußmitteln gehandelt wird. Endlich giebt ein Anhang auf etwa 10 Seiten eine Belehrung über das frühzeitige Erkennen ansteckender Krankheiten zur Verhütung der Weiterverbreitung derselben durch die Schule.

Im Abschnitt I ist für das Schulhaus die Orientierung nicht zur Sprache gebracht, obwohl bei der Forderung einer freien Lage die Möglichkeit der zweckmäßigsten Richtung offen bleibt. Nur parenthetisch ist im zweiten Abschnitt ein kurzer Satz hierüber vorhanden. Wenn grade diese Frage allerdings noch besonders controvers zu sein scheint, so wäre zu verlangen, daß dies bestimmt ausgesprochen würde. Behandelt sind dagegen der Barackenbau, wie ihn Baginsky auf der Hygieneausstellung zu Berlin 1883 anschaulich gemacht hatte, ferner die Verschiedenheit der Lang- und Tiefklassen mit ihren relativen Vorzügen, die Größe, die Dielung, Wände und Decke der Lehrzimmer, Thüren, Treppen, Aborte. Sehr beachtenswert ist der Hinweis darauf, daß Mangelhaftigkeit der Dielung durch vorhandene Spalten die Aufnahme schädlicher Stoffe erleichtert und ihre Beseitigung verhindern kann. Nicht annehmbar erscheint, daß Verf. eine monatliche Reinigung der Aborte für ausreichend hält und schon für 20 Schüler je einen Abtritt fordert. Zu den Forderungen der Hygiene gehört auch, daß die Schüler in der Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse zur Regelmäßigkeit angehalten werden. Die Schule darf einer Gewöhnung nicht Vorschub leisten, durch welche sie die Benutzung ihrer Aborte mehr erleichtert, als die natürliche Ordnung verlangt.

Wenn der Verf. im zweiten Abschnitt fordert, daß bei der im Prinzip allein zulässigen einseitigen Beleuchtung der Lehrzimmer nur 6 bis 8 Sitzplätze vom Fenster bis an die gegenüberliegende Wand vorhanden seien, so würde dies in mehr Fällen, als zu wünschen ist, zur Anlegung von Tiefklassen nötigen, denen sonst nur aus besonderen Gründen ein Vorzug zugestanden werden kann. Daß kurzsichtige Schüler aber die Fensterplätze angewiesen erhalten, würde durch das Bedürfnis, die Schultafel und andere Anschauungsgegenstände in der Mitte der Vorderwände anzubringen, Hindernissen begegnen. Für die übrigens nur ausnahmsweise zulässige künstliche Beleuchtung in Lehrzimmern giebt Verf. aus annehmbaren Gründen dem Petroleum den Vorzug vor dem Gase.

Im dritten Abschnitt erklärt sich Verf. zu Gunsten der natürlichen Ventilation und beschwichtigt manche Besorgnisse, die in Betreff der sogenannten Schulluft gehegt werden. Es ist

aus den Schriften Pettenkofers (vgl. dessen „Beziehung der Luft zu Kleidung, Wohnung und Boden“, Braunschweig 1872. S. 63) bekannt, daß die Kohlensäure nur als Maßstab anzusehen ist, mit dem alle sonstigen Veränderungen, welche in der Luft durch Respiration und Perspiration gleichzeitig und proportional erfolgen, gemessen werden. Aber Verf. bemerkt S. 25: „Auch die Anschauung, daß die gasförmigen organischen Ausscheidungsprodukte einen giftigen Stoff enthielten, der allgemein als das schädlich wirkende Agens einer verbrauchten Luft neben der Kohlensäure angesehen wurde, ist verlassen, seit durch Versuche im hygienischen Institut in Amsterdam unter Prof. Forsters Leitung in neuester Zeit nachgewiesen ist, daß der normale gesunde Mensch durch Haut- und Lungenatmung jedenfalls keine nennenswerten Mengen von flüchtigen organischen Stoffen an die ihn umgebende Luft abgibt, und daß, sobald dies geschieht, die Veranlassung dafür teils krankhafte Gasbildung im Darmkanal bei Verdauungsstörungen giebt, teils Zersetzungsvorgänge von Ausscheidungsprodukten an der Körperoberfläche, also außerhalb des Körpers, bei schmutziger Haut, Kleidern.“ Es sei daher besonders auf Reinhaltung des Körpers und der Kleidung zu achten; namentlich seien nasse Kleidungsstücke nicht in den Schulklassen zu dulden, sondern nach den Korridoren zu bringen. Auch das Strafsburger Gutachten über Elementarschulen verlangt S. 82, daß auf den Gängen zur Aufbewahrung der Überkleider, der Kopfbedeckungen u. s. w. und am Eingange des Hauses zum Reinigen der Fußbekleidungen geeignete Vorrichtungen anzubringen seien; die Gänge und Treppenräume müßten möglichst geräumig, hell und, auf die Gefahr hin, daß sie nicht ganz zugfrei bleiben, gutventilierbar sein.

Zur Heizung (Abschn. IV) scheint Verf. für größere Schulhäuser, in denen Centralheizung stattfindet, die Luftheizung als zweckmäßig zu betrachten. Aber die Klagen über dieselbe haben in Schulkreisen nicht aufgehört. Schon im Jahre 1876 lagen dem medizinisch-pädagogischen Vereine in Berlin nach dem Berichte in Toselowkis Zusammenstellung (Schulhygiene, Berlin 1883, S. 73) c. 80 Gutachten und Klageschriften von Lehrern, Lehrerkollegien und Privatpersonen vor, darunter auch ungünstige Urteile von ärztlichen Autoritäten und Technikern. Im Februar 1879 wurde im Auftrage des Berliner Magistrats ein Bericht über die Untersuchung der Heizungs- und Ventilationsanlagen in den städtischen Schulgebäuden in Bezug auf ihre sanitären Einflüsse von einer Kommission erstattet, die aus dem Sanitätsrate Dr. Reincke, Stadthaurat Blankenstein, Chemiker Dr. Bischoff, Ingenieur Voigt bestand (gedruckt im Verlage der Deutschen Bauzeitung, 38 Seiten Text und 40 Seiten Anlagen). Das Material war aus 126 Schulanstalten gewonnen, von denen 45 mit Lokalheizung (508 Kachelöfen und 35 eiserne Öfen), 54 mit Luftheizung, 22 mit Niederdruckwasserheizung, 3 mit Mitteldruckwasserheizung,

1 mit Hochdruckwasserheizung, 1 mit Luftwasserheizung versehen waren. Die Centralluftheizung war besonders eingehend besprochen. In den eingegangenen Beschwerden war über ungenügende und ungleichmäßige Erwärmung, kalten Luftzug und Temperaturschwankungen, über Trockenheit, Verunreinigung mit Rufs, Staub und schädlichen Gasen, über katarrhalische Affectionen, Hustenreiz, Brennen der Augen, ungenügende Ventilation geklagt worden. Der Bericht giebt S. 34 auf Grund der bekannten Erfahrung, daß lebhaft bewegte warme Luft den Körpern Wasser entziehe, die Möglichkeit zu, daß die Schleimhaut der Luftwege bei einzelnen Personen, zumal wenn sie während des Unterrichts viel sprechen, durch den stärkeren Verdunstungsprozess leidet, daß Trockenheit des Halses und Hustenreiz entstehen können. Das Gleiche gelte von dem Abdünsten der Feuchtigkeit von der Bindehaut der Augenlider, wodurch das Gefühl des Brennens der Augen bedingt sei. Zu bemerken ist, daß Wasserverdunstungsapparate mit den Heizungsanlagen verbunden zu sein pflegten. Der Bericht gelangt zu dem Schlusse (S. 38), daß zwar den Centralheizungen der Vorzug vor Lokalheizungen gegeben wird, obgleich erstere noch ziemlich weit von Erfüllung idealer Forderungen entfernt seien, daß aber, soweit dieselben überhaupt erfüllt werden könnten, dies am besten zu erreichen sei durch Anwendung einer Wasserheizung mit einer durch Pulsion betriebenen Ventilation. Im Programm des Johannums zu Hamburg vom Jahre 1881 wurde berichtet (S. 5), daß die Centralheizung durch Öfen ersetzt worden sei, so daß nur die Aula Luftheizung habe. Die Ministerialverfügung vom 12. Dez. 1883 läßt die Frage offen und giebt nur Direktiven für den Fall, daß Luftheizung gewählt wird. Sie bemerkt, daß vom hygienischen Standpunkte ein prinzipieller Unterschied zwischen Ofenheizung mit ausgiebigen Ventilationseinrichtungen und einer rationell angelegten Luftheizung nicht bestehe (Centralbl. für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen, 1884, S. 178).

In der vorliegenden Schrift ist leider die Warmwasserheizung unberücksichtigt geblieben und von der Heißwasserheizung nicht unterschieden. Dieselbe scheint sich unter den Systemen für Centralheizung besonders zu bewähren. Sie besteht nach dem nützlichen Buche von E. Hilgers „Bauunterhaltung“ 3. Aufl. Wiesbaden 1885, S. 179 fg., aus einem Röhrensystem, in welchem sich warmes Wasser bewegt, seine Wärme an die Luft abgiebt und dann zu neuer Erwärmung an die Heizstelle zurückgeht. Das Wasser nimmt die Wärme seinem Volumen entsprechend schnell auf und giebt sie langsam wieder ab. Die erzeugte Wärme ist angenehm und gleichmäßig und kann an jeder Stelle verstärkt oder abgeschwächt werden. Während bei Heißwasserheizung die Temperatur des Wassers bis auf 200° C. und höher gebracht wird, gelangt dieselbe bei einer seit 1865 bestehenden Warm-

wasser-Niederdruckheizung im hiesigen Wilhelms-Gymnasium bis auf 95° C. Die zwanzigjährige Benutzung dieses Systems gestattet ein durchaus günstiges Urteil über seine Wirkungen. Doch würde zu empfehlen sein, daß bei neuen Anlagen die Röhrenleitung nicht vermauert, sondern zur Auffindung schadhaft gewordener Stellen offen und leicht zugänglich gehalten würde.

In der Schulbankfrage (Abschn. VI) entscheidet sich Verf. für Minusdistanz. Er giebt die Verhältniszahlen und erläutert zufriedenstellend die Veranschaulichung von Esmarch, welche unter dem Titel: „Zur Belehrung über das Sitzen der Schulkinder“ 1884 im gleichen Verlage zum Preise von 20 Pf. erschienen ist. Er bemerkt allerdings mit Recht, nicht nur daß zur Abwendung der nachteiligen Folgen schlechter Haltung beim Sitzen die häusliche Gewöhnung korrigiert werden müßte, sondern hauptsächlich auch, daß selbst die bestkonstruierten Schultische immer noch viel Energie des Lehrers erfordern, wenn die Schüler wirklich gut sitzen sollen. Ernste Schulstrafen erscheinen dem Verf. nötig, wenn es auf andere Weise nicht erreichbar wäre, um Kinder an dem Schiefsitzen oder dem Sitzen mit zusammengepresster Brust und vornüber gebeugtem Oberkörper zu hindern. Ein erschwerender Umstand scheint für die Anfänge des Schreibunterrichts überhaupt noch nicht genug beachtet zu werden. Derselbe liegt in der sehr oft noch vorhandenen Schwäche des Handgelenks und der Finger bei den Kindern in den ersten Schuljahren. Die Folge ist fehlerhaftes Halten des Griffels oder der Schreibfeder, welches später häufig niemals wieder beseitigt wird und ebenso sehr die Leichtigkeit wie die Deutlichkeit der Schrift beeinträchtigt, aber auch die richtige Haltung des Oberkörpers verdirbt, weil die Anstrengung, zu welcher die Hand gezwungen wird, die Beugung vornüber oder zur Seite veranlaßt. Für den Schreibunterricht enthält übrigens der Abschnitt VII Ratschläge in Betreff der Lage, die dem Schreibheft zu geben ist. Verf. verwirft die gerade und noch mehr die schiefe Rechtslage. Er fordert eine linksschiefe Mittellage, zu deren gleichmäßiger Durchführung er den Vorschlag macht, die Richtung durch eine auf der Tischplatte gezogene farbige Linie zu bezeichnen. Zu den Bemerkungen über die Wandtafel würde hinzuzufügen sein, daß dieselbe nicht unbeweglich vertikal an der Wand befestigt werden sollte. Wenn dieselbe an der Wand aufgehängt wird, so ist die Anbringung von eisernen Haken am unteren Rande zweckmäßig, die es möglich machen, den zur Verhütung blendender Lichtreflexe erforderlichen Neigungswinkel herzustellen.

Sehr erfreulich ist, daß der Gebrauch von Pincenez hier auch von ärztlicher Seite verworfen wird. Wenn Augengläser notwendig sind, so würden für die Wandtafel Lorgnetten dem Verf. zulässig erscheinen. Aber das Brillentragen wünscht er nur auf ein ärztliches Attest gestattet, was auch die preussische

Cirkularverfügung vom 22. Oktober 1858 (Wiese I S. 136) fordert. Der Vorschlag des Verf.s, grofse und runde Gläser zu empfehlen, würde nicht blofs hygienisch vorzuziehen sein, sondern auch beitragen, bei jungen Leuten ein stutzerhaftes Brillentragen einzuschränken.

Nicht motiviert wird der Satz aufgestellt, dafs der Zeichenunterricht erst mit dem 12. Lebensjahre anfangen solle. Die Leitung der Berliner Stadtschulen legt Wert darauf, ihn schon auf der untersten Klassenstufe zu beginnen.

Besonderer Beachtung wird mit Recht die Pflege des Hörsinnes empfohlen. Es mag oft übersehen werden, dafs Unaufmerksamkeit und Gleichgültigkeit in einer Schwäche des Gehörs begründet sein kann. Der Verf. spricht treffend von träge hörenden Kindern. Er bezeichnet die Hörfähigkeit dann als unvollkommen, wenn Flüstersprache nur auf 3 bis 5 Meter verstanden wird. (Das Strafsburger Gutachten erklärt S. 48 in einem als besonders schlimm bezeichneten Falle die Hörfähigkeit als mangelhaft, wo die Flüsterstimme statt auf die Entfernung von 20 bis 25 Meter bei einer solchen von 15 Meter oder von da abwärts vernommen wurde.) Dafs aber zur Feststellung Schulärzte notwendig seien, ist schwerlich zuzugeben. Exakte Ermittlungen würden Spezialärzte erfordern, annähernd aber auch den Lehrern möglich sein, wenn sie darauf aufmerksam sind. Referent kann sich auf die Mitteilung eines Sachverständigen beziehen, dafs ein sonst geschickter Arzt die Gehörschwäche seines eigenen Sohnes erst durch einen Spezialarzt erfuhr, während dem Lehrer durch die Vergleichung der Hörfähigkeit bei einer gröfseren Anzahl von Schülern die Erkennung erleichtert wird. In einem analogen Falle wurde einem angesehenen Arzte eine hochgradige Augenschwäche seines eben in die Schule aufgenommenen Sohnes von dem Lehrer entdeckt.

Abschnitt VIII beginnt die Besprechung des Schulturnens mit der sonderbaren Bemerkung, dafs die Gymnasien bei den Griechen mit den Tempeln verbunden zu sein pflegten. Obgleich schwerlich ein Arzt die Wichtigkeit des Turnunterrichts bezweifelt, so scheinen doch Dispensationen heut zu Tage häufiger, als recht ist, durch ärztliche Atteste veranlafst zu werden. Hier würden die Schulen besonders durch ärztliche Autorität in den Familien zu unterstützen sein, wenn Ängstlichkeit oder Weichlichkeit die Entbindung von der Teilnahme herbeizuführen sucht, wenn die Schüler durch Privatunterricht belastet sind und zum Turnen keine Zeit übrig zu haben scheinen, oder wenn gar unzweckmäßige Lage der Hauptmahlzeit in späten Nachmittagsstunden Indispositionen beim Turnen und nach denselben Anträge auf Dispensierung veranlafst. Der Verf. erkennt keinen anderen triftigen Befreiungsgrund an als akute Erkrankungen. Hiermit möchte zuviel verlangt sein. Auch in manchen Fällen chronischer Leiden und habitueller Gebrechen kann die Schule eine Verantwortlichkeit nicht übernehmen. Selbst bei Bruchleiden mufs der Arzt ent-

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Friedrich Holzweiszig, Lateinische Schulgrammatik in kurz übersichtlicher Fassung und mit besonderer Bezeichnung der Pens für die einzelnen Klassen der Gymnasien und Realgymnasien. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (H. Goedel), 1885. VIII u. 201

Vorliegende Grammatik hat augenscheinlich nur das Ziel, ein praktisches Lernbuch in den Händen der Schüler zu sein. Diese Aufgabe wird sie nach des Ref. Meinung vollkommen gerecht. Äußerst bestechend wirkt es zunächst, daß die ganze Syntax, die in der Ellendt-Seyffertschen Grammatik auf 180 Seiten behandelt ist, hier auf 100 Seiten zum Abschluss gebracht wird. Dabei ist der Stoff nicht gekürzt; er ist sogar reichhaltiger durch eine Menge von Bemerkungen, die als Zusätze den einzelnen Regeln beigegeben ein wertvolles stilistisches Material bilden und das Wissenswerteste aus diesem Gebiete für die oberen Klassen enthalten. Diesen reichen Stoff auf einer verhältnismäßig geringen Seitenanzahl zu bewältigen, gelingt dem Verfasser zunächst durch die kurze, präzise Fassung der Regeln, die wohl allgemein Anerkennung finden dürfte; ferner beschränkt er sich darauf, den einzelnen Regeln nur ein Lehrbeispiel anzufügen, eine Neuerung, die wohl wenig gegen sich hat, da ja in der Praxis von einer Menge der Beispiele, die die Grammatiken anzuführen pflegen, gewöhnlich nur eins gebraucht wird. Ungeteilten Beifall verdient schließlich die Abgrenzung der einzelnen Klassenpensens, die ebenso übersichtlich ist, wie sie den Bedürfnissen und der Entwicklung jeder Klasse entspricht.

Trotz aller dieser eben erwähnten Vorzüge können wir die Meinung des Hn. Referenten in den N. Jahrbüchern (1885 Hft 2. Abt. S. 322f.), der in dieser Grammatik fast das Ideal einer Schulgrammatik erreicht sieht, nicht zu der unsrigen machen, weil derselben das Hauptfordernis einer Grammatik fehlt, die Zuverlässigkeit der Regeln. Wenn gegen die Ellendt-Seyffertsche Grammatik Klagen geführt wurden, so betrafen diese weniger die Form als den Inhalt derselben, die Unzulänglichkeit vieler Reg

und die offenbaren Fehler in denselben. Diese Klagen treffen auf die Grammatik von Holzweiszig noch in erhöhtem Maße zu. Denn in dem Bestreben, die Regeln aus Ellendt-Seyffert zu vereinfachen und sie in bessere Form zu bringen, hat der Verfassers ohne genügende Sachkenntnis dieselben gewöhnlich in der Weise redigiert, daß das, was bei E.-S. als gewöhnlicher Sprachgebrauch bezeichnet ist, allein als das Richtige herausgezogen wird. Leidet nun Ellendt-Seyfferts Grammatik an falschen und willkürlichen Unterscheidungen vom gewöhnlichen Sprachgebrauch neben dem seltneren, so wird daraus bei H. eine rigorose Einzwängung der lateinischen Sprache, zu der die Schriften der Klassiker im offenbarsten Widerspruch stehen. So lehrt E.-S. § 272 Anm. 1, daß gewöhnlich beim dritten hypothetischen Fall der Indic. Imp. oder Plusqu. bei „können, sollen, müssen“ gesetzt wird, nach H. § 272 Bem. muß der Indic. Plusqu. gesetzt werden; nach E.-S. wird *licet* ausschließlich, *quamvis* meist nur in Sätzen der Gegenwart gebraucht; H. vereinigt *quamvis* und *licet* ohne Berechtigung § 276 Bem. 1: „*licet* und *quamvis* stehen fast nur in Sätzen der Gegenwart“; bei *volo, nolo, malo* kann nach E.-S. § 292, Anm. 3 der Acc. c. inf. auch bei gleichem Subjekt stehen, wenn das Verb ein Passiv oder *videri* mit einem Prädikatsnomen ist; bei H. § 293, Bem. 5 darf nur der Infinitiv stehen, u. s. f.

Im folgenden will ich nun, ohne erschöpfen zu wollen, eine Zusammenstellung der Fehler aus dem Gebiete der Syntax bei H. geben:

§ 168 *incusare* kennt die klassische Sprache in der Bedeutung „anklagen wegen etwas“ nicht. § 169 „*pro nihilo putare, ducere, nihili esse*“. Cicero sagt *pro nihilo esse*: Marcell. 27, Phil. II 56; *habeo* fehlt ganz in dieser Regel, dessen Konstruktion mit dem Gen. klassisch ist, wie Cicero: Phil. VI 10 und Cäsar B. G. IV 21 beweisen mögen. — § 172 „bei *interest* wird die Sache ausgedrückt durch den Infinitiv, durch den Acc. c. inf. bei neuem Subjekt“. Daß der Acc. c. inf. auch bei gleichem Subjekt stehen kann, ist ohne Frage: *aratoris interest se habere* Verr. III 147; *mea existimo interesse, me videri* Cluent. 149; *hic sua putat interesse se defendi* ebenda. — Die Fassung der Regel ferner: „doch sagt man *mea, tua, sua . . . interest*“ ist auch nicht korrekt, da *sua* bei *interest* selbst nicht stehen kann. — § 181 „Der Dativ in Verbindung mit der Coniugatio periphrastica passiva (zuweilen auch mit Formen des Passivums) bezeichnet die handelnde Person“; nicht zuweilen, sondern häufig steht der Dativ der handelnden Person beim Perfekt Passivi. § 182. Von den Verben, bei denen der Dativ des Zweckes stehen kann, dürfte *vertere* in dieser Verbindung unklassisch sein, *habere* heißt „zu etwas haben“ nicht „anrechnen“. § 187. „*ingredi iter, ingredi in urbem*“; vgl. *cum iam pontem Mulvium ingredi inciperent* Catil. III 6; *ingressus urbem est* Phil. XIII 19. — § 190. Ein Accusa-

tiv der Person und der Sache steht bei Verbis des Bittens, Fragens, Forderns in der Regel nur, wenn das sächliche Objekt ein Neutrum eines Pronomens ist.“ Bei *posco* stehen die Accusative der Person und der Sache: *parentes pretium* Verr. I 7; *magistratum nummos* ebd. 44; *Milesios navem* ebd. 86; *Octavium pecuniam* ebd. 127 und II 119, ebenso Verr. II 143, IV 32, und genügen wohl, um zu beweisen, daß dies klassischer Sprachgebrauch ist; das Verbum *reposco* mit gleicher Konstruktion ist gar nicht angeführt. § 191. „gehalten werden für = *haberi, existimari, duci, putari*, doch ist das Perfekt nur von *haberi* gebräuchlich.“ Das Perfekt von *existimari* ist wohl noch gebräuchlicher wie das von *haberi* und scheint nur aus Versehen nicht angeführt zu sein. § 198. „bei *gigni, nasci, oriri* wird die Herkunft in der Regel durch den bloßen Ablativ des Namens der Eltern, besonders des Vaters . . . bezeichnet.“ *gigni* könnte fehlen, das in dieser Konstruktion kaum klassisch sein dürfte. Die gewöhnliche Konstruktion bei *orior* ist die Präposition *a*; *natus* hat ebenso *ex* zur Bezeichnung der Herkunft vom Vater, als den Ablativ bei der Mutter; *humili loco natus* scheint mir eher ein Ablativ des Orts zu sein, wie *summa familia natus*, das mit *summa in familia* wechselt. § 199. „*confidere re*, aber *confidere alicui*.“ Cicero sagt in den Reden 5 mal *causae*, dazu *constantiae*, Phil. V 1, *malitiae* Verr. III 155, *virtuti* Phil. X 1; zu *fretus re* ist hinzuzufügen: *aliquo*. — § 219 zu *bis in die* vgl. Flacc. 98: *bis hoc anno*. — § 240. „Der Indikativ steht abweichend vom Deutschen bei *paene* fast.“ *prope*, das gewöhnlich mit *paene* zusammen genannt wird, fehlt an dieser Stelle, bei den Bedingungssätzen (§ 272) wird es mit *paene* angeführt. In „*paene* und *prope dicam*“ müßte der notwendige Konjunktiv angeführt werden. § 272. „Im Nachsatze der irrealen Bedingungssätze steht (statt des Konj. Plusquamp.) der Indikativ bei den Verben „können, sollen, müssen.“ Auch bei diesen Verben findet sich der Indikativ nur vereinzelt, ebenso wie bei allen andern, um einmal die Folge als unzweifelhaft zu bezeichnen; in diesem Falle vertritt dann der Indikativ keineswegs nur den Konj. Plusquamp., sondern ebenso den des Imp. So steht bei *posse* der Konj. Plusq. z. B. *si esset, non potuisset*, de nat. deor. I 22; *nisi dixisses, nihil audire potuisses* ebd. 57; *nisi haberemus, non potuisset* ebd. II 5 etc. — § 274 „*si minus, sin minus, sin aliter*, „wenn nicht; wo nicht“ steht in Nebensätzen ohne eigenes Verbum finitum.“ *si minus* steht außerordentlich häufig mit eigenem Verbum finitum z. B. *quae si minus in scaena sunt* Planc. 29; *si minus profutura sint* ebd. 89; *si minus victus cecidisset* Mil. 81 etc. — § 283. „In der indirekten einfachen Frage steht *num*; *-ne* entsprechend deutschem „ob, ob etwa“ *nonne* entsprechend deutschem „ob nicht“. *nonne* in indirekter Frage ist sehr selten (einmal in Ciceros Reden Phil. XII 15 gegenüber c. 100 Stellen, in denen *num* und

ne in indirekten Sätzen stehen). *num* und *ne* entsprechen bald deutschen „ob“ bald „ob nicht“, wie z. B. *cum quaesissem, num quid aliud de bonis eius pervenisset ad Verrem* Verr. IV 27; *haec nam rogaturus: navem populo Romano debeantne? fatebuntur* Verr. IV 150. § 286. „In der Regel werden nach einem Präteritum *hic nunc* etc. verwandelt in *ille tum* etc.“ Dafs dies bei *hic* nicht geschieht, davon kann man sich in jeder *oratio obliqua* bei Cäsar überzeugen. § 299. „Das Partizipium wird attributiv und prädikativ gebraucht bei *audire* und *videre*, wenn sie von einer unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung gebraucht werden.“ Das Partizipium steht bei *videre* auch bei einer nicht unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung: *imperatorem videmus perniciem rei publicae molientem* Catil. I 5; *quos huius exitum iudicii expectantis videtis* Mil. 3; *modo Caesarem regnantem videramus* Phil. II 108; und bei einer unmittelbaren sinnlichen Wahrnehmung steht der Infinitiv: *alterum sedere in accusatorum subselliis vides* Sex. Rosc. 17; *eum vident sedere ad latus praetoris* Verr. V 107 etc. Vgl. Verr. IV 18: *res illum divinas facere vidisti* und *har. resp.* 33: *ne quis possit . . . te sacra illa tua facientem videre*. § 306 „Die Konstruktion des Ablativus absolutus ist zu meiden, wenn zu dem Ablativ noch ein Subst. Adjektiv oder Partizipium als prädikative Bestimmung tritt; also *cum Cicero consul creatus esset*.“ Gut klassisch sind solche abl. absol. und bei Cicero und Cäsar nicht selten, wie *me teste producto* Ep. ad Att. I 16, 4; *C. Marcello consule facto* Ep. ad fam. XV 9, 1; *hoste indicato Dolabella* Phil. XIII 39; *nobis consulibus designatis* leg. agr. II 8; *patre tuo consule designato* Sull. 11; *quibus oppressis inopinantibus* B. G. VII 8, 3; *obsidibus acceptis primis civitatis atque ipsius Galbae regis duobus filiis* B. G. II 13, 1, wo ich von Schneider abweiche, der das Subjekt als Apposition auffasst. — § 371 „*quisque* steht stets enklitisch nach einem betonten Wort“, es folgen die bekannten vier Fälle. Damit wird aber der Gebrauch von *quisque* fälschlich eingeschränkt; denn erstens wird es nicht einmal immer enklitisch in diesen 4 Fällen gesetzt, zweitens wird es substantivisch und adjektivisch auch ohne Anschluß an ein Reflexivpronomen, Relativum, an Ordnungszahlen und Superlativen angewendet; z. B. *quae fuerit cuiusque sententia* Phil. VI 1; *materia cuiusque generis* B. G. V 12. 5; *extra fines cuiusque civitatis* ebd. VI 23, 6; *consilia cuiusque modi* ebd. VII 22, 1; *moderatur natura cuiusque* Sull. 78; *factis cuiusque fortunam ponderari* Pis. 98 etc. — § 404 *et non* steht, wenn die Verneinung ein einziges Wort trifft . . . *neque (nec)* verbindet zwei Substantiva nur dann, wenn *non* vorausgegangen ist; Sätze gewöhnlich nur, wenn sie wenigstens zwei verschiedene Prädikate haben.“ Ein einziges Wort trifft die Verneinung und doch steht *nec* z. B. *optimi viri nec tibi ignoti* Deiot. 33; *rationem explicabo neque invitus* Planc. 95; *nuntii tristes nec rari* Ep. ad Att. III 17, 1; *M. Pontidius . . . celeriter sane verba*

weniger geeignet sind. Stücke wie „Über den Pfau“, „Über den Tiger“ S. 40 des Lesebuches für Sexta scheinen zwar zusammenhängend zu sein, sind es aber nicht, da es der Phantasie eines Sextaners schwerlich gelingen dürfte, die in jenen Stücken gebotenen Einzelheiten über Gestalt und Leben der Tiere zu einem Bilde zusammenzufassen. Sollen diese Lesestücke dem Inhalte nach behandelt werden, so bleibt für das Lateinlernen keine Zeit, und die Schüler gewinnen doch nur, was ihnen viel vollständiger und besser der Unterricht in der Naturbeschreibung bietet. Und auch lateinische Lesebücher, welche, wie das durch Geyer und Mewes neu herausgegebene lat. Lesebuch von Bonnell, kürzere Stücke historischen Inhalts bieten, wie z. B. für Quinta 221 de Fabius trecentis sex, 222 de Menenio Aprippa, 223 de Sardanapallo, sind an Brauchbarkeit nicht mit Wellers Herodot zu vergleichen. Denn wenn jene kurzen Abschnitte den Schülern zum Verständnis gebracht werden sollen, so bedarf es dazu weitgehender historischer Auseinandersetzungen, die meistens über den Gesichtskreis des Quintaners hinausgehen müssen. In dem Wellerschen Herodot dagegen werden den Schülern größere Abschnitte vorgelegt, die von Personen und Ereignissen handeln, welche dem Schüler schon mehr oder weniger bekannt sind und von denen der eine in gewissem Maße immer auf den folgenden vorbereitet. Auch die Darstellungsweise ist nicht die pointierte der meisten kleineren Lesestücke, welche aus nicht historischen Schriftstellern entlehnt sind, sondern man erkennt überall die unübertreffliche naive Darstellungsweise des Herodot wieder. Referent kann sich nach den früher selbst in der Quinta gemachten Erfahrungen, die ihm überall durch Fachgenossen bestätigt werden, kaum denken, daß ein Lehrer, welcher einmal in jener Klasse den Wellerschen Herodot benutzt hat, dafür stimmen können, daß derselbe wieder abgeschafft werde. Er glaubt vielmehr, daß das Buch immer mehr in seinem Werte erkannt werden und immer weitere Verbreitung finden wird. Dagegen dürfte nach dem eigenen Urteile des Referenten und den ihm bekannt gewordenen Stimmen von leitenden Schulmännern und Fachgenossen das Wellersche Lesebuch aus Livius mehr und mehr außer Gebrauch kommen. Denn obgleich es in Bezug auf den sprachlichen Ausdruck sehr viel vollkommener ist als der Herodot, so ist es für die Schule doch weniger brauchbar. Das Urteil sachkundiger Lehrer pflegt zu sein: Das Buch ist zu schwer für Quarta, weil ein zu komplizierter Periodenbau aus dem Livius herübergenommen ist. Indes dies macht es nicht allein; die Perioden sind, obwohl ziemlich zusammengesetzt, doch oft mit bewundernswürdiger Klarheit gebildet und würden auch von den Schülern bei einiger Anstrengung bewältigt werden, wenn ihr Inhalt ein anderer wäre. Der aus der römischen Geschichte von der Gründung Roms bis zur Schlacht bei Sentinum entnommene Stoff leidet vielfach an den Mängeln der als Geschichte behandelten

Sage. Es fehlt ihm die Naivetät und die Durchsichtigkeit der Sage und die feste und bestimmte Gestalt der Geschichte. Ferner zeigt die Darstellungsweise in dem Wellerschen Auszuge vielfach dieselbe Verschwommenheit, welche bei Livius häufig so unangenehm hervortritt. Auch die alle Schüler langweilenden Reflexionen der Reden des Livius werden den Quartanern wieder geboten. Die Erzählung von dem thatsächlichen Hergang des Sturzes des Turnus durch Tarquinius Superbus wird jeden Quartaner interessieren; in der Geschichte vom Porsena wird die Heldenthat des Cocles vortrefflich geschildert, aber die Erörterungen über das politische Verhältnis Latiums zu Rom bei jener Erzählung S. 53 und 54 und die Darlegung der Mafsregeln des Senates vor der Ankunft des Porsena S. 70, 3 werden dem Quartaner nur mit einem Aufwand von Zeit und Kraft einigermaßen schmackhaft gemacht werden können, den die Sache nicht wert ist. Viele Ereignisse aus der römischen Vorzeit verdienen überhaupt in der Schule nicht eine so eingehende Behandlung, wie sie ihnen in dem Wellerschen Lesebuche zu Teil wird. Die Vorgänge bei Thermopylä, Marathon, Salamis, bei Cannä, Aquä Sextiä, Alesia können den Schülern nicht anschaulich genug vorgeführt werden, aber wozu dient das noch dazu meistens unhistorische Detail der Kämpfe Roms mit seinen kleineren Nachbarstädten? Gerade hierin liegt ein Hauptgrund, warum der Cornelius Nepos, über dessen vielfach unterschätzten Wert für die Quarta hier nicht weiter gesprochen werden soll, mit seinen Lebensbildern der bekanntesten Persönlichkeiten des Altertums ein sehr gefährlicher Konkurrent für das Wellersche Lesebuch aus Livius geblieben ist und unseres Erachtens auch dereinst als Sieger aus der Konkurrenz hervorgehen wird.

In sprachlicher Beziehung ist an dem Lesebuch aus Livius, wie schon oben angedeutet wurde, wenig auszusetzen. So lange man den Livius den Sekundanern vorlegt, wird man, was den sprachlichen Ausdruck anbetrifft, auch diesen Auszug unbedenklich in der Quarta gebrauchen können. Es ist sehr zu bedauern, daß der Wellersche Herodot, dem wir ein viel längeres Leben in der Schule glauben in Aussicht stellen zu können, diese sprachlichen Vorzüge nicht teilt. Ein in Beziehung auf den Satzbau muster-gültiges Latein darf man zwar in einem Lesebuch für Quinta nicht erwarten, aber es könnte unbeschadet der Einfachheit der Sätze noch an manchen Stellen gebessert werden. Doch der von dem Verfasser in der Vorrede zur 14. Auflage gegenüber den Verbesserungsvorschlägen Ludwigs (N. Jahrb. f. Phil. u. Päd. 1876, Heft 1) geltend gemachte Grundsatz, daß man an Schulbüchern nicht zu viel ändern dürfe, ist gewifs richtig, und darum mag der Satzbau unverändert bleiben; es sollen ja auch die Quintaner aus diesem Buche noch nicht den schönen Stil lernen. Gleichwohl erlaubt sich der Referent, um aus diesem ihm geradezu

Iglau 1879) und meine Ausführungen im Progr. Colberg 1879 S. 12 f. sowie Igg. Streifz. S. 78 u. ö., vorbereitet auch durch Kühler (Progr. Berlin Wilh.-G. 1861), G. Schröter (Progr. Glogau 1870), Chr. Jänicke (Progr. Oberhollabrunn 1874), H. Peine (Diss. Argentor. 1878), H. Krause (Diss. Hal. 1878), A. Pick (Diss. Hal. 1879) u. a., erreichte ihren höchsten Grad in E. Hoffmann (Stud. auf d. Geb. d. lat. Synt. 1884 S. 101 ff.), welcher, ins Extrem verfallend, den Gräcismus als „eine wissenschaftliche Jammergestalt“ gänzlich verwarf.

Die vorliegende Schrift Schäflers hält sich in weiser Mitte. Sie führt gegen die Gräcismen keinen Vernichtungskrieg, sucht sie aber auf das Notwendigste zu beschränken, das Übermaß einzudämmen. Es geschieht dies in durchaus verständiger und überzeugender Weise unter vorzüglicher Zusammenstellung und Ordnung des gesamten Materials bei den augusteischen Dichtern und unter sorgfältigster Berücksichtigung der sehr zerstreuten, oft schwer zugänglichen Litteratur. Diese lückenlose, ich möchte sagen fast absolut vollständige Sammlung ist ein Hauptverdienst der für die historische Syntax und die Erklärung der klassischen Dichter gleich wichtigen Schrift Schäflers. Sie umfaßt den Gebrauch der Kasus, z. B. den Accusativ nach medialen Verben, nach sog. intransitiven Verben, nach einem prädikativen Adjektiv, das Adjektiv an Stelle adverbialer Ausdrücke. Adverbia als Attribute, den Infinitiv nach Verben, nach Adjektiven und berührt die Relativ- und Fragesätze. Verf. ist mit den Lehren der neuesten Sprachforschung — was Anerkennung verdient — so wohl vertraut, daß man sich bei diesen grammatischen Streifzügen getrost seiner Führung überlassen darf. Würsten wir nicht, wie zähe eingewurzelte Fehler als eine ewige Krankheit sich forterben, so würden wir sagen, daß solche nichtssagenden termini wie *Accusativus graecus* u. ä. nach den das allein Richtige klar hinstellenden Erklärungen Schäflers fortan unmöglich sein müßten.

Ich füge einzelne Bemerkungen hinzu. S. 31 *invidere ali- quid* vermissen wir ungern das bekannteste Beispiel *Nep. Thras. IV 2. S. 33* zu den adverbial gebrauchten *cetera, alia, omnia* ist jetzt die treffliche Sammlung von Wölflin, der auch die Bezeichnung *Acc. graecus* abweist, in d. *Archiv II 1, S. 91*, zu *multa, plura, pleraque, plurima* das. S. 98. 99 zu vergleichen. Der Abl. comp. bei *alius* (S. 41) ist nicht ein Rest des ursprünglich ausgedehnteren Gebrauchs dieses Kasus, da *alius* der Form nach ein Komparativ ist; s. des Ref. *Vgl. Syntax der idg. Komp. S. 31*. Die sog. Lokativform *animi* (S. 42) bedarf noch einer genaueren sprachwissenschaftlichen Untersuchung.

Verf. schließt S. 95 mit dem Satze: „In wie weit ich der psychologischen Betrachtung, welche Ziemer besonders für die lateinische Syntax in Anwendung gebracht hat, gerecht geworden bin, überlasse ich dem Urteile der einsichtsvollen Kritik“. Ref.

ist in der angenehmen Lage, dem Herrn Verf. auf diesen Appell dahin zu antworten, daß es ihm gelungen ist, auf psychologischem Wege eine gröfsere Anzahl bisher noch nicht erklärter Erscheinungen befriedigend zu erklären, mittels einfacher Analogie andere als echt lateinisch nachzuweisen, das interessante Kapitel der „formalen Ausgleichung“ um einige äufserst beweiskräftige Beispiele zu bereichern, und daß Verf. überall da, wo er nicht den vom Ref. früher gegebenen Erklärungen syntaktischer Verbindungen sich unbedingt anschliesst¹⁾, sondern Neues zu bieten vermag, dennoch ganz in des letzteren Sinne gehandelt hat. Neue Auflagen lat. Grammatiken, insbesondere Draegers Syntax, werden daher Schäfflers inhaltsreiche Abhandlung nicht übersehen dürfen.

Colberg.

Hermann Ziemer.

- 1) J. Lattmann und H. D. Müller, Griechisches Übungsbuch für Unter-Tertia. 3. umgearbeitete Auflage. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprechts Verlag, 1885. IV u. 60 S. 8. 0,80 M.
- 2) J. Lattmann, Griechisches Lesebuch mit Anmerkungen und einem Verzeichnis der bei der Lektüre zu beachtenden syntaktischen Regeln für Unter-Tertia nebst Vorübungen zur Lektüre des Homer für Ober-Tertia. 4. umgearbeitete Auflage. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprechts Verlag, 1885. IV u. 108 S. 1,20 M.

Der neue Lehrplan von 1882 hält an der Forderung des früheren fest, daß die griechische Formenlehre in O. III abzuschließen ist. Die Verlegung des Anfanges des griechischen Unterrichtes nach U. III bringt es mit sich, daß das bisher für 3 Klassen bestimmte Pensum in 2 Klassen zu absolvieren ist. Während man früher für die Einübung der griechischen Formenlehre 400 Stunden zur Verfügung hatte, darf man jetzt darauf nur 320 Stunden verwenden. Diese Zahlen ergeben sich aus folgender Berechnung. Da man vor 1882 für IV, U. und O. III wöchentlich je 2, 3, 3 Stunden für die Lektüre reservierte, so blieben an grammatischen Stunden je 4, 3, 3 übrig; so erhält man, das Schuljahr durchschnittlich zu 40 Wochen gerechnet, jene 400 Stunden. Die allgemeinen Bestimmungen zum Lehrplan 1882, I, 3 bezeichnen für U. III die Trennung von Lektüre und Grammatik nicht als erforderlich, verlangen sie aber jedenfalls für O. III. Der Wortlaut berechtigt zu der Folgerung, daß eine Scheidung zwischen Lektüre und Grammatik als wünschenswert erachtet wird. Diese Deutung der Bestimmungen als richtig vorausgesetzt, ergeben sich für U. III 5 und für O. III 3 grammatische Stunden wöchentlich. Die Verminderung um

¹⁾ In nicht wenigen Fällen vermißt man bei der für Einzelheiten gegebenen Erklärung, welche Sch. aus Schriften anderer entnimmt, die Quellenangabe. Da diese Schriften Sch. aber bekannt waren, so vermute ich, daß es nur der Raumersparnis wegen geschah, um den Text nicht durch fortwährendes Citieren derselben Schriften übermäßig zu belasten.

80 Stunden erfordert gebieterisch eine sorgfältige Auswahl des Lernstoffes und eine vorsichtige Verteilung desselben auf die beiden Klassen. Schon diese Erwägungen führen dazu, das bisher der O. III zugewiesene Pensum, die anomalen Verba, auch jetzt dieser Klasse zuzuweisen und aus dem Pensum der U. III die Verba auf $\mu\iota$, auch die sogenannten großen Verba, zu entfernen und in O. III einzuüben. So erscheint das Verlangen des Lehrplanes vom 31. März 1882, die Verba auf $\mu\iota$ und die unregelmäßigen Verba auf O. III aufzuschieben, als ganz berechtigt.

Doch auch bei dieser Stoffverteilung bleibt für U. III noch genug zu thun übrig. Der pädagogische Grundsatz, das Regelmäßige zuerst, dann das Besondere zu behandeln, ist ja allgemein als richtig anerkannt worden. Demnach werden die Abweichungen von der Deklination, der Komparation und den Tempusbildungen der verba muta und pura der O. III zuzuweisen sein. In den einzelnen Anstalten ist man, ohne die eben bezeichneten Besonderheiten etwa noch in U. III durchzunehmen, sogar soweit gegangen, die verba liquida, tempora secunda in O. III zu behandeln. So viel wenigstens ist bei diesen Erwägungen klar geworden, dafs in U. III für die Verba auf $\mu\iota$ keine Zeit verfügbar ist.

Ganz anders stellt sich zu dieser Frage Lattmann, der Herausgeber der beiden vorgenannten Bücher. Er will (S. III) die einzelnen Sätze, deren Verwendung für U. III er für unzuweckmäßig hält, auf das 1. Semester dieser Klasse beschränken und im 2. Semester eine zusammenhängende Lektüre eingeführt wissen. Da er sich der Erkenntnis nicht verschließt, dafs dies „ohne Kenntnis der Verba auf $\mu\iota$ und einer Anzahl der gebräuchlichsten Anomala“ nicht möglich ist, so schlägt er eine andere, und zwar methodische Verteilung des Pensums vor, „ein Aufsteigen in zwei concentrischen Cyclen“. Er läfst im 1. Semester nur „das ganz Regelmäßige, Gewöhnliche und Notwendigste“, eine Auswahl, die wohl jetzt jedes einsichtige Kollegium für den Anfangsunterricht getroffen hat, lernen und üben und kommt deshalb am Schluß dieses Semesters bis zu den Verben auf $\mu\iota$. Dieses 1. Semester umfaßt auf 31 Seiten folgenden grammatischen Stoff. In 16 Übungsstücken werden behandelt die 1. u. 2. Deklination, die Adj. auf $\omicron\varsigma$, die 3. Dekl. und zwar Stämme auf ν , ρ , P- und K-laut, T-laut, Neutra der T-stämme und Stämme auf $\nu\tau$, $\rho\tau$, $\kappa\tau$, auf σ (dazu Adj. auf $\eta\varsigma$, Neutra auf $\omicron\varsigma$ und $\alpha\varsigma$), auf ν und ι . Daran schliefsen sich No. 17 Akt. der Verb. pura barytona nebst Präs. Impf. der übrigen Verba barytona, No. 18 Medium und Passivum, No. 19 verba muta auf P-laut, 20 auf K-laut, 21 auf T-laut, 22 liquida, 23 augm. temp., 24 Augment bei zusammengesetzten Verben, 26 Präs. und Impf. der contracta und zwar 1. $\alpha\omega$, 2. $\epsilon\omega$, 3. $\omicron\omega$ und 27 die

übrigen tempora derselben Verba. Hinsichtlich dieser Verteilung nun erlaubt sich Ref. folgende Bedenken zu äußern. Ref. hält es für zweckmäßiger, wegen der Futurbildung vor den verbis liquidis die verba contracta zu nehmen, also No. 29 nach No. 26. Ferner sollen bei No. 22 „die Verba liquida mit Ausschluss der Stammveränderungen“ eingeübt werden; aber das Übungsbuch giebt, trotzdem nach S. IV der Lehrer sich streng an den Gang des Übungsbuches halten soll, keinen Hinweis, wann die übrigen Tempora gebildet werden sollen. Diese Andeutung sollte doch gemacht sein, da für die Tempusbildung der contracta ausdrücklich No. 27 bestimmt ist. Da in No. 23 erst das augmentum temporale geübt wird, so findet sich in No. 21 und 22 bei den mit einem Vokal anlautenden Verben ein Hinweis auf jene No. Für den Schüler ist diese Notiz unverständlich, und der Lehrer gebraucht sie nicht. Wozu überhaupt No. 21 ἐλπίζω und 22 ἀγγέλλω als Vokabeln angegeben sind, sieht man nicht ein, da diese Verba erst in den Sätzen der No. 23 verwendet sind. Üben kann man sie an ihrer jetzigen Stelle doch nicht. Es wäre also wohl besser gewesen, die genannten Verba mit ἀφροίζω und αἶρω erst in No. 23 lernen zu lassen.

Nach diesen Bemerkungen kehrt Ref. zur Besprechung des Untertertianer-Pensums zurück. Nach Lattmanns Vorschlage hat der Untertertianer ein ganz respektables Pensum vor sich, das, der oben angestellten Stundenberechnung entsprechend, in 140 Stunden geleistet werden soll. Dazu treten noch Übungssätze, für deren Behandlung doch auch eine gewisse Zeit in Anspruch zu nehmen ist. Lattmann meint nun die Bestimmung der Verfügung von 1882 so auffassen zu müssen, dass Grammatik und Lektüre nicht in gesonderten Stunden, sondern in jeder Stunde zum Teil Grammatik, zum Teil Lektüre zu nehmen, auf die letztere aber mindestens die Hälfte der Zeit zu verwenden sei. Nehmen wir für die Übungssätze auch nur je $\frac{1}{4}$ Stunde, so bleiben, da für das Extemporale-Schreiben und Zurückgeben zusammen $\frac{3}{4}$ Stunden mindestens abgehen, für das fortschreitende Grammatik-Pensum wöchentlich nur $4\frac{1}{2}$ Stunde übrig. Da nach dieser Berechnung im ganzen 1. Semester nur 90 Grammatik-Stunden für das fortschreitende Pensum verfügbar sind, so hält Ref. nach seinen langjährigen Erfahrungen diese Zeit zur sorgfältigen Einübung jenes umfangreichen Pensums für durchaus unzureichend. Man müsste bei der Lattmannschen Stoffabgrenzung sehr viel schriftliche Übungen zu Hause anfertigen lassen. Dadurch aber und durch das Lernen der jeder Übung vorgedruckten Vokabeln wird die häusliche Arbeit der Schüler über alle Massen vermehrt. Und nicht wenige Vokabeln hat der Schüler seinem Gedächtnisse einzuprägen. Für die 1. u. 2. Dekl., sowie für die Adjektiva auf $\alpha\varsigma$ sind 185, für die 3. Dekl. 100, für die Verba 97 Vokabeln zu lernen. Einen etwaigen Einwand, dass nicht alle Vokabeln zu

lernen seien, weist der Verf. selbst zurück. S. III: „das Vokabular ist auf die einzelnen Nummern der Übungsstücke verteilt.“ S. 56: „Verzeichnis der nicht gelernten und nicht angegebenen Wörter.“ Jene Anforderung an den häuslichen Fleiß der Schüler muß er stellen, da er S. IV es dem Lehrer überläßt, „wie viele von den Übungssätzen mündlich, oder zu Hause oder in der Klasse schriftlich übersetzt werden sollen.“ Alle Vokabeln sind also zu lernen. Dabei macht sich folgender Übelstand bemerkbar, daß die den einzelnen Übungsstücken beigegebenen Vokabeln nur zum geringsten Teile in demselben Stück zur Anwendung kommen, daß viele derselben erst später gebraucht werden. Die Stücke sollen aber übersetzt werden, die Vokabeln sind im Lexikon nicht angegeben. Wenn der Schüler sie vergessen hat, welche Arbeit erwächst ihm, wenn er erst hin und her blättern soll. Im Anfange kann der Lehrer ja durch häufiges Abfragen die gelernten Vokabeln präsent erhalten — allerdings wird dadurch der Grammatik wieder Zeit entzogen —, aber später ist dies Verfahren schwer durchführbar.

Ref. erlaubt sich noch einige Bemerkungen über die Auswahl der Vokabeln zu machen. Ihre Zweckmäßigkeit kann man anzweifeln, wenn in No. 14 τὸ ὄφελος (N. u. Acc.) gelernt werden soll, das keinen Anlaß zur Einübung der Deklination bietet und in den Übungssätzen des Stückes nicht verwendet wird. Vielmehr hätte τὸ ψῦχος, das in diesem Stücke angewendet wird, aufgenommen werden können.

Aber der Verf. kommt mit den den einzelnen Übungsstücken vorgedruckten Vokabeln gar nicht aus. Er hat eine Menge Vokabeln noch in die griechischen und deutschen Stücke aufgenommen, teils so, daß er sie in Klammern beigelegt hat, teils so, daß er durch gesperrten Druck auf das Lexikon verwiesen hat. Man wird nicht sofort darüber klar, ob diese Vokabeln auch gelernt werden sollen. Das Gegenteil scheint der Fall zu sein, denn sonst würden solche Inkonsequenzen nicht vorkommen, No. 14 „ἰῶ (mit Gift)“, dieses Wort findet sich im Lexikon, und No. 16 ist das Wort „Gift“ wieder gesperrt gedruckt, also es wird damit auf das Lexikon verwiesen. No. 7 ist „Biene“ aufzusuchen, No. 14 μέλισσα gesperrt gedruckt. No. 4 Kaufmann (ὁ ἔμπορος), No. 15 ἐμπόρωνς gesperrt gedruckt, No. 16 im griechischen Stücke δικαιοσύνη und in dem dazu gehörigen deutschen Stück Gerechtigkeit.

Das Lexikon ist unzureichend. No. 7 soll die Bedeutung von „melden“ und „bewundern“ im Lexikon aufgesucht werden, beide Wörter stehen aber weder im griechischen noch im deutschen Wörterverzeichnis, vielmehr wird bewundern im griechischen Stücke von No. 14 verwendet und erst No. 17, wie melden in No. 22, gelernt. No. 8 im deutschen Stücke sollen Felsen und Friede aufgesucht werden, aber beide Wörter sind

nicht im deutsch-griech., sondern im griechisch-deutschen Verzeichnis zu finden. No. 3 ist in den deutschen Sätzen die Bedeutung für Betrübniß in Klammern beigelegt, während doch ἡ λύπη in derselben Bedeutung in No. 1 gelernt und gebraucht ist. In No. 7 sind die Verba in Klammern angegeben, nur zwei sind im Lexikon aufzusuchen, aber nicht zu finden. Zu früh sind in Sätzen verwendet No. 2 ἡ κάμηλος, das erst No. 4 an seiner richtigen Stelle als Vokabel gelernt wird. Ebenso ist es mit ἡ παρθένος No. 3, das erst No. 4, und mit ἡ σῦς No. 14, das erst No. 15 nach der Lattmannschen Penserverteilung zu lernen ist. No. 5 soll in einem Satze Herr übersetzt werden, in den zu diesem Stücke gehörenden Vokabeln wird ὁ δεσπότης mit Despot gelernt. No. 7 Tyrann ist nirgends zu finden. No. 7 das Wort Herrschaft ist auch nicht zu finden, in No. 1 ist ἡ ἀρχή in der Bedeutung Anfang, Regierung gelernt. Die angegebenen Beispiele mögen genügen. Aber andererseits ist hinsichtlich der Bemerkungen zu viel gethan. No. 14 τὰ κρέα ἀπαλά εἰσιν. No. 27 auf S. 28: Alles (πάντα, Prädikat im Sing.) ist vorbereitet (παρασκευάζω) zum (πρός c. A.) Kriege.

Gegen das Ende des I. Halbjahres hat der Verf. in seinem Übungsbuche von No. 19 ab nur deutsche Sätze gegeben, in denen die verba muta, liquida, das Augment, die Contracta verwendet sind. Ref. hält dies für einen Mangel des Buches. Die deutschen Sätze sind auch nicht gerade treffend gewählt. Es mag genügen, zum Beweise einige Sätze anzuführen. No. 19. Wir werden den Baum abhauen. Schreib Dir (Med.) die Rede auf. No. 20. Das Heer ist aufgestellt. Falte das Kleid. No. 21. Die Stadt war befestigt. Die Mahlzeit war bereitet. No. 22. Ich werde die Boten absenden. No. 23. Ein Heer wurde gesammelt. Xerxes war übermütig. No. 25. Das Labyrinth (ὁ λαβύρινθος) hatte Dädalus (Δαίδαλος) erbaut (κατασκευάζω). No. 26. Das Recht siegt. Wir waren krank. No. 27. Wir werden schweigen.

So viel über das Pensum und das Übungsbuch des I. Halbjahres der U. III. Das 2. Semester verlangt die Einübung folgender Pensen: No. 28: Verba auf μι (τίθημι, ἵστημι, δίδωμι und δείκνυμι) in 3 Abschnitten alle tempora. No. 29: 50 unregelmäßige Verba aus allen Klassen der Franke- v. Bambergischen Grammatik, darunter tempora secunda. No. 30: Contracta der 2. Dekl. No. 31: Attische Dekl. No. 32—37: Besonderheiten der 3. Dekl. No. 38—39: Adjektiva auf ν, ρ, τ, ντ, υ. No. 40—43: Die übrigen Adjektiva und die Komparationen. 44 Adverbia, 45 Zahlwörter, 46 Pronomina, 47—48 temp. II von mut. und liquid. Auch dies Pensum ist recht ansehnlich. Auch hier hat Ref. in Bezug auf die Verteilung eine Bemerkung zu machen. Wie kann man in No. 29 tempora secunda lernen lassen, wenn die Bildung derselben erst späterhin in No. 47—48 gelehrt werden soll? Wenn das Übungsbuch in dem 2. Sem. nur deutsche Stücke ent-

hält, so ist, da ja Lektüre getrieben werden soll, diese Beschränkung gerechtfertigt. Aber da in jeder Stunde sich Lektüre und Grammatik und nach S. III des Lehrbuchs in gleichem Verhältnis teilen sollen, so bleiben, da doch eine Stunde für die schriftlichen Klassenarbeiten abgerechnet werden muß, sechs Stunden, für jede Disziplin drei Stunden übrig; das sind im 2. Semester 60 Stunden. Ref. kann nämlich die S. III des Lesebuchs angestellte Berechnung, daß 140 Stunden für das Griechische im Winter-Semester übrig bleiben, nicht richtig finden; es bleiben für das fortschreitende Pensum in Grammatik und Lektüre höchstens 120 Stunden. Und wenn, nach S. III des Lesebuchs, nur „4—5 Zeilen in der Stunde“ gelesen werden sollen, so ist damit doch nicht viel gewonnen. Dann scheint die Benutzung eines Lesebuches, das in Sätzen das betreffende grammatische Pensum einübt, doch zweckmäßiger.

Aber auch abgesehen davon, hält es Ref. für schwer durchführbar, in der kurzen Zeit das große grammatische Pensum einzuüben, die deutschen Übungsstücke zu übersetzen und dann noch das Lesebuch in dem vom Verf. bezeichneten Umfange zu traktieren.

Der Verf. hat sein Lesebuch so eingerichtet, daß es für zwei Jahre, d. i. für zwei Semester ausreicht. Für den Anfang sind zu den einzelnen Abschnitten, unten auf den betreffenden Seiten, Bemerkungen in recht ausgiebigem Maße hinzugefügt, über deren Zweckmäßigkeit man doch streiten könnte. Ref. betrachtet zu diesem Zwecke Stück No. 1, in welchem Bemerkungen gemacht sind, nicht solche ausschließliche, die etwa den Schüler über später zu absolvierende Pensum aufklären sollen, sondern auch solche, die für einen Schüler, der das Pensum des ersten Semesters sicher gelernt hat, ganz unnötig sind. *πλάσας*, unten übersetzt und auf Übung 21 verwiesen, *κατήσθι*, unten: *κα-εσθίω*. Augm. temp. Aber dieses Augment ist schon im ersten Sem. geübt. In diesem Stücke kommen viermal Formen von *αὐτός* vor und jedesmal werden sie übersetzt. So wäre es wohl geratener, diese Pronomina nicht erst am Ende des zweiten Semesters lernen zu lassen. *τεκίηνατο* „unter *τεκταίνομαι*“ (diese Form wäre wohl zu vermeiden gewesen). S. 2. *διαφθαρῆναι* unten übersetzt, was denkt sich wohl der Schüler unter dieser Form? S. 3 ist *παρέστησε* in der Anmerkung übersetzt. Jetzt müßte der Schüler doch wohl *ἴστημι* kennen. Dieselbe Bemerkung gilt S. 3 für *ἔδωκε*, *δίδωσιν*, *ᾠκει*, *παρεϊθήτο*. S. 4 für *ἔσθησαν*, *δοῦναι*. S. 5 *ἀνέθηκε*. Diese Anmerkungen lassen es dem Ref. nicht ratsam erscheinen, zusammenhängende Lektüre schon so früh zu betreiben. Ref. kann sich keinen Vorteil von dem Übersetzen eines solchen Satzes versprechen. S. 1 *Ζεὺς δὲ πολὺν (viel) ὕδωρ ἐξ οὐρανοῦ χέας (gießend) τὰ πλεῖστα (meisten) μέρη τῆς Ἑλλάδος κατέκλυσεν, ὥστε διαφθαρῆναι πάντας ἀνθρώπους* (so daß alle Menschen umkamen).

Ref. hält solche Anmerkungen überhaupt für unnütz, unter der Voraussetzung, daß in der Klasse mit den Schülern das zu präparierende Stück durchgenommen und dieselben auf schwierige Formen hingewiesen werden. Ein solcher Lektürebetrieb setzt aber eine Kenntnis des Hauptsächlichsten aus der ganzen Formenlehre voraus.

Die Auswahl des Lesestoffes ist nur zu rühmen. S. 1—35 Heroensagen, 36—57 die Messenischen Kriege, 58—64 Vorübungen zur Lektüre des Homer und einige Anmerkungen zum hom. Dialekt. Die syntaktischen Regeln, die in den Lesestücken zur Anwendung gekommen sind, finden sich aus allen Gebieten der Syntax S. 94—108 zusammengestellt. Nach S. IV sollen sie nicht auswendig gelernt, sondern durch die Lektüre nebenher eingeprägt werden. Ein Druckfehlerverzeichnis findet sich am Ende des Lesebuches.

3) Karl Halm, Griechisches Lesebuch für die zwei ersten Jahre eines griechischen Lehrkurses. 9. umgearbeitete Auflage von Adolph Roemer. München, J. Lindauersche Buchhandlung, 1885. VII u. 292 S. 8. 2,60 M.

Die neunte Auflage ist teilweise gründlich umgearbeitet worden (S. V). Der neue Herausgeber hat „durch eine zweckentsprechende Verteilung des Stoffes einen systematischeren und methodischeren Gang des Unterrichts zu ermöglichen“ gesucht. Infolgedessen hat er die Adjektive der 1. und 2. Dekl. gleich an diese beiden Dekl. angeschlossen, die Abschnitte über die 3. Dekl. umgearbeitet und die über die Pronomina gänzlich neu gestaltet.

Ref. glaubt sich dagegen aussprechen zu müssen, daß, wie in diesem Buche geschieht, die Durchnahme des Regelmäßigen neben dem Besonderen gefordert wird. Eine Inhaltsangabe wird diese Methode erkennen lassen. Hinter der 1. Dekl. stehen in § 4 sofort die contracta, hinter der 2. Dekl. in § 7 die attische und die contracta. Da Wörter dieser Art in § 8 in Beispielen verwendet sind, so kann man jene Deklinationen nicht für eine spätere Zeit aufchieben. Für die 3. Dekl. sind S. 5—9 die §§ 11—20 aufgenommen und zwar §§ 11—14 einfache, § 15 synkopierte, §§ 16—20 zusammengezogene, §§ 21—23 anomale Deklination. Wenn auch in §§ 28—39, S. 12—16, vermischte Beispiele über die Deklinationen gegeben werden, so ist der Übungsstoff für die Einübung der Dekl. zu gering. Der Abschnitt über das Pronomen, der gänzlich umgearbeitet ist und nach Seite V dem Schüler die größten Schwierigkeiten bietet, soll einüben § 49 persönliche, §§ 50—51 reflexive und reziproke, § 51 possessive, §§ 53—54 demonstrative, § 55 interrogative, §§ 56—57 relative und unbestimmte Pronomina. §§ 58—59 enthalten vermischte Beispiele. Nach der Ansicht des Ref. ist

hier des Guten zu viel geschehen. Die hauptsächlichsten Pronomina, wie demonstrative, relative und persönliche, werden gelernt und, wenn sie sicher eingeprägt sind, vorkommenden Falles von dem Schüler richtig übersetzt werden. Die 8 Sätze des § 55, in denen das pron. interrog. eingeübt werden soll, geben in fast 10 Zeilen folgende Pronomina in dem unten bezeichneten Kasus. *τί* fünfmal, *τίς* einmal, *ποιός* (Gen.) und *οἷα* (Acc.) je einmal. Wozu solche Beispiele? Dies lernen die Schüler in der Grammatikstunde ebensogut. In § 56 kommen in 12 Zeilen folgende relativa zur Verwendung, *ὅστις* zweimal, *ὅσοι*, *οἷνες*, *τίνα*, *ὅποτος*, *ἤμιν* je einmal. Wie werden durch solche Beispiele die S. V anerkannten Schwierigkeiten beseitigt? Wozu den Schüler, der erst deklinieren lernen soll, in § 52 in fast 10 Zeilen mit der Syntax des pron. possess. quälen?

Im Kapitel „Verba“ werden nach dem Präs. und Imp. Akt. und Pass. der Verba auf *ω* pura non contracta und muta §§ 60—67 sofort dieselben tempora der contracta auf *εω* in 2, *αω* in 2, und *οω* in 1 §, und in 2 §§ in vermischten Beispielen geübt. Auf das Fut. und Aor. Akt. der Verba pura folgen sofort in zwei Paragraphen dieselben Zeiten der verba muta von allen Stämmen, auch abweichende Bildungen wie *ἐσάλλπιγξαν*, *ἠλάλαξαν*, *ἀναπλάσαι* S. 35, § 78. Und so geht es weiter. Erst wird eine Zeitform von verba pura, dann sofort dieselbe von verba muta geübt. Auch die einzelnen tempora secunda folgen auf die betreffenden ersten Zeiten. Ähnlich ist es bei den Verben auf *μι*. Dafs hier nun alle Verba in den einzelnen Zeiten nebeneinander geübt werden müssen, hält Ref. für geeignet, den Schüler zu verwirren. S. 65—72 finden sich in §§ 149—162 vermischte Beispiele zu den anomalen Verben. Die Zusammensetzung der Stücke läfst keine Methode erkennen. Wann soll man mit der Lektüre dieser Stücke beginnen, wenn in dem ersten Paragraphen *δοκέω*, *εὐρίσχω*, *βάλλω*, Verba von verschiedener Bildung, verwendet sind? Und das alles, nur um 7 Sätzchen zu übersetzen.

Die methodische Verteilung des grammatischen Pensums so wie die zweckmäfsige Zusammenstellung des gesamten Lesestoffes für den ersten Kursus zweifelt Ref. an, wenn er bemerkt, dafs in § 1 unter dem Texte sechs Verbalformen übersetzt sind. Wie soll der Schüler diese Stücke nachübersetzen? Wenn er die einzelnen Formen auswendig lernen soll, so ist dies eine unnütze Arbeit, wenn nicht, so gewöhnt er sich an ein Lesen unter dem Texte, statt in demselben.

Das vorhin bezeichnete umfangreiche Pensum gehört in den ersten Kursus, soll nach dem Titel in einem Jahre durchgenommen werden. Ref. möchte nicht der unglückliche Lehrer sein wollen, der dieses Pensum seinen Schülern im ersten Jahre einzuprägen hätte.

An diesen ersten Kursus schlossen sich im zweiten Kursus 2 Äsopische Fabeln, 7 Erzählungen gemischten Inhalts, 61 Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben des Philosophen Diogenes, 52 Erzählungen und Charakterzüge aus dem Leben Alexanders des Großen, diese letzteren von ungleichem Umfange, einzelne sind nur 2 Zeilen, andere 32 Zeilen lang. Darauf folgen 119--131 Erzählungen aus Lucian, dessen Charon, 31 Fabeln des Babrius, ein Anhang und Epigramme. An Reichhaltigkeit ist der zweite Kursus nichts zu wünschen übrig. Aber Ref. hält es für besser, Xenophons Anabasis lesen zu lassen.

Posen.

Gotthold Sachse.

Gehring, Geschichtstabellen n. 4. verbesserte Auflage. Wiesbaden, C. G. Kunzes Nachfolger (Dr. Jacoby), 1885. IV u. 80 S. 8. Preis 1 M.

Verf. hat im einzelnen sorgfältig nachgebessert. Das Prinzip, an Schülern die richtige Aussprache durch Quantitätszeichen zu leichtern, ist in mäßiger Weise weiter durchgeführt worden; die Gesetze und Friedensschlüsse mit Ausnahme des Wiener Friedens vom Jahre 1809 sind jetzt konsequent in Petitdruck wiedergegeben, wodurch die Übersicht erleichtert und Raum für manche praktische Bemerkung gewonnen ist. Zu wünschen bleibt eine sorgfältigere Pflege der Kommata, die z. B. hinter attributiv brauchten Participiis praeteriti mit auffallender Konsequenz weglassen worden sind; 2) die Durchführung der neuen Rechtschreibung für die Adjektiva, welche von Personennamen abgeleitet sind (Peribisch, Solonisch u. s. w.). Nicht überflüssig wird es sein, Ahausen (S. 55) nach dem Vorgange von Herbst durch einen Zusatz wie „im Isbachischen“ oder „nördlich von Nördlingen“ zu erläutern, damit sich mit der Zahl und dem Orte von vornherein eine richtige geographische Anschauung verbindet. Dieses Verfahren hat Verf. auch sonst bei weniger bekannten Orten angewendet wie bei Triunum (S. 18). Doch möchte ich von diesem Grundsatz nur die sparsame Anwendung gemacht sehen, da die Schüler sehr neigt sind sich ohne Atlas zu behelfen, auf dessen Gebrauch Ref. nachdrücklich genug hingewiesen werden kann, wenn die schichtlichen Kenntnisse nicht in der Luft schweben sollen. Für „Tylon bemächtigt sich der Tyrannis“ (S. 6) möchte ich vorschlagen: strebt nach der Tyrannis, und für „Demosthenes stirbt in einem peloponnesischen Asyl“ (S. 14) die bestimmtere Fassung: nimmt Gift auf Kalauria. Für „Camin“ (S. 58) ist die richtigere Form: Cammin, so schreibt auch Spruner-Menke auf der betreffenden Karte in seinem Handatlas, und so lautet heute noch der Ortstempel. „La Hague“ S. 61 ist wohl aus Herbst aufgenommen; das richtige: La Hague, wie Spruner-Menke, Stieler und Guthegner schreiben.

Wenn S. 13 hinter den Worten „der fliehende Perserkönig wird von dem Satrapen Bessos ermordet“ die Zahl 330 einge-

schohen wird, so erhält dieses Faktum seine richtige Stelle im Verlaufe der Ereignisse des Alexanderzuges. Hildesheim ist nicht von Karl dem Großen als Bistum gegründet worden (S. 35), sondern erst von Ludwig dem Frommen (Giesebrecht, Gesch. d. d. K. I 146 und Rettberg, Kirchengesch. Deutschl. II 466). Mit welchem Rechte die Herrscher aus dem sächsischen und salisch-fränkischen Hause in der Tabelle und im Anhang als „Könige“, die aus dem staufischen Hause dagegen als „Kaiser“, und die Herrscher seit Rudolf von Habsburg auch wieder als „Kaiser“ bezeichnet werden, ist nicht recht ersichtlich, da die sächsischen mit Ausnahme Heinrichs I. alle, die salisch-fränkischen ohne Ausnahme und von den Hohenstaufen nur drei Kaiser gewesen sind und die Kaiserkrone geruht hat seit dem Tode Friedrichs II. bis zur Krönung Heinrichs VII. im Jahre 1312; mithin von den Herrschern aus verschiedenen Häusern auch die drei ersten die Kaiserkrone nicht getragen haben. Ein prinzipieller Unterschied kann überhaupt nicht gemacht werden, sie sind vielmehr alle als Kaiser zu bezeichnen, wenn man nicht bei jedem einzelnen hinzufügen will, ob er die Kaiserkrone getragen hat oder nicht. Georg von Frundsberg vermochte, seitdem seine Landsknechte im Toskanischen drohend gegen ihn die Speere gesenkt hatten, vom Schlage gerührt, an den Kriegoperationen in Italien nicht mehr teilzunehmen und hat Rom nicht miterobert (S. 51). Gewiß wird jeder Geschichtslehrer verlangen, daß die Schüler der oberen Klassen von so wichtigen Ereignissen wie der Schlacht bei Kolin, Rofsbach und Leuthen auch das Datum sich einprägen, aber nicht das Datum der minder wichtigen Ereignisse des siebenjährigen Krieges. Dies als richtig angenommen, müssen Ereignisse zweiter Klasse, wenn der Ausdruck erlaubt ist, ohne Angabe des Datums bleiben, denn sonst entsteht eine Überfülle an Daten, welche die Einprägung der wichtigsten erschwert. Ich mache deshalb den Vorschlag nach dem Beispiel von Herbst folgende Daten auf S. 67 und 68 zu streichen: 1. 16. Oktober, 17. Januar, 26. Juli, 30. August, 23. Juni, 21. November, 23. Juni, 9. Oktober, 26. Juni, 29. Oktober.

Stargard i. P.

R. Brendel.

H. Matzat, Methodik des geographischen Unterrichts. Mit 36 lithogr. Tafeln. Berlin, Paul Parey, 1885. 382 S. 8 M.

Die lebhafteste Bewegung, welche in die wissenschaftliche Pädagogik gekommen, erfordert eine Menge Monographien über die Methodik der einzelnen Unterrichtsfächer. Für die Geographie will eine solche das vorliegende Werk sein. Demgemäß giebt der Verf. zunächst in einem analytischen Teile eine Zusammenstellung dessen, was von dem geographischen Unterrichte in Deutschland (Preußen) für die niederen, mittleren und höheren Schulen gefordert wird im Zusammenhange mit den anderen Unterrichtsdisciplinen. Er will hiermit darauf hinweisen, daß in

sen Anforderungen „Gesamt-Erfahrungen“, „in langen Zeiten und auf großen Räumen gebildet“, vorliegen, mit denen die didaktische Litteratur rechnen, die sie nicht bloß kritisieren muß. Man werden die Bestimmungen des Prüfungsreglements für die Kandidaten des höheren Schulamts, soweit sie die Geographie betreffen, aufgeführt, da auch durch sie Licht fällt auf den Grad der Wertschätzung, dessen sich dieser Unterrichtsgegenstand von der anderen Seite erfreut. Ferner giebt der Verf. eine sehr instructive Zusammenstellung aller Thesen und Resolutionen der Direktoren-Konferenzen in Preußen, die sich mit dem geographischen Unterrichte befaßt haben. Dafs sich hierin eine Summe reichster Erfahrungen, mit maßvoller Erwägung des Notwendigen wie Möglichen niedergelegt findet, bedarf ja keiner weiteren Versicherung. Die immer wiederkehrende Behandlung desselben Themas in mannigfacher Form beweist, wie brennend das Verlangen nach dem Abschluß der Geographie-Frage für die höheren Schulen ist. Ebenso zieht Verf. dann die Beschlüsse des ersten und zweiten Geographentages in Betracht, soweit sie sich mit der Schulgeographie beschäftigt haben. Dieser Fülle von Material fügt Verf. dann noch die Anforderungen hinzu, welche im Auslande (Belgien) an die einzelnen Schulen in Betreff der Geographie gestellt werden, sowie die Beschlüsse, welche der zweite internationale geographische Kongress zu Paris in Fragen des Geographieverrichtes gefaßt hat. Das empirische Ergebnis aus dem Bisherigen ist dem Verf. dann die wesentliche Übereinstimmung der Unterrichtsbehörden, der praktischen Pädagogen und der Geographen in der Frage nach dem Verhältnis zum Gesamtunterricht, in Betreff der Lehraufgabe, des Lehrganges, des Lehrverfahrens und der Lehrmittel, eine Übereinstimmung selbstverständlich nur in allgemeinsten, nur Direktiven gebender Form.

Nach diesem empirischen Teile folgt der theoretische. Darin handelt Verf. zuerst über Inhalt und Umfang der Geographie. Wie ihm mit E. Mach jede Wissenschaft als eine „Minimumaufgabe“ gilt, „möglichst vollständig die Thatsachen mit dem geringsten Gedankenaufwand darzustellen“, so ergiebt sich ihm als Realdefinition der Geographie „eine Veranstaltung, Erfahrungen über das an der Erde Konstante zu sparen“. Dieses Resultat, hier einfach referierend berichtet, weifs der Verf. in geradezu fesselnder Darlegung aus Voraussetzungen abzuleiten, die nicht in Frage gestritten werden können. Dazwischen finden sich Beispiele einstreut, die schon erkennen lassen, wie das ganze Werk aus der lebendigsten Erfahrung herausgewachsen, und die Wärme des Autors zeigt, wie es den Verf. drängt, eine wirkliche Handreichung den Geographielehrern zu bieten. Das ganze, gegen verwandte Disziplinen im Laufe der Darlegung abgegrenzte Gebiet der Geographie zerfällt ihm in die mathematische Geographie, welche nur die Erde in ihrer Gesamtheit (tellus) in Betracht zieht

und in die Zweige der Wissenschaft, welche sowohl die Erde im ganzen als auch die einzelnen Länder (terrae) betreffen: 1) physikalische Geogr., welche die geographischen Naturerscheinungen behandelt (Oro- und Hydrographie und Klimatologie; Pflanzen- und Tier-Geographie); 2) statistische Geogr., welche die geographischen Erscheinungen, soweit sie den Menschen betreffen, betrachtet (Ethnographie, politische und Kulturgeographie). Ref. muß bekennen, daß ihm diese Einteilung durchaus ansprechend erscheint. Verf. kommt sodann auf die Darstellungsmittel der Geographie zu sprechen, ein Gebiet, das er schon in seiner „zeichnenden Erdkunde“, speziell in dem Vorwort dazu behandelt hat. Hier wird nun aber zugleich eine kurze Entwicklung der Kartographie geboten von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage. Daß Verf. der Schichtenkarte, spez. der Flächenschraffierung das Wort redet, ist ja bekannt. Im zweiten Abschnitt dieses analytischen Teiles bespricht Verf. nun eingehend den geographischen Unterricht im Zusammenhange mit der heutigen Pädagogik. Er zeigt sich hier als entschiedener und doch selbständiger Anhänger der Herbart'schen Pädagogik. Die Anwendung dieser und ihrer Fortbildung durch Ziller auf die Geographie ist so außerordentlich interessant und für jeden Leser gewiß nach vielen Seiten anregend, daß Ref. nicht umhin kann, gerade deshalb schon dieses Matzatsche Werk allen Fachgenossen dringend zu empfehlen. Dabei ist sich, wie schon aus dem empirischen Teile resultierte, Verf. durchaus bewußt, daß die Geographie auf den höhern Schulen (Handels- und militärische Schulen ausgenommen) nur ein Nebenfach sein kann, wenn auch ein unbedingt notwendiges. Das gerade berührt so angenehm, daß den Verf. die Begeisterung für sein Fach nicht blind macht gegen die Vorzüge, welche andere Fächer vor der Geographie haben. Vergl. S. 82f. u. S. 84. Er tritt mit Entschiedenheit für ein heuristisches Lehrverfahren ein und geht nun die Formalstufen Zillers einzeln durch, indem er ihre Geltung und Brauchbarkeit auch für die Geographie zeigt. Nur muß bei ihr zu den Ergebnissen der Synthese auf der Stufe der Assoziation noch die Zeichnung hinzutreten. Durch sie allein ist es möglich, sich aus den Detailmassen der Karten eine „gereinigte Totalvorstellung“ anzueignen (S. 109). Die Notwendigkeit des Zeichnens vertritt M. aufs allerentschiedenste. Und mit Recht. Wenige Geographielehrer möchten ihm heute noch ihre Zustimmung versagen. Es handelt sich eben nur um die rechte Methode. Dem Verf. ist diese weder die sog. konstruktive Methode auf dem Wege geometrischer Figuren, noch diejenige, welche das natürliche oder ein künstlich konstruiertes Gradnetz zu Grunde legt, oder diejenige, welche Blätter darbietet, auf welche bemerkenswerte Punkte schon vorgedruckt sind, auch nicht die sog. Kirchhoffsche Methode, welche gewisse Durchschnitte von Meridianen und Parallelkreisen als die besten Stützpunkte fürs Zeichnen be-

achtet; sondern diejenige, die das Prinzip der sogen. Kompaßarten befolgt; für irgend ein Ländergebiet wird ein geeigneter Mittelpunkt aufgeführt, in diesen der Zirkel mit einer Öffnung = 100 km. eingesetzt und nun von jenem aus ein Kreis gezeichnet. Die irgendwie merkwürdigen Punkte, welche dieser Kreis trifft, werden dann ihrer Lage und Richtung vom Mittelpunkte entsprechend als Stützpunkte auf das danebenliegende und mit ebensolchem Kreise versehene Blatt eingetragen. Was die vertikalen Dimensionen betrifft, so kennen wir M. schon als Vertreter der Flächenmanier, weil durch sie nicht bloß die Längenausdehnung, sondern auch die Breitenausdehnung der Höhenzüge angegeben werden kann. M. verwirft entschieden die Seydlitzsche Strichmanier, aber auch die Kirchhoffsche Konturenzüge und Höhenreihen sind ihm nicht genügend. Doch hier ist der Punkt, wo auch Ref. dem Verf. nicht zustimmen kann. Er muß vielmehr H. Grau Recht geben, der jüngst in einem Aufsätze (Ztschr. für Schulgeogr. VI S. 143 f.) ausgesprochen, daß die Matzatsche Art zu zeichnen „zu grober Schmiererei Anlaß gebe“. Soll die Zeichnung in Parallelstrichen ein deutliches Bild ergeben, so erfordert sie eine Sauberkeit, die nur wenigen Schülern eigen sein dürfte. So sehr darum auch Ref. für den Atlas die Darstellung der Höhenschichten verlangt, für die Schule erscheint ihm, die Ausföhrung zu fordern, zu gewagt. Damit sind wir aber schon mitten in den synthetischen Teil des ganzen Werkes eingetreten. Dieser bietet zunächst eine Darlegung über den Lehrgang. Der Unterricht hat mit der Heimatskunde zu beginnen und den Schüler schon auf dieser Stufe, „wo er noch aus unmittelbarer Wahrnehmung lernen kann“, „zum Verständnis von Karten zu bringen“. Dies ist aber nur möglich, wenn er die heimatlichen geographischen Objekte selbst zeichnet. Dazu muß er von Anfang an angehalten werden. Deshalb unterscheidet M. zwischen allgemeiner Heimatskunde und geographischer. Mit der letzteren wird begonnen schon im ersten Schuljahr, die letztere baut sich auf jener erst auf und ist erst möglich, wenn das Kind soviel zu beobachten und zu zeichnen gelernt hat, daß es mit einem Grundriß oder Plane beschäftigt werden kann. Als Spätgrenze ist zu setzen der Anfang des Geschichtsunterrichtes. Denn dieser bedarf notwendig geographischer Erläuterungen. Hierbei ist aber ja nicht zu fürchten, M. wolle die Geogr. zur „Magd“ des geschichtlichen Unterrichtes herabwürdigen. Er will ihre verschiedene Selbständigkeit, doch auch als eine so „frei“ gewordene Disziplin dürfe sie des „Dienens“ nicht vergessen. Darum fordert er, daß sich der geographische „dem Gange des geschichtlichen Unterrichtes anschliesse“. Diese Forderung führt er dann in einzelnen aus. Ref. kann aber nicht weiter so dem Gange des ganzen Werkes folgen, der ihm zugemessene Raum verbietet es, er muß sich begnügen, nur kurz noch auf den bedeutenden,

gebung (1 : 1500), sehen wir die in immer dem gleichen Maßstab wie das betr. Bild gehaltenen Planzeichnungen oder „Kartenbilder“ der nämlichen Räume; darauf folgen zur Seite wirklicher Landschaftsbilder 1) eines einfacheren mit einer Stadt im Mittelgrund, 2) einer schon zusammengesetzteren Abbildung einer gebirgigen, inselreichen Küstenlandschaft die Übertragung derselben in je eine ordentliche Landkarte, die nun schon mit den Symbolen für stehende und fließende Gewässer, Bergschraffur u. s. w. den Schüler (selbstverständlich unter Führung des Lehrers) einweicht in die Bedeutung einer Landkarte überhaupt.

In der uns vorliegenden Ausgabe kommen dann heimatskundliche Karten für Dresden und die sächsische Kreishauptmannschaft Dresden (die Verlagshandlung ersetzt diese Karten je nach Bestellung bei der Einführung des Atlas in die Schulen mit den den Schulort betreffenden Heimatskarten), endlich die volle Serie von Karten der Erdteile, des deutschen Reichs (dieses wie Europa doppelt, physisch und politisch), zuletzt auch noch Planiglobenkarten und Darstellungen für die Grundlagen der mathematischen Geographie.

Die bereits hervorgehobene Klarheit sämtlicher Karten wird unterstützt durch recht guten Ausdruck des Bodenreliefs und methodische Auswahl des allein für die Schule Wichtigen, so daß keine Karte überladen erscheint. Nur sollten Strandseen wie die Haffs und die Lagoa dos patos in Südbrasilien nicht wie Meerbusen in die marine Färbung einbezogen sein.

1) Wilhelm Keil, Orohydrographische Wandkarte von Europa. Kassel, Verlag von Th. Fischer.

In stattlicher Größe erhalten wir hier ein Bild der Gliederung, der Plastik und der Gewässer Europas von derselben Hand, welcher wir neuerdings, außer der schönen Neuauflage der Gutheschen Karte von Braunschweig-Hannover, jene selbst in thüringischen Schulen noch viel zu oft vermifste eindrucksvolle Karte von Thüringen (unter dem Titel „Saale und Werra“) in dem nämlichen Verlage verdanken.

Die technische Ausführung ist im allgemeinen untadelhaft. Freundlich unrahmt blaue Meeresfläche das lichtgrüne, bei den Erhebungen bräunlich gehaltene Landrelief; deutlich durchziehen die Flüsse in schwarzen Linien das Land und treten die Binnenseen mit blauer Flächenfärbung hervor. Von Stadtpunkten sind zweckmäßig meistens nur die wichtigsten aufgedruckt, bei Rußland zwar ohne Not auch manche völlig bedeutungslose, was indessen die Klarheit des Kartenbildes nicht beeinträchtigt.

Für künftige Auflagen bleibt aber doch gar manches zu verbessern. Die weite osteuropäische Tiefebene ist (wie auf so vielen Schulkarten) viel zu unruhig ausgefallen; unbeträchtliche Erhebungen, wie die im Don-Donetz-Knie, erscheinen allzu erhaben, die doch nur relativ markante Abstufung des sogenannten Bergufers

der Wolga sieht gebirgsmäßiger aus als der Böhmerwald. Die Gebirge der Balkan-Halbinsel müssen übersichtlicher, weniger gekröseartig abgebildet werden. Laaland, Falster und Møen sind vielleicht nur aus Druckversehen so dunkelgrün geworden, daß man ihre Gestalt bei einigem Abstand schwer erkennt. In Skandinavien wird der Schüler entgegengesetzten doppelseitigen Wasserablauf des Mjös-Sees wahrzunehmen glauben; bekanntlich findet das aber nur vom Lesjö aus (durch Rauuma-Elf und Lougen) statt, der Lougen dagegen fließt einfach durch den Mjös-See hindurch. Warum ferner „Mälar“ und doch daneben „Wenern“, und der Wetter-See ganz ohne Namen? Warum weder schwedisch Göteborg noch deutsch Gotenburg, sondern ein hybrides Göteborg? Warum Fär-Öer statt des allein korrekten Fär-Öer? In Wyschnij-Wolotschok und Nischnii-Nowgorod verraten die auslautenden j und i wenig Konsequenz und sind alle beide überflüssig.

5) R. Kiepert, Schul-Wandatlas der Länder Europas, Lief. 7, 10 u. 12: 1. Physikalische Karte der Balkan-Halbinsel. 2. Politische Karte von Deutschland. 3. Politische Karte von Österreich-Ungarn.

Von diesen drei Karten kommt die zuerst genannte einem längst und recht dringend gefühltem Schulbedürfnis glücklich entgegen. Wir hatten bisher von der geschichtlich so bedeutungsreichen südöstlichen Halbinsel unseres Erdteils, der sicher immer noch am besten der alte Name der „Balkan-Halbinsel“ zuerteilt wird, gar keine genügende Veranschaulichung ihrer gerade so verwickelten Bodenbildung in Wandkartengröße. Es war das in der That bis vor wenigen Jahren auch nicht möglich, ohne große Lücken namentlich in der Zentralgegend des breiten Nordens der Halbinsel zwischen Adria und Pontus mit bedenklicher Konjunktural-Kartographie zu füllen. Nun danken wir in der vorliegenden Leistung Herrn Dr. Richard Kiepert eine ganz vortreffliche Verwertung aller Einsichten, die bis zur Stunde über wagerechte und senkrechte Gliederung, sowie über die Gewässerverteilung der Balkan-Halbinsel gewonnen sind, zu einem ebenso schönen als eindrucksvollen, auch für die Betrachtung vom entfernteren Standpunkt aus in allen Wesenszügen hinlänglich deutlichen Kartenbild; der Verlagshandlung aber haben wir nicht weniger Dank zu zollen für die abermals so wohlgelungene technische Herstellung. Gleich den früheren physikalischen Darstellungen dieses Kiepertschen Wandkarten-Zyklus ist auch die in Rede stehende in brauner Abstufung der Bodenhöhen zu immer gesättigteren Farbentönen gehalten. Die Seeaugen erglänzen in gefälligem Blau durch das Braun der Höhenumgebung, die Flüsse sind mit schwarzen Linien bezeichnet, wovon nur die „schöne blaue Donau“ eine nicht recht verständliche Ausnahme bildet, die von der Savemündung bis zur Zerspaltung in die Mündungsarme als blaues Band wiedergegeben ist, ohne daß dadurch die Deutlichkeit gesteigert würde. Von Namen ist die Karte gänzlich leer

Verhandlungen des IV. Deutschen Geographentages zu München, 17.—19. April 1884. Herausgegeben von Ratzel. Berlin, Dietrich Reimer, 1884. II und 191 S. nebst einer Karte der Schneelinien in Europa von A. Penck. 3 M.

Neben den zahlreichen wissenschaftlichen Themen, die zum Teil schon auf dem V. Geographentage weiter ausgeführt worden sind, haben nur zwei solche Platz gefunden, welche die Schulgeographie unmittelbar oder mit ihren Folgerungen betreffen. Von hervorragender Wichtigkeit, allerdings nicht für die innere Behandlung dieses Unterrichtszweiges, wohl aber für seine Hilfsmittel, als Leitfäden, Lehrbücher, Atlanten und Wandkarten, ist das eine dieser Themata: die Einführung eines einheitlichen Meridians. Dafs als Anfangs- oder Nullmeridian der über die Sternwarte von Greenwich laufende angenommen ist, kann wohl als allgemein bekannt gelten, ebenso dafs es diesem Beschlusse nicht an Vorläufern in ähnlichen und zum Teil noch gewichtigeren Versammlungen gefehlt hat. Sämtliche Reden des Münchener „Tages“, die sich in dem vorliegenden Buche veröffentlicht finden, sprechen sich übereinstimmend für den Greenwicher aus. Da nun jeder Meridian genau so viel Recht darauf hat, den Anfang des Zählens zu bilden, wie jeder andere seiner Genossen, so stützt sich jene Entscheidung vorwiegend auf praktische Gründe: man hat eben denjenigen gewählt, dessen Annahme voraussichtlich weit weniger Widerspruch erfahren wird als die irgend eines anderen. Ernstlich auf die engere Wahl gesetzt werden konnten nur vier, nämlich die Meridiane der Sternwarten von Greenwich, Paris, Berlin und Washington, weil nur sie den Forderungen entsprachen: 1) dafs sie mit möglichster Genauigkeit astronomisch bestimmt und gegen Fixpunkte gredätisch festgelegt seien, 2) dafs sie behufs Ermittlung von Zeit- und Längenunterschieden an einem leicht zugänglichen Orte sich befinden und 3) einem Institute für die Berechnung und den Verlag der jährlich erscheinenden astronomischen und nautischen Jahrbücher angehören (S. 44). Unser Lieblingsmeridian, der von Ferro, genügt offenbar keiner von diesen drei Bedingungen. Dem Greenwicher aber hat man den Vorzug gegeben, weil 90 Prozent der seefahrenden Nationen ihm sich zugewandt haben, weil die nach ihm orientierten Land- und Seekarten einen gröfseren Teil der Erde darstellen als alle übrigen und weil die nach ihm entworfenen astronomischen und nautischen Jahrbücher einen noch gröfseren Prozentsatz aller überhaupt vorhandenen bilden. Ein Beschlufs, welcher so dem internationalen Wirrwarr ein Ziel setzt, mufs mit Freuden begrüfst werden, müfste es selbst dann noch, wenn die Lösung der Frage eine weniger praktische wäre als die vorliegende; erfreulich ist auch, dafs künftighin alle Meridiane in der einzigen Richtung von West nach Ost bis 360 zu zählen sind und damit also die erschwerende Doppel-

zählung nach West und Ost wegfallen soll. Die Beschlüsse solcher Versammlungen sind ja keine Gesetze und gegen den in Rede stehenden wird genug Widerspruch erhoben werden, ja derselbe ist schon recht kräftig laut geworden, jener Beschluss (oder wenn man will Meinungsäußerung) mag angefochten werden aus Gründen der kartographischen Praxis, der Nationalität, der Gewohnheit — wie seinerzeit das Meter zu Gunsten des Fusses —, wahrscheinlich wird er auch manchen Schulgeographen nicht gefallen, welche den Ferro-Meridian nicht aufgeben wollen, weil er die Erde ja in der That so günstig in eine Land- und Wasserhalbkugel zerlegt. Aber diese werden sich damit helfen müssen, daß sie den 340. Meridian als Scheidungslinie der Ost- und Westhalbkugel wählen, und schliesslich wird wohl die Ansicht des Prof. Wagner (S. 56) Recht behalten: „daß es eine Versündigung an ihren (der Lehrer und Kartographen nämlich) Mitmenschen ist, wenn sie durch weitere Beibehaltung des absterbenden Moments neuen Generationen von Lernenden die an sich so ganz nutzlose Weise der Doppelbezeichnungen oder Doppelrechnungen auferlegen wollen“. — Der kostspieligen Umarbeitung der Karten sind bereits mehrere kartographische Anstalten Deutschlands nähergetreten, und die Herausgeber einiger der gangbarsten Leitfäden der Erdkunde haben sich gleichfalls mit Zustimmung mehrerer Regierungen dahin verständigt, sich fortan nur des Greenwicher Meridians bedienen zu wollen. Den Lehrern hingegen ist zu empfehlen die Äußerung des Prof. Wagner zu widerlegen (S. 61): „daß wohl nur ein sehr geringer Bruchteil von Lehrern überhaupt die Meridianfrage bis jetzt würdigen wird“, — ein strenges Urteil, bei dem die Frage erlaubt sein wird, ob es sich auf zuverlässige und umfassende Beobachtungen oder auf Erfahrungen an verschüchterten Examinanden stützt.

Der zweite hierher gehörige Gegenstand, die Herstellung von Schul-Wandkarten und Atlanten und die Grundsätze, die dabei maßgebend sein sollen, wurde mit Recht nicht bis zur Abfassung von Resolutionen gefördert, da diese Sache noch keineswegs spruchreif erscheint. Die Auseinandersetzungen wenden sich teils an (auch gegen) die Pädagogen, welche ohne technische Vorkenntnisse Schulkarten entworfen, teils gegen die Kartographen, welche der pädagogischen Erfahrung ermangeln, die als zum Gelingen der Arbeit unerläßlich bezeichnet wird. Dabei fällt denn auch ein kräftig Wörtlein ab für das allzu rege Mitteilungsbedürfnis der modernen Geographen und solcher, die es zu sein meinen. Es finden sich an jener Stelle neben den Erörterungen, welche nur den eigentlichen Kartographen angehen, gar manche Gedanken über die Behandlung des Kartenmaterials, welche der Erwägung in Lehrerkreisen würdig sind, darunter drei besonders hervorzuhebende: 1) Der stummen Schulwandkarte gehört die Zukunft, weil die Beschreibung mit Namen es

verhindert, daß ein in jeder Hinsicht klares und übersichtliches Bild der natürlichen Verhältnisse entsteht. (Hiergegen werden vermutlich die Lehrer der unteren Klassen Widerspruch erheben.) 2) Die Generalisierung des Terrains auf Wandkarten darf niemals in eine gänzliche Ignorierung thatsächlich bestehender Bodenerhebungen ausarten, ebensowenig dürfen durch Weglassung von Flüssen mehrere der wichtigsten Momente der Erdkunde dem Gesichtskreis der Schüler vollständig entrückt werden. 3) Gleichmäßige Behandlungsweise der Wandkarte und des Atlas sind zu fordern (aber bei der großen Anzahl der vorhandenen Verlagsanstalten schwerlich so bald, wenn überhaupt durchzuführen). — Über manche andere nützlichen Winke wird man besser an Ort und Stelle nachlesen, so z. B. über ein Verfahren, welches es ermöglichen soll, die gerade im Unterricht behandelten Teile der Karte durch Farben hervorzuheben und diese Farbe nachher leicht wieder zu entfernen u. a. m.

In dem Buche findet sich ferner ein Antrag v. Richthofen's, welcher mit eingehender Begründung darlegt, wie dringend notwendig es sei, „daß die geographische Litteratur der Gegenwart nach ihrem sachlichen Inhalte in einem die möglichste Vollständigkeit erstrebenden Repertorium in Form knapper, objektiv gehaltenem Referate niedergelegt werde.“ Es mag hier gleich vorausgeschickt werden, daß der Erledigung des so brennend empfundenen Bedürfnisses, durch ein universelles Repertorium einen Überblick zu gewinnen über die massenhafte geographische Litteratur, insofern nähergetreten worden ist, als der fünfte Geographentag eine Kommission eingesetzt hat, welche die Mittel und Wege in Betracht ziehen soll.

Norden.

E. Oehlmann.

Johannes Gottschick, Der evangelische Religionsunterricht in den oberen Klassen höherer Schulen. Akademische Antrittsrede. Gießen, in Kommission bei Fr. Fehlenfeld, 1884. 24 S.

Für eine akademische Antrittsrede ist der hier behandelte Gegenstand kein gewöhnlicher, denn das Thema einer solchen pflegt in den meisten Fällen die Darlegung der Ziele derjenigen Wissenschaft zu sein, welche der Dozent vertritt, und der Arbeitsmethode, welche er zu befolgen gedenkt. Wenn daher von dem üblichen Brauche abweichend ein Universitätslehrer bei seinem Eintritt in eine theologische Fakultät den Blick seiner Fachgenossen auf den Religionsunterricht in der Schule hinlenkt, so muß er dazu gewichtige Gründe haben. Wer die Rede desselben liest, wird ihm die Anerkennung nicht versagen, daß er einen ersten und bedeutsamen Gegenstand zur Sprache gebracht hat. Freilich haftet diesem die Eigentümlichkeit an, daß er von vornherein zwei wissenschaftliche Interessenssphären, die der Theologie und

der Pädagogik, zugleich berührt. Je nach der allgemeinen Auffassung von dem Wesen der Religion und des Christentumes wird sich auch die Methode des christlichen Religionsunterrichtes verschiedenartig gestalten und der Streit um die richtige Lehrweise immer abhängig bleiben von dem Prinzipienkampfe zwischen der Orthodoxie und der modernen Theologie, welche letztere der Redner mit Entschiedenheit und Wärme vertritt. Ref. muß es sich daher versagen auf jenen Meinungsstreit einzugehen und sich auf die Darlegung des Gedankenganges in der Rede Gottschicks beschränken.

Bei der Wahl seines Themas hat dem Redner nichts so fern gelegen, als etwa den Religionsunterricht in den oberen Klassen eines Gymnasiums als einen Vorbereitungskursus für künftige Theologiestudierende zu betrachten. Für ihn hat der Gegenstand nur Bedeutung als religiöses Bildungsmittel für die Jugend überhaupt und zwar als das erste und wichtigste, welches vor allem geeignet ist, das Verständnis für die idealen Werte des Lebens zu eröffnen und Gemüt und Wille auf dieselben zu richten. Er erkennt rückhaltslos an, daß von der Pflege des religiösen Geistes der Bestand der Gesellschaft, unseres Volkslebens und unserer nationalen Kultur abhängig ist. — Gegenüber der Wichtigkeit des Lehrgegenstandes und bei aller Anerkennung der Begabung, Treue und Geschicklichkeit der Lehrenden muß der Redner indes zu seinem Bedauern konstatieren, daß die jüngere Generation, welche aus unseren höheren Schulen hervorgegangen ist, im großen und ganzen wenig oder gar nichts von dem gewonnenen Religionsunterrichte in ihre Überzeugung aufgenommen hat, in religiösen Fragen skeptisch gestimmt ist und dem kirchlichen Leben gleichgültig und verständnislos gegenübersteht; daß dieser Misserfolg auch dort hervortritt, wo die Leitung des Religionsunterrichtes in Händen von unanfechtbarer kirchlicher Korrektheit liegt; kurz daß was man einem Schüler nach seinem 14. oder 15. Lebensjahre vordemonstriert, von seinem Geiste abläuft, „wie das Wasser von einem Regenmantel.“ Die Gefahren, welche aus solchen Mifsständen hervorgehen müssen, verkennt der Redner nicht. Er sieht in der Zukunft das geistige Leben unserer Nation durch eine Kluft zerrissen, auf deren einer Seite die Gebildeten stehen, welche dem Skepticismus und Indifferentismus verfallen sind, und auf deren anderer Seite die Massen sich finden, die sich blind der Autorität unterwerfen, wie das beides sich schon im Leben der romanischen Völker zeigt. Der Redner untersucht nun die Ursachen dieser betrübenden Erscheinung, um die Mittel zu finden und anzugehen, welche geeignet sind, zum Besseren zu führen. Er sieht den Grund des Übels vor allem in dem Fundamentalsatze von der Bibelinspiration, von welchem jetzt aller Religionsunterricht ausgeht und welcher mit der heutigen grammatischen und psychologischen Schriftaus-

legung litterarischer Denkmäler und mit der historischen Kritik, wie solche die höheren Schulen in allen philologischen und historischen Fächern beherrscht, unvereinbar geworden ist. Jenes primäre Glaubensfundament mache nun den christlichen Glauben zu einem Gesetze von so und so viel Dogmen, das auf Grund eines präbendierten höheren Ursprungs ein *sacrificium intellectus* verlange und den Anspruch erhebe, trotz seiner vielfachen Paradoxieen in blinder Unterwerfung für wahr gehalten zu werden. In Konsequenz der statutarischen Autorität der Schrift ergebe sich ferner, daß auf gleiche Stufe mit den lebendigen religiösen Wahrheiten, die auf Gewissen, Gemüt und Willen abzielen und sich praktisch beglaubigen, fertige Schullehren gestellt werden, die aus der theologischen Reflexion über die bereits vorhandene Selbstgewisheit der Frömmigkeit hinterher erst erwachsen sind. Werde die Gewisheit des religiösen Glaubens auf die Inspirationslehre allein begründet und der ganze Inhalt der Schrift als notwendiges Objekt des Glaubens dargestellt, so sei es unvermeidlich, daß der bei der heutigen historischen Bildung unausbleibliche historische Zweifel auch sofort ein religiöser werde. Das eben hindere die Herausbildung einer freien, lebendigen und festen religiösen Überzeugung. Daher müsse an die Stelle der Überlieferung von starren Dogmen und fertigen Schullehren, möge sie sich nun an den Katechismus oder an die Augustana anlehnen, eine Lehrweise treten, welche das Christentum in solcher Begrenzung und Gliederung ins Licht stellt, daß Inhalt und Zusammenhang desselben als eine befreiende Norm des persönlichen Lebens den Schülern erschlossen werden, oder als eine einheitliche Weltanschauung, deren sämtliche Momente auf den Gedanken eines höchsten Gutes bezogen sind, von welchem der Mensch nicht lassen kann und darf, ohne sich selbst zu verlieren. Zu dem Zwecke wünscht er, daß dem Schüler zur Erkenntnis gebracht werde, wie die geschichtliche Persönlichkeit Jesu für den historischen christlichen Glauben nicht nur die relative Bedeutung eines Lehrers und Vorbildes, sondern eine absolute habe, insofern der christliche Glaube an Gott nur in und mit dem Glauben an Christus Wirklichkeit wird.

Zu den methodischen Fragen des Religionsunterrichtes sich wendend, hat der Redner die beiden wichtigsten Disziplinen desselben, die Bibelkunde und die Kirchengeschichte, ausgewählt, um die Grundsätze zu entwickeln, nach welchen beide für die Schüler fruchtbar gemacht werden können. Die Bibel sei als ein Denkmal der Gründungsepoche der christlichen Kirche, beziehungsweise der klassischen Periode der israelitischen Religion zu betrachten; dabei aber abzusehen von einer Mitteilung der Resultate der historischen Kritik, welche an sich keinen religiös bildenden Wert besitzen und nur den Geist des Absprechens groß ziehen. Es komme vielmehr darauf an, die Jugend in das reiche Geistesleben

der Bibel einzuführen und ihr das innere Wesen des christlichen Glaubens und der christlichen Frömmigkeit zu erschließen. Zu dem Zwecke müsse der Schüler angeleitet werden, sich ein lebendiges Gesamtbild der Person Jesu und nicht minder eine frische Anschauung von der Persönlichkeit des Paulus nach dessen Hauptbriefen zu entwerfen. In Hinsicht der lehrhaften Bestandteile des N. Test. sei zu unterscheiden zwischen den für das religiöse Leben direkt maßgebenden Grundgedanken und den dialektischen und schriftgelehrten Hülfslinien, welche der individuellen Anschauung der Verfasser angehören. — Hinsichtlich der Geschichte des israelitischen Volkes nach dem A. Test. habe der Unterricht sich sehr zu beschränken. Eine von der geschichtlichen Auffassung abweichende, dem Erbaulichen sich annähernde Benutzung des Einzelnen als eines gesinnungsbildenden Stoffes widerstrebe dem Geiste, mit welchem in den oberen Klassen litterarische Denkmäler betrachtet werden. Einen viel höheren religiösen Wert als den geschichtlichen Büchern des A. Test. legt der Redner den prophetischen Schriften bei. Auf Grund einer Auswahl prophetischer Abschnitte lasse sich eine Anschauung gewinnen nicht nur von der religiösen und sittlichen Energie, mit welcher die Propheten an der Durchführung religiöser und sittlicher Ideale im Leben ihres Volkes gearbeitet haben, sondern auch von dem inneren Zusammenhange, in welchem die Religion Israels mit dem Christentume steht. Den Propheten verdanke man die Herausbildung des Ideales eines auf Gotteserkenntnis und Sündenvergebung gegründeten und über die Grenzen Israels sich erstreckenden Reiches sittlicher Gerechtigkeit, welches im Christentum zur Wahrheit geworden ist. — Bei dem Unterrichte in der Kirchengeschichte verwirft der Redner ebensowohl die encyclopädische Übersicht wie die Beschränkung auf die Biographien hervorragender Persönlichkeiten. Jene habe keinen religiös bildenden Wert, diese laufe Gefahr lauter abstrakte Heiligenbilder zu zeichnen. Die Hauptsache sei, das Christentum als eine gewaltige, den Menschen in seinem Innersten ergreifende Geistesmacht darzustellen, wobei auch die hervorragenden Persönlichkeiten als Träger der kirchengeschichtlichen Bewegung gewürdigt werden können.

Wie der Redner einen Religionsunterricht fordert, der überall die Totalität der christlichen Weltanschauung im Auge hat, so beschränkt er denselben auch nicht auf die paar Unterrichtsstunden jeder Woche, sondern er verlangt, daß alles, was die Geschichte der Religionen, die Philosophie und Litteratur, soweit sie dem Schüler bekannt sind, an Lebensidealen und Ansichten aufweisen, zum Vergleich herangezogen werde, nicht nur um zu zeigen, wie an jenem Maßstabe gemessen die christliche Weltanschauung jene an Wert überragt, sondern auch, wie sie allen positiven sittlichen und religiösen Erwerb der Menschheit bestätigend in sich aufnimmt und mit ihren Prinzipien durchdringt. So könne z. B.

die stoische Philosophie, welche der Schüler aus Ciceros Schriften kennt, gewürdigt werden als eine dem Christentume den Boden bereitende Lehre, insofern sie das höchste Gut in der Unabhängigkeit der Persönlichkeit von allem Äußerem fand und sich zu der Ahnung von einer über die Unterschiede von Nationalität, Geschlecht und Stand hinausreichenden Gemeinschaft erhob. Die christliche Weltanschauung, in solcher Weise mit allen den Schüler belebenden Interessen in Verbindung gesetzt, werde der Isolierung des religiösen Gedankenkreises steuern und zu einem allbelebenden Gesetze des Geistes werden.

Berlin.

J. Heidemann.

Nachtrag.

In meiner Anzeige von Haackes Stilistik schrieb ich Jahrg. 1885 S. 679: „Für *tantus hic* habe ich augenblicklich kein Beispiel.“ Herr Dr. Klufsmann-Gera teilte mir alsbald mit, daß es sich finde bei Cic. Verr. 5, 101: *tantum hoc crimen sustinere se nullo modo posse*; ich finde es auch de or. 2, 84: *non idem sentio tanta hac in re tamque immensa posse fieri*. Auch das Pronomen possessivum kommt in Betracht; es ist nachgestellt bei Cic. pro Planc. 5: *id ipsum esset in tanto uni nostro tantaque amicitia molestum* = bei unserm herzlichen Verkehr und unsrer innigen Freundschaft.

Naumburg a. d. Saale.

H. Anton.

DRITTE ABTHEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

Verhandlungen der Wanderversammlung der Lehrer höherer Lehranstalten Nordalbingiens in Kiel am 30. Mai 1885.

In der schönen Aula des Kieler Gymnasiums, die in zwei prächtigen Wandgemälden von A. v. Werner einen besonders wertvollen Schmuck besitzt, wurde die diesjährige Wanderversammlung der Lehrer höherer Lehranstalten Nordalbingiens vom Gymnasialdirektor Dr. Wallichs-Rendsburg am Sonnabend, den 30. Mai, um 10 Uhr morgens eröffnet. Nachdem der Provinzialschulrat Dr. Köpke die Anwesenden namens des Kgl. Provinzialschulkollegiums mit warmen Worten begrüßt hatte, übernahm der Gymnasialdirektor Dr. Niemeyer-Kiel für den ersten Teil der Verhandlungen den Vorsitz. Zunächst hielt der Gymnasial-Oberlehrer Dr. P. Cauer-Kiel einen Vortrag über „die ursprüngliche Komposition des Endes der Odyssee“. In freier, formgewandter Rede gab er einleitend eine kurze Übersicht des Inhalts der letzten Bücher der Odyssee. Den eigentlichen Abschluss der Handlung bildet die *μνηστηρολογία*, angeknüpft an die *τόξου θέσις*. Was die letztere in der Ökonomie des Dichters bezweckt, ist klar. Aber welchen Zweck verfolgt Penelope damit, daß sie den Wettkampf mit dem Bogen anordnet? Ist es eine List, um die Freier hinzuhalten, wie es ihr mit dem Leichengewand für Laertes drei Jahre gelungen ist? Von dieser ihrer List erzählt sie selbst dem fremden Bettler (τ 138 ff.); aber nirgends spricht sie aus, daß sie eine ähnliche Absicht mit dem Wettschießen verfolge, daß sie sicher sei, niemand werde den Schuß leisten oder dergl. Freilich erwähnt sie ihr Vorhaben dem Bettler gegenüber τ 571 ff., aber mit der bestimmten Andeutung, daß sie einem der Freier werden folgen müssen (571, 579—581). Auch in den Worten des Bettlers tritt nirgends hervor, daß er eine List der Königin vermutet. In υ 60 ff. lesen wir das verzweiflungsvolle Gebet der Penelope, ihre Anrufung der Artemis; die Königin erscheint hiernach trostlos und ohne Hoffnung. Beim Anblick des Bogens des Odysseus in der Waffenkammer weint sie (φ 56). Endlich, als beim Wettschießen nur noch die *ἄρχοι μνηστήρων*, Antinoos und Eurymachos, übrig sind und der Kampf einstweilen aufgeschoben wird, ist mit keinem Wort, was doch nahe gelegen hätte, von einem Gelingen oder Mißlingen einer „List“ der Penelope die Rede.

Will man also daran festhalten, daß die *τόξου θέσις* als eine List der Königin anzusehen ist, so muß man doch zugeben, daß in der Dichtung selber sich keine Spur findet, welche diese Auffassung stützt. Nur eine Stelle macht scheinbar eine Ausnahme: ω 167 ff., wo der Schatten des Amphimedon dem Agamemnon den Freiermord erzählt und (als seine Vermutung?) ausspricht, Odysseus habe die Gattin veranlaßt, das Wett-

schießen mit dem Bogen zu veranstalten. Danach müßte also Penelope im Einverständnis mit Odysseus gehandelt haben: eine Auffassung der Sache, die in den früheren Büchern durch nichts bestätigt wird. Aber bestätigt scheint sie durch Nieses Entdeckung zu werden, die v. Wilamowitz anerkannt und weiter ausgeführt hat, das Gespräch der Gatten in τ sei älter als seine Umgebung und habe ursprünglich in einem anderen Zusammenhang gestanden, d. h. es habe ursprünglich direkt auf den *ἀγνωρισμός Ὀδυσσεύς ὑπὸ Πηνελόπης* geführt.

Nach eingehender Erörterung der diese Entdeckung stützenden Punkte wendet sich der Vortragende zu der Frage, von welcher er ausgegangen, zurück. War also, wie ω 167 von Amphimedon angedeutet wird, die *τόξου θέσις* zwischen den beiden Gatten verabredet? Der Schluss ex silentio genügt nicht, um die Frage mit „sein“ zu beantworten. Allein es finden sich in der Dichtung auch geradezu Spuren, die das Gegenteil andeuten. Zunächst wieder τ 571, sodann Penelopes Verhalten in φ , ihre Thränen v. 56, ihre Anwesenheit beim Gelage der Freier während und nach der Beendigung des Wettschießens, bis sie endlich durch Telemachs scharfe Weisung v. 350 ff. zum Verlassen des Saals genötigt wird und bald nachher in ihrem Gemache in Schlaf fällt; schließlich ihre Ungläubigkeit in ψ Eurykleias Erzählung gegenüber, ihr Mißtrauen gegen Odysseus, bis die Probe mit dem Bettgestell erfolgt. Anfang, Verlauf und Ende des Freiermords stimmen also nicht zu τ ; die Gestalt der Sage in τ ist aber die ältere, also gab es in dieser älteren Gestalt der Sage überhaupt keinen Freiermord.

Der Einwurf liegt nahe, daß aus der einzelnen Scene, der Unterredung in τ , zu viel geschlossen werde. Die ganze Odyssee dränge ja auf den Freiermord hin, in den ersten vier Büchern stehe das Treiben der Freier auf Ithaka im Mittelpunkt des Interesses, ebenso wie in ρ und σ . Gewiß! Aber die ganze Telemachie ist sicherlich späteren Ursprungs als die Odysseus-Dichtung, mag man mit Niese annehmen, daß sie zur weiteren Ausführung der Sage in die Odyssee eingedichtet, oder mit Kirchhoff und v. Wilamowitz, daß sie, als selbständige Dichtung vorhanden, nachträglich mit der Odyssee zusammengeschweisst ist. Erst mit \omicron lenkt der Dichter ziemlich ungeschickt (Telemach über 30 Tage abwesend!) wieder in sie ein; von da an laufen beide Erzählungen wieder zusammen, alles spitzt sich nunmehr zur *μνηστηροφονία* zu. Diese stammt aus der Telemachie. Denn in der alten Odyssee ($\epsilon - \mu$) ist, eine Stelle in λ ausgenommen, mit keinem Wort der Freier gedacht. In ϵ 219 giebt Odysseus seiner Sehnsucht nach der Heimat Ausdruck, erwähnt aber mit keinem Wort die Freier, von deren wüstem Treiben er doch seit 7 Jahren (η 259), seit seiner Unterredung mit Teiresias (λ 115 ff.) unterrichtet sein mußte. Diese erzählt er selbst den Phäaken, geht aber später, ν 42, mit einem harmlosen Wunsche, ohne der frevelnden Freier zu gedenken, von daunen. So wird also wohl λ , wenigstens die Stelle 115 ff., späteres Einschleßel sein, dessen Quelle die Telemachie bildete. Da die Vorstellung von dem Übermut der Freier der ursprünglichen Gestalt der Sage, der alten Odyssee, fremd war, so bedurfte diese auch nicht des Freiermordes zum Abschlufs. —

Aber wie erklärt sich die Niedergeschlagenheit der Penelope im Gespräch mit dem Bettler τ 571 und ähnlich τ 157? Sie selbst giebt die Antwort σ 259 ff.: Odysseus hat beim Abschied sie verpflichtet, sich wieder zu vermählen, sobald Telemach bärtig geworden (269). Sie macht sich also

keiner Untreue gegen Odysseus schuldig, wenn sie zu einer neuen Ehe schreitet, es ist vielmehr gradezu ein Zwang für sie, dem Sohne Platz zu machen im Palast, wenn er herangewachsen ist. Darum wird der Termin der Rückkehr des Odysseus, das zwanzigste Jahr, wiederholt ausdrücklich hervorgehoben (ρ 327, vgl. π 206, τ 484, φ 208, ψ 102. 170). Nach 20 Jahren ist Telemach bärtig geworden, der von Odysseus beim Abschied festgesetzte Zeitpunkt ist eingetreten.

Nun wird auch das Wettschießen klar. Es soll dadurch die Entscheidung herbeigeführt werden: Penelope will demjenigen die Hand reichen, der als Sieger aus dem Wettkampf hervorgeht. Der Dichter, welcher die Telemachie der alten Odyssee einfügte, fand bereits das Wettschießen vor und benutzte es, um den durch die Telemachie gegebenen Freiermord, so gutes ging, daran zu knüpfen.

Eine Lokalveränderung war dadurch notwendig geworden, und so finden wir den Schauplatz vom Heiligthum des Apollo, dessen Fest gerade am Neumond gefeiert wird (ν 278), plötzlich in den Palast des Odysseus verlegt.

Der Vortragende sprach am Schluss den Wunsch aus, daß die von ihm entwickelte Hypothese als eine diskutierbare und genauerer Prüfung würdige in nähere Erwägung gezogen werden möge.

An diese mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Ausführungen schloß sich der Vortrag des Gymnasialdirektors Dr. Niemeyer-Kiel über Hor. Carm. I 16. Er erklärte nicht Emendationsversuche vorlegen oder die Launen höherer Kritik beschreiten zu wollen, noch viel weniger neue „Entdeckungen im Horaz“ vorzubringen, dergleichen auf der letzten Philologenversammlung in Dessau den staunenden Zuhörern zum Besten gegeben seien; er beabsichtige nur, die Frage nach Zweck und Gedankengang jener an sich ja einfachen und scheinbar leichtverständlichen Ode näher zu erörtern. Alle Erklärer stimmen darin überein, daß Carm. I 16 eine Palindromie sei, daß der Dichter den Zorn eines über seine Spottverse erbitterten Mädchens durch die Bitte um Verzeihung besänftigen wolle. Wer dies Mädchen gewesen, scheint eine müßige Frage; ob sie Tyndaris oder Gratiana oder Cinnara geheißsen, ist ganz gleichgültig; genug, sie ist vom Dichter durch Spottverse beleidigt und soll durch den Widerruf der Beleidigung wieder versöhnt werden. So ist die allgemeine Auffassung der Situation. Nur einer, allerdings ein Mann, dessen Name schwer ins Gewicht fällt, wo es sich um die Erklärung antiker Poesie handelt, hat energisch gegen diese Auffassung protestiert: Lessing, der im Vademecum dem Pastor Lange mit Bezug auf die von ihm gewählte Überschrift dieses Gedichtes zuruft: „Sie irren mit der Menge; nicht diese Freundin selbst, sondern ihre Mutter hätte er ehemals durchgezogen, wie es aus der Ode selbst unwidersprechlich erhellt.“ Weitere Gründe für seine Ansicht giebt er nicht an; der letzte Satz beweist, daß Lessing die von ihm gegebene Andeutung zu genügen schien, um die Erklärer auf den richtigen Weg zu führen.

Bei alledem sind die späteren Herausgeber, auch der letzte, A. Kießling, in den Spuren des Pastors von Laublingen gewandelt, ohne der abweichenden Meinung Lessings auch nur Erwähnung zu thun. Und doch hat Lessing recht, wie eine genauere Erwägung des Gedichtes unwiderleglich erweist.

Aus V. 22 ersieht man, wann Horaz die *coleres tamberi* geschrieben: in *dole inventa*, als das Herz noch glühte. Das vorliegende Gedicht aber verfaßte er als etwa Vierzigjähriger (vgl. II 4. III 14). Zwanzig Jahre also

liegen etwa zwischen beiden Gedichten, beide können demnach nicht füglich an dieselbe Adresse gerichtet gewesen sein. Denn es ist nicht des Dichters Art, junge Mädchen zu verböhen und dann, wenn sie alt geworden, um Verzeihung zu bitten. Grade das Umgekehrte findet sich: Alternde Koketten verfolgt er mit bitterem Spott, dagegen wirbt er um die Huld jugendlicher Spröden (vgl. I 25, III 15, IV 13 mit I 13, I 19, I 23). Die Mutter war eine solche Kokette gewesen, gegen die er als Jüngling die scharfen Pfeile seines Spottes gerichtet hatte; die Tochter ist eine junge Schöne, um deren Gunst er sich bewirbt; jene hat er *in dulci iuventa* beleidigt, diese sucht er *nunc* (V. 25) nach Widerruf der einstigen Verunglimpfung der Mutter für sich zugewinnen.

Gleich in der Anrede V. 1 liegt eine evidente Bestätigung der Lessingschen Ansicht: die Worte *o matre pulchra filia pulchrior* deuten in kürzester und glücklichster Fassung den doppelten Zweck des Gedichts an, die Mutter zu veröhen, die Tochter sich geneigt zu machen. Bei der bisherigen Erklärung der Ode ist gar nicht ersichtlich, weshalb der Dichter diese Anrede wählt, wenn er mit der Mutter nie zu thun gehabt hat. — Auch das Folgende erscheint bei der gewöhnlichen Annahme wunderlich; wie kann man annehmen, Horaz fordere das Mädchen auf, Spottverse, die von ihm selbst vor langer Zeit geschrieben sind, die also längst ihren Zweck erfüllt haben, nachträglich zu vernichten? Zudem läßt der Ausdruck *modum ponere alicui rei* doch eher an eine Einschränkung der eigenen Thätigkeit, als der eines andren denken. Alle Schwierigkeiten scheinen beseitigt, wenn man annimmt: die *criminosi iambi* sind nicht die des Horaz, sondern Spottverse des Mädchens, mit denen es seine Liebeswerbung höhnisch zurückweist. Die Situation ist also diese: vor Jahren hat der junge Horaz die Anträge der kokettierenden Alten mit spöttischen Versen abgelehnt, jetzt revanchiert sich die von ihm umworbene Tochter dem Vierzigjährigen gegenüber in derselben Weise, und der Dichter sieht: „Lafs ab, mich zu höhnen, wirf deine Verse ins Feuer oder Wasser!“ Dazu stimmt nun auch aufs beste die in den folgenden Strophen mit grotesk-komischen Zügen entworfene Schilderung von dem Ursprung und den schrecklichen Wirkungen der *tristes iras*, eines rasch aufbrausenden Zoras, der sich in heftiger Weise Luft macht, nicht eines dampf nagenden Grolles, wie er einer Schmollenden einzig und allein angemessen wäre.

Nun wird auch die Bedeutung des *quoque* (V. 22) ganz klar, das bisher den Erklärern große Schwierigkeiten gemacht hat. Nauck will es, ohne die dazwischen stehenden Worte *comperce mentem* zu beachten, mit *Thyestes* in Zusammenhang bringen, und Kiefeling sucht durch eine höchst gekünstelte Erklärung darüber hinwegzukommen. Die Bedeutung ergibt sich von selbst, wenn wir ergänzen: „wie jetzt dich, so hat auch mich einst *in dulci iuventa* das glühend erregte Herz in Versuchung geführt und rasche Pfeile des Spottes zu entsenden getrieben; jetzt suche ich die bittere Kränkung mit holden Schmeichelworten zu vertauschen, wenn du nur meine Freundin wirst, nachdem ich die Beleidigung zurückgenommen, und zum Lohn dafür dein Herz mir schenkst“. Denn so ist *reddere animum* hier zu verstehen (wie oft), nicht, wie Nauck will, „das Herz wieder schenken“.

So erscheint die Lessingsche Auffassung der vorliegenden Situation als die einzig richtige: Horaz bittet ein Mädchen wegen der im Jugendübermut gegen die Mutter einst gerichteten Schmähungen um Verzeihung und wirbt um seine Gunst.

Zum Schluss verlas der Vortragende eine von ihm in gereimten trochäischen Versen entworfene freie Übersetzung der Ode. Der Provinzialschulrat Dr. Köpke sprach in beredten Worten dem Direktor Dr. Niemeyer für die interessante und anregende Erörterung, wie für die meisterhafte Übersetzung seinen Namen Dank aus.

Sodann erbat sich Dr. Kirmis-Neumünster, der eine hübsche Kollektion antiker und moderner Münzen — teils Originale, teils vorzügliche Nachbildungen — ausgestellt hatte, das Wort zu einem kurzen Vortrag über deren Nutzen, die Einrichtung und Beschaffung von Münzsammlungen für höhere Lehranstalten. Er wies zunächst darauf hin, daß, während man neuerdings, von der Überzeugung des hohen Werts von geeignetem Anschauungsmaterial für die verschiedenen Unterrichtszweige durchdrungen, als Hilfsmittel für den historischen Unterricht antike Landschaften, Zeichnungen und Modelle von Tempeln und Theatern, Imitationen von Rüstungen und Waffen verwendet, die Benutzung von Münzen, als direkten Zeugen der Vergangenheit, trotz ihrer Bedeutung für den Unterricht heutzutage nur ganz vereinzelt sich findet.

Wert, Größe und Gewicht der antiken Münzen pflegen rasch dem Gedächtnis des Schülers zu entschwinden; was er aber selbst geschaut und in der Hand gewogen hat, behält er ungleich fester in Erinnerung. Nicht bloß die materiellen Verhältnisse der antiken Völker lassen sich durch die Betrachtung ihrer Münzen scharf beleuchten, auch eine Fülle mythologischer und historischer Beziehungen werden gleichsam spielend vom Schüler erlernt. Die charakteristischen Götterbilder, die Gesichtszüge der Herrscher prägen sich fest seinem Gedächtnis ein. Was aber die Hauptsache ist, es wird sein ästhetisches Gefühl durch die eingehende Betrachtung der antiken Münzen, die ja größtenteils kleine Kunstwerke sind, außerordentlich gestärkt, und der Sammeleifer der Jugend auf edlere Objekte hingewiesen als wertlose kleine und schmutzige Briefmarken.

Aber den meisten Lehranstalten fehlen geeignete Münzsammlungen, und es zu beschaffen scheint eine sehr schwierige, kostspielige Sache!

Zunächst müßte aus öffentlichen Mitteln oder durch private Zuwendungen von Freunden unserer Lehranstalten eine Grundlage geschaffen werden, auf der sich dann nach Maßgabe der vorhandenen Mittel unter verständiger Leitung eines Konservators ohne große Schwierigkeit allmählich weiter bauen ließe. Als zuerst zu beschaffende Stücke bezeichnete der Vortragende den persischen Satrapen (in Imitation), eine Tetradrachme von Athen, eine Didrachme, Hemitrachme, ein Triobolon und Obol von beliebiger Herkunft, jedoch aus der Zeit der griechischen Unabhängigkeit; sodann ein As, Semis, Triens, Quadrans, Sextans, Uncia, Denarius (und zwar möglichst je ein Stück der castoriati, viginti, quadrigati, victoriati); einen Quinar und Sestertius, Bronzemünzen mit Kaiserköpfen. Später würden Tetradrachmen aus der Zeit Philipps, Alexanders d. Gr. und der Diadochen kommen u. s. w.; auch bemerkenswerte Stücke aus dem Mittelalter und der Neuzeit, namentlich mit Portraitzöpfen, sind von einer derartigen Münzsammlung durchaus nicht auszuschließen.

Aber wie ist eine solche Sammlung ohne unverhältnismäßige Kosten zu beschaffen? Manches Originalstück läßt sich ziemlich billig durch Ankauf erhalten. So kostet z. B. eine Tetradrachme aus Athens mittlerer Zeit, je nachdem sie gut oder weniger gut erhalten ist, 5—8 M. Natürlich würden bei lauter Originale zu teuer werden; wesentlich dieselben Dienste leisten

die vorzüglichen Imitationen antiker Münzen, wie sie von Otto Aufleger in München zum Preise von ca. 1 M 50 Pf. zu beziehen sind. Noch billiger läßt sich eine ausreichende Kollektion gewinnen, wenn man selbst die Imitationen herstellt. Das hierbei zu beobachtende Verfahren wurde vom Vortragenden zum Schlusse eingehend erklärt, ebenso die beste Methode der Reinigung alter Münzen und die einfachsten Mittel, um Falsifikate zu erkennen. (Vgl. seine Abhandlung in Weyls Berliner Münzblätter 1884 No. 49 ff.)

Nach dem interessanten Vortrag, für den der Vorsitzende den Dank der Versammlung aussprach, wurde die von Dr. Kirmis ausgestellte Sammlung näher besichtigt. Sie bestand theils aus echten Stücken (einem Dareikos, 48 griech. Silbermünzen, meist Tetradrachmen mit Portraitköpfen, einem aes grave, 12 Denaren der verschiedenen Typen und 30 großen Bronzen; ferner aus byzantinischen Goldmünzen, alten Dukaten und Goldgulden, kleineren Silberstücken aus der Zeit Karls d. Gr. bis Friedrich I., einer Reihe interessanter Medaillen, dem ältesten Thaler vom J. 1486 und 12 auf historische Begebenheiten geprägten Thalern; darunter befand sich ein noch unedierter Thaler Detlev Rantzaus), theils aus galvanoplastischen Nachbildungen von O. Aufleger, endlich aus eigenen Arbeiten des Dr. Kirmis (Güssen in Hartmetall und galvanischen Imitationen in Kupfer, Bronze und Silber), die insgesamt als vorzüglich gelungen zu bezeichnen waren.

Um 12 $\frac{1}{2}$ Uhr wurde die diesjährige Versammlung der Lehrer der höheren Lehranstalten Nordalbingiens vom Vorsitzenden geschlossen.

Die sich anknüpfenden Verhandlungen des Vereins der wissenschaftlichen Lehrer von Schleswig-Holstein liegen außerhalb des Bereichs unserer Berichterstattung und werden an anderer Stelle ausführlicher mitgeteilt werden.

Kiel.

C. Fr. Müller.

Die XXXVIII. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Giefsea vom 30. September bis 3. Oktober 1885.

Die vorjährige Versammlung in Dessau hatte Giefsea zum demnächstigen Vereinigungspunkt und den Gymnasialdirektor und Universitätsprofessor Dr. Schiller zum ersten, den Universitätsprofessor Dr. Oack, beide in Giefsea, zum zweiten Präsidenten erwählt. Obwohl es laut vorjährigem Beschlusse in das Ermessen des Präsidiums gestellt ist, die Versammlung stets erst nach zwei Jahren einzuberufen, hatte man sich hauptsächlich durch das 1886 stattfindende Heidelberger Universitätsjubiläum veranlaßt gefunden, schon in diesem Jahre die deutschen Philologen und Schulmänner in die alte Musenstadt an der Lahn einzuladen. Die verschiedenartigsten Comités hatten schon längst ihre Thätigkeit begonnen, eine der wichtigsten Fragen, die nach dem Hauptfestlokale, konnte allerdings erst wenige Tage vor dem Beginn der Versammlung gelöst werden, und so sah man hier, wo von Seiten der Einwohner die lebhafteste Sympathie den Festtagen entgegengebracht wurde, erwartungsvoll nach den lieben Gästen aus.

Den Erscheinenden wurden als Gaben überreicht je eine Festschrift des Lehrer-Kollegiums des Giefseer Gymnasiums und des dortigen Realgymnasiums. Die erstere enthält: 1) Vindobonismen von Dr. Ludwig Textor. 2) Über die Fluidität des absoluten und verdünnten Alkohol von Dr. Karl Noack. 3) Symbolae ad collucationem verborum scripsit P. Dettweiler dr.

4) Die Pflege der Beobachtung und ihr Wert für die menschliche Bildung. Eine psychologisch-pädagogische Skizze von H. Scherer. 5) Quaestiuncula Teitena scripsit G. Clemm dr. — Die von Realgymnasium und Realschule dargebrachte Festschrift enthält: 1) Über den physikalischen Kraftbegriff von Dr. Karl Kost. 2) Kleine neue Beiträge zur älteren Geschichte der Hochschule Gießen von Prof. Dr. O. Buchner. 3) Menschheits- und Dichterideale. Ein litterarischer Essay von Dr. Hermann Mensch. 4) A chapter from an attempt of a critique of the chronologies of Shakespeare's plays by Clemens Theisen. Ferner erhielt jeder als Festgabe Buchners „Führer durch Gießen und seine Umgebung“, ein Liederbuch voll mehr oder weniger guter Grüsse und Gesänge, und endlich gelangten eine Anzahl von Zeitschriftsexemplaren und sonstiger buchhändlerischer Unternehmungen zur Verteilung.

Der Abend des 29. September vereinigte die größte Anzahl der Teilnehmer, die allerdings die Zahl 300 wohl hauptsächlich infolge des schlechten Wetters nicht erheblich überstieg, in dem eigentümlich festlokale, dem früher Wenzelschen, jetzt Steinschen Garten. Der große Saal desselben war äußerst reich und geschmackvoll mit Tausendgürlanden, zahllosen Fahnen und Fähnlein, Wappen u. s. w. geschmückt und machte stets einen wahrhaft pomphaften Eindruck. Hier fanden die allgemeinen Sitzungen, das Festmahl und der von der Stadt gegebene Kommerz statt. Die ganze Stadt hatte übrigens durch reichen Flaggenschmuck den fremden Männern der Wissenschaft ein freudiges Willkommen zugerufen. Fröhliches, reges Treiben, Begrüßen und Schließen von neuen Bekanntschaften herrschte hier in harmonischer Weise. Dazu lief ein Männergesangsverein, der, was ich hier voraussenden will, auch noch bei anderen Gelegenheiten in liebenswürdigster Weise uns durch seine Leistungen erfreute, seine schönen Weisen ertönen.

Mittwoch den 30. September vormittags nach 9 Uhr eröffnete der erste Präsident Direktor Prof. Dr. Schiller die erste allgemeine Sitzung. In den begrüßenden Worten hob er hervor, daß es sich hier nicht um einen Platz mit den reichen Hilfsquellen großer Städte und fürstlicher Residenzen handle; das was hier geboten wird, sind in erster Linie Reize der Natur und der gute Wille der Bevölkerung. Neben Großherzog und Großh. Staatsregierung ist es namentlich auch die Ludoviciana, die unsere Aufgaben kräftig unterstützt. Hier haben sich abgesehen von manchen bedeutenden Männern zwei große reformatorische Bewegungen auf dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung, die durch Ratke und Bahrdt vertreten werden, geltend gemacht. Die erstere, soweit sie zu Gießen und seiner Hochschule in Beziehung steht, wird vom Redner näher beleuchtet.

Drei Giessener Professoren, Mentzer, Helwig und Junge, stellten sich schon 1612 dem großen Didaktiker zu gemeinsamer Arbeit zur Seite. Als es sich darum handelte, die für die neue Lehre nötigen Bücher herzustellen, machten Helwig und Junge in gedruckten Berichten auf die Wichtigkeit der neuen Didaktik aufmerksam. Die Seele der ganzen Bestrebungen war Helwig; er verlangte vor allem Lehrer und glaubte an eine Lehrkunst, an eine Methode, die man erlernen könne und die er bei Ratke erlernen will. Der Lehrer muß vor allem den Stoff beherrschen und somit sich eine tüchtige wissenschaftliche Grundlage erwerben. Darauf baut sich aus allgemeinen Gesetzen eine der Natur des zu bildenden Geistes entsprechende Methode auf, deren Entwicklung, wie es von den Giessener Professoren geschah, mit modernen Anschauungen sich deckt. Die Hauptvorteile dieser Methode sind

nach dem vorliegenden Bericht der Wegfall noch unverstandenen Memorierstoffs, eine größere Konzentration des Lehrstoffs, Förderung des sachlichen Verständnisses namentlich durch Fixierung des Zusammenhangs bei der Lektüre vor der gedächtnismäßigen Übung. An dem Übel, dem jene steuern wollten, leidet auch noch unsere Zeit, auch in unseren Anstalten wird nur zu oft noch das gedächtnismäßige Lernen auf Kosten der Erkenntnis des Gedankenzusammenhangs und des eigenen Denkens betont. Auch daß das Wissen nur Wert hat, insofern es an der Charakterbildung mitwirkt, war jenen Pädagogen wohl bewußt. Die Konzentration wurde sehr erschwert durch die große Zahl der wissenschaftlichen Unterrichtsstunden, sowie dadurch, daß in einer Klasse meist mehrere Schülergenerationen vereinigt waren, von denen man jeder etwas Geeignetes bieten mußte. Die verschiedenen lateinischen Lektionen waren meist ohne jeden Zusammenhang, Syntax, Lektüre von Dichtern und Prosaikern, Stilübungen, Prosodie und Metrik lagen oft in den Händen verschiedener Lehrer. Diesem Wirrwarr gegenüber, der durch die allmählich sich mehrenden Lehrgegenstände, Logik und Rhetorik, Arithmetik, Sphärik, Physik, Teile der Theologie und Hebräisch, noch gesteigert wurde, stellten die Reformatoren den Satz auf: *Nihil nisi unum uno tempore idque crebro!* Es war der erste Schritt zur Besserung. Übrigens ließen sie auch zuerst dem Körper des Züglings sein Recht. Als eine Hauptaufgabe betrachteten sie auch die Herstellung tüchtiger Schulbücher nach einheitlicher Methode, woran es bis dahin durchaus fehlte. Das Gebäude sollte abgeschlossen werden mit dem Zurücktreten des Lateinischen, dem stärkeren Hervortreten der Muttersprache, der neuen deutschen Hochsprache. Mit merkwürdiger Fernsicht versprachen sich die Gießener Professoren von der reformatorischen That Hebung der deutschen Sprache und Nation und Förderung der Künste und Wissenschaften. In den neuen Lehrbüchern waren die grammatischen Kunstausdrücke durch deutsche Namen ersetzt. Die Muttersprache, das war das neue Prinzip, muß überall zu Hilfe genommen werden, wo es sich um das Verständnis handelt. Wie Ratke seine Forderung verstanden wissen will, wissen wir aus einer Aufzeichnung über die Anknüpfung des lat. Anfangsunterrichts an Terenz. Der Gießener Bericht geht in Anwendung der Muttersprache über Ratke selbst hinaus und will, daß die eigene Produktion in der Muttersprache erfolgen müsse. Der Erfolg des Berichts zeigt sich darin, daß alle Forderungen der Gießener in die Schulordnung des Landgrafen Moritz von Kassel aufgenommen wurden. In Gießen selbst wurde die neue Methode von Helwig namentlich für das Hebräische an der Universität ein- und durchgeführt. Nach dessen Tode wirkte in seinem Geiste sein Bruder Martin Helwig. Seine Didaktik wurde als *sanctum depositum* und *arcantum literarium* betrachtet.

Intolerant und egoistisch waren diese Reformatoren, die hentige Zeit hat es lernen müssen, daß Bann und Privileg zurückgewiesen werden. Daran, daß die Kampfweise sachlicher geworden, haben unsere Versammlungen einen wesentlichen Anteil. Eine große Anzahl von Aufgaben harret noch der Lösung; klar ist man sich darüber, daß die höhere Schule nicht von der Hochschule getrennt werden kann, nur durch die vereinte Arbeit der Wissenschaft und der Praxis wird man zur sicheren Einigung über jene Fragen gelangen. Zieht sich einer von beiden Teilen spröde oder verstimmt zurück, so ebnet er Gegnern nur die Bahn.

Redner gedenkt dann der im Laufe des Jahres verstorbenen verdienten

Fachgenossen und erbittet die nachträgliche Genehmigung zur Ernennung von fünf hiesigen Notabilitäten zu Ehrenmitgliedern der Versammlung.

Als Schriftführer werden ernannt die Herren Dr. Dettweiler, Dr. Scheuermann, beide von Gießen, Dr. Nover aus Mainz.

Herr Geh. Staatsrat Dr. Knorr begrüßt sodann namens der Großh. Hess. Regierung die Versammlung. Die Regierung würdige in vollem Maße den hohen Wert, der in den hier stattfindenden Anregungen, dem persönlichen Austausch der Meinungen liege, und habe es daher nur mit großer Freude vernommen, daß ein Ort des Großherzogtums zum Sitze der Versammlung genommen wurde, und zwar gerade Gießen, der Sitz der Universität, der Ausbildungsstätte so vieler unserer Philologen und Schulmänner. Mögen die kommenden Tage Wissenschaft und Schule zu Nutzen gereichen.

Mit herzlichsten Worten bewillkommnete Bürgermeister Bramm seitens der Stadt die Gäste. Kunstschätze, Galerien und Museen könne sie nicht bieten, aber die Biederkeit der Einwohnerschaft lasse hoffen, daß jedermann einen freundlichen Eindruck mit nach Hause nehmen werde.

Es folgten die Begrüßungsworte Sr. Magnificenz des Rektors der Landesuniversität, Prof. Dr. Thae r. Jeder Schulmann stehe in unmittelbarer Beziehung zu der Hochschule, einerseits als Fachgelehrter, andererseits dadurch, daß er die Jugend für die Universität vorbereite. Dafür zolle letztere Dank. Und er selbst könne nur sagen, daß er der Schule, den Lehrern, die ihn herangebildet, die pietas stets bewahrt habe. Unfreundlich greife die Schule oft ins Leben und erfahre ihrer Aufgabe gemäß oft Widerspruch. Aber im Alter blicke wohl jeder dankend auf das in der Schule Empfangene zurück. Er wünsche, daß es auch den Vertretern der Universität gelingen möge, die Ziele, die die Gäste hierher geführt, erreichen zu helfen.

Der Vorsitzende teilte sodann die Neubildung einer historischen Sektion mit. Die statutarischen Bedingungen für den Antrag sind erfüllt.

Es erhielt nun das Wort Prof. Dr. Oncken-Gießen zu seinem schwungvollen Vortrag über „Julius Cäsars letzte Tage“.

Sueton erscheint der Krieger und Feldherr Cäsar als vir divinus, was er dagegen von dem Staatsmann sagt, ist ohne Zusammenhang und widersprechend, vgl. c. 75 ff. Er hat die Äußerung *Caesarem se, non regem esse* nicht gewürdigt. Wir Modernen auch nicht immer. Daß Cäsar all die Eigenschaften, die er als Souverän hätte erlangen können, schon besaß, daß der Königstitel für ihn nur ein Flitter gewesen wäre, dem er nie nachgejagt hat, ist von Sueton ab Jahrhunderte lang nicht betont worden. Einer der Wenigen, die sich über diese Thatsache klar waren, war Napoleon I. Eine weitere wichtige Frage, nämlich was Cäsar schon bei dem Streben nach dem *regium nomen* verlor, hat sich nur Appian gestellt, der politisch denkende Historiker, der Monarchist, er glaubt nicht an die *adfectatio regni* aus sachlichen Gründen. Cäsar vorwarnte sich mit steigender Gereiztheit gegen diesen im alten Rom verhassten Titel, gerade aus dieser Verfehmtheit des *rex*-Titels erklärt sich auch die zähe Ausdauer, mit der seine Feinde immer wieder damit kommen. Daß der Vorgang am Luperkalienfeste kein Fühler war, um die Volksstimmung zu erforschen, wie man etwa Cic. Phil. II 34 auslegen könnte, beweist der gleichfalls von Cicero bezugte Eintrag, den Cäsar in die Fasten schreiben ließ. Dieser ist von den meisten in seiner überzeugenden Tragweite übersehen worden. Cäsar war als *dictator perpetuus* mehr als irgendeiner der alten Könige. Daß Cäsar den

bekanntem Vorgang zuließe, erklärt sich daraus, daß er ein Ansehen, das bisher in allerlei Verkleidungen heimtückisch an ihn herangeschlichen war, öffentlich und feierlich von sich weisen wollte. Aber die Feinde waren damit nicht zur Ruhe gebracht, sie erdichteten eine sibyllinische Weissagung, um ihn doch in das Netz zu locken. Und wenn das ganze Gerede von Cäsars Königsstreben auch nur den Erfolg gehabt hätte, den M. Brutus zu gewinnen, so war das schon genug. Den gewonnen sie durch den Gedanken, daß Cäsar ein Tyrann sei und daß er, Brutus, von seinen Ahnen her berufen sei, diesen Tyrannen zu töten. Unter denen, die ihn von Cäsar losreißen, steht Cicero obenan. Er nährte namentlich auch seinen Abstammungswahn. Die Mouchelmörder Cäsars begingen nicht bloß einen ruchlos entworfenen und feig ausgeführten Frevel, sie handelten auch gesetzlos und eidbrüchig. Denn sie hatten geschworen, selber Cäsars Leibwache zu sein. Was ist nun die Rechtfertigung des ehrlichen Mannes M. Brutus? Cäsar habe die ihm zugewohrene Unverletzlichkeit dadurch verwirkt, daß er die Unverletzlichkeit der Tribunen Caesetius und Marullus mit Füßen getreten habe. Letzteres ist die einzige wirkliche Thatsache, die gegen Cäsar vorliegt. Er hat jene Tribunen abgesetzt und aus dem Senate entfernt, das war auf alle Fälle ein Verfassungsbruch, so viel Grund C. auch gehabt haben mag gegen sie einzuschreiten. Dies mag Brutus an die Spitze der Verschwörung gebracht haben: er glaubte gewiß einen Akt nationalen Strafrechts zu vollziehen. Die Nachwirkung der Iden des März glaubt man überall zu sehen in der merkwürdigen Rolle, die seitdem der Senat insbesondere unter Tiberius spielt.

So hat Mommsen Recht, wenn er sagt: „Cäsar war Monarch, aber nie hat er den König gespielt, und nie hat der Tyrannenschwindel ihn erfaßt.“

Nachmittags um 3 Uhr vereinigten sich etwa 300 Mitglieder mit zahlreichem Damenstolz zum heiteren Festmahle. In feiner durchdachter Rede brachte Prof. Dr. Schiller den begeistert aufgenommenen Kaisertonst aus, auf den Mann, der das, was einst die Gründer der Philologenversammlung geträumt hatten, eine Einheit in der Vielheit, zur Wahrheit gemacht habe. Realgymnasialdirektor Nodnagel trank auf die Gesundheit des allverehrten tapferen und fürsorgenden Großherzogs von Hessen, der Rektor Magnificus der Landesuniversität auf die Großh. Staatsregierung, insonderheit auf deren anwesenden Vertreter, den Geh. Staatsrat Dr. Knorr, der dankend die Philologenversammlung leben ließe; Prof. Dr. Onckens Rede galt dem Fürsten Bismarck, Prov.-Schulrat Dr. Lahmeyer dankte der Stadt Gießen, worauf Bürgermeister Bramm die Gäste derselben willkommen hieß, Direktor Dr. Weicker feierte das Präsidium und die verschiedenen Ausschüsse, die das Fest bereitet, worauf Buchhändler Ricker in deren Namen den Männern der Wissenschaft sein Glas widmete, Prof. Dr. Caesar knüpfte in überaus launiger Weise daran an, daß er nach der heutigen Rede von Oncken kein Tyrann mehr sei, und lobte dafür die zarte Tyrannis der Frauen, und daran anknüpfend, daß Prof. Caesar sich in seinem Trinkspruch selbst als Mitgründer der Philologenversammlungen bezeichnet, forderte Oberschulrat Dr. Albrecht zu einem Lebehoch für jenen auf. An Kaiser, Großherzog und Bismarck wurden Telegramme abgesandt. Der Abend vereinigte die Festteilnehmer mit der Gesellschaft Gießens zu einem Militärkonzert in den schönen, gastlichen Räumen des „Gesellschaftsvereins“.

Gießen.

P. Dettweiler.

(Fortsetzung folgt.)

VIERTE ABTHEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER¹⁾.

1. R. C. Jebb, Richard Bentley. Eine Biographie. Autorisierte Übersetzung von E. Wöhler. Berlin, R. Gärtners Verlagsbuchhandlung (Bermann Heyfelder), 1885. 224 S. — Zu empfehlen.

2. Blätter der Erinnerung an Edmund Vogt (weil. Provinzialschulrat in Coblenz). Mit einem Bildnis des Entschlafenen. Essen, Druck und Verlag von G. D. Bädeker, 1885. 60 S. — Bericht über die Gedächtnisfeier in der Aula des Gymnasiums zu Essen. Reden, die Vogt als Direktor und als Schulrat in Essen gehalten hat. „Hier hatte sich der Heimgegangene Verehrung und Liebe in so hohem Grade und in so weitem Umfange erworben, wie selten ein Mann in seiner Stellung“.

3. Johann Andreas Schmellers Leben und Wirken. Eine Ausgabe zum hundertjährigen Geburtstage (6. August) des großen Sprachforschers von Johannes Nicklas. Mit dem Bildnis Schmellers. München, Verlag der M. Riegerschen Universitäts-Buchhandlung (G. Himmer), 1885. I u. 174 S. — Vgl. Hierzu: Schmellers Gedanken über das vaterländische Element in Erziehung und Unterricht. Ein Beitrag zu Schmellers Säkularisirer von Johannes Nicklas in den Blättern f. d. Bayer. Gymnasialschulwesen 1885 S. 355 ff. — Beides sehr lesenswert.

4. Joh. Th. Merz, Leibniz. Aus dem Englischen. Heidelberg, Georg Veifs' Verlag, 1886. IV u. 222 S. 3 M. — Der Übersetzer ist E. Schaarschmidt in Bonn, die Übersetzung ist von dem Verfasser selbst einer Supervision unterworfen worden. Die Vorrede des Verfassers ist nicht wieder gegeben worden, weil sie im wesentlichen nur die Ausgaben Leibnizischer Schriften aufzähle. Die Schrift zerfällt in zwei Teile, deren erster Leibniz' Leben und die Entstehung seiner Philosophie behandelt, deren zweiter die Leibnizische Philosophie bespricht.

5. A. Walsemann, Die Pädagogik des J. J. Rousseau und J. Basedow vom Herbart-Zillerschen Standpunkte verglichen und beurteilt. Hannover, Carl Meyer (Gust. Prior), 1885. 104 S. — Die Grundlage der Schrift bildet eine Prüfungsarbeit. Der Verf. glaubte namentlich folgende drei Punkte ins Auge fassen zu müssen: 1) In welchem Verhältnisse stehen Rousseau und Basedow zu ihrer Zeit? 2) In welchem Verhältnisse stehen sie zu einander? 3) Welche Resultate ergeben sich aus einer Vergleichung der Pädagogik Rousseaus und Basedows mit derjenigen „Herbart-Zillers“?

6. Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien in Oesterreich. Zweiter Abdruck. Wien, A. Pichlers Witwe & Sohn, 1885. 416 S.

¹⁾ In dieser Abteilung werden die Bücher verzeichnet, welche nicht zur ausführlichen Besprechung in der zweiten Abteilung versandt worden sind.

7. Weisungen zur Führung des Schulamtes an den Gymnasien in Österreich als Anhang zu den „Instruktionen für den Unterricht.“ Ebenda 1885. 106 S.

8. Ergänzungsheft zum Prüfungs-Reglement für die Kandidaten des höheren Schulamtes pro facultate docendi, über die Colloquia pro rectatu und die Ableistung des Probejahres, die Jahre 1880—1885 umfassend. Berlin und Neuwied, Heusers Verlag (Louis Heuser), 1885. 36 S. 0,50 M.

9. Franz Fröhlich, Die Mode im alten Rom. Öffentliche Vorträge, gehalten in der Schweiz, herausgegeben von Beuno Schwabe. Band VIII. Heft 1. Basel, Schweighauserische Verlagsbuchhandlung, 1884. 35 S.

10. Festi breviarium rerum gestarum populi Romani. Edidit Carolus Wagener. Lipsiae sumptus fecit G. Freytag, Pragae sumptus fecit F. Tempsky. 1885. XIV u. 23 S. kl. 8. — Rezension auf Grund nekollationierter Codices. Sorgfältige Arbeit.

11. J. J. Baebler, Beiträge zu einer Geschichte der lateinischen Grammatik im Mittelalter. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1885. 207 S. — Die Beiträge bieten eine bequeme Einsicht in die geschichtliche Entwicklung der grammatischen Begriffe, in die Verwirrung der grammatischen Studien und in die beginnende Säuberung des verworrenen Wustes.

12. Spicilegium Juvenalianum. Scripsit Rudolphus Beer. Accessit libri Pithoeani simulacrum. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1886. 82 S. — Eine tüchtige Schrift; Vorläuferin einer neuen Ausgabe des Juvenal.

13. Eclogae Latinae e Mureti, Ernestii, Ruhnkensii aliorumque recentiorum operibus a C. T. Zumptio descriptae quartum retractatae ac suppletatae cura H. H. Wolffii. Lipsiae sumptus fecit Ed. Wartig (Ernestus Hoppe). 1885. kl. 8. XIV u. 263 S. — Neubearbeitung des bekannten, aber aus der Mode gekommenen Zumptischen Buches. Die alii recentiores im Titel sind Politianus, Bembo, Bonamicus, Longolius, Paulus Manutius, Perpinianus, Camerarius, Burmannus, Niclasius, Morus, Wyttenbachius, F. A. Wolfius.

14. B. Lupus, Die Stadt Syrakus im Altertum. Eine historisch-topographische Skizze. Nebst einer Karte (mit geringen Veränderungen dem Werke von Cavallari-Holm entnommen). Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel Nachfolger), 1885. 26 S. 4.

15. Johannes Pohler, Diodoros als Quelle zur Geschichte von Hellas in der Zeit von Thebens Aufschwung und Größe (379—362). Cassel, Ferd. Kessler in Kommission, 1885. 84 S.

16. L. G. Bröcker, Untersuchungen über Diodor. Gütersloh, Druck und Verlag von C. Bertelsmann, 1879. 68 S.

17. Aristotelis ars rhetorica. Cum novo codicis A^o et vetustae translationis collatione edidit Adolphus Roemer. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. 1885. XXXVI u. 237 S. kl. 8.

18. Paul Nitzschke, Eine griechische Kurzschrift aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert. Leipzig, Verlag von J. H. Robolsky, 1885. 28 S.

19. Διονυσίου Θερειανοῦ φιλολογικὰ ὑποτυπώσεις. Ἐν Τεργέστη παρὰ τῷ βιβλιοπωλεῖ F. H. Schimpff. 1885. 387 S. kl. 4. —

1) Ἡ παράλληλος πολιτικὴ καὶ φιλολογικὴ ἀνάπτυξις τῶν ἀρχαίων Ἑλλήνων.

2) 'Ο ἑλλητισμὸς κατὰ λεκτικὴν καὶ πραγματικὴν ἔννοιαν. 3) 'Ιωάννης Ν. Ὀλοπομήδης.

20. Ausgewählte Tragödien des Euripides. Für den Schulgebrauch erklärt von N. Wecklein. Viertes Bändchen: Hippolytos. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1885. I u. 129 S. — Einleitung S. 1—23:

1) Die Sage von Hippolytos und Phädra vor Euripides. 2) Die dramatische Bearbeitung der Sage durch Sophokles und Euripides. 3) Der Einfluß der Euripideischen Dichtung (hierzu zwei Abbildungen). Text und Anmerkungen S. 24—105. Kritischer Anhang S. 106—125. Die Metra S. 126—129.

21. Euripidis Hippolytus. Scholarum in usum edidit Th. Barthold. Metra recensuit W. Christ. Lipsiae sumptus fecit G. Freytag, Pragae sumptus fecit F. Tempky. 1885. 77 S. kl. 8. 0,50 M. — Vier Hss. sind neu kollationiert, auch von einer fünften ist eine im vorigen Jahre publizierte Abschrift benutzt. Über seine Textesänderungen wird der Hsbg. demnächst im Rheinischen Museum Rechenschaft geben.

22. Orphica. Recensuit Eugenius Abel. Accedunt Proeli hymni, hymni magici, hymni in Isim aliaque eiusdem carmina. Pragae sumptus fecit F. Tempky, Lipsiae sumptus fecit G. Freytag. 1885. III und 320 S.

23. Die Inschrift von Gertyn. Bearbeitet von Johannes Baunack und Theodor Baunack. Mit einer Tafel. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1885. VI u. 165 S. — Die kurz zuvor erschienenen Publikationen dieser Inschrift haben nur noch im exegetisch-lexikalischen Teile Berücksichtigung finden können. Hinsichtlich des rein Juristischen verweisen die Herausgeber selbst auf die Abhandlung Zitelmanns im Rhein. Mus. 1885.

24. Griechische Schulgrammatik von A. v. Bamberg. Teil 2: Moritz Seyfferts Hauptregeln der griechischen Syntax, bearbeitet von A. v. Bamberg. 17. durchgesehene Auflage. Berlin, Verlag von Julius Springer, 1885. X u. 74 S. — Diese Auflage bringt als Anhang den wenig veränderten zweiten Anhang zur Formenlehre „Von den Präpositionen.“ Die Anm. zu § 15 hat geringen Wert; ebenso die zweite zu § 16, b; in der Anm. 4 zu § 22 sind die letzten 3 Wörter überflüssig; § 29, a πάντα (in jeder Beziehung); b, 4 τὸ λοιπὸν (künftig); § 31 Anm. 4 kann fehlen; § 38 Anm. 2 προϊστάμενος (praefecere); § 40 Anm. 2 werden die letzten 9 Wörter besser gestrichen, ebenso § 52 Anm. 4 die ersten 6; § 53, 1 ἀναχοινοῦσθαι (um Rat fragen).

25. Benjamin J. Wheeler, Der griechische Nominalaccent. Mit Wörterverzeichnis. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner, 1885. 146 S. — 1) Beibehaltung des ererbten Accents in monosyll. und disyll. Formen. 2) Der Sekundäraccent ersetzt einen dem Wortanfang näher liegenden Accent. 3) Der auf der Stelle des Sekundäraccents ruhende ererbte Accent bleibt. 4) Daktylisch ausgehende Oxytona werden zu Paroxytona. 5) Ein dem Wortende näher als die Stelle des Sekundäraccents ruhender ererbter Accent bleibt entweder, oder wird durch den Sekundäraccent ersetzt.

26. W. Richter, Die Sklaverei im griechischen Altertum. Ein Kulturbild nach den Quellen in gemeinfasslicher Darstellung. Breslau, Ferdinand Hirt, 1886. 168 S. — 1) Die Sklaverei im homerischen Zeitalter. 2) Die Leibeigenschaft. 3) Die Sklaverei in der historischen Zeit.

27. Franz Poland, De legationibus Graecorum publicis. Diss. Leipzig 1885. 118 S.

28. *Κατάλογος τῶν βιβλίων τῆς ἐθνικῆς βιβλιοθήκης τῆς Ἑλλάδος. Τμήμα β'. Ἑλληνική φιλολογία. Ἐν Ἀθήναις* (erschien daselbst bei Wilberg) 1884. 300 S. 4. — Umfasst 5457 Nummern aufser 29 Druckseiten *προσθήκαι καὶ παραπομπαί*.

29. H. Kraenkel, Ist der Fortfall einer schriftlichen Übersetzung aus dem Deutschen ins Griechische bei dem Abiturientenexamen wünschenswert? *Wissensch. Beilage zu dem Programm des Progymnasiums zu Donaueschingen 1885.* — Verf. antwortet, wie zu erwarten, mit einem uneingeschränkten und kräftigen „*nein*“.

30. Friedrich Ludwig Stamms Ulfilas oder die uns erhaltene Denkmäler der gothischen Sprache. Text, Wörterbuch und Grammatik. Neu herausgegeben von Moritz Heyne. Achte Auflage. Paderborn und Münster, Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh, 1885. VII u. 432 S. — Text und Wörterbuch sind durchgesehen und berichtigt worden; die Grammatik hat teilweise eine völlige Umgestaltung erfahren.

31. Hartmanns armer Heinrich. Mit Anmerkungen und Abhandlungen von Wilhelm Wackernagel. Herausgegeben von W. Toischer. Basel, Benno Schwabe Verlagsbuchhandlung, 1885. VII u. 220 S. — Die Herausgabe des nachgelassenen Wackernagelschen Manuskripts war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Toischer hat sich seiner Aufgabe mit vielem Takt entledigt, indem er es in den meisten Fällen vorzog, Zusätze zu machen als Umgestaltungen vorzunehmen. Einl. S. 1—39; Text und Kommentar S. 40—141. Hierzu 2 mit einer besonderen Einleitung versehene Beilagen: 1) Sanct Silvester, Tischrede aus dem Buch von der Heiligen Leben von Hermann von Fritzlar S. 149—162; 2) Abhandlung: a) Ansatz und dessen Heilung innerhalb der Geschichte S. 163—199, b) sagenhafte Ausbildung und Anwendung des geschichtlichen Stoffes S. 199—206, c) die Sage vom armen Heinrich und Hartmanns Darstellung S. 206—216. Endlich 4 S. Register.

32. Franz Kern, Grundriss der deutschen Satzlehre. Zweite Auflage. Berlin, Nicolaische Verlags-Buchhandlung (R. Stricker), 1885. VIII u. 79 S. — Der Umstand, daß sonst mit dem Verf. Einverständene an der Einführung der neuen Bezeichnungen für den sog. bestimmten und unbestimmten Artikel Anstofs genommen haben, hat den Verf. bewogen, „in dieser 2. Aufl. auf die für das Verständnis des Satzes gleichgültige Neuerung zu verzichten“. Sonst sind wesentliche Änderungen nicht vorgenommen worden. Vgl. diese Zeitschr. 1885 S. 160.

33. J. Buschmann, Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Sprachlehre für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Fünfte Auflage. Trier, Fr. Lintzsche Buchhandlung, 1885. 99 S. geb. 1 M. — Der Verf. hat sich den von Fr. Kern in Vorschlag gebrachten Reformen anzunähern gesucht, „soweit das an sich gerechtfertigt und im Interesse der Vereinfachung des Unterrichts angemessen schien“. Vgl. diese Zeitschr. 1883 S. 41.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Das philologische Element der Bildung¹⁾.

Motto: *Difficile est proprie communia dicere.*
Hor.

Sprache, Rede, unbewusste Sprachkunst sind Erzeugnisse und Güter des geistigen Gemeinlebens, welche weit über die Anfänge der Bildungsarbeit zurückreichen. Das gesprochene und verstandene Wort, das dem Gefühl entquellende Lied, der lehrende und weisende Spruch wirken mit an der Legung der Fundamente aller Civilisation, Kultur, Gesittung. Lange bevor der Unterricht die Sprache als Bildungsmittel verwendet, bevor Werke der Sprachkunst der Bildung Körper geben, leitet die Sprache geistigen Inhalt von einer Generation zur andern und wirkt zur Angleichung des Denkens und Fühlens der Menschen. Erst die Schrift giebt dem geflügelten Worte Halt und Gegenständlichkeit genug, um die Aufmerksamkeit und die Reflexion darauf hinzulenken, und erst die sprachlichen Schöpfungen, welche Schriftwerke geworden sind, werden Objekte des Lehrens und Lernens: Schriftwerke, nach Inhalt und Form der Ausdruck des nationalen Geistes und darum von kanonischem Asehen und als klassische hochgehalten, sind das älteste Lehrgut und die Grundlage des philologischen Elementes der Bildung. Auf ihnen fußt zunächst die Litteratur, welche sich teils als wissenschaftliche auf die verschiedenen Gebiete der Forschung verzweigt und von da aus auf die Bildung einwirkt, teils als schöne Litteratur den allgemeinen geistigen Bedürfnissen entgegenkommt und vorzugsweise in dem Bildungstreben ergriffen wird. An solchen Schriftwerken entfacht sich früher oder später das Streben, die Sprache geliebt und kunstgemäß, ihrem Genius und ihrer Tradition

¹⁾ Aus dem noch nicht erschienenen 2. Bande von demselben Verfassers *Didaktik als Bildungslehre* (Braunschweig, Fr. Vieweg u. Sohn, S. 2) abgedruckt mit Bewilligung des Autors und der Verlagshandlung. Die Freunde des Buches erhalten dadurch ein Lebenszeichen und Aussicht auf Veröffentlichung des 2. Bandes, der allerdings noch auf sich warten lassen muß, da der Verfasser nach längerer Überanstrengung der Ruhe und Erholung bedarf.

D. Red.

entsprechend zu verwenden und zu gestalten und so die primitive, unbewusste Sprachkunst zu einem, wenigstens teilweise bewußten Schaffen zu erheben, eine Aufgabe, welche vielfältiges Lernen und Üben in Gang setzt. Sowohl diese Tendenz auf Sprachkunst als auch das Bedürfnis, das Verständnis und die rechte Deutung der kanonischen Schriftwerke zu sichern, rufen die Sprachkunde ins Leben, welcher die doppelte Aufgabe zufällt, ein Schlüssel für die Schatzkammer der Sprache und ein Wegweiser für das Sprechen und Reden, also eine Sprachkunstlehre zu sein; sie hat als Schriftkunde die Zeichen der Sprachlaute, als Grammatik die Mittel der Sprache im allgemeinen, als Stilistik deren Verwendung zum Gedankenausdruck, als Rhetorik und Poetik bestimmte Formen der Sprachkunst zum Gegenstande. Auf Zeichen, Mittel, Formen bezogen, haben die Disziplinen, welche die Sprachkunde einbegreift, einen formalen, und insofern auch einen elementaren Charakter, als sie teils auf die kunstmäßige Behandlung der Sprache, teils auf das Eindringen in die Sprachwerke vorbereiten. Sie sind das Organon des ganzen Wissens- und Schaffensgebietes, nicht Selbstzweck, aber unentbehrliches Mittel und für die Lernarbeit der nächste und zugleich der die meiste Anstrengung beanspruchende Gegenstand.

Somit erscheinen Sprachkunde, Sprachkunst und Litteratur als die drei Gebiete, welche das philologische Element der Bildung in sich schließt. Von der durch Bildungszwecke geleiteten Beschäftigung mit der Sprache wird erwartet, einmal: der Erwerb von Kenntnis der Sprache und ihrer Technik, zum andern: Erwerb von Fertigkeit in der Handhabung dieser Technik, und endlich Bekanntschaft mit den grundlegenden Musterwerken der Litteratur, und der Unterricht sucht und suchte von je dieser dreifachen Aufgabe nachzukommen durch Sprachlehre, Aufsatzübung und Lektüre.

Diese Bestimmungen erleiden nun dadurch mehrfache Modifikationen, daß der Bildungserwerb nicht auf eine Sprache und Litteratur, sondern auf deren mehrere angewiesen sein kann. Einzig das griechische Bildungswesen bietet das Beispiel einer freien und gleichmäßigen Entfaltung des philologischen Elementes auf Grund der Muttersprache und der nationalen Litteratur. Von der homerischen Poesie nimmt die schöne Litteratur und die Sprachkunst, vornehmlich als Redekunst auftretend, ihren Ausgang; als Organon des letzteren entsteht die Rhetorik, als Elementardisziplin beider die *γραμματική*, welche als *γραμματικὴ ἀτελειότερα* das Schreiben und Lesen zum Gegenstande hat, als *γραμματικὴ τελειότερα* sich teilt in die *τεχνικὴ* oder *μεθοδική*: die Anweisung zum Sprechen und Schreiben, und die *ἐξηγητικὴ* oder *ἀνάπτυξις τῶν παρὰ ποιηταῖς τε καὶ συγγραφεῦσιν*: die Erläuterung der Sprachwerke. Bei den Römern ist das System dasselbe, aber es bilden zwei Sprachen und Litteraturen dessen In-

t; in der derivierten Bildung des Mittelalters tritt eine Ver-
 tiebung ein: die formalen Disziplinen, Grammatik und Rhetorik,
 ten über Gebühr in den Vordergrund, die Litteratur, deren
 edhabe sie sind, sinkt zum Anhang herab, und die Sprach-
 ist verliert darum ihren Schwung; eine nationale Litteratur:
 t daneben ihre eigenen Wege, und die auf ihr fufsende ritter-
 te Bildung stellt sich als besondere Form der geistlich-gelehrten
 gegenüber, indem beide gleichsam das aufteilen, was nur ver-
 aden die Basis einer zugleich gründlichen und reichen Bildung
 wahren kann. Die Renaissance greift auf die antiken Tradi-
 nen zurück: Sprachkunde, Sprachkunst und Autorenlektüre
 ten wieder in Wechselwirkung, nicht ohne starkes Vorwiegen
 r Sprachkunst, allein das lebendige litterarische Schaffen steht
 t der Schule doch nur in vermitteltem Verkehr und neben den
 en Sprachen suchen die neueren ihren Platz. Die moderne
 ldung wendet den alten und den neueren Sprachen grammati-
 hes und litterarisches Studium zu, pflegt mehr als frühere
 erioden das Sachverständnis der Sprachwerke und schreitet zur
 itteraturgeschichte und Litteraturkunde vor, läfst dagegen, ent-
 wechend ihrer Neigung, die Kenntnisse gegen die Fertigkeiten zu
 vorzuziehen, folgend, das Element der Sprachkunst zurücktreten.

„Wer möchte“, sagt Diodor, „der Erlernung der Schrift-
 eichen eine würdige Lobrede halten? Mittels ihrer bleiben
 ie Verstorbenen im Angedenken bei den Lebenden, durch Ge-
 chriebenes verkehren weit entfernte Menschen, als wären sie bei
 inander; bei Verträgen zwischen Völkern oder Königen bietet die
 schrift, alle Unbestimmtheit ausschliessend, die sicherste Gewähr
 ür die Dauer der Verträge; einzig und allein die Schrift bewahrt
 ns die herrlichen Aussprüche geistvoller Männer, die Orakel-
 prüche der Götter, die Wissenschaft und die gesamte Bildung
 nd überliefert sie den Nachkommen für alle Zeiten; daher kann
 an behaupten, dafs wir zwar das Leben der Natur zu danken
 aben, aber das menschenwürdige Leben der mit der Schreib-
 unst anhebenden Geisteskultur¹⁾“.

Wenn der griechische Geschichtsschreiber die Schrift mit
 ten Gütern des bürgerlichen und des geistigen Lebens in Ver-
 indung setzt, so bezieht sie der christliche Gelehrte und Lehrer
 Cassiodorius auf die Rettung und Läuterung der Seelen:
 „Glückliche Bemühung, löblicher Eifer, mit der Hand den Menschen
 zu predigen, mit den Fingern Lippen zu erschleifen, schweigend
 den Sterblichen das Heil zu vermitteln und gegen die sündlichen
 Anwandlungen des Bösen mit dem Griffel zu kämpfen: denn so
 viel Wunden werden dem Satan geschlagen, als der Schriftkundige
 Worte des Herrn niederschreibt. . . . Ein glorreicher Anblick für
 die, welche zu betrachten verstehen, wenn das schreibende Rohr

¹⁾ Diod. XII 13.

dahineilt, himmlische Worte zu formen, und so das nämliche Werkzeug des Bösen Tücke bezwingt, mit dem er in der Passion das Haupt des Herrn zu schlagen antrieb¹⁾“.

So universal ist die Bedeutung der Schrift für das gesamte Leben, daß ihre Bewertung so verschiedenartig ausfällt, wie die des Lebens selbst; was die Kunde und Kunst der Buchstaben gilt, bestimmt sich danach, was vornehmlich für würdig erachtet wird, durch Schrift Körper zu gewinnen, Verbreitung, Verewigung zu erhalten. So ist auch die Beziehung der Schreibkunst auf die Bildungszwecke von der größten Verschiedenheit, und nur das bringt ihre Natur überall mit sich, daß sie ihre Stelle an der Spitze der Bildungsmittel erhält. Sie gilt überall als die schlechthin elementare Fertigkeit, und man bezeichnet die Anfänge des Wissens auch in andern Lehrfächern mit dem vom Schreib- und Leseunterricht hergenommenen Ausdrucke als deren ABC.

Der erste Schritt zur Bildung, welchen derjenige vollzieht, der sich die Schreibkunst aneignet, ist für alle folgenden in mehrfachem Betracht bedeutungsvoll. Der Lernende gelangt dadurch in den Besitz des allgemeinsten Mittels geistigen Inhalt zu heben und geistiges Erzeugnis zu fixieren; er setzt sich in ein neues Verhältnis zur Sprache, die ihm nun nicht mehr bloß gesprochene ist, sondern gegenständlich gewordene. Im Lesen und Schreiben wird die erste Analyse der Sprache vollzogen: die Auflösung der Rede in Wörter, der Wörter in Silben und Sprachlaute; das Sprechen, dessen natürlicher Ablauf es vorher der Reflexion entzog, wird als eine komplizierte, in größeren und kleineren Einheiten fortschreitende Aktion erkannt. „Das Schlagwerk der Töne lehrt ruckweise und kurz“, sagt Jean Paul, „das Zifferblatt des Schreibens weiset unausgesetzt und feiner geteilt. Schreiben erhellt, vom Schreiben an. das der Schreibmeister lehrt, bis zu jenem, das an den Autor grenzt.“ Das erste Mal wird der Geist hingeheftet auf etwas, was nicht greifbar, was nur im Zeichen sichtbar ist, und ihm so das intellektuelle Gebiet erschlossen, in welchem ihn die höheren, philologischen Bildungsmittel heimisch machen werden. Das Schreiben- und Lesenlernen gewährt so eine geistige Schulung, welche um so bedeutsamer ist, als sie die erste disciplina mentis darstellt, die in das kindliche Seelenleben eingreift. Mit dem intellektuellen verbindet sich aber auch ein technisch-ästhetisches Moment; der Schreibschüler ist nicht nur an das Richtige, sondern auch an das Schöne gebunden; mit der Kunst des Schriftzuges faßt er Fuß in dem Bereich des Formens und lernt Bewegungsgefühle und Bewegungsimpulse nach einem vorgestellten Muster abstimmen und regeln. Die Stellung des Schreibens zur bildenden Kunst hat sich je nach dem Charakter der Schrift und der Kunst sehr verschieden gestaltet; die Pinsel-

¹⁾ De instit. divin. litt. cap. 30.

führung der Chinesen ist vollständige Kunsttechnik, die Initialen der mittelalterlichen Schrift sind die Wiege der Miniaturmalerei geworden, heute sehen wir zwar nicht sowohl in der kalligraphischen, als in der charakteristischen Schrift einen Schmuck der Bildung, für die Schrifterlernung aber ist in der Verwandtschaft von Schreib- und Zeichenkunst die doppelte Aufgabe gegeben, daß das Zeichnen dem Schreiben vorzuarbeiten, das Schreiben dagegen in der formenden Kunst ein idealisierendes Moment zu suchen hat. — Insofern alles Recht-machen eine, wenn auch noch so vermittelte Beziehung zu dem Recht-thun hat, alle Bindung an das Gesetz eines Schaffens und Leistens in letzter Linie der Bindung an das höchste Gesetz des Handelns vorarbeitet, fehlt auch der elementarsten der Fertigkeiten nicht ein ethischer Zug. Man hat mit Emphase behauptet, daß in dem ABC der Wille des Kindes erstarke, und gewiß liegt in der Sammlung und Anschauung, welche die erste Lernarbeit verlangt, eine Disziplinierung der unsteten Strebungen und in dem Ernst, den sie nötig macht, ein Vorschmack des Lebensernstes.

Es hat somit nicht bloß das Schreibenkönnen, sondern auch das Schreibenlernen seinen Bildungswert, doch darf dieser nicht vergessen machen, daß es sich immer nur um eine dienende Fertigkeit handelt. Es ist der Bildung abträglich, wenn auf die Technik der Fixierung der Sprache ein zu großes Gewicht gelegt wird; in China läßt der Schreib- und Leseunterricht die Sprachkunde kaum aufkommen, er nimmt lange Jahre in Anspruch, und die Kalligraphie ist die Blüte der Bildung; die Schrift bannt die Sprache und den Geist. Aber auch schon ein solcher Betrieb der Schrift ist schädlich, der vergiftet, daß sie nur ein Mittel für höhere Zwecke ist; dem Unterrichte muß durchwegs vorschweben, daß man schreibt und liest, um Etwas zu schreiben und zu lesen und die Gewöhnung, nach dem Inhalte zu fragen, muß von der ersten Lektion an begründet werden. Die Forderung, die Schrift von vornherein als erfüllte Form zu behandeln, ist die dringendste; alle andern Fragen: ob Schreib-Lesen oder Les-Schreiben, Lautkombinationen oder Normalwörter mehr zu empfehlen seien, sind untergeordneter Art. —

Die Sprachkunde und vorerst deren grundlegender Teil: die Sprachlehre oder Grammatik ist, wie gezeigt wurde, durch ein doppeltes Bedürfnis ins Leben gerufen worden und dank demselben in erster Linie die wichtige Stellung, die sie in der Bildung einnimmt: sie ist der Schlüssel zum Verständnis von Sprachwerken, und sie ist der Wegweiser zur Handhabung der Sprache. In ersterem Betracht setzt sie fort, was die Schreibkunde begonnen: wenn diese die äußere Form der Schriftwerke verstehen macht und die räumlichen Zeichen des Gedankens deutet, so führt jene zur inneren Form weiter und bringt die geistigen Zeichen des Gedankens zum Verständnis.

Hat sie insofern einen analytischen Charakter, so gewinnt sie a Anweisung zum Gebrauch der Sprache einen synthetischen; s leitet zur Synthesis der Sprachelemente an, auf welche die Analyse geführt hat, und erhebt die sprachliche Produktion zu ein bewußten und regelrechten. Beide Aufgaben der Grammatik die exegetische und die technische, halten sich da das Gleichgewicht, wo die Sprache, welche grammatisch bearbeitet wird, v der lebendigen Rede gar nicht oder nicht bedeutend abweich ist aber letzteres der Fall, also die Sprachlehre auf ein fremd Idiom anzuwenden, so drängt sich die technische Seite vor, c die Fertigkeit im Handhaben des fremden Idioms eine größte Anstrengung verlangt als dessen Verständnis. Die Grammatik wird dann vorwiegend zur *recte loquendi et scribendi scientia* (*ars, ratio*), und die exegetische Sprachlehre kann zu einer bloßen Applikation der technischen herabsinken. Der Schulbetrieb neigt dazu, dieses Verhältnis zu verfestigen und den Bildungsgehalt d Grammatik überwiegend darin zu sehen, daß sie das Sprechen und Schreiben normiert und zur korrekten Fertigkeit erhebt. Dem gegenüber fiel und fällt der Didaktik die Aufgabe zu, d Beziehung der Sprachkunde auf die Sprachwerke in Erinnerung zu halten, die nicht nur einen eigenen reichen Bildungsgehalt einschließen, sondern zugleich die Vorbilder für alles Sprechen und Schreiben sind und den Regeln der Grammatik selbst zu Quelle dienen. Dabei aber blieb die entgegengesetzte Einseitigkeit nicht unvermieden, welche in der Unterschätzung der technischen Sprachlehre besteht und die Sprache als bloße Sache betrachtet, die nur durch den dareingelegten Gedankeninhalt Interesse erhält, als „Handwerkszeug“, mit dem man umgehen lernt, nur um des Werkes willen, welchem es dient.

Für den Bildungsgehalt der Sprachlehre kommt aber ihr technische und ihre exegetische Seite in gleicher Weise in Betracht. So wenig Sprachwerke das Ganze der Sprache darstellen da sich vielmehr die lebendige Rede als flüssiges Element u jene als die festen Gebilde ergießt, so wenig erschöpft die exegetische Anwendung der Sprachlehre deren ganze Aufgabe. Die soll nicht bloß Sprache verstehen machen, sondern auch d Sprechen zu verständnisvollem Thun erheben und Bewußtsein von dem Wie und Warum des Gebrauchs von Worten, Form und Fügungen geben. Es hiesse das Zeugende dem Erzeugten die Kraft dem Werke nachsetzen, wenn über dem einmal gesprochenen das Sprechen aus dem Auge verloren würde. Verstehen und Produzieren, Aufnehmen und Selbstmachen, Können und können hängen auf diesem Gebiete nicht minder eng zusammen als auf dem der Kunst; schreiben und reden können erschließen ebenso das Verständnis von Sprachwerken wie musikalische und graphische Fertigkeit das Verständnis von Werken der Tonkunst und Malerei. Was das eigene Thun als Regel geleitet hat, will

von der Betrachtung als Gesetz um so besser wiedererkannt; der eigene, wenn schon schwache, Versuch deutet die Schöpfungen der Meister um nichts weniger gut als die Erklärung, ja besser, weil mit der Kraft eines Arguments ad hominem. Die Grammatik darf den Charakter der ars, der Sprachkunstlehre nicht ablegen, wenn nicht auch ihre Leistung als deutende Disziplin gefährdet werden soll.

Aber auch abgesehen von der Anwendung der Sprache bieten der Sprachbau, das Ganze der in einander greifenden Mittel des Gedankenausdrucks, die Formensysteme, der Wortschatz, die Lautgesetze einen reichen Stoff bildender Beschäftigung. Die Sprache ist ein σοφόν, das Produkt weiser, wenngleich unbewusster, Schaffenskraft, deren Weben zu lauschen nichts weniger als müßig ist; ist sie ein Handwerkszeug, so ist die Konstruktion dieses Gerätes so sinnvoll und lehrreich, daß sie eine eigene bloß theoretische Betrachtung lohnt, eine technologische Analyse, die sich nicht zu ängstlich Rechenschaft zu geben braucht, wozu das gut ist, was sie untersucht.

Die Sprachlehre, sofern sie Sprache als solche zum Gegenstande hat, ermangelt somit nicht des Bildungsgehaltes; seine Ergänzung aber erhält dieser durch den Wert der exegetischen Grammatik, der Kunst des Lesens und Verstehens, der Disziplin der erfüllten Sprachform. Sie hat den Verkehr zu regeln und fruchtbar zu machen, der sich zwischen Geist und Geist auf dem Boden der Sprache anknüpft: den Gedankeninhalt, den der Urheber eines Sprachwerkes in diesem niedergelegt hat, mit dem Gedankenkreise des Lesenden und Lernenden in befruchtende Berührung zu bringen. Ihr ist die Sprache nicht wie der technischen Grammatik eine Materie, noch wie der rein-theoretischen ein Gegenstand der Betrachtung, sondern ein Medium des Gedankens, welchem sie die möglichste Durchsichtigkeit zu geben hat. Der Lohn eines Sprachbetriebs zum Zwecke des Verständnisses ist zunächst das Verständnis selbst und die geistige Bereicherung, die es mit sich bringt, daneben aber auch die Schulung, welche die dabei zu vollziehende intellektuellen Operationen gewähren. Das Verstehen beruht auf der Analyse und der Synthese der Sprachelemente, welche in dem Zuverstehenden verwendet sind, es fufst auf den einzelnen Elementen und dringt zum Zusammenhang derselben vor, von diesen wieder auf jene zurückblickend; es deutet den Sinn aus den Worten, aber auch rückwärts die Worte aus dem Sinn; es legt aus, was in dem Texte zusammengefaltet vorliegt, und legt hinein, was um die Worte webt, ohne sich in diesen zu verdichten. Nicht ohne Grund haben die Sprachen das intellektuelle Vermögen überhaupt nach diesen Operationen benannt, den Verstand nach dem Verstehen, die σύνεσις nach dem Zusammenfassen, den intellectus nach dem Zwischenlesen. Das grammatische Verstehen bringt aber noch ein weiteres Hin-

und Wiederschreiten des Geistes mit sich: von dem gegebenen Falle zur Sprachregel, also ein generalisierendes Aufsteigen und Zurückkehren zu der speziellen Weise der Anwendung der Regel, also ein determinierendes Absteigen; es deutet einerseits den Text durch die Regel und läßt anderseits die Regel als formendes Gesetz des gegebenen Falles verstehen. Wenn das Verstehen überhaupt eine Wechselwirkung zwischen dem Ganzen und den Teilen stiftet, dann stiftet so das grammatische Verstehen zugleich eine solche zwischen dem Allgemeinen und dem Besonderen.

Technische und exegetische Sprachlehre, Grammatiktreiben und Autorenerklärung schliessen somit einen reichen und zusammengehörigen Bildungsinhalt in sich, und keines kann ohne Schaden des anderen verkürzt werden, und der Schulbetrieb ist insofern in seinem Rechte, als er die Sprachlehre nicht, wie wohl gefordert worden, in den Dienst der Lektüre aufgeben läßt. Demnach haben die auf letzteres gerichteten Vorschläge wohlthätig gewirkt; indem sie teils dem Einreißen des Formalismus steuerten, teils die Verteidiger der Sprachkunde auf andere Momente von deren Bildungsgehalt hinwiesen; so hat insbesondere die Polemik gegen die alten Sprachen einerseits auf die Würdigung der formalbildenden Bedeutung der Sprachstudien, und anderseits auf das Beachten der in der Sprache selbst liegenden Realkenntnis geführt.

Man hat das Sprachstudium eine intellektuelle Gymnastik genannt und ihm zugeschrieben, daß es dem Geiste etwas Ähnliches gewähre, wie die Turnkunst dem Körper, welche diesem nicht bloß Gewandtheit in den von ihr durchgeübten Bewegungen, sondern Gewandtheit überhaupt verleiht, die sich an den verschiedensten Aufgaben bewährt. Das Gleichnis ist nicht besser und nicht schlechter als andere der Art, aber ganz wohl dazu geeignet, vorstellig zu machen, daß der Totaleffekt von Studien und Übungen über den Kreis derselben hinausreichen kann; wie die Gymnastik mehr erreicht als die Geläufigkeit in den von ihr veranstalteten Exercitien, so hat das Sprachstudium mehr Früchte als Sprachkenntnisse und Sprachfertigkeit. Zu dieser Mehrleistung gehört die vorher angedeutete logische Übung, welche in dem Verstehen gegeben ist; ferner die Gewöhnung an Sorgfalt und Genauigkeit, wie sie die Grammatik, eine strenge Gebieterin — animal mordacissimum gravissime ulciscens iniuriam sui nennt sie ein altes Witzwort — mit sich bringt; die philologische Akribie wird mit Recht als Frucht gründlicher Sprachstudien hochgeschätzt, und selbst die Mikrologie, gleichsam eine geistige Mikroskopie, hat ihren Wert, wenn sie nur nicht über dem Kleinen das Grose übersieht. Weit durchgreifenderer Natur als diese Ergebnisse sind die Einwirkungen, die das Sprachstudium auf das Sprachbewußtsein im allgemeinen ausübt. Wem die Sprache nur gesprochene, das Sprechen eine sich von selbst

de Thätigkeit ist, der hat ein unreflektiertes Sprachbewusstsein. Dasselbe schließt nun zwar die Fähigkeit, die Sprache zu benutzen, ja dieselbe in Dichtung und Rede wirkungsvoll zu gebrauchen, keineswegs aus, aber es läßt gewisse Bande ungelöst, das Denken an die Sprache fesseln, den Geist in dem des Wortes festhalten; es kommt nicht hinaus über die Bindung von Zeichen und Sache, von sprachlicher und realer Bedeutung; es bleibt bei der Konkretion von Gedanken und Dingen stehen, wie sie in dem unbewußten Schaffen und Entdecken und Nachschaffen der Sprache sich gebildet hat. Zur Überwindung dieser Konkretion macht schon die Schreibkunde einen ersten Schritt, indem sie das Wort als Gegenstand erfassen läßt, den Irrtum aufzuhellen beginnt, als sei es nur ein Attribut des Gegenstandes; aber erst anhaltende und eindringendere Beschäftigung mit der Sprache vermag eine Umbildung des Sprachbewusstseins, die Erhebung desselben zum Reflektieren, zu bewirken. Das reflektierte Sprachbewusstsein weiß das Netz, das die Sprache über die Dinge gezogen hat, von den realen Funktionen dieser selbst zu unterscheiden, es vermag den Gedanken aus seiner sprachlichen Verkörperung herauszuheben, die sprachlichen Mittel zur Verfügung des Denkens bereit zu stellen; es ist in der Werkstatt des Denkens und Sprechens heimisch, so weit heimisch, daß es die sprachlichen Manipulationen mit den gedanklichen nicht verwechselt, wenngleich viel weiß, daß es das Verhältnis beider verstehe, eine Aufgabe, an der sich kaum noch die Wissenschaft versucht hat.

Die gewöhnlichen Wege zu dieser Umbildung des Sprachbewusstseins sind: 1) die grammatische Verarbeitung des Idioms, in welchem das unreflektierte Sprachbewusstsein wurzelt, also der Muttersprache, 2) einen andern Weg die Aneignung fremder Sprachen nach der Muttersprache, 3) einen dritten die Erlernung fremder Idiome ohne und von deren Grammatik. Jeder dieser Wege hat seine Vorzüge und seine Nachteile und führt zugleich auf verschiedene Stufen des Bildungsgehalts der Sprache.

Der grammatische Unterricht, der die Muttersprache zum Gegenstande hat, kann mit der Demonstration einer in Bewegung stehenden Maschine verglichen werden; man sieht die Funktion der einzelnen Teile, aber diese wollen nicht standhalten, man versteht die Maschine nicht, und darum ist der Antrieb zum Eindringen in das Innere geringer. Der Schüler hat nicht sowohl nur Neues zu lernen als das umzulernen, was er schon kann und zu dessen Erlernen dem Können er angeleitet werden soll. Das hat den Vorzug, daß sich Wissen und Können immer nahe bleiben und die weitestgehende Klärung des Sprachbewusstseins sich mit der besten Bethätigung desselben verbinden läßt; andererseits hat aber der Nachteil, daß die angestammte Sprache niemals vollständig ergründlich wird, wie eine fremde, und Belehrungen darüber

nicht gleich vollwichtig erscheinen, weil das Objekt zu eng mit dem Subjekt verwachsen ist; so wenig sich der eigene Leib zum ersten Gegenstande naturgeschichtlicher Belehrung schickt, so wenig ist der lebendige Körper der Muttersprache ein ganz befriedigendes Objekt der ersten grammatischen Belehrung. Die griechische Bildung, welche nur dieses grammatische Studium kannte, zeigt, daß sein Bildungsgehalt nicht eben gering ist und wohl als Vorstufe für Sprachverständnis und Sprachkunst dienen kann; unser grammatischer Elementarunterricht in der Muttersprache ist gelegentlich unterschätzt, öfter aber überschätzt worden; ohne Frage kann er bei einer didaktischen Behandlung, die seinen rein-analytischen Charakter zur Geltung kommen läßt, auch für sich allein über das unreflektierte Sprachbewußtsein hinausheben.

Die Erlernung fremder Sprachen, wenn sie auch nur *ἀλόγῳ τριβῇ*, auf praktische Weise und ohne Sprachlehre, geschieht, ist besonders geeignet, die Konkretion des Gedanken mit dem sprachlichen Ausdrucke zu lösen, indem sie die Möglichkeit zeigt, denselben Inhalt verschieden auszudrücken. Der Geist tritt aus dem Bann der angestammten Sprache heraus, indem er auf den Boden einer anderen Sprache übertritt und in diesem Sinne hat das Goethesche Wort seine Berechtigung: „Wer keine fremde Sprache versteht, versteht seine eigene nicht.“ Mit der Aneignung einer fremden Sprache wird ein zweites Sprachbewußtsein erworben; die Griechen nannten Kekrops, der mit der Kenntnis seines heimischen Idioms die des Griechischen verband, *διφύης*, einen Menschen mit zwei Naturen; Ennius schrieb sich *tria corda* zu, weil er Latein, Oskisch und Griechisch verstand; von König Theodorich und gleicherweise von Kaiser Karl V. wird der Ausspruch berichtet: man habe soviel Seelen, als man Sprachen verstehe. Mit dieser Hyperbel wird aber auch der Punkt bezeichnet, über den die praktische Spracherlernung nicht hinauskommt: sie giebt nicht ein höheres Sprachbewußtsein, sondern ein mehrfaches, sie verschafft den Besitz von Sprachen, gewährt aber darum noch nicht die Durcharbeitung des Sprachvermögens.

Dazu schreitet erst das grammatische Studium fremder Sprachen vor, welches das fremde Idiom in geregelten Fortschritt assimilieren läßt und in durchgängige Beziehung auf das Sprachbewußtsein setzt. Es hat vor dem grammatischen Betrieb der Muttersprache das voraus, daß es mit einem ruhenden und sich als neu anbietenden Gegenstand zu thun hat, dem darum das Aufmerken williger entgegenkommt; vor der praktischen Spracherlernung aber dies voraus, daß es die Lösung jener Konkretion von Gedanke und Sprache, die Association der Denkinhalte mit mehrfachen Sprachzeichen, das Abheben der bezeichneten Sache von der Form der Bezeichnung allmählich fortschreitend und mit Muße und Sorgfalt vollzieht. Jede Sprache spinnt ein anderes Netz von Beziehungen über die dingliche und die geistige Welt,

das seine Maschen an anderen Stellen hat, die Vorstellungen zu anderen Gruppen vereinigt, die Gedanken durch andere Gelenke verbindet; die Wörter, Formen und Fügungen verschiedener Sprachen decken sich nicht, ihre Bedeutungs- und Verwendungskreise sind excentrisch, die Grenzlinien derselben bilden bei der einen Sprache eine andere Zeichnung als bei der andern. Dieses Verhältnis kommt nur bei einer Spracherlernung auf Grund der Sprachkunde zum Vorschein und zur Wirkung, und auf ihm beruht die eigentliche Bereicherung und Umbildung des Sprachbewusstseins. Zu solcher sind Vermittlungen: das Hingleiten an Fäden jenes Netzes, das Innehalten bei seinen Verknotungen, das Verfolgen des Liniengewirres der Verwendungskreise der Worte und Formen, Vermittlungen, welche durch andere nie ganz ersetzt werden können. Treffend sagt Friedrich August Wolf, daß wir durch Kenntnis und fleißige Beschauung der Gepräge, welche jede Nation ihren Vorstellungen in den Worten aufgedrückt hat, „zuerst anfangen uns in der Intellektualwelt zurecht zu finden und die bereits daheim erworbenen Reichtümer derselben besser kennen und gebrauchen zu lernen, indem die mancherlei Modifikationen ähnlicher Hauptideen uns zwingen, die an denselben vorkommenden Unähnlichkeiten wahrzunehmen und solche Vorstellungen, die uns schon unter andern Denkformen bekannt waren, von neuen Seiten aufzufassen; so erhalten wir in den mit einander verglichenen Wörtern und Ausdrucksarten nicht etwa armselige Schätze vieler gleichgeltender Zeichen, sondern einen uns wirklich bereichernden Vorrat an Mitteln zur Auflösung und Zusammensetzung unserer Ideen, der auf keinem andern Wege zu gewinnen ist.“¹⁾

Der Latein lernende Knabe empfindet davon etwas, wenn er inne wird, daß die lateinischen Wörter und Formen, auch wo sie dasselbe bezeichnen, doch keineswegs gleichwertig sind; es verdriest ihn vielleicht, daß das Wörterverzeichnis neben dem fremden Worte mehrere deutsche und ebenso umgekehrt aufführt, und daß er so manche Fügungsweise seiner Muttersprache nicht auf lateinischen Boden hinübernehmen darf, dafür aber dort Streckbetten für die Gedanken findet, auf denen es sich recht unbequem liegt. Bei weiterem Vordringen lernt er sich mit dem Eigensinn der Römer befreunden; das anfangs Aufgezwungene wird ihm vertrauter; die Wörter fängt er an als Individuen zu lassen, denen man nicht alles zumuthen darf, die Konstruktionen sind ihm vorstellig geworden, und er vermag ihnen das Eigenartige einigermaßen abzufühlen; die Vorstellung ist durchgebrochen, daß man Deutschgesagtes umgießen müsse, um es lateinisch zu sagen und umgekehrt: das fremde Ferment hat seine Wirkung

¹⁾ Darstellung der Alterthumswissenschaft im Museum f. Alterth. I 1, 91 u. 103 bei Arnoldt: Fr. A. Wolf, Braunschweig 1861, II S. 114.

auf das Sprachbewußtsein zu üben begonnen. Von da ist noch mancher Schritt zu thun, um zum Lateinisch-Denken zu gelangen, um nicht nur die Logik, sondern auch das Ethos der Römersprache in den Geist zu fassen, um den Reinertrag dieser Bemühungen dem Verständnis und der Beherrschung der Muttersprache zu Gute zu führen; allein zu all diesem sind die Anfänge in jenen Selbstverständigungen des Knaben gegeben.

Die Erlernung einer fremden Sprache gleicht einer Reise ins Ausland; eine solche hat ihren Wert, auch wenn der Reisende keinen kundigen Führer zur Seite hat und angewiesen ist, die Menge der fremden Eindrücke summarisch aufzunehmen; aber ihr Wert ist ein höherer, wenn die Verarbeitung des Neuen geregelt ist, dieses successiv in den Gesichtskreis eintritt und an die rechten Stellen desselben verteilt wird. Etwas Derartiges leistet aber die Sprachlehre, die gelegentlich pedantische und morose Begleiterin in die Regionen einer fremden Sprache; sie hält an, auf das Kleine zu achten, das Fremde stückweise anzueignen, das Bekannte zum Vergleiche zurückzurufen; sie lohnt mit Ausblicken, die dem ungeübten Auge entgehen, und mit einem Verständnis, das bei eilendem Schreiten versagt bleibt; und noch mehr: sie lehrt das Reisen überhaupt, sie giebt Anweisung, wie auch die Heimat zu durchwandern, das Altbekannte mit neuem Auge zu betrachten sei.

Dieses Gleichnis kann zugleich auf jenes Bildungsmoment des einer fremden oder der Muttersprache zugewandten Studiums hinleiten, welches in der daraus erfließenden Realkenntnis besteht. Sprachkunde ist Volkskunde, das Studium von Grammatik und Wörterbuch ist Kulturstudium. Die lateinische Sprache ist ein Stück Römertum, die griechische ein Teil des Hellenischen, die deutsche des germanischen Wesens. Die Sprache ist nicht blofs die Form für nationalen Geisteseinhalt, sondern ist selbst ein solcher; nicht blofs ein Schlüssel zu Schätzen, sondern zugleich selber ein Schatzhaus; will man sie als Schale fassen, so ist sie eine solche, die sich mit dem Kern allenthalben verwachsen zeigt, besser aber wird auf sie angewandt, was Goethe von der Natur sagt: „sie sei weder Kern noch Schale, sondern alles mit einem Male“. In der Art, wie ein Volk den Aufbau seiner Sprache vorgenommen, die Sprachwurzeln gepflanzt, die Stämme verzweigt, die Formen geschliffen, die Sprachmittel aus- und durchgearbeitet hat, bethätigt es ebensowohl seinen Charakter, seine Denkweise, seine Geistesrichtung, wie in der Art, wie es den Boden bestellt, Gewerbe betrieben, Steine zu Bauten, Töne zu Weisen gefügt hat. Es ist die feinste Emanation des nationalen Geistes, womit es das Sprachstudium zu thun hat, so fein, dafs sie dem blöderen Blicke nur als eine Form anderer Emanationen erscheinen konnte.

Das Verständnis dieses Moments verdanken wir vornehmlich

ihelm von Humboldt, welcher darauf hinwies, daß in jeder Sprache eine eigentümliche Weltansicht liege und daß die Erlernung einer fremden Sprache die Gewinnung eines neuen Standpunktes der Weltansicht sein sollte und es in der That bis zu einem gewissen Grad ist, da jede Sprache das ganze Gewebe der Begriffe und die Vorstellungsweise eines Teils der Menschheit enthält. Die wissenschaftliche Durchführung dieser Auffassung hat die von Lazarus und Steinthal begründete Völkerpsychologie übernommen, welche in das Geistesleben der Völker vorzugsweise von Seiten der Sprache vorzudringen strebt; aber die moderne Philologie überhaupt mit ihrer Tendenz auf die beidseitige Rekonstruktion des Volksgeistes aus seinen Bethätigungen hat sie sich angeeignet und weitergeführt; hat es doch die vergleichende Sprachforschung unternommen, aus dem gemeinsamen Vortsatze verwandter Völker den Gedankenkreis und die Lebensgestaltung einer vorgeschichtlichen Zeit zu rekonstruieren. Auf die didaktische Ausbeute dieses Erkenntnisgehalts der Sprache hat schon der sprachgewaltige Rückert hingewiesen, in den Versen, welche jene Ansicht eben so vollständig als verständlich wiedergeben: „Sprachkunde . . . ist die Sache selbst im weitesten Wissenskreise, der Aufschluß über Geist und Menschendenkungsweise . . . Mit jeder Sprache mehr, die du erlernst, befreist du dich von dem bis dahin in dir gebundenen Geist, der jetzo thätig wird mit eigener Denkverbindung, dir aufschließt unbekannt gewesene Weltempfindung, Empfindung, wie ein Volk sich in der Welt empfunden. Und diese Menschheitsform hast du in dir gefunden.“ Die Anwendbarkeit des Gedankens auf die Lehrpraxis haben Carl Mager in den „Modernen Humanitätsstudien“ und Theodor Laitz in der „Allgemeinen Pädagogik“ § 18 und 25 aufgezeigt.

Der Sprachunterricht vermittelt Realkenntnisse, indem er das Studium der Litteratur und der Geschichte eines Volkes ergänzt. Litterarische, zumal dichterische Werke sind mit allen Wurzeln zu auszuheben, wenn man in die Sprache eindringt, auf deren Boden sie gewachsen sind und die mit ihnen gewachsen ist. Inhalt und Form sind bei ihnen nicht zwei verschiedene Seiten, sondern zwei Elemente, die sich bis ins kleinste hinab miteinander verflechten. Die homerische Poesie und die homerische Sprache sind Zwillinge, um mit Shakespeare zu reden, „zwei Seiten eines Wurfs“; die homerischen Ausdrücke sind aber auch ein Bestandteil der homerischen Realaltertümer, Gegenstände des Wörtermuseums, nicht bloß zur Deutung der Denkmäler stimmig, sondern selbst solche. Antike Wörter sind Anticaglien; es ist am verständlichsten bei solchen, die spezifisch-antike Dinge zeichnen, aber es gilt von einem weit größeren Umkreise; in dem Worte und nur in ihm wird die Sache ergriffen, nicht bloß in Kunstausdrücken aus dem Gebiete der politischen und sozialen Altertümer, sondern auch bei der Bezeichnung von Empfin-

dungen, Meinungen, Idealen, Tugenden, Pflichten, von Begriffen der moralischen Welt überhaupt. Bis tief hinein in die philosophischen Systeme läßt sich verfolgen, wie die Sprache den Denkern vorgedacht hat, und rückwärts läßt sich aus der Sprache eine nationale Natur- und Moralphilosophie, eine volkstümliche Encyclopädie des Wissens konstruieren. Eine solche aufzuweisen heißt aber eine Sachbelehrung geben, welche die Angaben über Leben, Sitten, Einrichtungen des betreffenden Volkes ergänzt. Bei den modernen Sprachen tritt dies insofern noch mehr hervor, als ihr Wortschatz deutlicher die Spuren der Geschichte aufweist und eine historische Analyse desselben die Nationen durch ihre ganze Entwicklung begleiten läßt. So lassen, um ein Beispiel zu erwähnen, die Schichtenlagerungen der Fremd- und Lehnwörter der deutschen Sprache die Strömungen erkennen, die das deutsche Volksleben der Reihe nach bewegten; mit einer mächtigen Lagerung ist der Eintritt des Christentums in den Lebensinhalt der Nation bezeichnet; von den Wörtern kirchlichen Ursprungs aber heben sich die aus dem sonstigen Kulturverkehr mit den Römern entstammenden ab; in Fremdwörtern aus dem Arabischen findet die Zeit ihr Denkmal, wo die Moslemen den Handel des Mittelmeeres beherrschten und Europas Lehrer in der Mathematik und der Medizin waren; mit französischen Wörtern zeichnete sich das Rittertum in das Gedenkbuch der Sprache ein; mit italienischen die Kaufherren und die Tonkünstler Welschlands; die Periode der Entdeckungen legte exotische Worte darin nieder, die Renaissance öffnete die Schleusen der alten Sprachen von neuem, die Roccocozeit führte die Invasion französischer Elemente herbei; der Universalismus der modernen Zeit brachte die mannigfaltigsten Niederschläge der internationalen Geschichtsarbeit mit sich. Ein nach diesem Gesichtspunkt angelegtes Fremdwörterbuch wäre ein Supplement der deutschen Kulturgeschichte, ja in gewissem Betracht eine solche selbst.

Um diesen Erkenntnis- und Bildungsgehalt der Sprache zu heben, kann ungleich mehr geschehen als geschehen ist, und muß insbesondere der Lehre von den Wörtern, der Onomatik ihr besonderer Platz innerhalb oder neben der Grammatik angewiesen werden; aber auch in Ermangelung besonderer Veranstaltungen kommt er einigermaßen zur Geltung; auch ohne sich davon Rechenschaft zu geben, hat einsichtiges Sprachstudium von je sich bestrebt, die nationalen Gepräge der Wörter zu verstehen und wengleich unbewußt das Stück Volkstum und Geschichte, das sie repräsentieren, in den Geist zu fassen.

Was der eindringenden Betrachtung und der geistvollen Divination zugänglich wird, bietet sich darum noch nicht der Menge der Lernenden und Lehrenden dar; vielmehr fallen bei dem Sprachunterricht Wort und Sache nur zu sehr auseinander und gehen sprachliches und sachliches Interesse ihre eigenen Wege. Schon

erschied zwei Arten von Schülern: die Philologen, die in den die Sachen suchten, und die Logophilen, die sich die Worte kümmerten¹). Die letzteren, zumal jene, bei die Akribie zur Kleinlichkeit, die Methode zur Pedanterie die Wortklauber und Silbenstecher, haben den Gegnern chstudien von je einen willkommenen Angriffspunkt ge- Oft genug ist die Sprachlehre auch als Verbildungsmittel lt worden, weil sie den Geist mit Minutien und Quis- imringe und dem Verstand durch dürren Grammatismus en Formalismus eine unfruchtbare Richtung gebe; ja der , heisst es, habe dabei nicht einmal das letzte Wort, das dem usus tyrannus zusteht, einer Autorität, die alles abschneidet; daneben aber finde wieder das subjektive das individuelle Gutdünken, das weiteste Feld, und wo logologische Wissen ein Ende hat, treibe das Philologen- sein unerquickliches Spiel, um zu zeigen, zu welcher nität die gepriesenen Humanitätsstudien führen können. stellungen der Art treffen weniger den Kern der Sache, vielmehr zeigen, was wir noch mehrfach werden beobachten , dafs auch wertvolle Bildungsmittel den Geist schief und selbst schief richten können; sie mögen aber zugleich rfen, dafs Sprachstudien noch nicht das Ganze des philo- en Bildungselementes ausmachen und dafs auch dieses noch gänzung durch andere Elemente bedarf.

e Sprachlehre als technische Disziplin geht über die An- g nicht hinaus, wie der Redende oder Schreibende sich lb der Sprachgesetze zu bewegen habe, in das eigentliche der Sprachkunst dienen andere Disziplinen der Sprach- zu Wegweisern, welche lehren, wie zur Korrektheit die eit, Kraft, Anmut der Diktion hinzuzufügen sei. Der zugeschriebene Bildungswert hängt in erster Linie von wertung der Sprachkunst selbst ab, deren Organon sie len, weiterhin aber von dem Ausmafs dessen, was in der lehrbar erscheint und eines Organon bedarf, beides Punkte, eff deren die historischen Bildungsideale weitgehende Diffe- zeigen.

ie Beherrschung des Wortes, sei es in der Rede, Vers, ch. Schrift, hat eine zu grofse Tragweite, um nicht überall er oder der andern Art einen Beziehungspunkt des Bildungs- s auszumachen. Das Wort ist ein Machtmittel, Sprach- eine schneidige Waffe; bewegte Rede ergreift der Menschen und lenkt ihren Willen, mag sie der Staatsmann auf die wirken lassen, mag sie dem Dichter entströmen, dem „ein ab, zu sagen, wie er leidet“, mag sie der Gemeinde die usbotschaft verkünden. Was beim Redner und Dichter als

ein mächtiges Können, als ein weihevolleres Werk zu Tage tritt, hat für den nach innerer Gestaltung Strebenden die Bedeutung einer edlen Zierde der Persönlichkeit, ist ihm ein Element des schönen Daseins. Die Sprache ist der geistigste Stoff des plastischen Vermögens, sich aussprechen können, Gefühlem und Gedachtem den Körper der Sprache zu geben wissen, ist ebensowohl Genuß als Mittel zur Klärung und Durcharbeitung des Innern. Die Vielseitigkeit ist unvollständig, wenn sie nur aufzunehmen und nicht zugleich auf die Mannigfaltigkeit der Eindrücke zu antworten weiß; zum Vollbesitz des Geistes gelangt noch nicht, was er ergriffen, sondern erst was er mit seinem Gepräge versehen, an dem er die assimilierende Kraft des lauten Denkens geübt hat.

In diesem Sinne, als Machtmittel und als Schmuck, faßte vorzugsweise die antike und die novantike, humanistische Ansicht die Sprachkunst auf; rhetorische und poetische Eloquenz galt ihr als schönste Blüte der auf das Innere gerichteten Arbeit. Wenn auch dabei der Faktor der natürlichen Begabung nicht ganz übersehen wurde, so schrieb man doch der Anleitung zum *fari posse* eine große Tragweite zu, und so stand die Kunstlehre des Redens und Dichtens in höchstem Ansehen. Bei dieser Auffassung konnte es nicht fehlen, daß das Künstlerische gegen das Kunstmäßige, der Geist gegen die Technik zurücktrat, und daß die Lernenden bei der Bemühung, Reden und Gedichte herzustellen, dabei stehen blieben, Worte zu machen. Die darin liegende Gefahr eines leeren, unwahren und darum auch sittlich-unfruchtbaren und selbst schädlichen Treibens entging weder den antiken noch den humanistischen Verehrern der Sprachkunst, aber sie wußten ihr nicht anders als durch die Forderung zu begegnen, der Redner, der Poet müsse ein wackerer Mann sein, die Schönheit der Sprache müsse an dem Adel der Gesinnung ihre Ergänzung finden.

Der Realismus der modernen Bildung neigt im Gegensatz zu jener Anschauung zur Unterschätzung der Sprachkunst als Bildungsmittel. Er sieht die Naturanlage und die Übung auf gegebenem Boden als die unerläßlichen Bedingungen dazu an und verwirft alle schulmäßige Schönrederei, alles Verschiedenes, Phrasendreheln, Floskelnhaschen als Hindernisse eines solchen Sprechens und Schreibens, welches dem Gedanken, der Sache gerecht zu werden strebt. Angesichts dessen haben wir den Bildungswert der Sprachkunst und der dazu anleitenden Disziplinen in anderer Richtung zu suchen, wobei zugleich das Richtige und das Falsche der antiken Ansicht auseinandertreten werden.

Wer sprechen, reden, dichten will, muß etwas zu sagen haben, alle Sprachkunst ist nichtig, welche nicht von einem Gedanken- oder Gefühlsinhalt, der im Worte Gestaltung sucht, ausgeht. Aber um die Gestaltung zu finden, muß sich dieser Inhalt auseinandersetzen mit der Gestaltung, welche die Sprache den Vorstellungen, Begriffen, Empfindungen, Gefühlen bereits gegeben

hat, mit dem gebundenen Denken und Fühlen, wie es Generationen in den Schatzkammern der Sprache niedergelegt haben. Das rechte, ganze, reine Aussprechen eines vorschwebenden Inhalts kommt nur zustande, wenn die richtige Gleichung zwischen diesen beiden Faktoren gefunden ist; es ist das Widerspiel der Aufgabe: *proprie communia dicere* und kann mit Bezug darauf *propria communibus dicere* heißen; es beruht gleichsam auf einem Kompromiß zwischen dem individuellen Denken und Fühlen und dem kollektiven, wie es sich in der Sprache substantiiert hat. Ist das letztere zu sehr maßgebend, so treibt der Sprechende auf den Wogen der Sprache, „die für ihn dichtet und denkt“, ist es das erstere, so läßt er zum Schaden nicht bloß der Form, sondern selbst des Gehaltes des Zusagenden die Fülle von Vermittlungen, Apperceptionen, Gedankenwendungen ungenutzt, zu welchen die Sprache durch lange und vielfältige Denkarbeit der Menschen geschickt gemacht worden ist. Die rechte Sprachkunst ist eine geistige Ringkunst, in dem Sinne einer Kunst des Ringens mit der Sprache, um ihre Kräfte und Mittel dem individuellen Gedanken dienstbar zu machen; sie ist eine Sachwalterkunst in dem Sinne, daß der Sprechende einen ihm eigenen Geistesinhalt vertritt gegenüber dem intellektuellen Gemeinbesitz und letzterem, was er kann, abzugewinnen sucht. So angesehen gewährt die Sprachkunst eine doppelte Schulung, eine solche im Verarbeiten des objektiven Denk- und Gefühlsinhalts der Sprache und eine solche im Herausarbeiten des subjektiv Gedachten und Gefühlten. Sie leitet nicht mehr bloß zur Verwendung der konventionellen Kunstmittel der Sprache an, sondern auch zu der Beherrschung derjenigen ihrer Mittel, wodurch das erkannte Wahre adäquat ausgedrückt wird, und ist insofern nicht bloß eine Schule des Geschmackes, sondern zugleich des Wahrheitssinnes. Ist sie damit als Bildungsmittel gerechtfertigt, so bleibt ihr auch der künstlerische Charakter gewahrt, denn ein solcher liegt in der von ihr hergestellten Koincidenz des subjektiven und objektiven Denkens, vermöge deren ersteres ohne Rest in den Stoff der Sprache hineingearbeitet, letzteres mit allen seinen Kräften zum Dienste des Gedankens verwendet erscheint. Als Kunstwerk der Sprache haben dann aber nicht bloß Gedichte und Reden zu gelten, sondern alles, was so gesagt ist, daß ihm mit jeder Änderung des Ausdruckes etwas abgebrochen würde. Diese Kunst hat aber eine Zone, welcher der Lehre und Übung zugänglich ist, und die technischen Disziplinen können auf sie Anwendung finden. Nur treten Rhetorik und Poetik als auf bestimmte Kunstformen bezogen gegen die Stilistik zurück, als die Lehre von der Bewältigung der Sprachmittel oder — wenn in ihrer Bezeichnung die Doppelseitigkeit der Aufgabe ausgedrückt werden soll — der Lehre von der sprachlichen Formung des Gedankens und der gedanklichen Erfüllung der Sprache.

Die antike Bewertung der Sprechkunst und ihrer technischen Disziplinen gestattet also in gewissen Grenzen eine Rechtfertigung; zwischen dem Formalismus, zu dem jene ausarten kann, und dem Materialismus, der über dem Inhalt die Form verliert, giebt es ein Mittleres, und von diesem aus sind auch jene Ziele, welche die Sprachkunst der Alten in der Vergeistigung der Persönlichkeit suchte, nicht unerreichbar, um so mehr erreichbar, je weniger sie ausdrücklich als Zielpunkte aufgestellt werden, vielmehr die Annäherung an dieselben als ein Ergebnis aller Bildungsmomente des ganzen Gebietes erwartet wird.

Das Verhältnis der Technik und Technologie der Sprache zu den Sprachwerken bezeichnet einen minder strittigen Punkt ihres Bildungswertes: Kunstübung aller Art erschließt oder vertieft das Kunstverständnis, Stilübung und Stillehre führen an die Meisterwerke des Stiles heran, deren Höhe der Schüler besser inne wird, wenn er sie an seinem Exercitium selbst misst, als wenn der Lehrer zu ihr hinaufweist. Es gilt nicht blofs, was Jean Paul sagt: „Ein Blatt schreiben regt den Bildungstrieb mehr auf, als ein Buch lesen,“ sondern das selbstgeschriebene Blatt lehrt zugleich das fremde Buch lesen. Wo es Meisterschaft giebt, giebt es auch Lehrlingsarbeit, und auch dann, wenn es gilt die Meisterwerke nicht nachzuformen, aber voll zu verstehen und zu genießen, müssen die Hämmer tönen und die Meißel knirschen. —

Die Meisterwerke der Sprache, die Schöpfungen der redenden Künste sind das philologische Lehrgut im engeren Sinne, ja das Lehrgut κατ' ἐξοχήν. Sie sind Denkmäler des Sprach- und Nationalgeistes, welche die Generationen pietätvoll einander überliefern, und zugleich Wahrzeichen, die besagen, wie weit ein Volk in der schönen Verkörperung allgemein-menschlicher Empfindung und Gesinnung vorgeschritten ist; sie bilden den Kern der Nationallitteratur und den Grundstock der schönen Wissenschaften, in gewissem Grade den der Wissenschaften überhaupt.

„Dichter formen den Mund, den stammelnden, zarten, des Knaben, niedriger Rede entfremden sein Ohr sie, bilden das Herz ihm, freundliche Lehren erteilend, wohlthätige, welche des Sinnes trotzige Rauhheit mildern, benehmen den Zorn und die Scheelsucht; edele Thaten berichtet ihr Lied, dem neuen Geschlechte hält die bewährten Muster es vor“¹⁾. Wie die Dichtung, in der Anschauung webend, von der Phantasie beflügelt, die Quellen der Sprachschöpfung zurückkehrt und der Sprache, die der Alltagsgebrauch abstumpfen und klanglos machen würde, neue Anfrischung gewährt, so führt sie dem ganzen Lebensinhalte anfrischende und erhebende Elemente zu, welche der niederziehenden Wucht der materiellen Interessen wehren. Die Kunst der Musen hat die schöne Aufgabe, den Sinn über das Gemeine hinauszuhoben, in

¹⁾ Hor. Epist. II 1, 126 ff.

der Welt der Empfindungen, der Bilder, der Gedanken heimisch zu machen, dem idealen Drange des Geistes die Bahn zu öffnen. Ihre Wirkungsformen sind mannigfaltig, ihr Gebiet ist von universaler Ausdehnung. Sie verfügt über die Thaten- und Gestaltenfülle des Epos, über die dramatischen Erregungsmittel von Mitleid und Furcht, über die begeisternden und die schmelzenden Töne des Liedes, über die Schlagkraft des gedankenverdichtenden Spruches, über die Gewalt der Rede, über den Reiz und die Beweglichkeit des erzählenden, des schildernden, des belehrenden, des dialogisch hin- und wiedereilenden Wortes der ungebundenen Form. Ihre Gegenstände entnimmt sie der äußern und der innern Welt und läßt uns jene von Innen und verinnerlicht sehen, diese zu Gebilden der Anschauung veräußerlicht. So trifft sie auch das Seelenleben an vielen Punkten zugleich; ihre Bilder, der sinnlichen Sphäre entnommen, beleben den Verkehr des Geistes mit der Sinnenwelt, die in die Bilder gelegten Empfindungen und Gedanken, weisen ihn auf die innere Welt; als Kunde aus der Ferne und Vergangenheit lockt und übt sie das geistige Auge in diese zu schauen; vermöge ihrer vollendeten Form haftet sie teils von selbst im Gedächtnis, teils vermag sie es zu willigem Dienste zu gewinnen; durch Form und Inhalt beschäftigt und bildet sie den Geschmack; sofern sie bewegtes Geschehen, wechselnde Situationen darstellt, fesselt sie das Interesse, ja ist angethan, den mattern Geist allererst innerwerden zu lassen, was überhaupt Interesse ist; sofern sie Schmerz und Lust, Leid und Freud, Bangen und Hoffen der Menschenbrust darstellt, weckt und nährt sie die teilnehmende Gesinnung; sofern sie Gefühlen aller Art und aller Grade Worte giebt und sie nachfühlen läßt, macht sie feinfühlig und gefühlkundig; sofern sie einer dem Idealen zugewendeten Gesinnung entquillt und ihr Gestalt giebt, stärkt sie den wahlverwandten Zug des menschlichen Herzens.

Was die schöne Litteratur von läuternden, zur Idealität und Humanität emporziehenden Momenten enthält, ist in ihr verflochten mit den Elementen des Bodens, auf dem sie entsprossen ist. Sie ist Erzeugnis und Spiegel eines nationalen Genius; ihre Pflege ist ein Gebot der Selbsterhaltung eines Volkskörpers, ihre Wiederaufnahme nach Zeiten der Vergessenheit und Selbstentfremdung ein Akt nationaler Wiedergeburt. Die homerischen Gesänge waren den Griechen, die Dichtungen eines Vergil und Horaz den Römern eine immer frische Quelle des Patriotismus; den Italienern gaben Dante und seine Nachfolger das Nationalbewußtsein, das ihnen politische und soziale Institutionen nicht gewährten; an der wiederentdeckten deutschen Dichtung des Mittelalters hat sich die Begeisterung der Freiheitskriege genährt.

In wie weit das litterarische Lehrgut zugleich ein Denkmal aus der Vergangenheit, sei es des eigenen, sei es eines fremden Volkes ist, schließt es zugleich einen wertvollen Erkenntnis-

inhalt in sich Klassische Dichtungen sind Zeitbilder, mit dem Eindringen in sie wird der Gesichtskreis über das Gegenwärtige hinaus erweitert und historisches Verständnis begründet; das Herauserkennen der Zeitfarbe, das Auffinden und Zusammenfügen der für eine vergangene Welt charakteristischen Züge giebt Findigkeit und übt in der Kombination; es schließt dieses Studium, wenn es auf die Gewinnung eines Totalbildes gerichtet ist, selbst ein künstlerisches Moment in sich. Wenn die Beschäftigung mit Sprachwerken fremder Völker zur Nahrung des national-patriotischen Sinnes keinen Beitrag giebt, so ist ihr Beitrag zur Gewinnung historischen Verständnisses um so gröfser. Wie die fremde Sprache gegenständlicher wird und darum zur zerlegenden Betrachtung mehr auffordert als die Muttersprache, mit der wir verwachsen sind, so ist ein Zeitbild, welches uns das Hier und Jetzt zeitweilig vergessen macht, ein den Beobachtungs- und Spürsinn mehr herausfordernder und übender Gegenstand, als ein solches, mit dem wir durch unser Lebensgefühl zusammenhängen. Dieses Bildungsmoment der Litteratur ist erst bestimmter hervorgetreten, seit die Philologie als Rekonstruktion eines vergangenen Volkslebens in seiner Totalität aufgefaßt (Bd. I § 29. S. 392) und ihr das im grofsen als Aufgabe vorgezeichnet worden ist, was Lektüre und Studium von Sprachwerken im kleinen zu leisten hat, wenn sie jenen Beitrag zur Erweiterung des Gesichtskreises geben wollen, der schon mit Anlehnung an die moderne Definition der Philologie als das eigentlich philologische Bildungsmoment des Sprach- und Litteraturstudiums bezeichnet werden kann.

Der Erkenntnisinhalt dieses Studiums ist aber damit noch nicht umschrieben; vermöge ihrer Universalität arbeitet die Dichtung die verschiedensten Materien der Erkenntnis in sich hinein und wird dadurch eine Quelle vielseitiger Belehrung. Die Alten fanden in Homer die Motive und die Anfänge zu aller Forschung (Bd. I § 19. S. 276); aber auch andere Dichter bieten polymathische Belehrung dar, die antiken über Land und Leute, Gestirne und Jahreszeiten, Pflanzen- und Tierwelt, Landbau und Seefahrt, die neueren über Lebensverhältnisse und geschichtliche und natürliche Dinge verschiedener Art.

Das Lehrgut, welches die schöne Litteratur darbietet, bezeichnet einen Fufspunkt aller Bildung, aber die Bedürfnisse dieser weisen über den geschlossenen Kreis, den es darstellt, hinaus. Ein gebildetes Volk hat nicht Genüge an seinen und fremden, der Vergangenheit angehörigen Musterwerken, sondern es schafft sich in mehr oder weniger engem Anschluß an jene eine Litteratur, welche seiner Gegenwart Ausdruck giebt, und diese bildet einen hervorragenden Gegenstand nicht des Studiums und der Schule, aber des freien Bildungserwerbs, der bildenden Lektüre, der gebildeten Unterhaltung. Der alte Dichter sagt selbst:

„Lieber vernehmen die Menschen das Lied, das die Hörer als neuestes anspricht¹⁾);“ Der Lebende hat Recht, die Bewunderung früherer Schöpferkraft darf nicht abhalten, auch dem Jetzt Worte zu geben, das an jener entfachte Interesse soll zur Produktion fortschreiten. So erwächst eine Litteratur, welche Gegenstand nicht eigentlich der Bildungsarbeit, sondern des Bildungsgenusses wird, die gesucht wird, nicht sowohl wegen der Gediegenheit des Inhalts und der Vollendung der Form, als wegen ihrer anziehenden Verständlichkeit und wegen ihres Zusammenhangs mit den Interessen der Gegenwart. Wenn sie sich von den Werken, welche das Lehrgut ausmachen, nicht allzuweit entfernt, also litterarisches Studium und litterarischer Genuß nicht auseinanderfallen, so findet eine förderliche Wechselwirkung zwischen beiden statt; die kanonischen Werke geben den Maßstab der Kritik für die neuen und neuesten Produktionen, und der frische Wind, der von diesen herweht, verhindert, daß sich auf jene der Schultaub niederläßt. In so glücklicher Lage waren die Alten, und von einigen Perioden der neuen Zeit läßt sich ähnliches sagen; so von der des deutschen Klassicismus (Bd. I § 24. S. 339 u. § 26. S. 351). Allein es können auch Studium und Genuß verschiedene Wege suchen, jenes mit getrockneten Blumen hantieren, die, im Herbarium der Gelehrsamkeit geprefst, Farbe und Geruch verloren haben, dieser die ephemeren Blüten, wenn nicht gar Giftblumen der Tagesschriftstellerei aufsuchen. Dann kommt in dem Umstreifen zwischen dem Schulpedantismus und der flachen Vielleserei die bildende Lektüre, zwischen dem Geistlosen und dem Geistreichisierenden der Geist abhanden, und der Bildungsertrag des ganzen Gebietes ist dann freilich in Frage gestellt.

Aber noch eine andere Verschiebung des rechten Verhältnisses kann die Früchte der Beschäftigung mit der schönen Litteratur bedrohen. Das Studium von Sprachwerken, zumal das schulmäßige, gestaltet sich einen Apparat, aus dienenden Disziplinen bestehend; dahin gehören: die exegetische Sprachlehre, die Litteraturgeschichte, welche die Entwicklung des litterarischen Schaffens verfolgt, die Ästhetik der Sprachkunst, welche deren Kunstformen untersucht und die Prinzipien der litterarischen Kritik feststellt, gehören aber auch Hülfschriften, welche fortlaufende Erklärungen geben — Kommentare — oder das vielfältige Material zusammenfassen — litterarische Encyclopädieen — oder eine Auslese daraus veranstalten: litterarische und litterargeschichtliche Sammelwerke, Anthologieen, Chrestomathieen u. a. Diese Hilfsmittel haben ihren Nutzen, und die genannten Disziplinen besitzen sogar einen eigenen Bildungsgehalt; die Sprachlehre ist darauf hin schon gewürdigt worden; die Litteraturgeschichte orientiert in der Menge der Erscheinungen,

¹⁾ Hom. Od. I 351. 352.

zeigt den Zusammenhang der Sprachkunst mit allgemeinen Bestrebungen und Geistesrichtungen und läßt deren Steigen und Sinken verfolgen; die Ästhetik der Sprachkunst wendet die philosophische Analyse an, sucht von dem Schönen und Erhabenen Rechenschaft zu geben, erhebt den unbewußten Genuß zum bewußten, zeichnet dem Schaffen Richtlinien vor; alle drei Disziplinen setzen das litterarische Studium mit andern Wissensgebieten in befruchtenden Austausch und fördern damit seine breitere Bewurzelung. Allein die unterstützenden Vermittelungen können die Sache selbst zurücktreten, der Apparat das Werk vergessen machen. Dies geschieht, wenn die Exegese zum Selbstzweck wird, vor Erläuterungen nicht dazu kommt, den lauterem Gehalt der Sprachwerke zu ergreifen, wenn vor geschichtlichem oder ästhetischen Beiwerk die Lektüre nicht zur Entfaltung kommt und die Gewöhnung und Neigung begründet wird, über die Schriftsteller zu reden und zu hören, anstatt ihre Werke zu lesen, wenn endlich statt der Werke Bruchstücke, Proben, Auszüge daraus vorgelegt werden und so der Schüler von der Totalität eines Werkes keine Vorstellung erhält, darum auch nicht den Respekt vor Geisteswerken lernt und des idealen Umgangs mit der bedeutenden Persönlichkeit des Autors, wie ihn nur die Beschäftigung mit dem ganzen Werke gewährt, verlustig geht.

So können auf der einen Seite wohlgemeinte, aber übel angebrachte Gründlichkeit, auf der andern das Streben nach unterhaltender und lehrreicher Mannigfaltigkeit dem philologischen Elemente der Bildung seine schönsten Wirkungen verkümmern oder, wie die Alten sagten, „aus dem Jahre den Frühling streichen.“

Prag.

O. Willmann.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

lexius Meinong, Über philosophische Wissenschaft und ihre Propädeutik. Wien, Alfr. Hölder, 1885. XII u. 182 S.

Die Stellung der philosophischen Propädeutik in dem gymnasialen Lehrplane ist in den letzten Dezennien bei uns besonders häufig erörtert worden. Zwischen diesen Erörterungen und den Maßnahmen der Unterrichtsverwaltung besteht ein enger Zusammenhang, und nicht ohne Grund kann man sagen, daß ein großer Teil der bezüglichen Litteratur durch die Bedrängnis hervorgerufen ist, in welche die philos. Propädeutik durch die Raumersche Form des gymnasialen Lehrplanes geraten ist. Jetzt, wo die Verordnung des k. k. Ministeriums für Cultus und Unterricht vom 1. Mai 1884 auch für Österreich eine Reform des philosophischen Unterrichts ankündigt, welche die österreichische Praxis der preussischen Norm, wenigstens was die äußeren Bedingungen des Unterrichts anlangt, nähern würde, wird es auch in den beteiligten Kreisen Österreichs lebendig. „Wenige Monate, bevor die Änderungen des Gymnasial-Lehrplanes“ veröffentlicht wurden, fand der Reformgedanke in einem Vortrage Ausdruck, der, am 1. Dezember 1883 im Wiener Verein „Mittelschule“ vom Prof. Johann Obermann¹⁾ abgehalten, eine durch vier Vereinsmitglieder fortgesetzte, ebenso angeregte als anregende Debatte zur Folge hatte.“ „Einer von den Opponenten in dieser Debatte, Hof. A. Höfler, fand sich veranlaßt, seinen Standpunkt in einer Rede ebenso viel Sorgfalt als Sachkenntnis ausgeführten Programmabhandlung²⁾ darzulegen, welche zu dem Besten gezählt werden darf, was die Propädeutiklitteratur aufzuweisen hat (Meinong S. 15). Zwischen hat das k. k. Ministerium die neuen Lehrpläne und Instruktionen für den Unterricht an den Gymnasien³⁾ herausgegeben.“ Diese belassen es vorläufig bei der Bestimmung, wonach in zwei wöchentlichen Stunden, wie in Württemberg, auf der Septima (U. I.) Logik, auf der Octava (O. I.) philosophische Psychologie betrieben werden soll, kündigen aber gleichzeitig die Absicht an, „bezüglich der philosophischen Propädeutik

¹⁾ Über die philos. Propädeutik als Unterrichtsgegenstand im Gymnasium. Wien 1883, im Verlag des Vereins „Mittelschule“.

²⁾ Zur Propädeutik-Frage. Programm der k. k. Theresianischen Akademie. Wien 1884. Separat-Abdruck bei A. Hölder in Wien.

³⁾ Wien 1884. Sallmayersche Buchhandlung. Preis 1 fl. 50 kr.

zu dem ursprünglichen Lehrplane (1849) zurückzukehren, den Gegenstand auf die oberste Klasse zu beschränken und die Psychologie der Logik vorangehen zu lassen und dem Hauptzwecke — einer ausreichenden logischen Orientierung — unterzuordnen“ (S. IV). Der Grund, warum die als wünschenswert erkannte Umgestaltung nicht sofort ins Werk gesetzt wird, ist merkwürdig genug: „Es fehlt an Lehrbüchern, welche einem Unterricht in der oben angedeuteten Form zu Grunde gelegt werden könnten“ (S. IV). So rücksichtsvoll ist man seiner Zeit in Preussen nicht verfahren; wir müssen den fraglichen Gegenstand schon seit 1856 in der von der österreichischen Unterrichtsverwaltung in Aussicht genommenen Zeit erledigen.

Meinong, dessen Schrift ihre Hauptaufgabe in der Verteidigung der gegenwärtigen Stellung der phil. Propädeutik findet, daneben allerdings „auch sonst noch ein paar Herzenssachen des Verf.s zur Sprache bringen will“ (S. VI), hält ein so beschränktes Zeitmaß unter keinen Umständen für ausreichend (S. 78 ff.) Wenn die erste rheinische Direktoren-Konferenz eine geringere Stundenzahl (24 in jedem Jahr der Prima) angesetzt hat, so ist zunächst zu bemerken, daß es sich bei diesen Beratungen nicht um eine Revision des Lehrplanes handelte (S. 75. 81). „Wenn es den Kollegen im Reich wirklich gelingt“, meint M. (S. 86), „in 40, 24 oder gar 15 Stunden ihren Primanern ein solides psychologisches (M. wird uns wohl erlauben, hinzuzufügen: und logisches) Wissen beizubringen, dann darf man den Lehrern zu ihren Schülern und den Schülern zu ihren Lehrern Glück wünschen und vor allem dem Können der letzteren die höchste Bewunderung zollen; ob aber in der That Erhebliches in so kurzer Zeit geleistet worden ist, das zu beurteilen fehlen mir leider die nötigen Daten.“ Freilich wird in Deutschland viel geklagt „über den geringen Erfolg des propädeutischen Unterrichts“; aber man kann nicht gerade sagen, daß das ein Specificum der philos. Propädeutik wäre. Es sind nicht gerade die schlechtesten Lehrer, die mit dem Erfolg ihres Unterrichts nicht zufrieden sind. Und solcher nicht leicht zu befriedigenden Kollegen muß es wohl bei uns viele geben, da das Ministerium in dem bekannten Erlaß vom 10. November 1884 Veranlassung genommen hat, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß „vor einem verschwenderischen Lobe des Erfolges zu warnen erfahrungsmäßig kein Anlaß vorliegt, daß dagegen wiederholt beobachtet worden ist, daß an manchen Lehranstalten selbst der gewissenhafte und des Erfolges nicht entbehrende Fleiß eine Anerkennung nicht zu erringen vermag.“ Wichtiger aber fast als die Tüchtigkeit des Lehrers ist für den Erfolg namentlich des propäd. Unterrichts die allgemeine geistige Reife, die Gewandtheit im Denken, welche der Schüler aus dem übrigen Unterrichte gewonnen hat. Und in dieser Beziehung ist hinwiederum von entscheidendem Gewicht, wie M. S. 137 Anm. richtig hervorhebt, der

nd allgemeiner philosophischer Bildung, der von jedem Gym-
siallehrer gefordert wird. Für unsere Frage wäre es aber doch
ter allen Umständen höchst bedenklich, dafs nach S. 108 auch
Österreich „der Lehrerfolg, welchen gerade die propädeutischen
genstände an den meisten Mittelschulen aufzuweisen haben,
verhältnismäfsig geringer ist“¹⁾, wenn wir uns nicht erinnerten,
e schwer über solche Dinge ein generalisierendes Urteil ist,
nd wenn die angezeigte Schrift selbst nicht zeigte, ein wie
friger Vertreter unserer Sache ihr Verfasser ist.

Immerhin sind das verhältnismäfsig nebensächliche Rück-
chten: in den Mittelpunkt der ganzen Frage führt uns die Unter-
suchung über die Stellung der Psychologie in der philos. Pro-
edeutik; ihr widmet Verf. das 3. Kapitel (S. 24—88) und auch
s 4. „Zur Logik“ (S. 89—107) dient wesentlich dazu, „die
erteidigungsarbeit des dritten Kapitels zu ergänzen“ (S. 93),
enn die auf die Logik selbst bezüglichen Parteen der Instruktion
nden die lebhafte Zustimmung des Verf.s (S. 89 ff.). Vorbereitet
ird diese Diskussion durch das 1. Kapitel, welches „von wissen-
haftlicher Philosophie“ handelt. Hier zieht Verf. die Grenzlinie
ischen Philosophie und Naturwissenschaften. Psychologie ist die
ilosophische Fundamentaldisziplin, sofern die von ihr bear-
iteten Objekte das Material ausmachen, an dem alle philoso-
ische Betrachtung ein ihr charakteristisches Merkmal besitzt, —
: Untersuchungsobjekt bilden entweder nur physische Phänomene,
er sowohl psychische als physische Thatsachen (S. 5).

Die Instruktionen gehen, um sich den Weg zu ihrem Ziele,
r Einschränkung oder Verwerfung der Psychologie, zu bahnen,
n dem Satze aus: „Darüber kann kein Streit sein, dafs an den
telschulen, wo gelernt und nicht geforscht wird, von jeder
issenschaft nur völlig Gesichertes und Bewährtes, nur was als
meinsamer Wissensstamm über den Streit der Theorien und
hulen erhoben ist, geboten werden darf.“ Schon aus den von
n Instruktionen empfohlenen Verhandlungen der I. rheinischen
rektoren-Konferenz hätte entnommen werden können, dafs
rüber auch unter solchen, denen wenigstens eine gewisse
aktische Erfahrung zur Seite steht, ein Streit allerdings besteht.

hat sich die dankenswerte Mühe gegeben, aus den Instruktionen
lbst in einem Anhang (S. 169—182) „Unwahres und Unsicheres
den verschiedenen Gymnasialdisciplinen“ zusammenzustellen.
s Verzeichnis könnte leicht noch vermehrt werden. Wichtiger
die allgemeine Begründung des pädagogischen Wertes des
nahren und Unsichern, welche M. S. 38—54 versucht hat.
der That, was besagt der Satz eigentlich: „An den Mittel-
hulen wird nicht geforscht, sondern gelernt?“ Wo soll
enn das „Forschen“ gelernt werden? Was sollen die Univer-

¹⁾ Vergl. S. 84 u. 126.

sitäten mit den Schülern anfangen, die das „Forschen“ nicht wenigstens angefangen haben zu lernen? Wie kann jemand auch nur eine Ahnung davon bekommen, was Forschen ist. „dem nur völlig Gesichertes und Bewährtes geboten wird“? Wenn dieser Grundsatz Geltung erhalten sollte, was würde aus unsern Gymnasien werden? — Übrigens ist M. ein bescheidener Forscher, die Mängel, welche die psychologische Forschung in der Zukunft zu beseitigen hat, schlägt er (S. 58) keineswegs gering an; er ist aber der Meinung, dafs „sie durch einseitige, nicht selten tendenziöse Hervorkehrung meist erheblich gröfser dargestellt erscheinen, als sie in Wirklichkeit verdienen.“

Nun soll eine eingehende Behandlung der psychischen That-sachen nicht möglich sein, ohne sie einer Theorie unterwürdig zu machen, eine psychologische Theorie oder theoretische Psychologie, die sich im Kreise der Berufenen allgemeine oder doch nahezu allgemeine Anerkennung erobert hätte und nicht durch entgegen-gesetzte Theorien bekämpft würde, gebe es zur Zeit nicht. Ausser-dem sei einer eingehenden Behandlung der Psychologie die Fassungs-kraft der Schüler selbst auf der obersten Stufe nicht gewachsen. Selbst eine empirische Psychologie in demselben strengen Sinne, als etwa die Kenntnis der Fauna Australiens eine empirische ge-nannt werden mufs, gebe es dermalen nicht (S. 300). Den tieferen Sinn des letzten Satzes gestehe auch ich (vergl. M. S. 27) nicht gefafst zu haben. Was das Interesse und die Fassungskraft der Schüler anlangt, so steht, scheint es, Erfahrung gegen Erfahrung. Was aber den ersten Punkt betrifft, so bemerkt M. zwar mit Recht, dafs es ohne jede Theorie auch keine Empirie giebt, wenn er bei diesen Ausführungen aber die herkömmliche Bezeichnung empirische Psychologie verwirft (S. 31), so wird damit unserer Sache schwerlich ein Dienst geleistet. Was man unter empirischer Psychologie versteht, ist herkömmlich sicher, ebenso, dafs damit gewisse psychologische Lehren oder Forschungsgebiete ausgeschlossen werden, eben dieselben, welche auch M. von dem propädeutischen Unterricht ausschließt (vergl. S. 54, 67, 70), mag man sich nun den Gegensatz als theoretische oder spekulative oder rationale oder metaphysische oder, was M. vorzuziehen scheint, System-Psychologie (Gegensatz: deskriptive, auch wissenschaftliche Psycho-logie) zu bezeichnen gewöhnt haben.

Dieser Unterschied sollte nicht verwischt werden, ich sehe darin eine Lebensfrage des propädeutischen Unterrichts ebenso, wie in der genauen Fixierung der mit der Bezeichnung formale Logik herkömmlich angedeuteten Scheidung. Die Wissenschaft vom Denken hat es doch nicht blofs mit dem Denken selbst und seinem Verhältnis zu den Dingen zu thun. Dieses letztere Gebiet, mag man es nun Erkenntnistheorie oder, etwa wie Kant, Kritik der reinen Vernunft nennen, schließt die Bezeichnung formale Logik doch auch aus, nicht blofs die „materiale Logik“. Die In-

ruktionen aber sagen S. 100: „Das Attribut „formal“ kann in doppeltem Sinne verstanden werden: entweder erinnert es daran, daß diese Wissenschaft es mit den „Formen“ des Denkens zu thun hat, oder es will den dürren und gedankenleeren Formalismus andeuten, der, schon im Mittelalter zu hoher Ausbildung gebracht, in den unnützen Weitläufigkeiten der Syllogistik seine Hauptstärke sucht. In jenem Falle ist das Attribut „formal“ entbehrlich, da sich eben jede Logik mit den „Formen“ des Denkens befaßt und der Gegensatz einer „materialen“ Logik lediglich in den Specialwissenschaften gefunden werden kann. Den Formalismus dagegen, welcher der zweiten Auffassung entspricht, muß die Schule als einen für sie wertlosen Anachronismus ablehnen.“ Über den ersten Punkt ist gesprochen worden; was den zweiten anlangt, so denken wir über diesen „Formalismus“ doch nicht alle so geringschätzig, wie der oder die Verfasser der Instruktionen, auch Meinong nicht, der in Betreff dieses Punktes es ausnahmsweise zu ungeteilter Zustimmung und den Detailbestimmungen der Instruktionen für den logischen Unterricht nicht bringen kann (S. 101). In ähnlichem Sinne hat sich W. Schmitz auf der I. rheinischen Direktoren-Konferenz geäußert (S. 271). Ich für meine Person bekenne, daßs ich, wenn ich so reichlich mit Zeit ausgestattet wäre, wie die österreichischen Kollegen, ich mich weder durch das Griechisch des Aristoteles noch durch das Latein Trendelenburgs abschrecken lassen würde, mit meinen Primanern die Elemente Trendelenburgs zu studieren; ich würde glauben, mit einer gründlichen Durcharbeitung derselben die Aufgabe der Lehrers der philosophischen Propädeutik, soweit es sich um die Logik handelt, vollständig erfüllt zu haben.

Der Umstand, daßs M. die Leistungen der österreichischen Gymnasien in der philosophischen Propädeutik nicht befriedigen, giebt ihm Veranlassung, die Frage nach der Vorbildung zum Lehramte der philosophischen Propädeutik zu prüfen (S. 108—168); er berührt damit den Lebensnerv dieses Unterrichts. Der mehrfach genannten rheinischen Direktoren-Konferenz lagen zwei beängliche Thesen vor (S. 95): „1. Da das Gedeihen des propädeutischen Unterrichts in ganz besonderem Maße von der wissenschaftlichen und didaktischen Befähigung des Lehrers bedingt ist, so kann es einzelnen Gymnasien auf Antrag der Direktion gestattet werden, diesen Unterricht bis auf weiteres ausfallen zu lassen. 2. Für die volle facultas docendi im Deutschen ist der Nachweis der wissenschaftlichen Befähigung für den Unterricht in der philosophischen Propädeutik zu fordern.“ Die letzte These wurde angenommen, die erste abgelehnt, obwohl der Referent (S. 273) bemerkt halte, daßs sie ihm bekannte Fälle zur Voraussetzung habe. Direktor Schmitz erklärte (S. 271), die Annahme dieser These enthalte ein Armutzeugnis für das Lehrerkollegium, der darin vorgesehene Antrag bei der Unterrichtsbehörde komme einem Selbstmorde gleich. Aber die Cirkular-Verfügung des

preussischen Unterrichts-Ministeriums vom 31. März 1882 erkennt zwar den Wert und die Brauchbarkeit der Propädeutik für den Gymnasialunterricht vollständig an, bestimmt aber zugleich: „Die Befähigung zu einem das Nachdenken der Schüler weckenden, nicht sie verwirrenden oder überspannenden oder ermüdenden philosophischen Unterricht ist verhältnismässig so selten, dass sich nicht verlangen oder erreichen lässt, sie in jedem Lehrerkollegium eines Gymnasiums vertreten zu sehen. Daher wird die Aufnahme dieses Lehrgegenstandes der Erwägung des einzelnen Direktors mit dem dazu geneigten und durch ihre Studien vorbereiteten Lehrern zu überlassen sein, wobei dem Königl. Provinzial-Schulkollegium sein ordnungsmässiger Einfluss durch die ihm obliegende Prüfung und Genehmigung des Lehrplanes gesichert ist.“ Also geeignete Lehrer müssen herangebildet werden, damit diese wichtige Gymnasialdisziplin nicht blofs ein kümmerliches Dasein friste, sondern gedeihe und blühe, wie es ebenso im Interesse der Schule wie der Wissenschaft und allgemeinen Kulturentwicklung unseres Volkes zu wünschen ist. Dass für den propädeutischen Unterricht zu einer im übrigen guten didaktischen und pädagogischen Befähigung eine besondere Art von natürlicher Begabung hinzukommen müfste, die so selten zu finden sei (M. S. 86), ist schon um deswillen nicht wohl anzunehmen, weil es wenigstens zur Zeit unserer Väter eine solche Reihe von erfolgreich wirkenden Lehrern der Propädeutik an unseren Gymnasien gegeben hat, dass die Disziplin nach dieser Seite den Vergleich mit mancher anderen, deren Stellung im gymnasialen Lehrplane nicht angefochten wird, nicht zu scheuen braucht. Aber das wird wahr sein, wir selbst sind grofs geworden in einer Zeit, in welcher die historische und empirische Forschung im Vordergrunde des wissenschaftlichen Interesses stand. Wenn wir dem Gang der bisherigen Entwicklung trauen dürfen, so wird sich der propädeutische Unterricht an den Gymnasien in demselben Mafse heben, wie die Erfolge des wissenschaftlichen Unterrichts an den Universitäten sich steigern und damit das philosophische Interesse, welches sie in unserem Volke wecken. Möchten diese Auseinandersetzungen M.s in allen berufenen Kreisen ernste Würdigung finden.

Im Jahre 1850 sprach kein geringerer als L. Wiese auf S. 219 dieser Zeitschrift den österreichischen Gymnasien den Wunsch und die Hoffnung aus, dass diesen solche Kräfte zu Gebote stehen möchten, dass in dem Erfolge des Unterrichts seine Rechtfertigung liege, vielleicht, dass dann eine neidlose Nachahmung diese Studien in diejenigen Schulen zurückführe, welche sie jetzt, unbewusst, was sie thun, dahinzugeben im Begriffe seien. Wenn ich mich nicht täusche, ist seit 35 Jahren der Wert des philosophischen Unterrichts in der Schätzung des Volkes erheblich gestiegen. Das giebt mir die Hoffnung, dass die Krisis, in welche die Entwicklung des österreichischen Schulwesens bezüglich

philosophischen Propädeutik jetzt eingetreten ist, günstig ver-
 fen werde, und dafs dieser Ausgang von glücklicher Vorbedeu-
 ng auch für die Schulen „im Reiche“ sein wird. „Wer nur
 ige Gelegenheit hatte,“ sagt M. S. 145, „dem Kreise derjenigen
 her zu treten, welchen das Wohl der Mittelschule am Herzen
 gt, hat die Überzeugung gewonnen, dafs es wenig Berufsthätig-
 iten geben mag, denen soviel Arbeitstüchtigkeit und soviel
 ichttreue zugewendet wird, als dem Mittelschul-Lehramte.“
 s dieser Überzeugung heraus hat er seinen Appell an die Lehrer
 r österreichischen Gymnasien erlassen, es ist zu erwarten, dafs
 nicht wirkungslos verhallt. Aber auch aufserhalb Österreichs
 inschen wir seiner Schrift bei allen, denen die Sache der gelehrten
 lung am Herzen liegt, aufmerksame und thatkräftige Teilnahme,
 e in ihrem Interesse auch durch die zuweilen etwas breite Dar-
 ellung und nicht immer leicht übersehbaren Perioden sich nicht
 irren lassen mag.

M. Gladbach.

E. Schweikert.

lemens Nohl, Pädagogik für höhere Lehranstalten. Erster
 Teil. Die Lehranstalten. Berlin, Theodor Hoffmann, 1886. VIII
 u. 201 S.

Der Verf. handelt in dem vorliegenden ersten Teile seines
 Werkes, über dessen Titel wir hier nicht rechten wollen, von
 r Unter- und Mittelstufe der Elementar- und Volksschule als
 rster Grundlage sämtlicher höherer Lehranstalten, von der
 teinlosen allgemeinen Mittelschule und von den höheren Lehr-
 stalten. Zu den letztgenannten rechnet er die Bürgerschulen,
 e Gymnasien und die Mädchenschulen. Uns interessiert vor
 lem das, was er über das Gymnasium sagt.

Als die richtige Grundlage sämtlicher höheren Lehranstalten
 ht der Verf., wie gesagt, die Unter- und Mittelstufe der Ele-
 entar- oder Volksschule an; nur so lange dort dem Unterrichte
 n nicht richtiger Lehrplan zu Grunde liege, findet er die Grün-
 ng besonderer Vorschulen gerechtfertigt. „Ein verständig ent-
 orfener Volksschul-Lehrplan,“ sagt er, „der die höheren Lehr-
 stalten sachgemäß berücksichtigt, setzt für den Religionsunter-
 cht auf der Unter- und Mittelstufe wöchentlich 2, für den
 önschreib-, den Rechtschreib-, den Lese- und den Rechen-
 ndericht für die Unterstufe wöchentlich je 4, für die Mittel-
 afe wöchentlich je 6 Stunden fest; von den so zusammen-
 mmenden 18 wöchentlichen Lehrstunden der Unterstufe gehen
 ige so lange ab, als hier der Schreib- und Leseunterricht noch
 erbunden erteilt wird; auf beiden Stufen treten dann noch der
 esang und das Turnen hinzu.“ Einen solchen Lehrplan hält
 er Verf. für sachgemäß und brauchbar nicht nur den höheren
 Lehranstalten, sondern auch der Oberstufe der Volksschule gegen-
 über. Nach Absolvierung der Unter- und Mittelstufe einer so

eingerrichteten Volksschule sollen die etwa zehnjährigen Schüler entweder auf die Oberstufe der Volksschule oder in die dreijährige „lateinlose allgemeine Mittelschule“ übergehen, welche aus den drei Klassen Sexta, Quinta und Quarta besteht und in welcher in 26, resp. 28 und 31 wöchentlichen Stunden Unterricht in der Religion, im Deutschen, Französischen und Englischen, in der Geschichte, Geographie, Naturlehre und Naturgeschichte, im Rechnen, in der Mathematik, im Zeichnen und Gesang erteilt wird. Auf das Französische kommen in VI und V je 6, in IV 5 Stunden, auf das Englische in V und IV je 4 Stunden. Die der Stundenübersicht hinzugefügten ausführlichen Bemerkungen suchen die Ausschließung des Lateinischen und den Beginn mit der französischen Sprache zu rechtfertigen, sowie den Anfang des Englischen in V und den Anfang des physikalischen Unterrichts in VI zu verteidigen. Aus der allgemeinen Mittelschule sollen nun die Knaben entweder in die lateinlosen Bürgerschulen (es werden Unter-, Mittel- und Ober-Bürgerschulen unterschieden, den jetzigen Realgymnasien und der Latein treibenden höheren Bürgerschule aber jede Berechtigung abgesprochen) oder in das Gymnasium übergehen. Das Gymnasium soll sich in den drei unteren Klassen, d. h. also, um die Klassen mit den in Norddeutschland gebräuchlichen Namen zu benennen, in Unter-Tertia, Ober-Tertia und Unter-Sekunda, von den entsprechenden Klassen der Bürgerschule dadurch unterscheiden, daß es zu den hier betriebenen Lehrfächern, d. h. zu den um die neue Kunstlehre vermehrten Lehrfächern der allgemeinen Mittelschule, mit je 4 resp. in UI 3 wöchentlichen Unterrichtsstunden das Lateinische und in UI mit 4 wöchentlichen Unterrichtsstunden das Griechische hinzufügt, wofür einige der gemeinsamen Lehrgegenstände einen kleinen Ausfall an wöchentlichen Unterrichtsstunden erfahren. „Erst in den drei obersten Klassen,“ sagt der Verf., „gewinnt die Betreibung der lateinischen und griechischen Sprache einen Umfang, der dem Gymnasium einen dasselbe von der Ober-Bürgerschule (Ober-Realschule) wesentlich unterscheidenden Charakter giebt,“ d. h. jeder der beiden alten Sprachen werden in jeder der drei obersten Klassen (Ober-Sekunda, Unter-Prima und Ober-Prima) 5 wöchentliche Lehrstunden gewidmet, so daß in einer Anstalt, welche die allgemeine Mittelschule und das Gymnasium des Verfassers einschließt, Lateinisch in 26, Griechisch in 19, Französisch in 39, Englisch in 24 wöchentlichen Stunden gelehrt werden soll.

Von den Erläuterungen des für das Gymnasium aufgestellten Lehrplanes heben wir folgende hervor. Auf S. 115 wird die Frage aufgestellt, ob die lateinische Sprache überhaupt und mit ihr die griechische ihren wenn auch etwas beschränkten Platz auf dem Lehrplan in Zukunft werden behaupten dürfen. Es sei, sagt der Verf., nicht zu leugnen, daß die Gegner dieser Sprachen und besonders der Art, wie man sie auf Gymnasien betreibe, in einem

für die letzteren wahrhaft bedrohlichen Grade sich mehren; das Gefühl der Schuld, das böse Gewissen im „klassischen Lager“ scheine eine energische Apologie gar nicht zustande kommen zu lassen, eingehende Widerlegungen der den Gymnasien und ihrer Sprachbetreibung gemachten Vorwürfe würden gar nicht mehr versucht, die einzige dort gebrauchte Waffe sei Schweigen. Der Verf. beruft sich an dieser Stelle auf eine anonyme Schrift, die im Jahre 1881 in Leipzig erschienen sei: „Betrachtungen über unser klassisches Schulwesen.“ Sie enthalte zwar harte Worte, aber dieselben träfen vielfach den Nagel auf den Kopf und böten nichts Neues, da schon Herder, Jean Paul, Diesterweg u. a. gegen den Götzendienst der klassischen Sprachen schwere Streiche geführt hätten. Jede unbefangene Prüfung müsse zeigen, daß das Altertum der Jugend das nicht biete, was seine blinden Verehrer in ihm rühmten, und vieles von dem, was die alten Klassiker in Wirklichkeit Lehrhaftes und Vorbildliches enthielten, habe mit ihrer Sprache gar nichts zu thun, werde nur aus ihrem Inhalte geschöpft und könne deshalb durch gute Übersetzungen übermittelt werden. Gleichwohl sei nicht geraten, das Studium der alten Sprachen aus den Gymnasien zu verbannen. Hierfür findet der Verf. den Grund 1) in der Abhängigkeit der modernen Sprachen von den alten, 2) darin, daß das Studium der Theologie in erster Linie auf dem der Bibel, besonders des in griechischer Sprache verfaßten neuen Testaments, das Studium der Jurisprudenz zum Teil wenigstens auf der Beschäftigung mit dem in lateinischer Sprache geschriebenen corpus iuris beruhe und eine große Zahl anderer wertvoller und hochwichtiger Werke für alle Zweige menschlichen Wissens in griechischer und lateinischer Sprache auf uns gekommen sei, 3) in der wenn auch beschränkten Bekanntschaft mit dem klassischen Altertum, welche die alten Sprachen vermitteln, 4) in der geistbildenden Kraft der letzteren.

Was endlich die Art und Weise anlangt, in welcher die klassischen Sprachen auf den Gymnasien nach des Verfassers Meinung betrieben werden sollen, so stellen wir die von ihm ausgesprochenen Sätze, der von ihm selbst gegebenen Übersicht gemäß, kurz folgendermaßen zusammen. Es sollen die auch für die alten Sprachen geltenden Grundgesetze der Grammatik in den unteren und mittleren Klassen an der französischen und englischen Sprache gelehrt und eingeübt werden; der lateinische Aufsatz, das Lateinsprechen, unnütze Belehrungen und Übungen in der Metrik sollen wegfallen, eine Menge unnützer Regeln und Ausnahmen in der Formenlehre und Syntax beseitigt werden; durch die vorhergehende Betreibung der französischen und englischen Sprache werde die Sammlung eines lateinischen Wortschatzes wesentlich erleichtert und befördert; die Lektüre müsse um ihrer selbst willen betrieben werden, grammatische Exkurse seien von der Lektürestunde auszuschließen; zur Bewältigung der Lektürestoffe sei den Schülern

jede mögliche Erleichterung zu verschaffen; der Unterricht in der griechischen Sprache sei dem in der lateinischen ähnlich; begnüge man sich, von Plato absehend, mit einer hervorragenden Tragödie des Sophokles und mit einer Rede des Demosthenes, so könnten außerdem während des dreijährigen nur der Lektüre gewidmeten griechischen Unterrichts die ganze für die Schule bearbeitete Ilias und Odyssee, ferner die Anabasis Xenophons, ein großer Teil des Herodot und des Thukydides, endlich auch einige Biographien des Plutarch gelesen und sprachlich wie inhaltlich zum Eigentum der Schüler gemacht werden.

Der Verf. rühmt seinem Gymnasiallehrplan nach, daß der Knabe oder Jüngling, aus welcher Klasse er auch austrete, nach ihm immer in denjenigen Dingen unterrichtet worden sei, die ihm in erster Linie nothun, daß er den Übergang aus der einen in die andere Schulgattung erleichtere und daß zu Gunsten der nach dem Einjährigenschein strebenden Schüler, wenn diese in großer Anzahl vorhanden sind, ohne Schwierigkeit in den beiden Tertian und in Untersekunda die alten Sprachen wegfallen und dafür die neusprachlichen Unterrichtsstunden vermehrt werden könnten. Für die einstigen Abiturienten aber soll der Hauptgewinn der empfohlenen Gymnasialreform darin bestehen, „daß sie in allen Lehrgegenständen denselben gediegenen Unterricht empfangen wie die Schüler der lateinlosen Realanstalten.“ Daß es aber bei Beurteilung eines Gymnasiallehrplanes auf ganz andere Dinge ankommt, darin werden von unsern Lesern wohl die meisten mit dem Referenten einverstanden sein.

An eine Widerlegung der vom Verf. ausgesprochenen Ansichten können wir hier nicht denken. Seine Vorschläge entbehren nach unserer Ansicht einer eigentlich pädagogischen Grundlage. Die Bedeutung der alten Sprachen resp. des Altertums für die Jugendbildung hat er gänzlich verkannt.

In einem zweiten Teile beabsichtigt der Verf. die Methodik der einzelnen Unterrichtsgegenstände zu bringen, in einem dritten die Vorbildung wissenschaftlicher Lehrer auf ihren Beruf zu behandeln und in einem vierten die Schulaufsicht und die Prüfungen zu besprechen.

H. Kern.

- 1) J. Lattmann, Lateinisches Lesebuch für Quinta mit erklärenden Noten und einem Lexikon. 7. verb. Aufl. Mit 2 Karten von Hellas und Rom. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1884. 94 S.
- 2) J. Lattmann, Lateinisches Übungsbuch mit stilistischen Regeln und einem grammatischen Repetitorium für Quarta. 6. verb. Aufl. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1885. VIII. u. 80 S.

Die vorliegenden beiden Bücher sind Glieder eines nach *eigenartigen methodischen Grundsätzen* aufgeführten Systems und

können deshalb nur im Hinblick auf dieses Ganze und seinen Plan betrachtet und beurteilt werden. Lattmanns Standpunkt ist nun bekanntlich der einer Kombination der methodischen Prinzipien; er hat denselben in Beziehung auf seine grammatischen Lehrbücher und speziell auf die zwei letzterschienenen ¹⁾ in der soeben veröffentlichten sehr lehrreichen Abhandlung „Grundsätze für die Gestaltung der lateinischen Schulgrammatik“ ²⁾ ausführlich dargelegt, während er seinen Hülfsbüchern, die auf gleichen Grund gestellt sind, in dem Programm „Die Kombination der methodischen Prinzipien in dem lateinischen Unterricht der unteren und mittleren Klassen“ ³⁾ einen empfehlenden Geleitsbrief ausstellte. Dieses Programm würde uns also für unseren Zweck besonders interessieren, doch hat es eine so weite Verbreitung gefunden, ist auch von dem Ref. selbst seiner Zeit so eingehend besprochen worden ⁴⁾, daß es nur einer kurzen Bemerkung bedarf.

Der realistische Humanismus, welcher den Schüler ohne Verweilen in die Sprache selbst und zugleich in die antike Welt einführen will, die Induktion, welche die grammatischen Gesetze aus der Sprache ableitet, die genetische Methode, welche die Formen erklärt: sie haben alle ihr Recht gegenüber dem toten grammatischen Formalismus, gelangen aber, jede einseitig für sich ausgebildet, nicht zu voller Wirkung und zum gewünschten Erfolge; darum gilt es diese Methoden zusammenzufassen, zu kombinieren. Lattmann hat das äußerst schwierige Werk unternommen, diesen Gedanken zu realisieren. Seine Hülfsbücher stellen nach ihrer Neugestaltung nunmehr einen sechsfachen Stufengang dar: 1. Elementarbuch für Sexta, 2. 3. Übungsbuch und Lesebuch für Quinta, 4. 5. Übungsbuch und *Cornelii Nepotis liber emendatus et suppletus et Curtii Rufi historiae in breviorum narrationem coactae* für Quarta, 6. Übungsbuch für Tertia in zwei Teilen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Ausführung eines so umfassenden Planes, der eben alle Gesichtspunkte berücksichtigen soll, etwas kompliziert geworden ist, und dies wird das hauptsächlichste Bedenken sein, das sich im allgemeinen erheben läßt; indessen muß anderseits ein wesentlicher Vorzug darin gefunden werden, daß wir hier ein methodisch angelegtes Ganze haben, dessen Teile innig und unzertrennlich in einander greifen. Die notwendige Verkettung des Unterrichts wird also gelöst und der Erfolg in Frage gestellt, wenn man sich

¹⁾ J. Lattmann und H. D. Müller, Kurzgefaßte lateinische Grammatik. 1. verb. Aufl. (1884) und Lateinische Formenlehre und Hauptregeln der Syntax in systematischer Ordnung (1884).

²⁾ Programm Clausthal 1885.

³⁾ Programm Clausthal 1882.

⁴⁾ *Philol. Rundschau* III. Jahrg. No. 2.
Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen XI. 2. 3.

nicht entschließen kann, das ganze System einzuführen und nur das eine oder andre Glied desselben gebraucht, an dem man besondere Vorzüge anerkennt. Es fehlt dann eben die voraussetzende Vorbereitung der Vorstufen und die nicht minder wichtige Fortführung der Methode in den folgenden Klassen. So sind Versuche, das Übungsbuch für Tertia allein ohne die anderen zu verwenden, wie uns Lattmann selbst mitteilt, gar nicht glücklich. Doch wenden wir uns nun zum Einzelnen.

1. Während das Elementarbuch für Sexta noch deduktiv verfährt und sich deshalb von anderen nicht wesentlich unterscheidet, erlangt die Induktion in Quinta und zwar in dem für diese Stufe bestimmten Lesebuche große Bedeutung. Die Deduktion findet bei der Erlernung und Übung der mit der Muttersprache unmittelbar sich deckenden Formen immer noch reichliche Anwendung, es verbindet sich aber damit unter gewisser Beschränkung die Einführung in die sprachlichen Bildungsgesetze (genetische Methode), und zugleich wird auf das in Sexta Gelesene zurückgegriffen. Die Lektüre bereitet auf das syntaktische Pensum der Klasse induktiv vor und enthält auch im lebendigen Zusammenhange des historischen Stoffes eine Reihe geeigneter loci memoriales, die dazu bestimmt sind, später als Muster-sätze zu dienen.

Die Lektüre ist nicht für das grammatische Pensum zurecht gemacht, sondern hat zunächst einen inhaltlichen Wert und gestaltet dann die Sprache um des Inhalts willen, also natürlich und lebendig, damit der Schüler zu dem Bewußtsein kommt, daß er die Sprache um des Inhalts willen, an diesem aber auch die Sprache lernt (Realismus). Zu diesem Zweck wird zusammenhängender historischer Stoff und zwar soweit möglich direkt aus dem Originale entnommener geboten. Derselbe zerfällt in 5 Abschnitte: 1. Graecorum fabulae et historiae, 2. Res Asiaticae, 3. Res Romanae, 4. Colloquia, 5. Narratiunculae. Der Umfang ist, selbst wenn wir von den beiden letzten Abschnitten ganz absehen, die ja auch in der Vorrede nur als „Beigaben“ bezeichnet werden, für die Quinta zu groß, man braucht nur die methodische Anweisung zur Durchnahme des ersten Lesestückes, die Lattmann in dem oben genannten Programm S. 17—20 gegeben hat, zu überblicken, um eine Vorstellung davon zu erhalten, welches Maß von Zeit zur Bewältigung des ganzen Stoffes erfordert wird. Bei 10 wöchentlichen Stunden setzte der Verf. im ersten Semester 4, im zweiten 6 für die Lektüre an, jetzt nach dem neuen Lehrplane wäre noch je eine Stunde in Abzug zu bringen. Dies führt zu dem Übelstande, daß Abschnitte des Buches nach Quarta mit herüber genommen werden müssen, denn entbehrlich sind sie deshalb nicht, weil sie in den folgenden Klassen mit als Fundament vorausgesetzt werden; und ein Übelstand ist es, wenn er auch in diesem System, das die

kettung der einzelnen Pensen so betont, nicht so schwer
en werden mag.

einzelnen Stücke sind von fortlaufenden Noten begleitet,
teils auf die §§ der im Übungsbuche enthaltenen Satz-
erweisen, teils Übersetzungshülfen geben, teils das Ver-
s noch nicht bekannter Formen vermitteln. Gerade auch
zte ist leider nicht zu umgehen, da man sofort mit der
beginnen soll, diese aber unregelmäßige Verba frei ver-
welche der Schüler in Sexta nicht gelernt hat.

Das Prinzip, die grammatischen Übungen möglichst an
stoff der vorhergehenden Klasse anzulehnen und das dort
v gewonnene Material zur Grundlage des systematischen
atischen Unterrichtes zu machen, tritt in der Quarta be-
n hervor und bestimmt die Einrichtung des Übungs-
s. Der Lehrer hat dabei folgenden Gang zu beobachten.
etiert zunächst die im Übungsbuche der Quinta zusammen-
en Regeln der Satzlehre nach dem dort gegebenen Wort-
etrovertiert die aus dem Lesebuche der Quinta in das
buch der Quarta deutsch herübergenommenen Sätze und
e bezüglichen Vokabeln einprägen. Dann erst wird der
in die kurzgefaßte Grammatik eingeführt, aus dieser hat
endgültige Formulierung der Regel nebst den im Druck
gehobenen loci memoriales zu lernen. Das Pensum enthält
is Erweiterungen des syntaktischen Lernstoffes der Quinta
nz neue Zuthaten; diese sind sogleich nach der Grammatik
nehmen, werden aber durch die inzwischen fortgeschrittene
e des Nepos ebenfalls schon induktiv vorbereitet sein.

is Übungsbuch der Quarta giebt also den lateinischen Lese-
er Quinta deutsch wieder, und zwar zumeist in Einzel-

die freilich oft abgerissen, ja sogar schwer verständlich
nen, weil sie eben aus ihrem Zusammenhange gelöst sind,
eil auch in längeren Abschnitten. Ihre Übersetzung ist
ch immer, wenn auch bald mehr bald minder, eine Retro-
on. Eine Ausnahme davon machen nur die „gemischten
en“ am Ende des Buches, welche nach einander die
lehre, die Kasusyntax und endlich sämtliche gelernten
ischen Regeln behandeln. Boten nun jene lateinischen
eine gute Latinität, was ihnen durchaus nachzurühmen ist,
d die Retroversion der auf sie zurückgehenden Sätze und
itte einen gleichen Vorzug ergeben und den Schüler in
gesunden Sprachgefühl befestigen: das ist ein Gesichtspunkt,
b als besonders wichtig hervorhebe.

igentümlich sind unsrem Übungsbuche noch die Stilisti-
i Regeln und das Grammatische Repetitorium.
ie ersteren betrifft, die gleich den Anfang des Buches
, so stellen sie das schon auf den früheren Stufen empirisch
gnete Material zusammen und fügen mehreres Neue hinzu,

namentlich eine Übersicht einiger wichtiger Synonyma und Phrasen. Diese sollen kein besonderes Lehrpensum bilden, sondern nur gelegentlich eingeübt und durch öftere Hinweisungen immer wieder aufgefrischt werden. Ich stehe nicht an, sowohl das Prinzip wie die Ausführung, letztere bis auf wenige Einzelheiten, zu billigen und möchte diesen Abschnitt zugleich mit den bezüglichen Ausführungen in dem oft citierten Programm S. 28 ff. den Fachgenossen dringend zur Beachtung empfehlen.

Das grammatische Repetitorium enthält die in der Grammatik als Mustersätze gelernten loci memoriales und die Sentenzen des Quartapensums in freier Übersetzung, der Schüler soll daran die lateinischen loci und die grammatischen Regeln wiederholen. Dazu treten noch Sätze, welche theils aus den anderen Beispielen der Grammatik, theils aus den im Quinta-Übungsbuche stehenden „Res gestae cum annis memoria tenendae“ ausgewählt sind und zugleich als Muster einfacher Periodenbildung dienen können. So hat der Verf. die loci memoriales, über deren Wert und Verwendung er sich mit dem Ref. zu dessen großer Freude im wesentlichen im Einverständnis befindet, zugleich auch für die Grammatik herangezogen, was man sich in dieser Art und Weise wohl gefallen lassen kann. Es erinnert dies Verfahren an die von Gofsrau, Kallenbach und Pfau zu Quedlinburg im Jahre 1847 veröffentlichten loci grammatici.

Der Ref. müßte den zugemessenen Raum weit überschreiten, wollte er auf Lattmanns Methode und seine Übungsbücher so eingehen, wie sie es verdienen; er schließt mit dem Wunsche, einige Leser zum Studium derselben angeregt zu haben. Es bieten sich hier in der That so viele fruchtbare Momente dar, daß man Lateinlehrern, welche ihr Fach gern gründlich kennen lernen und sich in ihre Unterrichtsmethode vertiefen wollen, kaum irgend andere bezügliche Schriften wärmer empfehlen kann.

Halle a. S.

W. Fries.

- 1) J. Lattmann, Die Grundsätze für die Gestaltung der lateinischen Schulgrammatik. Progr. Clausthal 1885. 42 S. 4.

Der Verf. will durch eine historische Darstellung der für die Gestaltung der lateinischen Schulgrammatik seit der Reformation nach einander maßgebend gewordenen Grundsätze die Richtigkeit desjenigen Standpunktes erweisen, welcher als der zeitgemäße auch in der kürzlich vollendeten Neubearbeitung seiner bekannten Lehrbücher vertreten wird. — Von Melanchthon bis zum Ende des 17. Jahrhundert hinein beherrscht das mnemonistische Prinzip die Grammatik, so daß diese nichts anderes ist als eine Sammlung von Paradigmen und Regeln, vorzugsweise auf Aneignung einer gewissen Fertigkeit im Gebrauche der Sprache berechnet: so im wesentlichen noch Cellarius (1740 von Gesner

en ausgefertigt“), die „Hallische“ (Joach. Lange) und die „ürkische Grammatik“. — Durch Gesners und Ernestis Einfluß verbindet sich damit die realistische Richtung bei Meierotto und Bröder (1787), welche mehr auf Aneignung des Inhalts des klassischen Altertums, auf ethische Bildung ausgeht. — Die Entwicklung der klassischen Philologie zu einer selbständigen Wissenschaft durch F. A. Wolf äußert dann ihre Wirkungen auf die Schule in der Hervorkehrung des philologisch-wissenschaftlichen Prinzips: C. G. Zumpt (1818) will „die Sprachgesetze in ihrem Zusammenhang“ zum Verständnis bringen (während er gleichzeitig mit glücklichem Takt dem mnemonistischen Prinzip eine Konzession mit seinen gereimten Geschlechtsregeln macht). — Die sprachphilosophische Richtung (Beckers D. sprachl. 1827) giebt dann den Weissenborn (1838), Grotefend (1842), Kühner (1841) die Signatur. — Gleichzeitig aber machen sich auch die Einflüsse der vergleichenden Sprachwissenschaft geltend, so schon bei dem gen. Weissenborn, dann bei Müllroth (1834), G. T. A. Krüger (1842), Curtius (1850). — Gegenärtig beherrscht Ellendt-Seyffert die Schule, d. h. eine Reaktion im Zumptischen Sinne gegen sprachphilosophische und sprachvergleichende Übertreibungen, zugleich aber auch eine Reaktion im mnemonistischen Sinne gegen Zumpt selber, welche schon vorher Berger unternommen hatte und jetzt noch energischer P. Harre fortsetzt.

Alle diese verschiedenen Methoden sind nichts Gemachtes, sondern aus dem dunklen Gefühl oder der klaren Einsicht eines Bedürfnisses entsprungen. Darum kann die richtige Methode nur die sein, welche das Berechtigte in ihnen anerkennt und in sich aufnimmt, kombiniert. Nach dem Standpunkt der Gegenwart aufs nun — hier tritt die Eigenart des Verf.s hervor — bei dieser Kombination notwendig das sprachwissenschaftliche Prinzip in Führung übernehmen, das mnemonistische muß daneben sehr entscheidend zur Geltung kommen, insofern die Grammatik durch scharf gegliederte, schon dem Auge und dem Ohr sich einprägende Disposition dem Gedächtnis und dem Verständnis zu Hülfe kommen muß, das sprachphilosophische muß den korrekten technischen Ausdruck schaffen, die spezifisch philologische Richtung hat die Exaktheit des Dargebotenen zu garantieren, die realistische wird durch sorgfältige Auswahl der Musterbeispiele und Loci memoriales und durch verständige Verteilung der Lektüre zu ihrem Zwecke kommen müssen.

Gewiß werden gegen den positiven Teil der Abh. manche Einwände erhoben werden (auch ich hätte besonders gegen den letztgenannten Punkt manches zu erinnern, wenn ich auch in den Hauptsachen zustimme, bekennt sich doch Verf. ausdrücklich zu dem früher in dieser Zeitschrift (1882 S. 158) von mir vertretenen Standpunkte); aber die historische Darlegung, welche an

Stelle vager Subjektivitäten den festen Boden historischer That- sachen setzt, wird von jedem Standpunkt aus Anerkennung und Dank verdienen, daher sie besonders den Muster-Methodikern unserer Zeit recht warm empfohlen sei.

- 2) H. Menge, *Materialien zur Repetition der lateinischen Grammatik im genauen Anschluß an die Grammatik von Ellendt-Seyffert*. Wolfenbüttel, J. Zwifler, 1865. 1. Hälfte, den deutschen Text enthaltend. IV u. 198 S., 2. Hälfte, den lateinischen Teil enthaltend, 167 S.

Die Veröffentlichung des vorliegenden Buches steht im Zusammenhang mit der Umgestaltung, welche allmählich des Verfs. „Repetitorium der lateinischen Grammatik und Stilistik“ (5. Aufl. 1885) erfahren hat. Die Brauchbarkeit dieses Buches besonders für Lehrer hatte den Verf. immer mehr von seinem ursprünglichem Plane, nach dem es für reifere Schüler bestimmt war, abgedrängt, und so war das Buch unter der Hand zu einem recht ausführlichen „Repertorium“ der Grammatik und Stilistik geworden, welches über die Bedürfnisse der Schüler weit hinausging. Um nun aber auch für diese zu sorgen, hat dann der Verf. ein neues Buch geschaffen lediglich für Schüler, „welche die Elementargrammatik mit eigenen Kräften repetieren und die Lücken . . mit sicherem Erfolge auszufüllen beabsichtigen.“ Man würde sich nun aber sehr täuschen, wenn man etwa einen kurzen elementarer gehaltenen Auszug aus dem größeren Werke erwartet. Vielmehr enthält der 1. Teil nur eine Sammlung von Übungssätzen zu den §§ der Ellendtschen Grammatik einschließlic der Genusregeln und der Deklination, während der 2. Teil den „Schlüssel“ bietet. Ich bedaure das um so mehr, als ich gerade in der praktischen Zusammenstellung verwandter Konstruktionen, in der leicht falschen stilistischen Regeln u. dergl. des alten Repetitorium dasjenige zu sehen glaube, welches unseren Schülern neben der Grammatik besonders nützlich sein könnte (doch müßte der Stoff etwas mehr beschränkt sein). So haben wir eigentlich nichts als ein neues Übungsbuch zu den vielen alten, nur das hier die Selbstkontrolle möglich gemacht ist. Das ist nun freilich schon nicht wenig und in vielen Fällen gerade das, was dem Primaner fehlt, und da die Sätze nach Inhalt und Umfang eine vortreffliche Auswahl darstellen, so wird das Buch vielen Nutzen stiften können ein Primaner, welcher es gewissenhaft durcharbeitet — und zu umfangreich, als das es nicht bewältigt werden könnte, ist es nicht — darf getrost dem Abiturientenexamen entgegen gehen Angesichts dieses beschränkten Zweckes fallen einzelne verunglückte Wendungen (37, 3 „lebte ein höchst klägliches Leben“, 68, 2: „an vielen andern und auch an Cäsar“, 83, 39 „ist doch der Sturz vom Throne auf das Schaffot leicht möglich“ (= *facilis est ad ultimum supplicium ex regno descensus*) nicht ins Gewicht. Mindestens für überflüssig halte ich die Aufnahme jener Subtilitäten aus de

Stelle vager Subjektivitäten den festen Boden historischer That- sachen setzt, wird von jedem Standpunkt aus Anerkennung und Dank verdienen, daher sie besonders den Muster-Methodikern unserer Zeit recht warm empfohlen sei.

- 2) H. Meuge, Materialien zur Repetition der lateinischen Grammatik im genauen Anschluß an die Grammatik von Ellendt-Seyffert. Wolfenbüttel, J. Zwifler, 1855. 1. Hälfte, den deutschen Text enthaltend. IV u. 198 S., 2. Hälfte, den lateinischen Teil enthaltend, 167 S.

Die Veröffentlichung des vorliegenden Buches steht im Zu- sammenhang mit der Umgestaltung, welche allmählich des Verf.s „Repetitorium der lateinischen Grammatik und Stilistik“ (5. Aufl. 1885) erfahren hat. Die Brauchbarkeit dieses Buches besonders für Lehrer hatte den Verf. immer mehr von seinem ursprüng- lichen Plane, nach dem es für reifere Schüler bestimmt war, ab- gedrängt, und so war das Buch unter der Hand zu einem recht ausführlichen „Repertorium“ der Grammatik und Stilistik ge- worden, welches über die Bedürfnisse der Schüler weit hinausging. Um nun aber auch für diese zu sorgen, hat dann der Verf. ein neues Buch geschaffen lediglich für Schüler, „welche die Elementar- grammatik mit eigenen Kräften repetieren und die Lücken . . mit sicherem Erfolge auszufüllen beabsichtigen.“ Man würde sich nun aber sehr täuschen, wenn man etwa einen kurzen elemen- tarer gehaltenen Auszug aus dem größeren Werke erwartet. Vielmehr enthält der 1. Teil nur eine Sammlung von Übungs- sätzen zu den §§ der Ellendtschen Grammatik einschliesslich der Genusregeln und der Deklination, während der 2. Teil den „Schlüssel“ bietet. Ich bedaure das um so mehr, als ich gerade in der prak- tischen Zusammenstellung verwandter Konstruktionen, in den leicht falschen stilistischen Regeln u. dergl. des alten Repetitoriums dasjenige zu sehen glaube, welches unseren Schülern neben der Grammatik besonders nützlich sein könnte (doch müßte der Stoff etwas mehr beschränkt sein). So haben wir eigentlich nichts als ein neues Übungsbuch zu den vielen alten, nur dafs hier die Selbstkontrolle möglich gemacht ist. Das ist nun freilich schon nicht wenig und in vielen Fällen gerade das, was dem Primaner fehlt, und da die Sätze nach Inhalt und Umfang eine vortreffliche Auswahl darstellen, so wird das Buch vielen Nutzen stiften können: ein Primaner, welcher es gewissenhaft durcharbeitet — und zu umfangreich, als dafs es nicht bewältigt werden könnte, ist es nicht — darf getrost dem Abiturientenexamen entgegen gehen. Angesichts dieses beschränkten Zweckes fallen einzelne verunglückte Wendungen (37, 3 „lebte ein höchst klägliches Leben“, 68, 29 „an vielen andern und auch an Cäsar“, 83, 39 „ist doch der Sturz vom Throne auf das Schaffot leicht möglich“ (= *facilis est ad ulti- mum supplicium ex regno descensus*) nicht ins Gewicht. Mindestens für überflüssig halte ich die Aufnahme jener Subtilitäten

Formenlehre, wie sie die ersten Kapitel enthalten: die Geheimnisse der Deklination von *pus, puls, praes* u. v. a. dürfen dem Abiturienten ohne Gefahr unbekannt bleiben; ich fürchte, daß sich durch diesen grausigen Anfang manch williger Schüler von dem Gebrauche des Buches möchte abschrecken lassen. — Recht bequem dürfte sich das Buch übrigens auch in der Hand des Lehrers bei grammatischen Repetitionen und für Extemporalien erweisen.

Metz.

Karl Schirmer.

H. A. Schnorbusch und F. J. Scherer, Griechische Sprachlehre für Gymnasien. 4. verb. Auflage. Paderborn, Schöningh, 1885. 376 S.

Zwischen der 3. und 4. Auflage der vorliegenden Grammatik sind die revidierten Lehrpläne vom 31. März 1882 erschienen, durch welche die griechische Grammatik ganz erheblich eingeschränkt ist. Es fragt sich also: in welcher Weise nimmt diese Grammatik zu den revidierten Unterrichtsplänen Stellung? Die Herausgeber versichern: „diese neue Auflage erscheint in bedeutend kürzerer Fassung als die früheren. In allen Teilen des Buchs ist Entbehrliches ausgeschieden und möglichste Vereinfachung und Übersichtlichkeit erstrebt.“ Allerdings ist der Umfang der 3. Auflage von 444 S. auf 376 in der 4. herabgemindert, immerhin aber ist die kurzgefaßte Kochsche Grammatik mehr zusammengedrängt (von 402 auf 303 S.) und die kurzgefaßte griech. Schulgrammatik von Gerth (Freytag, Leipzig 1884), im wesentlichen ein Auszug aus der Curtius-Gerthschen Grammatik, enthält gar auf 191 S. den ganzen grammatischen Stoff, ohne daß man Wesentliches vermißt.

Somit ist die Frage wohl berechtigt, ob die Verfasser nicht noch mehr hätten tilgen können.

Das Vorwort bestreitet die Möglichkeit weiterer Kürzungen, indes habe ich bei der Durchsicht manche §§ gefunden, die mir ganz überflüssig oder zu breit erscheinen. Ganz überflüssig sind § 119 120. 132. 139. 159. 183 d. h. die „Wörter zur Übung“, da solche jedes Übungsbuch in Hülle und Fülle darbietet; ferner § 103 „die Endungen und Ausgänge aller Deklinationen“, da, was hier zusammengestellt ist, sich einzeln bei jeder Deklination wiederfindet, auch hat eine solche Zusammenstellung vor den Deklinationen gar keinen Sinn, höchstens nach der 3. Deklination, deshalb verwerfe ich auch § 104 „Übereinstimmung aller 3 Deklinationen“; dem Anfänger nützt sie nichts, und der Primaner, um dessewillen der Vorrede nach die Verf. keine weiteren Kürzungen zutreten lassen wollten, kann sich dieselbe allein machen. ferner § 123 „Zu den Contractis der 1. Declination“ und § 124 „Zu den Contractis der Adjektiva“ auch hin-

gehört, abgehandelt wird; ebenso der ganze § 195 „Übersicht der Nominativ- und Genitiv-Ausgänge“ (sc. der 3. Deklin.).

Bedeutende Kürzungen konnten stattfinden in den §§ 89 bis 95 „Geschlechtsregeln nach der Bedeutung“, § 130 „Feminina der 2. auf *ος*“, § 145 Substant. und Adjekt. der attischen 2. Deklin., § 196—200 Indeclinabilia, Defectiva, Abundantia. Was thut z. B. der Tertianer mit einer solchen Notiz: „Defectiva casibus: 1. *μονόπτωτα: ὃ τάν (τᾶν) ἀμῖσε — ὑπὸ μάλῃς* unter der Achsel (übertr. listig, heimlich), statt *μασχάλῃς*“? Derartiges sollte man der Lektüre überlassen, und kommt es nicht in der Lektüre vor, so ist es auch kein Unglück. Eine „griechische Sprachlehre für Gymnasien“ darf bei der seit 1882 veränderten Stellung der griech. Grammatik im Gymnasialunterricht nur noch das absolut Unumgängliche bieten, auf Vollständigkeit des Materials mußt sie verzichten. Ich mußt mich deshalb entschieden gegen die Tendenz erklären, welche die Verf. in ihrer Einleitung geltend machen: „Da das Buch auch für die oberste Unterrichtsstufe bestimmt ist, so mußt es eine gewisse Vollständigkeit besitzen“; der Lehrer des Griechischen auf der obersten Unterrichtsstufe hat sicher nicht die Zeit und hoffentlich auch nicht den Unverstand, seine Schüler aus der Grammatik *ὃ τάν* und *ὑπὸ μάλῃς* lernen zu lassen.

Wenn aber eine griech. Schulgrammatik seit 1882 aufhören mußt, „eine gewisse Vollständigkeit zu bieten“, so ist damit nicht gesagt, daß sie aufhören mußt, eine wissenschaftliche Grammatik zu sein. Es mußt den Verf. nachgerühmt werden, daß sie fort und fort bestrebt gewesen sind, sichere Resultate der Sprachforschung für ihre Grammatik nutzbar zu machen. In Betreff dieses Punktes habe ich nur zweierlei zu bemängeln, ein Kapitel aus der Formenlehre, eins aus der Syntax.

Das erstere ist die Einteilung der gesamten Verba auf *ω*. 8 Klassen hat Curtius aufgestellt, Koch und Gerth folgen ihm, ersterer mit einer kleinen Verschiebung (die 2. Curtiussche Klasse wird bei ihm die 4.). Wenn irgendwo in der griechischen Grammatik, so ist Curtius hier bahnbrechend gewesen, und was die Verf. in ihren § 274. 283. 326—334 bringen, ist ja auch von Curtius beeinflusst, warum also ihm nicht offen folgen? Denn ein selbständiges Einteilungsprinzip glauben die Verf. doch wohl nicht gefunden zu haben?

Aus der Syntax hebe ich die Übersicht des Partizips als nicht ganz gelungen heraus. Die Einteilung ist zwar richtig gemacht in das attributive, adverbiale und prädikative. Indessen sollte die 2. Art des Partizips nach Curtius das appositive genannt werden, es heißt heute ziemlich allgemein so bei den Grammatikern, warum anerkannte Namen ignorieren? Das attributive Partizip aber ist nicht vollständig und nicht richtig behandelt; nicht vollständig, indem sogar Gerths kurzgefaßte

grammatik in seinem § 320 bedeutend mehr hat; nicht richtig, dem zum attributiven Partizip das substantivische gehört, dies er von den Verf. in § 543 „Allgemeines“ abgehandelt wird; bei wird aber der individuelle und generelle Gebrauch des Partizips mit Artikel kaum berührt, geschweige gebührenderweise vorgehoben.

Doch genug der Ausstellungen. Ich erkenne gern an, daß diese Grammatik ein gutes Buch, auch ein gutes Schulbuch ist, und bin überzeugt, daß sie letzteres in noch höherem Grade werden wird in späteren Auflagen, wenn die Verf. mehr die Bedürfnisse der Schule als das an sich Wissenswerte berücksichtigen werden.

Kreuzburg O.S.

Wilhelm Gemoll.

Nissen, Italische Landeskunde. 1. Bd. Land und Leute. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1883. VIII u. 566 S. 8 M.

Wie man nach den tief eindringenden Studien des Verfassers für dem Gebiete der alten römischen Geschichte und Geschichtsschreibung erwarten konnte, ist das Werk von gediegenster Qualität; es hat aber sogar epochemachende Bedeutung und ist eine lösende That.

Es versucht zum ersten Male in der entschiedensten Weise die Methode der neueren wahrhaft wissenschaftlichen Geographie auf allen einzelnen Teilen gründlich auf das alte Italien anzuwenden. Es behandelt alle Elemente, welche die geographische Beschaffenheit dieses Landes im Altertum bestimmten, Lage und Grenzen, Meer, Land, Gesteine und Erde, Flüsse, Klima, Vegetation und Volksstämme, und bringt sie, so weit möglich, in urhistorischen Zusammenhang, z. T. in feinsinnigster Weise, wie dies nur ein Schriftsteller kann, der das Land in seiner jetzigen Beschaffenheit so gut kennt, in der alten Geschichte so wohl bewandert ist, alte und neue Quellen so eifrig durchforscht und sich mit solchem Ernst in eine ihm wenigstens z. T. früher fremde Wissenschaft hineingearbeitet hat. Daß letzteres der Fall ist, erkennt man hier und da noch an Einzelheiten, namentlich an dem Ausdruck; was aber in dieser Hinsicht an Mängeln und Nebenheiten vorkommt, ist verschwindend klein gegenüber der Reichhaltigkeit und so umfassender Gelehrsamkeit beruhenden Gesamtleistung und kommt fast gar nicht in Betracht, wenn man bedenkt, daß selbst unter den Gelehrten, deren ausschließlicher Beruf die Geographie ist, kaum einer sein dürfte, der alle Zweige dieser umfassendsten aller Wissenschaften in den Einzelheiten so vollkommen durchdrungen hat, daß er in allen selbständig und schöpferisch auftreten könnte.

Dem vorliegenden ersten Bande hat der Verfasser den Titel gegeben „Land und Leute“; ein zweiter Band soll die Städtegeschichte enthalten: im wesentlichen bildet aber der erste Band

einen allgemeinen Teil, und der 2. Band wird sich voraussichtlich nicht ganz auf die Städtekunde beschränken können, wie denn schon auch die Darlegung der geschichtlichen Entwicklung in Aussicht gestellt ist, sondern behufs gründlicher Darstellung der Städteverhältnisse noch manche Einzelheiten aus dem Kapitel von Land und Leuten berühren bzw. nachholen müssen, also in wesentlichen wohl ein spezieller Teil, hoffentlich in mehreren Bänden, sein.

Wie sehr sich nun unser Werk von dem einzigen unterscheidet, das den gleichen Gegenstand, wenn auch nur ganz kurz und in Verbindung mit anderen, in einer den jetzigen wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden Weise behandelt, mag man daraus ersehen, daß in Kiepers Lehrbuch der alten Geographie auf Italien im ganzen nur 120 S. (einschließlich einiger zerstreuter Erörterungen im allgemeinen Teil) kommen, während schon dieser Teil Nissens 557 S. umfaßt. Daß ferner Nissen die altitalische Landeskunde außerhalb der Verbindung mit den anderen Ländern des Altertums betrachtet, verleiht seinem Werk von Anfang an, schon gleich bei der Quellenkunde, einen eigenartigen Charakter. Unstreitig giebt Kiepert einige gelehrte und verständnisvolle Bemerkungen in Betreff Italiens, die man in Nissens erstem Teile nicht findet, aber er kann doch selbstverständlich auch nicht annähernd eine so eingehende, in sich selbst innerlich zusammenhängende und in allen Einzelheiten begründete Kunde vom alten Italien geben wie Nissens Werk, dessen Teile sich in trefflicher Weise gegenseitig heben und erläutern.

Nissen hat dies nur dadurch erreichen können, daß er mit größter Gründlichkeit die vorhandene Litteratur, alte wie neue und in der letzteren sowohl die Werke deutscher Geographen und überhaupt Gelehrten, namentlich solcher, die in Italien verweilt haben, als eingehende italienische Werke benutzt hat und mit größter Gewissenhaftigkeit, so weit möglich auch zahlenmäßig selbst im kleinen, die gefundenen Ergebnisse registriert. Hier und da, namentlich bei Beschreibung des Appennin und der Appenninflüsse, geht er dabei etwas stark ins Einzelne ein, so daß man in Gefahr ist, den Überblick über das Ganze zu verlieren. Hätte er diesem Teil mehr den allgemeinen Charakter gewahrt, so würde er wohl manches Einzelne für den zweiten Teil, wo es in bedeutungsvollen Zusammenhang treten könnte, aufgespart haben. Aber wer möchte deswegen mit ihm rechten?

Sehr klar und für das Nachsuchen bequem ist die Anlage. Das Streben nach überschaubarer Gliederung und Herstellung abgeschlossener Einzelbilder hat aber hin und wieder, namentlich in den Unterabteilungen, zu logischer Ungenauigkeit geführt. Eine Unebenheit liegt auch vor, wenn neben die Kapitel von den Alpen, dem Polande, dem Appennin, den Appenninflüssen u. s. w. als gleichgeordnetes „der Vulkanismus“ eingeführt wird, in wel-

chem dann auch nicht nur Erdbeben, sondern sogar Hebung und Senkung behandelt werden. Für letztere logisch gar nicht zu rechtfertigende Bequemlichkeit könnte sich der Verf. freilich auf den Vorgang eigentlich geographischer Werke berufen; der andere Übelstand kann beseitigt werden, wenn für „Der Vulkanismus“ gesetzt wird „die vulkanischen Gebiete“, die ja besonderer Behandlung nicht unwert sind. Ein allgemeines, die geologischen Geschieke des Landes behandelndes Kapitel, dessen Elemente jetzt mehrfach durch das Buch hin zerstreut sind, würde jedoch wohl, abgesehen davon, guten Rat geschafft haben.

Ausgezeichnet ist durchweg die Methode. Schritt für Schritt dringt sie vor, indem sie z. T. wie mit der Sicherheit einer mechanischen Kraft arbeitet, auch das Geringe nicht verschmäht und bei gleichartigen Gegenständen die entsprechenden Daten in parallelen Wendungen bietet. Eine hier und da gebotene Zusammenstellung erleichtert den Überblick. Dafs die Angaben namentlich der alten Schriftsteller in sorgsamster Weise geprüft werden, so weit dies bei einem für weitere Kreise bestimmten Werke möglich ist, versteht sich bei Nissen von selbst. Wahrhaft wohlthuend wirkt es vielfach, dafs in zweifelhaften Fällen fast immer nur der gesicherte Thatbestand deutlich vorgeführt wird, dagegen Hypothesen, mögen sie auch geistreich begründet sein, nur kurz erwähnt, nicht aber mit vielen Worten erörtert werden.

Überall hat sich der Verf. sorgfältig und zugleich vorsichtig bemüht, den Einflufs der natürlichen Verhältnisse des Landes auf die Bewohner und ihre Geschieke nachzuweisen und durch manche feinsinnige Bemerkung ist es ihm gelungen, nicht nur alte Vorstellungen zu befestigen und weiter auszuführen, sondern auch neue Gesichtspunkte in dieser Hinsicht zu eröffnen. Ziemlich vollständig sucht er ferner darzuthun, in welcher Weise die Natur des Landes nach ihren einzelnen Seiten auf Gemüt und Phantasie der Bewohner gewirkt hat, wenngleich der Charakter des Werkes von einem allzugenaueu Eingehen auf Naturgenufs und Naturleben der Alten zurückhält.

Dagegen vermifst man z. T. in geschichtlich wichtigen Gebieten genaueres Eingehen auf das Terrain, auch in Hinsicht auf Strategie und Festungsanlage. Zwar letzteres wird noch oft berücksichtigt. Aber z. B. für die großen Schlachtfeldgebiete in Oberitalien, Umbrien (Sentinum, Metaurus, Taginae), bei Neapel und in Samnium sucht man meist vergeblich nach erläuternden Bemerkungen. Der Verf. hätte sich in dieser Hinsicht namentlich aus dem Handbuche von Guthe-Wagner manches Gute zum Vorbild nehmen können. Vielleicht holt er aber einiges im 2. Teile nach.

Die Einleitung bespricht zunächst die alten Quellen im ganzen in durchaus billiger Weise. Herodot freilich fährt weniger

gut, als er verdient: was eine Folge seiner mangelhaften Nachrichten über Italien ist, wird mehr dem Charakter seiner Geschichtsschreibung aufgebürdet; treffend ist aber die Bemerkung, daß er immer Seemann geblieben sei, für Gebirge wenig Sinn gehabt habe. In klares Licht werden die Verdienste des Polybios gestellt, dagegen wird die hie und da in spezifisch geographischen Kreisen herrschende Begeisterung für Strabo auf ein gesundes Maß zurückgeführt, ohne daß doch die glänzenden Vorzüge seiner Darstellung Italiens verkannt werden. Manches Streiflicht fällt auf die z. T. überraschende Unwissenheit und Ungeschicklichkeit der Römer in geographischen Dingen. Ziemlich eingehend werden die praktischen Hilfsbücher für Geographie bei den Alten besprochen, namentlich die Itinerarien, ferner auch die Landkarten und Kompendien. Ein kurzer Überblick über neuere Darstellungen bildet den Abschluss.

Es folgt im 1. Kapitel die systematisch sicher und zahlenmäßig genau vordringende Geschichte des Namens und der Grenzen des alten Italien, von der aus schon einzelnes Licht auf die Zeiten des Mittelalters fällt; so wird, um eines hervorzuheben, die Bedeutung und Lebenskraft der oberitalischen Städte nördlich vom Po im Mittelalter dadurch erklärt, daß schon 89 v. Chr. die barbarischen Gaue, namentlich im Gebirge, als unterthänig zu den dort verhältnismäßig in geringer Zahl vorhandenen Stadtbezirken hinzugeschlagen wurden (S. 77).

Eine der besten Partien bildet das 2. Kap., das Meer. Es werden zunächst die einzelnen Italien umgebenden Meere, das adriatische, sicilische und tyrrhenische Meer mit der wissenschaftlichen Genauigkeit des philologischen Fachgelehrten und des in den Untersuchungen der neueren Geographie Bewanderten behandelt, die einzelnen Strömungen, die Erträge des Meers, namentlich an Salz und Fischen, besprochen, auch in wirtschaftlicher Hinsicht — so wird z. B. das *garum* der Kaiserzeit, ein Fischextrakt, dem neueren Fleischextrakt an Bedeutung gleichgestellt, — es werden sodann die einzelnen auf dem Mittelmeer thätigen Seevölker, Phönicier, Etrusker, Griechen, Karthager geschildert, bei welcher Gelegenheit der Verf. immer noch an der Zuverlässigkeit des römisch-karthagischen Handelsvertrages von 509 v. Chr. festhält, und schließlich der friedlose Zustand der tyrrhenischen See bis ins 3. Jahrhundert v. Chr. dargestellt. „Endlich erheben sich über den Trümmern der griechischen und etruskischen Hansa zwei Weltmächte, die Seemacht Karthago und die Landmacht Rom“. Daran schließt sich kurze inhaltsreiche Abschnitte über die Kriegs- und Handelsflotten der alten Bewohner Italiens. Nicht ohne Staunen liest man, daß sich z. B. bei Eknomus zwei Flotten maßen, die an Tonnengehalt bezw. Mannschaften den jetzigen vereinigten Kriegsflotten der Erde gleichkommen bezw. sie übertreffen würden.

Verhältnismäßig kurz ist sodann die Darstellung der Alpen, da diese mehr nur als Grenze in Betracht kommen: eingehender werden die von den Römern dort angelegten meist recht einfachen, oft steilen, Straßen teils im allgemeinen nach ihrer Beschaffenheit besprochen, teils im einzelnen genau erörtert; auch der Wirtschaft der Alpenvölker geschieht in kurzem Erwähnung.

Trefflich ist der folgende Abschnitt, das **Poland**, wie denn überhaupt alle Abschnitte des Werks, die sich auf Flussläufe und -gebiete und deren Eigentümlichkeit beziehen, bei den reichhaltigen Daten der benutzten italienischen Vorarbeiten zu den besten gehören. Mit Recht wird gegen Ritter das Poland als von Natur zur italischen Halbinsel gehörig in Anspruch genommen. Dann werden die Entstehung der Ebene, die Seen, die Flüsse, vor allem der Po mit seinen Nebenflüssen, die Marschen, die Lagunen, der Landzuwachs — seit dem Altertum 1200 bis 1500 qkm (22 bis 27 Q.-M.) —, die Deiche, schon im Altertum vorhanden, doch nicht so ausgedehnt, und die Kanäle besprochen, mit denen auch schon im Altertum ein Anfang gemacht ist. Die Terrainbeschreibung tritt aber hinter der Schilderung der Flussläufe zu sehr zurück. Wenn es noch entschuldigt werden mag, daß die euganeischen und hercischen Hügel erst bei den vulkanischen Gebieten nachgeholt werden, so hätte doch der jetzt übergangene Bodincomagus (Superga) wegen seiner beträchtlichen Höhe Erwähnung und überhaupt das Hügelland von Montferrat mehr Berücksichtigung verdient. Jetzt findet sich das nur in den Worten, (der Po) „beschreibt einen Halbkreis um das ligurische Hügelland“ (S. 185). Der Verf. hat aber auch sonst zuweilen Bodengestaltung und -beschaffenheit stiefmütterlich behandelt.

Ungleich ist das folgende Kap. über den Appennin. Zwar ist die Methode im wesentlichen von gleicher Sicherheit, aber in die Geologie scheint der Verf. nicht so weit eingedrungen wie in andere für das Werk erforderliche Hilfsdisziplinen: das zeigt sich teils in allgemeinen und unbestimmten, teils in unrichtigen Ausdrücken. Ein Abschnitt über die Vegetation ist hierher versprengt, während er wohl besser in dem der Vegetation gewidmeten ganzen Kapitel Platz gefunden hätte. Die landschaftlichen Schilderungen sind, wie immer, durchaus gelungen. Dem Nord-, Mittel- und Südappennin stellt der Verf. an letzter Stelle Bruttium gegenüber, dessen Gebirge er mit Recht nicht zum Appennin rechnet. Freilich paßt das nun nicht zur Überschrift des Kapitels und beweist, daß der Verf. dasselbe lieber mit dem folgenden über die vulkanischen Gebiete zu einem einzigen hätte zusammenziehen sollen, etwa mit der Überschrift „Die Bodengestaltung der eigentlichen Halbinsel“.

Nicht ohne Vorliebe verweilt der Verf. sodann bei den vulkanischen Gebieten, die er in fesselnder Weise schildert, indem er auch den Einfluß dieser Gegenden auf ihre Bewohner

trefflich darstellt. Doch möchte man in diesem wie in dem vorigen Kapitel einige Bemerkungen über Verwendung und Bedeutung einzelner Arten von Gesteinen hinzugefügt wissen, z. B. über die Begünstigung der dekorativen Richtung der römischen Architektur durch den so leicht zu bearbeitenden und so häufigen Travertin und überhaupt Tuffe, über die Bedeutung der Thonerde in Etrurien und Campanien für die Keramik (*Campana supellex*), des aus Puzzolan gewonnenen hydraulischen Mörtels für den römischen Straßensbau, was alles jedenfalls nicht in das rechte Licht gestellt, sondern nur flüchtig berührt ist.

Ausgezeichnet ist wieder das Kap. über die Appenninflüsse, z. T. geradezu musterhaft. Nicht ohne Wehmut wird man daran erinnert, daß infolge der Thätigkeit des Wassers jetzt Gebiete von fast 400 Q.-M. mit Fieberluft erfüllt sind, die im Altertum trefflich kultiviert waren, und daß die meisten italischen Flüsse in alter Zeit von sehr viel höherer Bedeutung und sehr viel besser schiffbar waren als jetzt, wo sie, namentlich infolge der reichlichen Entwaldung, großenteils als ganz heruntergekommen erscheinen.

Vortrefflich ist auch das 9., den Inseln. größeren wie kleineren, gewidmete Kap., das seiner Natur nach am leichtesten zu wohl überschaulichen Einzelbildern gestaltet werden konnte.

Sehr beachtenswert ist dann das reichhaltige Kap. vom Klima, in welchem der Verf. das sich von allen Seiten bietende Material neuerer Forschungen in verdienstlicher Weise zusammengestellt und verarbeitet hat. Er geht dabei so vorsichtig zu Werke, daß er, obgleich er selbst die Daten liefert, aus denen erhellt, wie stark die seit den Zeiten des Altertums eingetretene Veränderung des Klimas von Italien ist, dennoch sich nicht vermessen will, zu sagen, daß das jährliche Quantum der Wärme seit alter Zeit zu-, oder die Summe der Niederschläge abgenommen habe. Auf einige Schwankung deutet es hin, wenn er S. 396 erklärt, das heutige Klima stimme im wesentlichen mit demjenigen des Altertums überein, aber Abweichungen ließen sich deutlich nachweisen, während er S. 402 und 410 sagt, das Klima Italiens habe in neuerer Zeit einen neuen südlicheren Anstrich erhalten.

Naturgemäß schließt sich hieran das Kap. über die Vegetation, dessen einzelne Teile etwas bunt durcheinander gewürfelt sind, namentlich, weil der Verf. nicht einen Überblick über die Entwicklung der Bodenkultur im Altertum, den er unter Akklimatisation bringt, in allgemein orientierender Weise vorangestellt hat. Er konnte übrigens hier auch die ausgezeichnete Vorarbeit von Hehn benutzen, die im allgemeinen in ihrer hohen Bedeutung gewürdigt wird; einige Male ist aber in einer zum Teil berechtigten Polemik gegen Hehn ein nicht ganz billiger Ton angeschlagen.

In recht vorsichtigen Bahnen bewegt sich der Verf. im Schlusskapitel von den Volksstämmen, wo er auf längst vertrautem Gebiete verweilt. Der Reihe nach bespricht er die Ligurer, Gallier, Veneter, Etrusker, die drei Stämme der Italiker, nämlich Umbrer, Mittelstämme und Osker, ferner die Japyger, endlich die einheimischen Inselvölker, Sikaner und Sikeler, Corsen und Sarden. Die Karthager und Griechen, die schon z. T. in dem Kap. vom Meere nach ihrer Bedeutung gewürdigt sind, hier aber auch eingehendere Besprechung verdient hätten, bleiben unerwähnt. Ein Schlusswort behandelt die Latinisierung aller Völkerschaften der Halbinsel. Neue Aufschlüsse wird man hier von einem solchen zusammenfassenden Handbuche, zumal auf einem vielfach so dunklen Gebiete, nicht erwarten. Offenbar ist aber der Sache mit vorsichtigem Zurückhalten besser als mit luftigen Phantasieen gedient. Die Etruskerfrage löst auch der Verf. nicht; mit Entschiedenheit weist er nur die Ansicht von Corsen zurück, die neuerdings auch dessen Gegner Deecke angenommen hat, das nämlich die Etrusker Italiker seien.

Dieser Überblick mag eine Vorstellung von dem reichen Inhalt des Werkes geben. Wenn nun noch einzelne Ausstellungen gemacht werden, so geschieht es nicht, um dem Verf., dem die ganze philologische Welt für seine reiche und verdienstvolle Arbeit zu Danke verpflichtet ist, am Zeuge zu flicken, sondern um für den hoffentlich recht bald eintretenden Fall einer neuen Auflage des Werkes, im Interesse der Sache, auf Mängel aufmerksam zu machen, deren Beseitigung zu wünschen sein dürfte.

S. 28f. heisst es: „Man mafs um Mittag zur Zeit der Nachtgleiche . . . den Winkel, den die Spitze des Gnomons mit der Spitze des Schattens bildet, erhielt dadurch zugleich den Höhenwinkel der Sonne, d. h. den Abstand des fraglichen Ortes vom Äquator.“ Die beiden Spitzen können natürlich keinen Winkel bilden, sondern nur die Verbindungslinie derselben und der Gnomon selbst. Der Höhenwinkel der Sonne — dies kann doch nur der Winkel sein, der die Erhebung der Sonne über dem Horizonte des Ortes misst — ist aber gleich dem Complementwinkel des Abstandes dieses Ortes vom Äquator, d. h. der geographischen Breite. S. 45 scheint ein Irrtum in der Berechnung vorzuliegen. Es heisst dort, der Gemeindecatalog des Augustus lasse sich in drei Abteilungen zerlegen, die erste, ungefähr die Hälfte, umfasse die noch erhaltenen und monumental gesicherten Städte, die zweite, die ein Drittel bilde, die zerstörten, doch monumental gesicherten Städte, als letztes Fünftel blieben die Städte unsicherer Lage übrig. Hier ist mindestens durch kleine Zusätze die Rechnung äufserlich in Übereinstimmung zu bringen. Auch einige Zahlen auf S. 79 stöfsen Bedenken ein. Es heisst dort: die natürliche Nordgrenze von Italien bilde in den Alpen eine 200 Meilen lange Linie, die einen Flächeninhalt von 5000 Q.-M. einschliesse,

von denen 1176 auf das Gebirge — das können doch nur Alpen sein — fielen. Und S. 143 wird gesagt, daß diese nach dem piemontesischen Generalstabe einen Flächenraum von 2083 Q. bedecken, von denen 1176 auf die italische Seite fallen. Da fielen dann nur 917 Q.-M. auf die nicht-italienische Seite. richtige Anschauung, wonach das Alpengebiet 4200 Q.-M. bedeckt ist von Nissen, für den Fall, daß man das Wort 'Alpen' im weiteren Sinne nähme, in eine Anm. verwiesen, während eine Italienissimi sehr entsprechende Auffassung im Text steht. Auch die Berechnung des italienischen Alpenlandes innerhalb seiner natürlichen Grenzen, ist zu hoch, denn das jetzige Königreich Italien hat nur 500 Q.-M. Alpenland, und was sonst noch hinzukommt. (Dep. Alpes Marit., Tessin, Tirol im S. Wasserscheide, das österreichische Küstenland mit ganz ungeordneten anderen Landstreifen bedeckt noch nicht 500 Q.-M. Auch die Zahl 5000 für Gesamtitalien (ausschl. der Inseln) ist hoch gegriffen. Denn das jetzige Königreich Italien hat ausser den Inseln noch nicht 4400 Q.-M., also ganz Italien innerhalb seiner natürlichen Grenzen, unter Zurechnung jener noch nicht 500 Q.-M. noch nicht 4900 Q.-M. Übrigens berechnet der Verf. das nicht celtische Italien, also im wesentlichen die eigentliche Halbinsel, S. 67 auf 2500 Q.-M., die kontinentale Hälfte Italiens S. 175 auf 2400 Q.-M., was zusammen ebenfalls 4900 Q.-M. ergeben würde. Freilich wird die eigentliche Halbinsel S. 175 zu 2400 Q.-Mn. gerechnet.

S. 92 wird die Ausfüllung des Meerbusens der Adria, wo sich jetzt die Poebene befindet, nur von der Schuttalage der Alpen abgeleitet, dagegen der geringeren des Apennins nicht gedacht; doch findet sich das Richtige auf S. 177 f. eingeleitet dargestellt. Ferner ist die freilich auch sonst gangbare Annahme, daß die Adria im Durchschnitt 25 M. breit sei, zu hoch; sie ist in Wirklichkeit durchschnittlich nur 21 bis 22 M. breit. Soll die Adria die „gleichartigen Gebirgssysteme der griechischen und italischen Halbinsel“ trennen. Nun haben zwar jene Gebirgszüge in der That gleichartige Züge aufzuweisen, die griechischen Halbinsel sind aber so mannigfaltig und so verschieden, daß sie unmöglich im ganzen als dem Apennin gleichartig bezeichnet werden können. S. 93 f. hätte bei Beschreibung der Adria wohl die unterseeische Brücke Erwähnung verdient, die sich von den Tremitiinseln über Pianosa und Gigli nach Dalmatien hinzieht und eine bezeichnende Grenze zwischen dem flachen nördlichen Teil der Adria und dem viel tieferen südlichen bildet. S. 97 wird noch immer vorausgesetzt, daß sich das östliche Mittelmeer einst durch die Syrten und die Sahara zum Ozean fortgesetzt habe, und daß die Sahara dann trocken gelegt worden sei. Schon letzteres ist in dieser Allgemeinheit nicht zuzugeben, sondern nur für die tiefer gelegenen Teile

für ältere Erdperioden; namentlich aber sollte man mit Bemerkungen, wie die erste ist, vorsichtiger sein, da im S. und des Schotts Melghigh, der 27 m unter dem Meeresspiegel und noch im Altertum mit dem Meere in Verbindung gehen haben mag, bald höhere Berge folgen, die schwerlich als Meeresboden bezeichnet werden können. S. 104 wird als Beweis des fast ausnahmslosen Fehlens von Ebbe und Flut im Mittelmeer der Umstand angegeben, daß die ganze Fläche teils durch die umgebende Landmasse teils durch submarine Bänke in eine Anzahl verschiedener Becken abgesondert werde. Durch dieses aber würde doch nur die allerdings berührte Verschiedenheit der verschiedenen Teile des Mittelmeeres erklärt werden, während die Hauptsache, daß nämlich durch die wenig tiefe Straße von Gibraltar und die anliegenden Landmassen das Mittelmeer zu mehreren abgeschlossenen Meeresbecken geworden ist, nicht zu Geltung kommt. Auch wird auf S. 114 dagegen angeführt, daß ein durch die Enge von Gibraltar flutender Strom an der ganzen afrikanischen Küste hin fortsetze, um im N. eine rückläufige Bewegung einzuschlagen und einen Kreislauf um das ganze Mittelmeer zu beschreiben; in Wirklichkeit seien nur diese Strömungen ohne Zusammenhang unter einander beobachtbar. Das heißt nun doch das Kind mit dem Bade austreten. Denn wenn sich auch jener Kreislauf als Phantasiegebilde erwiesen hat, so ist doch der an Afrika hin flutende Strom nach Syrien hin beobachtet worden. S. 111 wird der Umstand, daß die Delphine noch jetzt so wenig wie im Altertum geachtet zu werden pflegen, einzig aus dem poetischen Motive abgeleitet, daß sie als so muntere Gesellen durch ihr lebensvolles Spiel die Eintönigkeit der Meeresfahrt verkürzen. Es hätte aber schon doch bemerkt werden sollen, daß ihr Fleisch unschmackhaft ist, sonst würden die so wenig tierfreundlichen Italiener auch diese Beute gewiß nicht haben entgehen lassen. S. 114 ist es, dasselbe Wort bezeichne im Griechischen Fischer und Seemann. Gemeint ist *ἀλιεύς*; berechtigt ist aber jene Bedeutung nur für die ältere Zeit. S. 116 nimmt der Verf., wie er später, als sicher in den Text auf, daß die alten Sardinier und Sicilier sich an den Angriffen auf das Pharaonenreich im 7. Jahrhundert v. Chr. beteiligt haben. Mindestens hätte diese Annahme doch als Hypothese in eine Anm. unter dem Text verwiesen werden sollen, wo sich auch mit Hypothesen, welche der Geschichtschreiber bei ernster Wahrung seiner Pflichten in angenehmer Entfernung zu halten pflegt, ein angenehmer Sport treiben läßt. Der neueste Geschichtschreiber Ägyptens, der vielfach begrüßt ist, Wiedemann, steht in dieser mindestens bestrittenen Frage nach den Schardana und Schakatscha der hieratischen Inschriften auf Seiten derer, die hier nichts von Sardinern, Sikelern u. a. wissen wollen. Die gegenteilige Annahme

aber ergibt für das 14. Jahrh. v. Chr. ein kaum begreifliches Weltbild.

S. 141 heift es: mit dem Namen Hochalpen werde die über 2600 m hohe vegetationslose Centalkette der Alpen bezeichnet. Sie bestehe aus Urgestein, Granit, Gneifs, Serpentin, an das sich Kalkstein, Sandstein, Schiefer, nach Art der Jura- und Appenninbildungen anschließen. Wo die Steilheit der Wände es nicht verhindern, sei sie durch einen Gürtel ewigen Schnees von 2 bis 7 km eingefafst. An diesen Kern lehnten sich die Mittelalpen an von jüngerer Bildung und 1000—2600 m Höhe: bei nacktem Scheitel seien ihre Abhänge mit Wald und Weide bedeckt. Endlich die Voralpen oder das Hügelland, welches als Terrasse dem Fufs der Berge vorgelagert sei und den Übergang zur Ebene vermittele, sowohl seiner Bildung als seiner Erhebung nach, die zu 500—1000 m gerechnet werde. Getreidebau und Baumzucht drängen dorthin bereits vor. Hier wimmelt es von Ungenauigkeiten, die einzeln aufzuführen zu weitläufig wäre. Namentlich unheilvoll ist aber, dafs die Einteilung nach der Höhe ohne Bedenken der bekannten Einteilung nach Centralalpen, Kalk- (bzw. Vor-) alpen und Hügelland, ja sogar den vegetativen Unterschieden gleich gesetzt ist. Und in welchem Mafse ist hier ferner der reichen Mannigfaltigkeit der Alpen Gewalt angethan worden! Wenn ferner gesagt wird, die Alpen stellten das Stammgebirge unseres Kontinents dar, so ist dieser Ausdruck mindestens deshalb unzweckmäfsig, weil sie bekanntlich eine der jüngsten Erhebungen Europas sind. S. 143 wird die gröfste Breitenausdehnung der Alpen auf 23 M. angegeben, während sie mindestens 30 M. beträgt. Die Centralalpen (besser wohl als Mittelalpen zu bezeichnen) werden wieder noch bis zur Dreiherrnspitze berechnet, während es richtiger wäre, die östliche Grenze in die Brennerstrafse zu verlegen. Wenn es S. 148 heift, dafs an der schmalsten Strecke der Walliser Alpen die Eruptionskraft am stärksten hervorgetreten sei und die mächtigsten Erhebungen bewirkt habe, so ist damit, mindestens im Ausdruck, den berechtigten neueren Anschauungen über Entstehung der Alpen durch seitlichen Druck nicht gebührend Rechnung getragen.

Die Höhenangaben stimmen mit den allgemein bekannten wohl begründeten grofsenteils nicht überein. So wird die Höhe des St. Gotthards zu 2075 m (st. 2114) berechnet, der Montblanc zu 4804 (st. 4810), der St. Bernhard zu 2491 (st. 2472), der M. Cenis zu 2064 (st. 2098), der Gran Sasso d'Italia S. 220 zu 2902 m, S. 237 zu 2921 (st. 2991), M. Gargano zu 1055 (st. 1560), M. Pollino zu 2270 (st. 2415), M. Madonie zu 1975 (st. 2050), welches Verzeichnis sich leicht auf das Dreifache vermehren liefs. Sollte der Verf. hier z. T. italienischen Quellen gefolgt sein, so dürfte er doch nicht gut daran gethan haben; den Gr. Sasso berechnet er überdies verschieden. Auch ist er z. B. in Bezug auf

Corsica sicherlich veralteten Angaben gefolgt, indem er noch den M. Rotondo mit 2764 m (st. 2625) als höchsten Berg angiebt, dagegen den in Wahrheit höchsten Berg, den M. Cinto unerwähnt läßt. S. 150 heißt es von dem im NO. von Triest gelegenen Berg- rücken, der zu den Karnischen Alpen gehört, man nenne ihn den Birnbaumer Wald, die Pafshöhe liege 520 m. Es hätte aber ge- nauer heißen sollen, der Birnbaumer Wald habe eine Höhe von 1000—1100 m und im SO. desselben liege die Senkung von Adels- berg und die Mulde der Poik mit einer Pafshöhe von 540 m.

S. 216 wird gesagt, das alte Volk der Griechen habe sich an den Versuchen, ein nationales alles umfassendes Staatswesen zu gründen, verblutet. Welcher Geschichtskundige möchte dieser Aufbauschung einiger Einigungsversuche des griechischen Volkes in der letzten Stunde seines Daseins zustimmen? An Parteigungen, Zwiespalt, überschüssigem Individualismus und Leichtsinn ist jenes Volk zu Grunde gegangen. S. 221 heißt es, der Appennin bestehe durchweg aus demselben hellgrauen dichten versteinungsarmen Kalksteingebilde, das in den Südalpen häufig und im ganzen Um- kreis des mittelländischen Meeres vorherrschend sei. Der Appennin- kalk gehöre der mesozoischen Periode oder Sekundärformation an. Zunächst wird hier von dem Appennin ein so äußerst dürftiges ein- förmiges Bild gegeben, daß dadurch denn doch der Wirklichkeit in nicht geringem Maße Gewalt angethan wird. Übrigens ist selbst das Kalkgestein des Appennin von sehr verschiedener Art. Zum größeren Teil besteht es freilich aus Flysch (als Macigno und Albarese von den Italienern unterschieden), auf den die oben an- gegebenen Merkmale passen, der aber nicht zur Sekundär-, sondern zur Tertiärformation und im besonderen zum Eocän gehört, ferner aber namentlich auch vielfach aus Nummulitenkalk, der eben dort- hin gehört, und selbstverständlich sind auch manche andere Ge- steine, namentlich Thone und Mergel vertreten, abgesehen von den vulkanischen Durchbrüchen. Und so versteinungsarm, wie der Verf. es darstellt, ist der Appennin auch nicht, namentlich nicht in Etrurien. Nach S. 223 soll die immergrüne Flora (des Appennin) durch eine Höhenlinie von 500 m begrenzt werden. Damit wird aber den bedeutenden Unterschieden der Vegetation in den einzelnen Teilen nicht Rechnung getragen. Schon S. 225 giebt der Verf. als Höhenlinien in Sicilien, das sich von Calabrien nicht wesent- lich unterscheidet, folgende an: für Johannisbrotbaum 590 m, für Zwergpalme und Aurantiaceen c. 600 m, für Ölbaum 900 m (bei Nizza 750 m S. 224), für Korkeiche und andere immergrüne Eichen 1000 m, für Steineiche 1600 m; dagegen gedeihen an der Nord- seite des nördlichen Appennin die immergrünen Bäume im ganzen überhaupt nicht mehr. Das Richtige findet sich aber nachher namentlich im Kap. über die Vegetation. S. 241 f. hätte die Tavoliere della Puglia in ihrer eigenartigen Beschaffenheit, beson- ders auch, weil sie für die Schafzucht so geeignet ist, wohl ein-

aber ergiebt für das 14. Jahrh. v. Chr. ein kaum begreifliches Weltbild.

S. 141 heisst es: mit dem Namen Hochalpen werde die über 2600 m hohe vegetationslose Centralkette der Alpen bezeichnet. Sie bestehe aus Urgestein, Granit, Gneifs, Serpentin, an das sich Kalkstein, Sandstein, Schiefer, nach Art der Jura- und Appenninbildungen anschliessen. Wo die Steilheit der Wände es nicht verhindern, sei sie durch einen Gürtel ewigen Schnees von 2 bis 7 km eingefasst. An diesen Kern lehnten sich die Mittelalpen an von jüngerer Bildung und 1000—2600 m Höhe: bei nacktem Scheitel seien ihre Abhänge mit Wald und Weide bedeckt. Endlich die Voralpen oder das Hügelland, welches als Terrasse dem Fufs der Berge vorgelagert sei und den Übergang zur Ebene vermittele, sowohl seiner Bildung als seiner Erhebung nach, die zu 500—1000 m gerechnet werde. Getreidebau und Baumzucht drängen dorthin bereits vor. Hier wimmelt es von Ungenauigkeiten, die einzeln aufzuführen zu weitläufig wäre. Namentlich unheilvoll ist aber, dafs die Einteilung nach der Höhe ohne Bedenken der bekannten Einteilung nach Centralalpen, Kalk- (bzw. Vor-) alpen und Hügelland, ja sogar den vegetativen Unterschieden gleich gesetzt ist. Und in welchem Mafse ist hier ferner der reichen Mannigfaltigkeit der Alpen Gewalt angethan worden! Wenn ferner gesagt wird, die Alpen stellten das Stammgebirge unseres Kontinents dar, so ist dieser Ausdruck mindestens deshalb unzumutbar, weil sie bekanntlich eine der jüngsten Erhebungen Europas sind. S. 143 wird die grösste Breitenausdehnung der Alpen auf 23 M. angegeben, während sie mindestens 30 M. beträgt. Die Centralalpen (besser wohl als Mittelalpen zu bezeichnen) werden wieder noch bis zur Dreierrennspitze berechnet, während es richtiger wäre, die östliche Grenze in die Brennerstrafse zu verlegen. Wenn es S. 148 heisst, dafs an der schmalsten Strecke der Walliser Alpen die Eruptionskraft am stärksten hervorgetreten sei und die mächtigsten Erhebungen bewirkt habe, so ist damit, mindestens im Ausdruck, den berechtigten neueren Anschauungen über Entstehung der Alpen durch seitlichen Druck nicht gebührend Rechnung getragen.

Die Höhenangaben stimmen mit den allgemein bekannten wohl begründeten grösstenteils nicht überein. So wird die Höhe des St. Gotthards zu 2075 m (st. 2114) berechnet, der Montblanc zu 4804 (st. 4810), der St. Bernhard zu 2491 (st. 2472), der M. Cenis zu 2064 (st. 2098), der Gran Sasso d'Italia S. 220 zu 2902 m, S. 237 zu 2921 (st. 2991), M. Gargano zu 1055 (st. 1560), M. Pollino zu 2270 (st. 2415), M. Madonie zu 1975 (st. 2050), welches Verzeichnis sich leicht auf das Dreifache vermehren liefs. Sollte der Verf. hier z. T. italienischen Quellen gefolgt sein, so dürfte er doch nicht gut daran gethan haben; den Gr. Sasso *berechnet er überdies* verschieden. Auch ist er z. B. in Bezug auf

sica sicherlich veralteten Angaben gefolgt, indem er noch den Rotondo mit 2764 m (st. 2625) als höchsten Berg angiebt, dagegen den in Wahrheit höchsten Berg, den M. Cinto unerwähnt. S. 150 heißt es von dem im NO. von Triest gelegenen Bergcken, der zu den Karnischen Alpen gehört, man nenne ihn den Birnbaumer Wald, die Pafshöhe liege 520 m. Es hätte aber genauer heißen sollen, der Birnbaumer Wald habe eine Höhe von 1000—1100 m und im SO. desselben liege die Senkung von Adelsberg und die Mulde der Poik mit einer Pafshöhe von 540 m.

S. 216 wird gesagt, das alte Volk der Griechen habe sich an den Versuchen, ein nationales alles umfassendes Staatswesen zu gründen, verblutet. Welcher Geschichtskundige möchte dieser Aufbauschung einiger Einigungsversuche des griechischen Volkes in der letzten Stunde seines Daseins zustimmen? An Parteigungen, Wespalt, überschüssigem Individualismus und Leichtsinn ist jenes Volk zu Grunde gegangen. S. 221 heißt es, der Appennin bestehe durchweg aus demselben hellgrauen dichten versteinungsarmen Kalksteingebilde, das in den Südalpen häufig und im ganzen Umkreis des mittelländischen Meeres vorherrschend sei. Der Appenninalk gehöre der mesozoischen Periode oder Sekundärformation an. Zunächst wird hier von dem Appennin ein so äußerst dürftiges unförmiges Bild gegeben, daß dadurch denn doch der Wirklichkeit in nicht geringem Maße Gewalt angethan wird. Übrigens ist selbst das Kalkgestein des Appennin von sehr verschiedener Art. Zum röfiseren Teil besteht es freilich aus Flysch (als Macigno und Ibarese von den Italienern unterschieden), auf den die oben angegebenen Merkmale passen, der aber nicht zur Sekundär-, sondern zur Tertiärformation und im besonderen zum Eocän gehört, ferner aber namentlich auch vielfach aus Nummulitenkalk, der eben dortin gehört, und selbstverständlich sind auch manche andere Gesteine, namentlich Thone und Mergel vertreten, abgesehen von den vulkanischen Durchbrüchen. Und so versteinungsarm, wie der Verf. es darstellt, ist der Appennin auch nicht, namentlich nicht in Etrurien. Nach S. 223 soll die immergrüne Flora (des Appennin) durch eine Höhenlinie von 500 m begrenzt werden. Damit wird aber den bedeutenden Unterschieden der Vegetation in den einzelnen Zonen nicht Rechnung getragen. Schon S. 225 giebt der Verf. die Höhenlinien in Sicilien, das sich von Calabrien nicht wesentlich unterscheidet, folgende an: für Johannisbrotbaum 590 m, für Myrtelpalme und Aurantiaceen c. 600 m, für Ölbaum 900 m (bei Nizza 50 m S. 224), für Korkeiche und andere immergrüne Eichen 1000 m, für Steineiche 1600 m; dagegen gedeihen an der Nordseite des nördlichen Appennin die immergrünen Bäume im ganzen überhaupt nicht mehr. Das Richtige findet sich aber nachher namentlich im Kap. über die Vegetation. S. 241 f. hätte die favoliere della Puglia in ihrer eigenartigen Beschaffenheit, besonders auch, weil sie für die Schafzucht so geeignet ist, wohl ein-

gehender geschildert werden können. Überhaupt kommen die Landschaften namentlich in Unteritalien nicht zu ihrem vollen Recht. S. 279 heißt es, durch die Ableitung von Seebecken seien ja überhaupt die inneren Gebirgstäler wie Flusstäler ursprünglich entstanden. Dafs dies im allgemeinen nicht richtig ist, wird wohl allseits zugestanden werden; jeder heftige Regengufs auf weichem abschüssigen Boden kann auch eine Gegeninstanz schaffen.

S. 356. „Urgesteine herrschen durchaus vor: Granit, Gneifs, Thonschiefer, Porphy, Silur“. Es hätte zunächst besser geheißen: Urthonschiefer. Der Porphy ist ferner ein Eruptivgestein, die silurische Formation eine primäre. S. 363. „Primäre Gesteine, vor allem Granit, dann Gneifs, Porphy, Serpentin“ u. s. w. Ausdruck und Zusammenstellung sind mindestens nicht glücklich. Denn Granit ist vorwiegend ein Eruptivgestein, Porphy und Serpentin sind es durchaus, der Gneifs aber gehört, wie einige Arten des Granit, zwar wohl zur Primitiv-Formation, nicht aber zu den primären Gesteinen. S. 370 heißt es, eine unterseeische Verbindung, die nicht unter 200 m sinke, während auf beiden Seiten Tiefen von mehreren Tausend Metern abfielen, bekunde den früheren Zusammenhang Maltas mit Sicilien. Dies ist mindestens nicht genau. Die unterseeische Verbindung mit Sicilien sinkt nicht unter 150 m, zu beiden Seiten folgen dann auf mehrere Kilometer Tiefen, die nicht über 500 m sinken, dann erst im O. eine solche, die bis unter 4000 m absinkt, während im W. zwischen Sicilien und Afrika keine Stelle 1300 m Tiefe erreicht, vielleicht auch diese noch lange nicht.

Wenn S. 376 das italische Klima im Vergleiche mit dem griechischen als sehr bevorzugt bezeichnet wird, so ist dabei wenigstens der vorteilhafte Einfluß, den das griechische Klima vielfach auf die Gesundheit gehabt hat, gegenüber der Malaria Italiens außer Rechnung geblieben. S. 377 ff. wird wiederholt vom feuchten Scirocco und im Gegensatze dazu vom trockenen gesprochen, überhaupt aber jeder Südwind, z. B. auch der, welcher einst bei Cannä wehte, wahrscheinlich ein SO., als Scirocco bezeichnet. Der Verf. ist mit diesem Sprachgebrauch allerdings anderen guten Autoritäten und selbst der Sprache der italienischen Halbinsel gefolgt, empfehlenswert ist er aber dennoch nicht. Denn danach würde der Scirocco überwiegend der feuchte, mäfsig warme Äquatorialstrom sein. Richtiger aber wäre es doch, den Namen des Scirocco, des dörrenden Windes (von *σειρώω*), für jenen sengenden, wohl aus Afrika kommenden, Glutwind aufzusparen, den Fischer in seinen Studien über das Klima der Mittelmeerlande so eingehend besprochen hat und der von Nissen trockener Scirocco genannt wird. Die S. 382 f. und 391 nach Supan und Fischer gegebenen Tabellen sind zwar im allgemeinen glücklich gewählt. Die erste bestätigt aber das Gesetz der überwiegenden

Nord- und Ostwinde im Sommer, der überwiegenden Süd- und Westwinde im Winter wesentlich nur für Syrakus und beweist dadurch, daß dies Gesetz überhaupt antiquiert werden sollte, aufser für Sitalien. Auch wären in Bezug auf Wind und Regenmenge noch bessere Ergebnisse erzielt worden, wenn, wie jetzt meist mit Recht geschieht, die Witterungsverhältnisse nicht der Jahreszeiten (je zu 3 Monaten gerechnet), sondern der einzelnen Monate angegeben wären. Ferner hätte die Regenmenge dann nach Prozenten für die einzelnen Monate angegeben werden sollen. Wie viel instruktiver sind z. B. deshalb die Tabellen bei Hann, Handbuch der Klimatologie S. 408! S. 398 heisst es: „Da nun im Sommer äquatoriale Winde über der Halbinsel wehen“ (S. 382) — dort heisst es aber, daß an der adriatischen Seite der Halbinsel im Sommer Ostwinde wehen, an der tyrrhenischen Seite allerdings im Sommer Süd- und Westwinde, und diese können als äquatoriale bezeichnet werden — „so vermochte ohne Zweifel die kühle Walddecke des Appennin die Wolken festzuhalten, welche an den stark erhitzten Steinlehnen der Gegenwart ohne Entleerung vorüberziehen“. Aber nicht um ein Festhalten der Wolken handelt es sich, sondern um Nötigung derselben zu Niederschlägen, was allerdings durch eine ausgedehnte Walddecke befördert werden kann. Und über stark erwärmter Luft lösen sich die Wolken zum Teil auf, weil sich wärmere Luft mehr mit Wasserdampf sättigen kann als kältere. Mindestens ist also der Ausdruck nicht glücklich.

S. 423 heisst es: „die Limone oder Citrone (*citrus medica*) und die Orange oder Apfelsine (*citrus aurantium dulce*) . . .“ Richtiger wäre: die echte Citrone (*citrus medica*), die Limone oder Sauercitron (*citrus limonum*), die bittere und süsse Orange oder Pomeranze (*citrus vulgaris aurantium* bzw. *amara* oder *dulcis*) und die Apfelsine (*citrus aurantium sinensis*). Auch S. 438 heisst es nicht ganz richtig: „die Einführung der Limone — wir sagen fälschlich Citrone — (*citrus medica*) und der Pomeranze (*citrus aurantium amarum*)“. Wenn der Verf. S. 429 f. Sicilien mit nur 3,49% Wald als das waldärmste Land Europas ansieht, so ist er damit freilich formell nicht im Recht, da ganz Großbritannien mit Irland nur 3,2%, letzteres allein nur 1,6% Wald hat. Bedenkt man aber, daß unter dem Walde auch die *Macchia* mit gerechnet ist, die wohl mindestens kein Deutscher für Wald anzusehen geneigt sein wird, so dürfte des Verf.s Ansicht doch nicht unbegründet sein. Daß der Untergang der norddeutschen Waldbäume in Italien unwiderrufflich besiegelt sein soll, wie es S. 435 heisst, ist hoffentlich doch eine zu ungünstige Voraussetzung. — Unter den Gewächsen, die jetzt in Italien gepflanzt werden (S. 436—444 aufgezählt), hätte wohl auch des Papyrus, der Mannaesche und des Kapernstrauches Erwähnung geschehen können. S. 459 wird es als ein großer Irrtum

(nämlich Hehns) bezeichnet, die Herstellung des kunstreich durchgebildeten Ziergartens, diese Schöpfung moderner Menschen, dem römischen Altertum zuzuweisen; zugegeben wird aber doch die Übereinstimmung zwischen italienischer und altrömischer Gartenkunst in Bezug auf den architektonischen Charakter, der durch die Verhältnisse des Landes bedingt sei. Darauf aber legt ja Hehn in seinem verdienstvollen Werke das Hauptgewicht, und übrigens wird der Nachweis, daß die italienische Gartenkunst der Renaissancezeit keine Anregung vom Altertum her erhalten habe, nicht erbracht¹⁾. Wenn es ferner S. 460 heisst, die Mißhandlung der Natur durch die Gartenkunst spiegle in allen Fällen die Unfreiheit der menschlichen Gesellschaft wieder, so bedarf dies mindestens der Ergänzung, daß sie mehr noch einen Überschuß an Individualismus und Mangel an gesundem Nationalgefühl verrate. Die Italiener der Renaissancezeit fühlten sich nicht eben unfreier, ragten aber an individueller Durchbildung großenteils erstaunlich hervor. S. 461 heisst es, einseitige Schwärmerie versteige sich zu der Behauptung, die Bergformen des Südens seien schöner modelliert und durch höheren Adel vor den nordischen ausgezeichnet. Hiergegen würden unsere Maler wohl energischen Protest einlegen, zumal wenn man, wie es berechtigt ist, zu diesen Bergformen auch die italienische Alpenseite rechnet und dessen gedenkt wie z. B. die Ufer des Gardasees von Schwärmen von Malern besucht werden, welche den dortigen Bergformen viel schönere Linien zuschreiben, als denen der Schweiz, und selbst, was der Verf. nachher zugesteht, ist mit Obigem im Widerspruch, daß nämlich in Italien eine vollendete Anmut ausgebreitet sei, und daß an der tyrrhenischen Seite alles zusammengewirkt habe, um einen Reichtum an Umrissen zu vereinigen, der schwerlich irgendwo übertroffen werde. S. 464 f. wird in Bezug auf die Naturempfindung der alten Römer gesagt, die vielen Aufserungen landschaftlicher Naturgenusses in Poesie und Prosa bekundeten sämtlich eine idyllische Sinnung, die auch dem damaligen Zustande Italiens entsprechen habe. Die Empfänglichkeit für eine elegische Landschaft habe Hellas geboten. Erst nachdem die Malaria ihre Herrschaft am tyrrhenischen Meer begründet habe, bei Rutilius und Cassiodor trete der Verfall als landschaftliches Element in den Vordergrund. Diese Behauptung bedarf einer Einschränkung. Der Verf. meint in wesentlichen nur, daß sich bei den alten Römern vor der angegebenen Zeit keine Ruinenpoesie findet, was zuzugeben ist, wenn auch aus einzelnen Stellen, wie dem horazischen *Gabiis desertio atque Fidenis* (Ep. 1, 11, 6 f.; man beachte den Zusammenhang

¹⁾ Vgl. u. a. A. Biese, *Die Entwicklung des Naturgefühls bei den Römern* S. 166 f., wo auch mit Recht hervorgehoben wird, daß die Villa der Kaiserzeit mit Rücksicht auf die Fernblicke gebaut wird, was bei Nissen nicht zu gebührender Geltung kommt.

., 7, 45), ein Gefühl für die damals eingetretene Verödung Teile Italiens hervorgeht. Aber zahlreiche Naturlieder der ner, z. B. die beiden horazischen Frühlingslieder, denen ch landschaftliches Gefühl nicht absprechen kann, verraten elegische Stimmung, und Biese hat a. a. O. mit Recht äap. benannt: Das elegisch-idyllische Naturgefühl ;usteischen Zeitalter.

483 werden die Rätoromanen auf eine halbe Million berechnet. von anderer Seite angenommen ist, der Verf. habe hier all zu viel angefügt, so kann er sich damit entschuldigen, r auch die Friauler zu den Rätoromanen gerechnet hat. . 502 gesagt wird, die Sprache sei der sicherste Prüfstein ler Zusammengehörigkeit, ist wohl nur eine Flüchtigkeit; che besiegte Völker haben ja die Sprache der stammfremden angenommen.

ie Sprache des Verf.s ist edel, an manchen Stellen beson- ehoben und geistvoll. Nur selten erhält man den Eindruck, as Werk aus einer ungemeinen Fülle einzelner, allmählich und mehr ergänzter Bemerkungen zusammengewachsen ist, ermifst dann in etwas den gleichmäßigen Fluß der Darstel- So findet man hie und da zahlreiche auf einander folgende e Sätze, die asyndetisch an einander gefügt werden. Auch wendung falscher Konjunktionen findet sich z. B. S. 21: Mifsgunst warf ihm Kleinstädtereie vor und sicherlich hat Werk von ähnlicher Ausdehnung das seine an innerem erreicht“. Einige Male, obwohl recht selten, wird man em Gefühl beschlichen, als ob der Verf. bei der Fülle an- nder Gedanken fast müde geworden sei und bei ihrer ng sich eine elegische Stimmung seiner bemächtigt habe. en finden sich kleinere Mängel z. B. S. 39: „es sind die Barbaren, welche in das schöne Land ein- n um keinen Stein auf dem andern zu lassen. Der ng vollzieht sich langsam und allmählich“, mindestens ein mus. S. 84 (er) „duldet seine Soldaten nur im Bürger- in Italien zu erscheinen“. S. 124: „Mit gewaltiger aft hat er das Ziel sich gesteckt und erreicht“, statt: hat b das Ziel gesteckt und es erreicht. Vgl. S. 134 „dafs lel nach dem Meer sich gedrängt hat“. Die un- e Stellung des Wörtchens sich scheint freilich fast ein gium deutscher Gelehrsamkeit. S. 127 „gleichen Kalibers usrüstung“, wo gleicher vor 'Ausrüstung' fehlt. S. 163 es von der Etsch, dafs sie „auflockernd in die Gebirgs- eindringt und die Wasserscheide weit nach Norden vor-“, und ähnlich sollen nach S. 349 Quellarme des Simaeto r leontinischen Ebene fächerförmig in das Innere dringen. Flüsse dringen nicht stromaufwärts in die Gebirge, sondern ens Flufsthäler. S. 247 heifst es: „Den Meeresspfaden

folgend, auf denen einst die Hellenen von Ost nach West gelangten bleibt der Jammer der Gegenwart unseren Blicken verborgen“, S. 261 „das Albaner bedeckt einen größeren Flächenraum als das Vesuvgebirge“, S. 291 „halten uns (*deest* für) berufen“.

Besonders angenehm berührt es auch, daß der Verf., obwohl er bei der großen Reichhaltigkeit des Stoffes sehr vieles einzelne gegen einander abzuwägen hat, doch in hohem Maße allem gerecht wird. Nur selten läßt er sich einmal von rhetorischem Drange über die richtige Grenze fortreißen, z. B. S. 58: „Durch Krieg und ausschließliche durch Krieg ist das was wir die italische Nation zu nennen pflegen, zusammengeschweifst worden“, während es S. 68 richtig heißt, jene politische Masse sei teils gutwillig teils durch Gewalt zu einem politischen Ganzen verschmolzen worden. Die Verfassung beruhe auf etwa 150 Verträgen, die zwischen Rom und den Städten zu verschiedenen Zeiten vereinbart seien. Damit ist denn der bewundernswerten römischen Staatskunst gebührend Rechnung getragen. Aber S. 555 heißt es wieder, Rom habe seiner Rede die Obmacht über unentwickelte Mundarten und hochentwickelte Kultursprachen nicht durch Überlegenheit des Geistes, sondern durch die brutale Gewalt von Schwert und Stock verschafft. Auch hier ist die wahrhaft geniale Staatskunst der Römer nicht gebührend gewürdigt. Daß Italiens Bewohner sich auf dem Meere so früh wie irgend ein abendländisches Volk getummelt haben, wie es S. 88 heißt, ist entweder unerwiesen oder unrichtig. S. 94 wird von dem Gestade im O. des adriatischen Meeres gesagt, es ermangele in seiner zerrissenen Wildheit der natürlichen Gliederung und habe der Civilisation unübersteigliche Schranken entgegenstellt. Hiergegen könnten die alten Städte Salonae, Epidaurus, Dyrrhachium und neuere von Fiume bis Cattaro begründeten Protest erheben. S. 170 heißt es: „Der Alpenkäse erlangte schon damals Ruf: einer der besten Kaiser, die je auf dem Thron gesessen, Antoninus Pius, fand seinen Tod, weil er im siebenzigsten Jahre ihm zu eifrig zusprach“. Da könnte es ja fast scheinen, als ob auf einen mystischen Zusammenhang der Trefflichkeit des Käse und der Kaiser hingedeutet werden sollte. S. 301 f. wird der Gegensatz zwischen der Schiffbarkeit der Flüsse Italiens in alter und neuer Zeit in etwas übertrieben. So heißt es z. B., heutigen Tages besitze die Halbinsel keine einzige Wasserstraße, welche für den Verkehr wesentlich in Betracht käme, während S. 305 erwähnt wird, daß der ganze Lauf des Chianakanals von Montepulciano bis zum Arno schiffbar sei. S. 557 heißt es rhetorisch, die Römersprache wolle noch heutigen Tages über den Erdkreis gebieten. Wenn ferner der Verf. meint, wir seien kaum im stande, den geistigen Jammer auszudenken, der unter der Decke äußerer Wohlfahrt das kaiserliche Italien erfüllt

habe, so wird er damit wohl bei Mommsen und anderen Gelehrten auf bedenklichen Widerspruch stoßen und deht besten Falles, was von Rom und einigen andern größeren Städten gesagt werden mag, auf ganz Italien aus.

Dafs der Verf. die Meridiane nach Ferro berechnet, ist zwar erklärlich, da der Beschluß, den Meridian von Greenwich als Null-Meridian anzusehen, nach dem Erscheinen unseres Werkes fällt. Bei einer neuen Auflage würde dies aber doch abzuändern sein.

Die lateinische Orthographie schließt sich fast allgemein den besseren Formen an. Doch findet sich S. 96. und sonst einige Male *promontorium* st. *promunturium*, was in dem Werke entschieden vorgezogen wird, S. 112 *allex* st. *allex*, S. 232 u. öfter *Trasimenus* st. *Trasumennus* o. *Trasimennus*.

Das Register könnte vollständiger sein. Namentlich vermißt man neuere Eigennamen.

Der Druck ist, wie man von diesem Verlag erwarten darf, gut. Von Druckfehlern mögen folgende erwähnt werden: S. 9, Z. 18 u. *Umber*, st. *Umbrer* 12,8 egehend, 59,20 benachhart, 122,13 u. *Aufstand* st. *Aufstands* 144,16 *Schees* st. *Schnees*, 283,3 n. Chr. st. v. Chr.

Altona.

G. Hefs.

G. Wendt, Deutsches Lesebuch. Lehr, M. Schauenburg. I. Teil (*Sexta und Quinta*). 1882. 142 S. II. Teil (*Quarta und Tertia*). 1882. 224 S. III. Teil (*Sekunda u. Prima*). 1884. 282 S.

Der erste Teil des nunmehr vollständig vorliegenden Wendtschen Deutschen Lesebuches ist in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1882 S. 367 f.) bereits beurteilt worden; Ref. darf sich daher auf die Besprechung des zweiten und des dritten Teiles beschränken.

Der für die drei Schuljahre der *Quarta* und *Tertia* der Gymnasien und Realschulen bestimmte zweite Teil enthält 52 Lesestücke in Prosa. Dieses Material mag als für den Unterricht ausreichend erachtet werden, wenn daneben die vom Verf. herausgegebene auf den Gebrauch in allen Klassen berechnete Gedichtsammlung (oder ein anderes poetisches Lesebuch) in ausgiebiger Weise benutzt wird. Über die Grundsätze, von denen die Auswahl geleitet worden ist, berichtet der Herausgeber im Vorwort; Ref. kann sich mit denselben im allgemeinen nur einverstanden erklären. Nicht zunächst und vorzugsweise dem Erwerbe von Kenntnissen auf den verschiedenen Wissensgebieten, sondern vielmehr der Förderung der allgemeinen geistigen Bildung, der möglichst gleichmäßigen Entwicklung der verschiedenen Geisteskräfte soll auch nach seiner Meinung der deutsche Unterricht dienen. Ist damit einerseits ausgeschlossen, dafs „das deutsche Buch“ eine „Encyclopädie von allem möglichen Wissensstoff“ sei,

so erscheint doch andererseits noch weniger die Beschränkung auf die sogenannte klassische Nationalliteratur gerechtfertigt. Mit vollem Rechte sagt in dieser Hinsicht der Herausgeber: „Auch des berühmtesten Namens wegen durfte kein Aufsatz zugelassen werden, der an sich die Jugend nicht zu interessieren vermochte.“ So findet Ref. es ganz in der Ordnung, wenn für diese Stufe z. B. Lessing gar nicht, Goethe und Schiller wenig (mit je einer Nummer) Berücksichtigung gefunden haben. Dafs aber auch Aufsätze nicht aufgenommen sind, welche irgendwie zur Erläuterung klassischer Werke dienen oder deren Stoff, etwa in erzählender Inhaltsübersicht, zur Darstellung bringen, würde nur dann zu tadeln sein, wenn der deutsche Unterricht, dem das in Rede stehende Buch dienen will, bereits einen abschließenden Charakter trüge. So jedoch, da die Möglichkeit gegeben ist, später einmal den Schüler so zu sagen an die Quelle selbst zu führen, würde durch eine vorläufige Behandlung der betreffenden Gegenstände das Interesse für die Folgezeit nur abgeschwächt werden. Mit voller Zustimmung ferner kann Ref. es nur begrüßen, wenn der Herausgeber in seiner Auswahl grundsätzlich mehr, als es bisher in Büchern dieser Art zu geschehen pflegte, (gegenüber den Populärschriftstellern des 18. Jahrhunderts) neueren ausgezeichneten Autoren auf dem Gebiete der Prosa das Wort gönnt.

Das Buch zerfällt, vermutlich entsprechend den Klassenstufen der Quarta und Tertia, in zwei ziemlich deutlich unterscheidbare, wengleich nicht äußerlich gesonderte Abteilungen. Die erste, etwa Nr. 1—20 umfassend, enthält grössere und kleinere Erzählungen und Aufsätze vorwiegend moralisierenden Charakters. Dieselben sind freilich durchaus nicht von gleichem Werte. Am wenigsten hat sich Ref. durch die Beiträge Auerbachs, der neben Krummacher mit den meisten, wenn auch nicht umfangreichsten, Nr. vertreten ist, angesprochen gefühlt. So möchte m. E. eine Anekdote wie Nr. 14 „der König kommt,“ die doch im Grund nur auf einen platten Witz hinausläuft, kaum noch eine Stelle in einem Lesebuche beanspruchen dürfen. Indes mag es gerade auf diesem Gebiete schwierig sein, überall das Richtige und Angemessene zu treffen, dasjenige, was einerseits die Fassungskraft des Schülers nicht übersteigt und andererseits sein Empfinden nicht durch eine ich möchte sagen zudringliche Deutlichkeit oder durch allzu derbe Natürlichkeit verletzt. — Durchweg wertvoll, zum Teil höchst interessant und lehrreich, sind die Abhandlungen der zweiten Abteilung, der grossen Mehrzahl nach wenigstens (einzelnes nämlich möchte noch zu schwierig, anderes zu entlegen sein) ganz geeignet, den Schüler auf der Stufe der Tertia zu fesseln, „seinen Gesichtskreis zu erweitern, sein Verständnis zu vertiefen“. Charakterbilder, um es kurz zu sagen, sind es, in denen bedeutende Gegenstände und Vorgänge aus Natur und Geschichte, aus dem gesellschaftlichen wie dem geistigen Leben

er Nationen, insbesondere des deutschen Volkes, zu eigenartiger Darstellung gelangen, so daß überall, auch in den Aufsätzen naturgeschichtlichen Inhalts, das kulturgeschichtliche Interesse vorwaltet. Für die Gediegenheit der Beiträge bürgen die Namen der Autoren. Als einen glücklichen Griff möchte Ref. es bezeichnen, daß der Herausgeber V. Hehn („Kulturpflanzen und Haustiere“) und G. Freytag („Bilder aus der deutschen Vergangenheit“) einen breiteren Raum gestattet hat. Daß in dieser Abteilung die Originale nur teilweise genau wörtlich und unverkürzt wiedergegeben sind, begründet keinen Vorwurf; jedenfalls ist, soweit Ref. sieht, durch die redaktionelle Thätigkeit des Herausgebers das eigentümliche stilistische Gepräge der Verfasser nirgends verwischt worden. Einzelne Aufsätze sind von unverhältnismäßiger Länge: so umfaßt z. B. die Episode aus Scheffels Ekkehard: „Audifax und Hadumoth“ (Nr. 40) mehr als 20 Seiten — ein Umfang, der das auf dieser Stufe gestattete Maß denn doch erheblich zu überschreiten scheint, besonders wenn man in Anschlag bringt, daß andererseits wieder die Nr. 42—44 (Beiträge von den Brüdern Grimm) — Erzählungen, die übrigens meiner Empfindung nach mit ihrem anekdotenhaften Charakter etwas aus dem Ton des Ganzen herausfallen — zusammen kaum drei Seiten einnehmen.

Wenden wir uns nunmehr zu der Besprechung des für die zweite und erste Klasse der Gymnasien und Realschulen bestimmten dritten Teils unseres Lesebuches. Derselbe würde freilich mit seinen 35 allerdings meist umfangreicheren Abhandlungen — möchte dabei auch nach wie vor die Gedichtsammlung gebührende Berücksichtigung finden — für einen Zeitraum von vier Jahren auch nicht im entferntesten ausreichendes Unterrichtsmaterial bieten, wenn nicht naturgemäß die Stellung des deutschen Lesebuches in den oberen Klassen eine andere wäre als in den mittleren und unteren. Den Hauptgegenstand nämlich des deutschen Unterrichts in Sekunda und Prima bildet — das will natürlich auch der Herausgeber nicht geändert wissen — die Einführung in die klassische Nationalliteratur, in die des 13. und noch mehr in die des 18. Jahrhunderts. Mit den Meisterwerken eines Lessing, Goethe, Schiller, den poetischen nicht nur, sondern teilweise auch den prosaischen, muß, wie ja auch der Herausgeber in seinem Vorworte andeutet, ein jeder, der eine der höheren Lehranstalten unseres Vaterlandes absolviert hat, einigermaßen bekannt und vertraut geworden sein. Wie viel Zeit und Kraft aber aufgewendet werden muß, damit dieses Ziel auch nur annähernd erreicht werde, darüber herrscht unter Kundigen kein Zweifel. Ein Lesebuch also, wenn es nicht etwa durch Aufnahme aller für die Lektüre in Betracht kommenden Stücke zu einem ungeheuren Umfange anschwellen soll, wird selbstverständlich nur eine sekundäre Bedeutung in Anspruch

nehmen dürfen. Freilich meinen nun manche Fachgenossen eines deutschen Lesebuches für die Oberstufe überhaupt entraten zu können. Ref. seinerseits dagegen ist der Ansicht, daß der Gebrauch eines solchen, wenn auch nicht durchaus unerläßlich, so doch jedenfalls höchst wünschenswert ist. Und zwar aus einem doppelten Grunde. Einmal nämlich macht sich, je mehr die auf der Schule zu gewährende allgemeine geistige Ausbildung — mag dieselbe nun einen mehr humanistischen oder einen mehr realistischen Charakter haben — sich ihrem Abschlusse nähert, um so mehr das Bedürfnis nach einer energischen Konzentration, einer fruchtbaren Synthese des in den verschiedenen Unterrichtsfächern erworbenen Wissens geltend. Sodann aber bedarf der Zögling für seine eigenen Produktionen (in Aufsätzen und Vorträgen) in dem Maße, in welchem dieselben an Gehalt und Selbständigkeit gewinnen, der Anleitung nicht sowohl durch die Regel als vielmehr durch das Beispiel. Wirkt ja doch überhaupt anerkanntermaßen das Muster mehr als die Regel: die Regel wirkt wesentlich kritisch, das Unrichtige, Schlechte abweisend; das Vorbild wirkt zeugend, das Richtige, das Gute hervorruhend, erweckend. Mit Freuden also, meine ich, müßte es ein Schüler der oberen Klassen begrüßen, wenn sein Lesebuch ihm Gegenstände aus den Gebieten, in denen er seit Jahren heimisch zu werden bestrebt ist und aus denen heraus ihm vorzugsweise die Themata für seine schriftlichen Arbeiten gestellt werden — beispielsweise aus dem Gebiete der Geschichte oder aus dem der Literaturgeschichte — in beziehungsreicher, geistvoller Behandlung vorführt.

Nach dem so bezeichneten Maßstabe kann das Urteil über den vorliegenden dritten Teil des Lesebuches im allgemeinen nur günstig ausfallen. Derselbe bietet in zwangloser, soweit zugänglich durch die Chronologie bestimmter Folge eine Reihe von Aufsätzen teils geschichtlichen, teils litterargeschichtlichen, teils allgemein reflektierenden Inhalts. Die Abhandlungen zur Geschichte, das Wort im weitesten Sinne genommen (Nr. 1—17), mustergiltig nach Inhalt und Form — unter den Autoren befinden sich A. v. Humboldt, Curtius, Mommsen, Treitschke, F. Vischer, Zeller, Lotze — lenken die Aufmerksamkeit des Schülers durchweg auf bedeutende Gegenstände, mit denen derselbe durch den Unterricht, und nicht nur durch den geschichtlichen, teilweise seit langer Zeit bekannt ist, um ihm eine tiefere Auffassung von Persönlichkeiten und Ereignissen, einen klareren Einblick in den Zusammenhang der Dinge zu vermitteln. Als ein Mangel dürfte es vielleicht bezeichnet werden, daß, während das Altertum mit insgesamt 13 Nummern bedacht ist, das Mittelalter so gut wie gar keine Berücksichtigung gefunden hat und aus der Neuzeit ebenfalls nur eine Epoche der vaterländischen Geschichte, die der französischen Okkupation zu Anfange dieses

Jahrhunderts — allerdings durch drei höchst wertvolle Beiträge — vertreten ist. — Die zweite Gruppe von Aufsätzen, welche dem Unterrichte in der deutschen Litteratur dienen wollen (Nr. 18—29), hätte Ref. noch etwas reichhaltiger gewünscht. Sie enthält zunächst, was dem Schüler nur sehr erwünscht sein kann, eine Anzahl von zum größeren Teile der gewandten Feder K. Fischers entstammenden gediegenen „Charakteristiken“, in denen einige der vornehmsten Gestalten aus einzelnen der gelesenen Dichtungen, wie aus dem Nibelungenlied, aus Lessings „Minna von Barnhelm“ und „Nathan“, zur Darstellung gelangen. Aufzufallen aber könnte es, daß von den poetischen Gebilden, mit denen Goethe unsere geistige Welt bereichert hat, kein einziges Gegenstand erklärender Nachzeichnung in unserem Buche geworden ist, und daß auch Schiller, der fruchtbarste dramatische Dichter unter unseren Klassikern, nur mit einer Nummer („Die komischen Gestalten aus Wallenstein“ von K. Fischer) erscheint. Die weiteren Nummern dieser zweiten Gruppe bringen Aufsätze ästhetisch-kritischen Charakters. Daß in dieser Hinsicht der Herausgeber im Interesse der Raumersparnis nichts aufgenommen hat, was dem Schüler ohnehin leicht zugänglich ist, also nichts aus Lessings „Laokoon“ oder „Hamburgischer Dramaturgie“, nichts aus Schillers philosophischen Abhandlungen, ist gewiß nur zu billigen. Unter dem Dargebotenen ist jedenfalls das Bedeutendste A. W. Schlegels Abhandlung über Goethes Hermann und Dorothea. Recht dankenswert sind ferner auch die Mitteilungen aus Eckermanns Gesprächen mit Goethe sowie aus dem Goethe-Schillerschen Briefwechsel, welche unsere großen Dichter so zu sagen im Hauskleide zeigen oder einen Einblick in ihre geistige Werkstatt vergönnen. Auf die Nr. 23, in welcher die in Schillers Briefen an Körner enthaltenen Abschnitte über das Wesen der Schönheit zusammengestellt sind, legt der Herausgeber besonderes Gewicht (vgl. den Jahrgang 1885 dieser Zeitschrift S. 284), indem er dieselben so ziemlich als das einzige bezeichnet, was aus Schillers philosophischen Schriften mit Erfolg im deutschen Unterricht verwendet werden könne. Ref. kann nicht ganz so günstig urteilen. Mag auch von dem Standpunkte eines Geförderten aus jener Folge von Erörterungen das Prädikat der „völligen Durchsichtigkeit“ zugestanden werden, so ist m. E. die Untersuchung doch teilweise und namentlich im Eingange, wo der Autor in der vollen Begriffsrüstung des Kantianers erscheint, für den Anfänger zu schwierig. — Recht interessant und lehrreich, dabei auch die Kräfte des gereiften Schülers nicht übersteigend, sind endlich die allgemein reflektierenden Aufsätze sprachgeschichtlichen, ethischen und psychologischen Inhalts (Nr. 30—35). Als besonders gewinnbringend, für den Gymnasialprimaner namentlich, möchte Ref. die Lektüre der Abhandlung von R. v. Ihering: „Die Sitte im Munde der

Sprache“ erachten, die ein Meisterstück scharf- und feinsinnige Distinktion bietet. Aber auch die Abschnitte aus Lotzes „Mikrokosmos“ dürften hier, an der Schwelle des Universitätsstudiums höchst willkommen sein.

Dafs in den mitgetheilten Aufsätzen hin und wieder durch den Druck kenntlich gemachte leichte Kürzungen vorgenommen sind, wird Billigung finden; der Zusammenhang ist dadurch nirgends geschädigt worden.

Eberswalde.

L. Kluth.

Herm. Worbs, Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. 2. Aufl. Köln 1885. 5,50 M.

Auf die im Jahre 1877 erschienene erste Auflage dieses Lesebuchs ist im vorigen Jahre die zweite gefolgt. Wie ich jen in dieser Zeitschrift damals angezeigt habe, übernehme ich ger den Auftrag, die Abänderungen der 2. Auflage in der Kürz hervorzuhoben.

Für diese Abänderungen war in erster Linie die preussisch ministerielle Lehrplan-Novelle vom 31. März 1882 von Bedeutung. Denn dafs die schulmäßige Betreibung des mittelhochdeutschen Litteraturwesens fortgefallen und nur eine aus Übersetzungen zu gewinnende Kenntnis mittelhochdeutscher Dichtungen übrig geblieben ist, neben einer auf eigener Lektüre ruhenden Bekanntheit mit den „Hauptepochen“ unserer Litteratur, mußte für die Ökonomie des Worbsschen Lesebuches bedeutende Folgen haben. So beginnt jetzt das Buch mit 43 S. Übersetzungen aus den Nibelungen, Gudrun, Gottfried von Str.s Tristan, Parzival und Walter v. d. V. Da aber der Verf. auch auf außerpreussische höhere Schulen rechnet, die nicht unter der angeführten Cirkular Verfügung stehen, so hat er sich in interessanter Weise zu helfen gewußt. Den ohnehin vorhandenen Anhang der 1. Aufl. benutzte er nicht bloß dazu, aus der Litteraturgeschichte wie früher eine Reihe von Namen und Jahreszahlen vorzuführen, sondern auch Sprachproben aus dem Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen im Original mitzuteilen, die ersteren mit Übersetzungen die andern mit einem Wörterverzeichnis versehen. Der Verf. hat nicht bloß die nichtpreussischen Schulen dabei im Auge, sondern denkt auch an preussische, besonders strebsame Schüler, die privatim in die ältere Litteratur eindringen möchten. Wenn und dieser Schüler willen das Buch etwas teurer geworden ist, so ist der Nachteil wohl noch zu tragen.

Man sieht übrigens aus der Art, wie sich der Verf. gegenüber jener Verfügung geholfen hat, dafs unsere Schulverhältnisse sehr konservativ angelegt sind. Die immerhin nicht zu gewaltsam eingreifenden behördlichen Verfügungen werden durch die Liel zum Bestehenden noch wesentlich gemildert. Bei unserer vie

rmigen Schulverwaltung in Deutschland macht sich so etwas
ie von selbst.

Mit der eben bezeichneten wichtigsten Abänderung hängt
och zusammen, daß mehrere schöne litteraturgeschichtliche Auf-
tze von Vilmar und Scherer Aufnahme fanden, die jene
ittelhochdeutsche Zeit lebendig vorführen.

Sonst ist das Meiste ungeändert geblieben, „manche Gedichte,
e nur noch eine litterarische Bedeutung haben, wurden aus-
geschlossen, wie auch solche, die ihrem Inhalt nach für die Schule
niger boten.“ Die mehr novellenartigen Erzählungen wurden
uf den Rat bewährter Schulmänner“ ausgeschieden; auch andere
fsätze wurden durch neue ersetzt, die sich im Inhaltsverzeichnis
cht auffinden lassen. Auch sind die schon für Sekunda geeig-
ten Lesestücke mit einem entsprechenden Vermerk versehen
orden. In den Überschriften ist, entsprechend der gedachten
eufsischen Verfügung, bei der Kategorie „Pädagogik und philo-
phische Propädeutik“ diese philosophische Propädeutik ver-
wunden, was auch kein besonderer Nachteil ist.

Man kann aus dem Vorstehenden entnehmen, daß die neue
lage an der ersten gemessen eine vielfach verbesserte ist.
eine frühere Anzeige enthielt manche prinzipielle Ausstellungen
gen das Buch, insofern es als ein Beispiel oder als Typus
er bestimmten Art von Lesebüchern gelten konnte. Es wäre
cht, diese Ausstellungen noch einmal lebhafter zu wiederholen.

man aber nicht gern an eine völlig aussichtslose Arbeit geht
d das vorliegende schöne Werk am wenigsten nötig, an ihm
dere Wünsche zum Ausdruck zu bringen, so gehe ich über
se ganze Partie hinweg.

Kreuznach.

W. Hollenberg.

arl Kinzel, Das Deutsche Volkslied des 16. Jahrhunderts.
Für die Freunde der alten Litteratur und zum Unterricht eingeleitet
und ausgewählt. Berlin, E. Neuenhahn, 1885. 63 S.

Das Büchlein verdankt seine Entstehung einem Vortrag und
aus dem Wunsche hervorgegangen, die Schätze, welche unsere
Volkliedersammlungen bergen, einmal wieder einem größeren
Publikum vor Augen zu stellen und so das Interesse für das
Volklied neu zu beleben. Zugleich will es als ein bequemes
Lernmittel beim Unterricht in der Litteraturgeschichte auf der
ersten Stufe unserer höheren Lehranstalten dienen.

Der Stoff ist in der Weise angeordnet, daß in dem ersten
Abschnitte eine Geschichte der wissenschaftlichen Beschäftigung
mit dem Volksliede gegeben und der Unterschied von Kunst- und
Volkspoesie klar gelegt wird. In einem zweiten Teile (S. 20—47)
werden die verschiedenen Arten der Volkslieder, Jäger-, Lands-
rechts- und Studentenlieder, Frühlings- und Liebeslieder in
kurzen Abschnitten vorgeführt und charakterisiert. Der dritte Abschnitt

(S. 48—63) beschäftigt sich eingehender mit den historischen Volksliedern, von denen wieder eine Anzahl mitgeteilt wird.

Ein nicht geringer Vorzug des kleinen Buches ist die geistvolle Auffassung des Gegenstandes und die schwungvolle Sprache, die auch den mit der Sache völlig Vertrauten bei der Lektüre fesseln werden. Auch die vom Verfasser getroffene Auswahl muß als geschickt und glücklich bezeichnet werden, wenn auch mancher vielleicht gerade für die Zwecke der Schule eine vollständigere Auswahl wünschen möchte. Jedenfalls enthält die Sammlung nichts, das etwa Bedenken erregen könnte, sie einem Primaner in die Hand zu geben.

Die Benutzung des Buches für die Zwecke der Schule kann in der Weise erfolgen, daß die Texte der Volkslieder in der Klasse gelesen werden und an diese Lektüre sich die Ausführungen des Lehrers knüpfen, oder auch so, daß im Anschluß an die Ausführungen in der Klasse das Buch dem Schüler als Privatlektüre anempfohlen wird. Doch wird jene Art der Benutzung vorzuziehen sein, zumal sie mehr den neueren Bestimmungen der Behörden entspricht, nach welchen den Schülern Gelegenheit gegeben werden soll, durch eingehende Lektüre sich eine Kenntnis des in der Litteraturgeschichte zu behandelnden Gegenstandes zu verschaffen. — Vor dem Gebrauch ist auf S. 11 der Druckfehler 1884 in 1844 zu verbessern.

Berlin.

L. H. Fischer.

Friedr. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 3. unveränderte Aufl. Straßburg, Trübner, 1884. XXIV u. 428 S. 10,50 M., geb. 12,50 M.

Kluges Wörterbuch hat in kurzer Zeit die dritte Auflage erreicht, der beste Beweis, daß es seinen Zweck, mit den Ergebnissen etymologischer Forschung auch weitere Kreise bekannt zu machen, vollständig erfüllt. Wir können uns daher enthalten, auf die einzelnen Vorzüge des Werkes noch einmal hinzuweisen; es genüge, daran zu erinnern, daß in diesem Buche nicht ins Blaue hinein etymologisiert wird, wie es früher Mode war und leider auch jetzt noch besonders bei Dilettanten beliebt ist. Irgendwie zweifelhaftes Vergleichen sind von Kluge fast immer ausdrücklich als solche gekennzeichnet. Ausgedehnte Sprachkenntnisse setzt das Werk nicht voraus; es ist in der Hauptsache für jeden Gebildeten verständlich. Wir empfehlen daher dies Wörterbuch allen denen zur Anschaffung, welche über die etymologischen Verhältnisse ihrer Muttersprache eine auf dem Niveau der heutigen Sprachforschung stehende Belehrung suchen.

Berlin.

G. Mahlow.

- 1) Friedr. Naber, *Aus Sage und Geschichte. Hilfsbuch f. d. ersten gesch. Unterricht auf den untersten Klassen höherer Lehranstalten.* Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung (H. Denecke), 1885. IV und 204 S. broch. 1,50, kart. 1,75 M.
- 2) Th. Greve, *Leitfaden f. d. Geschichtsunterricht in den unteren Klassen höh. Lehranstalten. I. T. Pensum f. Sexta.* Aachen, R. Barth, 1885. 78 S. geb. 0,50, geb. 0,75 M.
- 3) A. Schaefer, *Hilfsbuch f. d. Geschichtsunterricht in Sexta u. Quinta d. Gymn. u. Realgymn.* Hannover, C. Meyer (G. Prior), 1885. 64 S. 0,75 M.
- 4) A. W. Günther, *Kurzer Leitfaden d. deutsch. Heldensage des Mittelalters. Für Gymn., Real- u. höh. Töchterschulen.* 3. Aufl. Hannover, C. Meyer (G. Prior), 1884. 0,60 M.
- 5) J. Buschmann, *Sagen u. Geschichten a. d. Altertum. I. T. 5. Aufl. 1884. VI u. 219 S. u. Deutsche Sagen u. Geschichten a. d. Mittelalter. II. T. 2. Aufl. 1885. VI u. 252 S.* Paderborn u. Münster, Ferd. Schöningh. Preis für jeden Band 1,50 M.

Die Forderung der Erläuterungen zu den „revidierten Lehrplänen f. d. höheren Schulen Preussens vom 31. März 1882“, das in VI u. V von den 3 St. Gesch. und Geogr. je eine wöchentlich „biographischen Erzählungen“ zu widmen sei, hat uns eine Fülle von Büchern gebracht, welche diesem Unterrichtszweige dienen wollen. Lesebücher, Hilfsbücher und Leitfäden sind erschienen zur Stütze für den Schüler, zur Orientierung für den Lehrer. Die Verschiedenartigkeit der Anlage der Bücher ebenso wie die Mannigfaltigkeit des in ihnen behandelten Stoffes kann zeigen, wie weit in den zunächst beteiligten Lehrerkreisen die Ansichten auseinandergehen über die Behandlung und Auswahl dieser „biographischen Erzählungen“. Dem Ref. will es scheinen, als liege in den „Erläuterungen zu den Lehrplänen“ selbst die Ursache zu dieser Erscheinung. Denn was sie direkt über den Unterricht sagen, ist gar kurz und läßt mancherlei Auffassungen freien Spielraum, und die Fingerzeige, die gelegentlich gegeben worden, haben, wenn überhaupt, vielfach nicht die gehörige Beachtung gefunden. Übersehen worden ist, das nach den Erläuterungen die „biographischen Erzählungen“ kein Geschichtsunterricht im eigentlichen Sinne sein sollen, denn der geschichtliche Unterricht soll, wie scharf betont wird, erst in IV beginnen; übersehen worden ist weiter, das für die unteren Klassen — es wird vornehmlich an VI u. V gedacht sein —, sofern von der zulässigen Trennung des geographischen und geschichtlichen Unterrichts Gebrauch gemacht wird, die Zuweisung des Unterrichts an den Lehrer des Deutschen als besonders angemessen empfohlen wird; übersehen worden ist endlich, das die Erläuterungen zum Lehrplan der höheren Bürgerschulen ausdrücklich auf das deutsche Lesebuch als Stütze des ersten Geschichtsunterrichts hinweisen. Versteht Ref. diese Andeutungen recht, so würde dem Sinne der Erläuterungen mehr entsprochen worden sein, wenn unsere deutschen Lesebücher für die unteren Klassen auf ihren Gehalt für den biographischen Unterricht näher ange-

sehen und geprüft bez. nach dieser Seite umgearbeitet worden wären, als wenn jetzt ein eigenes Unterrichtsbuch nach dem anderen für den Gegenstand erstet. Homer und das Nibelungenlied würden für Sexta, griechische, römische und deutsche Geschichten für Quinta den Stoff hergeben. Zahlen würden dabei für Sexta von selbst wegfallen, und das mit Fug und Recht, sie gehören in diese Klasse nicht; Zahlen würden auch in Quinta als Lernaufgabe am besten wegbleiben, jedesfalls, wenn überhaupt, nur äußerst wenig zu lernen sein. Der Stoff für Sexta ist in angemessener Form in Beckers, Niebuhrs u. a. Erzählungen aus der alten Welt, in Günthers deutscher Heldensage u. a. überreich geboten. Hier ist nur das Zuviel zu meiden, dagegen hat die Zusammenstellung für Quinta ihre Schwierigkeiten. Ein Ganzes in einem gewissen Sinne soll das Gegebene sein, aber das darf nicht etwa so verstanden werden, daß jeder zeitlich später auftretenden Persönlichkeit die vorausliegende Zeit, welche auf die zuletzt besprochene Biographie zurückführt, mit möglichster Ausführlichkeit als Einleitung vorausgeschickt wird. Ein, zwei Sätze des Lehrers reichen für den Übergang aus, wenn die Auswahl der Biographien die rechte ist. Das Lesebuch braucht für diese Übergänge nicht zu sorgen. Ref. muß es sich versagen, an dieser Stelle ausführlicher über diesen Gegenstand zu handeln¹, soviel aber glaubte er seiner Besprechung der angeführten Bücher vorausschicken zu sollen, um nicht bei jedem einzelnen auf das, was ihm als das Richtige erscheint, zurückkommen zu müssen.

1. Der Verf. behandelt auf 201 S. 58 Sagen und Geschichten, 26 griechische (S. 1—87), 14 römische (S. 88—128), 18 deutsche (S. 128—201). Das Buch soll den Stoff für VI u. V geben, eine Scheidung in 2 Kurse hat der Verf. absichtlich dem Lehrer überlassen. „Die Jahreszahlen im Texte und am Rande sollen mehr der Orientierung dienen, die wichtigsten aber, welche am Schlusse noch einmal zusammengestellt sind, auch gelernt werden und zwar fest“ (Vorwort S. IV). Verf. betont, „daß das Buchlein in der Klasse entstanden sei“. Wenn er es nach der Vorschrift, die er im Vorwort giebt, daß der Schüler über das Dargestellte Rede und Antwort auch in zusammenhängender Nacherzählung geben soll, der Lehrer darauf erzählt, dann den betreffenden Abschnitt des Buches lesen läßt und bespricht, gebraucht und in 2 Jahren bei einer Wochenstunde zu Ende kommt, dann leistet er mehr, als Ref. sich getrauen würde; er mutet damit freilich auch den Schülern zu, was Ref. nie Sextanern und Quintanern auferlegt sehen möchte. In 80 Stunden so den Stoff der 201 Seiten zu bewältigen und dazu fast 100

¹) Vgl. des Ref. Schrift: Der Geschichtsunterricht auf Gymnasien u. Realgymnasien u. s. w. Berlin, Franz Vahlen, 1886.

Zahlen einzuprägen, erscheint dem Ref. unmöglich, zumal die Darstellung des Verf.s das Biographische meist ganz vermissen läßt. Was er giebt, sind keine Geschichten, wie sie es sein sollten, sondern das ist Geschichte mit einer Fülle von Zahlen, im Text und am Rand ohne biographische Gruppierung. Bei solcher Verfehlung der Hauptforderung, welche an ein für diese Unterklassen bestimmtes Buch gestellt werden muß, hilft es dann wenig, daß dem Verf. Sorgfalt in der Bearbeitung nachgerühmt werden kann, daß der Stil rein und fließend, der Ausdruck einfach und klar, das Thatsächliche richtig hervorgehoben ist. Es bleibt ein gutgemeinter Versuch, keine Lösung der Aufgabe, die sich der Verf. gestellt. Weder als Lesebuch für die Klassebibliothek, noch als Hilfsbuch für die Schüler würde Ref. es empfehlen.

2. Das Büchlein, in seinem vorliegenden Teile für Sexta bestimmt, behandelt auf 78 Seiten griechische (1—44), römische (44—70) und deutsche Sagen, die biographischen Erzählungen aus der Geschichte weist der Verf. der Quinta zu. Die Behandlung ist meist geschickt, der Stil einfach und verständlich und doch nicht flach. An geeigneten Stellen erhebt sich die Darstellung zu wirklicher Wärme. Zu tadeln ist nur die große Freiheit, die sich der Verf. gegenüber der Überlieferung gestattet hat (vgl. z. B. S. 25, 26, 34, 48). Die mit Aussprachebezeichnung versehenen Eigennamen könnten etwas sorgsamer behandelt sein — vgl. Geryon S. 8, Scyros S. 21. — Wer mit der Auswahl des Stoffes einverstanden ist, wird das Büchlein mit Nutzen in VI gebrauchen können.

3. Das Hilfsbuch von Schaefer ist nicht wie die eben besprochenen ein Hilfs- und Lesebuch zugleich, es giebt vielmehr zur Biographie der behandelten Männer nur „ganz skizzenartige, zuweilen abgebrochene“ Notizen (S. 5 des Vorworts). Wer ein solches Buch in den Händen eines Sextaners oder Quintaners nicht an sich verwirft — wie das der Ref. freilich thut, da nach seiner Meinung der Schüler in seinem Buche muß lesen können —, der wird an dem Büchlein manches zu loben finden. Namentlich ist anzuerkennen, daß Verf. bei der Zusammenstellung des Biographischen nicht aus den Augen verloren (vgl. z. B. die Behandlung Hannibals, XX bei Schaefer, mit Nabers No. 37), daß er Überladung mit geschichtlichem Detail, vor allem mit Zahlen, meist vermieden, daß er endlich in der Auswahl des Stoffes Geschick bewiesen hat. Er behandelt unter A. Griech. Sagen (S. 7—16), unter B. Griech. Geschichte (es hätte hier wie im folgenden heißen sollen Geschichten), C. Röm. Sagen (S. 23—26), D. Röm. Gesch. (—32), E. Deutsche Sagen (—43), F. Gesch. des Mittelalters (—53), G. Gesch. der Neuzeit (—61). Einzelnes giebt freilich zu Bedenken Anlaß. Warum spricht Verf. Neméa (S. 7), warum Mandáne (S. 18)?

Der „Goldschmuck der Sabiner“ (S. 24), die Schwester des Pompejus als Gattin Cäsars (S. 38), der November als Zeit für Hannibals Alpenübergang (S. 28), die „keltischen Cimbern“ (S. 29), die Schreibung Bonifacius (S. 46) und manches andere würde bei einem Neudruck beseitigt werden müssen. In den 100 Repetitionsfragen, die am Schlufs zusammengestellt sind, findet sich so viel Unbrauchbares („Wo lag Sparta“?; „Wer wird der Apostel der Deutschen genannt“? und in anderer Art „Welches war die Verfassung Karls d. G.“?), dafs sie besser weggeblieben wären. — In der Hand eines jungen Lehrers, der einen Anhalt braucht für die Gestaltung und Ausdehnung, die er seinen Erzählungen geben soll, ist das Büchlein brauchbar. Vorausgesetzt ist freilich dabei, dafs durch Fachkonferenzen festgesetzt ist, welche Geschichten und in welcher Reihenfolge sie genommen werden sollen, denn darüber giebt das Büchlein keine Andeutung.

4. Günthers kurzer Leitfaden der deutschen Heldensage scheint in diese Umgebung nicht zu gehören. Weder ist er durch die Verordnung der revidierten Lehrpläne hervorgerufen worden — die 1. Aufl. ist bereits 1876 erschienen — noch wendet er sich ausdrücklich an die untersten Klassen. Ganz allgemein für Gymnasien, Real- und höhere Töchter Schulen hat der Verf. diesen Auszug seiner ausführlicheren Bearbeitung der „Deutschen Heldensage des Mittelalters für Schule und Haus“ bestimmt, aber gedacht ist dabei zunächst doch wohl an Schüler einer unteren Klasse, etwa der Quinta, wie die Einteilung der Geschichten in kleinere Abschnitte beweist. Darum mag das Büchlein hier mit besprochen werden. Auf 43 Seiten behandelt der Verf. nach einem Abrifs der Götterlehre der alten Deutschen (S. 7—11) die Siegfriedsage (S. 12—18), die Sage von Dietrich von Bern (S. 19—43) und die Gudrunssage (S. 44—49). Angehängt sind die Stammtafeln der Amelungen, Hildebrands und Wittichs, endlich Gudrunns. Das Büchlein soll kein Lesebuch sein, es soll nur die wichtigsten Namen enthalten und in kurzen, abgerissenen Sätzen einen Anhalt für den Schüler geben. Wie Ref. über solche Leitfäden für untere Klassen denkt, hat er schon oben ausgesprochen, er ist ihr grundsätzlicher Gegner. Er kann also auch für den vorliegenden sich nicht erwärmen; er würde das aber auch nicht können, wenn das Buch in zusammenhängender Erzählung den Stoff böte. Denn gerade der Stoff scheint ihm viel zu reichhaltig oder besser gesagt mannigfaltig. Der Abrifs der Götterlehre bietet der Namen viel zu viel, die Siegfriedsage nach dem Nibelungenliede erscheint dem Ref. zu knapp, die Anhänge hält er für zum grofsen Teil überflüssig. Viel zu ausführlich ist die Sage von Dietrich von Bern behandelt, etwas knapp wieder die Gudrunssage. Wie der Lehrer bei ausführlicher Behandlung der Siegfriedsage (nach dem Nibelungen-

lieder) und der Gudrunssage Zeit behalten soll, auch nur die Hauptstücke des hier Gebotenen zu behandeln, kann Ref. nicht absehen. Anders würde natürlich das Urteil des Ref. lauten, wenn der Leitfaden nicht als Schulbuch für untere Klassen, sondern nur für gereifere Schüler zur Orientierung in der deutschen Heldensage dienen sollte. Er würde auch hier lieber gleich des Verf.s größeres Buch in den Händen der Schüler sehen, aber doch auch dem Gebrauche des Leitfadens nicht entgegen sein.

5. Die beiden Bändchen Sagen und Geschichten aus dem Altertum und dem Mittelalter, welche J. Buschmann zusammengestellt, sind wie das soeben besprochene Büchlein Günthers schon vor den Verordnungen vom 31. März 1882 entstanden. Der 1. Band ist 1884 bereits in 5. Aufl. herausgegeben worden, der 2. hat 1885 die 2. Aufl. erlebt. Leitfaden sollen die Bücher offenbar nicht sein — schon ihr Umfang von 219 bez. 252 S. beweist das —, sondern Lesebücher für Schüler unterer Klassen. Ausführlich sind darum die Sagen behandelt (die griechischen allein füllen in dem ersten Teile 80, die deutschen im zweiten 107 Seiten), doch bleibt den Geschichten immer noch die größere Hälfte des Raumes. Das ist im ersten Teile, wo die Geschichten nicht zu Geschichte werden, kein Mifsverhältnis, im 2. Teile, wo dem Verfasser die Geschichte oft mehr am Herzen gelegen zu haben scheint, als für Schüler unterer Klassen ratsam, würde man diesem zweiten Abschnitt größere Kürze gönnen. Im allgemeinen kann man den Büchern nachrühmen, daß sie geschickt zusammengestellt, klar und einfach und doch nicht allzu nüchtern geschrieben sind. Namentlich gilt das von dem 1. Teile und den deutschen Sagen im zweiten. Im einzelnen würde sich ja manches anders wünschen lassen. So würde Ref. z. B. Erzählungen, wie No. 12, 13, 14 (Agave und Pentheus. Dionysos und die Schiffer. Die lycischen Bauern) u. a. weglassen, dagegen Theseus, Herakles, den Argonautenzug, des Odysseus Irrfahrten ausführlicher erzählt haben. Weggelassen hätte er weiter alle Stücke, die sich einer biographischen Behandlung nicht fügen, wie die Abschnitte über die Ägyptier, Phönicier, Babylonier und Assyrier, anders geordnet unter andern die Erzählung der Perserkriege. Ein Abschnitt wie der auf S. 134 ff. des 1. T., welcher unter der Überschrift „Ende der griechischen Helden aus den Perserkriegen“ nacheinander den Ausgang des Miltiades, Pausanias, Aristides, Themistokles erzählt, scheint dem Ref. nur verwirrend. Wenn der Geschichtslehrer in IV einmal nach diesem Gesichtspunkte repetiert, so ist das gewifs richtig; er sieht dann, ob die Schüler zu klarem Wissen gekommen sind, aber für den Knaben, der mit den Personen erst bekannt gemacht werden soll, ist eine solche Behandlung nicht empfehlenswert. Ref. verzichtet darauf, eine Reihe Bedenken ähnlicher Art hier anzuführen, er will zum Schlufs nur noch bemerken, daß für

das geschichtliche Detail bei neuerer Bearbeitung noch man- zu thun bleibt. Die kleinasiatischen Griechenstädte hat ni- Cyrus unterworfen, wie I 123 steht. Warum ist Verf. bei- gabe der Stärke von Xerxes' Heer I 128 nicht Herodot gefol- I 208 sind 20 Talente = 75 000 M., I 209 geht Cäsar- Statthalter nach Lusitanien, kehrt dann nach Rom zurück, erla- das Amt eines Oberpriesters, „welches sonst nur Senatoren- teilt wurde.“ „Nach Ablauf seines Amtsjahres ging er wieder- als Statthalter nach Spanien.“ I 210 bricht Ariovist in Gal- ein, bald nach Besiegung der Helvetier. II 143 heißt Chlodv- Gemahlin, Chlotilde, Gundobalds Schwester. II 149 heißt Pip- der Mittlere wieder „von Heristall.“ II 150 teilt Karl Martell- das ganze Reich. „unbekümmert um den König.“ Einen me- vingischen König gab es damals gar nicht. II 151 steht Be- facius statt Bonifatius. II 170 stirbt Ludwig das Kind „n- als Kind.“ II 177 Otto I. hat gegen die Dänen keine Kri- geführt — An Druckfehlern sind dem Ref. nur leicht zu besser- aufgefallen, höchstens könnte I 143 das falsche Geburtsjahr- Sokrates 449 v. Chr. statt 469 (?) und II 125 die Jahres- 375 für die Schlacht bei Adrianopel statt 378 als störend- zeichnet werden.

Greiz.

F. Junge.

- 1) Gottlob Egelhaaf, Grundzüge der Geschichte. Erster T- Das Altertum. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1895. VIII u. 215- Preis 2 M.

Von der Ansicht ausgehend, daß das Lehrbuch den Schü- „nicht durch unverständliche orakelhafte Abgerissenheit verwir- und nicht durch Sätze ohne Prädikate seinen sich eben bildend- stilistischen Geschmack verderben“ soll, bietet der Verf. eine- die oberen Klassen berechnete, zusammenhängende, in Kapi- eingeteilte Erzählung. Sein Buch soll so beschaffen sein, daß- Schüler „es selber verstehe und gern darin lese“; der Inhalt- ihm allerdings „durch das lebendige Wort seines Lehrers no- weit mehr aufgeschlossen und vertieft werden“. Es läßt s- gegen diese Anlage des Buches einwenden, daß der Schüler z- Lesen sich in der Regel ein ausführlicheres Buch suchen wi- und daß die von ihm zu fordernde zusammenhängende Wied- gabe des im Unterricht Erzählten sich an einen Leitfaden, - vieles nur andeutet, leichter anknüpft, insofern nicht e- der gedruckt vorliegende Zusammenhang aufgelöst zu wert- braucht, um die im Unterricht erwähnten Einzelheiten e- zureihen. Es ist z. B. der Krieg des Xerxes hier auf z- Seiten (56f.) ohne Absatz erzählt: nicht erwähnt ist dabei- Orakel von den hölzernen Mauern, die Auswanderung der Athen- *die Beratung* vor der Schlacht bei Salamis, das Erscheinen- *Aristeides auf Psyttaleia* u. s. w. Anderes ist in die biswei-

nglichen Sätze der Darstellung hineingebracht und muß edergabe herausgelöst werden. Man kann jedoch die undene geistige Arbeit dem Schüler wohl zumuten, nzen ist es zu rühmen, daß der Stil des Buches anl anschaulich ist. Bei der Schilderung der homerischen . des perikleischen Athen S. 62 f. u. a. tritt das Vorteil-zusammenhängenden Darstellung hervor.

den Inhalt betrifft, so erscheint die Übersicht der ren Völker am Anfang des Buches zu kurz und in der -fehlt. Auf S. 6 ist von den assyrischen Königen und ezar die Rede, dann von den Medern und Persern bis s, auf S. 7 von den Syrern, Phönikiern und Karthagern, den Israeliten, endlich S. 8 und 9 von den Ägyptern, hluß stehen statt am Anfang. Die völkerumfassende s assyrisch - babylonischen Reiches, welchem Meder, rrer, Phönikier, Israeliten unterthan waren, und nachher reichs, welches die Völker des Orients zusammenschloß,

klar hervor. Mit Interesse folgt man der Darstellung ischen Geschichte, die politische und Kultur-Entwicklung en ist lebendig und inhaltreich geschildert. Die römische

wird S. 109 begonnen mit dem Satz: „Die Sage von lung der Stadt Rom, wie wir sie bei Livius und andern chichtschreibern finden, ist ziemlich späten Ursprungs i deshalb ohne Anspruch auf besondere Glaubwürdigkeit“. st einzuwenden, daß die Sage überhaupt nicht den Anf historische Glaubwürdigkeit erhebt und daß die Sage ilus und Remus schon sehr früh als nationale Über- erscheint (vgl. Schwegler 1, 412 f.). Es müßte hervor- ein, daß naturgemäß die historische Kunde von den eiten Roms nur gering sein kann; die traditionellen szeiten der Könige müßten gestrichen werden, denn ein verfehlt Versuch, aus der Sage Geschichte zu

Die aus der Königszeit stammenden Verfassungseinrich- d mit Recht hervorgehoben, aber die Vermutung, daß rrienversammlung vielleicht auch Klienten und Plebejer t haben (S. 118), ist gewiß ebenso wenig berechtigt nnahme, daß die Centurien schon unter Servius Tullius . Stimmrecht gehabt haben (S. 119). Mit befriedigender st die Verfassungsentwicklung der Republik dargestellt; betonen wäre die Veränderung, welche das Staatswesen verbung einer Reihe von Provinzen erfuhr. Zu günstig acchus beurteilt als „der erste Staatsmann, den Rom ervorgebracht“ (S. 168); seine Machtstellung „als eine ürgerkönig“ wird mit der des Perikles verglichen, ohne Mommsen hervorgehoben wird, daß er die Bahn der i beschrift. In der Kaiserzeit sind wichtige Regenten, rrius und Trajan, zu kurz behandelt, dagegen über-

flüssiger Weise für die letzten neun Kaiser des weströmischen Reichs ein Merkwort angegeben (S. 211); die Entwicklung der römischen Jurisprudenz ist nicht berücksichtigt.

Hinzuwünschen könnte man endlich die Anführung des Wortlauts wichtiger Quellenstellen unter dem Texte, hinwegwünschen die Accentbezeichnung bei Namen und Benennungen durch einen wagerechten Strich, wodurch Irrtümer in Betreff der Quantität entstehen können (z. B. Aristoteles, pöpus, hōmines nōvi, Fuciner See) und einige stilistische Anstöße (S. 119 häftig, S. 159 ausspielte, S. 127 gegenüber vor, S. 155 einschließlic von, S. 173 Bildfläche). Aber die geschickte Auswahl des Inhalts und die Frische der Darstellung werden dem Buche voraussichtlich eine geachtete Stellung unter den Hilfsmitteln für den Geschichtsunterricht in oberen Klassen anweisen.

2) Gottlob Egelhaaf, *Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation*. Gekrönte Preisschrift des Allgemeinen Vereins für deutsche Litteratur. Berlin, Verlag des Vereins (Herm. Paetel), 1885. VI u. 450 S.

Einer der bedeutungsvollsten Abschnitte unserer nationalen Geschichte ist in diesem frisch und anschaulich geschriebenen Buche in einem neuen Gesamtbilde dargestellt. In den einleitenden Kapiteln schildert der Verf. die politischen und sozialen Zustände im deutschen Reich zu Anfang des 16. Jahrhunderts, die Geistesbewegung des Humanismus, die kirchlichen Notstände; darauf erzählt er Beginn und Fortgang der Reformation und legt die politischen Verwickelungen, welche fördernd und hemmend darauf einwirkten, im einzelnen dar. Auf Grund des Meisterwerkes von Ranke und mit reichlicher Benutzung neuerer Forschungen, auf welche öfters in den Anmerkungen verwiesen wird, führt er den Leser in die Verkettungen der Pläne und Ereignisse ein, ohne das Bedürfnis klarer Übersicht jemals aus den Augen zu setzen. Man überschaut Karls V. vorsichtige Politik, welche am Ende doch ihre Hauptziele nicht erreicht, und das Verhalten der Protestanten, welche ihre Sache weit mehr durch treues Ausharren als durch geschicktes Vorgehen fördern, schließlic aber dem Vorgehen des Kurfürsten Moritz die reichsrechtliche Anerkennung ihres Bekenntnisses verdanken. An mehreren Stellen bestreitet der Verf. einseitige Urteile des katholischen Historikers Joh. Janssen, dessen gelehrtes Werk „Geschichte des deutschen Volkes seit Ausgang des Mittelalters“ zu beweisen sucht, daß die Reformation für die politische und Kulturentwicklung der Nation unheilbringend gewesen sei¹⁾. Er betont im Gegensatz zu solcher Ansicht, daß die im 14. und 15. Jahrhundert eingetretene Zerrüttung des Reiches durch eine zugleich reformatorische und nationale Haltung des Kaisertums hätte Heilung finden können, wenn nicht ein Fremdling aus halb spanischem Blut auf dem

¹⁾ Vgl. M. Lenz in Sybels hist. Zeitschr. 1883 S. 260 ff.

aiserthron gesessen hätte; so aber haben die Deutschen „die Erneuerung ihres religiös-kirchlichen Lebens mit dem schwersten Opfer bezahlen müssen, das ein Volk bringen kann: mit dem fast vollständigen Zerfall ihrer nationalen Einheit. Und doch sind sie durch die kirchliche Revolution in ihrer Entwicklung mächtig gefördert und das Salz der Erde geworden“ (Einkl. S. 7). Bei Besprechung von Luthers Bibelübersetzung S. 191 weist der Verf. darauf hin, daß die Reformation „Anfang geworden ist zur Stiftung unserer litterarischen Einheit, mit welcher wir uns dann drei Jahrhunderte begnügen mußten“. Am Schluss, nachdem die Unvollkommenheit des doch so wichtigen Augsburger Religionsfriedens besprochen worden ist, heißt es S. 449: „Wie die Religion, so gewann Staat und Wissenschaft, deren selbständigen Wert und Beruf erst ein Geschlecht verstehen konnte, welches sich von der priesterlichen Bevormundung losgemacht hatte, die vorher alle Lebensformen und Lebensäußerungen umspannte“. Dieser Satz, stilistisch nicht wohl gelungen, ist inhaltlich sehr wichtig; er zieht das Resultat aus den im ersten Buche des Werkes besprochenen reformatorischen Schriften Luthers. Die innerlich befreiende und zur Tüchtigkeit auf allen Lebensgebieten erweckende Kraft der Reformation zeigt sich besonders in der Umwandlung und Besserung der Zustände in den evangelisch gewordenen Fürstentümern und Städten; was darüber S. 246 ff. 322. 344f. gesagt ist, möchte man noch etwas eingehender wünschen. Karl V. selbst erkannte es an, als er 1547 zu Wittenberg trotz seines Sieges die bestehenden Ordnungen nicht änderte und zu seiner Umgebung sagte: „Wir haben es in diesen Landen viel anders gefunden als uns gesagt ist.“ Mit Recht betont der Verf., wie weit die evangelische Lehre sich bis 1546 ausgebreitet hatte, doch erwähnt er S. 253 Schleswig-Holstein und Ostfriesland nicht und geht zu weit, wenn er behauptet, der Schwertorden in Livland unter Walther von Plettenberg sei dem Beispiel des Deutschordens gefolgt; Livland blieb Ordensstaat bis 1561, aber mit dem Grundsatz freier Religionsübung für die Evangelischen. Der Friede zwischen Lübeck und Dänemark 1536 wurde nicht zu Buxtehude (S. 331) sondern zu Hamburg abgeschlossen. Die Behauptung, daß Wullenwevers politischer Radikalismus sich mit dem Luthertum nicht vertrug (S. 329), wäre dadurch zu begründen, daß er die Vermittlungsvorschläge der Häupter des Schmalkaldischen Bundes und der benachbarten Hansestädte ablehnte, in letzteren sogar Verfassungsänderungen anregte; aber der Superintendent Bonnus hat nach kurzer Suspension seine Amtsführung unter Wullenwevers Regiment wieder aufgenommen, und die Behauptung, W. habe die Lehre der Wiedertäufer einführen wollen, ist nach den Ausführungen bei Waitz Bd. 3, S. 200 ff. als eine Verleumdung seiner Feinde zu bezeichnen.

Das Buch wendet sich mit seinem reichen und anziehenden

Inhalt als Preisschrift des Allgemeinen Vereins für deutsch Litteratur an alle Gebildeten; es ist wohl zu erwarten, daß es in dem noch jetzt fortdauernden Kampfe der religiösen Gegensätze in der deutschen Nation sich wirksam erweisen wird, um die Erkenntnis des bleibenden Wertes der Reformation zu befestigen und zu vertiefen. Auch in unseren Schülerbibliotheken wird es mit Recht eine Stelle finden.

- 3) Gustav Richter, Grundriss der allgemeinen Geschichte für die oberen Klassen von Gymnasien und Realgymnasien. Dritter Teil Als neue Bearbeitung des Grundrisses von R. Dietsch. Des Grundrisses siebente, der neuen Bearbeitung zweite Auflage. Leipzig B. G. Teubner, 1885. X u. 147 S. 1,20 M.

Die schwierige Aufgabe, den reichen Stoff der neueren Geschichte übersichtlich und sachgemäß zu gliedern, ist in dieser umgearbeiteten Auflage des bewährten Lehrbuches (vgl. Bd. 3 S. 750 dieser Ztschr.) aufs glücklichste gelöst. Die Perioden der neueren Geschichte erschienen in den früheren Auflagen nur äußerlich nach Zeitgrenzen geschieden, jetzt sind sie nach der Vorgänge von Herbst mit Überschriften, die den Inhalt kennzeichnen, versehen. Die weitere Einteilung ist dann viel genauer als bei Herbst durchgeführt nach dem Grundsatz, daß das Fortschreiten der geschichtlichen Entwicklung durch die einzelnen europäischen Staaten klar hervortrete, unbeschadet der Deutschland gebührenden eingehenden Behandlung. Durchsichtig gegliedert fügen sich die Unterabteilungen innerhalb jeder Periode wie von selbst zu je zwei größeren Abschnitten zusammen, auch diese sind durch Überschriften und einleitende Übersichten charakterisiert. Der Inhalt dieser Einleitungen wird im Unterricht meistens als Resultat der erzählten und eingeübten Einzelheiten hervortreten; es ist aber für Schüler und Lehrer sehr zweckmäßig, daß die leitenden Gedanken, welche größere Zeitabschnitte beherrschen, an leicht findender Stelle präzise hervorgehoben sind. Dazwischen reißt sich die Erzählung der Begebenheiten in knapper, aber zusammenhängender Darstellung.

Die Wichtigkeit der einleitenden Übersichten und der durchgeführten Gliederung des Stoffes für ein wissenschaftliches Erfassen tritt anschaulich hervor in der besonderen Veröffentlichung derselben, welche der Verfasser in dem kürzlich erschienenen dritten Heft der von ihm und O. Frick herausgegebenen „Lehrproben und Lehrgänge“ zum Abdruck gebracht hat unter der Titel „Systematische Gliederung des Unterrichtsstoffes in der neueren Geschichte für die Oberstufe“. Während ein falscher Schematismus gerade auf diesen Unterrichtszweig ertötend wirken würde, ordnet und belebt sich alles in dieser übersichtlichen Gliederung. Die drei Hauptperioden sind wie bei Herbst unterschieden, die dritte hat aber nicht die abschreckende Überschrift „Zeitalter der Revolution“, sondern ist bezeichnet als „Zeitalter der Kämpfe um bürgerliche Freiheit“.

liche Freiheit und Gestaltung nationaler Staatswesen“; vorhergehen das Zeitalter der Reformation und das Zeitalter der unumschränkten Fürstenmacht. Am Ende des letzteren steht die Begründung des nordamerikanischen Freistaates als Übergang zur dritten Periode; diese beginnt mit der französischen Revolution, welche durch den Mißbrauch der absoluten Königsmacht in Frankreich hervorgerufen ist; ihr Mißlingen führt ein Zeitalter europäischer Kriege herbei, in welchem das Selbstgefühl der Nationen erstarkt, so daß es nun allenthalben nach nationaler Unabhängigkeit und bürgerlicher Freiheit drängt (S. 84). Diese Freiheit ist aber nur denkbar in fest gegründeter Staatsordnung; das lehren die Ereignisse von 1848—52 und die Neugestaltung Deutschlands 1866—70.

Die dem Buche angefügten chronologischen Tabellen sind ebenfalls inhaltlich mit Überschriften geordnet; wichtige kulturgeschichtliche Daten sind an passenden Stellen, durch Klammern bezeichnet, zwischen die politischen Ereignisse eingereiht.

Daß der Verf. bei seiner gründlichen Um- und Durcharbeitung des Stoffes doch manches aus dem ursprünglichen Buche von Dietsch hat beibehalten können und somit die Erwähnung desselben auf dem Titel gerechtfertigt ist, mögen einige Citate aus der 1854 erschienenen ersten Auflage von Dietsch beweisen¹⁾.

¹⁾ Dietsch S. 2: Mit Feuer und Schwert wurden die Indianer zum Christentum bekehrt. Durch die ihnen auferlegten Lasten, besonders die Arbeit in den Bergwerken, durch die Berührung mit europäischer Civilisation, Lastern und Krankheiten, gingen sie . . . schnell dem Aussterben entgegen. S. 8. Die durch unseliges Mißverständnis auf irdische Freiheit gedeutete Lehre von der evangelischen Freiheit des Christen brachte die mißvergnügten, hart gedrückten Bauern zum Aufbruch. 1524 und 25 erhoben sich Aufstände in Schwaben und Würzburg u. s. w. S. 12: Als Herzog Heinrich der jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel, ein wilder Anhänger der katholischen Kirche, 1542 die zum schmalkaldischen Bunde gehörigen Städte Braunschweig und Goslar bedrängte, vertrieben sie ihn u. s. w. Dies und die Eröffnung des Concils zu Trident 1545, dessen Beschickung die Evangelischen verweigerten, mußte den Bruch mit dem Kaiser vollenden. S. 22: Elisabeth setzte sie, ihre Nebenbuhlerin um die Krone, gefangen und verschärfte die Gefangenschaft, als Befreiungsversuche für sie gemacht wurden. Die Verschwörung des Thomas Babington, die von Spanien drohende Gefahr, die Erbitterung des englischen Volkes gegen die Katholikin bewirkten die Niederlegung eines Gerichts in Fotheringhay, welches 1586 das Todesurteil sprach, das Elisabeth 1587 vollziehen ließ. S. 33: Um nicht dadurch, daß die Liga alles thue, in gänzliche Abhängigkeit zu geraten, ließ Ferdinand durch Albrecht von Wallenstein (seit 1624 Herzog von Friedland) ein Heer werben. Dieser schlug Mansfeld u. s. w. Um auch die Protestanten des Nordens zu unterwerfen, zum Admiral des baltischen Meeres ernannt, vertrieb er die Herzöge von Mecklenburg, plagte das treue Brandenburg und Pommern durch Einlagerungen, vermochte aber nicht das sich widersetzende Stralsund einzunehmen. S. 41: Karl II, 1660—85, wahrte Englands Interessen schlecht nach außen. Er verkaufte Dünkirchen 1662 an Frankreich, begann 1664 mit den Niederländern einen Krieg, mußte aber 1667, nachdem Ruyter die englische Flotte auf der Themse verbrannt hatte, den jene von den drückendsten früheren Bedingungen befreienden Frieden zu Breda schließen. Ein befriedigender Schritt war die *Tripelallianz*, allein *sogleich* ließ sich Karl durch Geldzahlungen in das französische Interesse ziehen u. s. w. Jacob II, 1685

Im ganzen aber muß hervorgehoben werden, wie sehr in dem jetzt vorliegenden Buche der Stoff vereinfacht und vertieft erscheint. Manche an sich bedeutungslose Stücke europäischer Staatengeschichte sind in größeren Zusammenhang eingereiht oder übergangen, die von Dietsch massenhaft zusammengetragenen kulturgeschichtlichen Angaben sind auf das Wesentliche beschränkt, die leitenden Gesichtspunkte viel klarer hervorgehoben worden. Die Fortschritte, welche der Geschichtsunterricht seit dreißig Jahren gemacht hat, lassen sich an der allmählichen Umbildung und Gestaltung dieses verbreiteten Lehrbuchs in vielen Beziehungen nachweisen.

- 4) Arnold Schaefer, *Geschichtstabellen zum Auswendiglernen*. Sechzehnte Auflage, herausgegeben von J. Asbach. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1885. IV u. 68 S. 0,50 M.
- 5) Arnold Schaefer, *Tabelle zur preussischen Geschichte*. Dritte Auflage, herausgegeben von J. Asbach. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1885. 16 S. 0,20 M.

Diese von einem Meister der Forschung und des Unterrichts entworfenen und in der Praxis bewährten Tabellen werden von dem Herausgeber, welcher dem verstorbenen Verfasser als Schüler nahe stand, in Anlage und Inhalt unverändert, nur sorgsam revidiert mit Benutzung des Handexemplars und durch eine Übersicht der Ereignisse von 1871 bis 1884 erweitert, dem Unterrichtsgebrauch aufs neue dargeboten. Sie sind durch Übersichtlichkeit und durch Zuverlässigkeit der chronologischen Angaben ausgezeichnet. Eigentümlich ist dem ersten, das Gesamtgebiet der Geschichte umfassenden Büchlein die als dritter Kursus beigefügte Übersicht der Kulturgeschichte, welche nach des Verfassers Vorbemerkung in manchen Stücken über den Bereich der Schule hinausgreift, aber dazu bestimmt ist, „den Gang des geistig-sittlichen Lebens der Menschheit in seinen Hauptmomenten darzulegen“. Die Berührung mit der politischen Geschichte ist überall angedeutet. Der Schüler, welcher im zweiten Kursus lernt: 776 Ära der Olympiaden, findet im dritten hinzugefügt: Dorischer und ionischer Tempelbau; zu 445 (dreißigjähriger Friede) fügt der dritte Kursus hinzu: Höchste Blüte der Kunst in Athen unter Perikles' Staatsverwaltung; zu 387 (Friede des Antalkidas): Platon lehrt in der Akademie, Xenophon, Isokrates Lehrer der Redekunst; zu 336: Alexander d. Gr. erschließt Asien der hellenischen Kultur; sein Erzieher Aristoteles lehrt zu Athen im Lykeion. Ebenso bei Mittelalter und Neuzeit, z. B. 1675 (Schlacht bei Fehrbellin):

—88, ward schnell der Empörung Monmouths und der Puritaner in Schottland Herr. Er hob die Testacte auf, bestrafte sich widersetzende und gab deutlich die Absicht den Katholicismus herzustellen kund. Als ihm ein Sohn geboren ward, rief man den Schwiegersohn Wilhelm III. von Oranien mit niederländischen Truppen zum Schutze des Protestantismus herbei. — Es ist nicht ohne Interesse zu beobachten, wie diese und andere Stellen, stilistisch gebessert, wo es nötig war, sich in der neuen Bearbeitung wiederfinden.

G. W. Leibniz, der größte Gelehrte seiner Zeit, Begründer der deutschen Philosophie, erfindet die Differentialrechnung; und sehr bedeutungsvoll 1807: Goethes Faust, Hegels System der Wissenschaft; Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung. Doch beschränkt sich der kulturgeschichtliche Kursus keineswegs auf die in der politischen Geschichte bereits erlernten Zahlen; er bietet nach dem ersten und zweiten, welche nach der im Vorwort ausgesprochenen Forderung fest eingeübt werden sollen, den weiteren Ausblick auf das ganze große Gebiet und giebt frei zu benutzende Anknüpfungspunkte für die Erzählung des Lehrers. Es sind goldene Worte, mit denen der hochverdiente Verfasser sein Vorwort schließt: „Ein sicherer Leitfaden ist für den Unterricht in der Geschichte ebenso notwendig, als das genaue Erlernen der grammatischen Regeln unter steter Wiederholung für den Unterricht in den alten Sprachen. Allein so wenig ein verständiger Lehrer darin das Wesen des Unterrichts in den alten Sprachen suchen wird, so wenig wird man mich in dem Verdachte halten, als wollte ich den Geschichtsunterricht zu einem toten Werke des Gedächtnisses machen. Der Kern desselben ist und bleibt lebendige Erzählung, die das jugendliche Gemüt erweckt und erhebt, und zur Ausbildung einer edlen Gesinnung, zur Pflege freier Vaterlandsliebe und wahrer Gottesfurcht wirksam ist.“

Die Tabelle zur preussischen Geschichte läßt das Entstehen und allmähliche Wachsen des preussischen Staates im Rahmen der deutschen Geschichte deutlich erkennbar werden, giebt auch die Vorgeschichte der älteren, an Brandenburg angeschlossenen Provinzen und hebt die Wichtigkeit der Kriege von 1866 und 1870 durch Eingehen in das Einzelne hervor. Sie möge namentlich da zum Gebrauch empfohlen werden, wo das eingeführte Lehrbuch auf Preussens ältere Zeiten weniger eingeht.

Lübeck.

Max Hoffmann.

L. Rethwisch und E. Schmiele, Geschichtstabellen für höhere Schulen. Berlin, R. Gärtners, 1883.

Ohne die Frage, ob „zusammenhängende, wenn auch noch so knapp gefasste Darstellung oder tabellarisch zusammengezogener Memorier- und Repetierstoff“, hier irgendwie entscheiden zu wollen, kann Ref. die oben angezeigten Geschichtstabellen als solche aufs wärmste empfehlen. Sie enthalten ein reiches und besonnen gewähltes Material, das durch verschiedenen Druck unterschieden sich bequem auf die verschiedenen Lehrstufen verteilen läßt. Hier und da wird sich mit den Verfassern freilich über diese Scheidung rechten lassen, wie auch in Bezug auf die Aufnahme bzw. Nicht-Aufnahme einzelner Daten Meinungsverschiedenheiten nicht ausgeschlossen sind. So, um nur einiges hervorzuheben, war wohl zum Jahr 427 a. Chr. die Hinrichtung der Mytilenäer

zu erwähnen, mußten neben den Titius und Ramnes auch die Luceres genannt werden; hinzuzufügen wäre nach der Meinung des Ref. die *lex iudiciaria* des C. Gracchus, bei erster Erwähnung der salischen Franken eine Übersicht der deutschen Stämme, die *constitutio de feudis*, das Jahr der Belehnung der Wettiner mit Sachsen u. dgl., wohingegen die litterar- bzw. kulturgeschichtlichen Angaben wesentlich beschränkt werden könnten. — Der Ausdruck, von einigen etwas breiten Wendungen, vgl. das Jahr 1762, abgesehen, ist knapp, zutreffend; die Angaben selbst, bis auf einige streitige Punkte, zuverlässig. Eine Anzahl sich hier noch findender Druckfehler sind in der von den Verfassern auf Veranlassung des Herrn Kultusministers veranstalteten Ausgabe ihrer Geschichtstabellen für Seminarier, höhere Mädchen- und Mittelschulen bereits berichtigt, mit den noch bleibenden wird das geschehen. Und so seien denn diese neuen Tabellen, die auch für die obersten Klassen mehr, als dies bei den meisten andern dergartigen Hilfsmitteln der Fall zu sein pflegt, ein durchaus zureichendes Material in wohldurchdachter Anordnung darbieten, bestens empfohlen.

Züllichau.

G. Stöckert.

L. Gerlach, Memorierstoff für den Geschichtsunterricht der höheren Schulanstalten. Dessau, Paul Baumann, 1885. 73 S. 0,80 M.

Von den gangbaren Geschichtstabellen unterscheidet sich vorliegender Memorierstoff zunächst und vor allem dadurch, daß er aus der Sagengeschichte und alten Geographie manche Angaben aufgenommen hat. Aber gleich hier im Anfange muß Ref. Bedenken äußern. Sicherlich ist die Berücksichtigung der griechischen und deutschen Sagengeschichte eine mit vollem Recht immer nachdrücklicher geltend gemachte Forderung. Schwerlich aber kann sie in der vom Verf. vorgezeichneten Weise verwirklicht werden. Für das Pensum der Sexta und Quinta, auf das die Vorrede ausdrücklich Bezug nimmt (aber weshalb sind denn nur die Überschriften groß gedruckt?), scheint uns der Stoff zu umfangreich, solange nur eine „biographische Erzählungsstunde“ angeordnet bleibt (vgl. unsere Bemerkung Pädagogisches Archiv 1883 S. 428 Anm.); noch weniger aber läßt sich eine genauere Durchnahme desselben in der Quarta oder Tertia erreichen. Vielmehr wird, wie die Sachen jetzt stehen, sowohl der deutsche Unterricht mit zu Hilfe genommen als auch der Stoff gesichtet werden müssen; z. B. sind aus diesem Memorierstoffe etwa nur No. 4. 8. 11. 12. 14. 19. 20. 22. 25—28 der griechischen Sagen der Sexta und von den deutschen 7—9 der Quinta zu genauerer Erzählung (denn nur nach einer solchen kann von Memorierstoff die Rede sein) zuzuweisen und in den übrigen Klassen thunlichst neben der Durchnahme des Neuen zu wiederholen. Jedenfalls scheint uns zwischen diesen sagen-

htlichen und den übrigen Partieen des Memorierstoffes ein Mißverhältnis obzuwalten: den nicht ganz zwei Seiten über kriege und peloponnesischen Krieg stehen über fünf, die techischen Sagen behandeln, gegenüber; und können Nibe- und Gudrun ebensoviel Zeit beanspruchen (NB. im Ge- sunterricht!) wie die ganze deutsche Geschichte von 1024 52 oder die drei schlesischen Kriege? Sicher ist der Verf. r recht geschickten Zusammenstellung von bester Absicht t gewesen, aber uns dünkt, man muß sich, in Hinsicht en eigentlichen Memorierstoff, mit Wenigerem bescheiden. Was sodann die geographischen Angaben betrifft, so er- hen sie ja einen schnellen Überblick, aber den gewährt eine maßvolle Beschränkung wahrende Karte, wie sie in den n des Schülers sein soll, ebenso gut (denn hier wie dort blofs Namen) oder eigentlich noch besser.

Venden wir uns nun zu den andern Teilen des Buches, so t sich Verf. ganz ausdrücklich in der Vorrede auf einen z des Ref. im Pädagogischen Archiv 1883 S. 423—453, und diese Bezugnahme veranlafste den letzteren, der sonst gerade rezensionslustig ist, zu vorliegender Besprechung. ; gerade heraus zu sagen: in solcher Weise haben wir uns Kanon“, oder wie man es sonst nennen will, doch nicht t, der von Quarta an den Wiederholungen zu Grunde ge- erden soll. Wie er seine Ansichten praktisch durchgeführt lenkt, will Ref. hier aber um so weniger erörtern, da er h ein „Hilfsbuch für geschichtliche Wiederholungen“ scheinen lassen (Berlin, Weidmann, 1885. 88 S.), das im einen nach den a. a. O. dargelegten Grundsätzen bearbeitet ist. f Folgendes mag hier noch aufmerksam gemacht werden. Der r muß bei der hergebrachten Tabellenform, von der Gerlach or ihm Rethwisch-Schmiele sich immer noch nicht los- haben (letztere geben allerdings manche Thatsachen ohne Zahlen, sterer sagt mit Recht, daß er mäfsigere Anforderungen an das utnis stellt), die Ansicht gewinnen, daß es beim Memorieren ter Linie auf Zahlen, dann erst auf Thatsachen ankomme. jede angeführte Thatsache ist auf ein Jahr „festgenagelt“, hintereinander aufmarschiert stehen in die unterbrochener links auf der Seite die Zahlen da. Und wie viel sind es? ür die mittleren, dazu 268 nur für die oberen Klassen; 154 Zahlen soll ein Primaner fest und sicher eingeprägt er Schule mit sich nehmen — um sie sehr bald größtenteils zu vergessen. Wenigstens ist das unsere feste Ansicht. al, bei der Wiederholung auf die nächste Stunde, mag der r ja alle diese Zahlen und noch manche andere gewußt ; aber sie nun als Memorierstoff aufzustellen, so daß von für Untersekunda reifen Schüler 686 gefordert werden n, das scheint uns unthunlich. Er wird deshalb nicht alle

behalten, weil ihm für manche der in das betreffende Jahr fallenden Thatsachen ein teilnahmvolles Interesse schlechterding nicht erweckt werden kann. Das gilt, um nur eins anzuführen besonders von der ununterbrochenen Reihe der Regentenzable die doch wirklich endlich einmal verschwinden müssen aus solche Büchern, wenn man nicht durch „leere Intervalle“ mechanisch Einlernen befördern will. Reicht es nicht bei vielen Königen vor kommen aus für die mittlere Stufe, wenn man ein bedeutend Ereignis aus ihrer Regierung mit der betreffenden Zahl anführt und noch andere sind es gar nicht wert, anders von Schülern gemerkt zu werden, als daß zu ihrer Zeit sich das und das zu rug. Gerade in dieser Beziehung haben wir geglaubt, einen andern Weg einschlagen zu müssen.

Bietet der Gerlachsche Memorierstoff in dieser Hinsicht : viel, so sind auf der andern Seite einige Lücken zu konstatieren 1526 durfte doch der für die Bildung der evangelischen Landkirchen so unendlich wichtige erste Reichstagsabschied von Speyer nicht fehlen. Der Passarowitzer Friede ist angeführt; daß ab 1739 das Gewonnene wieder verloren ward, erfährt der Schüler nirgends. 1746 hätte doch Culloden erwähnt werden müssen ebenso 1726 das „ewige Bündnis“ von Berlin.

An zwei Stellen sind angeführt der Sieg bei Circesium (S. 14) die Eroberung Ägyptens (S. 12 und 13), die Einnahme von Tyrus (S. 12 und 19), der Aufstand der ionischen Griechen (S. 13 und 16), Achaja als römische Provinz (S. 19 und 27), der Eroberung durch Karls VIII. gegen Neapel und Luthers Geburtstag (S. 45), der Untergang der Armada (S. 51 und 54), der Friede von St. Germain Laye (S. 57 und 61), die Ereignisse von 1715 und 1720 (S. 58 und 61). Diese Wiederholungen sind unsers Erachtens ganz überflüssig. Der Schüler muß sich der Thatsachen erinnern, wo sie in andern Zusammenhänge wieder vorkommen.

Bedenken äußern müssen wir in Bezug auf die verfassungsgeschichtlichen Angaben bei Servius Tullius S. 21, die Ausdrücke „Markgraf von Salzwedel“ und „Nordmark“ S. 37, „Demütigung“ S. 39, den Zusatz „Hansa“ zum Jahre 1241 (weshalb ist der so bedeutende Vertrag überhaupt angeführt?), den Tod Karls von Bourbon S. 47 und Heinrichs von Guise S. 56. Basantello S. 39 und Partenkirchen S. 40 wären besser unerwähnt geblieben. 1228 sind auch Ereignisse angeführt, die erst in die folgenden Jahre gehören. Die Angabe zu 500 S. 33 unterliegt doch großem Zweifel. — Was den Ausdruck anbelangt, so sind die „Frecheite des Kaeso Quintius S. 22 doch entschieden zu mißbilligen. — S. 37 steht „Westphalen“ und S. 18 sind die Zahlen 378 und 379 groß statt klein gedruckt.

Schließlich noch ein Wort über die thatsächlichen Angaben im Verhältnis zu den beiden Stufen des Unterrichts. Unser Ansicht nach ist es durchaus unthunlich, in ein und derselben

Sieglin, Karte d. Entwickel. d. röm. R., agz. v. Fr. Wagner. 145

Zeile durch verschiedene Lettern den Memorierstoff für verschiedene Klassen zu bezeichnen; vgl. S. 15: „nach dem Selbstmord des Aristodemus wird die Festung übergeben“, ferner S. 16 zu 494, S. 23 zu 342, S. 24 zu 266 und 264, S. 32 zu 429, S. 33 zu 455, S. 45 zu 1483 u. ö. Eines Lächelns aber kann man sich kaum erwehren, wenn man zu 1666 angegeben liest: „Brand von London (vorher Pest)“. Unseres Erachtens hat der Tertianer ein ganz gleiches Interesse für „Pest und Brand.“

Barmen.

E. Stutzer.

Wilhelm Sieglin, Karte der Entwicklung des Römischen Reichs. Separatabdruck aus Duruy-Hertzberg, Geschichte des Römischen Kaiserreichs. Leipzig, Schmidt und Günther, 1885.

Diese durch verschiedene Farben übersichtlich gestaltete Karte der Entwicklung des römischen Reiches ist nicht bloß eine dankenswerte Zugabe zu der von Hertzberg übersetzten Geschichte des römischen Kaiserreiches von dem ehemaligen Unterrichtsminister Frankreichs Duruy, sondern sie darf auch eine selbstständige Bedeutung beanspruchen. W. Sieglin hat für folgende Perioden eigene Farben gewählt: 1) für den Umfang des römischen Gebietes, wie es sich bis zum Ende des 1. punischen Krieges gestaltet hatte; 2) für die Eroberungen im 2. punischen Kriege; 3) für die Erwerbungen bis ungefähr 120 v. Chr.; 4) für die Zeit von 120 bis 44 v. Chr.; 5) für das Zeitalter des Augustus; 6) von 14—96 n. Chr.; 7) für die Zeit Trajans und 8) für die Epoche von 117—305 n. Chr. Auf diese Weise ist das Anwachsen des Reiches sehr anschaulich dargestellt. Auf einem Nebenkärtchen ist Achaja besonders behandelt, jedenfalls um die Verhältnisse der civitates foederatae und der civitates liberae immunes klarer zur Anschauung bringen zu können. Wenn die Karte selbst durch ein verständiges Maßhalten bezüglich der Einzelheiten sich auszeichnet¹⁾, so verdienen die beigegebenen Erläuterungen das Lob der Übersichtlichkeit und relativer Vollständigkeit. Sehr angenehm ist es, daß bei jeder Notiz eine Angabe über die Quellen sich findet; entweder sind Stellen aus lateinischen oder griechischen Autoren oder zuverlässige Bearbeitungen angezogen. Die Karte wird also das Studium der römischen Geschichte erheblich erleichtern.

Berlin.

Fr. Wagner.

¹⁾ Man wird ja allerdings an der Auswahl der angegebenen Ortsnamen manches aussetzen können. So vermisse ich ungern z. B. Misenum, Ancona, Verona, Mylae, Naulochus; oder Panticapaeum, Sirmium, Gergovia, Alesia u. a. Einigermaßen bedenklich ist doch auch, daß die Gebirgszeichnung nirgends auch nur angedeutet ist; eine leise Schraffurung würde genügt haben, das Bild der Karte mit vielen bekannten Anhaltspunkten zu versehen.

Eduard Suefs, Das Antlitz der Erde. 1. Bd. Prag und Tempky und Freytag, 1885.

Dieser stattliche Lexikon-Oktavband von 778 Seiten die erste Hälfte eines Werkes dar, in welchem wir die epochemachendsten Leistungen, eines der bedeutendsten unserer Zeit, ja aller Zeiten verehren. Der geniale Wiener unternimmt in demselben die Darstellung der Grund des Erdbodenflächenbestandes, sowohl der Verteilung Meer und Land als der Gestaltung des letzteren in Bezug seine Umgrenzung sowie seine Plastik, dies alles aber in bloß beschreibendem Stile, sondern in tiefster wissenschaftlicher Begründung. Möglich war ein solches Riesenergebnis nur für einen Mann von so durchdringendem Scharfblick, an der Gebirgserforschung europäischer Lande, und von so nennenswerter Belesenheit in der geologischen Litteratur aller Sprachen, wie sie vor allen anderen Fachgenossen diesem reicher eigen ist.

Mit dem Satz, daß man alles Gewordene allein begreifen kann, wenn man eindringt in den Entwicklungsgang, durch welches es so wurde, sehen wir hier in großartigster Weise die Aufsenseite unseres ganzen Planeten Ernst gemacht. Nicht von Hypothesenjagd, von unnütz zeitraubender Polemik, — ein granitener Aufbau der wirklichen Schöpfungsgeschichte aller Erdteile, ja für fast alle einzelnen Bestandstücke der soweit sie der Untersuchung bisher erschlossen wurden, der Verf. den Charakter der irdischen Gebilde jedesmal generellen Zügen darlegt, die Entstehungsweise des Erden im System weitumfassender Bildungsvorgänge begreifend von der ganz sicher gestellten Einzelbeobachtung ausgehend alle die einzelnen Bausteine, die in ihrer Isoliertheit und scheinbarer Bedeutungslosigkeit vielfach bis dahin unerkannt in irgend einer entlegenen englischen Zeitschrift oder den Bänden der Berichterstattung über geologische Landesaufnahmen sei es in Amerika, sei es in Australien, abgelagerten, geistvoll dem Ganzen fügend.

Durch das Werk weht ein vornehmer Geist der Herr über einen ungeheuren Stoff, der hier zum ersten Mal gleich von zwei Klippen bearbeitet wird: von voreiliger Generalisierung und von kleinmeisterlicher Detailuntersuchung, wie sie für solches Werk vielmehr nur als Rohstofflieferung dienstbar. Und dazu gesellt sich, um den Adel voller Klassizität zu vollenden eine Stilform seltener Vollkommenheit¹⁾ und Klarheit, welche

¹⁾ Nur selten begegnen in Wortformen Anstößigkeiten, so das „Breitegrad“ statt Breitengrad, öfter aber Mißschreibungen griechischer Namen wie Kythäron (st. Kithäron), stets Parapomismus (st. Paropomismus) auch „Kaspi“, eine durchaus ungerechtfertigte Kürzung für Kaspische

in natürlicher Anmut anschmiegt an den in beiderlei Hinsicht ihr ebenbürtigen Gedankeninhalt.

Aufs Geradewohl heben wir, um das Gesagte nur mit winzigen Proben zu beweisen, Anfang und Schluß des vorliegenden Bandes heraus.

„Könnte ein Beobachter“, so beginnt E. Suefs, „aus dem Himmelsraume unserem Planeten sich nähernd, die rötlichbraunen Wolkenzonen unserer Atmosphäre bei Seite schieben und die Oberfläche des Erdballes überblicken, wie sie, unter seinen Augen rotierend, sich im Laufe eines Tages ihm darbietet, so würde vor allen anderen Zügen der südwärts keilförmig sich verengende Umriss der Festländer ihn fesseln. Dieses ist das auffallendste Merkmal unserer Erdkarte und ist wohl auch als solches bezeichnet worden, seitdem man diese Karte kennt. Diese keilförmige Gestalt wiederholt sich in den verschiedensten Breiten. Kap Horn, das Kap der guten Hoffnung, Kap Komorin in Ostindien, Kap Farewell in Grönland sind allbekannte Beispiele.“

Sofort folgt auf wenigen Zeilen die Zurückweisung der Pseudos- theorie, welche diese Keilform, wie sie am mächtigsten imponiert bei Südamerika und Afrika, zurückführen möchte auf Anhäufung des Meerwassers gegen den Südpol, wodurch seichtes Umland jener Südkeile verschlungen worden sei.

„Diese Vorgebirge tauchen aber nicht allmählich unter das Meer, sondern sie sind felsig und ihre Abhänge fallen in den meisten Fällen schroff in große Tiefen hinab. Eine gleiche An- häufung des Wassers gegen den Nordpol würde ähnliche keilförmige Umrisse nicht erzeugen.“

„Diese Umrisse sind daher in der Struktur der äußeren Teile des Planeten selbst bedingt. — Hierüber würde demselben Beobachter nicht der geringste Zweifel bleiben, wenn er, sowie er die Wolkenzonen der Atmosphäre bei Seite schob, nun auch die Meere zu entfernen und das Felsgerüste des Erdballes in seiner Nacktheit zu überblicken im Stande wäre. Die außerordentliche Tiefe der Meeresbecken in ihrem Gegensatz zu der geringen Höhe der Festländer (über dem Meeresspiegel) und der steile Abfall eines großen Teiles der Küsten würden ihm dann vor die Augen treten. Schon Alexander von Humboldt verglich die Kontinente treffend mit „Plateaus“, welche aus den großen Tiefen aufragen.“

Nach solchen einleitenden Bemerkungen folgt als eine Art Overtüre des großen Dramas, in welchem uns die Entstehung des gegenwärtigen Erdantlitzes aus seiner Jönenlangen Geschichte enthüllt wird, eine ganz ungeahnte Digression, die doch ganz ernsthaft zur Sache gehört, insofern sie überraschendes Licht auf eine Gruppe wirklicher Katastrophen wirft, welche von der neueren sehr „quietistischen“ Geologenschule in berechtigter Abneigung gegen die früher beliebte Annahme, fast alle Gebirge seien wie glutflüssige Lavawälle aus ungeheuren Aufrissen der Erdkruste

Eduard Suefs, Das Antlitz der Erde. 1. Bd. Prag und Leipzig, Tempsky und Freytag, 1885.

Dieser stattliche Lexikon-Oktavband von 778 Seiten stellt die erste Hälfte eines Werkes dar, in welchem wir eine der epochemachendsten Leistungen, eines der bedeutendsten Werke unserer Zeit, ja aller Zeiten verehren. Der geniale Wiener Geolog unternimmt in demselben die Darstellung der Grundzüge des Erdbodenflächenbestandes, sowohl der Verteilung von Meer und Land als der Gestaltung des letzteren in Bezug auf seine Umgrenzung sowie seine Plastik, dies alles aber nicht in bloß beschreibendem Stile, sondern in tiefster ursächlicher Begründung. Möglich war ein solches Riesenwerk eben nur für einen Mann von so durchdringendem Scharfblick, geübt an der Gebirgserforschung europäischer Lande, und von so staunenswerter Belesenheit in der geologischen Litteratur aller Kultursprachen, wie sie vor allen anderen Fachgenossen diesem Österreicher eigen ist.

Mit dem Satz, daß man alles Gewordene allein begreifen kann, wenn man eindringt in den Entwicklungsgang, durch welchen es so wurde, sehen wir hier in großartigster Weise für die Aufsenseite unseres ganzen Planeten Ernst gemacht. Nichts dabei von Hypothesenjagd, von unnütz zeitraubender Polemik, — nein ein granitner Aufbau der wirklichen Schöpfungsgeschichte für alle Erdteile, ja für fast alle einzelnen Bestandstücke derselben, soweit sie der Untersuchung bisher erschlossen wurden, wobei der Verf. den Charakter der irdischen Gebilde jedesmal nur in generellen Zügen darlegt, die Entstehungsweise des Einzelnen im System weitumfassender Bildungsvorgänge begreifend, stets von der ganz sicher gestellten Einzelbeobachtung ausgehend, aber alle die einzelnen Bausteine, die in ihrer Isoliertheit und darum scheinbarer Bedeutungslosigkeit vielfach bis dahin unerkannt etwa in irgend einer entlegenen englischen Zeitschrift oder den dicken Bänden der Berichterstattung über geologische Landesaufnahmen, sei es in Amerika, sei es in Australien, ablagerten, geistvoll zum Ganzen fügend.

Durch das Werk weht ein vornehmer Geist der Herrschaft über einen ungeheuren Stoff, der hier zum ersten Mal gleich weit von zwei Klippen bearbeitet wird: von voreiliger Generalisierung und von kleinmeisterlicher Detailuntersuchung, wie sie für ein solches Werk vielmehr nur als Rohstofflieferung dienstbar wird. Und dazu gesellt sich, um den Adel voller Klassizität zu vollenden, eine Stilform seltener Vollkommenheit¹⁾ und Klarheit, welche sich

¹⁾ Nur selten begegnen in Wortformen Anstößigkeiten, so das leidige „Breitegrad“ statt Breitengrad, öfter aber Mißschreibungen griechischer Namen wie Kythäeron (st. Kithäron), stets Parapomismus (st. Paropamisus), auch „Kaspi“, eine durchaus ungerechtfertigte Kürzung für Kaspiisches Meer.

in natürlicher Anmut anschmiegt an den in beiderlei Hinsicht ihr ebenbürtigen Gedankeninhalt.

Aufs Geradewohl heben wir, um das Gesagte nur mit winzigen Proben zu beweisen, Anfang und Schluß des vorliegenden Bandes heraus.

„Könnte ein Beobachter“, so beginnt E. Suefs, „aus dem Himmelsraume unserem Planeten sich nähernd, die rötlichbraunen Wolkenzonen unserer Atmosphäre bei Seite schieben und die Oberfläche des Erdballes überblicken, wie sie, unter seinen Augen rotierend, sich im Laufe eines Tages ihm darbietet, so würde vor allen anderen Zügen der südwärts keilförmig sich verengende Umriss der Festländer ihn fesseln. Dieses ist das auffallendste Merkmal unserer Erdkarte und ist wohl auch als solches bezeichnet worden, seitdem man diese Karte kennt. Diese keilförmige Gestalt wiederholt sich in den verschiedensten Breiten. Kap Horn, das Kap der guten Hoffnung, Kap Komorin in Ostindien, Kap Farewell in Grönland sind allbekannte Beispiele.“

Sofort folgt auf wenigen Zeilen die Zurückweisung der Pseudos- theorie, welche diese Keilform, wie sie am mächtigsten imponiert bei Südamerika und Afrika, zurückführen möchte auf Anhäufung des Meerwassers gegen den Südpol, wodurch seichtes Umland jener Südkeile verschlungen worden sei.

„Diese Vorgebirge tauchen aber nicht allmählich unter das Meer, sondern sie sind felsig und ihre Abhänge fallen in den meisten Fällen schroff in große Tiefen hinab. Eine gleiche Anhäufung des Wassers gegen den Nordpol würde ähnliche keilförmige Umrisse nicht erzeugen.“

„Diese Umrisse sind daher in der Struktur der äußeren Teile des Planeten selbst bedingt. — Hierüber würde demselben Beobachter nicht der geringste Zweifel bleiben, wenn er, sowie er die Wolkenzonen der Atmosphäre bei Seite schob, nun auch die Meere zu entfernen und das Felsgerüste des Erdballes in seiner Nacktheit zu überblicken im Stande wäre. Die außerordentliche Tiefe der Meeresbecken in ihrem Gegensatze zu der geringen Höhe der Festländer (über dem Meeresspiegel) und der steile Abfall eines großen Theiles der Küsten würden ihm dann vor die Augen treten. Schon Alexander von Humboldt verglich die Kontinente treffend mit „Plateaus“, welche aus den großen Tiefen aufragen.“

Nach solchen einleitenden Bemerkungen folgt als eine Art Ouvertüre des großen Dramas, in welchem uns die Entstehung des gegenwärtigen Erdantlitzes aus seiner jenenlangen Geschichte enthüllt wird, eine ganz ungeahnte Digression, die doch ganz ernsthaft zur Sache gehört, insofern sie überraschendes Licht auf eine Gruppe wirklicher Katastrophen wirft, welche von der neueren sehr „quietistischen“ Geologenschule in berechtigter Abneigung gegen die früher beliebte Annahme, fast alle Gebirge seien wie glutflüssige Lavawälle aus ungeheuren Aufrissen der Erdkruste

entstanden, wie ein Kind mit dem Bade ausgeschüttet, oder doch arg vernachlässigt worden sind: die Deutung der Sintflut als eine infolge von Seebeben und gleichzeitigem Cyklonensturm geschehene Überflutung des ganz niedrigen Euphratdeltas durch die Wasser des persischen Meerbusens. Plötzlich steht der Verf. als schriftkundiger Interpret der Genesis vor uns, hier natürlich abhängig von den Quellenforschungen eines Lenormant, eines Delitzsch, aber mit der Sicherheit des Genies schwankenden Erklärungen chaldäischer und biblischer Archäologie festen Boden bereitend durch den geologisch-geographischen Vergleich mit Ereignissen und Gebilden jüngerer Vergangenheit, ja der Gegenwart. Seit Entzifferung der babylonischen Keilschrift kennen wir das Original der mosaischen Überlieferung von der Sintflut, das im Izdubar-Epos enthalten ist. Seitdem wissen wir: der echte Noah ist ein Mann von kluger Geistesgegenwart gewesen, der, im Niederland am Euphrat von der entsetzlichen Meerflut überrascht, sich samt den Seinen und der Habe in ein gut mit Erdpech kalfateres Boot rettete und glücklich mit demselben an einem Nachbargebirge (wahrscheinlich also dem von Kurdistan) strandete, während die Leichen von Millionen seiner Landsleute, alle in wenigen Minuten unbarmerzig vom jäh eindringenden Wasserschwall dahingerafft, elend im Wasser seewärts trieben. Auf dem Ararat wäbten noch heute (im Anschluß an die israelitische Umdichtung der in ergreifendem Lapidarstil erst uns kund gewordenen ursprünglichen Überlieferung) die anwohnenden Mohammedaner und Christen Holzreste von Noahs Arche. Indessen in der kurzen Spanne Zeit, in welcher es auf unserer Erde erst Menschenkinder giebt, vermochte unmöglich das Meer bis gegen oder über die Ararat-Gipfelhöhe (5200 m!) sich zu erheben und wieder zur jetzigen Niveauhöhe sich zu senken. Allein auf dem von unserem Verf. gewiesenen Wege begreift man die Sintflut als ein furchtbares, ganz gewiß nicht von Menschenwitz erdichtetes Naturereignis. Kein Theologe darf diesen Teil des Suefsschen Werks ungelesen lassen; er ist übrigens auch separat zu kaufen. Wie einfach und sicher, um nur eins in usum theologi zu erwähnen, entscheidet sich uns da z. B. die alte Streitfrage, ob Gen. VI 17 und VII 6 zu lesen ist „majim“ (die Wasser) oder „mijam“ (vom Meere); Luther nahm offenbar das erstere an und übersetzte ziemlich unklar „Ich will eine Sintflut mit Wasser kommen lassen“ und „Noah war 600 Jahr alt, da das Wasser der Sintflut auf Erden kam“; das Richtigeste faßte schon vor mehr als hundert Jahren J. D. Michaelis, welchen Bunsen einen der Begründer der neueren Bibelforschung nennt, indem er die beiden Stellen übertrug: „Ich aber will von der See her eine Überschwemmung über die Erde bringen“ und „Noah war damals 600 Jahre alt, als die Überschwemmung von der See her über die Erde einbrach.“

Vom Meere her (nicht als Regen vom Himmel herab) ergoß

sich die alles vernichtende Flut über das dicht bewohnte Niederland, aufgerührt bis in seine Tiefe vom Dreizack des „Erdschütterers“, wie das homerische Zeitalter den Gott des Meeres ahnungsvoll nannte, und gepeitscht vom Cyklon, wie er in unseren Tagen auch ohne Erd- oder Seebebenbeihülfe in Westindien wie in asiatisch-afrikanischen Tropen des öfteren so unbarmherzig Menschenleben und Menschenwerke zerstört hat zu Tausenden. Nicht darum begegnet uns die Sintflutsage rings um die Erde bei den verschiedensten Völkern, weil diese alle vom Turmbau von Babel her denselben Sagenschatz mitnahmen, die Vorfahren der heutigen Südsee-Insulaner, Griechen, Araukaner alle einst die Thonziegeln zum vermessenen Bauwerk am Euphrat gestrichen hätten, — es ist eine methodische Sünde so manches „vergleichenden Mythologen“, Sagen, die einander ähnlich klingen, immer aus einer einzigen Urquelle ableiten, wohl gar daraus mit höchst irrigem „Tiefsinn“ Stammbäume der Völker konstruieren zu wollen. Nein, einfach deshalb finden wir auf Ost- und Westfeste, in hohem Altertum wie in frischer Gegenwart die Menschen von einer großen, menschenmörderischen Flut reden, weil Katastrophen, wie sie das uralte, vormosaische Izdubar-Epos besingt, an allen Seeküsten, mit besonderer Schrecklichkeit (durch die Verknüpfung mit taifunartigen Wirbelstürmen) in niedrigen Breiten sich ereignen konnten und nachweislich nur gar zu oft sich ereignet haben. Daher auch die Verbreitung echter (nicht wie bei den Hebräern rezipierter und umgemodelter) Sintflutüberlieferungen nur unter Litoral- und Inselvölkern. Referent möchte dabei noch einen Nebenzug erwähnen, der sich hübsch geographisch erklärt: Noahs giebt's viele, aber Noahs mit der Arche nicht so viele, denn ein sehr schöner Beweis gar nicht einmaliger, sondern vielmaliger und stets rein örtlicher Entstehung der in Rede stehenden geschichtlichen Sage liegt darin, daß die Arche immer fehlt, wo (wie z. B. an der chilenischen Küste oder derjenigen der Tlinkiten in NW.-Amerika) Noah ohne Fahrzeug die rettenden Berge in raschem Lauf erreichen kann; nur wo eine weite Ebene lagert zwischen dem Strand und jenen Bergen, von denen Rettung winkt, besteigt Noah das Fahrzeug.

Der Raum verbietet uns auf den Hauptinhalt des vielumfassenden Werkes näher einzugehen. Unstudiert sollte es kein Lehrer der Geographie lassen, so hart (wenn auch durch vorzügliche Holzschnittbilder erleichtert) und so zeitraubend auch diese Arbeit ausfallen mag, wenn das Studium der Sache auf den Grund dringen soll. Was würde man zur Pflichttreue eines mathematischen oder eines philologischen Lehrers sagen, der die Einarbeitung in ein seiner Wissenschaft eine neue Wendung gebendes Werk abweisen wollte mit der Ausrede, es sei zu schwer oder es fehle ihm dazu an der nötigen Zeit! Allerdings ein Geographielehrer, der 20 philologische Stunden die Woche zu erteilen

hat nebst obligaten Heftkorrekturen, wird für die ihm invita Minerva vom Direktor aufgehalsten zwei Geographiestunden dergleichen entsagungsvolle Studien, wie sie das Verstehen des Suefsschen Werkes erheischt, nicht vornehmen mögen, wahrscheinlich das auch kaum leisten können, denn es gehören gründliche geographisch-geologische Vorkenntnisse hierzu. Soll Erdkunde nicht nach wie vor auf unseren Schulen das einzige Fach bleiben, welches trotz der durch unser Eintreten in die Kolonial-Ära mächtig gesteigerten Bedeutung des geographischen Verständnisses für die deutsche Nation unwissenschaftlich betrieben wird, so ist eben zweierlei unumgänglich und nicht in allzu schleichendem Fortschritt obrigkeitlich zu gewähren: Anstellung streng wissenschaftlich geschulter Lehrer der Erdkunde an sämtlichen höheren Lehranstalten und Verschonung derselben mit einem Übermaß anderer Unterrichtsstunden, die mit dem geographischen Fach so wenig Berührung haben wie z. B. sprachliche.

Da höre ich nun manchen Leser, der solchem „geographischen Fanatismus“ gegenüber ironisch zu lächeln pflegt, einwenden: „Was soll denn das der Schule nützen, wenn sich der Geographielehrer, statt sich am kleinen Daniel genügen zu lassen, über ein Werk wie das von Eduard Suefs hermacht? In unteren und mittleren Klassen ist das Einmischen von Geologischem in die Geographie nur von Übel, und in den oberen Klassen giebt's ja keine Geographie oder höchstens — Repetition!“ In derartigen, gern mit dem Bekennen würdiger pädagogischer Maximen sich ausstaffierenden Einwänden liegen nur Bekenntnisse mangelhafter Schulerfahrung und schwacher Wissenschaft verborgen. Gerade in Sexta schon, wo die Elemente der mathematischen und allgemein physischen Erdkunde vorschrittsmäßig, wenn schon in allerbescheidenster Auswahl, vorgetragen werden müssen, spielt der Lehrer eine ebenso klägliche Rolle, wenn er es nicht verstanden hat sich in die Grundlehren der Astronomie hineinzudenken, als wenn er den (oft gar wunderlichen) Offenbarungen des eingeführten Leitfadens über Gebirgsentstehung kritik-, also ratlos gegenübersteht. Und wenn ein Lehrer vollends in der Länderkunde auf mittleren Klassenstufen das geologische Element geflissentliche ausmerzen wollte, etwa in Tertia den deutschen Bodenbau ohne jede Rücksichtnahme auf die Entstehungsweise desselben beschriebe, so wäre das ebenso weise und geisttötend, als wollte der Lehrer der alten Geschichte sublime Pädagogik darin suchen, von der römischen Verfassungsgeschichte nur nackte Einzelfakta zu geben, statt schlichte, aber durch Klarheit fesselnde Darlegung der inneren und äußeren Impulse, welche das römische Gemeinwesen von Periode zu Periode ausgestaltet haben.

Die hervorragendste Stelle behauptet in diesem ersten Bande der Vulkanismus und der Ursprung der nichtvulkanischen Gebirge

durch tangentialen Seitenschub als Wirkung des Schrumpfens unserer Erde, welches naturgesetzlich durch fortgesetzte Ausstrahlung ihrer Eigenwärme in den äußerst kalten Weltraum erfolgen muß; das Schwergewicht des Bandes ruht vor allem auf dem Nachweis der Verwandtschaftsbeziehungen der einzelnen Gebirge nach Maßgabe ihrer Zusammensetzung und ihres Bildungsganges, auf dem mit Meisterhand entworfenen natürlichen System, in welches die Gebirge, die Erdfesten überhaupt eingeordnet werden. Der Folgeband erst wird jene Lehre von der Veränderung der Höhe des Meeresspiegels bringen, deren Vorankündigung schon seit Jahren die Blicke der wissenschaftlichen Welt auf das Erscheinen dieses Werkes hinlenkte: die Lehre von wechselnder Anhäufung der Meerwassermasse in den äquatornäheren und dann wieder in polnäheren Breiten, welchem ununterbrochen zur Seite geht ein örtliches Sicherheben von Küstenmeeren, sobald benachbarte Landmassen sich höher aufrichten oder z. B. durch dicke Übereisung an Masse gewinnen, umgekehrt wiederum das Zurücksinken des Meeresniveaus aus der schräg gegen die Küste (durch seitliche Anziehung des Landes) ansteigenden Lage bei den entgegengesetzten Ursachen. Was wir bis jetzt unter der ganz unverbürgten Voraussetzung einer stationärbleibenden Meereshöhe als „Hebung“ des Landes bezeichneten, kann eine solche sein (so z. B., wenn längs der Küsten Kettengebirge in allmählicher Emporfaltung aufwachsen), kann aber auch auf Senkung des Meeresspiegels oder auf jeder dieser beiden Ursachen beruhen; vorsichtiger Weise reden wir dann mit Suefs von „negativer Niveauschwankung“ und bezeichnen auch den entgegengesetzten Vorgang mit ihm lieber als „positive Niveauschwankung“ denn als „Senkung“. Die bisherige Annahme, dafs „sekular langsam“ ganze weite Erdräume empor- und hinabschweben könnten, womöglich mit vollkommener Bewahrung der Söhligkeit ihrer Felschichten, wird durch unseren Verf. aufs tiefste erschüttert, ja geradezu über den Haufen geworfen. Die Suezenge z. B. erscheint uns fortan nicht mehr als eine allmählich aus dem Meere erhobene Brücke zwischen Asien und Afrika, sondern als ganz rezenter Meeresboden, welcher durch eine geringfügige örtliche Minderung des Meeresniveaus „blank lief“, wie unsere Küstenanwohner sagen, wenn die Watten der Nordsee zur Ebbezeit ihre Sebedeckung bis auf schmale, wassergefüllt bleibende Rinnen verlieren. Trotzdem kann das rote Meer nicht in jüngster Erdvergangenheit mit dem Mittelmeer verbunden gewesen sein, denn seine Fisch-Fauna weicht gänzlich ab von der des letzteren; das rote Meer ist vielmehr selbst erst ein jugendlicher Einbruch: erst durch diesen 2200 km langen „Grabeneinbruch“, wie sich der Verf. ausdrückt, trennte sich Arabien von der ostafrikanischen Gegenküste und empfing dann natürlich durch die Schleuse des Thränenthors Gewässer samt Fischen vom indischen Weltmeer.

Auf solche Ein- und Abbrüche legt überhaupt E. Suefs mit vollem Recht ein besonderes Gewicht als auf einen der wichtigsten geogenetischen Faktoren. Und so lautet denn der beherzigenswerte Schluss des Bandes:

„Der Zusammenbruch des Erdballes ist es, dem wir beiwohnen. Er hat freilich schon vor sehr langer Zeit begonnen und die Kurzlebigkeit des menschlichen Geschlechts läßt uns dabei guten Mutes bleiben. Nicht nur im Hochgebirge sind die Spuren vorhanden. Es sind große Schollen hunderte, ja in einzelnen Fällen viele tausende von Fußes tief gesunken, und nicht die geringste Stufe an der Oberfläche, sondern nur die Verschiedenheit der Felsarten oder tiefer Bergbau verraten das Dasein des Bruches. Die Zeit hat Alles geebnet. In Böhmen, in der Pfalz, in Belgien, in Pennsylvanien, an zahlreichen Orten zieht der Pflug ruhig seine Furchen über die gewaltigsten Brüche.“

„Würden die tangentialen Spannungen in dem äußeren Felsgerüste der Erde vollkommen das Gleichgewicht halten und würde dasselbe im Stande sein, sich als ein freies Gewölbe selbständig von allen Vorgängen der Erdtiefe aufrecht zu halten, würden keine Einbrüche und Faltungen eingetreten sein, so würde wahrscheinlich die Oberfläche der Erde ein ziemlich regelmäßiges Sphäroid darstellen, allenthalben bedeckt von einer ununterbrochenen ozeanischen Hülle. Die Einbrüche sind es, welche die Wasser in tiefen Weltmeeren gesammelt haben; hiedurch erst sind Kontinente entstanden und sind Wesen möglich geworden, welche durch Lungen atmen.“

Halle a. S.

A. Kirchhoff.

- 1) Franz Rutte, *Historisch-geographisches Wörterbuch zum Schulgebrauche*. Wien, A. Holder, 1885. 67 S. 8. Preis 0,96 M.

Der Verf. sagt im Vorworte: „Um den Schülern an Mittelschulen (nach österreichischer Einteilungsweise) das Studium der Geschichte zu erleichtern, habe ich mit Benützung der einschlägigen Werke die wichtigsten historisch merkwürdigen Orte, Gebirge, Inseln, Flüsse etc. alphabetisch zusammengestellt, ihre geographische Lage bezeichnet und die dabei vorkommenden geschichtlichen Ereignisse in Kürze angegeben“. — Dadurch denkt der Verf. den Schülern die Anschaffung eines größeren geographischen Wörterbuches zu ersparen, und dieses Ziel wird er mit seinem Buche auch wohl durchaus erreichen. Denn es ist sehr gut dazu geeignet, rasch Auskunft zu geben über die Lage und Bedeutung von geographisch minder bekannten, aber durch die bei ihnen vorgekommenen geschichtlichen Ereignisse wichtigen Plätzen.

Die Ansprüche, welche an ein solches Buch gestellt werden, müssen so verschiedenartig ausfallen, daß es unbillig wäre, *zumal bei einer ersten Auflage*, dem Verf. aus dem Fehlen des einen

ander Namens einen erheblichen Vorwurf zu machen. In Ref. ist das Fehlen folgender Namen aufgefallen: Briel, Rinhöved, Langensalza, Mansfeld, Ravensburg, Nard, Sewastopel, Puebla, Pasargadā, Idistavisus, Susa (italien), Hohenburg (a. d. Unstrut), Fontanetum. Kaum an Platz verdienen: Abensberg (Niederbayern), Lewes (England, Schlacht 1264), Zaluca (Spanien, Schlacht 1066).

Ostende fehlt die Erwähnung der berühmten Belagerung durch die Spanier, welche dieser Stadt vor allem eine geschichtliche Bedeutung beilegt. Die Bemerkung zu Bremen: „freieutsche Hansestadt an der unteren Weser“ ist für den beabsichtigten Zweck zu inhaltlos. — Die Aussprachebezeichnung bei französischen Eigennamen ist (von Ausnahmen abgesehen) entwerlich, hingegen wird eine derartige Angabe bei einigen andern, B. bei Nimwegen, vermifst.

Johannes Baumgarten, Die außereuropäischen Völker. Abgerundete Charakterbilder, Scenen aus dem Volksleben und kulturgeschichtliche Darstellungen. Kassel, Theod. Kay, 1895. XIV u. 481 S. geb. 4,50 M.

Ein frisch geschriebenes Vorwort, das auch des Humors nicht behrht (z. B. „das Erstaunen der Maulaffen“ über die Experimental-Psychologie, S. III), giebt die leitenden Gesichtspunkte der Einführung in das volle Menschenleben der außereuropäischen Völker. Das Buch ist bestimmt für Freunde der Völkerkunde und zur Belebung und Vertiefung des geographischen Unterrichts.

Es sollte also kein wissenschaftliches Werk sein und ist es auch nicht geworden, denn mit Ausnahme eines kurzen Exkurses über die Einteilungsgründe der Rassen, wobei der Verf. es aber vermeiden, nach Vorführung der Ansichten einiger bedeutender Ethnologen auch seine eigene zu geben, und aufer einem Kapitel über „die Sprache als Klassifikationsmittel der Völkerkunde“, welches aus Peschels „Völkerkunde“ entnommen ist, enthält es keine eigentlich wissenschaftliche Erörterung. Der Verf. will auch nicht eine noch im vollen Werdeprozess befindliche Wissenschaft popularisieren“, aber „populär“ ist trotzdem seine Behandlungsweise durchaus, wenn anders man ein Buch populär zu nennen berechtigt ist, das, gestützt auf gute wissenschaftliche Grundlagen, die Lebensweise, Weltstellung und Charakterzüge der Völker nebst sprach- und Litteraturproben (in Übersetzungen) in einer für den gebildeten Laien ebenso anziehenden wie verständlichen Sprache darstellt und dessen Verf. es versteht, vom ersten bis zum letzten Satze die Teilnahme rege zu halten. Dem Lehrer kann es auf dem Gebiete der Völkerkunde ebenso treffliche Dienste leisten wie die Oppels „Länderkunde“ auf dem rein geographischen, und auch die Schülerbibliotheken für obere Klassen werden mit seiner Anschaffung einen guten Kauf thun.

Als besonders wertvoll erscheinen die Sagen, Märchen und

Erzählungen, die überall mit großem Geschick ausgewählt sind. Der größte Teil der Aufsätze rührt von B. selbst her, die übrigen sind guten Quellen entnommen, die meisten auch den neuesten, nur nicht derjenige über „die vier Rassen Nordamerikas.“ Dieser ist vor dem Erlafs des Chinesengesetzes geschrieben, denn nach demselben würde sein Verfasser wohl nicht die Prophezeiungen über die zukünftige Herrschaft des gelben Mannes im Westen der Union ausgesprochen haben.

- 3) M. Kunz, Repetitions-Atlas über alle Teile der Erde in 18 Liefer-Prägung. 18 Blätter. Kassel, L. Deichmann (E. Klugehagen). Preis 2,50 M; einzelne Blätter à 0,15 M.

Trotz des bedeutenden auf diese Arbeit verwandten Fleißes wird dieselbe schwerlich den beabsichtigten Zweck erfüllen, nämlich den, als Repetitionsatlas in ausgedehntem Maße benutzt werden. In die völlig weißen Blätter sind das Gradnetz, die Küstenumrisse, die Flüsse, die Seen und vor allem die Gebirge eingepreßt, so daß die Erhebungen über den Meeresspiegel hervortreten und damit im allgemeinen deutlich genug zum Ausdruck kommen. Es fällt nicht sehr schwer ins Gewicht, daß die Depressionen als solche kaum erkennbar sind und daß die unteren Höhengschichten durch die Pressung das Aussehen gewinnen, als ob sie gleichfalls unter dem Meeresspiegel oder doch mit ihm in einem Niveau lägen, denn hierüber können einige erklärende Bemerkungen leicht hinweghelfen. Störender schon ist es, daß die Flüsse auf einigen Blättern nur zum Teil angezeichnet, auf andern garnicht vorhanden sind, während sie auf der Karte der Union als übermächtig breite und tiefe Rillen erscheinen. Das alles ist nicht von Bedeutung, hingegen sind die Bodenerhebungen mit einem so starken Eingehen auf Einzelheiten ausgeführt, daß es mehr als zweifelhaft erscheinen muß, ob der Durchschnittsschüler sich durch diese Massen von Erhebungen hindurchfinden wird, zumal sie in der für ihn verwirrenden Höhengschichtenmanier behandelt sind. Starkes Generalisieren ohne alle Höhengschichten wäre hier das allein Richtige und mit ihm weit Brauchbareres zu erzielen gewesen. Für Repetitionen an der politischen Geographie sind diese Karten dann zu verwerten, wenn der Schüler die Städte und die Grenzen einträgt. Überhaupt wäre es ja eine recht hübsche Arbeit, wenn er die weißen Blätter und namentlich die Höhengschichten mit Farbe behandelte und wer da meint, trotz des Antiüberbürdungsplanes dafür die nötige Zeit herausrechnen zu können, mag sich dieser Vorlagen dann mit Nutzen bedienen.

D. Pilling, Zusammenstellende Repetitionsfragen für den naturgeschichtlichen Unterricht. Altenburg, Otto Wermann, 1884.

Der Verfasser hat hier in 3 Heften zahlreiche Repetitionsfragen aus den botanischen und zoologischen Penssen der Sexta, Quinta und Quarta zusammengestellt. Wenn die Schüler des Altenburger Gymnasiums alle diese Fragen beantworten, so ist der Verfasser um solches Schülermaterial zu beneiden. Manche Fragen, namentlich aus dem Heft für die Sexta, sind für die Mehrzahl der Schüler entschieden zu schwer. Die Hefte sind in der Hand der Schüler berechnet; ich hätte aber gedacht, sie seien für den Lehrer bestimmt. Für die Herausgabe dieser Fragen wird der Verfasser keinen Dank ernten; denn es wird wohl wenige Lehrer geben, welche die Hefte ihrem Unterricht Grunde legen. Bei der Zusammenstellung dieser Repetitionsfragen hat der Verfasser aber wohl mehr seine eigenen Schüler als die von anderen Schulen im Auge gehabt.

W. Bertram, Schulbotanik. Tabellen zum leichten Bestimmen der in Norddeutschland häufig wildwachsenden und angebaute Pflanzen, mit besonderer Berücksichtigung der Ziergewächse und der wichtigsten ausländischen Kulturpflanzen nebst den Grundzügen der allgemeinen Botanik. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Mit 200 in den Text eingedruckten Abbildungen. Braunschweig, Bruhn's Verlag (Ad. Haffnerberg), 1884.

Die in zweiter Auflage vorliegende Schulbotanik verfolgt zwei Aufgaben: sie will zunächst den Schüler mit der Gestaltlehre, dem inneren Bau und dem Leben der Pflanzen bekannt machen und ihm dann an der Hand von recht praktisch gearbeiteten Tabellen das Bestimmen der Pflanzen ermöglichen. Das Buch füllt entschieden eine Lücke in der botanischen Schulbuchliteratur aus und kann daher bestens empfohlen werden.

M. Zaengerle, Lehrbuch der Mineralogie unter Zugrundelegung der neueren Ansichten in der Chemie für den Unterricht an technischen Lehranstalten, Realschulen und Gymnasien. Mit 238 in den Text eingedruckten Holztischen und einer geognostischen Tafel in Farbendruck. Vierte, verbesserte Auflage. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn, 1884. 182 S.

Das vorliegende Lehrbuch ist, wie der Titel besagt, für den mineralogischen Unterricht an technischen Lehranstalten, Realschulen und Gymnasien bestimmt. Für die beiden ersten Schulstufen mag es wohl ganz brauchbar sein; an Gymnasien ist es aber nicht gut zu verwenden, da es zu viele chemische Kenntnisse voraussetzt, die dem Schüler des Gymnasiums, wo die Mineralogie schon in der Tertia gelehrt wird, noch abgehen. Vieles, was in dem Buchschnitt über die chemischen Eigenschaften der Mineralien erwähnt wird, ist in einem Lehrbuch der Mineralogie überflüssig, weil das alles im chemischen Unterricht durchge-

nommen werden muß, z. B. der Unterschied zwischen Gemenge und chemischer Verbindung, zwischen Atom und Molekül, die chemische Anziehungskraft, die chemischen Zeichen, Formeln und Gleichungen, die Wertigkeit der Elemente und manches andere. Wenn der Verfasser für jedes Mineral die chemische Formel aufstellt, so hätte ersich bei der Beschreibung der Mineralien auch der kristallographischen Symbole bedienen können. Die in diesem Lehrbuche befolgte Gruppierung der Mineralien nach den Elementen hat den Nachteil, daß die chemisch analog zusammengesetzten Mineralien sich an den verschiedensten Stellen des Systems befinden und infolge dessen die mit der chemischen Konstitution im Zusammenhang stehenden physikalischen Eigenschaften, sowie die des Isomorphismus nicht zur Geltung kommen. Bei der Beschreibung der Mineralien sind die Abbildungen einzelner Krystallformen, die sich schon in der Kristallographie finden, überflüssig; dagegen wäre es sehr erwünscht, wenn von komplizierten Kombinationen Abbildungen gegeben würden. Zahlreiche Mineralspecies sind in dem vorliegenden Lehrbuche nur durch die chemische Formel charakterisiert; dieselbe ist aber zu einem vollständigen Bild eines Minerals nicht ausreichend. So sind z. B. die der Familie Zeolithe angehörenden Mineralien nur mit Angabe der chemischen Formel aufgezählt; bei keinem einzigen ist das Krystallsystem angeführt; ebenso vermiße ich die Angabe, daß die Zeolithe sich besonders in Hohlräumen von Eruptivgesteinen finden, als wasserhaltige Regenerationsprodukte von zersetzten Gesteinsgemengteilen zu betrachten sind und nie als wesentliche Gemengteile von Gesteinen auftreten. Eine Erweiterung des Anhangs um einige Abschnitte aus der dynamischen Geologie dürfte die Brauchbarkeit des Lehrbuches wesentlich erhöhen. Die jetzt nicht mehr gebräuchliche Bezeichnung „azoisch“ ist besser durch „archaisch“ zu ersetzen; die „Übergangsformation“ wird jetzt allgemein in „Silur und Devon“ unterschieden. Daß der Verfasser immer bemüht ist, sein Lehrbuch zu verbessern, beweist ein Vergleich mit früheren Auflagen; namentlich hat er das vortreffliche Lehrbuch der Mineralogie von Tschermak fleißig benutzt.

Leipzig.

F. Traumüller.

Karl L. Leimbach, Leitfaden für den evangelischen Religionsunterricht in höheren Lehranstalten. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior), 1865. 8. VIII u. 260 S. 1,50 M, geb. 2 M.

Das „Hilfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht in den höheren Schulen“ von K. L. Leimbach erscheint hier in verkürzter und wohl auch verbesserter Form: wenigstens tritt die seinerzeit bemängelte konfessionelle Einseitigkeit nicht mehr störend hervor. Der außerordentlich reiche Stoff ist nach *Klassensystemen geordnet*, über deren Zweckmäßigkeit allerdings gestritten

werden könnte. Glücklicherweise ist die Disposition derartig, daß das sachlich Zusammengehörige sich leicht zusammenstellen läßt. Das Buch enthält: 1. den Lutherschen Katechismus mit einer sehr eingehenden Erklärung; 2. einen Abriss der Bibelkunde, in welchem auch der Geographie Palästinas und den heiligen Altartümern gebührend Rechnung getragen wird; 3. eine Darstellung des christlichen Kirchenjahres; 4. einen kurzen und recht klaren Auszug aus der Kirchengeschichte; 5. ein Register berühmter Kirchenlieder; 6. die evangelische Glaubenslehre; 7. die christliche Sittenlehre; 8. und 9. kirchliche Bekenntnisse (die ökumenischen Symbole und die 21 ersten Artikel der Augustana).

Die Ausführung ist eine sorgfältige und vollkommen ausreichende. Der Ton ist dem Stoff angemessen, ansprechend und anregend. Mit erfreulichem Geschick hat der Verfasser im großen und ganzen die Aufgabe gelöst, das Wichtige aufzunehmen, das Unwesentliche auszuschneiden. Und doch, wenn wir einen allgemeinen Wunsch hier aussprechen sollten, so wäre es der, daß noch größere Beschränkung geübt worden wäre. Ein solches Lehrbuch darf ja wohl nur Sätze bieten, die unbedingt fest stehen, auch nicht mehr bringen, als eben nötig ist. So gewiß nun aber der Katechismus aufzunehmen sein wird, so überflüssig erscheint uns die Zugabe einer besonderen Erklärung neben der Lutherschen. Soll sie der Schüler etwa auswendig lernen? oder soll sie ihm einen Anhalt gewähren für die Repetition? Dann müßte der Unterrichtende sich sklavisch an das fremde Schema halten; und wer hätte den Mut, das dem Religionslehrer zu empfehlen, selbst wenn jenes vorzüglich wäre? Ein Verzeichnis von geeigneten, zu den einzelnen Hauptstücken passenden Sprüchen, wie es Otto Schulz giebt, würde genügt haben. Warum ferner eine so übermäßig starke Zahl messianischer Stellen? Die auffallenden und hervorragenden, welche Eindruck zu machen pflegen, werden erstickt in der Flut solcher, deren Bedeutung nicht völlig klar ist. Sollte nun doch einmal viel Lesestoff angedeutet werden, — dann lieber noch einige jener charakteristischen Kapitel, welche die Propheten und Dichter besser zu kennzeichnen vermögen als bloße Inhaltsangaben und obendrein geeignet sind, die oft gepriesene gewinnende Schönheit des Alten Testaments empfinden zu lassen. Wir können es auch nicht gut heißen, daß die Abfassungszeit der historischen Bücher bestimmt wird: darüber ist ja die wissenschaftliche Debatte noch nicht geschlossen. Und ist es wohl gut, daß der Primaner sich einpräge: „Alle Völker waren ursprünglich Monotheisten“, — wenn er vielleicht einige Monate später auf der Universität gerade das Gegenteil hört?

Entschieden Unrichtiges ist uns übrigens nicht viel aufgefallen. Kleinlich wäre es, dawider zu eifern, daß *Luthers Romreise ins Jahr 1510 statt 1511 verlegt wird. Es mag dahingestellt bleiben,*

ob die Lösung des Problems im Buch Hiob wirklich von Elihu ausgesprochen wird. Ganz und gar nicht aber können wir uns einverstanden erklären mit der Sittenlehre. Zwei Wege standen offen: entweder man liefs in freierem Spiel, ohne ängstliche Berücksichtigung des Textes, aus dem Geist des Neuen Testaments eine organisch gegliederte Ethik sich entfalten, wie das oft genug geschehen ist; oder aber die Verbote und Gebote der Schrift wurden in loser Verbindung getreu wiedergegeben unter Verzichtleistung auf einen festen Zusammenhang. Keine der beiden Methoden hat der Verfasser befolgt. Er hält sich vielmehr an die biblischen Kategorien und Begriffe und zwingt diese gewaltsam in die Form eines Systems. So kommt es dann wohl, daß die Lüge subsumiert wird unter die Sünden der Augenlust; und wir lesen Sätze, in denen ganz Heterogenes munter koordiniert wird, wie in folgendem: „Die Pflichten gegen die Obrigkeit sind 1) der Gehorsam, und zwar der innere; denn der äußere Gehorsam ist gar keine Tugend, kein Zeichen der Heiligung; 2) die Abgaben . . .“!

Wir wünschten, daß der Verfasser den siebenten, die christliche Moral behandelnden Teil einer Umarbeitung unterzöge. Er entstellt ein Werk, das im übrigen unter den zahlreichen vorhandenen Religionslehrbüchern sicher nicht das schlechteste ist.

Berlin.

E. W. Mayer.

- 1) C. Schmidt, Hilfsbuch für den evangelischen Religions-Unterricht in den mittleren und oberen Klassen von Gymnasien und Realgymnasien. Breslau, Ed. Trewendt, 1885. 100 S.
- 2) W. Rothert, Zugabe zu Ercks Spruchbuche. 3. verbesserte Auflage. Hannover, C. Meyer (Gust. Prior), 16 S.
- 3) Herm. Melifs, Kurzer Auszug aus den catechetischen Entwürfen über den kleinen Katechismus Luthers (nach Anleitung des Erck'schen Spruchbuches) für die Schüler. Hannover, C. Meyer (Gust. Prior), 1884. 30 S.
- 4) Krauer, Evangelischer Gymnasial-Katechismus, ein Sprach-, Lehr- und Übungsbuch zu Dr. M. Luthers Katechismus. 2. verb. Aufl. von Alb. Heintze. Stettin, Léon Saunier'sche Buchhandlung, 1885. 105 S.
- 5) Paul Mehlhorn, Leitfaden zur Kirchengeschichte für höhere Schulen. 2. Aufl. Leipzig, Joh. Ambros. Barth, 1885. 65 S.

Daß die methodische Behandlung des Religionsunterrichtes zur Zeit den Gegenstand regen Nachdenkens bildet, davon zeugen diese Schriften sämtlich, welche jenem Unterricht als Hilfsmittel dienen wollen. Das Buch von Schmidt vereinigt in sich Bibelkunde, Kirchengeschichte und Glaubenslehre und bietet in kurzer Fassung das Wissenswerteste aus jenen drei Gebieten dem Schüler dar. In dem ersten Abschnitte sind sämtliche biblischen Schriften besprochen und ihr Hauptinhalt und die Zeit ihrer Abfassung angegeben. Die übersichtliche Gruppierung des Stoffes und die klare, verständliche Darstellung gereichen diesem Abschnitte zur *Empfehlung*; hinsichtlich der einzelnen Angaben kann Ref. jedoch

nicht überall dem Verfasser beistimmen. Das Deuteronomium z. B. ist nicht bloß eine nochmalige Einschärfung des Gesetzes, die es nur gegen den Schluß hin enthält, sondern eine vollständige zweite Redaktion des Gesetzes mit mannigfachen Ergänzungen. Die Bezeichnung des Buches Ruth als einer „hebräischen Idylle“ läßt den religiösen Zweck außer Betracht und nicht minder das Geschlechtsregister, mit welchem es abschließt. Das Hohelied, anachronistisch als Wechselgesang zwischen Christus und seiner Braut, der Kirche, betrachtet, kann diese Auffassung doch nicht bei den Juden vor Christi Geburt gefunden haben. Die Behauptung, daß der 1. Corintherbrief wie der 2. in Macedonien geschrieben sei, hat gegen sich die Mitteilung Pauli 1. Cor. 16, 5—6, daß er nach Macedonien reisen, aber noch bis Pfingsten (des Jahres 58) in Ephesus bleiben wolle. Der von Aquila und Priscilla bekehrte alexandrinische Gelehrte hieß nicht Apollo, sondern Apollos. Wenn die Briefe an die Colosser und Epheser in Cäsarea geschrieben sind, so muß dasselbe auch von dem an den Philemon in Colossae gerichteten Briefe gelten, welcher zu jenen beiden Schreiben in sehr naher Beziehung steht. — In dem Abrisse der Kirchengeschichte ist der neuesten Entwicklung der Kirche in und außer Deutschland eine unverhältnismäßig eingehende Berücksichtigung zu teil geworden. Nicht nur die preuss. Kirchengesetze aus den Jahren 1872 u. 1873 sind ihrem Inhalte nach aufgeführt, sondern auch unter den neuesten christlichen Sekten die Darbysten, die Plymouthbrüder, die chinesischen Taipings, die nordamerikanischen Spiritisten und die Gemeinden des deutschen Tempels zu Kirschenhardthof. Die Berücksichtigung dieser Sekten, welche eine Darlegung ihrer Prinzipien notwendig macht, kann der Schule füglich erlassen bleiben. Es dürfte sich empfehlen, den darauf verwendeten Raum dem Abschnitte über die Glaubenslehre zuzulegen, der nur 10 Seiten umfaßt. — Die oben genannten beiden katechetischen Schriften, welche Verwendung auch in einer Volksschule finden könnten, enthalten im wesentlichen eine Paraphrase des lutherischen kleinen Katechismus mit bezüglichen Bibelstellen und Liederversen. Sie sind vom Standpunkte strengster Kirchlichkeit aus geschrieben. — Krahnens Gymnasial-Katechismus, nach des Verfassers Tode von Alb. Heintze revidiert und in seinem Memorierstoffe beschränkt, ließe sich den zuletzt bezeichneten Schriften als dritte anreihen, wenn er nicht an wissenschaftlichen Werte über ihnen stände. Das Werk führt den methodischem Grundsatz praktisch durch, daß der lutherische Katechismus auch in den oberen Klassen höherer Lehranstalten die Grundlage für den Unterricht in der Glaubenslehre bilden müsse; aber dem entwickelteren Standpunkte der Schüler gemäß zeigen auch Form und Inhalt der Darstellung die Tendenz zur wissenschaftlichen Religionserkenntnis. In sehr eingehender Weise sind dabei die konfessionellen Unterscheidungs-

lehren berücksichtigt worden. Als Zugaben bietet ein Anhang eine Übersicht über das Kirchenjahr und ein Glossar zur Erklärung schwieriger Ausdrücke, Wendungen und Anschauungen der Bibel unter Zurückführung derselben auf den Grundtext. Biblische Begriffe, wie Buße, eingeboren, Fleisch, Geist, Erlösung u. dergl. sind ansprechend erläutert. Daneben aber finden sich Ausdrücke aufgeführt, wie beten, anbeten, bitten, bleiben, welche für einen Schüler oberer Klassen einer Erklärung gar nicht bedürfen und in dem Glossar auch keine weitere gefunden haben als die Angabe, wie jene Verben im Griechischen lauten. Was damit erreicht werden soll, vermag Ref. nicht einzusehen. Andererseits vermisst man so manchen spezifisch biblisch-lutherischen Ausdruck, welcher einer Erläuterung wohl bedürfte, wie der jüngste Tag, unser täglich (*ἐπιούσιος*) Brod, thürstiglich u. dergl. In dem Artikel „Glaube“ ist für die Begriffserklärung zwar richtig Hebr. 11, 1 verwendet und *πίστις* als *ἐπιζομένων ὑπόστασις* bezeichnet, aber dieser letztere schwierige Begriff nicht erläutert und der korrele, nicht minder bedeutsame: *πραγματιῶν ἔλεγχος οὐ βλεπομένων* gar nicht einmal angeführt worden.

Mehlhorns kirchengeschichtlicher Leitfaden gewährt dem Schüler einen Überblick über den Entwicklungsgang der Kirche von ihren Anfängen bis zu dem vatikanischen Konzil vom Jahre 1870 mit kurzen Andeutungen des Nebensächlichen und eingehender Würdigung der Hauptsachen. Der Lehrstoff ist in einzelnen Paragraphen übersichtlich gruppiert, die Darstellung einfach, klar und voll Wärme; das Buch ist aus diesem Grunde und auch wegen seiner guten Ausstattung und wegen des billigen Preises von 1 Mark zu empfehlen. — Mit der Auswahl und dem Umfange der Mitteilungen jedoch kann Referent sich nicht durchweg einverstanden erklären. Da der Vortrag des Lehrers überall ergänzend eintreten kann und soll, so scheint es freilich eine mühsige Streitfrage, was im Leitfaden stehen müsse und was der Vortrag zu bieten habe. Jedenfalls werden aber solche Dinge in das Buch aufzunehmen sein, welche der Schüler nach dem bloßen Hörensagen leicht irrig auffasst oder bald wieder vergißt, wie z. B. die Bestimmungen über die Zeit der Osterfeier, von denen S. 12 wohl berichtet wird, daß sie im Jahre 325 zu Nicaea festgesetzt wurden, aber nicht, welcher Art sie waren. Die Kreuzzüge ferner, welche sämtlich mit genauer Zeitbestimmung angeführt werden, gehören als politische Unternehmungen in die Profangeschichte. Ein kirchengeschichtlicher Leitfaden kann sich damit begnügen, ihre Ursachen und ihre Folgen zu charakterisieren. In dem Abschnitte über die neuere Geschichte führt der Leitfaden den Vortrag des Lehrers auch auf Lessing, Herder, Schleiermacher und Hegel und deren Einfluß auf die Entwicklung der Theologie. Die besondere theologische Richtung der drei erst genannten wird man Primanern noch wohl zum klaren Verständnis

bringen können; ob ein Erfolg aber auch von einem Vortrage über Hegels Einfluss auf die Theologie erwartet werden darf, wird man sehr in Zweifel ziehen müssen. — Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß der Leitfaden bei einer neuen Auflage einer sehr genauen Durchsicht bedarf, da er sinnentstellende Druckfehler enthält, die in einem Schulbuche ganz besonders vom Übel sind. So wird S. 4 erwähnt, daß Petrus unter Nero im J. 64 in Rom seinen Tod gefunden haben soll. Es ist jedoch Paulus gemeint. S. 8 steht Aonen statt Äonen. In dem Satze: „Zu ihrer Erlösung mußte Christus auf die Erde herabgekommnen und einen Scheinkörper annehmen“ ist herabkommen zu schreiben.

Berlin.

J. Heidemann.

O. Henke, O. Tietz und E. Wevelmeyer, Gesangbuch für evangelische Gymnasien. 120 Lieder, eine Übersicht der Geschichte des Kirchenliedes und eine Tafel für Schulaudachten enthaltend. Barmen, Hugo Klein, 1885. 161 S.

Den äußern Anlaß zu der Herausgabe dieser Sammlung gab der Umstand, daß von Ostern 1885 ab in den untern Klassen der höheren Schulen nur die sogenannte neuere Orthographie verwendet werden darf und daß die verschiedenen Schulen in Barmen, die bisher eine „Auswahl geistlicher Lieder“ gemeinsam benutzt hatten, sich über den Ersatz für dieses Buch nicht einigen konnten. So ging Herr Dir. Henke daran, für seine Absichten ein neues Buch zusammenzustellen.

Dasselbe soll nicht bloß der Andacht dienen, sondern ein Lehrbuch sein, welches der religiösen Unterweisung in „induktiver“ Art an seinem Teile zu dienen hat. Über diesen speziellen, wichtigen Gedanken wird man des Verfassers „Lehrplanübersichten des Gymnasiums zu Barmen“ vergleichen müssen. Die Verbindung mehrerer Zwecke, die wie gesagt beabsichtigt wird, erschwert allerdings die Beurteilung der Sammlung in hohem Maße. Wir sehen diese Verbindung schon in der Einrichtung, daß der Verf. die Texte der Lieder vollständig zu geben sich entschlossen hat, indem er auch die Strophen nicht unterdrückt, die „man bei einer Andacht nicht wird singen lassen“. Sein Grund ist, daß man nur auf Grund vollständiger Kenntnis „Dichter und Dichtwerke verstehen“ könne. Das gehört also der literarisch-ästhetischen Betrachtung an, jedenfalls nicht dem religiösen Gebiet. Schon lange haben die Pädagogen das vielseitige Interesse der Schüler zu schätzen gewußt, daher haben wir prinzipiell gegen jene Berücksichtigung andersartiger Gesichtspunkte nichts einzuwenden. Aber eine Kollision der beiden obigen Behandlungsweisen ist doch wenigstens möglich. Eine kleine Probe bietet schon das Lied „In allen meinen Thaten“. Herr Henke druckt seinem Prinzip getreu auch alle *eigentlichen* Reiestrophen Flemmings ab (*8 Strophen*), die man in den Gesangbüchern ge-

wöhnlich wegläfst, aber er klammert diese Strophen ein und bemerkt, daß dieselben nicht auswendig zu lernen sind. Da dieses schöne Lied schon für Sexta bestimmt ist, so ist die Bemerkung um so mehr am Platze. Um allgemeine Erörterungen zu sparen, möchte ich auch induktiv sagen, daß ich dies Lied gern zweimal abgedruckt sähe, einmal im Gesangbuch, dann im deutschen Lesebuch für die obere Klassen und zwar hier vollständig nach dem Original, ohne Abänderung der jedesmaligen letzten Zeile.

Eine schlimmere Kollision liegt in der Textform der alten Lieder. Der Verf. will die alte Form möglichst beibehalten, aber er muß doch sehr viel ändern, ganz selbstverständlich, wie jeder weiß, der die alten Texte wirklich gesehen hat. Wie steht es nun mit dem Prinzip vom „Dichter und Dichtwerke“? Die literarische Genauigkeit, die wir uns jetzt bei dem Abdruck unserer Schriftsteller so sehr angelegen sein lassen, verträgt sich wiederum nicht mit dem religiösen Interesse, wie der Herr Verfasser sowohl in der Beseitigung veralteter oder anstößiger Formen, als in der Änderung vor-Opitzscher Metra „um der leichtern Singbarkeit“ willen es selbst mit Recht anerkennt.

Mit der Hereinziehung anderweitiger Interessen in das Schulgesangbuch hängt es auch zusammen, daß dasselbe alle im Laufe der Jahrhunderte aufgetauchten Richtungen vertreten soll. Dies zeigt auch theoretisch ein Anhang (S. 149—159): Abriss der Geschichte des Kirchenliedes, welcher in sehr hübscher, knapper Weise alles Wesentliche mit steter Rücksicht auf die im Buche enthaltenen Lieder darstellt. Einiges wird freilich vorgetragen, was man nicht recht weiß, aber das läßt sich in Kompendien nicht ganz vermeiden. Hier wollte ich nur hervorheben, daß ich jenes ganze Prinzip für die Schule nicht hochschätze. Auch wenn wir einmal für den Augenblick von der religiösen Absicht des Buches absehen, dürfen wir getrost auf jede Vollständigkeit auch in unsern litterarhistorischen Mitteilungen verzichten. Es scheint mir mehr und mehr unter den Freunden der Erziehung Billigung zu finden, daß wir nichts, was untergeordneter Natur oder gar verwerflich ist, deshalb in der Schule treiben, weil eine wissenschaftliche Lücke entstünde, wenn wir es übergängen. „Das Beste gut genug“ für die Schüler, dieses Prinzip möchte ich so lange aufrecht halten, als uns noch Material bester Art genug übrig bleibt, um auch die geistige Gewandtheit und die Reflexion der Schüler an diesem Material zu erziehen. Und dessen ist genug und übergenuß vorhanden. Es ist vielleicht etwas willkürlich, wenn ich einige Lieder herausgreife, die ich der Schule nicht vorlegen möchte. Nr. 63: Es kennt der Herr die Seinen (Spitta) mit einer Melodie aus Mendelssohns „Liedern ohne Worte“; Nr. 90: Laßt mich gehen; Nr. 101: Harre meine Seele; Nr. 120: Wo findet die Seele die Heimat etc. Woher diese Konzessionen an den Diakonissen-Geschmack stammen, er-

bt sich vielleicht ganz genügend aus historischen Gründen, aber
hts desto weniger bedaure ich diese und ähnliche Ab-
wächungen des Klassischen, dem die Sammlung ja vorherrschend
nt.

Aus Gründen, die das kurze Vorwort übergeht, die aber
ohl in der Natur des bisherigen Schulgesangbuches liegen werden,
d über den Texten der Lieder die Melodien in vierstimmigem
tze abgedruckt — nur 8 Lieder sind nicht zum Singen be-
mmt. Wir enthalten uns des Urteils über die Angemessenheit
r Einrichtung selbst, für die sich manches sagen läßt, bisher
ten wir auch hierin eine Scheidung der Lehrmittel für die
eligionstunde und die Gesangstunde vorgezogen, schon wegen
r gemischten Konfessionen, die in der Gesangstunde zusammen-
effen. In rein evangelischen Anstalten könnte man darüber
wegkommen.

Was die musikalische Satzform betrifft, so bedaure ich, daß
eine Aufschlüsse über diese Seite gegeben werden. Vielleicht ist
auch ein Anschluß an das bisherige Buch notwendig gewesen.
ie meisten Sätze sind in moderner Form gehalten, auch schöne
boräle von J. S. Bach treten entgegen, z. B. aus der Matthäus-
assion, wobei freilich zu erwähnen ist, daß der schöne Satz,
en Bach nur zu der einen Strophe: „Wenn ich einmal soll
cheiden“ komponiert hat, hier zu dem ganzen Lied gesetzt ist.
ber meine Stellung zu dieser ganzen Auffassung kirchlicher
ormusik kann ich in der Kürze und bei dieser Gelegenheit
icht wohl handeln. Ich weise auf eine ganz andere Form hin,
ie ich für mustergültig halte, auf das nach II. Bellermanns
nd Grells Ansichten gearbeitete Chorbuch von Sering (2. Aufl.
ahr, Schauenburg, 1884), Anhang S. 255 ff., 24 Choräle ent-
altend. Hier kann man sehen, was kirchlicher Stil ist und wie
an sich in Septimenaccorden, Umkehrungen, Modulationen,
orhalten etc. beschränken muß, um nicht verschiedene Zeiten
urcheinander zu mengen. Doch ich gehe nicht weiter darauf
in und mache nur im Vorbeigehen auf einen Druckfehler in
r. 79 (im Tenor zu Anfang) aufmerksam, alles Übrige unterdrücke
b, um nicht bloß Ausstellungen zu machen.

Denn es wäre gegen meinen Wunsch, wenn das Gesagte
en Eindruck machte, als wäre ich dem Herrn Verf. nicht dankbar
ir seine Gabe. Ich fühle mich überwiegend mit ihm in Überein-
ümmung und kaun es um so eher sagen, als von den 58 Liedern
eines Hülfsbuches sich nicht weniger als 43 auch bei Herrn
lenke vorfinden. Außerdem ist dem Buche eine fleißig gear-
eitete Lesetafel für die Morgenandachten des Gymnasiums
eigefügt, mit Angabe der passenden Liederverse, endlich auch
in Programm für die liturgische Weihnachtsfeier am Barmer
ymnasium, wie sie wirklich stattfindet. Solche Mitteilungen
ollten öfter erfolgen, obgleich es doch gut ist, wenn man sie

etwas anders behandelt als die Pensa und die Aufsatzthematika der Schulnachrichten.

Auf die Frage, ob überhaupt ein besonderes Schulgesangbuch für Gymnasien erforderlich sei, ist der Verfasser nicht eingegangen, wenn man von der orthographischen Veranlassung die er zu Anfang des Vorworts erwähnt, absehen will. Für die Rheinprovinz ist die Sache auf jeden Fall einfach, denn das sogenannte Provinzialgesangbuch (Elberfeld 1835) steht bei weitem nicht mehr auf der Höhe der Zeit, und seit länger als 10 Jahren denkt man ernstlich daran, es abzuschaffen und durch ein anderes zu ersetzen. Unsere Kinder werden also wohl ein besseres Buch erleben, und dann wäre es wünschenswert, daß es in Kirche und Schule zugleich gebraucht würde. Ob es aber überhaupt so nötig ist, daß jede Provinz ein besonderes Gesangbuch hat? Spotten dürfen wir nicht darüber, denn der Partikularismus macht die sonderbarsten Anstrengungen, staatliche und provinzielle Verschiedenheiten zu erfinden und dieselben in der Verschiedenheit der Verfassungen zu befestigen. Und auf unserem eigensten Gebiet giebt es Käuze, die für gewisse Provinzen gewisse lateinische und griechische Grammatiken und andere Schulbücher als ortsberechtigt und provinziell legitim ansehen. So lange eine solche Zerfahrenheit die Zeit durchdringt, ist die Schule auch berechtigt, sich ein eigenes Schulgesangbuch zu schaffen. Das Ideal würde aber ganz anders aussehen.

Kreuznach.

W. Hollenberg.

DRITTE ABTHEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

Die XXXVIII. Versammlung Deutscher Philologen und
Schulmänner zu Gießen vom 30. September bis
3. Oktober 1885.

(Schluß.)

Zu Beginn der zweiten allgem. Sitzung gelangte eine Depesche des Fürsten Bismarck zur Verlesung, worin derselbe herzlichen Dank für freundliche Begrüßung aussprach, ebenso ein Schreiben des Veteranen der Versammlung, Eckstein-Leipzig. Es wurde ihm auf Anregung des Präsidiums in telegraphischer Grufs übersandt, der dann wieder ebenso in bekannter Herzlichkeit erwiedert wurde.

Nun sprach zunächst Prof. Dr. Bonn Meyer-Bonn über „Friedrichs es Großen Schulregiment“.

Neben der Kirche, die man mit Vorliebe die Mutter der Schule nennt, ergißt man häufig die großen Fürsten und Staatsmänner, die vielfach die bedeutenderen Väter waren, wie seit Karl d. Gr. Herzog Ernst in Gotha, Kaiser Joseph II. und Friedrich d. Gr. Ihr bezw. des Staates Einfluß mußte steigen infolge der Religionsspaltung, die in dieser Beziehung zum Vorschein kam, wie Friedrich selbst deutlich ausgesprochen hat. Auf dem Boden einer aufgeklärten religiösen Anschauung setzte er kräftiger als alle Fürsten Deutschlands Luthers Werk geistiger Befreiung der deutschen Volksbildung fort. Zunächst ist sein Verdienst auf dem Gebiete des Schulwesens darin zu suchen, daß seine Regierung ein kräftiges Regiment im einheitlichen Geiste eines vorsichtig aufklärenden Liberalismus geführt hat. Das persönliche Eingreifen des Königs hatte feste Konsequenz zur Folge, unabhängig von den leitenden Persönlichkeiten. Doch gerade in einer Mischform war der Bestand des Geschaffenen gesetzlich zu normieren. Dies geschah durch eine große Reihe von Erlassen und Schulreglements, die sich auf alle Gebiete der Volksbildung von der Volksschule — für diese stufgemäß in umfassenderer Weise — bis zur Akademie erstreckten. Ihre Bedeutung ist zu suchen 1) in der staatlichen Anordnung einer strengen Schulaufsicht, 2) in der gesetzlichen Forderung einer staatlich zu fördernden Lehrerbildung und Lehrerprüfung, 3) in der strengeren Durchführung der gesetzlichen Schulpflicht und eines begrenzten Schulzwanges. Gegenüber der Zersplitterung, die bis dahin in den Aufsichtsbehörden zu Tage trat, forderte schon der Unterrichtsminister v. Zedlitz 1771 eine staatliche Centralbehörde, ein Oberschulkollegium, das allerdings erst später wirklich wurde. Unter Friedrich blieb die Aufsicht wesentlich den staatlichen anvertraut, aber unverkennbar im Auftrag des Staates, auch den

Privatschulen gegenüber. Schulmeister sollten nur tüchtig befundene Leute werden, die gehörig examiniert und mit einem Zeugnis versehen wären, für die eigenen Landschulen in den Amtstädten und Amtsdörfern war verordnet, daß jeder Lehrer eine Zeitlang mit Erfolg das Chur-Märkische Küster- und Schul-Seminar zu Berlin besucht haben mußte. Für die Katholiken wurden bestimmte Schulen angegeben, die als Seminarien dienen sollten. In den höheren Schulen ward die Pflege der Lehrervorbildung in der Weise empfohlen, wie es später der Direktor Gedicke in Berlin anordnete. Für gedeihliche Entwicklung dieser höheren Lehrerbildung war das Selbständigwerden des Schullehrers gegenüber den Theologen erforderlich. Es geschah dies vor allem durch Pflege der philologischen Fachstudien, namentlich in Halle durch Berufung F. A. Wolfs. Auch durfte kein Geistlicher Philosophie lehren.

Die Forderung der allgemeinen Schulpflicht war schon vor Friedrich da, es war weder eine protestantische noch preussische Erfindung, aber der König hat vor allen den Willen gezeigt und die Macht besessen, ihr immer größere Geltung zu verschaffen. Wer ferner nicht von allen öffentlichen Bedienungungen ausgeschlossen sein wollte, mußte auf einheimischen Schulen und Universitäten studieren, was namentlich gegen die neuerworbenen Schlesier gerichtet war, die auswärts österreichisch oder doch antipreußisch denken und fühlen zu lernen vielfach vorzogen.

Man sagt oft, Friedrich habe durch die Verwendung seiner Invaliden im Schuldienst und durch die Begünstigung der Jesuiten als Lehrer in Schlesien in der Praxis von der Förderung für Lehrerbildung und Lehrprüfung selbst absehen wollen. Dies Verhalten hat schulpolitisch seine Berechtigung. Zunächst herrschte ein ganz ungeheurer Mangel an passenden Individuen, und man mußte sich oft mit den elendesten Subjekten behelfen. Unter den Invaliden selbst wurden nur diejenigen gewählt, die lesen, schreiben und rechnen konnten. Sie waren mit ihrem soldatischen Pflichtbewußtsein und ihrer vaterländischen Gesinnung immer noch bessere Lehrer als herabgekommene Schneider und verbummelte Studenten. Mit den Jesuiten stand es teils gerade so, teils ist hervorzuheben, daß sie die kenntnisreichsten Lehrer unter den katholischen Ordensleuten und besser unterrichtet waren als die notorisch unwissenden anderen katholischen Geistlichen. Auch waren sie nicht ausschließlich österreichisch gesinnt, sondern mehr Kosmopoliten. Endlich hatte er vertragsmäßig den Status quo in Schlesien zu erhalten. Mit ihnen gemeinsam reformierte er die Universität Breslau und die höheren Schulen Schlesiens. Für den nachdrücklichst gewährten Schutz haben sie sich bloß dankbar erwiesen. Diese Schulpolitik beweist, wie viel die Staatsmacht bei klarem und festem Willen auch von der katholischen Kirchenmacht zu erreichen imstande ist.

Die Edelleute des Landes wurden angehalten, in ihren Dörfern die nötigen Schulen zu bauen. Das Realschulwesen hatte sich besonderer Gunst zu erfreuen, der Stand der Gymnasien hob sich beträchtlich, namentlich durch die Berufung ausgezeichneter Gelehrten und Pädagogen als Direktoren. Die Universitäten aber genossen vor allem eine Freiheit des Denkens und Lehrens wie sonst nirgends. Friedrichs Schulregiment wußte, daß die Wahrheit dabei schließlichschließlich doch am besten fährt, und Kant hat dies dem König zum höchsten Ruhm angerechnet. Die Hochflut einer liberalen Schulpolitik ist stets zugleich die Hochflut des preussischen Staatslebens gewesen.

Es sprach sodann Oberbibliothekar Dr. Duncker-Kassel über „den gegenwärtigen Stand der Limesforschung“. Eine eigens angefertigte Karte erleichterte das Verständnis des Vortrages. Der Gegenstand war hier von besonderem Interesse, da unweit von Gießen der Limes Romanus am weitesten in das Hessenland vorgeschoben war.

Nach einer Übersicht über die neueste Litteratur über den Gegenstand werden zunächst die Resultate, zu denen man bezüglich des Laufes und der Konstruktion der Hauptteile des Limes gelangt ist, besprochen. Am wenigsten sind wir von der Befestigungsweise des Limes Raeticus, der Strecke von der Donau bis zum Remsthal in Württemberg, unterrichtet. Es ist zweifelhaft geworden, ob die sogenannte „Teufelsmauer“ in der That der vorgeschobene Teil der römischen Grenze in Rätien war. Die dortigen Bauwerke sind noch nicht systematisch untersucht. Auffallend ist der große Abstand der hinter der Teufelsmauer liegenden Kastelle ($2\frac{1}{2}$ bis 13 und mehr km), während auf der Strecke zwischen Main und Rhein die Befestigungen dem Pfahlgraben viel näher liegen. Eigentliche Grenzcastelle fehlen also auf jener Strecke, stichhaltige Gründe dafür sind noch nicht aufgefunden. Nachdem um 172 Marc Aurel mit seinen Generalen Pompeianus und Pertinax Rätien und Noricum von den anstürmenden Germanenscharen säubert, wurde die Verteidigung der Reichsgrenze eine intensivere. Der Limes Raeticus wurde mehr dem System des gegen die Chatten bestehenden Walls angepaßt und im Anschluß an ihn in gerader nach Nordwesten gerichteter Linie ein Wall bis zum Main gezogen, der südliche Teil der Transrhennanus, mit den üblichen Zwischenkastellen und Wachttürmen und 7 großen Kastellen, von Miltenberg bis Pfahlbrunn oder Lorch und weiter bis Kehlheim a. d. Donau. Diese württembergisch-badische Strecke besteht im Gegensatz zu der Steinmauer des Raeticus nur aus einem Erdwall mit vorgelegtem Graben; die Türme stehen nie, wie bei jenem teilweise, auf dem Walle, sondern dahinter. Die Anlage macht den Eindruck rascher Errichtung. Wo der Anschluß beider Befestigungen zu suchen ist, bleibt noch eine offene Frage. Es folgt sodann die gewöhnlich mit dem Namen „Mümling-Linie“ bezeichnete Reihe von Kastellen, die sich weiter westlich vom Main her durch den Odenwald zum Neckar hinabzieht. Der Abschluß dieser Odenwald-Linie, wie sie Redner nennt, ist erst neuerdings nach Norden sicher festgestellt in dem Kastell von Würth am Main. Unter Antoninus Pius war sie schon vorhanden. Ihre Betrachtung führt zu dem Gedanken, daß die Form des Grenzschatzes durch einzelne Kastelle mit einer verbindenden Etappenstraße die ursprüngliche war. Der spätere Limes Raeticus und der südmainische Transrhennanus bedeuten eine allgemeine Vorschübung und stärkere Sicherung der Grenze. — In Bezug auf das Stück zwischen Main und Rhein ist jetzt teilweise durch die Thätigkeit des Redners selbst der Irrtum beseitigt, daß der Wall durch Vogelsberg und Spessart nach dem Main gezogen worden sei. Es steht jetzt fest, daß von Miltenberg bis Großkrotzenberg der Main anstatt des Walles mit einer Reihe von Forts auf dem linken Ufer die Grenze gebildet hat. Aschaffenburg kommt bei der ganzen Frage jetzt nicht mehr in Betracht. Die Forschungen in der Wetterau waren von jeher mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, weil die Limesreste dort schon frühe der Feldkultur gewichen sind. Auch die vermeintlich definitiven Feststellungen Cohausens sind jüngst mehrfach korrigiert worden.

Mehrere grössere Kastelle sind richtig festgestellt und ausgegraben. Über die Richtung im allgemeinen und die Ausgangsstelle bei Rheinbrühl, wo die Grenze von Ober- und Niedergermanien war (am Vinxtbach), ist nach Cohausens Arbeiten kein Zweifel mehr.

Was den Zweck des Limes angeht, so legt Redner nach Beleuchtung der neuesten Ansichten mehr Gewicht auf das Aufgebot der Provinzialen zur Besetzung der Verteidigungslinie bei Eintritt eines Krieges (vgl. Tac. Hist. 1, 68), als bisher geschah. Ohne die Bedeutung des Walls als Demarkationslinie in friedlichen Zeiten und als Zollgrenze in Abrede zu stellen, muß er doch an eine gewisse Verteidigungsfähigkeit glauben.

Wann ist der nördliche Teil des Limes entstanden? Feste Plätze waren schon zu Drusus' Zeit vorhanden. Unter Domitian wurde die Grenze weiter vorgeschoben. Aber das wohlgedachte System der ganzen Anlage ist das Werk Trajans, der Germanien wie kein anderer kannte. Unter seinem Kommando ist ziemlich sicher auch die erste steinerne Rheinbrücke bei Mainz errichtet worden, ebenso die im Juli d. J. bei dem Kastell Groß-Krotzenburg entdeckte Mainbrücke. Als er den Thron besteigen sollte, kehrte er nicht eher nach Rom zurück, als bis er die Durchführung seiner Vorkehrungen für eine dauernde Besitznahme des Landes so weit gefördert sah, daß er sie anderen überlassen konnte. Die Wichtigkeit seiner gegen die Chatten gerichteten Thätigkeit darzulegen, gehört mit zu den Zielen der Taciteischen Germania.

Am Nachmittage war eine Fahrt nach der benachbarten auf einem waldigen Hügel sehr schön gelegenen Ruine Schiftenberg geplant. Das mafslas schlechte Wetter und wohl auch die Aussicht auf den fashionablen Ball am Abend hielt jedoch viele ab, den bereitstehenden Extrazug, der etwa 100 Gäste an den Fuß des Berges brachte, zu besteigen.

Am Abend hatten die Gäste Gelegenheit, wiederum in den Räumen des „Gesellschaftsvereins“ bei dem von diesem veranstalteten Festball die Gießener Damen kennen und schätzen zu lernen. Der Höhepunkt der Freude wurde allerdings nicht im Ballsaale, sondern in einem weinfeuchten Nebenraume erreicht, wo bei Lied und Weis alt und jung bis zum grauen Morgen zusammen tagte.

In der dritten allgemeinen Sitzung wurde zunächst der Vorschlag der für die Wahl des nächsten Versammlungsortes ernannten Kommission angenommen. Demnach und nach der alsbald eingetroffenen Zusage wird die nächste Versammlung 1887 in Zürich tagen und als ersten Präsidenten Prof. Dr. A. Hug, als zweiten Gymnasialrektor Dr. H. Wirz haben.

Zunächst sprach Oberlehrer Dr. Paul Cauer aus Kiel über: Wissenschaft und Schule in der Homer-Grammatik. Die ansprechende Art des Vortrags, die feine Form, in welcher scheinbar rein philologische Dinge auch für diesen Fragen ferner stehende Hörer angenehm und fesselnd zur Darstellung kamen, der wirklich durchschlagende Inhalt brachten dem Redner wohlverdienten Beifall und gestatten ein näheres Eingehen. Ziel der Vortrags war, aus den Ergebnissen der neueren grammatischen Wissenschaft die herauszugreifen, die geeignet erscheinen, um in die Praxis der Schule aufgenommen zu werden. Gerade an der Homer-Grammatik soll angesichts der teilweise gerechtfertigten Besorgnis, daß die heutigen speziell grammatischen Studien in die Schule in einem das Verständnis und die Aneignungskraft de

Schüler übersteigenden Maße getragen werden möchten, gezeigt werden, wie sich zweckmäßig das Verhältnis von Wissenschaft und Schule gestaltet.

Ilias und Odyssee waren naturgemäß als älteste Sprachdenkmale seit Buttmanns Philologus das Feld etymologischer Forschungen. Dieser an sich berechtigte Zusammenhang hatte die nachteilige Folge, daß man sich gewöhnt hat, in Homer-Ausgaben mit etymologischer Gelehrsamkeit zu prunken. Dies ist falsch. Zur Interpretation eines jeden Schriftstellers gehört nur das, was für das Verständnis jeder einzelnen Stelle notwendig ist. Alles weitere sind mehr wie überflüssige Zierraten, wenn nicht etwa schon im voraus die einfachen Begriffe, auf die man ein Wort zurückführt, bekannt und geläufig sind. Etymologische Erklärungen letzterer Art gehören ganz gewiß in die Schule. Wenn man z. B. gleich im Anfang der Odyssee bei den Worten *πίσις* und *πόσις* dem Schüler sagt, daß wir im deutschen „hehr“ und „herr“ dieselben Anschauungen haben, daß ebenso in anderen Sprachen in den gleichen Verbindungen Komparativbildungen vorliegen, wie in *magister*, *maître*, *sieur*, *master*, so bewegen sich solche Betrachtungen völlig in einem Gedankenkreise, der dem Schüler nicht fern liegt, ja sie regen ihn an und werden mühelos haften bleiben. Auch auf dem Gebiet der zusammengesetzten Adjektiva gehören die unsicheren Resultate, die Etymologien der Worte, die 3, 4, 5 oder noch mehr verschiedene Erklärungen haben, nicht in die Schule, während als ein völlig gesichertes Ergebnis z. B. die *Ἀρτεμις ἰοχέαιρα* als „die Pfeile entsendende“ dem Schüler mit der kurzen, einleuchtenden Erklärung nicht vorenthalten bleiben soll. Denn die Worterklärung erleichtert hier nur das Festhalten des Begriffes. Wo aber, und das ist bei vielen neueren etymologischen Erklärungen der Fall, nur Möglichkeiten vorliegen, wird man besser thun, an derjenigen festzuhalten, die wenigstens den Vorzug der Tradition für sich hat.

Weniger beliebt als die Etymologie ist die homerische Laut- und Flexionslehre. Eine systematische Erlernung derselben ist allerdings ein Uebling. Dem widerspricht schon die Dialektmischung, die wir in den homerischen Gedichten vor uns haben. Aber die wichtigsten Eigentümlichkeiten gleich im Anfang der Homerlektüre zusammenzustellen, dürfte doch nicht bloß ein sprachwissenschaftliches Experiment, sondern eine dauernde Förderung des Unterrichts bedeuten. Auch gewisse Textänderungen, sofern sie wissenschaftlich begründet sind und zugleich die Interpretation des Textes erleichtern, darf man mit Recht als gesichertes Ergebnis der neueren Wissenschaft betrachten und sie folglich der Schule nicht mehr vorenthalten. So ist es dem Schüler nur dienlich, wenn man statt *ἕως ὃ ταῦθ' ὤρμαινε* schreibt *ἕως ὃ ταῦθ' ὄρμαινε*. Mit dem Digamma hat man gewiß viel Unfug getrieben, der niemandem etwas nützte. Es wirkte nur erschwerend für den Schüler, wenn man ihm *ἰδε ἄστρα* statt *ἰδεν ἄστρα* u. a. bot. Wozu soll er auch mit einem Buchstaben rechnen, den er weder sieht noch hört? Dagegen wird ihm die Lesart \times 190: *οὐ γὰρ ἴδμεν* als von der gelehrten Kritik festgestellt mit regelrechter Position weniger schwierig fallen als das sinnlose überlieferte *οὐ γὰρ ἴδμεν*.

Eine wirklich wichtige, noch nicht genug gewürdigte Entdeckung ist weiter Wackernagels im großen und ganzen durchschlagende Beweisführung, daß die vielbesprochenen und, wie man immer wieder zugeben mußte, auch nach den scharfsinnigsten Erörterungen über verschiedene Arten von Assimi-

lation stets doch nur teilweise erklärten Formen der Verba auf —ά ὀρώσι, ἠβώνοντες, αἰσιώνονται, μύασσθαι nur Zwittergebilde seien, die man Herausgebern schon vor der alexandrinischen Zeit verdanke. Attische Herausgeber schrieben attische Formen, wo das Metrum die offenen verlangte, während man damals, wo Schrift und Sprache sich lange nicht so deckten wie heutzutage, gewifs richtig las und sprach. Aber im weiteren Verlauf suchte man den Widerspruch zwischen Schrift und Metrum zu vermitteln und machte statt der alten unkontrahierten Formen die heute in unseren Texten stehenden Ungetüme. Hier wäre das Erkennen dieser Beweisführung in weiteren Kreisen und ihre Aufnahme in die Ausgaben zugleich ein Triumph der Wissenschaft und ein unschätzbare Gewinn für die Schule.

In ähnlicher Weise kann die historische, vergleichende Syntax, richtig behandelt, nur Früchte für die Schule tragen. Wer in dem homerischen Satzbau das werdende erkennt und darauf hinweist, der fördert den Schüler mehr als wenn er jede Abweichung vom attischen Sprachgebrauch als etwas regelloses bezeichnet und die Erklärung der nun schwierigen Stellen willkürlichem Raten oder Gemeinplätzen überläßt. So gehört unbedingt die Thatsache, daß alle Relativpronomina ursprünglich Demonstrativa waren, in die Schule. Denn, wenn es von Atlas heißt ὅς τε θαλάσσης πάσης βένθεα οἶδεν, so darf man doch ruhig dem Schüler, statt ihn mit der Versicherung zu vertrösten, dies τε verstärke oder verallgemeinere, verraten, daß es in der parataktischen Redeweise der alten Sprache eigentlich heißt: „und der kennt die Tiefen des ganzen Meeres“. Dieselbe Thatsache, daß es ursprünglich nur Parataxe gab, läßt allein den häufigen Gebrauch von δέ im Nachsatze verstehen, und namentlich ist die historische Betrachtung fruchtbar zu machen für die Bedingungssätze, zumal im Deutschen wie im Lateinischen sich zahlreiche Beweise für die Richtigkeit der Langeschen Erklärung der Bedingungssätze als ursprüngliche Wunschsätze finden. Man vergleiche nur Sätze wie divide et impera oder das Wallensteinsche „Sei im Besitze und du wohnst im Recht,“ sowie die gleichen Partikeln, die zur Einleitung eines Wunsches und einer Bedingung gebraucht werden. Damit fällt auch die alte Erklärung von εἰ δ' ἄγε = εἰ ἐθέλεις ἄγε, die abgesehen von anderen Schwierigkeiten das Schicksal aller Ergänzungstheorien zu teilen verdient. εἰ ist hier in seiner ältesten Bedeutung ein Ausruf des Wunsches, εἰ δ' ἄγε etwa: „frisch wohlan!“

Die Aufnahme solcher und zahlreicher anderer Ergebnisse in die Schule würde den Unterricht nicht belasten, sondern erleichtern. Es wäre zugleich auch ein thatsächlicher Ausdruck der Gewifsheit, daß es keinen bedeutender Fortschritt in der Gelehrtenarbeit giebt, der nicht auch dem Lernenden seiner Zeit zu gute käme.

Darauf sprach Oberlehrer Dr. Soltau-Zabern über „die Bedeutung Catos für die römische Chronologie“. Er will die Versammlung zu einer Stellungnahme drängen. Sobald von einem bestimmten großen Ereignis häufiger gerechnet wird, so ergibt sich daraus, daß eine ziemlich allgemein anerkannte Ansetzung dieses Ereignisses besteht. Diese kann keinesfalls beliebig bei einem Schriftsteller der gleichen Periode ohne weitere Motivierung durch eine andere ersetzt worden sein. Die Fixierung eines vorgeschichtlichen Ereignisses und die Ansetzung einer Ära von einem solchen ab sind zwei ganz verschiedene Dinge. Cato setzt z. B. die Gründung

Roms 432 Jahre nach dem trojanischen Kriege, aber er nahm diesen Ansatz nicht als Ausgangspunkt einer Zeitrechnung. Er rechnete von den festen Epochen der republikanischen Geschichte aus rückwärts. Die bisher konstatierte Konfusion in der römischen Chronologie ist auf einige einfache Ursachen zurückzuführen. 1) Die Unsicherheit, welche über eine Reihe von chronologischen Ansätzen der Königszeit besteht, ist nicht auf die Chronologie der republikanischen Zeit zu übertragen. 2) Eine Differenz in den Namen der Konsuln bzw. die vorübergehende Auslassung einzelner Eponymen ist nur zum geringeren Teile auf eine Differenz in der Zählung zurückzuführen. 3) Nachdem so eine Reihe von untergeordneten Varianten entfernt sind, wird es möglich sein, die unleugbar bestehenden Differenzen über die Zählung von Jahren der Republik darauf zurückzuführen, daß neben die Rechnung nach Amtsjahren eine natürliche Rechnung, eine Zählung nach Kalenderjahren, gesetzt ist. Diese 3 Thesen werden eingehend erläutert.

Die Diktatorenjahre sind nicht einfache Füll- oder gar willkürlich interpolierte Jahre, sie sind als reguläre Magistratsjahre anzuerkennen, welche dann um des chronologischen Ausgleichs willen bei dem Versuch, eine natürliche Rechnung an Stelle der Amtsjahrzählung zu setzen, in der Liste gestrichen, in der historischen Darstellung mit dem Vorjahre kombiniert wurden.

Die Reduktion der römischen Zeitrechnung ist vorgenommen von Cato. Dies erkennt man daran, daß die ältesten Annalisten wie auch Varro eine untereinander völlig übereinstimmende Zählung der Amtsjahre haben, während schon Polybius anders rechnet. Die Reduktion fand statt nach dem alten Fabius Pictor und vor Polybius. Daß gerade Cato die Umrechnung vorgenommen hat, dafür spricht 1) das Zeugnis des Dionys, der jenen als tüchtigen Chronologen hervorhebt, 2) der unzweifelhaft als ein Fragment der Origines anzusehende Bericht des Polybius über die Galliereinfälle, 3) namentlich das catonische Gründungsdatum (432 Jahre nach Troja).

Der Redner verhehlt sich nicht, daß seine Ansicht über die Diktatorenjahre als arge Ketzerei angesehen wird. Er hofft jedoch bis ins Einzelste hinein den strikten Beweis für die Richtigkeit seiner Ansicht führen zu können.

An den Vortrag knüpfte sich eine kurze Bemerkung von Direktor Matzat, es scheine ihm zu wenig berücksichtigt zu sein, daß ja die Annalisten so sehr verschiedene Gründungsdaten angeben, und der Vortragende sei der originellen Chronologie Diodors zu wenig gerecht geworden. Herr Soltan suchte dies zu widerlegen, ist im übrigen der Ansicht, daß derartige Fragen nur durch Spezialuntersuchungen zu lösen sind.

Dr. Kehrbaeh-Berlin richtete sodann in seinem Vortrage „über die Bibliothek der Comeniusstiftung“ einen warmen Mahnruf an die deutschen Schulmänner. Er schilderte, wie trotz aller Anstrengungen der leitenden Persönlichkeiten es wegen der unzureichenden Mittel unmöglich sei, daß die pädagogische Bibliothek der Leipziger Comeniusstiftung ihr Ziel erreiche. Dies ist, eine Centralbibliothek, ein bibliographisches Nachweisungs-bureau für das gesamte pädagogische Unterrichtsmaterial zu werden. Um ihren Zweck ganz und voll zu erfüllen, muß sie ein Reichsinstitut werden. So gut das Reich das archäologische Institut in Rom, das zoologische in Neapel und andere unterstützt, verdient es auch und in noch höherem Grade die Comeniusstiftung. *Überlieferu wir unseren Nachkommen die*

Monumente einer Schulthätigkeit, die der Veredelung des menschlichen Geschlechts gewidmet ist.

Das Resultat der Ansprache war die einstimmige Annahme folgender Anträge:

1) Die Philologen-Versammlung wolle beschließen, daß in Zukunft in das Programm ihrer allgemeinen Sitzungen ein Bericht über die Comeniusbibliothek aufgenommen werde.

2) Daß eine Kommission gewählt werde, welche die Petition an den Reichskanzler zu verfassen hat, durch welche derselbe gebeten werden soll, der Comeniusstiftung eine ständige jährliche Unterstützung aus Reichsmitteln zuzuweisen.

3) In die Kommission, welche die Petition an den Reichskanzler beraten und im Namen der Philologen-Versammlung unterzeichnen wird, sollen gewählt werden: die Professoren Dr. Schiller, Oncken, Bona Meyer, Uhlig, Direktor Dr. Vogt in Kassel und Oberschulrat Dr. Albrecht in Straßburg, welchen die Kooptation von weiteren Mitgliedern aus den verschiedenen deutschen Staaten und Interessenkreisen obliegt.

Dazu tritt noch auf Vorschlag Dr. Kehrbach selbst.

Der letzte Redner dieses Tages war Prof. Dr. Ihne-Heidelberg über „das Studium der neueren Sprachen auf der Hochschule“.

Bei der Organisation des Studiums der neueren Sprachen ist das Vorbild der klass. Philologie maßgebend gewesen. Es wird das Hauptgewicht gelegt auf die Formen der Sprachen, die den früheren Jahrhunderten angehören und die thatsächlich ebenso tot sind wie Griechisch und Lateinisch. Darüber wird die lebende Sprache im Studium mit ganz ungenügender Zeit abgefunden und im Examen so gut wie ganz übergangen. Ja, man blickt sogar auf das sogenannte „Parlieren“ mit einer gewissen Verachtung. Man verkennt den großen Unterschied zwischen Wesen und Nutzen der altklassischen Studien und der modernen. Das Endziel der letzteren kann nur eine möglichst große Fertigkeit in Rede und Schrift neben der Kenntnis der Nationallitteratur sein. Bei den germanistischen Studien, die auch auf das Altertum zurückgehen, geht man wenigstens von der bekannten Muttersprache zu den unbekannteren Formen alter Sprachperioden. Dem Sprachstudium aber die Wissenschaftlichkeit abzusprechen, falls es nicht auf die Geschichte der Sprache eingeht oder gar darin aufgeht, ist nur eine Selbstüberhebung der historischen Schule, die oft Hand in Hand geht mit einer mangelhaften Kenntnis der lebenden Fremdsprachen. In den Geist einer lebenden Sprache einzudringen, ist ebenso wissenschaftlich wie schwer, es gehört dazu große geistige Kraft und ernstes Studium, es muß Geschmack, Urteil mit gründlichem Wissen sich paaren. Für dieses Eindringen bedarf es vor allem einer umfassenden Kenntnis der Litteratur, einer massenhaften Lektüre. Erleichtert wird es durch die Ähnlichkeit der in ihnen ruhenden Anschauungen mit unserer eigenen Gedankenwelt. Es ist jedoch betrübend zu beobachten, wie wenig die Studierenden wirklich lesen. Dies ist natürlich; denn die Anforderungen der historischen Sprachforschung, das mühselige Hindurcharbeiten durch geistlose Schriftwerke des Mittelalters benehmen ihnen Zeit und Lust. Außerdem wissen sie, daß heute derjenige Examinand glänzend besteht, der in jenen Dingen *Bescheid weiß*, wenn er die Sprache auch selbst nur dürftig beherrscht.

Diese Übelstände bedürfen einer Abänderung: die sprachgeschichtlichen Studien in den Seminarien beschränke man etwa auf das dritte Studienjahr und ziehe im Examen solche Examinatoren zu, welche der Sprache mächtig sind. Dann wird das gebührende Gewicht auf Fertigkeit und Korrektheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch gelegt werden. Auch empfiehlt es sich allgemein, Realschulabiturienten zum Studium der neueren Philologie zuzulassen, da namentlich im Englischen der Gymnasiast selten über die Anfangsperiode hinauskommt. Tüchtige Lehrer der neueren Sprachen für die Mittelschulen heranzubilden, ist nur möglich durch eine Umkehr von der jetzigen verkehrten Richtung.

Auf Antrag von Prof. Dr. Stengel-Marburg wurde die Diskussion über die wichtigen hier in Betracht kommenden Fachfragen in die neuphilologische Sektion verlegt. Wir nehmen aus den Verhandlungen derselben vorweg, das Folgende beschlossen wurde: „Um der praktischen Ausbildung der neuphilologischen Schulamtskandidaten auf der Universität ebenso wohl Genüge zu leisten als ihrer historisch-wissenschaftlichen Schulung, ist es notwendig, das auf allen deutschen Hochschulen je zwei Professuren für Englisch und Französisch angestrebt werden, die das Gesamtgebiet der modernen Philologie theoretisch und praktisch umfassen. Wünschenswert ist zugleich, das jedem neuphilologischen Schulamtskandidaten vor seinem Eintritt in das Schulamt ein längerer Aufenthalt im Auslande behufs seiner weiteren Ausbildung ermöglicht wird.“

Am Nachmittag fuhr ein vollbesetzter Extrazug mit vielen Damen nach dem nahe Wetzlar mit seinen zahlreichen ewig denkwürdigen Stätten der Erinnerung. Der Abend brachte dann den durch die Munificenz der Stadt Gießen gegebenen alten, dem ehemaligen Studenten ewig jungen Kommers unter dem Präsidium des unterzeichneten Referenten. Das urgemütliche Zechen und Singen, die begeistert aufgenommenen Salamander, die teilweise ungeheuren Beifall erregenden Scherzreden — worunter ich die köstliche lateinische Ansprache des Rechtsanwalts Curtman-Gießen, die auch gedruckt verteilt wurde, hervorhebe — gaben Zeugnis von der gehobenen Stimmung. Die letzten Ritter von der Gemütlichkeit sollen um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr morgens auf dringendes Bitten des Wirtes, der das Lokal wieder für die letzte allgemeine Sitzung herrichten mußte, geschieden sein.

In der vierten allgemeinen Sitzung, am Sonnabend den 3. Oktober, lud vor Eintritt in die Tagesordnung der Universitätskanzler Hr. Prof. Dr. Garois als Vorsitzender des historischen Vereins die Versammlung für den Nachmittag zu einem Gang nach der in jeder Beziehung hochinteressanten Burgruine Gleiberg ein. Wir fügen gleich hinzu, das zahlreiche Gäste dieser freundlichen Einladung Folge leisteten und unter kundigster Führung genussreiche Stunden verlebten; ein würdiger Abschluß des schönen Festes!

Nun sprach zunächst Prof. Dr. Trautmann-Bonn über „Wesen und Entstehung der Sprachlaute“.

In lautwissenschaftlichen Kreisen herrschen zwei Gegensätze. Der Streit bezieht sich namentlich auf die Frage nach dem besten Vokalsystem. Das der „English-Scandinavian school“, zu der sich auch der Deutsche Sievers bekennt, gründet sich nach dem von dem Engländer Bell aufgestellten Vokalsystem auf die lauten Vokale. Danach werden nach den verschiedenen Stellungen der Zunge, nach der größeren oder geringeren Muskelthätigkeit, nach der

Stellung der Lippen einige 70 Vokale angenommen. Das von dem Redner vertretene ist eigentlich das von Hellway 1781 schon aufgestellte, ist aber von dem Redner zuerst auf wissenschaftliche Füße gestellt worden. Es gründet sich auf die geflüsterten Vokale. Denn auch als solche sind sie vollkommen, wie Redner selbst zeigt, und durch die Stimme wird das wahre Wesen nur verdunkelt. Es giebt 8 harmonische Töne. Ebenso wie die Klänge stehen auch die Mundstellungen, mittels welcher sie (14 Vokale) hervorgebracht werden, in harmonischem Verhältnis, gleichmäßiges Wachsen des Kieferwinkels, gleichmäßig vorschreitende Erweiterung der Lippenöffnung, gleichmäßiges Zurückgehen der Zunge und Heben des Gaumensegels findet z. B. statt in der von dem Vortragenden sogenannten u-Reihe — es werden 4 solcher Reihen angenommen —, die durch folgende Worte dargestellt sein mögen: Hut, Ofen, encore, fr. pas. Das System hat vor dem englischen vor allem voraus, daß es den Kieferwinkel, das meßbarste und zuverlässigste von allen Dingen, die die Mundstellung für einen gewissen Vokal ausmachen, gehörig berücksichtigt. Im ganzen ist es eine Verirrung, ein Vokalsystem lediglich auf die Mundstellungen zu bauen, wie Bell es that. Das ist Gutdünken und Willkür.

Die Richtigkeit der eigenen Vokalreihen beweist Redner durch eine Reihe von Experimenten an Gläsern und Flaschen. Jeder in einem Hohlraum, der teilweise offen ist, eingeschlossene Luftraum ist auf einen Ton von einer gewissen Höhe abgestimmt; diese hängt ab von der Größe, Gestalt und den Öffnungen der Hohlräume. Eine angeschlagene Stimmgabel bringt einen gleichgestimmten Hohlraum und so auch den richtig gestellten Mund zum lauten Klingen; auf einen nicht ganz gleichgestimmten wirkt sie nicht oder nur ganz wenig. Die Experimente beweisen, daß die Vokale des Trautmannschen Systems wirklich die angegebene Tonhöhe haben.

An den Vortrag schlossen sich verschiedene Anfragen und Beantwortungen, aus denen hervorzuhellen sein dürfte, daß der Vortragende erklärte, seine Auffassung lasse die Helmholtzsche Lehre von der Zusammensetzung der Töne aus Grundton und Obertönen völlig unangetastet, dagegen stehe er in Bezug auf die Tonhöhen der geflüsterten Vokale in teilweise Widerspruch mit H. Ferner bat er an einem Kranken, dem die Zunge ausgeschnitten war, die Erfahrung gemacht, daß Leute ohne Zunge gewisse, namentlich die tieferen Vokale deutlich hervorbringen können, wieder ein Beweis, daß ein System, das seine Vokale lediglich nach den Stellungen der Zunge bestimmt, unbrauchbar ist.

Den letzten Vortrag hielt Privatdozent Dr. Schwan-Berlin, über „die Geschichte des mehrstimmigen Gesangs und seiner Formen in der französischen Poesie des 12. und 13. Jahrhunderts“.

Die erste Epoche machende Arbeit des in Giefson geborenen Friedrich Diez galt der mittelalterlichen Lyrik. Das dort Gegebene will Redner ergänzen, denn bei den von Diez behandelten Formen der höfischen Poesie war das Bestimmende der Text, während es sich hier um diejenigen handelt, bei denen die Musik das Ursprüngliche war.

Die älteste Form des mehrstimmigen Gesanges, schon im 9. Jahrhundert üblich, wurde nach dem Instrument, das die Veranlassung dafür gewesen war (Orgel), Organum genannt. Es bestand aus 2 Stimmen, von denen die Hauptstimme den ritualmäßigen gregorianischen Kirchengesang vortrug, während

die Oberstimme ihn in parallelen Quinten begleitete. Diese eigentümliche Harmonie beruht auf der Einrichtung der französischen Vielle (Fiedel), die wieder aus der bretonischen „Rotte“ hervorging, und auf der mit der Melodie, die auf der einen Saite gespielt wurde, zugleich der Grundton und die Quinte auf den anderen Saiten ertönten. Im 11. Jahrhundert wurde statt dieses Parallelorganums das schweifende Organum üblich, das als Durchgang zu den Konsonanzen (Quinte, Quarte, Oktave) auch Dissonanzen (Sekunden und auch die große und kleine Terz) gestattete. Daraus entwickelte sich im 12. Jahrhundert der Discantus, dessen Nenerung darin bestand, daß zu einem Ton der Unterstimme (Tenor) zwei und mehr Töne der Oberstimme gesungen werden konnten. Hieraus ist allmählich die moderne Musik entstanden. Er erzeugte auch notwendigerweise die Mensuralnotation, da jetzt die Dauer jeder Note genau bestimmt werden mußte. Auch schrieben die Theoretiker für ihn das Kunstmittel der Gegenbewegung der beiden Stimmen vor, daher Dis-cantus. Die Harmonie verliert jetzt ihre Bedeutung als Verzierung des Kirchengesangs und bemächtigt sich des Volksliedes. Die „Motets“, gemeinhin „Refrains“ genannt, bewirken als neues Element die musikalische und poetische Umbildung des Discantus. Die selbständig gewordene Oberstimme sang die leichten Motets, der Tenor die feierlichen Noten des cantus firmus. Der Name Motets übertrug sich nun auf die ganze Form, die den mehrstimmigen Gesang in die weltliche Kunst eingeführt hatte. Eine Reihe der verschiedenartigsten Formen sprossen nun hervor. In den Romanzenmotetten lehnt sich das Motet, die Pointe, an das erzählende Volkslied an. Die Pastourellmotette entlehnt den Stoff zur Einführung des Refrains dem Hirtenleben. Die Liedmotette besaßen mehr lyrische Volkslieder. Andere sind der chanson in konventioneller, höfischer Manier nachgebildet, oder dem geistlichen, besonders dem Marialied oder auch dem moralischen Sirventes. Je nach der Stellung des Refrains zu Anfang oder zu Ende lassen sich noch die Glossen, die Paraphrase und das Rondel unterscheiden. Die Ausführung durch mehr als zwei Stimmen wird mit der weiteren Ausbildung der Harmonie im 13. Jahrhundert das Übliche. Den einzelnen Stimmen liegen meist verschiedene Texte unter. Die Rondels (Rundlieder, weil die Refrainmelodie stets wiederkehrt) und die Conduits wurden auch ohne Texte komponiert und auf der Vielle vorgetragen. Diese bilden den Anfang der heutigen Terzett-, Quartett-, Quintettmusik.

So entwickelt sich aus den bescheidenen Anfängen des auf der Rotte oder Vielle ertönenden Quintenakkords eine Fülle von Formen, in denen die heutige Harmonie und der moderne Kontrapunkt wurzelt.

Nachdem sodann die Präsidenten der einzelnen Sektionen über die Thätigkeit der letzteren übersichtlichen Bericht abgestattet und Direktor Dr. Weicker-Stettin nochmals unter allgemeinem Beifall offiziell den Dank der Versammlung an alle, die zum Gelingen des Festes mitgewirkt, besonders aber an die beiden Präsidenten ausgesprochen hatte, schloß der 2. Präsident Oncken mit einem herzlichen Schlußworte, in dem er hervorhob, daß diese Versammlung eine neue Sektion, die historische, geschaffen habe, die diesjährige 38. Versammlung.

Bericht über die einzelnen Sektionen.

Die pädagogische Sektion, die bei weitem die stärkste war, konstituierte sich am 30. September und wählte zum ersten Präsidenten

den Realgymnasialdirektor Nodnagel - Gießen, zum zweiten Direktor Dr. Weicker-Stettin.

Am 1. Oktober hielt Direktor Dr. Hampke - Göttingen den von allen Seiten mit größter Spannung und Teilnahme erwarteten und aufgenommenen Vortrag „Über die praktische Vorbildung für das höhere Lehramt“.

Der Wunsch nach einer mehr geregelter Unterweisung der Kandidaten ist mit der Überzeugung, daß mit dem Wissen noch nicht die Befähigung zum Lehrer erworben ist, auch in Lehrerkreisen immer tiefer geworden. Gerade jetzt, wo kein Lehrermangel vorhanden, haben die jüngeren Lehrer Zeit zur gründlichen Vorbereitung. Was ist die Summe desjenigen, welches dem meist fachwissenschaftlich gut vorbereiteten Kandidaten in der Zeit seiner praktischen Vorbildung geboten werden muß? Er muß ausgebildet werden in der Kunst des Leitens, des Beherrschens der Klassen, der Handhabung der Disziplin. Dies geschieht zunächst durch strenge Selbstzucht und eine gespannte Wachsamkeit über die Klasse, durch weise Mafregeln der Zucht, die im richtigen Moment mit Geistesgegenwart zur Ausführung zu bringen sind, durch Erhaltung des Interesses aller Schüler. Aber es ist darauf hinzuweisen, daß alle Zuchtmittel in Einklang stehen mit dem höheren Ziele der Erziehung.

Dann kommt als zweite Aufgabe der Unterricht. Hierbei ist namentlich zu achten auf klare Darstellung und präzisen Ausdruck. Nichts werde dem Schüler vereinzelt geboten, sondern alles in festgliederter Ordnung. Nach einem durchgenommenen Ganzen darf es an Rückblicken nicht fehlen. Die verschiedenen Formen des Unterrichts angemessen und geschickt zu verwenden, muß der Kandidat ebenfalls angehalten werden, namentlich auf den untersten und mittleren Stufen. Er muß eingehend darüber unterrichtet werden, was für die Bildung der Jugend mit dem Betrieb der einzelnen Lehrgegenstände bezweckt werden soll. Endlich kommt das Technische, wie die Übungen am besten zu gestalten sind, damit das Wissen am sichersten in ein Können sich umwende. Hierhin gehören auch Belehrungen über die Korrektur, damit sie ihren Zweck erfülle.

Der Erwerb dieser vielfachen Kenntnisse ist zu sichern durch fortgesetzte Anleitung, Übung, Zurechtweisung durch einen tüchtigen Meister und fortgesetztes Anschauen und Einleben in normale muster-gültige Verhältnisse. Ein jeder angehende Lehrer muß klare Kenntnisse von den Schulzielen und den zu ihnen führenden Wegen gewinnen, er muß sich eine solche Fertigkeit erwerben, daß er später selbständig weiter wirken kann, und es muß in ihm endlich eine hohe Gesinnung begründet werden von den Pflichten und der Würde seines Berufes.

Solche Bildung kann nur an Anstalten mit ganz normal geordneten Verhältnissen und unter einer Persönlichkeit, die mit allen Aufgaben des Lehrerberufs und den Mitteln zu ihrer Lösung vertraut ist, gewonnen werden. Letztere wird in der Regel der Direktor sein, der tüchtige Fachlehrer zur Unterstützung heranzieht. Unter sonst gleichen Verhältnissen verdient das Alumnat in erzieherlicher Hinsicht den Vorzug, ebenso die kleine Stadt vor der großen.

Steht der Kandidat unter sorgfältiger Aufsicht, so braucht er nicht erst *Wochen lang* zu hospitieren, sondern er mag seinen Unterricht gleich be-

nen, wodurch das Gefühl der Verantwortung geschürft wird. Der Einsende giebt selbst vorbildlich einmal eine Stunde oder führt jenen in eine Klasse, wo ein tüchtiger Lehrer wirkt. Daran sind eingehende Beobachtungen anzuknüpfen, auch die theoretische Begründung darf nicht fehlen, aber sind die Belehrungen nur Ratschläge, denen die überzeugende Kraft fehlt. Die pädagogischen Unterweisungen auf der Universität aber wirken dann nach, wenn sie angeknüpft werden an eine pädagogische Thätigkeit der Lernenden. Die pädagogische Vorbereitung muß sich, falls sie erst nach der wissenschaftlichen Prüfung beginnt, auf 2 Jahre erstrecken. Die Vermeidung des Vorbereitungsdienstes und eine zweite Prüfung würde auch dem Beruf vornehmer machen, was gewiß nichts schadet; hier hätte auch die Bismarckspende ihre berechnete Verwendung.

Solche Einrichtungen müssen an bestimmten Anstalten dauernd sein, wenn eine reichere Ausstattung von Lehrmitteln und Lehrkräften zu gebrauchen ist. Die Störungen für die Anstalt fallen in solchen geordneten Verhältnissen, nach den gemachten Erfahrungen, sehr wenig ins Gewicht. Die Befürchtung, daß damit eine schablonenhafte Methodenreiterei einreißen würde, ist völlig grundlos. Nicht sehr glücklich ist die in verschiedenen Provinzen getroffene Einrichtung, dem Schulrat die Leitung der pädagogischen Seminare anzuvertrauen.

Es war voranzusehen, daß eine eingehende Besprechung über diesen ganzen Lehrerwelt bewegenden Gegenstand stattfand; wir heben aus den Verhandlungen, welche beinahe die 3 Sitzungen völlig ausfüllten, nur das Wesentlichste hervor.

Prof. Bona Meyer-Bonn ist entschieden dagegen, daß Universitätslehrern die praktische Lehrerbildung überlassen bleibe, kann sich aber nicht einem bestimmten Seminar, dem die einzelnen Kandidaten zugewiesen werden, wie es für Elementarlehrer besteht, befremden, da dann die Eltern es das „Experimentieren“ protestieren würden. Der Probekandidat soll in den normalen Schulen, wie sie bestehen, 2 Jahre unterrichten, dann erliegt er einer bestimmenden Beurteilung, aber keiner zweiten Prüfung. Man ist allerdings vorauszusetzen, daß von der Universität ein genügendes Maß Vorbildung mitgebracht wird. Dies geschieht heute aber nicht. Denn Universitätslehrer vergessen häufig neben der Aufgabe, die Wissenschaft zu fördern, die andere wichtigere, künftige Lehrer zu bilden. Namentlich der klassische Philologie tritt dies schreiend hervor, die Berührung mit den Universitätsprofessoren und den Lehrern der höheren Schulen müßte viel inniger werden, um hier befruchtend zu wirken.

Prov.-Schulrat Dr. Lahmeyer-Kassel macht für die unter den Räten bestehenden Seminarien geltend, daß der Schulrat tieferen Einblick in viele Schulen habe, daß er die jungen Leute unter die verschiedenen Klassen, die an seinem Sitze bestehen, verteilen könne und ein wirksames Urteil für die Verschiedenheit der direktorialen Beurteilung abgebe.

In der Sitzung am 2. Oktober wurde die Diskussion fortgesetzt mit der Beschränkung, daß keiner länger als 10 Minuten sprechen dürfe. Es erörterten namentlich die Herren, die bereits pädagogische Seminare leiten, ihre Einrichtungen.

Direktor Dr. Uhlig-Heidelberg hat die Einrichtung, daß ältere Lehrende vor Gymnasial-Klassen in der Weise unterrichten, daß sie mit

seiner Anleitung zunächst einer Unterrichtsstunde beiwohnen und dann die nächste, nachdem sie von dem Direktor noch bis ins Einzelne vorbereitet sind, selbst erteilen, in Gegenwart des Redners und des gewöhnlichen Lehrers. Nachher wieder eingehende Besprechung und ev. Wiederholung der formellen Fehlritte bei der Vorbereitung für die folgende Lektion. Es ist also nur eine Anleitung, zu der Teilnahme ist niemand verpflichtet.

Dir. Weicker - Stettin leitet in Verbindung mit dem Marienstiftsgymnasium ein Seminar. Die 4 aufgenommenen Kandidaten sind zu je 10 Stunden verpflichtet und zählen als Hilfslehrer mit einem Stipendium von 150 Thalern, möblierter Wohnung und Brennmaterial. Außer den Lehrstunden sind sie zu besonderen Konferenzen und einer größeren Jahresarbeit verpflichtet. Die Probelektionen vor Direktor und Seminarmitgliedern sind für die formelle Ausbildung empfehlenswert. Dadurch, daß die Kandidaten zur Deckung des Unterrichts mitbestimmt sind, können andere Lehrer zu ihrer Ausbildung nicht genügend herangezogen werden. Wünschenswert sind mindestens 3 Seminaristen in einer Provinz, zwei für klassische Philologen und Germanisten, 1 für Mathematiker und Neusprachler, das mit einer Realschule verbunden sein kann.

Dir. Prof. Schiller - Gießen verweist bezüglich der Einrichtung seines Seminars auf seinen eingehenden Aufsatz in dieser Zeitschrift 37. Jahrgang S. 57 ff. Er rekapituliert die dort von ihm aufgestellten Thesen und betont außerdem folgende wesentliche Punkte: Es ist seither zu wenig auf die Mitwirkung der Anstaltslehrer für die Seminarthätigkeit gehalten worden. Wenn, wie es natürlich ist, dieselbe Anstalt längere Zeit Seminararaustalt bleibt, so werden sich traditionell und durch die Fürsorge der Schulverwaltung die Lehrer nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch in genügender Weise dafür einarbeiten.

Die früher hier neben der pädagogischen geforderte fachwissenschaftliche Abhandlung ist fallen zu lassen. Damit die Kandidaten den Unterricht allseitig kennen lernen, muß der Unterricht meist halbjährlich wechseln. Die Nachteile hiervon kann man dadurch paralisieren, daß ihnen ein tüchtiger Lehrer zur Seite steht, daß ferner der betr. junge Mann schon die letzten 5—6 Wochen mindestens dem Unterrichte beiwohnt, den er im folgenden Semester erteilen soll. Daß wir hier das Seminar haben, ist in gewissem Sinne eine Auszeichnung, aber auch eine große Last.

Dir. Hampke's Seminar schließt sich als zweite, praktische Abteilung an die erste, theoretische, und diese wieder an ein philologisches Seminar an; die beiden letzteren stehen unter Prof. Sauppe. Die ordentlichen Mitglieder erhalten 250 Thlr. und geben 10—12 Stunden; auf ihre Teilnahme ist von vorher herein gerechnet. Wöchentlich finden Probelektionen statt, in denen der jüngere Lehrer zunächst zeigen muß, was und mit welchem Erfolge er es durchgenommen hat, daran schließt sich eine neue Lektion. Am selben Abend finden die Besprechungen darüber statt, wobei vorzüglich Rücksicht auf die leitende und erziehende Thätigkeit des Lehrers verwandt wird.

Kanzler der Universität Prof. Dr. Gareis - Gießen weist darauf hin, daß er als Vorsitzender der wissenschaftlichen Prüfungskommission reichliche Gelegenheit habe, die jungen Leute kennen zu lernen. Er tritt nach seinen Erfahrungen energisch dem namentlich in der Presse so häufig dem Seminar gemachten Vorwurf, daß die Schüler dabei zum Experimentieren

verwandt würden, entgegen. Denn experimentieren wird jeder junge Lehrer, dies wird aber nur erträglich innerhalb des festen Rahmens eines Seminars. Er hat auch die Erfahrung gemacht, daß der scheueste Kandidat unter solcher Leitung oft ein vorzüglicher Lehrer wird. Endlich weiß er als Vater, daß es den Seminaristen, die an der hiesigen Anstalt gebildet sind, in sehr kurzer Zeit gelungen ist, sich das Herz ihrer Schüler zu gewinnen.

In Abwesenheit des Dir. Dr. Frick berichtete Prof. Dr. Kramer-Halle über das dortige Seminar. Es sind dort infolge der guten Dotierung immer 10—16 junge Leute beschäftigt. Sie werden für die spezielle Unterweisung einzelnen Lehrern bzw. Direktoren der einzelnen Anstalten überwiesen. Dir. Frick hat die Unterweisung in didaktischen Grundsätzen und somit das Centrum der ganzen Ausbildung in der Hand. Die praktische Organisation zerfällt in Vorlektion durch einen Lehrer und eine Probelektion durch den Kandidaten vor sämtlichen Lehrern und Mitgliedern des Seminars.

Die Diskussion wurde nun unterbrochen durch den Vortrag des Dir. Matzat - Weilberg: „Über das Zeichnen im geographischen Unterricht“.

Derselbe beschränkte sich bei der vorgerückten Zeit auf eine praktische Demonstration ohne theoretische Erörterungen. Er will vor allem die Einwürfe gegen das Zeichnen, daß es zu zeitraubend und zu schwierig sei, praktisch widerlegen und wählt daher das für das Zeichnen schwierigste Objekt, Griechenland, als Beispiel. Er giebt zunächst einen Punkt an, von welchem ausgegangen wird. Um diesen werden konzentrische Kreise geschlagen, deren Radien 100, 200, 300 km vorstellen. Dann werden mit dem Zirkel auf der Karte vom Schüler Kreise beschrieben, die Punkte ausgegeben, welche von der Kreislinie berührt werden oder nicht weit abliegen, dazu die Richtung vom Centralpunkte aus. Jeder gefundene Punkt wird sogleich in die Zeichnung eingetragen. Die Herstellung der ganzen Zeichnung von Griechenland nahm 10 Minuten in Anspruch; der Vortragende will einem besonders ungeschickten Schüler die zehnfache Zeit zugestehen. Die behaupteten Schwierigkeiten werden in erster Linie durch die Zeichnung von kleinen Objekten, sodann durch die Neuerungen in seinem Verfahren gehoben. Hierin trat besonders das Schraffierungsverfahren, das imstande ist nicht nur die Länge und Breite, sondern auch die Höhe der Bodenerhebungen auszudrücken, hervor.

In der Diskussion wird auf die Gefährdung der Disziplin hingewiesen, wenn der Lehrer so lange der Klasse den Rücken zukehrt. Der Vortragende wies demgegenüber darauf hin, daß er sich immer nur auf einige Augenblicke von der Klasse abzuwenden habe. Auch bezüglich des Zeitverlusts und gegen die Unsicherheit des Maßstabes wurden Bedenken geäußert.

In der 4. Sitzung vom 3. Oktober standen 2 Reihen von Thesen, aufgestellt von Hampke einerseits, von Dir. Wittich - Kassel andererseits, zur Diskussion. Von letzteren ist hervorzuheben, daß sie namentlich Seminaristen in Städten mit mehreren Lehranstalten forderten, so daß die Kandidaten an diese gehörig verteilt werden könnten. Die geeignetste Persönlichkeit für die Leitung müßte dann natürlich der Schulrat sein. In äußerst lebhafter Debatte wurde dieser Gedanke jedoch abgelehnt. Dabei trat namentlich von Seiten hessischer Lehrer der Wunsch zu Tage, es möchte allen Kandidaten die Wohlthat eines Seminars, das aber nicht zu „monopolisieren“ sei, zu teil werden, damit es nicht Lehrer 1., 2. und 3. Ranges im Lande gäbe.

Das Gesamtergebnis war die zum Teil einstimmige Annahme folgender Thesen:

1. Die päd. Sektion der 30. Vers. d. Phil. und Schulm. vermag nicht anzuerkennen, daß das Probejahr in seiner gegenwärtigen Einrichtung die Gewähr biete, daß den Berufsgenossen eine wohlgeordnete praktische Durchbildung und eine ausreichende pädagogische Unterweisung zu teil werde.

2. Sie spricht ihre Überzeugung dahin aus, daß eine solche Ausbildung am besten durch die Teilnahme an einer Art von seminaristischem Kursus erreicht werde.

3. Solche Kurse werden ihres Erachtens am angemessensten an bestimmten von den Schulbehörden auszuwählenden höheren Lehranstalten eingerichtet werden, an denen in der Regel die Direktoren unter der Beihilfe von Fachlehrern für längere Zeit mit der Leitung zu betrauen sind.

4. Die Teilnahme an einem solchen Kursus ist jedem Kandidaten sowohl zu eröffnen, als auch zur Pflicht zu machen.

Sodann erhielt noch Dir. Prof. Schiller das Wort zu einer Mitteilung über die Monumenta paedagogica des Dr. Kehrbach. Er wies auf die Wichtigkeit dieses Unternehmens für jeden, der sich mit der Geschichte der Pädagogik beschäftigt, hin, charakterisierte den Plan des Herausgebers, der die ganze Entwicklung des Deutschen Erziehungs- und Unterrichtswesens in ihren wesentlichen Manifestationen vorführen will, und sprach die Bitte aus „die versammelten Mitglieder wollen in ihren Kreisen für die Anschaffung des Werkes für die Anstaltsbibliothek wirken“. Ferner wurde sein Antrag: „die pädagogische Sektion wolle eine Kommission einsetzen, welche an die Deutschen Regierungen ein Gesuch richten soll, das Werk den Schulbibliotheken zur Anschaffung zu empfehlen“, sowie der Vorschlag des Dr. Kehrbach, „den 1. Präsidenten der Versammlung, Dir. Schiller, und den Präsidenten der pädagogischen Sektion zu Mitgliedern dieser Kommission mit dem Rechte der Kooptation aus Angehörigen der Deutschen Bundesstaaten zu ernennen und ihnen weitere Schritte zu überlassen“, einstimmig angenommen. Als weitere Mitglieder wurden bereits die Direktoren Uhlig und Weicker vorgeschlagen. Endlich wird beschlossen, daß bei allen künftigen Versammlungen ein Bericht über die Fortschritte des Unternehmens in der pädagogischen Sektion erstattet werden solle.

Die kritisch-exegetische Sektion vereinigte sich mit der archäologischen und wählte zu ihren 1. Präsidenten Prof. Iwan Müller-Erlangen, zu ihrem zweiten Direktor Dr. Müller-Flensburg.

In ihrer 2. Sitzung sprach Dr. J. Keller-Mainz „Über römische Inschriften und andere Funde in Mainz“ unter Vorzeigung von Abdrücken und Originalfunden. Den Beinamen G(emina) der leg. XIII auf einer neuerdings im Rhein gefundenen Inschrift erklärt er daraus, daß diese Legion mit den Resten einer aufgelösten verschmolzen war. Da sie um 70 n. Chr. den Titel Martia victrix erhielt, läßt sich aus dem genannten Steine, der diese Worte hat, vielleicht der Schluss auf die noch umstrittene Bauzeit der Mainzer Rheinbrücke machen, daß die Legion zwischen 70 und 100 am Brückenbau thätig war und letzterer dem Trajan zuzuschreiben ist.

Ein vorgelegtes Militärdiplom giebt Aufschlüsse über die auxilia oberrheinischen Armeecorps aus d. J. 90.

Eine weitere Inschrift mit einem Schreiben Mommsens über die Zeit derselben ist bereits im Korrespondenzblatt der Westd. Zeitschr. III 117 mitgeteilt.

Er legt ferner Lanzenklingen von unverkennbar römischer Form, aber ungewöhnlicher Größe, die in Rheinhessen gefunden sind, vor. Redner ist sie deshalb für Votivwaffen.

Dr. Maurer - Mainz sprach alsdann über *δόσις δ' ὀλίγη τε φίλη τε* 106 und ξ 59. Der Sinn dieser Worte sei weder selbstverständlich noch jetzt festgestellt. Vofs übersetzt an beiden Stellen gleich Jordan verschieden. Die Deutung ist vorzuziehen, die den gleichen Sinn für beide Stellen, sowie für \mathcal{A} 168 *ἐγὼ δ' ὀλίγον τε φίλον τε ἐρχομ' ἔχων ἐπὶ νῆας*, setzt. Zunächst handelt es sich um *φίλος*. Die Iliasstelle, die am besten deutsch wird durch „mit wenigem fürlieb nehmen“, giebt den Schlüssel an. Die Kleinheit paart sich hier mit dem Erfreulichen. Demnach heisst die erste Odyssee-Stelle: „Auch mit kleiner Gabe nehmen sie (Fremdlinge und Bettler) fürlieb“. An ein bestimmtes Sprichwort ist nicht zu denken. Die zweite Stelle schließt sich noch genauer an das Wort des Achill \mathcal{A} 167 an. Er will also besagen: „die Gabe, die von uns kommt, fällt so aus, daß der Empfänger mit Kleinem fürlieb nehmen muß“, freier: „bei unserer Gabe ist es mit wenig fürlieb nehmen“. Wollte jemand die Vofs'sche Übersetzung in diesem Sinn interpretieren, so wäre der Sinn des Vortrages nicht verstanden.

In der 3. Sitzung vom 2. Oktober führte Dr. Keller zunächst seinen schon skizzierten Vortrag, den er wegen Unwohlseins hatte unterbrechen lassen, zu Ende.

Hierauf machte Direktor Dr. A. Müller - Flensburg eine kurze Mitteilung aus dem Gebiete des griechischen Bühnenwesens. Die Behauptung, daß die Schauspieler wie die Choreuten in der Orchestra agierten und zwar auf einem Gerüste, das in gleicher Höhe mit dem Logeion auf gewesen, ist offenbar irrtümlich. Man erkennt die Richtigkeit der älteren Anschauung am besten, wenn man Dramenstellen aussucht, aus denen mit Sicherheit hervorgeht, daß die Schauspieler auf einem höheren Niveau standen, als die Choreuten. Eine besonders treffende Stelle ist *Wespen* 1514: *ἀτὰρ καταβατέον γ' ἐπ' αὐτούς μοι*. Der Vortragende betonte bei der Lektüre der Dramatiker auf derartige Stellen zu achten und solche mitzuteilen.

Sodann berichtete Dr. Gropius - Weilburg über einen neuen codex Isidorus Hispalensis aus dem 9. Jhd., der sich in Weilburg befindet.

In der 4. Sitzung am 3. Oktober sprach Prof. Dr. Rumpf - Frankfurt a. M. darüber, ob die in der Philonischen Inschrift über die *σχευοθήκη* mehrfach vorkommende *μεσόμνη* in der That sachlich und sprachlich mit der homerischen *μεσόδημη* identisch sei.

Die Interpretation von *μεσόδημη*, die Rumpf schon in seiner Schrift de *libris Homericis* gegeben, als einem im Hintergrund des Hauses durchgehenden Querbalken, auf dem obere Räume, wenn durch Scheidewände getrennt, Vorratskammern u. dgl. ruhen, die aber anderen Falls eine Art Corridor oder Gallerie bildeten, paßt ganz genau auf die Beschreibung Isidorus von den ländlichen Häusern seiner Zeit und auf die von jenem ersterten Worte des Hippokrates. Mit *μεσόδημα* identisch sind die *ὑπερψα*, *σοθήκαι*, *ὄρογκαί*, *στέγαι*. Dasselbe paßt genau zu den *μεσόμναι* in dem philonischen Zeughaus von Zea. Sprachlich ist *μεσόδημη* = *μεσοδομή*, *σπίμνη* = *μεσομένη* von einem vorausgesetzten *μέσομαι*, also so gut wie

nicht verschieden. Die Entwicklung der Bedeutungen ginge also bei beiden von der Grundbedeutung eines Quer- oder Tragbalkens im Hause aus, übertrüge sich aber bei *μεισόθυμη* zunächst auf die mit diesem Balken verbundene Decke oder Bühne, die bei Homer unter, bei Galen über dem Balken angebracht war. Bei *μεισόθυμη* dagegen blieb der doppelte technische Gebrauch bald der Grundbedeutung entsprechend an dem Tragbalken des Dachstuhls, bald an der gleich einem Hängeboden konstruierten Tragbühne (wie bei Philo) haften.

Den Schluß bildete eine Diskussion über noch zwei Homerstellen.

Die deutsch-romanische Sektion hielt unter dem Vorsitz der Professoren Dr. Braune und Dr. Birch-Hirschfeld - Gießen ihre Sitzungen ab. In der ersten kam nach der Konstituierung das Gutachten der Kommission für die Probebibel zur Verteilung.

In der 2. Sitzung wurde der Beschluß gefaßt, aus der Kasse 30 M. für das Grimmdenkmal zu spenden. Eine weitere Sammlung wurde unter den Mitgliedern der Sektion vorgenommen. Den 1. Vortrag hielt Prof. Dr. Birch-Hirschfeld - Gießen „Über die Bedeutung der Troubadours in Dantes göttlicher Komödie“. Dante stellt in seiner Dichtung die geistigen Einwirkungen, welche die Troubadourpoesie auf ihn ausgeübt hat, in der Fiktion persönlicher Begegnung auf seiner Reise durch die drei visionären Reiche dar. Er will in der Vorführung der 4 Troubadours Bertran de Born, Sordel des Mantuaners, Arnaut Daniel, Folquet von Marseille dankbar bezeugen, was seine eigene Bildung den Provenzalen an Lehre und Anregung schuldet. Von ihnen hat er die patriotische Schätzung der Muttersprache gelernt, sie haben aber auch sein ästhetisches Urteil und seine dichterische Richtung mit bestimmt. Sie sind ihm die Vertreter der Hauptaufgaben der Dichtkunst. Auf die Kampf- und Rüngelieder der Provenzalen gehen die Weisen kirchlicher und politischer Polemik zurück. Besonders ist auch ihre Liebeslyrik bedeutungsvoll für D. gewesen, wie sich an der poetischen Ausgestaltung jener Herzensgeschichte D.s, die zu einem der Wesenselemente der göttlichen Komödie geworden ist, schlagend nachweisen läßt. So stammt dies Unberücksichtigtlasse von Beatrices Vermählung, die Unterdrückung des Namens, die Vergötterung der Geliebten aus dem von den Troubadours ausgebildeten Konventionalismus.

Dr. Wenker - Marburg berichtete sodann mit Vorlegung von Karten über das „Sprachatlasunternehmen“.

Nach mehreren Vorarbeiten und Änderungen im Plane sollten hauptsächlich nach Müllenhoffs Anordnungen die sprachlichen Erscheinungen in zwei Hälften, die eine westlich, die andere östlich vom 30. Längengrade aus so behandelt werden, daß jedes Wort getrennt auf einem Blatt erscheint und man so mit einem Blick alle seine Gestaltungen übersehen kann. Bis jetzt sind aus ca. 16 000 Orten etwa 25 Wörter für die westliche Hälfte ausgezogen worden. In den Mustersätzen sind ca. 330 enthalten. Die Dialektforschung soll darauf ausgehen, alle Abstufungen der einzelnen Laute oder Formen in ihrem sprachlichen Werden und Wachsen, in ihrer gegenseitigen Bedingtheit darzulegen und wenn möglich zu erklären. Hierfür eine mikroskopisch genaue Grundlage zu geben, ist die Hauptaufgabe des Sprachatlas. Auf seinem Material läßt sich, wie Redner an Beispielen darlegt, eine vergleichende deutsche Dialektforschung aufbauen, mit dem Vorzug, daß sie mit lebendem Material arbeitet. Soll dieser Zweck erfüllt werden, so muß er,

seither bloß für Norddeutschland in Angriff genommen, auch über Süd- deutschland ausgedehnt werden. Aber dies darf hier nicht hinausgeschoben werden, da unsere nächste Generation nicht mehr das Gefühl einer festen Mundart besitzen wird. Die Kgl. Akademie hat sich finanziell aufser Stande erklärt diesem Plane näher zu treten. Auch die Weiterführung des nord- deutschen Sprachatlas ist in Frage gestellt durch die Einschränkung und Verkürzung, die die Akademie für eine weitere Unterstützung seitens des Kultusministeriums verlangt hat. Denn dazu würde sich Redner nie verstehen. Hoffentlich findet die deutsche Wissenschaft Mittel zur Abhülfe.

Man beschloß: 1) Die Sektion erklärt es für wünschenswert, daß das Werk in der von Dr. Wenker geplanten Vollständigkeit zur Ausführung gelange. 2) Sie beschließt in dieser Angelegenheit ein Gesuch um Unterstützung an den Reichskanzler zu richten und beauftragt das Präsidium mit der Ausführung.

In der 3. Sitzung wählte die Sektion als Präsidenten für die nächste Versammlung die Herren Prof. Dr. Tobler und Prof. Dr. Ulrich in Zürich. Sodann sprach Prof. Dr. Kluge - Jena „Über die Prinzipien in der Entwicklung der Wortbildungselemente“. Er beschränkte sich auf Wortbildung mittelst Suffixe. Innerhalb deren Entwicklungsgeschichte läßt sich klar verfolgen, wie ein ursprünglich funktionsloses Element eine Funktion übernimmt und produktives Suffix wird. Jedes Wortbildungselement von ausgesprochener Funktion ist produktiv, wie sich gut beobachten läßt, wenn man ein bestimmtes Suffix für denselben Begriff auf verschiedenen Sprachgebieten findet: ἀριστερός, sinister und ahd. winistar haben bei gleicher Bedeutung ganz parallele Bildung, die ursprünglich nur einem von ihnen oder einem gemeinschaftlichen Prototyp zukam und sich von da auf andere übertrug, so auch auf die Parallelbegriffe dexter, δεξιτερός. So ziemlich jede nach begrifflichen Gesichtspunkten gebildete Gruppe ist durch ein bestimmtes Suffix charakterisiert. So bildet mhd. Suffix (en)ier Benennungen für Kleidungs- und Rüstungsstücke, ausgehend von Körperteilbenennungen wie huffenier, brustenier, hersenier, schielier u. dgl. Grundtypen waren die entlehnten visier, spalier u. a. Überhaupt lassen sich feste Suffixe für Benennungen von Krankheiten, Münzen, Bäumen, Körben u. s. w. konstatieren. Dieser Gesichtspunkt ist seither nirgends klar zur Darstellung gekommen. Man ging von der Lautgestalt der Suffixe aus, während vielmehr die Funktion die Hauptrolle spielt.

Ein beliebiger Suffixwechsel findet sicher nicht statt. Meist liegen den bez. scheinbaren Fällen lautliche Störungen zu Grunde. Auch die sogen. Suffixsubstitutionen sind auf bestimmte Lautregeln zurückzuführen.

Danach machte Prof. Dr. Stengel - Marburg Mitteilungen über den Briefwechsel von K. Weigand, dessen litterarischer Nachlaß ihm von W.s Tochter anvertraut worden ist. Darunter ist namentlich von Wert eine sehr sorgfältig aufbewahrte Sammlung von an Weigand gerichteten Briefen einer großen Zahl Gelehrter, weil sich in ihnen eine Fülle von Material, namentlich für den künftigen Geschichtschreiber der deutschen Philologie findet. Die Korrespondenz mit den Brüdern Grimm (44 Briefe) wird Stengel in seiner demnächst erscheinenden Sammlung von Grimmbriefen an bessische Freunde veröffentlichen. Die Interessierten werden darauf hingewiesen, daß dabei noch Briefe existieren von Gervinus, M. Haupt, Hoff-

mann von Fallersleben, Müllenhoff, Fr. Pfeiffer, Vilmar, W. Wackernagel u. a., alles Schriftstücke, deren Einblick dem Germanisten erwünscht sein dürfte.

Endlich fand noch eine eingehende Besprechung des Gutachtens der in Dessau gewählten Kommission für die Probebibel statt. Daran beteiligten sich auch mehrere als Gäste erschienene Mitglieder der Giesseer theologischen Fakultät. In Betreff des Gutachtens und einer Reihe von Prof. Dr. Zacher in Halle eingesandter Thesen beschloß man:

1) Die Sektion erklärt es für nicht wünschenswert, daß bei einer Revision der Lutherbibel sprachliche Altertümlichkeiten, die in den jetzt verbreiteten Bibelausgaben schon beseitigt sind, wieder hergestellt werden.

2) Soll zur Erleichterung des Verständnisses überhaupt modernisiert werden, so genügen die in der Probebibel bis jetzt vorgenommenen Änderungen nicht.

3) Die Sektion nimmt die Gutachten der Kommission und die Thesen des H. Prof. Zacher mit Dank zur Kenntnis, hält aber die Sache für noch nicht spruchreif, um positive Vorschläge zu machen.

Die neusprachliche oder wie sie jetzt auf Antrag des Prof. Stengel-Marburg heißt, die neuphilologische Sektion tagte in Vertretung des verhinderten Vorsitzenden, Prof. Lambeck aus Cöthen, unter dem Präsidium von Prof. Vietor-Marburg. Die Namensänderung, die nur unter sehr lebhafter Debatte genehmigt wurde, ist motiviert dadurch, daß die deutsch-romanische Sektion für romanisch so gut wie nichts gethan habe.

In der zweiten Sitzung hielt Dr. Kühn - Wiesbaden einen Vortrag „Über Zweck und Ziel des französischen Unterrichts am Realgymnasium“. Seine Ausführungen gipfeln in folgenden Thesen:

1) Ziel des französischen Unterrichts ist möglichste Aneignung der französischen Sprache; dadurch wird die allgemeine Bildung gefördert und insbesondere die Kenntnis eines wesentlichen Bestandteils des modernen geistigen Lebens erreicht.

2) Alles diesem Zweck Fremde ist aus dem Unterricht zu entfernen, so besonders das Anhäufen von totem Wissen in Grammatik, Synonymik und Phraseologie; die letzteren haben nur Berechtigung als unmittelbarer Ausfluß der Lektüre.

3) Das Übersetzen in das Französische fördert die Kenntnis der französischen Sprache nur wenig; es ist daher erheblich einzuschränken und möglichst retrovertierend zu treiben.

Es ist zu wünschen, daß das als Examenarbeit geforderte französische Exerzitium durch eine Übersetzung ins Deutsche ersetzt wird.

4) Zweck und Ziel des Unterrichts werden erreicht durch die intensiv und extensiv betriebene Lektüre passender französischer Litteraturwerke. Spezielle Ziele des Unterrichts am Realgymnasium sind:

1) die Befähigung, schwierige französische Schriftsteller mit vollem Verständnis nach Form und Inhalt zu lesen und in gutes Deutsch zu übertragen;

2) die Fertigkeit, französische Texte erzählenden Inhalts in möglichst korrekter Sprache schriftlich und mit lautlich reiner Aussprache mündlich wiederzugeben;

3) Kenntnis der französischen Formenlehre nach ihrer historischen Entwicklung und der Grundgesetze der Syntax.

Die Diskussion hierüber ward in einer Nachmittagsitzung fortgesetzt.

Das erst am folgenden Tage zu stande gekommene Gesamtergebnis besteht in folgenden einstimmig gefassten Beschlüssen:

Im Anschluß an die im vorigen Jahre auf der Philologenversammlung zu Dessau angenommene These: „Im französischen und im englischen Anfangsunterricht ist der Lesestoff zum Ausgangs- und Mittelpunkt zu machen und die Grammatik ausschließlich induktiv zu behandeln“ erklären wir:

1) Auch in den oberen Klassen ist die Lektüre zum Mittelpunkt des Unterrichts zu machen.

2) Auch hier ist die Grammatik so viel wie möglich induktiv zu behandeln.

3) Bei Auswahl der Lektüre sind besonders die modernen Historiker zu berücksichtigen.

4) Freie Schreibübungen im Anschluß an Gelesenes sind als Ersatz der Übersetzung aus dem Deutschen allmählich einzuführen.

5) Es ist zu wünschen, daß in der Entlassungsprüfung an Stelle der bisherigen schriftlichen Arbeiten eine dem Ziele der Schule entsprechende freie schriftliche Arbeit gefordert wird, eventuell eine Übersetzung ins Deutsche.

In der Sitzung vom 2. Oktober sprach Dr. Rhode - Hagen i. W. „Über die Schwierigkeiten der Reform des Sprachunterrichts auf lautlicher Grundlage und Vorschläge zu ihrer Beseitigung“. Er bekämpft namentlich die Meinung, daß ohne vorhergehende Schulung im Lateinischen ein rationeller Betrieb der neueren Sprachen nicht möglich sei. Eine solche müsse das Verständnis der Laute verdunkeln. Die Hauptpunkte des Vortrags fanden in folgenden von der Sektion angenommenen Thesen Ausdruck:

1) In Erwägung, daß ein Sprachunterricht auf lautlicher Grundlage unter Beachtung der Sprachprinzipien weit mehr Erfolg verspricht, als die seither unter Zugrundelegung von Buchstabe und Regel befolgte Methode, erklärt die Sektion eine vorbereitende Schulung durch Unterricht im Lateinischen, durch die die Schüler dem Verständnisse der Laute entfremdet werden, für einen rationellen Betrieb des gesamten Sprachunterrichtes für schädlich.

2) Es ist dringend zu wünschen, daß dem Fach der neueren Sprachen die seiner Bedeutung entsprechende Stellung an allen höheren Schulen eingeräumt werde.

3) Die Verwendung von Mittelschullehrern und nicht fachwissenschaftlich vorgebildeten Lehrkräften im neusprachlichen Unterricht ist grundsätzlich auszuschließen.

In der letzten Sitzung vom 3. Oktober fand die Diskussion über den in der allgemeinen Sitzung gehaltenen Vortrag des Prof. Ihne statt. Das Resultat haben wir oben mitgeteilt¹⁾. Zwei weitere Vorträge mußten aus Mangel an Zeit unerledigt bleiben.

Die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion wählte zum Vorsitzenden Prof. Dr. Baltzer aus Gießen.

In der ersten Sitzung führte Herr Benecke - Berlin (Firma Lißer und Benecke) die von ihm ausgestellten physikalischen Apparate vor. Es wurde ihm die Anerkennung der Sektion wie folgt ausgesprochen: „Die mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion spricht der Firma Lißer und Benecke in Berlin ihre volle Anerkennung aus hinsichtlich

der von ihr ausgestellten Sammlung physikalischer Schulapparate; sämtliche Apparate vereinigen gefälliges Aussehen mit einfacher aber solider und sauberer Ausführung, und diejenigen eigener Konstruktion verraten das sehr verdienstvolle Bestreben nach methodischer Anordnung.“

Direktor Dr. Dronke – Trier hielt sodann einen Vortrag „Über einheitliche Bezeichnung von mathematischen Größsen namentlich aus dem Gebiete der Elementarmathematik“. Seine Vorschläge, so weit sie die Billigung der Sektion erfuhren, lauten:

I. Die mathematische Sektion p. p. erklärt es im Interesse des mathematischen Unterrichts für dringend geboten, eine einheitliche Bezeichnung der geometrischen Begriffe und eine einheitliche Schreibweise in der Algebra herbeizuführen.

II. Im besonderen wird beschlossen, folgende Bezeichnungen bzw. Schreibweisen zur allgemeinen Einführung zu empfehlen:

a) in der Planimetrie:

1) Die Bezeichnung von Komplement- und Supplementwinkeln wird nur zur Bezeichnung der Größe, nicht der Lage angewandt.

2) Im Dreieck unterscheidet man Höhen, winkelhalbierende und Mittellinien.

3) Gerade, welche mit einander rechte Winkel bilden, werden normal zu einander genannt.

b) In der Stereometrie:

1) Der auf einer Kugelfläche einem Punkte diametral entgegengesetzte Punkt wird Gegenpunkt genannt (dementsprechend giebt es sphärische Gegendreiecke und Gegendreiecke).

2) Das Dreieck, dessen Kanten senkrecht auf den Seiten eines anderen stehen, ist zu letzterem polar.

c) In der Algebra:

1) $a : b$ bedeutet nur: a dividiert durch b .

2) Die für die Umkehr des Logarithmirens üblichen Bezeichnungen (num, num log) sind ganz zu beseitigen.

In der zweiten Sitzung sprach Oberlehrer Dr. von Fischer-Benzon aus Kiel „Über die Behandlung der geometrischen Konstruktionsaufgaben am Gymnasium“. Er hob zunächst hervor, daß die seither übliche Klassifikation der geometrischen Aufgaben entweder auf der Form der Figur oder auf der Art der gegebenen Stücke beruht, daß dabei zu viele Klassen entstehen, die Übersicht erschwert und gewissermaßen nur ein künstliches System geschaffen wird. Ein natürliches Einteilungssystem nimmt die Unterscheidungsmerkmale aus den für die Lösung der Aufgabe befolgten Methoden. Die Behandlung der Aufgabe auf dem Gymnasium hat dabei noch besonders darauf Rücksicht zu nehmen, daß der Schüler erkenne, nicht nur wie man dieselbe auflöst, sondern auch weshalb sie gerade in der bestimmten Weise in Angriff genommen wird. Wie man bei dem Unterricht dieses Ziel erreichen soll, wurde hierauf an den verschiedensten Beispielen auseinandergesetzt. Hauptgrundsätze sind: Man hat die Figur nicht als ein starres, sondern als ein bewegliches und wordendes Gebilde aufzufassen. Daher spielen die geometrischen Orte die Hauptrolle. Sie dienen dazu, eine kleine Anzahl von ganz allgemeinen Fundamentalaufgaben zu lösen, die dann selbst wieder bei der Durchführung von sehr zahlreichen Aufgaben als Hilfsmittel benutzt werden.

Prof. Dr. Melde aus Marburg sprach dann „Über einige akustische Apparate“, die er, da sie durchgängig den Charakter von Lehrmitteln besitzen, im Gymnasium ausgestellt hatte. Zur Erläuterung stellte er mit ihnen verschiedene Experimente an. Es waren 1) der „Doppelstimmgabel-Apparat“, der den Zweck hat, an einem Faden zwei Aliquotschwingungen gleichzeitig zu erregen. 2) Der einfache kleinere Stimmgabelapparat zur Erzeugung stehender Fadenwellen. Er gestattet, Fäden bis zu 1 Meter Länge mittelst einer Stimmgabel in stehende Wellen zu versetzen, wobei die Stimmgabel aber nicht mit Hilfe des elektrischen Stroms, sondern mittelst eines sogen. Streichstäbchens in dauerndem Schwingen erhalten wird. 3) Der einfache grössere Stimmgabelapparat zur Erzeugung stehender Fadenwellen; er unterscheidet sich von dem vorhergehenden durch die doppelte Länge der Latte. 4) Das „Electromonochord“. 5) Die „Röhrenstimmgabel“. Eine solche kann man aus einer gebogenen Glas- oder Metallröhre oder auch einfach aus zwei Weisblechröhren herstellen. 6) Das „Universalkalceidophon“. 7) Der „Flächeninterferenz-Apparat“.

Dr. Pitz aus Gießen zeigte eine neue Fadenkonstruktion der Hyperbel.

In der 3. Sitzung nahm die Sektion folgenden Antrag von Gymnasial-Lehrer Rösler aus Hannover an: „Die mathematische Sektion erklärt das bisher am meisten gebrauchte Rechenzeichen des Logarithmirens „log“ für unzweckmässig und inkonsequent und empfiehlt das dem Wurzelzeichen entsprechend durch Deformation eines l gebildete Zeichen zur allmählichen Einführung. Die logarithmische Basis wird ev. in die im Grunde des Hauptstrichs befindliche Lücke gesetzt.“

Dr. Nies aus Mainz hielt dann einen Vortrag „Über das Zeichnen von Krystallformen“. Sein Verfahren gestattet jede Form des regulären Krystallsystems ohne jede Hilfslinie direkt an die Tafel oder in ein Heft zu zeichnen.

Zum Schlusse empfahl der Vorsitzende in einem kurzen Berichte die Schrift des Gymnasiallehrers Dr. Schoemann aus Soest „die mechanische Verwandlung des Polygons“. Der Programm-Abhandlung von Dr. Hübner zu Schweidnitz „Neue Darstellung der Elemente der höheren Analysis“ konnte nach dem Bericht des Vorsitzenden anlässlich einer brieflichen Mitteilung des Verfassers die gewünschte Anerkennung nicht zu teil werden.

Die orientalische Sektion tagte unter dem Vorsitze des Prof. Dr. Stade - Gießen, dem als Vicepräsident Prof. Dr. Gildemeister - Bonn zur Seite stand. Sie hielt drei Sitzungen.

In der ersten Sitzung begrüßte der Vorsitzende die Sektion und unterzog die orientalischen Studien in ihrem heutigen Zustande und Gange einer übersichtlichen Besprechung. Daran knüpfte er einen Vortrag über den Orientalisten und Theologen Joh. Heinrich May den Älteren, der 1688 bis 1719 in Gießen gewirkt hat.

In der zweiten Sitzung sprach Prof. Müller - Königsberg über den Katalog der arabischen Handschriften der viceköniglichen Bibliothek zu Kairo.

In der dritten Sitzung hielt Prof. Dr. Kautzsch aus Tübingen einen Vortrag über die im vorigen Jahre vom Deutschen Palästina-Verein unterstützten Arbeiten zur Herstellung einer Karte des Golan. Daneben wurden die geschäftlichen Angelegenheiten der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft besprochen.

Die neue historische Sektion tagte unter ihrem Begründer Prof. Dr. Oncken.

Derselbe entwickelte in der 1. Sitzung in einem einleitenden Vortrag „Über die Einheit der historischen Methode“ zunächst die Gründe für die Entstehung der neuen Sektion. In dem Maße als unter den Mitgliedern Philologischer Versammlungen die Zahl der Fachlehrer für Geschichte sich gemehrt habe, sei eine solche als Sammelpunkt immer mehr zum Bedürfnis geworden. Sie solle nicht einer bestimmten Geschichtsepoche den Vorzug geben und andere ausschließen, sondern sie habe den natürlichen Beruf, das Bewußtsein der Thatsache zu stärken, daß die Methode der geschichtlichen Wissenschaft bei der Kritik der Texte und Urkunden in allen Zeiträumen ganz genau dieselbe sei, und zwar diejenige, welche man an der Litteratur und Geschichte des klassischen Altertums zuerst in Anwendung und zur Ausbildung gebracht habe.

Darauf sprach Staatsarchivar Dr. Goecke - Wetzlar „Über das ehemalige Reichskammergerichtsarchiv zu Wetzlar und seine Bedeutung für die historische Forschung“.

Er führte aus, wie sich daselbst noch Akten und Urkunden zur Geschichte sämtlicher deutscher Staaten und einer großen Anzahl jetzt dem Reich entfremdeter Gebiete befinden. Der geschichtliche Wert der sogenannten Spezialprozesse, wovon über 30 000 Nummern vorhanden sind, ist namentlich hervorzuheben. Auch sprachliches Interesse haben diese Akten. Redner giebt dann sehr eingehende Mitteilungen über die verschiedensten Resultate, die sich hier gewinnen lassen. Brandenburg - Preußen z. B. hat nicht viele Prozesse als Kläger beim Reichskammergericht geführt, ist aber in seinen verschiedenen Gliedern nicht weniger als 400 mal verklagt worden.

Schließlich hebt er hervor, daß er als die einzige Spur der gerichtlichen Thätigkeit Goethes nur die eigenhändige Eintragung seines Namens in die Originalmatrikel der Praktikanten hat auffinden können.

Der Vortrag, den Dr. Bardey - Nauen in der 2. Sitzung „Über das 6. Konsulat des Marius oder das Jahr 100 der römischen Verfassungsgeschichte“ hielt, geht davon aus, daß das Urteil der meisten Menschen über die persönlichen Bestrebungen und die Charaktere des Marius Saturninus und der übrigen beteiligten Personen noch zu sehr von der einseitig parteiischen Darstellung Plutarchs und Appians beeinflusst und daß Gegenstimmen bisher noch nicht zur Geltung gekommen seien. Er kommt zu dem Resultate, daß die demokratische Opposition im Jahre 100 nachdem sie auf den Höhepunkt ihrer Entwicklung gelangt war, nicht durch die persönliche Schuld der Volksführer scheiterte, sondern lediglich durch einen Staatsstreich der Senatspartei gebrochen wurde, ähnlich wie bei der Gracchenbewegung. Saturninus und seine Freunde gebrauchten nur Gewalt gegen Gewalt, und ihm selbst werden manche Frevel zur Last gelegt, deren Urheber in der Person des sogenannten L. Equitius oder falschen Gracchus zu suchen ist. Saturninus war allerdings nicht der Mann formeller Bedenken und edler Regungen, wie die Gracchen sich zu ihrem Unheil erwiesen. Marius hat es zunächst gefessentlich mit beiden Parteien gehalten, oder richtiger gesagt sein ganzes Handeln auf seine Pflichten als Consul beschränkt, um das sechste Konsulat ohne Schwierigkeit zu erhalten. Er is

geistig viel bedeutender als es Mommsen scheint. Der einzige Weg, den er zur Reorganisation des Staates betreten durfte und konnte, war, die Volkspartei durch heimliche Unterstützung stark zu machen, damit sie die Gebrechen des Staates zu heilen imstande sei.

Privatdozent Dr. Holzapfel - Leipzig sprach „Über einige Grundfragen der römischen Chronologie“. Der Vortrag beschränkt sich auf die Erörterung der Frage, wie man die den römischen Stadtjahren in Wirklichkeit entsprechenden Jahre der christlichen Ära ermittelt. Die Verschiebungen im Amtsantritt der Konsuln, nach denen die Stadtjahre gezählt sind, wo möglich alle zu ermitteln, ist eine Hauptaufgabe. Diese wird am besten durch die Triumphaldaten gelöst. Denn die Oberbeamten haben meist gegen das Ende ihres Amtsjahres triumphiert. Hiermit sind die Anhaltspunkte zu kombinieren, die sich aus Livius ergeben. Demnach beträgt in der Periode von dem gallischen Brand bis auf Pyrrhus, wo eine gesicherte Zeitrechnung beginnt, der durch die Jahresverkürzungen bedingte Zeitausfall 4 Jahre 2 Monate. Zwischen der Gründung der Republik und der Stiftung des kapitolinischen Heiligtums, von dem aus die Magistratsjahre gezählt werden, liegt eine Reihe von Jahren. Die Frage nach den Diktatorjahren entscheidet Redner nach Livius, der von 4 Diktaturen, die vom gallischen Brand bis Pyrrhus vorkommen, nur 1 Jahr rechnet. Es sind also, außer den erwähnten 4 Jahren 2 Monaten, noch 3 Jahre im ganzen an der Magistratsliste zu streichen, so daß der gallische Brand, der nach der gewöhnlichen Zeitrechnung 390/89 fällt, auf 383/82 herabzusetzen ist. Der hiervon abweichende Synchronismus des Polybius, wonach der gallische Brand 397/86 v. Chr. fallen soll, erklärt sich dadurch, daß die seiner Zeitrechnung zu Grunde liegenden Fasten die 3 interpolierten Diktatorenjahre noch nicht enthielten, wodurch das Ereignis um 3 Jahre tiefer zu stehen kam als nach der vorrömischen Ära.

In seinem in der 3. Sitzung ¹⁾ gehaltenen Vortrag „Die methodische Behandlung der Maria Stuart-Frage“ sprach Prof. Dr. Oncken zuerst über den gegenwärtigen Stand der Frage. Er gab hierbei einen kurzen Überblick der wichtigsten Punkte dieser Streitfrage, wobei er auf seine im dritten Teil der Gießener Studien erschienene Abhandlung „Zur Maria Stuart-Frage“ hinarwies, in welcher alle diese Punkte ausführlich behandelt werden. Er betonte, daß zur Entscheidung dieser Frage eine einseitige Untersuchung der angeblichen Briefe Maria Stuarts nicht maßgebend sein könne; erst müsse der Thatsachenhintergrund festgestellt werden, dann würde sich zeigen, ob Maria Stuart diese angeblichen Briefe an Bothwell geschrieben haben könne oder nicht.

Im Anschluß an diesen Vortrag sprach Dr. Bekker - Gießen über das Verhältnis Darleys zum schottischen Adel und zu Maria Stuart. Derselbe führte hierbei aus, daß die Ermordung Darleys aus rein politischen Gründen erfolgte. Der Königsmord vom 10. Februar 1567 war einzig und allein die That des protestantischen Adels, der sich in seinem Besitz und seiner politischen Machtstellung durch den katholischen König aufs äußerste bedroht sah. Als es diesem Adel nicht gelang, Maria Stuart durch Ehescheidung von ihrem Gatten zu trennen, beschloß er den Mord und führte

¹⁾ Die nachstehenden Mitteilungen verdanke ich Herrn Dr. E. Bekker.

ihn aus, als die vollständige Versöhnung beider Gatten im Januar 1567 Darleys Todfeinde, die Häupter des protestantischen Adels, mit unmittelbarer Gefahr bedrohte. — Was in dieser Beziehung in dem ersten Teil der Gießener Studien festgestellt wurde, fand seine Bestätigung in der jüngsten Quellenpublikation auf diesem Gebiet, den Aufzeichnungen von Claude Nau, dem Sekretär Maria Stuarts (*The History of Maria Stewart from the Murder of Riccio until Her Flight into England etc. ad.* von Joseph Stevenson, ins Deutsche übersetzt von Dr. H. Cardauns).

In seinem Vortrag „Der französisch-schottische Vertrag von Edinburg“ sprach Dr. Bekker über den Vertrag, der am 6. Juli 1560 in der schottischen Hauptstadt zwischen Frankreich und den schottischen Calvinisten abgeschlossen wurde. Er stellte als wahrscheinlich hin, daß dieser Vertrag in seinem vorliegenden Wortlaut nicht als vollständig echt angesehen werden kann. Dafür spricht das Verhalten der französischen Bevollmächtigten vor dem 6. Juli, sowie die Erklärungen, welche die französische Regierung nach dem 6. Juli über den Vertrag selbst erliefs. Es sprechen dafür einige äußerliche Merkmale, sowie der Inhalt, der zum Teil schroffe Widersprüche zeigt. Das Original dieses Vertrages ist nicht mehr vorhanden; den beiden vorliegenden Kopieen fehlt die Beglaubigung seitens der französischen Bevollmächtigten. Die Beglaubigung, welche der einen dieser Kopieen in Gestalt einer Vollmacht zum Abschluss des Vertrags beigelegt ist, ist nachweislich eine Fälschung.

In seinem Vortrag über das Public Record Office führte Prof. Dr. Oucken aus, daß dasselbe für die Jahre 1813—15 eine Geschichtsquelle allerersten Ranges ist, mit der sich an Reichhaltigkeit kein einziges Archiv der Welt vergleichen läßt. Ganz besonders reichhaltig werden diese englischen Archivalien von dem Augenblick an, wo Lord Castlereagh im Hauptquartier erscheint (Januar 1814). Castlereagh erscheint in seinen Depeschen als ein höchst bedeutender Diplomat, wofür man ihn bisher nicht gehalten hat. Bezüglich der Schätze, welche die Korrespondenz des Lord Castlereagh für die historische Forschung bietet, verwies der Redner auf seine im historischen Taschenbuch von Maurenbrecher veröffentlichten Aufsätze. Ganz unbekannt ist noch die Wirksamkeit von Lord Castlereagh auf dem Wiener Kongress. Der Kompromiß, wonach Preußen nur die Hälfte von Sachsen erhalten und für die andere Hälfte am Rhein entschädigt werden sollte, ist auf Grund eines Planes zustande gekommen, den Castlereagh selbständig entworfen hatte. Dieser Plan wurde von Talleyrand unterstützt, der die Bourbonen zu einer friedfertigen Politik zwingen wollte, während Hardenberg Preußen ganz Sachsen einverleiben und den Rheinbundfürsten durch einen Polsterstaat am Rhein entschädigen wollte.

Gießen.

P. Dettweiler.

VIERTE ABTHEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. Matthias Drbal, Lehrbuch der empirischen Psychologie. Zum Unterricht für höhere Lehranstalten sowie zur Selbstbelehrung leichtfälsch dargestellt. Vierte, verbesserte Auflage. Wien, Wilh. Braumüller, 1885. VIII u. 311 S. — Der Verf. ist überzeugt, „dafs die Psychologie ebensogut wie die Logik für die Gymnasialstudien von bildendem Wert ist und daher unentbehrlich erscheint theils als Abschluß der intellektuellen Bildung, theils noch insbesondere als eine unabweisbare Ergänzung des deutschen Unterrichts. Durch die Wahl der Beispiele und Erläuterungen, die vornehmlich der Geschichte und der poetischen und prosaischen Lektüre entnommen sind, strebt diese Psychologie der für jeden Gymnasialgegenstand geltenden Forderung nachzukommen, dafs derselbe mit den übrigen Lehrfächern in einem wechselseitig unterstützenden Zusammenhange stehen müsse.“

2. Derselbe, Propädeutische Logik. Lehrbuch zum Gebrauche für den Gymnasial-Unterricht und zum Selbststudium. Durch Beispiele, Aufgaben und Figuren wissenschaftlich und leichtfälsch dargestellt. Vierte, verbesserte Auflage. Mit 45 Holzschnitten. Wien, Wilhelm Braumüller, 1885. X u. 169 S. — Diese Auflage ist an vielen Stellen nicht blofs berichtigt und ergänzt, sondern neu bearbeitet worden.

3. Joh. W. Nahlowsky, Allgemeine Ethik. Mit Bezugnahme auf die realen Lebensverhältnisse pragmatisch bearbeitet. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Veit u. Comp., 1885. XXIV u. 366 S. 7 M. — Die erste Auflage dieses Musterwerkes über die Ethik, welches auf dem zuerst von Herbart betretenen Boden steht, erschien im Jahre 1870. Die Vollendung dieser zweiten Aufl. hat der Verfasser (geb. 1812 in Prag) nicht mehr erlebt, da er am 15. Jan. 1885 in Prag verschied. In den letzten Jahren seines Lebens bearbeitete er nicht nur die zweite Auflage seiner Ethik, sondern auch die bereits im Jahre 1884 erschienene zweite Auflage seines bekannten Werkes über das Gefühlsleben.

4. Theodor Weber, Emil Du Bois-Reymond. Eine Kritik seiner Weltansicht. Gotha, Friedr. Andr. Perthes, 1885. X u. 266 S. 5 M. — Der Verf. gelangt zu einer Auffassung und Begründung der Natur, derzufolge dieselbe als eine wahrhafte Kreatur des ewigen seiner selbst bewußten Gottes auch von und in der Wissenschaft anerkannt werden müsse. Diese Erkenntnis auch in der Wissenschaft wieder zur Anerkennung zu bringen, sieht der Verf. als eine der dringendsten und notwendigsten Aufgaben der Gegenwart und Zukunft an. „Diese Erkenntnis“, so schließt er, „ist in der That der Stein, den zwar die meisten Baumeister unserer Tage verworfen haben, der aber, wieder gefunden und gehörig bearbeitet, nach wie vor die Zauberkraft besitzt, der Wissenschaft wie dem Leben zu *neuem*, vorher nie gesehenen Glanze zu *verbellen*.“

5. K. Kühn, Die Einheitsschule, eine Forderung des praktischen Lebens. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1885. 38 S. 0,50 M. — Der Verf. will eine Mittelschule, die bis zur Einjährigenberechtigung reicht und also sechs Jahreskurse umfasst; an sie sollen sich drei verschiedene Schulen anschließen: das humanistische Gymnasium mit Latein und Griechisch, das Realgymnasium mit Französisch und Englisch und die Oberrealschule mit Mathematik und Naturwissenschaften als Mittelpunkt. In der Mittelschule soll man entweder mit dem Englischen beginnen, im dritten Jahr Französisch und im fünften Jahr für die künftig Studierenden fakultativ Lateinisch folgen lassen, oder mit Französisch beginnen und im vierten Jahre eine Scheidung in Realisten und Latinisten eintreten lassen; während die Realisten Englisch haben, sollen die Latinisten Latein lernen. Im Realgymnasium und in der Oberrealschule soll in einigen Stunden Lateinisch gelernt werden.

6. J. W. Schmaderer, Die lateinischen Genusregeln in Reimen. In ganz neuer Fassung mit der deutschen Bedeutung. Mit Genehmigung der Redaktion aus den Blättern für bayr. Gymnasialwesen abgedruckt. Ingolstadt, Krüllsche Buchhandlung (E. Rösling), 1885. 14 S.

7. T. Maeci Plauti comoediae. Recognovit Fridericus Leo. Volumen primum Amphitruonem Asinariam Aululariam Bacchides continens. Berolini apud Weidmannos 1885. IX u. 178 S.

8. Cornelii Nepotis vitae. Edidit Gustavus Gemfs. Paderbornae et Monasterii sumptibus et typis Ferd. Schöningh 1885. 111 S. geb. 0,65 M.

9. R. Linde, De diversis reconsonibus Apollonii Rhodii Argonauticon. Diss. Göttingen 1885. 51 S.

10. De musicis Graecorum certaminibus capita quattuor. Ad summos in philosophia honores ab amplissimo philosophorum Vindobonensium ordine rite impetraudos scripsit Aemilius Reisch. Vindobonae sumptibus et typis Caroli Gerold filii 1885. 123 S. gr. 8. 4 M.

11. ΟΛΥΣΣΕΥΣ ΠΑΝΕΛΛΗΝ, ποίημα ἠρωικὸν τὰς Ἑλληνικὰς ἕξας ἀπάσας ὡς τρισεχίας ἑκατὸν πενήκοντα ἀριθμουμένης ἥδιστα μαθητέας ἐν στίχοις ἑξακοσίοις ἑπτακαίδεκα συνέχον. Ἄλλαις πρόσεσι βοηθείαις λατινικῆ διαστικῆς μετὰ φρασίς. Ἀπάντων χάριν τῶν Ἑλληνίζειν προθυμουμένων θαυμαστὸν ΓΥΡΩΛΙΔΟΥ ἐτελείωσε τέχνασμα ΙΟΥΛΙΟΣ ΦΕΡΕΤΗΣ (Julius Ferrette). Ἐν Λειψίᾳ παρὰ Ἑρρίκῳ Μάτθεσ (Heinrich Matthes) 1886. XII u. 91 S. — Überarbeitung des gleichbetiteltten Schulbuches von Girardeau, weil. Lehrer der Rhetorik zu La Rochelle † 1774.

12. Ὅμιλεῖτε Ἑλληνικά; (Sprechen Sie Neugriechisch?) Neugriechischer Sprachführer, enthaltend eine kurze Grammatik, Gespräche und Lesestücke für Reisende und Studierende. Herausgegeben von Carl Wied. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, C. A. Koch's Verlag (J. Songbusch), 1886. 109 S. kl. 8.

13. Seria mixta iocis. Carmina XXXVII Graeca Latina Theotisca composuit composita recognovit ediditque Theoph. Stier, gymnasiarcha Servestanus. Accedunt aliorum carmina vel Graece vel Latine reddita. Servestae 1884 (Zeidersche Hof-Buchhandlung in Zerbat, Fr. Gast). 64 S. — Ganz vortreffliche Kompositionen resp. Übertragungen; Verf. ist auf dem betretenen Gebiete ein Meister.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Zur Grammatik von Ellendt-Seyffert.

Bei mehrjähriger Benutzung der Ellendt-Seyffertschen Grammatik sind mir verschiedene Kleinigkeiten aufgestoßen, deren Veröffentlichung ich im Interesse dieses verbreitetsten aller Schulbücher nicht länger aufschieben will. Sie folgen anbei nach der Reihenfolge der §§ unter Zugrundelegung der 27. Auflage:

§ 24 A. a sind als neutrale Ländernamen auf *um* verzeichnet *Latium, Samnium, Delta*. Abgesehen davon, daß letzteres Wort sich wohl nur bei Mela, Plinius und im hell. Alex. findet und daher dem Schüler schwerlich je unter die Hände kommt, dürfte es als ursprünglicher Buchstabenname (daher indeklinables Neutrum wie *alpha, beta, digamma* u. a.) wohl kaum für ein plurale tantum nach der 2. Deklination gelten. Es ist besser zu streichen.

§ 39. Unter den griechischen Lehnwörtern der 2. Deklination figurirt noch immer das Substantiv *taurus*, dessen griechische Herkunft nicht nur wegen seiner Bedeutung, sondern auch wegen der formellen Übereinstimmung mit skr. *sthūras*, zd. *ptaora*, umbr. *taru*, got. *stīur*, an. *thórr*, asl. *turu*, lit. *tauras* entschieden sehr zweifelhaft ist. An die Möglichkeit einer Entlehnung hat meines Wissens nur Fick, Vergl. Wörterb. II 106 gedacht, doch hat er sie sehr zweifelnd ausgesprochen, während Curtius, Vaniček, Saalfeld u. a. das Wort für einheimisch halten.

§ 45 u. 46 stehen unter den gleichsilbigen Wörtern mit Recht die auf *al* und *ar*, doch mußte, um Mißverständnissen vorzubeugen, im Interesse der Schüler wenigstens in einer Anm. der Abfall des nominativ- und stammauslautenden *e* (urspr. *ɛ*) hinter den Liquiden *l* und *r* kurz angedeutet werden, weil sonst die Wörter nicht für gleichsilbig gehalten werden.

§ 50c steht: „ebenso hat *ium faux*, *-cis*, der Schlund“, während § 65, 2, b das Wort *fauces*, *-ium* Kehle, Engpafs unter den pluralia tantum verzeichnet ist.

§ 154 werden die Neutra der Adjektiva *multum* etc. von den Adverbien *magno opere* etc. geschieden, während § 121 kein Unterschied zwischen beiden Adverbialarten gemacht wird. Über-

haupt empfiehlt es sich, die Wörter der leichteren Einprägung halber nach der Bedeutung zu gruppieren, also: sehr *magnopere*, *magni*, *multum*, *vehementer* (4), mehr *magis*, *plus* (2), am meisten *maxime*, *plurimum* (2), sehr viel *permultum*, *permagni* (2) soviel (2), wieviel (2), wenig (2), weniger (1), am wenigsten (1), gar nicht (1), zu wenig (1), etwas (1).

§ 174 3 war bei dem Beispiel *praesidio castris* die Übersetzung „zum Schutze des Lagers“ in Parenthese beizufügen.

§ 230. Hier konnte als 4., das § 167 A. 2 angeführte Beispiel *hic mihi quisquam misericordiam nominat* Platz finden.

§ 240, 3 war in einer Anm. auf § 265 A. 1 zu verweisen; ebenso § 241 auf den Ausnahmefall mit *priusquam* (cum ind. praes. — Haupts. futur.) § 268 IIa.

§ 245 tritt auch in der jetzigen Fassung der Regel die Hauptsache noch nicht klar genug hervor. Wenn man in Sätzen wie *nescio, quidnam causae fuerit, cur nullas ad me litteras dares* und *videamus, quanta iste pecunia fuerit, quae poterit Heium a religione deducere* die regierenden Verba *nescio* und *videamus* wegläßt, so sieht man gleich, worauf es ankommt. Denn nun ist *quae* — *potuit* äußerlich abhängig, während *cur* — *dares* innerlich abhängig bleibt.

§ 247 ist die Anordnung der 5 §§ dahin zu ändern, daß 5 an die 3. Stelle gerückt wird und 3 und 4 folgen. 1, 2 u. 5 gehören schon wegen der übereinstimmenden Übersetzung im Deutschen durch den Konj. Imperf. oder Plusquamperf. zusammen, überdies wegen ihres vorwiegenden Gebrauchs in Hauptsätzen, während die in §§ 3 u. 4 verzeichneten Wörter immer Nebensätze einleiten.

§ 250 konnte beim erfüllbaren Wunsche der der Vergangenheit (Conj. Perf.) als ziemlich selten (vgl. auch das Griech.) fortbleiben. Auch konnte mit Hinweis auf § 282 bemerkt werden, daß es *utinam nemo* etc. (nicht etwa *utinam ne quis*) heißt.

§ 154 steht: „*quin* (entstanden aus dem adverbialen abl. *qui* = *quo* und dem verneinenden *ne*, in der Art, daß nicht“. Wozu die Etymologie dieses Wort dienen soll, sehe ich nicht ein; einmal ist sie schwerlich richtig, und sodann wird durch sie das Verständnis der Konstruktion wenig gefördert. Für Etymologien, die den letzteren Zweck erfüllen, wird jeder dankbar sein, wie denn z. B. bei *quamvis* § 276 der Hinweis auf die Herkunft des Wortes aus *quam*, wie, und der 2. Pers. sing. präs. von *velle* dem Schüler nicht nur leicht erklärlich machen würde, warum das Wort meist in Sätzen der Gegenwart gebraucht wird (vgl. *licet*), sondern auch, warum es so oft in Verbindung mit Adjektiven und Adverbien (*quam* Korrelat von *tam*) vorkommt. *quin* ist allerdings aus *qui* + *ne* entstanden: doch ist dies *qui* 1) loc., also *qui* + *ne* = warum nicht, sodafs Sätze wie *non dubito, quin valeam* ursprünglich dubitativen Sinn hatten: „ich bin nicht in

Zweifel; warum soll ich nicht gesund sein?“ Damit harmoniert auch die Bedeutung des *quin* in § 281 A. 3: *quin conscendimus naves?* warum besteigen wir nicht die Schiffe? 2) nomin. sing., also *qui + ne = qui + non* (vgl. *ne-fas, ne-scio, nemo = ne + homo* u. a.), der nicht, in welchem Sinne es auch durch Analogie für das neutrale *quod + non*, aber selten für andere Formen eintritt. Daher sind die Sätze mit *non dubito, quin* als dubit. Fragesätze innerlich, die letztgenannten z. B. *nemo est, quin* als konsekutive Relativsätze äußerlich abhängig.

§ 264 ist als Anm. hinzuzufügen „vgl. § 269, 3 *non quin*“, ebenso § 270: „vgl. § 279, 2“.

§ 267 finales *dum* u. *quoad* nur mit conj. praes. u. imperf.; in Ciceros Reden steht der conj. plusq. bei *dum* einmal (p. Font. 10), bei *quoad* gar nicht, der conj. perf. bei *dum* gar nicht, bei *quoad* einmal.

§ 269. 3. *nihil est quod* gehört zu den Relativsätzen § 279, die ihrerseits so gruppiert werden könnten, daß § 269, 3 mit § 279, 3 u. 4 c unter der Rubrik der potentialen Relativsätze ständen.

§ 294 fehlt *paenitet*, vgl. § 153 A. 1.

§ 312 A. 2: hier *ibi*, gestern *pridie*, heute *illo die*, morgen *postero die*, bisher *usque ad illud tempus* etc.

§ 337 A. 2a: aber ohne Furcht, daß doch *non timens, ne?*

§ 343 A. 6. „Zu Anfang eines Satzes sagt man für *non* in Verbindung mit den Konjunktionen *enim, vero* und *tamen* gewöhnlich *neque*“ etc. Dazu ist als Beispiel angegeben: *vehementer te admiror: neque enim quisquam te in summa sapientia molestior est*. Jeder Unbefangene wird hier übersetzen „denn niemand“ und daraus den Schluß ziehen, daß die Regel nicht bloß für „denn nicht, aber nicht, doch nicht“, sondern auch für „denn niemand, niemals, nirgends, nichts, kein“ u. s. w. gelten soll. Doch spricht der Sprachgebrauch dagegen, wenigstens ist *nemo enim* etc. viel häufiger als *neque enim quisquam*, so daß die Regel zum mindesten so fassen wäre „denn niemand etc. heißt besser *nemo enim* etc. als *neque enim quisquam* etc.“. Ich lasse die Belegstellen aus Ciceros Reden folgen: *nemo enim* finde ich 9 mal: Mur. 13. Cluent. 3. 105. Vatin. 1. Verr. I 110. II 111. 191. Deiot. 4. Qu. Rosc. 28, in welchen *nemo* auffälliger Weise stets im Nominativ steht; *nihil enim* 15 mal: div. Caec. 27. Cluent. 70. Sull. 31. 76. Cael. 34. Planc. 95. Mil. 14. 42. Phil. VII 8. XI 39. Flacc. 84. Pis. 39. Balb. 26. 35. Verr. II 110 und außerdem 5 mal mit Anaphora; *numquam enim* 7 mal: Arch. 11. Cael. 16. Marc. 7. Cluent. 115. Verr. V. 110. Planc. 50. Phil. XIV 22 und außerdem in anderer Stellung *mihi enim numquam* Piso 46. *usquam enim* Verr. I 116. *nullus* etc. *enim* 4 mal: Cat. IV 11. leg. agr. I 4. II 35. Planc. 77 und mit Anaphora Cael. 30. Ebenso kommt *nam* mit *nemo, nihil* etc. öfter vor, doch nur an

einer Stelle steht es unmittelbar daneben (*nam numquam* Cael. 18; sonst ist es immer durch ein oder mehrere Wörter getrennt: s. Verr. I 19. Qu. Rosc. 25. leg. agr. II 90. Phil. XIII 30. Balb. 5 Rabir. 25. div. Caec. 55.

Dem gegenüber stehen folgende Stellen mit 1) *quisquam quicquam*, 2) *ullus, usquam, umquam*: 1) Sull. 76. Arch. 2(Pis. 56. div. Caec. 56. Rab. Post. 1. Quinct. 70. Verr. III 195 dom. 39. Planc. 36. — 2) div. Caec. 67. Sull. 76. Sest. 49. Planc 53. Verr. a. pr. I 44.

Im Verhältnis zu *enim* ist die Verbindung von *tamen, vero igitur, idcirco, sed, at* mit *nemo* etc. in Ciceros Reden ziemlich selten, aber noch viel seltener die Anknüpfung mit *neque tamen quisquam* etc. Ich habe hierfür folgende Belegstellen gefunden:

1) *nihil tamen* Flacc. 51. Cluent. 176. *numquam tamen* Flacc. 2. 104. *tamen numquam* sen. 37 und durch dazwischen gestellte Wörter getrennt: *tamen . . nemo* S. Rosc. 22. *tamen . . nihil* Tull. 39. *tamen . . numquam* Planc. 59. — 2) *nemo igitur* Phil. II 96. *nullam igitur* Lig. 6. *nihil igitur* Quinct. 47. Mur. 14., mit Anaph. 2 mal. — 3) *idcirco nemo* Verr. IV 7. *idcirco nihil* Mur. 12 — 4) *sed nemo* Planc. 60. har. resp. 47. — 5) *at nihil* Cluent 183. Sull. 63. *at vero nemo* Marc. 7. — 6) *nihil autem* mit Anaph. Rab. Post. 5. — 7) . . . *vero numquam* Sull. 55. sen. 9. Cat. III 22

Dem gegenüber habe ich für die Wendung mit *neque* nur verzeichnet: *neque tamen quisquam* Quinct. 73, — *quicquam* Mur. 28, — *ullus* Sex. Rosc. 133. Verr. a. pr. IV 15. Phil XIV 33, — *neque vero umquam* Mil. 56.

§ 145 A. 1, 2. Hälfte gehört zu A. 2.

§ 197: statt *tribus annis* etc. ist zu schreiben *triennio* etc. da Cicero und Cäsar wohl immer *biennium, triennium, biduum triduum* sagen.¹⁾

§ 96 sind in den Paradigmen *amo* etc. die im Deutsche ungebräuchlichen Formen lieben werden, lieben werden etc. werden geliebt werden mindestens in Parenthese zu setzen (Der deutsche Infinitiv Futuri ist selten und wird mit *wolle* umschrieben, z. B. es scheint regnen zu wollen. Doch *dec* sich dieser Gebrauch nicht mit dem lateinischen.)

Eisenberg.

O. Weise.

¹⁾ Auch Livius sagt stets *biduo (biennio)* etc. *post.* D. Red.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Friedrich Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht. Leipzig, Veit und Comp., 1885. XVI u. 811 S.

„Mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht.“ Ja, das stimmt. Paulsen läßt dem klassischen Unterricht alle Rücksicht angedeihen, aber keine wohlwollende; er verfolgt ihn mit scharfem kritischen Auge, um seine Mängel rücksichtslos aufzudecken und den Nachweis zu führen, daß es mit diesem Unterrichte nie etwas Rechtes gewesen sei, auch jetzt nichts Rechtes sei und niemals etwas sein werde. Das der Gesamteindruck des Buches.

Indem ich ins einzelne gehe, beginne ich mit ein paar charakteristischen Äußerlichkeiten.

Das erste der beiden griechischen Motti lautet:

*Νᾶφε καὶ μένος' (sic) ἀπιστεῖν
Ταῦτα ἄρθρα τῶν φρενῶν.*

Es muß heißen: ἄρθρα ταῦτα τῶν φρενῶν. Das kommt von der Vernachlässigung des Griechischen. Da Paulsen mit dem Griechischen, speziell mit den Accenten auf gespanntem Fuße steht, so hat er wohlgethan, die griechischen Citate später meist ohne Accente drucken zu lassen.

Das erste Buch: „Zeitalter des Humanismus und der Kirchenreformation“ trägt das Motto an der Stirn: Der Wind bläset, wo er will u. s. w. Joh. 3, 8. Da Paulsen in der Reformation oder, wie er gewöhnlich schreibt, „Revolution“ vom Geiste Gottes wenig zu spüren vermag, so bedeutet ihm der aus dem Zusammenhange erst verständliche Spruch wohl nur, daß er mit dem Geisteswehen jener schöpferischen Epoche nichts anzufangen weiß, daß ihm Ausgangspunkt und Ziel unverständlich geblieben sind.

Paulsen will ganz objektiv sein, und er tadelt Karl von Raumer, daß er die Geschichte der Pädagogik lediglich nach den Kategorien „gut“ und „böse“ geschrieben habe, was übrigens nicht der Fall

ist. Er selbst verspricht, das Urteil über „gut“ und „schlecht der Zeit selbst, welche es hervorbrachte, zu überlassen und nach dem Grundsatz zu verfahren: *neque ridere neque flere nec detestari sed intelligere*. Demnach nimmt er das Latein und die Wissenschaftlichkeit des späteren Mittelalters gegen die ihnen gemachten Vorwürfe kräftig in Schutz. Für die Scholastik hegt er Bewunderung obwohl er es nicht über sich gebracht hat, sie zu studieren. Das letztere wird ihm niemand verdenken; aber in das Lob des Duns Scotus einzustimmen, weil er 200 gewichtige Argumente gegen die unbesleckte Empfängnis im Kopfe behielt und noch gewichtige Gegenargumente vorbrachte, wird doch mancher Bedenken tragen. Den Nutzen solcher Disputationen bezweifelt nun freilich auch Paulsen, aber „die intellektuelle Kultur“ sei dadurch unzweifelhaft gefördert worden. „Es scheint billig, daß man dem Mittelalter nicht bestreite, über den Wert, den seine Einrichtungen für sich selbst hatten, aus seiner eigenen Lebensempfindung zu urteilen. Man müßte denn sagen, daß es sich überhaupt unfähig erwiesen habe, über das ihm Zuträgliche zu urteilen, und daher noch nachträglich gleichsam unter Kuratel gestellt werden müsse“ (S. 21. 2). Ganz recht. Aber ebenso billig ist es, mit demselben Maßstab auch den Humanismus zu messen. Die lateinischen Gedichte und Redeübungen desselben waren vielleicht für jene Zeit eben nützlich oder nutzlos wie die scholastischen Klopffechtereien im Mittelalter. Und was das Lateinschreiben betrifft, so hätte das Erasmus Ciceronianus sive de optimo dicendi genere nicht sollen mit Stillschweigen übergangen werden. Raumer teilt dort wahrhaft goldene Regeln mit, und was Paulsen über den barbarisch und gebildeten Stil S. 24 und namentlich S. 27 und 28 sagt hätte er fast wörtlich bei Raumer I S. 104 u. 105 aus Erasmus lesen können. Erasmus verspottet die albernen Phrasendrecker und Nachahmer Ciceros ganz erbarmungslos und weiß sehr wohl, daß der am besten spricht, der seine Worte den Sachen am besten anpaßt; eben darum loht er den Thomas und Scotus Gehörten denn die Humanisten, ein Reuchlin, ein Erasmus, ein Melanchthon mit ihrem Latein zu dem *imitatorum servum pecuniarum*. In einem sind die Humanisten jedenfalls über das Mittelalter hinausgekommen: daß sie die Quellen des Altertums wieder aufgruben und überall auf das Studium der Quellen drangen. Ein Vorschlag Paulsens, die Griechen in deutschen Übersetzung auf der Schule und demnächst konsequenterweise auf der Universität zu lesen, würde ihnen wie ein Rückschritt ins Mittelalter erschienen sein.

Über die Humanisten ergeht ein scharfes Gericht. Mag es Lob, das Strauß einem Hutten spendet, immerhin zu ermäßig sein; mögen die *epistulae obscurorum virorum* das Maß des Fäulnis laubten öfter überschritten haben; mag die wechselseitige Fäulnisräucherung der Poeten widerwärtig erscheinen, die Lobhude

und Borgia, die Eitelkeit und das libertinistische Leben mancher Humanisten gerechten Tadel verdienen: gelehrte und sittenreine Leute waren ihre Gegner, die Inhaber der Pfründen, auch nicht trotz Paulsen, dessen Apologie der Klostergeistlichkeit für die „gegenwärtige Gelehrtenwelt, die Studenten und Kandidaten, die Lehrer und Beamten“, die es vielleicht ebenso treiben, einen eigentümlichen Beigeschmack enthält (S. 52). Ist es wohl recht und billig, einen Petrus Luder und Ästicampianus als Repräsentanten und Typen der humanistischen Gelehrtenwelt hinzustellen? Paulsen sagt schliesslich selbst, die Figur des P. Luder „zeige den Humanismus im Stande seiner Erniedrigung“ (S. 102); er zeigt deshalb, um ein gewisses Gleichgewicht herzustellen, den Erasmus auf der Höhe seines Ruhmes durch Mitteilung sehr schmeichelhafter Briefe von hohen und höchsten Personen (S. 102—104). Bemerkenswert scheint mir die süßsaure Miene, mit der die „bemerkenswerte“ Antrittsrede Melanchthons de corrigendis adolescentium studiis eingeführt und besprochen wird (S. 73—75). Genug, das Bild des gelehrten Unterrichts im Mittelalter und der humanistischen Reform desselben ist kein objektives: dort sind die Lichtseiten, hier die Schattenseiten mit Vorliebe hervorgehoben. Wenn es wahr ist, daß das bisherige Arbeitsfeld allseitig durchgewühlt und vollständig ausgebeutet, abgeerntet und abgeweidet war, wenn ein neuer Geist zum Durchbruch gelangen mußte und nach einer „ihm gemäßen Erscheinungsform“ (S. 125) rang: so wolle doch auch hier der Historiker seinen Grundsatz befolgen und dem humanistischen Zeitalter das Urteil über das Gute und Zweckmäßige, ihm Dienliche und Angemessene überlassen. Die Humanisten schlugen eben den Weg ein, der ihnen zu einem guten und glücklichen Leben zu führen schien; kam der Antrieb dazu aus Italien, so ist das kein Vorwurf und kann ihren Patriotismus nicht verdächtigen (S. 127); das Ideal war nicht bloß ciceronische Eloquenz, sondern eloquentia et sapientia, oder wie Sturm unter dem Einfluß der kirchlichen Reformation sagt: sapiens et eloquens pietas. —

Der zweite Abschnitt des ersten Buches trägt die Überschrift: „Das gelehrte Unterrichtswesen unter dem Einfluß der Kirchenreformation.“ In der Überschrift des 1. Kap. steht statt Reformation „Revolution“. Sehr bezeichnend. Denn ein Revolutionär ist Luther nach Paulsens Auffassung. Als „Mönchgezänk“ hob die „lutherische Sache in der That“ an, durch die Humanisten wurde sie zu einer „ungeheuren Revolution.“ „Unter anderer Umgehung“ würde Luther nicht so gegen mönchische Askese geeifert haben. „Hätte Luther 50 Jahre früher gelebt, dann wäre er vielleicht ein Reformator seines Ordens im Sinne strenger Beobachtung der Gelübde geworden“ (S. 128 u. 129). Durch Luthers revolutionäres Auftreten wurde die ruhige Entwicklung des gelehrten Unterrichts, die, Dank den geschmähten Humanisten,

so schön im Gange war, leider unterbrochen. „Ob die Kirche nicht auch von innen heraus hätte reformiert werden können? Die Versuche des 15. Jahrhunderts, den Klerus und die Klöster zu reformieren, waren nicht ganz so erfolglos gewesen, wie oft behauptet wird. Ob nicht die Abstellung der Mißbräuche im Kirchenregiment oder im Kultus auch innerhalb der Kircheneinheit hätte erfolgen können?“ u. s. w. (S. 132). Man sieht, wohin des Verfassers Herz neigt. Indessen war der Gang der Ereignisse nun einmal ein anderer, und es ist tröstlich zu wissen. „dafs das Notwendige auch das Gute ist“ (S. 133). Der wahre Grund von Luthers Auftreten, die tiefsten Wurzeln seiner Kraft kennt Paulsen nicht; das von ihm entworfene Bild ist ein Zerrbild. Wenn er sich vorzugsweise auf Kampschulte, Janssen und Döllinger stützt, so wundert uns sein einseitiges und schiefes Urteil nicht. Aber das alberne Märchen, Luther habe den Text Röm. 3, 28 durch Einschwärzung des Wörtchens „allein“ korrigiert, hätte Paulsen mit Berufung auf Döllinger und Genossen nicht wieder aufzischen sollen (S. 147 Anm. 1). Luthers Brief vom Dolmetschen hätte ihn eines bessern belehren können.

Wie wenig Luther den Untergang der Wissenschaften und das Hereinbrechen der Barbarei, über welche Erasmus klagt (S. 144), verschuldet hat, beweist am besten Paulsens eigene Darstellung des Universitäts- und Schulwesens in den folgenden Kapiteln (bis S. 261). Wo der sehr gelehrte Verf. nicht urteilt, nicht räsontiert, nicht philosophiert und historische Perspektiven eröffnet, sondern einfach nach den Quellen darstellt und die Thatsachen reden läßt, da bewährt er sich als einen ausgezeichneten Führer, und man folgt ihm mit ebenso viel Genuß als Gewinn. An die auch hier eingestrenten Reflexionen gewöhnt man sich allmählich. Wir wissen ja, dafs das 16. Jahrh. „ein goldenes Zeitalter“ nicht war. Aber die Geister erwachten, die Studien blühten, überall Leben und schöpferische Bewegung: das genügt für diese arme Erde.

Auch das 5. Kap. über das röm.-katholische Unterrichtswesen legt Zeugnis ab von dem befruchtenden und belebenden Einfluß des Humanismus und der Kirchenreformation. Paulsen findet an den Schulen der Jesuiten manches zu rühmen; was er nicht loben kann z. B. die „Ämulation“ als bewegendes Prinzip des Lernens, das weiß er zu beschönigen oder doch zu entschuldigen (S. 286). Die Schlussbetrachtung zu dem ganzen 1. Buche sucht mit Berufung auf W. Wackernagel, Fr. Pfeiffer, Goethe, Stintzing den Satz zu erweisen: „eine gelehrte und dem Volksleben entfremdete Litteratur, Religion, Kunst, Rechtsprechung und Regierung sind, mit der Verarmung des eigenen Volkslebens, die nächsten Folgen der Renaissance“ (S. 298). Neu erscheint darin vor allem dies, dafs durch die Reformation die Religion dem Volke entfremdet worden sei. Was man sich unter einer „volkstümlichen Regierung“ am Ausgang des Mittelalters zu denken habe, wüßte ich nicht zu sagen.

Der Reformation wird Paulsen in keiner Weise gerecht. eilich hatte die protestantische Theologie von Luther „als einen undzug ihres Wesens den feindlichen Gegensatz gegen die tionalistisch-naturalistische Lebensanschauung“ geerbt (S. 301), er aus diesem „Supranaturalismus und Antirationalismus“ allein klärt sich die prinzipielle Stellung der Reformatoren zur Wissenschaft nicht. Durch das „Prinzip der freien Forschung“ oder esser der Schriftforschung hat uns die Reformation dazu erzogen, icht am Äußerlichen zu haften, sondern in das Wesen der Dinge einzudringen, aus der Innerlichkeit zu leben, sorgfältig, ehrlich, erwissenhaft, tiefgründig in unseren Überzeugungen zu sein: weil er Gerechte aus seinem Glauben leben soll. Allerdings ist es nevangentlich, an die eigene Unfehlbarkeit zu glauben, nach einer eigenen Vernunft die göttliche Wahrheit meistern und nodeln zu wollen; aber der Wissenschaft hat die Reformation ie Thür niemals verschlossen, sondern stets geöffnet. Der Historiker oll das Prinzip, die treibende Kraft in ihrer reinen Erscheinung nd wahren Ausgestaltung darlegen, nicht aber sich an die Überreibungen und Ausschreitungen halten. Es ist leicht, der Konordienformel (1577, nicht 1580) unbesehen eine „intransigente heologie“ zuzuschreiben und die dogmatischen Streitigkeiten ber die göttliche Natur Christi und die Fähigkeit des natürlichen lenschen zur Erwerbung des Heils zu bespötteln (S. 302 u. 303); ber es ziemt sich nicht zu vergessen, daß hier große Probleme ehandelt und wichtigere Fragen als die unbefleckte Empfängnis örtert werden.

Geradezu in Widersprüche verwickelt sich Paulsen bei Darstellung des Pietismus und seines Einflusses auf den gelehrten Unterricht. S. 324 u. 325 wird der Pietismus so charakterisiert: Er geht seiner Natur nach das innerlichste, private Leben an; r hat zuletzt eine religiöse, überirdische, ja man kann sagen, ntikulturelle und bildungsfeindliche Tendenz.“ . . . „Der Pietismus st überhaupt nicht geneigt, den Wert wissenschaftlicher Bildung och anzuschlagen, und der heidnisch-humanistischen Bildung mit hrer Selbstgerechtigkeit und Diesseitigkeit ist er seinem innersten Wesen nach entgegengesetzt.“ Und doch heißt es S. 351 von pener, er sei von Friedrich I., um Brandenburg an der Spitze les Fortschritts zu halten, u. a. nach Berlin berufen: „nicht ein amoderner Mann, er war vorher Prinzenenerzieher gewesen, und st nicht bloß der Begründer der collegia pietatis, sondern auch ein geschätzter Bearbeiter der heraldischen Wissenschaft.“ Und och wird S. 389 die Weltklugheit Franckes hervorgehoben, werden S. 390 seine nahen Beziehungen zu König Friedrich Wilhelm I. darauf zurückgeführt, daß er Frömmigkeit und Nützlichkeit miteinander zu verbinden wußte und gleich dem Könige ir „unfruchtbare Wissenschaft (pruritus scientiae nennt es F. anderswo) und den schönen Schein kein Verständnis hatte.“

„Die Waisenhausepädagogik hat der preussischen Volksschule im Entstehen Sinn und Gestalt gegeben.“ S. 388 lesen wir: „Die Franckesche Pädagogik entsprach ganz dem Verlangen der Zeit; sie verband Frömmigkeit und Gemeinnützigkeit, sie erzog für den Himmel, ohne die Erde und ihre Bedürfnisse, selbst sehr weltliche, zu vernachlässigen; und das alles nach der Maxime des utilitarischen Rationalismus: auf kürzestem Wege größte Leistung.“ Also nichts von überirdischem Wesen, vielmehr volle Diesseitigkeit; keine bildungsfeindliche, antikulturelle Tendenz. Und nun lese man den Abschnitt über das Pädagogium in Halle S. 381—388! Wer danach noch behaupten kann, der Pietismus schlage den Wert der wissenschaftlichen Bildung gering an, der muß blind sein oder absichtlich die Augen schliessen. —

Am Ende der einzelnen Kapitel folgt in der Regel eine zusammenfassende Beurteilung oder ein Zeugenverhör. Letzteres ist meistens gegen den Wert der humanistischen Bildung gerichtet, beweist indessen nicht immer, was es beweisen soll. Wenn Burckhard, Böhmer, Morhof, Klotz und andere „Philologen“ den Niedergang der Humanitätsstudien in lateinischen Superlativen beklagen und die „Barbarei des Mittelalters“ hereinbrechen sehen, und dies mit dem Zeitalter Lessings und Klopstocks, so irren sie gewiss (S. 378). Aber gerade die Namen Lessing und Klopstock weisen darauf hin, daß das klassische Altertum, recht verstanden und verwertet, eine Bedeutung hat, von der die genannten Männer kaum etwas ahnten. Lessing war einer der ersten „Philologen“ aller Zeiten und in Ansehung der Alten, die man nicht mißhandeln dürfe, hat er sich einen fahrenden Ritter genannt, der überall den Kampf zum Schutze der griechischen und römischen Klassiker aufzunehmen bereit ist. Klopstock hatte die Alten in Schulpforta liebgewonnen,

deren dauernder Wert,
wachsenden Strömen gleich,
manches ferne Jahrhundert füllt.

Den Abschnitt über das „neue Bildungsideal und das innere Absterben des althumanistischen Unterrichtsbetriebes 1600—1740“ schließt Paulsen mit den Sätzen: „Man sieht, der althumanistische Schulbetrieb ist tot; es glaubt niemand mehr an ihn, am wenigsten das junge Geschlecht, an dem er verübt wurde. Wir werden im folgenden Abschnitt sehen, wie dieses Geschlecht, als es zur Herrschaft kommt, die Schule von dem Überlebsel befreit“ (S. 418). Aber die Urteile eines Reiske, Lessing, Heyne richten sich selbstverständlich, und das muß betont werden, nicht gegen den Betrieb der humanistischen Studien überhaupt, sondern gegen den verkehrten Betrieb; sie beklagen sich, daß sie zu wenig Griechisch und Latein gelernt haben und in den Geist der alten Schriftsteller nicht tief genug eingedrungen sind; sie haben wahrlich nichts gethan, um die Schule von diesem „Überlebsel“ — Paulsen

ant das viele Griechisch und Latein — zu befreien, im Gegen-
 satz alles, um die klassischen Studien neu zu beleben, wie der
 erste Abschnitt bei Paulsen S. 419 ff. (a. 1740 — 1805) beweist.

Wir nehmen von diesem Abschnitt besonders das 5. Kap.
 Anspruch: „Die Anfänge des Realschulwesens und des Philan-
 ropinismus.“ Paulsen widerspricht auch hier seiner eigenen
 Charakteristik des Pietismus. Von den pietistischen Kreisen gingen
 die Anregungen zum Realschulwesen aus, der Archidiakonus Semler
 hat zuerst (1706) eine „mathematische und mechanische Real-
 schule“ eingerichtet, Francke zuerst in seinen Anstalten die Realien
 stärker berücksichtigt. In einem der Organisationspläne
 Franckes (1698) findet sich auch ein besonderes „Pädagogium für
 diejenigen Kinder, welche nur im Schreiben, Rechnen, Lateinischen,
 Französischen und in der Ökonomie angeführt werden und die
 nicht kontinuierlich, sondern zur Aufwartung fürnehmer
 Berufen, zur Schreiberei, zur Kaufmannschaft, Verwaltung der
 Güter und nützlichen Künsten gebraucht werden sollen“.
 Diesen Organisationsplan verwirklichte J. J. Hecker in seiner
 „ökonomisch-mathematischen Realschule“ (S. 484). Den Philan-
 ropinisten ist Paulsen sehr gewogen, und den viel angefeindeten
 Gegner nimmt er mit einem gewissen Eifer gegen Raumer u. a.

Schutz. Durchaus begreiflich; denn was Trapp wollte, will auch
 Paulsen: Beschränkung des altsprachlichen Unterrichts, Vermehrung
 der Realien, überhaupt Bestreitung des Unterrichtsbedürfnisses
 aus unsern eigenen Mitteln, aus den Mitteln der modernen Welt.
 Trapp möchte ferner Paulsen zu zeigen, daß die Philanthropinisten sich
 manchen Forderungen mit den Neuhumanisten, einem Gesner,
 G. A. Kneller, Heyne, Geddicke begegnen, so erlaube ich mir an das Wort
 zu erinnern: *duo si faciunt idem, non est idem*. Der innere
 Gegensatz beider Richtungen, wie er S. 485 kurz berührt wird,
 ist denn doch ein allzu großer, so daß von einer auch nur an-
 nähernden Übereinstimmung kaum die Rede sein kann. Trapp
 vertritt dem Grundsatz: „Erlernung fremder Sprachen ist ein not-
 wendiges Übel, notwendig wegen des notwendigen Verkehrs der
 Nationen mit einander, welches hier nicht bloß Handel und
 Wandel und dergl., sondern auch Mitteilung von Kenntnissen be-
 deutet.“ Paulsen bemerkt dazu: „Es ist dies vielleicht nicht die
 beste Betrachtung der Sache, aber tiefer geht das ganze Auf-
 erbauungszeitalter nicht“ (S. 487). Das nenne ich milde geurteilt;
 man sollte aber meinen, daß Männer mit solchen Grundsätzen, und
 daß sie Leibniz, zu Reformern des gelehrten Unterrichts wenig
 geeignet. Von jenem Grundsatz Trapps ist es nur ein Schritt zu
 dem Urteil Campes: der Erfinder des Spinnrades habe der Mensch-
 heit größere Dienste geleistet als Homer mit aller seiner Poesie.
 Das ist die Philanthropinisten charakterisiert und zu Schulreformern
 ungeeignet macht, das ist ihr aufklärerischer Intellektualismus, ihr
 übertriebener Rationalismus und seichter Utilitarismus. Daß dies die

Maximen ihres lauten pädagogischen Treibens waren, wird Paulsen nicht leugnen können.

Mit wahrer Freude habe ich die drei ersten Kapitel des dritten Buches über den „neuen Humanismus und die Eroberung der Universitäten und Schulen durch denselben“ gelesen. Am ausführlichsten wird billigerweise über F. A. Wolf berichtet, den Begründer der „Altertumswissenschaft“, der Philologie als selbstständiger Wissenschaft, des Standes der Gymnasiallehrer. In der Freude des Lesens haben mich einzelne Überschwenglichkeiten z. B. eines Passow ebenso wenig gestört als die kritischen Bemerkungen Paulsens. Sie wollen wenig besagen; ich greife deshalb nur eine charakteristische heraus. Es ist ja richtig, daß die philologischen Seminare an den Universitäten wenig oder gar keine Rücksicht nahmen auf die Ausbildung der Lehrer und sich grundsätzlich mit didaktischen Unterweisungen nicht befassen. Habe Geist und wisse Geist zu wecken, war das „Rezept“, aus dem Wolfs ganze Pädagogik bestand. Wer das Wissen habe, dem werde das Lehren von selbst zufallen, meinte Ritschl. Paulsen spielt dagegen folgenden Trumpf aus: „Warum man nur nicht meinte, daß zum Kochen auch nichts weiter gehöre als die Materialien?“ (S. 589). Die Nichtigkeit dieses geschmackvollen, auf beiden Beinen hinkenden simile darzuthun, dürfte überflüssig sein. Durchaus nötig aber erscheint es mir folgende Stelle mitzuteilen, in der Paulsen unter der Maske von Kant seines Herzens Wunsch und Meinung offenbart. „Hätte ein klar blickender Mann, etwa Kant, um 1780 sich aufgefordert gefühlt, über die zu erwartende Weiterentwicklung des gelehrten Unterrichtswesens seine Ansicht auszusprechen, so möchte dieselbe etwa so ausgefallen sein. Die ganze neuere Geschichte stelle sich, im großen Zusammenhang gesehen, dar als ein Prozeß der allmählichen Loslösung von der alten Kultur, wie die reife Frucht von dem Baume, auf dem sie gewachsen, sich löse. Mathematik und Naturwissenschaft, sowie eine auf ihnen begründete neue Philosophie habe längst selbständigen Bestand. Die moderne Staatsentwicklung habe ferner eine moderne Rechtsphilosophie und Staatswissenschaft hervorgebracht, die ebenfalls von den politischen Spekulationen der Alten durchaus unabhängig bestehe. Endlich sei auf dem Boden der modernen Kultur auch eine selbständige schöne Litteratur, wenigstens in Frankreich und England erwachsen, und wie es den Anschein habe, werde auch in Deutschland viel versprechenden Anfängen bald eine solche Blüte folgen. Der Einfluß dieser gegen das 16. Jahrhundert so sehr veränderten Lage der Dinge sei auch in unserm gelehrten Unterrichtswesen längst zu spüren. Die alte Gelehrtensprache sei überall im Zurückweichen, auf den Universitäten herrsche bereits das Deutsche; es könne kaum zweifelhaft sein, daß die Schulen nicht mehr lange fortfahren würden, mit der Einübung des Lateinschreibens und -sprechens

sich zu quälen, da die erworbene Fertigkeit kaum noch Verwendung finde. Unter den Einsichtigen sei hierüber im Grunde nur eine Meinung; Latein lesen können sei alles, was nothue. Das Griechische sei schon so gut wie aufgegeben, wenigstens als allgemeine Forderung; nur für Theologen erscheine einige Kenntniss desselben noch als unentbehrlich“ (S. 590).

Sollte Kant wirklich so unhistorisch geurteilt haben? Aber nicht Kant, sondern Paulsen urteilt, und sein Urteil besteht weder vor der Geschichte noch vor der Logik die Probe. Zugegeben, daß die großen und schöpferischen Geister des Studiums der Vergangenheit nicht bedürfen, weit sie in sich selbst die lebendige Quelle finden: die andern gewöhnlichen Menschenkinder werden jenes Studiums kaum entbehren können. Zweierlei unterscheidet den „philosophischen Kopf“ von dem „Brotgelehrten“: daß er den Zusammenhang seiner Wissenschaft mit dem großen Ganzen der andern Wissenschaften durchschaut, und daß er die Geschichte seiner Wissenschaft kennt. Nun wurzeln aber die Wissenschaften in dem Boden des Altertums, der Eingang dazu führt nur durch die Sprachen, also „so lieb uns die Wissenschaft ist, so hart lasset uns halten über den Sprachen, denn das ist der Schrein, darinnen dies Kleinod ruhet.“ Die Jugend, welche zu wissenschaftlicher Tüchtigkeit erzogen und mit den Elementen auf der Schule ausgerüstet werden soll, wird diese Vorbildung überall in den einfachen und durchsichtigen Formen der alten Sprachen und Litteratur zweckmäßiger erhalten als in den komplizierten Verhältnissen und weiten Gebieten der modernen Wissenschaft. Man fängt beim Bau eines Hauses doch nicht mit den reichgegliederten oberen Stockwerken, sondern mit dem Fundamente an. Dieser Vergleich paßt besser als der von der reifen Frucht, die vom Baume fällt, oder von der Kochkunst. Denn das Lehren ist kein Kochen und das Lernen kein Essen der abgefallenen Früchte. Geistige Güter lassen sich nicht pflücken wie reife Äpfel oder von Hand zu Hand geben wie geprägte Münzen. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen.“ In gewissem Sinne und Maße muß jeder einzelne, wenn er auf wissenschaftliche Bildung Anspruch macht, den Weg der Menschheit noch einmal durchlaufen. Doch sprechen wir konkreter. Wenn der Mathematiker und Naturforscher seine Wissenschaft nicht bis zu ihrem Ursprunge zurück verfolgen kann und ihre Entwicklung nicht kennt, so giebt er sich zwar nicht als Praktikus, aber als Mann der Wissenschaft bedenkliche Blößen. Das Studium der Philosophie beginnt doch wohl naturgemäß mit der griechischen und zwar nach dem Urtext der Schriften. Oder hält Paulsen Übersetzungen für ausreichend? Trendelenburg hat außerdem, wie ich glaube, mit Recht gesagt: ein Stück der neueren Philosophie würde anders und besser ausgefallen sein, wenn man die alte gründlicher gekannt hätte. Brauche ich zu beweisen, daß der Historiker ohne

die griechischen und römischen Geschichtschreiber gar nicht auskommen kann? Und wo soll denn der historische Sinn und das Verständnis eines jungen Mannes gebildet werden, wenn nicht an der alten Geschichte? Etwas Griechisch und Latein dürfte auch dazu unumgänglich nötig sein. Vollends gar die Blüte der schönen Litteratur, die Kant um 1780 signalisiert, ist sie ohne die Alten oder mit den Alten gezeitigt worden? Die Geschichte widerlegt hier besonders deutlich die Hallucinationen des „klar blickenden Mannes“ von 1780. Wollen doch der Geschichte „das Konzept nicht korrigieren,“ wenn wir auch mit Paulsen nicht des Glaubens leben, „alles Gewordene sei notwendig und gut.“ Endlich der Schlusssatz unsers obigen Passus: „das Griechische sei schon so gut wie aufgegeben, wenigstens als allgemeine Forderung; nur für Theologen erscheine einige Kenntnis desselben noch als unentbehrlich.“ Einige Kenntnis! Ich sollte meinen, ein wissenschaftlicher Theologe müßte eine recht gründliche Kenntnis der griechischen Sprache besitzen. Für die evangelische Kirche hängt an dem Verständnis der h. Schrift in der Ursprache nicht weniger als alles. Hoffentlich kommt es nicht wieder dahin, daß sich die Theologen wie einst durch Gottfried Hermann ad Viger. 788 müssen verspotten lassen. Wenn nun Philologen und Theologen, Philosophen und Historiker in erster Linie, dann aber alle, die auf wissenschaftliche Bildung Anspruch machen, das Griechische schlechterdings nötig haben: wäre es da nicht ein Unding, sie auf das Privatstudium zu verweisen, statt ihnen auf dem Gymnasium Gelegenheit zur Erlernung des Griechischen zu bieten? Ich meine auch, um das gleich hier zu berühren, es ist kein Grund, das Griechische vom Lehrplan der Gymnasien zu streichen, deshalb weil man den Thukydides, Äschylos, Platon doch nicht ordentlich „lesen“ lerne (S. 610). „Anders lesen Knaben den Terenz, anders Hugo Grotius.“ Es ist doch etwas, einige Bücher oder sagen wir zwei Bücher des Thukydides, einige Dialoge des Platon, einige Tragödien des Sophokles, die thatsächlich „gelesen“, nicht bloß „präpariert“ werden, auf der Schule gelesen zu haben. Die Hälfte ist auch hier mehr als das Ganze. Eine schlechte Methode ohnehin, aus dem Abusus, aus den Mängeln, der ungenügenden Erreichung des Ideals auf das Ganze zu schließen und nun mit der hier und da hervortretenden mangelhaften Behandlung der Sache die Sache selbst zu verwerfen. Das thut Paulsen.

Mit Vorliebe läßt er die tadelnden Stimmen laut werden, auch in dem 4. Kapitel über „die genauere gesetzliche Fixierung des Gymnasialwesens in Preußen 1808—1840.“ Was die Ausländer, Dänen und Norweger (S. 623. 625), an den preussischen Schülern bezw. Abiturienten vermissen, wird in breiter Ausführlichkeit mitgeteilt; daß sie auch vieles loben, wird in einem Nebensatz so beiläufig kurz eingeschaltet. Auch Lagarde (S. 627)

irfte in den Augen vieler Schulmänner keine unumstößliche Autorität sein. — Die kritischen Bemerkungen über Lehrerbildung (S. 628—633) enthalten viel Wahres. Wenn nur nicht das Übelollen gegen die humanistischen Studien überall durchblickte! Es ist beides richtig: einmal, daß „je reicher, klarer und tiefer die Erkenntnis, um so stärker auch der Trieb und um so größer die Fähigkeit zu lehrhafter Tätigkeit“ sein wird; sodaun, daß die Lehrerbildung zur Zeit noch zu wenig geschieht. Durch das Probejahr wird nach landläufiger Praxis das Bedürfnis mehr beachtet als befriedigt. Lag das vor 20 und 30 Jahren daran, daß Mangel an Lehrern war und die Kandidaten alsbald nach ihrem Abgange von der Universität eine volle Lehrstelle auszufüllen hatten, so liegen jetzt die Dinge wesentlich anders. Wir haben Überfluß an Lehrern, die Lehrer sind mit Stunden nicht überbürdet, es können also probati und probandi Zeit und Gelegenheit gewinnen, um ein Probejahr in der gewünschten Weise auszunutzen. Wenn die Direktoren ihre Sache und ihren Rat verstanden, so müßten sie, meine ich, auf die Heranbildung junger Lehrkräfte besonders bedacht sein. Es kann dies mitten in der Schulpraxis ohne Zweifel besser geschehen als durch theoretische Unterweisung in einem Seminar. — Große Belehramkeit verführt freilich oft zu dem Bestreben, das Hauptgewicht auf ein gelehrtes Wissen, z. B. das philologische, zu legen, und es mag immerhin noch eine Anzahl Gymnasiallehrer geben, die ihren sprachlichen Unterricht so betreiben, als gälte es lauter künftige und zünftige Philologen zu bilden. Aber wer sich in der pädagogischen Welt umsieht, wird doch finden, daß das Streben mehr und mehr darauf ausgeht, die griechischen und lateinischen Grammatiken, überhaupt die Lehrbücher von den beschwerenden Details zu befreien und nur das Notwendigste vom Lehr- und Lernstoff zu bieten. Entschieden bestreiten muß ich, auf eigene und fremde Erfahrungen gestützt, die Meinung, als habe „die Einübung der Elemente einer fremden Sprache am wenigsten Anziehendes für einen Mann, der Neigung zu erziehender Bildung junger Seelen in sich trägt.“ Dagegen möchte ich es mit Paulsen beklagen, daß viele Gymnasiallehrer von der Philosophie und Theologie nichts wissen oder wissen wollen. „Zuletzt ist es doch Philosophie und Religion allein, die zur Mitteilungsdriving treiben. Wer keine Philosophie, keine Welt- und Lebensanschauung hat, der hat im Grunde den andern überhaupt nichts zu sagen, nur durch Beziehung auf ein solches Letztes erhalten Kenntnisse pädagogische Triebkraft: daher die Wirksamkeit des Humanismus und die Unwirksamkeit der Museumsphilologie.“

Hoffen wir, daß die Philologen, welche mit ihrer Welt- und Lebensanschauung im Altertum stecken geblieben sind und hier das Ideal der Menschheit verkörpert sehen, immer seltener werden! Gottfried Hermann hat über jene zurückgebliebenen Leute schon

im Jahre 1813 treffend geurteilt (S. 639). Seine Schüler gehörten nicht dazu, auch Thiersch nicht, auf den Paulsen ein wenig zu sehr erzürnt ist; ebenso wenig Boeckh u. v. a. — Was endlich das Kontrollieren und Reglementieren anbetrifft, so leugne ich die schädlichen Wirkungen keineswegs, muß aber doch auch die guten Seiten anerkennen. Es liegt eben alles an den Persönlichkeiten, die das Reglement handhaben. Mag es Schulräte geben, die man lieber gehen als kommen sieht; es gibt sicherlich auch solche, welche die Gabe persönlicher Einwirkung besitzen, vielleicht sogar in dem Maße wie Thiersch, dessen Anwesenheit stets ein Fest für die Schule war, der jedesmal etwas brachte, das Lehrern und Schülern ihre Thätigkeit belebte und ihre Kräfte weckte und stärkte (S. 663). Hindert hier und da das Reglement, so zieht es oft auch recht heilsame Schranken; das Gesetz, eine feste Organisation hebt und trägt den einzelnen. Jedenfalls wird eine bedeutende Persönlichkeit kaum gehindert, ihre Kräfte zum Wohle des Ganzen zu entfalten, und keinem Direktor wird es verwehrt, seine Schule nach seinen Kräften zu dem zu machen, was sie ihrer Idee nach sein soll. Die Examina wenigstens, auf die man so gern schilt, brauchen ihm sein Werk nicht zu erschweren. Wie die Verhältnisse nun einmal liegen, sind sie sehr förderlich. Man muß sie nur vernünftig handhaben! Es ist nicht wahr, daß die Examinanden, um zu bestehen, in allen Disziplinen gleich gut beschlagen sein müssen; individuellen Neigungen und Fähigkeiten bleibt ein genügender Spielraum. Wozu haben wir denn die Möglichkeit der Kompensation bei der Maturitätsprüfung? Wozu Haupt- und Nebenfächer in der Prüfung pro facultate docendi? Ich kann als Examinator versichern, daß hier wie dort stets die gebührende Rücksicht genommen und nicht nach dem starren Maßstab der *δικαιοσύνη*, sondern dem *ἄεθλος μόλυβδος* der *ἐπιείκεια* verfahren wird. Ob überall, kann ich natürlich nicht wissen. (Vergl. die Äußerungen Wieses, Kohlrauschs und Schraders über das Abiturientenexamen S. 726 u. 727.)

Über die „Restaurationsversuche in Preußen 1840—48“ (Absch. II, Kap. 671 ff.) desgl. über die „Reaktion und neue Ära in Preußen“ (Kap. 4 S. 706 ff.) sagt Paulsen viel Böses; ich hätte Lust, viel Gutes darüber zu sagen. Natürlich. Denn Paulsen ist ein Feind, ich ein Freund der klassischen Studien; er sieht die Schattenseiten, ich die Lichtseiten. Jeder sieht eben durch seine Brille und hält seine Brille für die passende. Daß wir uns leicht verständigten, ist nicht wahrscheinlich; deshalb sehe ich von einer Diskussion ab und berühre nur zwei Punkte. — Wie Paulsen verfährt, um die Erfolge unseres Gymnasialunterrichts herabzusetzen, zeigt die Verwendung von Schraders „Verfassung der höheren Schulen“. Was Schrader gar nicht als Tadel gemeint hat, wie z. B. die Bemerkung über die Gleichmäßigkeit der Ansprüche an alle

Schüler und die annähernde Gleichmäßigkeit ihrer Durchbildung, das muß in dem Zusammenhang, in welchem es steht, als Tadel erscheinen (S. 730). Schraders günstiges Gesamturteil wird in einer Anmerkung aus einem gewissen Pflichtgefühl angeführt, nicht im Text. Wenn nur die Auslassungen unserer Schulmänner, nur die Verfügungen der Behörden mitgeteilt werden, welche Mängel rügen und auf Besserung des Bestehenden bedacht sind, so muß es schliesslich den Anschein gewinnen, als taue das ganze Schulwesen nichts. Auch das Gute entartet unter ungeschickten Händen; es bedarf dann der Remedur. Und wer etwas gut macht, kann es doch vielleicht noch besser machen. Das Suchen und Fragen nach der besten Lehrordnung, der besten Lehrmethode wird darum nie aufhören; der Eros vollendet nie. — Paulsen giebt sich Mühe, die Unvereinbarkeit des klassischen (heidnischen) Altertums mit dem Christentum darzuthun und polemisiert deshalb heftig gegen die Thesen der Erlanger Philologenversammlung von 1851 (S. 710 ff.). Ob und wie weit hierbei der Eifer für die christliche Religion mitgewirkt hat, entzieht sich meiner Beurteilung. Nach der Behandlung, die der Angriff Rumpels auf die humanistische Bildung als eine unchristliche und unkirchliche und die daran sich knüpfenden Streitereien erfahren (S. 682 ff.), scheint mir auch diese Frage nur im Interesse einer Herabsetzung des humanistischen Gymnasiums herangezogen und ausgebeutet zu werden. Rumpel wollte auf keinen Fall sagen, daß die humanistische Bildung notwendig zur Unkirchlichkeit und Feindschaft gegen das Christentum führen müsse; er traf und wollte nur diejenigen treffen, die aus dem Humanismus eine neue Religion machen, mit dem klassischen Altertum einen religiösen Kultus treiben und mit ihrer Welt- und Lebensanschauung im Altertum stecken bleiben. Lediglich gegen den Götzendienst, den man in gewissen Kreisen mit dem Zauberworte „Bildung, gelehrte Bildung“ trieb, protestierte Rumpel. Übrigens kann ich nichts sagen, als daß ich mit den Erlangern übereinstimme. Warum das Studium des griechischen und römischen Altertums an sich und seinem Wesen nach mit dem christlichen Wesen unvereinbar sein soll, vermag ich wirklich nicht einzusehen. Sind die Philologen ungläubig, so liegt das an der Philologie nicht. Eher könnte man das von der Philosophie und neueren Litteratur befürchten, denen Paulsen als Unterrichtsgegenständen auf der Schule der Zukunft so warm das Wort redet. Ich freilich befürchte auch hiervon nichts für den tiefer angelegten Menschen. Mit dem Christentum verträgt sich alles: „alles ist Euer“; nur nicht die Sünde. Und Sünde ist das Studium der klassischen Litteratur doch wohl nicht.

Zu dem 4. Kap. „Die Entwicklung der Realschule in Preussen“ (S. 745 — 755) habe ich nichts zu bemerken. Denn daß die

Realschule, so wie sie ist, nicht bleiben kann, liegt auf der flachen Hand und braucht kaum hervorgehoben zu werden.

Desto mehr fordert die „Schlußbetrachtung“ (S. 755—784) zu Gegenbemerkungen heraus. Paulsen meint, das Unbehagen über unser höheres Schulwesen, die Überzeugung, daß etwas faul sei im Schulstaate, schaffe sich einen Ausdruck in den Klagen wegen Überbürdung, denen deshalb eine symptomatische Bedeutung zukomme. Diese Klagen seien durchaus begründet; die Ursache der Überbürdung liege in der Lehrordnung, nicht, wie die Behörden annehmen, in der Lehrmethode. Die Examina, die Zwangsarbeit, das Pensum, die erzwungene Beschäftigung mit dem unfruchtbaren toten Kram des Griechischen und Lateinischen seien das Grundübel; sie seien es, welche den Geist abstumpften, die geistige und körperliche Spannkraft lähmten. Zugegeben, dem sei so; obwohl ich meine, die *πολυπραγμοσύνη*, das Streben nach Genuß, gesellschaftliche Zerstreungen, Haus Schlüssel und Taschengeld verschulden viel mehr Überbürdung als die alten Sprachen; dazu stellen die unbegabten Schüler und Banausen, die überhaupt nicht auf ein Gymnasium gehören, ein großes Kontingent von Überbürdeten — zugegeben indessen, Paulsen hätte recht: werden seine Vorschläge Abhilfe schaffen? Er will das Griechische ganz vom Lektionsplan streichen, das Lateinische auf Lateinlesen beschränken; an Stelle der ausfallenden Stunden soll Religion, deutsche Litteratur (auch Mittelhochdeutsch) und Philosophie treten. Von Religion ist weiter nicht die Rede, dagegen wird über den Betrieb und den Bildungswert des Deutschen und der Philosophie ausführlicher gehandelt. Glaubt nun Paulsen, unsere Schüler würden Mittelhochdeutsch, Logik und Psychologie aus freiem Antriebe, ohne alle äußere Nötigung studieren? Dann kennt er die Gymnasiasten schlecht. Will er keine Schlußprüfung, keine Pensa, sondern alles dem eigenen Triebe überlassen, so wird er erfahren, daß die jungen Leute nichts Rechtes lernen; will er, daß sie etwas Ordentliches lernen, und auch ein Maturitätsexamen zulassen, so wird er Pensa, kontrollierte Arbeit und alle jene Schrecken nicht vermeiden können. Und dann: wenn Paulsen glaubt, daß die Philosophie von Seiten der Gebildeten besonders hochgeschätzt werde oder daß die Mehrzahl unserer Schüler gerade die philosophische Bildung suche, dann irrt er sich. Was die Mehrzahl sucht, das sind nützliche und im Leben verwendbare Kenntnisse; diesem realistischen und banausischen Streben halten die Humanitätsstudien ebensogut und vielleicht besser das Gegengewicht als die Philosophie. Welche Grausamkeit endlich, allen Theologen, Historikern, Philologen, kurz allen nach gelehrter Bildung Strebenden die Möglichkeit, in geordnetem Unterricht Griechisch zu lernen, abzuschneiden und sie ganz kühl auf das Privatstudium zu verweisen! Sollen sie neben dem obligatorischen Unterricht mit seiner

Philosophie u. s. w. griechische Sprache und Litteratur in ihren Mußestunden treiben und sich nicht überbürdet fühlen? Welche Stellung nehmen die Lehrer im Kollegium der Anstalt ein, die einen fakultativen Unterrichtsgegenstand vertreten? Oder sollen sie sich als Privatlehrer für das Griechische neben dem Realgymnasium ansiedeln? Paulsens Pläne scheinen mir, offen herausgesagt, etwas abenteuerlich. Von allem andern abgesehen: die griechische Sprache läßt sich nicht so nebenher lernen. Paulsen schildert ja selbst die Qualen der griechischen Grammatik- und Lektürestunde in der beweglichsten Weise. Das hindert ihn freilich nicht zu behaupten: „Wer auf der Universität auch nur ein paar Monate ununterbrochen einen Schriftsteller, wie etwa den Plato, liest, dem wird, vielleicht zu seiner Überraschung, bald deutlich, daß Griechischlesen gar keine so schwierige Sache sei, wie es dem Abiturienten schien“ (S. 875 u. ff.). In der That: auch für den Abiturienten, der sich doch wohl von einem Studenten in den ersten Semestern nicht „grundwesentlich“ unterscheidet, ist Griechischlesen keine halsbrechende Arbeit. Wenn ich in Unterprima täglich eine Stunde Apologie, Kriton, Phädon nacheinander lese, ebenso in Oberprima Protagoras oder ausgewählte Kapitel aus der Republik, so habe ich immer gefunden, daß ein solches „Lesen“, nicht bloß „Präparieren“, den meisten Schülern Freude bereitet und eine hinlängliche propädeutische Kenntnis von Platon gab. Wer das von der Schule mitbringt, wird auf der Universität leichter Platon lesen, als wer sich vorher privatim nur „einige Kenntnis“ der griechischen Sprache erworben hatte.

Um zum Schluß zu kommen: wer in dem Buche von Paulsen die schonungslos aufgedeckten Mängel unseres Gymnasialwesens betrachtet und sein Zukunftsideal von Schule sich vor Augen stellt, dem könnte bange werden um Gegenwart und Zukunft des gelehrten Unterrichts. Glücklicherweise aber entrollt uns die unparteiische Geschichtsforschung ein freundlicheres Bild, und glücklicherweise ist eines einzelnen Herren Geist noch nicht der Zeitgeist; es empfiehlt sich, nicht mit dem Strom zu schwimmen, und unser Unterrichtswesen befindet sich in guten Händen, so daß wir eine übergroße Nachgiebigkeit gegen jede beliebige, bald heute bald morgen auftauchende „Forderung der Zeit“ nicht zu fürchten brauchen, sondern auf eine stetige Entwicklung und eine gewisse Stabilität rechnen dürfen. Paulsens Buch ist, trotz aller Verwahrung dagegen, doch nur ein Leitartikel im großen Stil, sehr geschickt und gelehrt, aber für den besonnenen Mann keineswegs überzeugend. Wir rufen jedem Leser zu:

Nάγε καὶ μέγιστος ἀπιστεῖν.

Blankenburg a. Harz.

H. F. Müller.

212 F. Harms, Methode d. akademischen Stud., agz. v. H. Schiller.

Friedrich Harms, Methode des akademischen Studiums. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Heinrich Wiese. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau), 1885. VIII und 119 S. 1,60 M.

Der verstorbene Verf. handelt in einer Einleitung über Aufgabe und Einteilung der Methode des akademischen Studiums, im 1. Teile der Schrift von dem Wesen der Gelehrten, im 2. von dem Wesen der Universität, im 3. von dem Studium der Fakultätswissenschaften.

Die Schrift ist aus den Vorlesungen hervorgegangen, welche der Verstorbene als Professor der Philosophie an der Berliner Universität gehalten hat, um von dem Wesen des akademischen Studiums seinen Zuhörern einen Begriff zu geben.

Die beiden ersten Teile sind wesentlich philosophisch-konstruktiv, der letztere auch noch recht dogmatisch gehalten, doch trägt er dem praktischen Bedürfnisse einigermaßen Rechnung. Dafs die philosophische Begründung eigenartig, interessant und überzeugend ist, bedarf bei einem geistvollen Denker, wie Harms war, keiner weiteren Begründung; der Studierende, der sich auf den immerhin ziemlich hohen Standpunkt des Philosophen zu erheben vermag, wird daraus Anregung und Belehrung in Menge erhalten. Allzuvielen werden freilich durch die Schrift sich nicht hindurch arbeiten, da sie der Aufmerksamkeit und der steten Selbstkontrolle keine kleinen Aufgaben stellt. Ich möchte nicht alles unterschreiben, was in den beiden ersten Teilen zu lesen ist, und ich fürchte, die hohe Meinung, welche der Verf. von dem Vortrage auf den Lehrstühlen der Universitäten hat, wird durch die Wirklichkeit nicht bestätigt; er bedarf dringend der Ergänzung durch die dialogische Methode.

Wer im dritten Teil gewissermaßen Rezepte für das Studium der Fakultätswissenschaften suchen würde, müfste sich sehr enttäuscht fühlen: das überläfst der Verf. den Studienplänen etc., die heute von allen Fakultäten ihren Angehörigen gegeben werden. Er hält sich auch hier auf der Höhe philosophischer Deduktion und philosophiert über dieselben.

Der geistvollen Schrift sind denkende Leser zu wünschen, welche die Mühe nicht scheuen, sich durch die philosophische und nicht immer fesselnde Einkleidung und Erörterung hindurch zu arbeiten: solche werden dieselbe mit Nutzen und Belehrung lesen

Giefsen.

H. Schiller.

H. Weber, Griechische Elementargrammatik. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1885. 202 S. 8.

Eine Schul-Grammatik erfüllt ihren Zweck, wenn sie das Wesentliche in fafslicher und übersichtlicher Weise zur Darstellung bringt und das Gegebene an zweckmäfsig gewählten Beispielen erläutert. Diesen Anforderungen entspricht das Webersche

Buch, namentlich für die Syntax, in hohem Maße. Es enthält wirklich nur das, was zum Verständnis der Lektüre und zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische notwendig ist, und dies in einer Form, die allenthalben erkennen läßt, daß der Verf. nicht nur Gelehrter, sondern auch erfahrener Schulmann ist. Als besonders gelungen sind die allgemeinen Bemerkungen zu bezeichnen, die der Kasus-, Tempus- und Moduslehre vorausgehen; mit ihnen ist der Lehrer imstande, Gesichtspunkte hervorzuheben, die dem Schüler einen weiteren Ausblick eröffnen und ihn dahin führen, in der Syntax etwas anderes zu sehen als eine Anzahl zusammenhangsloser Regeln, mit denen er sein Gedächtnis beschweren soll. Es dürfte nicht viel Grammatiken geben, in denen beispielsweise die Lehre von den Modis in so bündiger, leicht verständlicher Weise eingeleitet wird wie bei Weber. Die Modi, heißt es § 132, 3, haben folgende Bedeutungen: 1) Indikativ = Wirklichkeit; 2) Konjunktiv = zukünftige Erfahrung; 3) Optativ = Gedachtes; 4) Imperativ = Befehl (Verbot); 5) Indikativ eines Präteritum + ἄν = Nichtwirklichkeit; 6) Konjunktiv + ἄν = die Zukunft wird darüber entscheiden; 7) Optativ + ἄν = Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit. In ähnlicher Weise sind die übrigen Kapitel behandelt — Alles einfach und klar. Vielleicht dürfte es sich empfehlen, die vereinzelt Beispiele aus Homer und Herodot, wenigstens die letzteren, durch attische zu ersetzen.

Auch die Darstellung der Formenlehre verdient durchaus Anerkennung: sie enthält nur das Notwendige und verwertet die Resultate gelehrter Forschung in maßvoller Weise. Trotzdem wird hier nach Ansicht des Ref. noch zu viel geboten. Es hat nämlich den Anschein, als ob der Schüler unmittelbar beim Erlernen der Formen mit den Gesetzen, nach denen sie gebildet sind, vertraut gemacht werden soll. Er erfährt also, daß die Stämme der ersten Deklination ursprünglich auf ā, iā ausgehen, daß diese im Griechischen als -ā, -η, -ιά, -ᾶ erscheinen, daß *τραπέζα* aus *τραπέδι-ᾶ* Vierfuß, *σώτεια* aus *σώτερ-ιά* entstanden ist, daß *χαρίεις* = *χαριεντ-ς* (aus *χαρι-φεντ-ς*), *χαρίεσσα-χαρι-ετ-ιά* (mit dem schwächeren Stamme), *χαρίεν* = *χαρι-εντ-*, daß *τάττω* = *τᾶγ-ιω*, daß *ἄν ὄντος* aus *σο-ντ-*, *οῦσα* aus *σο-ντ-ιά*, *ὄν* aus *σο-ντ-* u. s. w. hervorgegangen ist; Ref. verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß er von dergleichen Dingen im Anfangsunterricht nie gesprochen wissen will — welcher Lehrer würde Hinweise auf Verwandtes und Bekanntes nicht verwerten? —; aber er bezweifelt, daß der Tertianer für Auseinandersetzungen dieser Art das richtige Verständnis hat. Und wie verhält sich dazu der Unterricht? Verlangt der Lehrer, daß der Schüler von der Entstehung der Form *Ἀθήνᾳ* Rechenenschaft giebt und sich dabei über den „Schwund“ des halbkonsonantischen *ν* äußert, oder nicht? Was beginnt der Knabe mit *συνεία*, *συνέη*, *συνέα*, *συνέη* (Homer), *ἡ συνῆ* = Feigenbaum, oder

mit der Tabelle S. 90, in der die bereits vorher behandelten Verba muta und liquida noch einmal in folgender Weise vorgeführt werden:

Wurzel			Verbalstamm			
stark	schwach	abgelautet	St. d. Präs.	d. Fut.	d. Perf.	d. 2. Aor.
			+ο-, ε-	—	Redupl.	+ο-, ε-
				+ε-		
λειπ-	λιπ-	λοιπ-	λειπ-	λειπ-	λοιπ-	λιπ-
oder ῥεϋ-	ῥυ-		ῥε[ϋ]-	ῥεϋ-		ῥυ-
oder κᾶμ-			κᾶμ-ν-	κᾶμ-	κμη-	κᾶμ-?

Auch heute scheint in dieser Beziehung beherzigenswert, was H. Bonitz vor Jahren in seiner Rezension der Curtiusschen Grammatik sagte, „dafs es zunächst auf feste Einprägung, auf ein freies Beherrschen der Formen ankommt, alles Erklären über Entstehung der Formen, alles Zurückgehen auf Lautgesetze nur in dem Mafse und in derjenigen Ordnung einen Anspruch hat, in den Schulunterricht aufgenommen zu werden, als es das Erreichen des bezeichneten Zweckes, die Herrschaft über die Formen, erleichtert und sichert“. Vielleicht könnte sich der Verf. entschliessen, das, was er über die Entstehung der Formen giebt, mit dem fünften bei der „Lesung Homers“ zu erörternden Abschnitte zu vereinigen: der Sekundaner, mehr noch der Primaner, würde für die ihm in den Bau der Sprache eröffneten Blicke gewifs dankbar sein. Auch mit den „orientierenden Gesichtspunkten“, unter denen die homerische Formenlehre erscheint (Betonung, das Auslautgesetz, Vokale und Konsonanten, Etymologie, Kasus, Stämme, regelmäfsige Formen, die Homerische Sprache ist ungleichmäfsig, das Augment, Formübertragung oder Analogiebildung) dürfte sich der Verf. das Ziel etwas zu weit gesteckt haben; jedenfalls ist davor zu warnen, dafs diese Dinge nicht zu früh behandelt werden. Der Primaner wird aus der Fülle der lehrreichen und interessanten Bemerkungen manchen Gewinn ziehen, vorausgesetzt, dafs ihm der Genufs der Homerlektüre dadurch nicht verkürzt wird und die Erweiterung seiner Kenntnis von den Kulturzuständen u. dergl. im homerischen Zeitalter mit der Bekanntschaft von εἶο = σφε-σιο und εἶκτον = φεφικτον gleichen Schritt hält.

Folgende Einzelheiten geben dem Ref. zu Bemerkungen Veranlassung. S. 46 heifst es: „Die Tempora des griechischen Verbum sind nach der griechischen Form nebst der deutschen Übersetzung und dem Namen des Tempus zusammenzustellen“; S. 49: „Die Ausgänge und Endungen der Grundformen des Verbums παιδέω sind zu unterscheiden“; S. 103: Wiederholung der gesamten Formenlehre (aus dieser Überschrift besteht § 68 und Abschnitt IV). Diese Gebrauchsanweisungen für den Lehrer sollten in einem für Schüler bestimmten Buche nicht stehen. — § 56 enthält „Besonderheiten der Konjugation“, aber nur skizziert;

So heisst es unter Nr. 3 „Abweichungen in der Form des Augments und der Reduplikation sind meist nur scheinbar; z. B. a) Einige Verba mit anlautendem ε haben ει: *εργάζομαι* ich arbeite *εργασάμην* *εργασμαι*. b) Einige Verba mit ehemals konsonantischem, später vokalischem Anlaut haben syllabisches Augment; *ᾠνεῖσθαι* kaufen *ᾠ-ω-νούμην*, *ἑώνημαι*“. Bei diesem Kapitel bleibt also dem Lehrer nichts anderes übrig, als alle Verba, die hierher gehören, in dem alphabetischen Verzeichnis der unregelmässigen Verba, das infolge dessen sehr groß ist, aufsuchen zu lassen. Dasselbe gilt von den Verben, die σ annehmen, von denen, die das fut. med. haben u. s. w. Es wäre für die Zwecke des Unterrichts praktisch, wenn die „Besonderheiten der Konjugation“ vollständig gegeben würden. Auch sonst muss der Lehrer vielfach das „Verzeichnis“ in Anspruch nehmen, z. B. für *ἔλθέ* u. s. w., für *ἔδυνω*, für die Modi von *ἔδυν*, *ἔσχον*, *ἦλων*, für *τέθνυμαι* u. a. — § 31 werden die von neutralen Substantiven mit dem Nom. Sing. auf -ος herzuleitenden Stämme auf -εσ (*εὐγενής*, *πλήρης*, *Σωκράτης*, *Περικλῆς*) in ungewöhnlicher und schwer verständlicher Weise „geschlechtige“ Stämme genannt. — Eine Erklärung für die Ausgänge des Genetiv Singularis und Pluralis von *πόλις* ist mit dem, was § 33, 3a gelehrt wird („die Endungen der Klasse *πόλι-ς* erscheinen mit folgender Abstufung des Stammes verbunden: a) stärkerer Stamm *πολει-* im Gen. Dat. Sing. und Nom. Gen. Plur., ursprünglich z. B. *πόλει-ι* *πόλει-εσ*“) nicht gegeben. (Vgl. damit Curtius Gr. Gr. § 157.) Die Formen *ἐτρέφθην* § 49 und *ἐβλάφθην* § 51 würden einzuklammern sein. — § 55 1c heisst der Aor. pass. von *φαίνω* *ἐφάνην*; 11a der erste Aor. Pass. lautet *ἐ-φάν-θην*, 12a steht *ἐφάνην* — hier musste auf die Bedeutung aufmerksam gemacht werden. — Im Verzeichnis der „unregelmässigen Verba“ fehlt s. v. (*συλ-*) *λέγω* der Hinweis auf *συνελέγην*. — s. v. *ὄρα̃ν* (die überwiegende Mehrzahl der Verba ist in der 1. P. Sing. angeführt) könnte die Form *ὄρακα* wohl fehlen.

An Druckfehlern hat Ref. bemerkt S. VIII 48—49 statt 69 und 49—71 statt 69. S. 99 s. v. *ὄρα̃ν* Imperf. *ἑώρων* mit spir. len. S. 100 *πέ-ποίθα*. S. 101 s. v. *στόρνυμι* *ἔστρωμαι* und s. v. *στρέφω* *ἔστρωμαι* ohne Accente. S. 161 Z. 18 v. o. *εποίησας* ohne spir.

Berlin.

A. Reckzey.

W. Gemoll, Übungsbuch zum Übersetzen ins Griechische im Anschluss an Herodot für die Sekunda der Gymnasien. II. Teil: Für Obersekunda. Leipzig, Teubner, 1885. VI und 136 S. 1,50 M.

Dem ersten, hauptsächlich zur Einübung der Kongruenz und Kasuslehre bestimmten Teile seines griechischen Übungsbuches hat Gemoll jetzt den zweiten, nach denselben Grundsätzen bearbeiteten Teil folgen lassen, durch welchen das Pensum der Ober-

sekunda, Tempus- und Moduslehre, eingeübt werden soll. Wieder in zwei Jahreskurse geteilt bringt dieses Heft unter Anschluss an Kochs kurzgefasste Schulgrammatik 54 bezgl. 60 Stücke über Genera verbi, Tempora, Modi im Hauptsatze, Modi in Nebensätzen, Infinitiv, Partizip, Oratio obliqua, Negationen, Partikeln. Der Inhalt ist ebenfalls wie im ersten Teile dem Herodot entnommen und der Stoff so verteilt, daß im ersten Jahreskurse vorzugsweise der ionische, im zweiten der dorische Stamm berücksichtigt ist, da der Verf. hofft, durch eine gewisse Konzentration des Stoffes auch dem geschichtlichen Unterrichte in die Hände zu arbeiten. Auch hier schliessen sich wieder die für die Klassenlektüre bestimmten und die dem Übungsbuche zu Grunde gelegten Partieen des Schriftstellers aus. Beispielsweise umfaßt im zweiten Jahreskurse

die Klassenlektüre:	das Übungsbuch:
VII (im Vorw. fälschlich VI), 175—238	I 23, 24, 56—58, 65—68, 82 V 92 VI 48—50, 52, 56—58, 61—65, 66—70, 72—85
IX 1—89	VII 1—4, 20, 21, 50, 56—60, 100—104, 121—124, 133 —137, 139, 172—174 VIII 125, 140—144 IX 106, 114, 116—121

Die Gegenüberstellung wird lehren, wieviel die Schüler *privatim* im Herodot lesen müßten, wenn sie wirklich aus diesem das nötige Material für ihre Übersetzung gewinnen wollten.

In Betreff der vom Verf. befolgten Grundsätze habe ich meine abweichende Meinung bei der Besprechung des ersten Teiles in dieser Ztschr. 1885 S. 237 fg. zu begründen versucht und muß an dem, was ich dort ausgesprochen, auch jetzt noch festhalten. Dagegen soll gern anerkannt werden, daß einige der dort aufgeführten Übelstände sich in diesem zweiten Hefte weit weniger bemerkbar machen. So ist z. B. die Zahl der Anmerkungen erheblich eingeschränkt worden. Es hätten aber noch einige derselben gestrichen werden können, wenn der Verf. darauf verzichtet hätte, Konstruktionen, über welche meines Erachtens auch der angehende Obersekundaner nicht im mindesten zweifelhaft sein darf, ausdrücklich anzuführen oder wiederholt an dieselben zu erinnern, z. B. die der *Verba dicendi, putandi, sentiendi*. Ich bin der Ansicht, daß einige derselben unbedenklich schon im Anfangsunterricht zu verwenden sind, da für sie der Hinweis auf das Lateinische genügt, andere wenigstens durch die Lektüre eines Buches der *Anabasis* dem Obertertianer zum vollen Verständnis gebracht werden können. Glaubt man aber, in Obersekunda noch darauf hinweisen zu müssen (2, 5) „nach einem Verbum der Äußerung steht der Acc. c. Inf.“ — was übrigens

nicht einmal genau ist —, so ist das eigentlich ein schlechtes Kompliment für den vorausgegangenen Unterricht. Mehr als früher ist ferner der Verf. darauf bedacht gewesen, nicht ohne weiteres durch Anmerkungen und das Wörterverzeichnis bei den einzelnen Übungsstücken das dem Schüler zu bieten, was dieser aus der Grammatik gelernt haben muß und zu dessen Einübung die bezüglichen Abschnitte verfaßt sind. So sind, um nur ein Beispiel anzuführen, die im ersten Übungsstücke über die Genera verbi vorkommenden Wörter auszeichnen, einfallen, umändern, vertrauen, umschlagen im Wörterverzeichnis weggeblieben, da sie aus dem zu Grunde gelegten Abschnitte der Grammatik bekannt sein müssen. Dann bietet ja auch die Tempus- und Moduslehre an sich weniger Veranlassung zu solchen Bemerkungen als die Kasuslehre.

Auch abgesehen davon ist das Wörterverzeichnis knapper gehalten als das des ersten Teiles, auf welchen nötigenfalls zurückgegangen werden kann, wenn die größere Vokabelkenntnis des Obersekundäners sich nicht überall als ausreichend zeigen sollte. Versehen sind mir in demselben weniger aufgefallen als im vorigen Hefte. Dagegen bin ich der Meinung, daß dem Schüler zur Übersetzung mehr solche Wörter empfohlen werden müßten, welche der guten attischen Prosa angehören, vorausgesetzt, daß die ionischen nicht etwa als Kunstausdrücke beizubehalten sind. Denn ohne gerade einem strengen Purismus huldigen zu wollen, welcher nach der Lage der Dinge im Griechischen noch weniger unbezweifelt bleiben kann als im Lateinischen, kann ich doch nicht umhin, es auffallend zu finden, wenn neben den echt attischen Konstruktionen, wie sie bei der Übersetzung herauskommen müssen, nun die fremdartigen Wortgebilde sich zeigen, die nur der ionische Dialekt, die Dichtersprache, die späte Prosa kennen. Dem sollte man möglichst aus dem Wege zu gehen suchen, am wenigsten aber etwa seltene herodoteische Wörter, die der Schüler noch dazu nicht einmal in seiner Klassenlektüre gefunden, an Stelle der ihm vielleicht bekannten, jedenfalls gebräuchlicheren attischen aufnehmen. In dieser Hinsicht sind mir u. a. aufgefallen: abpflücken *καταδρέπειν* (Plato öfter *δρέπομαι*, jenes Kompos. nur Her. VIII 115?), Absetzung *κατάπανσις*, bedeutend *ἀξιαφήγητος* (Her. *ἀξιαπήγητος*, sonst nur Arr. An. prooem. 1 u. 3), Bestattungsfeier *κῆδος* (Thuk. II 34 οἱ Ἀθηναῖοι τῷ πατρίῳ νόμῳ χρώμενοι δημοσίᾳ ταφᾶς ἐποίησαντο), Desertion *δρασμός* (Thuk. I 142 τῆς γῆς βλάπτουσιν ἂν τι μέρος καταδρομαῖς καὶ αὐτομολαιῖς), Durchzug *διόδουσις* (Hippokr. ? Hell. IV 4, 113 ὥστε διόδον στρατοπέδῳ ἰκανὴν εἶναι), unterschiedener Sieg *ἑτεροαλκῆς νίκη* (wohl nach Homer z. B. Od. 22, 236 od. Aesch. Pers. 926; dagegen Her. VIII 11 τοὺς . . . ἑτεροαλκῶς ἀγωνιζομένους νῦν ἐπελθοῦσα διέλυσε und IX 103 ἶδον αὐτίκα κατ' ἀρχᾶς γινομένην ἑτεροαλκῆα τὴν μάχην, den

beiden einzigen Herodotstellen, bedeutet es gerade „unentschieden“; att. *ἀναμφισβήτητος*), erdröhnen *δονεσθαι* (so nur Her. VII 1?), efsbar *βρώσιμος*, förderlich *συμπράκτωρ*, frischgefangen *νεοάλωτος* (nur Her. IX 120? Hesych. *νεάλωτος*), Gefangenschaft *αἰχμαλωσία*, gewachsen *ἰσοπαλής* (*ἀντίπαλος*? *ἄξιόμαχος*? Thuk. II 39, IV 94 kennt allerdings das Wort auch, doch ist es i. g. sehr selten), Knechtschaft *δουλοσύνη* (gewöhnlicher *δουλεία*?), Kriegsgeschrei *ἀλαλαγμός* (Inf. oder Part. von *ἐλλίξειν*, aus der Anab. bekannt?), Magazin *σιτοβολών* (nach Thuk. VI 97 *ὅπως εἶη αὐτοῖς . . . τοῖς τε σκεύεσι καὶ τοῖς χημάσιν ἀποθήκη*?), mild *πραῦς* (*πρᾶος*!), Priesterin *ὑποζάκωρος*, Saatsfeld *λήϊον*, mit Stumpf und Stiel ausrotten *ἐκτριβεῖν*, *ἐμπρεμνίζειν* (*ἄρθην διαφθείρειν*, *ἐκ ῥιζῶν* oder *αὐταῖς ῥίζαις ἀναιρεῖν*?), todesmutig *παραχρώμενος*, vollstopfen *σάττειν* (*ἐμπληροῦν*?), vorläufig *προηγουμένως* (späte Prosa = gerade, vorzugsweise; dafür *τὸ νῦν εἶναι*?), Zufluchtsstätte *κηροσφύγειον* (*καταφυγή*?). Ich habe diese Beispiele auch um deswillen nicht unangeführt lassen wollen, weil sie die Vermutung nahelegen, dafs, wenn hier in lexikalischer Hinsicht mehrfach fehlgegriffen ist, die Schüler noch häufiger in dieser und in grammatischer Hinsicht Fehlerhaftes bringen werden, so oft sie veranlafst sind, an Herodot sich anzulehnen.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, dafs die deutsche Ausdrucksweise sowohl in den gebrauchten Wendungen als in dem Satzbau öfter zu starke Anklänge an die fremde Sprache zeigt, als selbst bei etwas nachsichtiger Beurteilung der stilistischen Kenntnisse im Griechischen notwendig erscheinen dürfte.

Bremen.

E. Bachof.

Franz Kern, Zur Reform des Unterrichts in der deutschen Satzlehre. Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung (R. Stricker), 1884. 71 S. 1,20 M.

F. Kerns Bestrebungen um eine auf Vereinfachung der deutschen Satzlehre hinielenden Reform dürfen als bekannt vorausgesetzt werden. Die leitende Idee dabei ist die zweifellos ganz richtige, dafs auf diesem wichtigen Gebiete des Unterrichts eine gewisse Unsicherheit herrscht und dafs die erreichten Resultate oftmals der aufgewendeten Mühe nicht entsprechen. Die Bücher „Die deutsche Satzlehre. Ein Versuch ihrer Grundlage. Berlin 1883“, „Zur Methodik des deutschen Unterrichts“ und der kürzlich erschienene „Grundrifs der deutschen Satzlehre“ dienen dem von Kern verfolgten Zwecke. Die beiden ersteren Schriften hatten durch W. Wilmanns in dieser Zeitschrift eine Besprechung erfahren (1883 S. 679 ff. u. 1884 S. 288 ff.). Gegen die von Wilmanns dort geäußerten Bedenken richtet sich der Verf. in der vorliegenden Schrift, die wir im

zenden einer Charakteristik zu unterziehen vorhaben, ohne auf uns Theorie im allgemeinen einzugehen.

Wilmanns verteidigt gegen Kern den Terminus „logisches Objekt“. Die von dem letzteren zur Befürwortung seines Vorgehens, diesen Ausdruck fallen zu lassen, vorgebrachten Gründe seien dem Ref. vollkommen stichhaltig; auch er glaubt, daß diese Bezeichnung durchaus nicht zur Klärung grammatischer Verhältnisse beiträgt und hat selbst mehr als einmal die Erfahrung gemacht, daß es zunächst schwer fällt, den Schülern begreiflich zu machen, was man eigentlich unter dem logischen Subjekt zu verstehen habe. Wenn erst besondere Mühe darauf verwendet werden muß, einen Terminus zu erklären, der doch nur als eine Art Notbehelf angesehen werden darf und der seinen Ursprung (mag man das Beiwort „logisch“ nehmen, in welchem man man will) doch wahrscheinlich einer Verquickung rein grammatischer Verhältnisse mit der formalen Logik verdankt, so thut man ohne Zweifel besser, ihn ganz aufzugeben, und es kann ihn in diesem Umstand allein, daß er doch nun einmal herkömmlich sei, nicht gut schützen.

Sodann handelt es sich um die von Kern aufgestellte, von Wilmanns angefochtene Unterscheidung von Subjekt und Subjektsort. Das Subjekt, sagt Kern, ist überall im verbum finitum; in demselben erscheinen Subjektsinhalt und Subsistenz mit einander verbunden. Das zeige sich nicht nur in den Imperativen sondern auch sonst. Die hierfür als Beweise beigebrachten Beispiele scheinen dem Ref. ebenso wie Wilmanns nicht ziehend („Bist du, Fräulein, weder schön“, „Füllest wieder Busch und Thal“). Diese aus der dichterischen Sprache entnommenen Sätze können das nicht erhärten. In ihnen erscheint eben die Ausnahme, nicht die Regel.

Wilmanns erklärt, daß im Verbum noch nicht eine Subsistenz enthalten sei. Wir meinen, er hat damit ganz recht, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß in den Formen des verbi finiti ein (allerdings nur ganz allgemein gehaltenes) Subjekt enthalten ist, welches durch die Hinzufügung eines Nomens bei Bildung von Sätzen erst näher bestimmt wird. Einen Unterschied zwischen den Formen des lat. und deutschen Verbi finiti anzunehmen scheint nicht gut angänglich; einen solchen sehen wir nur darin, daß der deutschen Form das Pronomen beizufügen üblich ist, weil die Formen an sich weniger bestimmt sind. Wenn wir in dieser Beziehung Kern beistimmen, so möchten wir doch, wie bereits bemerkt, eine bestimmte Subsistenz in dem Verbum nicht enthalten erblicken. Das Subjekt wird durch die in den Formen des verbi finiti bezeichneten Personen nur generell angedeutet, und nur da, wo der Zusammenhang eine bestimmte Beziehung erkennen läßt, bedarf es der weiteren Hinzufügung eines dasselbe besonders ausdrückenden Nomens nicht. Die Regel ist doch nun

einmal der gesonderte Ausdruck des Subjekts, die Fortlassung desselben, da wo es ergänzt werden kann, die Ausnahme. Und somit scheint Kern (S. 13) nicht im Recht, wenn er meint, die auf diesen Punkt bezüglichen Ausführungen von Wilmanns seien zu einer Polemik gegen seine Ansichten nicht verwendbar. Dafs übrigens, wie Wilmanns weiter meint, im einfachen Satz ursprünglich der blofse Stamm des Verbums zum Substantiv trat, ist eine nicht unbestrittene und unbezweifelte (und, fügen wir hinzu, schwer zu beweisende) Theorie, die schon aus dem Grunde, weil sich in dem Bereich der gegenwärtigen Sprache dies nicht zeigen und deshalb didaktisch garnicht verwerten läfst, in den Rahmen der Diskussion hier nicht hineinpaßt. Wenn wir auch nicht mit Wilmanns die Personenbezeichnungen am finiten Verbum als zwecklos ansehen können (dafs sie das nicht sind, scheint schlagend widerlegt durch Sätze, in denen, weil sich der Sinn aus dem Zusammenhang ergibt, besondere Beifügungen nicht gemacht zu werden brauchen), so legen wir denselben andererseits auch nicht die ihnen von Kern vindizierte Kraft bei.

Hinsichtlich der sog. unpersönlichen Verben kann Ref. die von Kern angefochtene Ansicht Wilmanns', dieselben bezeichneten nichts als einen Vorgang, der nicht auf irgend welche Subsistenz bezogen werde, nur in dem Sinn verstehen, dafs damit der Infinitiv des Verbs an sich gemeint ist. Wenn man einen Satz bildet, so wird doch in der That der Verbalbegriff auf eine Subsistenz bezogen. Wir können daraus aber noch nicht mit Kern den Schlufs ziehen, dafs bereits die Personenbezeichnung an den Verben den satzbildenden Zweck habe. Es gehören doch mindestens zwei Vorstellungen dazu, eine Aussage zustande zu bringen; dafs diese beiden Vorstellungen (ein Zustand und eine Subsistenz) in dem Verbum allein schon verbunden sein sollen, können wir nicht zugeben. Sicherlich werden durch die Personenbezeichnungen gewisse Kategorien geschaffen, in welche die Subsistenzen eingereiht werden sollen (die Ausführungen hierüber bei Kern S. 18, 19 sind äußerst interessant), aber damit ist noch nicht gesagt, dafs in den Verbalendungen die Subsistenzen selbst liegen sollen, vielmehr wird durch sie nur allgemein darauf hingewiesen. Einen wesentlichen Unterschied zwischen der Flexion des Verbs und der des Nomens können wir nicht erkennen, aufser denen, die durch die Natur der Wortklassen selbst bedingt wird. Wir sind somit der Ansicht: eine bestimmte Subsistenz liegt noch nicht in den Personenendungen; erst in einem Satze (sagen wir in der Anwendung der zunächst ihrem Inhalte nach ganz allgemeinen Verbalform auf einen bestimmten Fall) tritt eine solche hinzu.

Ganz unbestreitbar scheint es, was Kern sagt, in jedem finiten Verbum sei die sog. Kopula des Satzes vorhanden. Dafs es, weil der Begriff der Kopula leicht verwirre, besser wäre, ihn fallen zu lassen, ist durchaus zuzugeben. Weshalb indes, wenn

man nun einmal, wie Wilmanns es thut, bei dem Hergebrachten stehen bleibt, die von ihm gewählte Unterscheidung der Anwendung des Verbums „sein“ als reine Kopula und als Vollwort (der Ausdruck ist vielleicht nicht ganz glücklich) zu verwerfen sein soll, haben wir nicht sehen können. Dafs ein Unterschied bestehe in der Anwendung von ist in den beiden Sätzen: „Gott ist“ und „Die Rose ist rot“, ist doch nicht zu leugnen, und das hat doch Wilmanns zweifellos mit seiner Unterscheidung sagen wollen. Unklar bleibt es nur, was Wilmanns mit seiner Bezeichnung „mehr als Kopula“ hat sagen wollen.

Dafs Wilmanns in Bezug auf den Begriff der Kopula nicht bei derselben Ansicht geblieben ist, wie Kern S. 23 ff. nachweist, ist leicht ersichtlich; es ist dies allerdings um so wunderbarer, da er in einer Schlussbemerkung bei Besprechung der Kernschen Schrift es durchaus für möglich erklärt, auf die Bezeichnung Kopula ganz zu verzichten. Die Parallelisierung des Worts sein mit Adverbien und Konjunktionen wie wegen, statt, weil, die ursprünglich Substantive gewesen sind, welche Wilmanns vorschlägt, müssen wir mit Kern als eine nicht glückliche bezeichnen. Desgleichen ist (vergl. die Ausführung S. 28f.) nicht recht klar, wenn er in Sätzen wie: Die Rose ist schön. Die Rose ist eine Blume. Ich bin anderer Meinung, die in denselben enthaltenen prädikativischen Bestimmungen als nähere Beifügungen zum Subjekt bezeichnet.

In der nun folgenden eingehenden Kritik einer Stelle aus Wilmanns Grammatik, welche von den verschiedenen Bedeutungen des Verbums sein handelt, wäre besonders bemerkenswert, dafs auch Kern (S. 31) das Verbum sein hinsichtlich seines Inhaltes dahin erklärt, es gehöre eben nur unter die Kategorie Zustand. Daraus ergibt sich, dafs es nach seiner eigenen Verbaltheorie den übrigen Verben nicht ohne weiteres gleichgestellt werden darf.

Die Lehre vom Artikel giebt einen weiteren Anlaß zu einer Meinungsverschiedenheit. Kern bestreitet, dafs Wilmanns recht habe, wenn er von ihm sage, er erkläre es für unhaltbar und didaktisch zu mißbilligen, dafs ein und dasselbe Wort bald dieser bald jener Wortklasse zugewiesen werde. Wo ein klares grammatisches Merkmal der Unterscheidung vorliege, da unterscheide er grammatische Begriffe. Dies treffe namentlich auch einige aus Substantiven entstandenen sog. Präpositionen, bei denen übrigens beiläufig bemerkt die amtlich angeordnete Rechtschreibung leicht eine Verwirrung der Begriffe hervorrufen könne, denn man schreibe imstande, dagegen in den Stand setzen und an Stelle. Wilmanns meint. Kern unterscheide nicht das demonstrative das von dem Artikel. Für diesen Unterschied ein besonderes grammatisches Merkmal anzugeben ist vielleicht schwierig; indessen möchte man doch mit Wilmanns geneigt sein, ihn festzuhalten (was ja Kern übrigens auch S. 36 zuzugeben bereit ist).

Dafs durch das als sog. unbestimmter Artikel ein gebrauchte Zahlwort eine Verwirrung in die ganze Artikelfrage hineinkommt, werden wir Kern sicher zugeben. Er bemängelt es hauptsächlich, dafs man den sog. bestimmten und den sog. unbestimmten Artikel, zwei ganz heterogene Wortarten, unter einen Gattungsbegriff zusammenfafst. Dafs darin eine Inkonsequenz liegt, wird man nicht leugnen können. Kerns Vorschlag für eine Beseitigung dieses — nicht gerade allzu erheblichen — Übelstandes, den sog. bestimmten Artikel Zeiger, den unbestimmten Zähler zu nennen, halten wir nicht für glücklich, besonders deshalb, weil bei dem sog. unbestimmten Artikel das Bewußtsein, dafs damit eine Zahl gemeint sein soll, doch nicht kräftig genug vorhanden ist.

Was den nun folgenden Abschnitt über die Unterscheidung der zusammengezogenen und zusammengesetzten Sätze anlangt, so ist ja zur Genüge bekannt, welche Verwirrung auf diesem Gebiet der Grammatik herrscht, und wie schwer es ist, hier eine sichere Theorie aufzustellen. Das von Kern angegebene Merkmal ist das Prädikat. Mehr als ein Verbum finitum bewirkt einen zusammengesetzten Satz. Dies ist ein formaler Unterschied; es kann unzweifelhaft Sätze mit einem ganz ähnlichen Gedankeninhalt geben, welche ihrer Form nach nicht zusammengesetzte Sätze sind. Dafs hiermit an der (blofs grammatischen, nicht logischen) Theorie nichts geändert wird, versteht sich eigentlich von selbst, und man kann den Angriff von Wilmanns gegen diesen Punkt in Kerns Darstellung nicht recht begreiflich finden, um so weniger, da beide im Grunde genommen darü übereinzustimmen scheinen. Wenn sich nun aber Kern gegen die Bezeichnung „verkürzte Sätze“ erklärt, weil die Nebensätze eigentlich durch Erweiterungen von Beifügungen zum einfachen Satze entstehen, so kann Ref. das nicht für einen stichhaltigen Grund ansehen. Weshalb sollen nicht trotzdem Verkürzungen der zum Hauptsatz in Satzform hinzugefügten Bestimmungen denkbar sein?

Die nun folgenden Ausführungen richten sich gegen die von Wilmanns in dieser Zeitschrift (1884 S. 288ff.) veröffentlichte Besprechung von Kerns Schrift „Zur Methodik des deutschen Unterrichts“. Wir heben aus denselben die wichtigsten Punkte hervor.

Wilmanns will nicht, wie Kern vorschlägt, bei der Erklärung des Satzes vom Prädikat ausgehen. Wir müssen uns mit Wilmanns Ansicht ganz einverstanden erklären, weil wir meinen, dafs die von Kern empfohlene Methode (— wenigstens für die Erklärung deutscher Sätze, um die es sich hier ja handelt; anders steht die Sache z. B. bei der Behandlung lateinischer Sätze) didaktisch nicht praktisch ist. Dieselbe stimmt mit Kerns Theorie über die Bedeutung des verbi finiti vollkommen überein, der wir, wie bereits oben bemerkt, nicht beipflichten können. Das Natürlichste ist nach unserer Ansicht, das Augen-

des Lernenden zunächst auf das Subjekt der Thätigkeit p. des Zustandes hinzulenken, um so mehr, da der Gleichklang in den Formen des deutschen Zeitworts ein Ausgehen vom Prädikat wesentlich für Anfänger wesentlich erschwert. Dafs die Satzglieder Kerns etwas gezwungen ist, ergibt sich nach unserer Untersuchung aus dem auf S. 54f. angeführten Beispiel. Wir wollen nicht mit Wilmanns behaupten, dafs es sich hierbei um ein Verfehlen der Schüler handle — wenn man die Sache so aufzufassen will, kann man von einem solchen bei jeder Art der Erklärung sprechen —, aber wir glauben, dafs der von Kern eingeschlagene Weg für das Verständnis des Lernenden der schwierigere ist.

Durchaus zustimmen müssen wir dem Vorschlag, den Schüler zunächst in der ersten Zeit, in welcher man Satzlehre treibt, an der Hand solcher Sätze wie: „Die Rose ist eine Pflanze“ unterweisen zu wollen, weil dieselben gar zu sehr in das Gebiet des rein Begrifflichen führen.

Was Wilmanns (vergl. S. 57) über das von Kern in seiner „Methodik“ angeführte Beispiel einer Satzanalyse sagt, müssen wir in den Hauptpunkten durchaus billigen. Nehmen wir einen Satz besonders heraus. Es handelt sich um die Auffassung des „aus“ in dem Satze: „Er steht viele Schmerzen aus“. Wilmanns behauptet, dieses aus empfänden wir nicht mehr als ein Wort von selbständiger Bedeutung. Auch Ref. glaubt, dafs dem so ist; wunderbar berührt es ihn, wenn Kern dagegen bemerkt (S. 64): „Aber warum denn dem Schüler das sagen? Empfiehlt man dem Worte aus nicht mehr die selbständige Bedeutung, dann empfindet er sie auch von steht nicht mehr.“

Auch wir können in dem Satze: „Allein sie fanden sie alle vermauert“ alle nicht für eine substantivische Apposition erklären, wie Kern will. Ein nicht genügender Beweisgrund für diese seine Ansicht ist es, dafs eine Stellung wie diese reichbedeutenden „die sämtlichen Nester“ unmöglich wäre. Dafs man in manchen andern Fällen ähnlicher Art (wie Du aber!) schwankend sein kann, geben wir gern zu. Zunächst aber sehen wir in der oben genannten Verbindung alle für ein Adjektiv an.

Wenn Kern in dem Satze: „eine alte Kirche, welche in Sperlingen unzählige Nester gab, wurde ausgebaut“ meint, durch den Artikel den werde hier auf Sperlinge als auf eine jedem Leser bekannte Vogelart hingewiesen, können wir dem ebenso wie Wilmanns nicht beistimmen. Allerdings ist es ja ganz richtig, dafs, wenn Sperlingen allein vorkommt, der Kasus erkennbar wäre; dafs er aber deutlicher hervortritt, wenn der Artikel dabei steht, ist doch nicht zu bezweifeln, ebensowenig wie, dafs es auch sonst nicht an Fällen gibt, in denen die Beifügung des Artikels nur eine gröfsere

Deutlichkeit bewirken soll. Es betrifft dies einen Punkt, in welchem sich Kern auf seine bereits erwähnte Grundanschauung vom Artikel stützt.

Den Schluss des Heftes bilden einige Bemerkungen über Bedenken, die in der elften Generalversammlung des Provinzialvereins Pommern, besonders von Direktor Lotholtz und Geheimrat Wehrmann gegen die praktische Ausführbarkeit der Kernschen Reformvorschläge erhoben worden sind. Ob Kerns Theorie durchdringt, kann man selbstverständlich jetzt noch nicht ermesen. Der Verf. hat aber vollkommen recht, wenn er meint, eine Ansicht, wie die dort geäußerte, daß die Schule sich nur von methodischen Grundsätzen leiten lassen solle, sei nicht zu billigen. Und selbst wenn wir sie billigen wollten, liegt darin kein Beweisgrund gegen Kern. Es wird von Wehrmann auf jener Versammlung, wie Ref. meint, mit vollem Rechte geltend gemacht, manche eingebürgerte Bezeichnung sei zwar nicht völlig treffend, erzeuge aber doch eine bestimmte Vorstellung und habe als solche einen großen praktischen Wert. Dies ist allerdings nur ein etwas äußerlicher Grund, den man jeder Neuerung gegenüber geltend machen kann. Wenn indes, wie wir bei ganz objektiver Würdigung der in der kleinen Schrift besprochenen Punkte — beiläufig gesagt, den Titel des Heftes halten wir nicht für recht treffend — sich bei der Neuerung mancherlei und nicht ganz geringe Schwierigkeiten ergeben, so erscheint es uns doch wenigstens fraglich, ob man gut daran thun würde, das Hergebrachte dafür aufzugeben. Es soll indes damit nicht über die ganze Methode Kerns ein Urteil abgegeben sein; wie schon bemerkt, kam es dem Ref. eben nur darauf an, seine Stellung zu den einzelnen in der vorliegenden Schrift besprochenen Streitpunkten anzugeben. Die Lektüre derselben muß, gleichviel auf welchem Standpunkt man in dieser grammatischen Frage steht, für jeden denkenden Leser von hohem Interesse sein.

Posen.

R. Jonas.

F. Hornemann, Zur Reform des neu-sprachlichen Unterrichts auf höheren Lehranstalten. Hannover, C. Meyer (G. Prior), 1885. 92 S. 1,60 M.

Die Broschüre Hornemanns zerfällt in 3 Teile. Der 1. behandelt die „Ursachen und Ziele der gegenwärtigen Reformbewegung des Sprachunterrichts überhaupt“ (S. 1—18); der 2.: „die neueren Sprachen im Verhältnis zu den übrigen Unterrichtsgegenständen der höheren Lehranstalten (S. 18—48)“; der 3. liefert, dem Titel entsprechender, einen Beitrag „zur Reform des französischen Elementarunterrichts“ (S. 48—88).

Von den Ursachen, welche eine Reform in dem sprachlichen Schulunterricht bedingen, liegt die eine nach H. in dem gegenwärtigen Aufschwung des deutschen Nationalgefühls. Dieser Aufschwung gelangt bereits zum Ausdruck im geschichtlichen und

eraturunterricht; in ihm liegt aber auch ein Anlaß, das Französische in der Schule stärker hervorzuheben. Denn die Teilnahme an großen politischen und socialen Aufgaben des neuen deutschen Lebens führt zu einer der Wirklichkeit und der Gegenwart ganz anders zugewandten Thätigkeit, als der Deutsche sie ehemals hatte. Dadurch tritt notwendig das Interesse an den Sprachen und Kulturen des klassischen Altertums zurück, das Bedürfnis dagegen, in den Geist der modernen Kulturvölker sich einzufügen, bedeutender hervor. Auch auf die Methodik des Unterrichts hat der nationale Gedanke einzuwirken. Dem deutschen Nationalgeist fehlt es an Sammlung, Klarheit und Energie des Bewußtseins, und infolge dessen an Unabhängigkeit der Gesinnung, geschlossener Haltung und Selbständigkeit des Handelns nach der eigenen Individualität. Diesem Mangel muß die Methode des Unterrichts entgegenwirken; sie kann es durch Gewöhnung zu scharfer und vollständiger Beobachtung und durch Entwicklung des „eigentlichen wirklichen Denkens“. Das Hauptgewicht ist darum, besonders auch im Unterricht der beiden klassischen Sprachen, auf eine reich ausgestattete umfassende Lektüre zu legen, die Gelegenheit zu fortgesetzter Übung der Beobachtungsfähigkeit und die Möglichkeit gewährt, die Schüler wirklich denken zu lehren. Denken lernen sie nur, wenn man sie anleitet, die Abstraktionen selber zu machen, aus der lebendigen Anschauung der Sprache heraus selbständig die grammatischen und syntaktischen Kategorien abzuleiten und so durch inductive Verfahren sich selbst die Grammatik zu bilden. Ein weiterer Grund, der eine Änderung in unserm Schulunterricht verlangt, liegt in der „Idee der Individualität“ (S. 5). Die Erziehung soll, wie Wiese sagt, „auf die evangelische Ordnung des Fortschritts vom Gesetz zur Freiheit angelegt sein“, der Schüler zur freien Selbstbestimmung, zur Gesinnungs-Unabhängigkeit und Thätigkeit erzogen werden. Dazu ist eine freiere Gestaltung des Schulorganismus notwendig, als zur Zeit durchführbar ist; schließlich kann nur die Methode diese Aufgabe übernehmen. Als wichtiger Faktor, der eine Unterrichtsreform bedingt, ist der „Übergang“ Deutschlands „zum Industriestaat“ (S. 8ff.) in Betracht zu ziehen. Der Eintritt unseres Vaterlandes in die kolonialen Mächte, seine Umwandlung aus einem wesentlich Ackerbau treibenden Staate in einen Industrie- und Handelsstaat bedingen ein immer wachsendes Interesse, die beiden fremden modernen Weltsprachen praktisch zu beherrschen; darum kommt es beim Unterricht dieser neueren Sprachen weniger auf die formale Bildung als auf praktisches Können an, und die Schule hat im Unterricht derart zu betreiben, daß letzteres möglichst vollkommen erreicht werde. Indes hat der Kulturwandel unseres Vaterlandes auch eine wissenschaftliche Seite. Die moderne Naturforschung hat die Naturwissenschaften zu einem notwendigen Be-

standteil aller höheren Bildung erhoben, und die induktive Methode der Naturwissenschaft hat auch die Geisteswissenschaft ergriffen und auf neue Grundlagen gestellt, nicht am wenigsten diejenigen Zweige derselben, welche die notwendige Basis jeder gesunden Methodik des Sprachunterrichts bilden, die Psychologie und die Sprachwissenschaft. Die physiologische und psychologische Sprachbetrachtung hat, wie Paul mit Recht verlangt, mit der Aufmerksamkeit auf die eigene Sprechthätigkeit und die unserer Verkehrsgeossen zu beginnen; die Gegenwart giebt das meiste Licht. So führt auch der augenblickliche Zustand der Sprachwissenschaft zu dem Resultat, daß die lebenden Sprachen, Deutsch, Englisch, Französisch u. s. w., jetzt eine bei weitem größere Bedeutung für die höhere Bildung haben als früher. Die gegenwärtige Sprachwissenschaft stellt gleichzeitig auch die Forderung, daß das Ziel der praktischen Sprachbeherrschung im Schulunterricht nicht einseitig vorwalte; auch der wissenschaftlichen Erkenntnis vom Wesen und Werden der Sprache muß vorgearbeitet werden. Dann darf noch eines Umstandes nicht vergessen werden. Unsere höhere allgemeine Bildung hängt noch immer mit tausend Fäden an der Kultur der Renaissance. Noch immer hat keine neue klassische Dichtung Schiller und Goethe verdrängt, gehen Architektur und Plastik bei den Römern und Griechen in die Schule, lehnt die Wissenschaft sich an die Antike an. Christentum und Altertum haben sich im Laufe der Jahrhunderte mit dem eingeborenen Wesen unseres Volkes durchdrungen und zuletzt das Humanitätsideal des 18. Jahrhunderts erzeugt. Unsere Zeit hat dem nationalen Element in unserer Bildung eine höhere Bedeutung verliehen und zugleich ein starkes technisch-naturwissenschaftliches Element hinzugefügt, so daß es einen Augenblick schien, als ob der Idealismus der älteren Bildung dem modernen Realismus erliegen werde. Doch scheint die gegenwärtige Strömung ein neues idealistisches Bildungsideal zu entwickeln, welches zugleich die segensreichen Wirkungen des naturwissenschaftlichen Geistes sich bewahrt.

Den Zwiespalt zwischen dem Realismus der Gegenwart und dem älteren Idealismus unserer Bildung spiegelt unser Schulwesen in der Entwicklung der Realschule ab, die den neuen Bildungselementen besser Rechnung trägt als das humanistische Gymnasium, aber eine weder natürliche noch segensreiche Zweiteilung im höheren Schulwesen hervorgebracht hat. Eine derartige dauernde Spaltung ist unhaltbar. Die neuen Kulturelemente werden wie jederzeit mit dem vorhandenen Inhalt des nationalen Geistes verschmelzen, und dieser Verschmelzung muß und wird eine neue Einheitschule entsprechen, deren Lehrstoff und Lehrform dem neuen Bildungsideal angepaßt ist. Dieses Ideal, so wie es dem Verf. erscheint, und das auch uns die Hauptzüge des modernen Geistes unserer Nation wiederzugeben scheint, bedingt es, daß

die zukünftige Einheitsschule sich mehr an das humanistische denn an das Realgymnasium anlehnen wird, weil das Griechische auch in der Folgezeit für unsere höhere Bildung unentbehrlich bleiben wird, die schönsten Blüten hellenischer Kunst und Litteratur unsern höheren Lehranstalten immer erhalten bleiben müssen. Doch muß die zu begründende Einheitsschule den Forderungen der Gegenwart dadurch Rechnung tragen, daß sie die Realwissenschaften und die neueren Sprachen stärker berücksichtigt als das heutige Gymnasium. Der Raum dafür ist durch Schwächung des Lateinischen zu gewinnen. Die Methode des Sprachunterrichts muß, dem Zuge der Zeit entsprechend, überall, wo eine bedeutende Anregung des historischen Sinnes, des ästhetischen, ethischen oder religiösen Gefühls davon zu erwarten ist, besonders also im Griechischen, den Inhalt und ästhetischen Charakter der Litteraturwerke vorwiegend betonen. Wo dagegen, wie beim Lateinischen, der Wert des Studiums vorwiegend auf Seiten der logisch-formalen Bildung liegt, ist die konstruktive (Übersetzungs-) Methode anzuwenden, jedoch nur in den Ober- (und Mittel-) Klassen, während in den Unterklassen die induktive Methode nach Perthes' Vorschlägen einzutreten hat. Dem Französischen, das im Unterricht sich eng mit dem Lateinischen, der Muttersprache, verbinden muß, fallen die Aufgaben zu, eine Fortbildung und Erweiterung der grammatischen und logischen Erziehung des altsprachlichen Unterrichts zu geben, die Schüler wenigstens in einer fremden Sprache zur unmittelbaren Association der Vorstellung mit dem fremdsprachlichen Ausdruck, also zur Abfassung von freien Aufsätzen und zu einiger mündlichen Sprachfertigkeit zu führen, was vom Lateinunterricht nicht mehr zu verlangen ist, durch die Lektüre zum besseren Verständnis der modernen Geschichte, der modernen Verhältnisse anzuleiten, endlich auch für allgemeine Sprachstudien eine richtige Vorbereitung zu gewähren.

Wir müssen uns versagen, dem Gedankengang und den Einzelausführungen des Verf.s noch weiter zu folgen; die beiden ersten Teile seiner Broschüre haben wir gern ausführlicher wiedergegeben, weil ihnen eine allgemeine Bedeutung gebührt, insofern, als H. in ihnen Anschauungen Raum giebt, welche mit den Hoffnungen und Bestrebungen eines großen Teils der auf humanistischen Anstalten vorgebildeten neueren Philologen identisch sind, und weil er auch nach unserer Meinung sowohl mit seiner Auffassung des modernen Bildungszustandes unserer Nation als mit den aus ihm gezogenen Folgerungen für den notwendigen Charakter und die Organisation der sich nach dem natürlichen Verlauf der Dinge aus dem jetzigen humanistischen und Realgymnasium sicher herausgestaltenden Einheitsschule zumeist den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Daß in seinem Essay manches sprunghaft ausgeführt ist, z. T. infolge dessen, daß der viel belene Autor gern seine Gewährsmänner selbst sprechen läßt,

dafs seine Verknüpfungen manchmal nicht streng logisch sind, dafs er vieles, was sich noch zu Gunsten seiner Ansichten anführen liefse, nicht gefunden oder gegeben hat, darf bei dem bescheidenen Ziele, das H. seiner Broschüre gesteckt hat, nicht sehr in die Wagschale fallen.

Von verhältnismäfsig geringerem Interesse ist der übrige Teil von H.s Arbeit, die S. 48—70 nach dem Vorgange von Klotzsch, Vietor, Kühn, Breymann u. a. Reformvorschläge zur Methodik des französischen Elementarunterrichts bringt, in dem Sinne, dafs mit zu Hilfenahme der wissenschaftlichen Phonetik eine bessere Ausspracheschulung erstrebt und der Unterricht von vornherein im Anschlufs an zusammenhängende Lektüre erteilt werden soll. S. 70—76 läfst H. den „Entwurf einer Lehre von den Lauten und ihrer Schreibung für den französischen Elementarunterricht“ in engem Anschlufs an Breymanns Elementargrammatik und Kühns Schulgrammatik folgen, S. 76—78 handelt er von „Vokabeln- und Formen-Erlernung“; S. 79—88 enthalten endlich die Probe eines Lesebuchs „für Quinta mit Glossar, ein Paradigma der einfachen Formen von *finir* und Tabelle der Verba auf *-oir*“ und einige Bemerkungen „zur Behandlung der Verballflexion in der französischen Elementargrammatik“. Obgleich das, was hier vorgetragen wird, im wesentlichen nur reproduziert, was mit sichtbarem Erfolge von der anfangs kleinen, jetzt immer mehr wachsenden und in allzu kühnem Vorschreiten gelegentlich auch über die Schnur hauenden Gemeinde neuphilologischer Unterrichtsreformer in rascher Aufeinanderfolge schon wiederholt empfohlen und gebilligt worden ist, so fehlt es H. doch auch nicht an einigen neuen Gedanken und Vorschlägen. In einigen Punkten müssen wir ihm unsern Beifall vorenthalten. So scheint uns die Vietorsche Vokalbezeichnung (S. 56 f.) mit Punkten weder schön noch praktisch, und wir begreifen nicht, warum durchaus nicht die Böhmische Transskription auch für die Schule verwendbar sein soll. Es ist einfach lächerlich, wenn immer neue Transskriptionsvorschläge gebracht werden, nachdem ein Transskriptionsverfahren sich längst bewährt und eine weite Verbreitung errungen hat. Nur der Eitelkeit der Erfinder kann damit gedient werden. Zu S. 71 weifs ich nicht, warum die velaren und laminaren Vokale auch im Schulunterricht als „gutturale“ und „palatale“ Vokalaute verewigt werden sollen. Dafs lange Vokale im Französischen nur in betonten Silben vorkommen (S. 72, § 6), ist unrichtig. In *donnent* (S. 73, § 2) ist nachtonisches *e* nicht *fast*, sondern zweifellos ganz stumm. Auch § 3 (ebd.) mit seinem stummen *e* vor Vokalen und Beisp. *eu* ist nicht glücklich. Nicht nachahmenswert ist ferner der Ausdruck S. 74: der Konsonantlaut wird als Anlaut des folgenden gesprochen. Es genügt wohl der „Konsonant“. Der Wert von H.s Konjugationsparadigma mit seinen Tempus- und Moduszeichen erscheint uns problematisch; erst

bier gegebene orthographische Regeln (z. B. *x* nach *au*, *eu*) waren im Unterricht schon viel früher zu lehren u. dgl. m.

Möge sich der Verf. nicht übereilen, wenn er mit Erweiterung seiner Proben zu einer vollständigen Grammatik Ernst machen will.

Greifswald.

Ed. Koschwitz.

- 1) M. Asmus, *Cours abrégé de la Littérature Française depuis son origine jusqu'à nos jours*. Ouvrage rédigé d'après Bougeault, Paris, Albert Demogeot. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1885. VII u. 162 S. 1,80 M.

Der Verf. versteht es, mit wenigen charakteristischen Strichen ein ausdrucksvolles Bild der einzelnen Schriftsteller zu zeichnen. Auf deutschen Gymnasien eingeführt zu werden kann wohl ein Abriss der französischen Litteraturgeschichte nicht beanspruchen, am allerwenigsten ein solcher, der für die teilweise albern chauvinistischen „Contes du Lundi“ von Daudet auch nur ein Wort der Empfehlung übrig hat.

- 2) Henri Truan, *Les grands écrivains français. Nouvelles lectures commentées en français et en langues étrangères*. Paris, Paul Monnerat éditeur. Leipzig, F. A. Brockhaus éditeur. XII u. 708 S.

Ein Lesebuch für französische Schüler. Durch eine Reihe von Proben soll die Entwicklung der gesamten französischen Litteratur veranschaulicht werden. Der vorliegende Band führt bis zu Montesquieu. Die Schriftsteller vor Descartes sind so gut wie gar nicht berücksichtigt. Zum Ersatz werden verschiedene Berichte bedeutender moderner Historiker geliefert über die Geschichte Frankreichs von ihren Anfängen an bis auf Ludwig XIV. Deutsche und englische Worterklärungen sind in Fußnoten beigefügt.

Berlin.

E. W. Mayer.

- 1) K. Biedermann, *Deutsche Volks- und Kulturgeschichte für Schule und Haus*. Erster Teil: Die Urzeit. Das Frankenreich. VIII u. 112 S. 1,40 M. Zweiter Teil: Von der Entstehung eines selbständigen deutschen Reichs bis zu Karl V. 182 S. 1,80 M. Dritter Teil: Von Karl V. bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaisertums. 252 S. 2,80 M. Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1885/86.
- 2) K. Biedermann, *Der Geschichtsunterricht auf Schulen nach kulturgeschichtlicher Methode*. 45 S. 0,80 M. Wiesbaden, J. F. Bergmann, 1885.

Der durch seine „Kulturgeschichte Deutschlands im 18. Jahrhundert“ und „Dreißig Jahre deutscher Geschichte 1840—70“ bekannte Verfasser tritt in der zuletzt angeführten kleinen Schrift, welche das Erscheinen seines neuen dreiteiligen Lehrbuches rechtfertigen soll, einer bloß „erzählenden“ oder „biographischen“ Methode des Geschichtsunterrichts, welche nur „Thaten und Persönlichkeiten“ schildern will, entgegen. Er verwirft eine Behandlung der Geschichte, bei welcher „nur von Kriegen, Schlachten,

Länderteilungen, Regenten, Feldherrn, Diplomaten, nicht aber von dem innern Kulturleben eines Volkes die Rede sein soll.“ Er fordert, daß die „Summe oder Reihenfolge der Begebenheiten zu einem ursachlichen oder bedingenden Moment für die Herstellung, Wandlung, Verbesserung oder Verschlechterung bestimmter Kulturzustände werde“; die einzelne Handlung einer geschichtlichen Person solle immer darauf angesehen werden, welche Folgen sie für das Kulturleben des Volks gehabt habe; man solle die Jugend nicht gewöhnen, in den Wendungen der Geschichte überall nur das Walten einzelner Persönlichkeiten zu erblicken, die Nation dagegen als eine passive Masse anzusehen. Gewiß wäre es ein geistloser Unterricht, der nur Data der sogenannten äußeren Geschichte einprägen wollte; auch enthalten unsere Lehrbücher schon von jeher neben diesen Daten Angaben über Verfassung, Sitten, Religion, Kunst und Wissenschaft der Kulturvölker; doch erscheinen diese Angaben oft nur anhangsweise und unvollständig, es ist schwer, sie mit dem übrigen Stoff in Verbindung zu setzen. Der Verfasser giebt zu, daß eine auf das Verständnis des Zusammenhangs gerichtete Geschichtserzählung sich der Rücksicht auf das Gesamtleben des betr. Volks gar nicht entschlagen könne. Indem er aber gegen Campe, Herbst und Jaeger polemisiert, welche die Hauptaufgabe des Unterrichts in solche Erzählung setzen, stellt er ein Lehrbuch auf, das die Begebenheiten in kürzeren Übersichten zusammenfaßt, dagegen den Zuständen ausführlichere Darstellung widmet. Er hat sich bemüht, in den Übersichten nichts Wesentliches zu übergehen; doch zeigt eine Vergleichung mit David Müllers „Geschichte des deutschen Volkes“, welche jetzt in elfter, wiederum verbesserter Auflage vorliegt (vgl. Bd. 37 S. 358 dieser Zeitschrift), wieviel einzelne Züge teils übergangen, teils in die Darstellung der Zustände hineingezogen sind. Es wird dabei verbleiben müssen, daß eine lebendige und bei wichtigen Vorgängen ins einzelne gehende Erzählung die Grundlage des Unterrichts bildet, und daß dazu ein Lehrbuch gehört, welches die Data mit einer gewissen Reichlichkeit und in äußerlich mehr hervortretender chronologischer Aufreihung giebt, als hier geschehen ist. Aber für die tiefere Erfassung des geschichtlichen Stoffes ist die vom Verfasser angewandte Methode sehr beachtenswert, und man muß ihm Dank wissen, daß er die Wege gewiesen hat zu einer engeren Verknüpfung des kulturgeschichtlich Merkwürdigen mit der politischen Geschichte. Das Mittelglied dabei ist die Verfassungsgeschichte, auf deren Klarstellung viel Sorgfalt verwandt ist.

An die Spitze jedes größeren Abschnitts ist ein einleitendes Kapitel gestellt, welches die geographischen Grundlagen und die wesentlichen Charakterzüge der zu behandelnden Periode giebt. Der Schüler soll dadurch ein Gesamtbild erhalten, an welches sich die zu erzählenden Begebenheiten anschließen können. So steht

er Spitze des Zeitraums 843—1254 eine Angabe der da-
 ren Grenzen des deutschen Reichs, woran sich eine kurze
 ichtung der fünf Stammesherzogtümer und der innerhalb der-
 n bereits hervortretenden Besitztümer geistlicher und welt-
 r Lehnsträger anschließt; es werden daraus die Schwierig-
 n ersichtlich, mit denen das deutsche Königtum während des
 en Zeitraums zu kämpfen hatte. Am Anfang des folgenden
 raums 1254—1519 wird das noch günstige Verhältnis be-
 etet, in welchem Deutschland damals zu den Nachbarländern
 kreich Ungarn Polen Dänemark stand, dann die vorge-
 ittene Auflösung der Herzogtümer und der alten Gauverfassung,
 Bildung der Territorien, durch welche eine Herstellung der
 hsgewalt in ihrer früheren Kraft und Wirksamkeit verhindert
 l. So ist bei jedem Abschnitt die erzählende Übersicht der
 ebenheiten angemessen vorbereitet. Auf dieselbe folgt dann
 smal eine Reihe von Kapiteln über Verfassung, wirtschaftliche
 tigkeit, sittliches und geistiges Leben. Hierbei ist nun die
 icht des Verfassers, daß die steten Wechselbeziehungen zu dem,
 vorher erzählt ist, „zu einer Repetition Anlaß geben, und
 r zu einer nicht bloß mechanischen, gedächtnismäßigen,
 lern zu einer das Nachdenken des Schülers anregenden“.
 in chronologischer Ordnung Erzählte soll durch eine nach
 lichen Gesichtspunkten geordnete Betrachtung noch voll-
 diger zur Anschauung gebracht werden.

Diesem methodischen Grundsatz gemäß wird nach der er-
 enden Übersicht des Zeitraums 843—1254 das deutsche König-
 . seine Regalien und Einkünfte, seine Machtmittel gegenüber den
 zügen, sein Verhältnis zum Papsttum behandelt, dann das Heer-
 en, das Gerichtswesen, die Reichs- und Hoftage, die Ausbildung
 Rittertums, die Entwicklung der Städte. Daran schließt sich
 Kapitel über die wirtschaftliche Thätigkeit des Volkes, in welchem
 st darauf hingewiesen wird, daß die deutschen Könige nicht
 gleicher Weise wie Karl der Große Landbau, Gewerbe und
 del durch direkte Fürsorge förderten, aber die Selbstthätig-
 schon mehr erwacht war, daß die Klöster, die wachsenden
 lte, auch einsichtige Landesherrn wie Heinrich der Löwe fördernd
 wirkten. Dann wird ein Überblick über den Stand des Acker-
 es, der Viehzucht, des Weinbaues, der Waldkultur gegeben, die
 bildung der Handelswege nach Italien, England und zu den
 ischen Völkern dargelegt. Endlich folgt ein Kapitel über das
 tige und sittliche Leben; es wird die von den Klosterschulen
 legte lateinische Bildung der Zeit und im Gegensatz dazu
 Entfaltung der Dichtung in der Muttersprache geschildert,
 Einfluß der Kreuzzüge, die Entfaltung der Baukunst und der
 it zusammenhängenden kunstgewerblichen Thätigkeit, die Lebens-
 se der Ritter und Geistlichen, der Bürger und Bauern. Der
 erricht wird nicht alles in gleicher Weise eingehend wie das

Buch behandeln können und dafür einzelnes hervorheben, besonders mit Zuhilfenahme von Abbildungen; aber für die Erfüllung der berechtigten Forderung, daß am Schluß eines Zeitraums ein Überblick der Verfassung und des Kulturzustandes gegeben werde, ist hier ein dankenswertes Muster geboten.

Dem Verfasser stehen langjährige und eingehende Studien zur Seite; so bietet er einen verlässlichen Wegweiser durch die inhaltreichen Gebiete der Verfassungs- und Kulturgeschichte, indem er nach den erwähnten Gesichtspunkten, von den einfachen Zuständen der alten Germanen ausgehend, sämtliche Zeiträume der deutschen Geschichte behandelt. Auf die Einzelheiten der Litteratur- und Kunstgeschichte geht er nicht näher ein, sondern verweist auf die betreffenden Werke; ihm ist es nur darum zu thun, die Wirkungen der ritterlichen Dichtkunst, der kirchlichen Baukunst, des Meistersanges, des Humanismus u. s. w. auf die Entwicklung des Volkslebens darzustellen. Doch wären chronologische Angaben bei hervorragenden Männern, die er nennt und bespricht, z. B. Walther von der Vogelweide und Albrecht Dürer, wohl zu wünschen. Bisweilen möchten auch Ergänzungen und Berichtigungen nötig sein; Ref. will nur das erwähnen, was ihm bei der Geschichte der Hanse (II S. 156 ff.) aufgefallen ist. Der Anfang der Hanse liegt nicht in Städtebündnissen, sondern in den Vereinigungen deutscher Kaufleute im Auslande, namentlich zu Wisby. Die Beschlüsse der hansischen Tagfahrten bedurften keineswegs „der Bestätigung durch die einzelnen Magistrate“, sondern was die bevollmächtigten Rats Herrn auf einem Hansetage beschlossen, das galt; nur bisweilen behielten sich die Vertreter einiger Städte ausdrücklich vor, eine zur Beschlussfassung stehende Sache nochmals an ihren Rat zu bringen, dann kam man auf späteren Tagfahrten darauf zurück. Wichtige Bestimmungen wurden wiederholt erneuert und eingeschärft, so namentlich das Grundgesetz, welches der Rezess von 1366 also formuliert: *Ceterum decretum et statutum est per civitates, quod nullus debet gaudere privilegiis et libertatibus Theutonicorum, nisi fuerit civis alicuius civitatis de hansa Theutonica.* Ungehorsame Bundesglieder traf die Strafe der Ausschließung aus dem Bunde bis zu geleisteter Sühne; Bremen hat 1358, Braunschweig 1380 gar demütig die Wiederaufnahme nachgesucht und erlangt. Danach ist also die Behauptung, „die Form des Bündnisses war eine sehr lose, von jedem Zwang frei“ zu modifizieren. Der 1370, nicht 1369 (S. 161) geschlossene Friede zu Stralsund sicherte der Hanse nicht für alle Zukunft das Recht der Zustimmung zur dänischen Königswahl, aber für den Fall, daß der damals außer Landes weilende König abdanke oder sterbe, ohne den Frieden besiegelt zu haben, versprach der dänische Reichsrat, keinen König anzunehmen, „es sei denn mit dem Rat der Städte und daß er *ihnen ihre Freiheit besiegele.*“ Das Strandrecht, dessen Auf-

hebung an den wendischen und skandinavischen Küsten die Hanse mit aller Energie durchsetzte, darf nicht in eine Linie gestellt werden mit dem Stapelrecht, welches ihr als ein Fundament des Handels galt. Der König von Dänemark hat keineswegs 25 000 Gulden gezahlt, um die Wiedereinsetzung des alten Rats in Lübeck 1416 zu erlangen (S. 154); er hat sich nur einmal in den Verhandlungen erboten, die Summe zu zahlen, für welche Kaiser Sigismund sich die Zurücknahme der dem neuen Rat gewährten Anerkennung bis zu einem gewissen Tage vorbehalten hatte; vorher aber hatte er eine ansehnliche Zahl Lübecker Kaufleute gefangen genommen und ihre Güter mit Beschlagnahme belegt¹⁾. Treffend geschildert ist der Rückgang der Hanse, doch fand der letzte Hansetag nicht 1632 (III S. 54), sondern 1669 statt.

Im dritten Teile des Buches nimmt die Erzählung der Begebenheiten einen breiteren Raum ein; was über Verfassung, wirtschaftliches und geistiges Leben zu sagen ist, wird an die Erzählung der Reformation, des dreißigjährigen Krieges u. s. w. enger angeschlossen. Diese Abweichung von der früher befolgten Methode rechtfertigt sich dadurch, daß das Kulturleben der neueren Jahrhunderte nicht mehr soviel Fremdartiges, besonders zu Betrachtendes enthält. Doch sind auch hier alle Seiten des Volkslebens berücksichtigt. Im Gegensatz zu der kräftigen Entfaltung des Bürgertums im Mittelalter wird beim 17. und 18. Jahrhundert das kümmerliche Leben in den kleinen Residenzen, deren jede stolz darauf war, wenn ihr Hof für glänzender galt als die Nachbarhöfe, und die bei Fürsten und Adel herrschende Prunksucht und Ausländerei geschildert, um die Besserung anschaulich zu machen, welche durch das Erstarken des preussischen Staatswesens und das Aufblühen einer nationalen Litteratur eintrat. Der verhängnisvolle „Zusammenstoß Deutschlands mit dem revolutionären Frankreich“ führt die schwerste Krisis der deutschen Geschichte herbei; aus der drückenden Fremdherrschaft, welche man wohl durch einige Angaben über die wirtschaftliche Not jener Zeit näher beleuchtet sehen möchte, erhebt sich die Nation wieder zu selbständigem politischem Dasein, zu wirtschaftlichem und geistigem Aufschwung. Den Schluß des Buches bildet eine kurze Darstellung des Krieges von 1870 und der Aufrichtung des neuen Kaisertums; dabei müßten die Machtmittel und gesetzlichen Einrichtungen, auf welche dieses Kaisertum sich stützt, im Gegensatz zu der zerbröckelten Macht des alten Kaisertums, etwas näher dargelegt sein.

Im ganzen betrachtet wird das anregend und fälschlich geschriebene Buch als Hilfsmittel für den Lehrer und als Lesebuch für reifere Schüler vielfachen Nutzen stiften.

Lübeck.

Max Hoffmann.

¹⁾ Vgl. C. Wehrmann in den *Hansischen Geschichtsblättern* 1878 S. 139. 142.

- 1) E. zur Nieden, *Methodisch geordnete Aufgabensammlung für den geometrisch-propädeutischen Unterricht in Quinta der höheren Lehranstalten.* VIII n. 53 S. Bonn, Strauß, 1864. Pr. 90 Pf.

Die Vorrede, in welcher der H. Vf. die Grundsätze darlegt, die ihn bei der Abfassung dieser sehr reichhaltigen Sammlung geleitet haben, ist uns ganz aus der Seele geschrieben. Nach der Min.-Verf. von 1882 soll in der Quinta durch Zeichnen geometrischer Figuren mit Zirkel und Lineal der spätere geometrische Unterricht anschaulich vorbereitet werden. Hierdurch vermittelt er aufs trefflichste die anschauliche Kenntnis der Figuren und ihrer der unmittelbaren Anschauung zugänglichen Eigenschaften und weist zugleich auf den Zusammenhang der einzelnen Größen und ihre gegenseitige Abhängigkeit hin, schließt dagegen alles aus, was jenem systematischen Unterrichte vorgreifen könnte. So würden wir, was auch der Vf. für zweckmäßiger zu halten scheint, die Einleitung ganz überschlagen und das Erforderliche jedesmal erst am geeigneten Orte bringen. Er verwendet zum Zeichnen Zirkel, Lineal, Winkelhaken und Transporteur. Sehr empfehlenswert ist für diesen Zweck der in der Riemannschen Hofbuchhandlung in Koburg vom Prof. Mauritius herausgegebene „Transporteur und Maßstab“ (75 Pf.), dessen Umschlag zugleich eine große Menge für den mathematischen und physikalischen Unterricht wissenschaftlicher Formeln und Konstanten bietet. Sämtliche Aufgaben sind in bestimmtem Maße gegeben und lassen stets nur eine Lösung zu. Dies billigen wir vollständig, nur scheinen uns die Maße im allgemeinen zu groß angegeben. Es ist gewiß richtig, daß zu kleine Figuren vermieden werden müssen; eine Linie von 15 cm übersteigt aber doch erheblich das wünschenswerte Maß; auch würden wir gar kein Bedenken getragen haben, Millimeter neben den Centimetern anzuwenden. — Vortrefflich erscheinen uns daneben die Aufgaben, welche der Vf. zur Übung des Augenmaßes angibt, bei denen nur das Lineal gestattet ist, dagegen Zirkel und Maßstab zunächst ausgeschlossen sind und erst nachträglich zur Prüfung der Richtigkeit der Zeichnung benutzt werden sollen. — Das Ganze zerfällt in 4 Teile. Der erste enthält Messen und Schätzen von Strecken, Winkeln und Flächengrößen. Hier scheint uns nach Aufg. 13 die Aufgabe zu fehlen, einen gezeichneten Winkel mittelst des Transporteurs auszumessen, und nach 14 die Aufgabe ein Lot zu fällen. Von Flächen werden nur Rechtecke gemessen und in ganz geschickter Weise eine angenäherte Bestimmung des Kreisinhalts durch eingezeichnete Quadrate und Rechtecke vorgenommen. — Der zweite Teil enthält die Konstruktion von Figuren durch einfaches Aneinanderfügen gegebener Elemente; es handelt sich hierbei nur darum, zu erkennen, in welcher Reihenfolge die Stücke *an einander* gesetzt werden sollen, ohne daß die Anwendung

irgendwelcher geometrischen Sätze dazu erforderlich ist. Vortrefflich ist es, wie der Vf. durch Veränderung einzelner Zahlenwerte unter Beibehaltung der übrigen hierbei auf die Abhängigkeit gewisser Stücke aufmerksam macht. Im dritten Teile läßt er dann Lagenveränderung der Figuren durch Verschieben und Drehen vornehmen. Die Kürze und Genauigkeit, mit der er die einzelnen Angaben klar und unzweideutig macht, ist anzuerkennen. In Aufg. 17 würden wir lieber durch A oder B die Parallele zu MN gezogen haben. Im vierten Teile bringt der Vf. endlich Konstruktionsaufgaben, welche nicht durch einfaches Anfügen gegebener Elemente zu lösen sind. Diese will der Vf. durch Probieren gelöst sehen. Es ist ihm dies selbst bedenklich erschienen, und wir können uns nicht damit einverstanden erklären. Dafs er die geometrischen Örter nicht als solche auf dieser Stufe anwenden will, wenn er auch die einfachsten derselben anführt, finden wir natürlich. Warum soll aber z. B. für die Aufgabe S. 32 nicht die Bemerkung von S. 20 nutzbar gemacht werden, und nachdem die Gestalt des Dreiecks gefunden, durch eine Parallele dem Dreieck auch die verlangte Gröfse gegeben werden; ebenso in Aufg. 1, 5 u. a. Warum soll in Aufg. 6 (Zeichnung eines Dreiecks aus 2 Seiten und einem Gegenwinkel) die dritte Ecke nicht in der bekannten Weise durch Zirkelschlag gefunden werden, ein Verfahren, welches sich doch dem Knaben, ohne dafs er je etwas von geometrischen Örtern gehört zu haben braucht, von selbst darbietet? Der Methode zu Liebe, die u. E. auch nicht den vom Vf. angenommenen propädeutischen Wert hat, wird die Lösung unnötig weitläufig. — Die Ausstattung ist gut; überhaupt können wir das Büchlein für den angegebenen Zweck außerordentlich empfehlen.

- 2) H. Hellermann, Sammlung geometrischer Aufgaben. 1. Teil. Aufgaben, welche ohne Anwendung der Lehre von der Proportionalität der Linien gelöst werden können. 5. Aufl. V u. 54 S. Essen, Baedeker, 1854. 2. Teil: Aufgaben, zu deren Lösung die Lehre von der Proportionalität der Linien erforderlich ist. 3. Aufl. 54 S. Ebendas. 1863. Pr. je 0,80 M.

Die Sammlung, welche, wie man sieht, schon viele Auflagen erlebt hat, scheint sich also, und ganz mit Recht, einer weiten Verbreitung zu erfreuen, zu welcher ihr sehr billiger Preis, der wieder durch die außerordentlich geschickte Anordnung und gedrängte Zusammenstellung möglich geworden ist, nicht wenig beigetragen haben mag. Wir dürfen uns daher kurz fassen. Den Aufgaben sind nur in sehr seltenen Ausnahmefällen Andeutungen der Lösung hinzugefügt, indem der Vf. diese prinzipiell dem Unterrichts selbst zugewiesen sehen will. Dagegen beginnen die Aufgaben selbst mit den leichtesten und schliessen sich vielfach so aneinander an, dafs die eine die andere vorbereitet. Wo solche Anleitungen gegeben sind, wie z. B. § 1. 170—201 und zu § 5.

schon dem andächtig lauschenden und aufmerksam beobachtenden Kinde angehört, das der strengen religiös-sittlichen Zucht des Vaterhauses die wärmste Empfänglichkeit entgegenbrachte. Wie er das Weihrauchfass vor dem Altar geschwungen und in der Frohnleichnamsprozession festlich gewandert mitgewirkt, gehörte zu seinen liebsten Erinnerungen an sein Kindheitsparadies. Den Leib, der ihm sein Leben lang ein Gott geweihter Tempel gewesen, stählte er in der ländlichen Ungebundenheit seines kindlichen Daseins. Mit seiner geistigen Entwicklung eilt er trotz der örtlichen Schwierigkeiten anderen Kindern weit voraus. "Diesem unbefangenen Dasein entriß ihn nur allzu früh (1853?) der Tod des sorgenden Vaters. Dieser hinterließ eine Witwe mit sieben unversorgten Kindern in beschränkten Vermögensverhältnissen. Edmund war der zweitälteste Sohn. So hat er, dem Ernst und auch der Sorge des Daseins vertraut, sein Leben von früh auf in den Dienst der Pflicht gestellt.

Schon 1852 war V. von der höheren Schule seiner Vaterstadt an das kathol. Gymnasium in Köln übergegangen; nach Köln zog jetzt die ganze Familie. Hier hat der emsige und begabte Jüngling mit 17 Jahren seine Gymnasialstudien absolviert. 30 Schüler verließen als Abiturienten die große Anstalt; V. gehörte zu denjenigen, welchen die mündliche Prüfung erlassen wurde. Am 1. Sept. 1856 verabschiedete er sich mit einer lateinischen Rede: 'Quae iuveni litterarum studioso maxime sint commendanda'; er wollte in Bonn Philologie studieren. Die Studien des reifenden Primaners hatte Oberlehrer Dr. Reissacker geleitet; einen besonders tiefen Eindruck aber hatte in der Seele des lernbegierigen Schülers die Persönlichkeit des Direktors Philipp Ditges hinterlassen, welcher am 4. April 1856 sein Amt in Köln übernommen hat. Von dem Geiste, in welchem der neue Direktor sein Lehramt auffasste, legen „die Bemerkungen über den Unterricht im Griechischen“ Zeugnis ab, welche er dem ersten Programme beigab. „Sie enthalten Hinweisungen“, sagt er S. 5, „auf eine solche Behandlungsweise des griechischen Unterrichts, durch welche einerseits den Zwecken der sogenannten formalen Bildung und einer der Schule angemessenen Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit in gebührender Weise Rechnung getragen, andererseits der Jugend der freudige Genuß der in den griechischen Klassikern enthaltenen Früchte nicht verkümmert werden soll. — Die Gymnasialphilologie ist vorzugsweise berufen, den Geist der Jugend in dem klassischen Altertume zu erheben und zu kräftigen und dadurch die mehr und mehr ermattende Liebe zu diesem neu zu beleben.“ V. hörte Ditges Homer und Horaz erklären, und welch aufmerksames Ohr und tiefes Verständnis er den eindringlichen Lehren und der gewichtigen Persönlichkeit seines Direktors entgegenbrachte, das bekunden die Worte, die er ihm bei der Einführung seines Amtsnachfolgers des Dir. Milz am 6. Mai 1884 gewidmet hat¹⁾: „Vor mehr denn 27 Jahren stand ich als 17jähriger Jüngling auch an dieser Stelle, um als Abiturient die lateinische Abschiedsrede zu halten. Ich gehörte zu der ersten Serie von Schülern, welche unter dem Regiment des Direktors Ditges mit dem Maturitätszeugnisse entlassen wurden. Nur ein halb Jahr habe ich mich des Unterrichts und der Leitung des verehrten Herrn erfreut; aber ich bin mir dessen noch heute in voller Klarheit bewußt, von welch

¹⁾ *Progr. des Marzellengymnasiums in Köln 1884—85 S. 3.*

nachhaltiger Einwirkung die in dieser kurzen Zeit empfangenen Anregungen gewesen sind, und wie dieselben mich, den unreifen Jüngling, in der noch unsicheren Ausschau auf die Berufswahl bestimmt haben. Von dem Vorgänger des Direktors Ditges wußten wir Schüler, daß er ein überaus kenntnisreicher, geistvoller und guter Mann war, aber da Alter und Kränklichkeit ihn in den letzten Jahren vielfach von uns fern hielten, so wußten und glaubten wir es mehr auf fremdes Zeugnis hin als aus Selbsterlebtem und an unserer eigenen geistigen und sittlichen Entwicklung Selbsterfahrenem. Da trat uns der Mann als Lehrer und Direktor gegenüber, dessen mächtige und insbesondere ein Schülergemüt zu ehrfurchtsvoller Hingabe zwingende äußere Erscheinung schon die jugendlichen Ahnungen von rechtem Manneswert und voller Mannestüchtigkeit zu klarerem Bilde gestalten mußte. Und wie wirkte diese starke, hohe, von sittlichster Lebensauffassung ganz erfüllte Mänlichkeit in lehrendem Worte! Es war nicht reiches Detail der Gelehrsamkeit, überraschend geistreiche und vielseitige Deutung der griechischen und lateinischen Schriftwerke, was uns in wehevoller Stimmung in seinem Unterricht aufhorchen ließ, es war vielmehr die starke, begeisterte Ausprägung des einfachsten idealen Gehaltes der antiken Dichtungen, die unsere Seelen in ihrem Bann nahm, ein einfach Großes, nicht gewürzt durch den unterhaltenden Wechsel der Verstellungen und Bilder, in breiten, jedem vollkommen deutlichen Zügen. Wir Schüler verspürten einen starken Anhauch von dem innersten sittlichen Lebenselemente der alten Dichtungen, und ich vermag heute noch nicht der Ilias und den Horazischen Liedern über zu treten, ohne wiederum jenes Anhauch zu verspüren, von welchem ich zuerst in den Lehrstunden des Direktor Ditges so mächtig berührt worden bin.“ Aber es war noch etwas Wertvolleres und Höheres, was V. der Einwirkung dieses bedeutenden Lehrers verdankte. Zu der Zeit, da dieses Zeugnis dankbarer Verehrung gedruckt wurde, war der Redner selbst schon nicht mehr unter den Lebenden. Wer daran gedenkt und weiß oder gar selbst mit erlebt hat, wie er den Tod im Herzen lange Jahre mit dem Leben ferngen in unbeugsamer Amtstreue und hingebender Sorge um die Seinen in liebevollem Hause, der wird sich einer tiefen Rührung und inigen Wehmut nicht erwehren können, wenn er folgende Worte liest: „Eines insbesondere habe ich immer deutlicher zu erkennen vermocht, daß jene eigentümliche sittliche Kraft und Hobeit, die der lehrenden und erziehenden Tätigkeit des Schulmannes ihr Gepräge gab, den ganzen Menschen erfüllte und in allem, was Menschen überhaupt in ihrem schicksalreichen Dasein zu thun und auch zu leiden haben, die ermutigende, stählende und tröstende Macht war.“

Auch nach Bonn folgte dem wackeren Sohne die liebende Mutter. Er trat hier in Beziehung zu einem reichbegüterten Bonner Hause; dem an Jahren nicht sehr viel jüngeren Sohn des Hauses, seinem Schüler, wurde er ein Freund fürs Leben, wie denn überhaupt V. nicht leicht in ein Haus eingetreten, das seiner wert gewesen wäre, ohne daß der Adel seiner Gesinnung, die feinen und gefälligen Formen seines Verkehrs, die anregende Art seiner geistreichen und humorvollen Geselligkeit ihm die Herzen gewonnen hätte. Diese besonderen Verhältnisse fesselten ihn an Bonn, sie gaben ihm eine siebenjährige *Studienzeit*. So ist er zu einem Manne von ruhiger *Sammlung* und *geduldigener Gründlichkeit* herangewachsen, so hat er

schon dem andächtig lauschenden und aufmerksam beobachtenden Kinde angehört, das der strengen religiös-sittlichen Zucht des Vaterhauses die wärmste Empfänglichkeit entgegenbrachte. Wie er das Weihrauchfals vor dem Altar geschwungen und in der Frohnleichnamsprozession festlich gewandelt mitgewirkt, gehörte zu seinen liebsten Erinnerungen an sein Kindheitsparadies. Den Leib, der ihm sein Leben lang ein Gott geweihter Tempel gewesen, stählte er in der ländlichen Ungebundenheit seines kindlichen Daseins. Mit seiner geistigen Entwicklung eilt er trotz der örtlichen Schwierigkeiten anderen Kindern weit voraus.“ Diesem unbefangenen Dasein entrifs ihn nur allzu früh (1853?) der Tod des sorgenden Vaters. Dieser hinterließ eine Witwe mit sieben unversorgten Kindern in beschränkten Vermögensverhältnissen. Edmund war der zweitälteste Sohn. So hat er, dem Ernst und auch der Sorge des Daseins vertraut, sein Leben von früh auf in den Dienst der Pflicht gestellt.

Schon 1852 war V. von der höheren Schule seiner Vaterstadt an das kathol. Gymnasium in Köln übergegangen; nach Köln zog jetzt die ganze Familie. Hier hat der emsige und begabte Jüngling mit 17 Jahren seine Gymnasialstudien absolviert. 30 Schüler verließen als Abiturienten die große Anstalt; V. gehörte zu denjenigen, welchen die mündliche Prüfung erlassen wurde. Am 1. Sept. 1856 verabschiedete er sich mit einer lateinischen Rede: *‘Quae iuveni litterarum studioso maxime sint commendanda’*; er wollte in Bonn Philologie studieren. Die Studien des reifenden Primäners hatte Oberlehrer Dr. Reisacker geleitet; einen besonders tiefen Eindruck aber hatte in der Seele des lernbegierigen Schülers die Persönlichkeit des Direktors Philipp Ditges hinterlassen, welcher am 4. April 1856 sein Amt in Köln übernommen hat. Von dem Geiste, in welchem der neue Direktor sein Lehramt auffasste, legen „die Bemerkungen über den Unterricht im Griechischen“ Zeugnis ab, welche er dem ersten Programme beigab. „Sie enthalten Hinweisungen“, sagt er S. 5, „auf eine solche Behandlungsweise des griechischen Unterrichts, durch welche einerseits den Zwecken der sogenannten formalen Bildung und einer der Schule angemessenen Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit in gebührender Weise Rechnung getragen, andererseits der Jugend der freudige Genuß der in den griechischen Klassikern enthaltenen Früchte nicht verkümmert werden soll. — Die Gymnasialphilologie ist vorzugsweise berufen, den Geist der Jugend in dem klassischen Altertume zu erheben und zu kräftigen und dadurch die mehr und mehr ermattende Liebe zu diesem neu zu beleben.“ V. hörte Ditges Homer und Horaz erklären, und welch aufmerksames Ohr und tiefes Verständnis er den eindringlichen Lehren und der gewichtigen Persönlichkeit seines Direktors entgegenbrachte, das bekunden die Worte, die er ihm bei der Einführung seines Amtsnachfolgers des Dir. Milz am 6. Mai 1884 gewidmet hat¹⁾: „Vor mehr denn 27 Jahren stand ich als 17jähriger Jüngling auch an dieser Stelle, um als Abiturient die lateinische Abschiedsrede zu halten. Ich gehörte zu der ersten Serie von Schülern, welche unter dem Regiment des Direktors Ditges mit dem Maturitätszeugnisse entlassen wurden. Nur ein halb Jahr habe ich mich des Unterrichts und der Leitung des verehrten Herrn erfreut; aber ich bin mir dessen noch heute in voller Klarheit bewußt, von welch

¹⁾ *Progr. des Marzellengymnasiums in Köln 1884—85 S. 3.*

nachhaltiger Einwirkung die in dieser kurzen Zeit empfangenen Anregungen gewesen sind, und wie dieselben mich, den unreifen Jüngling, in der noch unsicheren Ausschau auf die Berufswahl bestimmt haben. Von dem Vorgänger des Direktors Ditges wußten wir Schüler, daß er ein überaus kenntnisreicher, geistvoller und guter Mann war, aber da Alter und Kränklichkeit ihn in den letzten Jahren vielfach von uns fern hielten, so wußten und glaubten wir es mehr auf fremdes Zeugnis hin als aus Selbsterlebtem und an unserer eigenen geistigen und sittlichen Entwicklung Selbsterfahrenem. Da trat uns der Mann als Lehrer und Direktor gegenüber, dessen mächtige und insbesondere ein Schülergemüt zu ehrfurchtsvoller Hingabe zwingende äußere Erscheinung schon die jugendlichen Ahnungen von rechtem Manneswert und voller Mannestüchtigkeit zu klarerem Bilde gestalten mußte. Und wie wirkte diese starke, hohe, von sittlichster Lebensauffassung ganz erfüllte Männlichkeit in lehrendem Worte! Es war nicht reiches Detail der Gelehrsamkeit, überraschend geistreiche und vielseitige Deutung der griechischen und lateinischen Schriftwerke, was uns in wehevoller Stimmung in seinem Unterrichte aufhören ließ, es war vielmehr die starke, begeisterte Ausprägung des einfachsten idealen Gehaltes der antiken Dichtungen, die unsere Seelen in ihrem Bann nahm, ein einfach Großes, nicht gewürzt durch den unterhaltenden Wechsel der Vorstellungen und Bilder, in breiten, jedem vollkommen deutlichen Zügen. Wir Schüler verspürten einen starken Anhauch von dem innersten sittlichen Lebenselemente der alten Dichtungen, und ich vermag heute noch nicht der Ilias und den Horazischen Liedern säber zu treten, ohne wiederum jenen Anhauch zu verspüren, von welchem ich zuerst in den Lehrstunden des Direktor Ditges so mächtig berührt worden bin.“ Aber es war noch etwas Wertvolleres und Höheres, was V. der Einwirkung dieses bedeutenden Lehrers verdankte. Zu der Zeit, da dieses Zeugnis dankbarer Verehrung gedruckt wurde, war der Redner selbst schon nicht mehr unter den Lebenden. Wer daran gedenkt und weiß oder gar selbst mit erlebt hat, wie er den Tod im Herzen lange Jahre mit dem Leben getragen in nebensamer Amtstreue und hingebender Sorge um die Seinen in liebeleerem Hause, der wird sich einer tiefen Rührung und innigen Wehmut nicht erwehren können, wenn er folgende Worte liest: „Eines insbesondere habe ich immer deutlicher zu erkennen vermocht, daß jene eigentümliche sittliche Kraft und Höhe, die der lehrenden und erziehenden Thätigkeit des Schulmannes ihr Gepräge gab, den ganzen Menschen erfüllte und in allem, was Menschen überhaupt in ihrem schicksalreichen Dasein zu thun und auch zu leiden haben, die ermutigende, stählende und tröstende Macht war.“

Auch nach Bonn folgte dem wackeren Sohne die liebende Mutter. Er trat hier in Beziehung zu einem reichbegüterten Bonner Hause; dem an Jahren nicht sehr viel jüngeren Sohne des Hauses, seinem Schüler, wurde er ein Freund fürs Leben, wie denn überhaupt V. nicht leicht in ein Haus eingetreten, das seiner wert gewesen wäre, ohne daß der Adel seiner Gesinnung, die feinen und gefälligen Formen seines Verkehrs, die anregende Art seiner geistreichen und humorvollen Geselligkeit ihm die Herzen gewonnen hätte. Diese besonderen Verhältnisse fesselten ihn an Bonn, sie gönnten ihm eine siebenjährige *Studienzeit*. So ist er zu einem Manne von *ruhiger Sammlung und gediegener Gründlichkeit* herangewachsen, so hat er

sich den reichen Schatz eines vielseitigen, aber wohlgeordneten Wissens gesammelt, den er für die Schule so meisterhaft zu verwerten wußte. Zwar hat er, was ihm die Lehrjahre nicht geboten, da ihm das Leben sich freier zu gestalten begann, nachzuholen gesucht, er hat Süddeutschland, die Schweiz, Belgien, Frankreich, England, Schottland und Italien besucht, aber seine Eigenart, seine Persönlichkeit ist doch auf rheinischem Boden gereift, als fertiger Mann trat er nach einer wohl ausgenutzten Universitätszeit ins Leben: „In schweren Zweifeln und heißen Kämpfen der Seele und des Geistes hatte er sich eine unabhängige Lebensanschauung errungen“ (Höpfner a. a. O. S. 19).

In Bonn wirkte damals Ritschl noch in voller Rüstigkeit; in seiner Schule, zwei Semester auch als ordentliches Mitglied des philologischen Seminars, hat er den Ernst und die Strenge der wissenschaftlichen Methode kennen gelernt. Aber seinem innersten Wesen sagte doch fast mehr noch der geistreiche Tiefsinn Welckers zu; sein umfassender, auf den großen Zusammenhang von Glauben und Leben, Kunst und Litteratur gerichteter Blick erfüllte ihn mit Bewunderung; die „Griechische Götterlehre“ war zu allen Zeiten eines seiner liebsten Bücher. Und nachdem V. die hohe, tragische Gestalt Stilichos lieb gewonnen, vertiefte er sich immer mehr in die Morgendämmerung des christlichen Germanentums, jene Zeit, wo in Kampfe des antiken und deutschen Geistes, des Heidentums und Christentums eine neue Welt erstand. Der gemütvoll, poetische Schimmer, der auf dieser jugendlichen Zeit des Werdens liegt, zog ihn mächtig an; die Aufhellung dieses Helldunkels ist ihm eine Aufgabe fürs Leben geworden zu der er bis in die letzten schweren Leidenjahre immer wieder zurückkehrte, so oft Amt und äußere Verhältnisse ihm das gestatteten. Leider hat er, was er sich vorgesetzt, nicht vollendet; aber was er davon seinem langjährigen Freunde, dem Prof. Stahl in Münster, hinterlassen, ist mehr als ein Fragment und wird hoffentlich der Wissenschaft nicht verloren gehen. Er selbst hat aus diesem Studienkreise folgendes veröffentlicht: 1) *C. Claudiani carminum, quae Stiliconem praedicant, fides historica ex comparatione ceterorum fontium recensetur.* Bonn 1863 (Doktordissertation). 2) Die politischen Bestrebungen Stilichos während seiner Verwaltung des weströmischen Reiches. Erster Teil. Einleitung und Quellen (Programm des kath. Gymnasiums an d. Apostelkirche in Köln v. J. 1869—70). 3) Kritische Bemerkungen zur Geschichte des Gildonischen Krieges (in der Festschrift, in welcher die 16. Versammlung rhein. Schulmänner die 34. Philologenversammlung zu Trier im J. 1879 begrüßte). Schon die Erstlingschrift bekundet die vorsichtige Gründlichkeit seiner Forschung. Kaum hatte er erkannt, daß, was Schiller von Wallenstein sagt, auch von Stilicho gilt „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“, da ergeht seine Forderung, *ut certum aliquod iudicium statuamus.* Er charakterisiert die Eigenart der poetischen Überlieferung Claudians und sucht, indem er sie an der zuverlässigsten Quelle mißt, den *cod. Theodosianus*, den historischen Kern aus dem ausschmückenden, rhetorischen Beiwerk herauszuschälen. Er glaubte einen sicheren Wegweiser durch das Wirrsal der Überlieferung gefunden zu haben: „Darin liegt eben die Bedeutung dieser so überaus trüben Quellen, daß in der Entstellung eine gewisse Gesetzmäßigkeit herrscht, die uns begreifen läßt, daß da

wahre Wesen jenes Mannes in dem Hohlspiegel seiner Zeit sich nur so und nicht anders reflektieren konnte“ (Progr. v. Ap. S. 10). Je tiefer V. in die Quellen eindrang, desto reizender wurde ihm seine Aufgabe. Unter der Arbeit erweiterte sich sein Gesichtskreis mehr und mehr. Er wollte eine Geschichte Stilichos und seiner Zeit im großen Stile schreiben; da handelte es sich nicht bloß um die äußere und innere Politik St.s und die Verwaltung des Reiches, wie sie unter ihm und durch ihn geworden, sondern auch um die religiösen und politischen Strömungen und Parteien, sowie die literarischen Tendenzen der Zeit in ihrer gegenseitigen Einwirkung, um das Eindringen des germanischen Elements in das römische Reich und die Pathologie der Todeszuckungen dieses absterbenden Staatswesens.

Es mag Zeiten gegeben haben, wo ein Lehrstuhl der Geschichte V. als höchstes Ziel vorschwebte; aber seine Lebenswege führten ihn dem Gymnasium zu, und in verhältnismäßig jungen Jahren ist er an die Spitze des katholischen höheren Schulwesens der Rheinprovinz gestellt worden. Am wohlsten aber, das hat er, nachdem er halb widerwillig dieses Amt übernommen, oft ausgesprochen, am wohlsten hat er sich in der Schule und in unmittelbarem Verkehr mit der Jugend gefühlt. Nachdem er in Bonn mit glänzendem Erfolg das Staatsexamen bestanden, hielt er 1863—64 in Koblenz das Probejahr ab und genügte zu gleicher Zeit seiner Militärpflicht. Herbst 1864 wurde er mit einer Remuneration von 25 Thalern monatlich dem Apostelgymnasium in Köln als kommissarischer Lehrer überwiesen. An dieser Anstalt hat er am längsten gewirkt, ist er am meisten heimisch geworden; 1865 wurde er definitiv angestellt und mit Beginn des Jahres 1874 zum Oberlehrer befördert. In Köln hat er die treue Mutter verloren, die dem Sohne auf allen seinen Wegen gefolgt war. Da sich seine Familie auflöste, ist ihm eines der großen Kaufmannshäuser Kölns zur zweiten Heimat geworden. Die Beziehungen zu diesem Hause haben die Zeit seines Kölner Aufenthalts überdauert, sie haben ihm auch die letzten Leidensjahre, so weit es opferfähige Anhänglichkeit vermochte, erträglich gemacht. In Köln hat sich V. in den Kreisen des rheinischen Lehrerstandes eine große Zahl von Freunden und Verehrern erworben.

Hier in Köln am Apostelgymnasium hat er in unterrichtlicher Thätigkeit die Stufenleiter der gymnasialen Lehraufgaben durchlaufen und jene didaktische Meisterschaft errungen, die er namentlich im deutschen und geschichtlichen Unterricht bewährte. Wie ihm bei dieser seiner praktischen Bewährung und Ausbildung Direktor Bigge als treuer Leiter, als Vorbild und Muster zur Seite gestanden, hat er jeder Zeit mit Freunden bekannt. Als er am 25. September 1884 den Amtsnachfolger in dem Direktorat des Apostelgymnasiums als Kommissar des Königl. Provinzial-Schul-Kollegiums einführte, widmete er dem verehrten Manne ein Wort dankbaren und herzlichen Gedenkens. „Indem er nichts zu sein begehrte“, sagte er¹⁾, „als ein tüchtiger Schulmann und Schulleiter, ist er einer der tüchtigsten in seiner Kunst geworden, ein Meister, in dessen Schule eine große Anzahl junger Berufsgenossen sich herangebildet hat, die, so verschieden geartet sie auch sein mögen und so frei sie ihre Eigenart, wie es recht und billig ist, auch in der Berufsarbeit zur Geltung bringen, ein Gemeinsames besitzen oder

¹⁾ Progr. des Apostelgymnasiums v. J. 1893—84 S. 10.

erstreben, worin sie sich als Fachmänner aus der Schule Biggas erkennen. Und soll ich den Grundzug dieser gemeinsamen Richtung bezeichnen, — nicht in einem einzelnen Kunstgriff der Methode, in einem der vielen zweckmäßigen und wirkungsvollen Hilfsmittel für Unterricht und Erziehung, die er selbst verwertete und andere lehrte, ist er zu suchen — er liegt, wie mir scheint, in jener durchaus selbstlosen, ich möchte sagen, kenschen Art des Wirkens, die nicht nur jede Ostentation, jeden falschen Schmuck, jedes unruhige eitle Hervorkehren der eigenen Person verschmähete, sondern mit unablässiger, gewissenhafter Selbstprüfung und Selbstüberwachung auf schlichteste Sachlichkeit bedacht war und fast mit einer gewissen Herbigkeit auch jedes Wort vermied, welches Sinn und Herz der Schüler zunächst mehr für den geist- und kenntnisreichen Lehrer als für die gute, zu lernende Sache zu gewinnen und damit nach seiner strengen Ansicht die Schüler schon mehr zu verführen als zum Rechten zu führen geeignet war“.

Zweimal wurde die stille Arbeit im Dienste der Schule durch den Lärm des Krieges gestört; 1866 und 1870 wurde der begeisterte Lehrer zu den Fahnen gerufen. 1870 verließ er die liebgewordene Stätte seiner gesegneten Wirksamkeit und zog als Landwehroffizier im 2. Rheinischen Linien-Infanterie-Regiment Nr. 28 mit nach Frankreich, bereit, auch sein hoffnungsvolles Leben dem Vaterlande zum Opfer zu bringen. „Er war eben erheblich erkrankt, aber der feste Wille hielt ihn aufrecht. Schon in der Schlacht bei Gravelotte erwirbt er das eiserne Kreuz. 53 Tage und Nächte liegt er vor Metz im Bivouak, dann verfällt er einem rheumatischen Fieber; nur notdürftig hergestellt, rafft er sich empor und eilt durch eine von Franktireurs unsicher gemachte Gegend, mit dem Revolver in der Faust die Dörfer durchfahrend, seinem Regimente nach und nimmt an der Schlacht von St. Quentin, zuletzt seine Kompagnie führend, teil“. (Höpfner a. a. O. S. 10.) — Mit siechem Körper kehrte er aus dem Kriege heim; ein ungewöhnlich heftiger Gelenkrheumatismus hatte ihn aufs Schmerzenslager geworfen und hielt ihn bis Ostern 1873 von der Schule fern. Ostern 1874 hielt V. die Kaiser-Geburtstagsrede. Er sprach über das Wesen und die Pflichten des wahren Patriotismus. Mit einer kensch-ästhetischen Mafshaltung pries er die großen Thaten, die er mit erlebt und mitgethan. Dieses Hochgefühl erscheint ihm sittlich berechtigt, „denn was vier Jahre vorher doch nur die schöne Frucht eines schmerzlichen Ringens mit den eigenen Stammesgenossen gewesen wäre, sollte jetzt der Siegespreis eines einmütig deutschen Kampfes sein, den an sittlicher Schönheit keine Waffenthat der Weltgeschichte überragt“. Aber seinem feinen Gefühl für das Schöne lag nichts ferner als Stolz oder Überhebung. „Es geziemt uns wohl ein starkes nationales Hochgefühl zu hegen und auszusprechen, und noch ist die sittliche Zucht und Besonnenheit unseres Volkes groß genug, um uns vor dem groben Hochmut zu bewahren, dem häßlichsten und verderblichsten Auswuchs des nationalen Bewußtseins. Aber es giebt auch leichtere Trübungen des Patriotismus, und selbst das allzustarke Vertrauen auf die Unbefangenheit und gerechte Klarheit unserer Selbsterkenntnis, auf die Mafshaltung unseres Selbstgefühls mag der heilsamen Mahnung begegnen, daß der schönste Reiz dieser Mafshaltung schon verwischt wird durch das allzu sichere Bewußtsein ihres Besitzes“. So legt er sich denn die Frage vor: „Was ist Patriotismus“? Er antwortete: „Patriotismus ist das volle, reine und werkhätige

Bewußtsein der nationalen Eigenart und der Aufgaben, welche sie im Dienste der ganzen Menschheit zu lösen hat.“ Und dann warnt er mit nachdrücklichen Worten vor dem falschen Patriotismus der Eitelkeit und Selbstsucht. „Ein solcher Patriotismus ahnt nicht, daß keines gesunden Volkes Ehre und Macht bedingt sein kann durch die Schande und Schwäche anderer Völker, und daß jede echt nationale Arbeit im engsten Bunde stehen muß mit dem Wohle der ganzen gebildeten Menschheit. Selbstsucht und Eitelkeit verschleiern dem Menschen nicht nur die eigenen Schwächen, sondern auch die Vorzüge der anderen. — Auch vor dieser Untugend können uns die falschen Patrioten in unserem Nachbarlande warnen. Wir wollen zwar der Stimmung der Besiegten Rechnung tragen; Schmerz und Scham trüben immer leicht die klare Einsicht; aber es giebt auch im Schmerze ein Übermaß der Verblendung, und dies Übermaß verschließt den Weg zur Rettung und Wiedergeburt. Daß unsere Nachbarn uns und unser gutes Recht nicht verstehen, können wir leicht verschmerzen; denn ihr Haß bleibt ohnmächtig, so lange sie die wahren Ursachen unserer Erfolge nicht zu würdigen vermögen; was man nicht kennt, kann man auch dauernd nicht beherrschen. — Sie wollen nicht begreifen, daß wir die gerechteste Notwehr geübt haben, daß wir nach unseren Neigungen und der ganzen Ordnung unserer Wehrkraft den Eroberungsgelüsten nicht verfallen können und nur das Eine erstreben — dies aber mit allen Kräften des Leibes und der Seele —, in unserem deutschen Lande ein freies und einiges Volk zu sein. — Unser Sieg ist ihnen der Sieg der brutalen Gewalt über den Geist; einer ihrer größten Dichter, der manches begeisterte Wort der ganzen Menschheit zugezungen hat, leiht die ganze Macht seiner glühenden Rhetorik diesem bösen Trage und schildert unsere Notwehr gegen den Übermut seines Volkes als den Kampf der Finsternis gegen das Licht. — Wenn die Dichtung eine Bildnerin der Völker sein soll, so ist wahrlich ein Volk schlimm verlassen, wenn ihm seine besten Sängere mit solchem Sirenenliede die Seele noch mehr verwirren. Wir haben den Krieg, den wir nicht gewollt, menschlich geführt; wir haben strenge Manneszucht gehalten in fremden Lande und den Besiegten das Maß der Leiden gemindert, so weit es nur die eiserne Kriegsarbeit erlaubte; und dennoch haben sie uns Barbaren gescholten und ihre Wissenschaft zu dem lächerlichen Dienste herabgewürdigt, unser Germanentum zu leugnen. Wir haben Eigentum und Ehre ihrer Bürger geschont, wir haben, wo nur immer ihr Haß uns nicht zur Strenge zwang, als bescheidene Gäste in ihren Häusern gewillt und eingedenk unserer eigenen Lieben in der Heimat ihre Kinder auf unseren Knien gewiegt; und dennoch nannten ihre Wortführer uns rohe Horden, die raublustig auf dem heiligen Boden Frankreichs die Sättigung suchten, die ihnen der karge Boden der eigenen Heimat nicht gewähre. — Aber wir selbst sind vielleicht von anderen Untugenden beherrscht, die uns nur darum weniger schlimm erscheinen, weil sie die unseren sind. Haben wir wirklich unser Wesen und unsre Pflichten stets rein und voll erkannt und sind wir den fremden Völkern stets gerecht geworden? Als eitel und selbstsüchtig haben unbefangene Männer anderen Stammes unser ganzes Volk niemals gescholten; nicht das Übermaß unseres Selbstgefühls, sondern seine Schwäche war der Gegenstand fremden Spottes, und unsere eigenen Schriftwerke sind voll der schweren Selbstanklagen, der schonungslosen Urteile über unsere nationalen Sünden. Wir dürfen es sagen,

dafs wir den sittlichen Drang nach objektiver Erkenntnis der Dinge ernster und mächtiger als die meisten anderen Völker in uns tragen. — Wir haben nicht den schimmernden Esprit unserer Nachbarn, und um der schlichten Wahrheit willen begehren wir ihn auch nicht. Wir wissen, dafs jene schmucksüchtige Geist dem Wesen der Erscheinungen Gewalt anthut, da er den Inhalt der verlockenden Form zu Liebe verfälscht und oft eine glänzenden Antithese die keusche Wahrheit des Gedankens opfert. Wir haben deshalb auch nicht die schlimme Gabe, uns so schnell und leicht zu täuschen und unsere Blüßen mit dem Flitterstaate der Rhetorik zu bedecken. Mag es uns auch nicht immer gelingen, wir bestreben uns doch ernstlich uns selbst auch die bittere Wahrheit ganz und voll zu sagen. Unsere Volksart läfst sich schwer in einem kleinen Bilde zeichnen. — Uns fehlt die schroffe, unbeirrbar Einseitigkeit des nationalen Wesens; wie sich da innigste Heimatgefühl mit der stärksten Sehnsucht nach der Fremde in uns paart, so auch die tiefste Eigentümlichkeit des Denkens und Empfindens mit einer feinfühligem Hingabe an fremde Eigenart. — Wir haben uns oft mit dem Gedanken getröstet, dafs unser inhaltreiches Wesen gerade wegen seines Reichthums nicht so leicht ein fertiges und geschlossenes werden konnte. Der Gedanke ist wahr, aber wir dürfen ihn nicht missbrauchen, um unser nationales Gewissen einzuschläfern und in unserer weltbürgerlichen Empfänglichkeit zu zerfliefsen. Es ziemt uns, beide Seiten unserer Art in den wahren und guten Mafse zu pflegen, nicht eitel eigensinnig, aber auch nicht weich charakterlos zu sein, nicht das Fremde zu missachten, aber auch nicht allzu nachgiebig zu lieben und mit dem Unrigen zu mischen auf Kosten unserer besten eigenen Gaben. Lösen wir diese Aufgabe ganz, so kann es uns in der That beschieden sein, das erste Volk der Erde zu werden; denn gerade die Verbindung kräftiger, selbständiger Eigenart mit allseitiger Verständnisse jeder fremden Volksart entspricht am vollsten dem Wesen der modernen Kultur. — Dafs jene Empfänglichkeit für das Fremde vielfach in so böser Weise ausarten konnte, verschuldet ein anderer Zug unsere Volksart, der auch des Guten viel enthält und, obwohl er unser nationales Elend geschaffen, doch auch den inneren Reichthum unseres nationalen Lebens bekundet. Während wir nach außen unsere Volksart nicht ängstlich oder stolz abzuzäunen pflegen, ist diese Volksart in sich reich gegliedert und alle Glieder bilden wieder ihre eigene Art tief und mannigfaltig aus. Es lebt ein starker Trieb nach individueller Freiheit in uns. — Unser Volk liebt nicht die Willkür und den launischen Wechsel, — aber in allem gröfseren und kleineren Kreisen bis zum Einzelbürger herab bilden wir immer tiefer die Besonderheit aus; diese Besonderheit wird immer wieder zum überlieferten Erbe, und leicht verlieren wir über diesem Reichthum der besonderen Entwicklung das unmittelbar lebendige Bewusstsein der Gemeinsamkeit. Es war und ist eine schwere Aufgabe für uns, die Fülle unserer Sondergestaltungen zu verbinden mit der starken straffen Einheit unseres ganzen Volkstums. — Wir haben jene beiden Aufgaben jetzt erkannt und auch so weit gelöst, dafs wir mit klarem Blick und auch ohne Beängstigung rückwärts und vorwärts schauen können; aber rasten dürfen wir auch jetzt nicht. Es mufs uns völlig klar werden, dafs wir noch vieles zu erringen und das *Errungene* noch lange mit gespannter Kraft zu verteidigen haben. *Noch sind nicht alle Stimmen jener bösen Sondergelüste verstummt, die mit dem*

mißbrauchten Namen der Freiheit ihre Selbstsucht schmücken und gegen die Schöpfer der Einheit den Vorwurf der Tyrannei schleudern, den alten, häßlichen Ruf, der schon dem ersten großen Helden deutscher Einheit und Freiheit, dem Chorusker Hermans, entgegenescholl und diesen ersten Helden auch zum ersten Märtyrer des großen Gedankens machte. — Soll aber das geläuterte Bewußtsein unserer Eigenart verbunden mit dem allseitigen Verständnisse des Fremden uns wirklich zum Heile gereichen, so muß es die dauernde Frucht der vollen und reinen Arbeit erzeugen. Es genügt nicht, daß wir die unrechte, einseitige und selbächtige That meiden, wir müssen auch das Rechte, das Ganze, das Reine vollbringen. Wir haben zwar weniger Talent und Neigung zur Phrase als unsere Nachbarn, aber immerhin genug, um mit der Phrase sündigen zu können; und gerade weil wir sie nicht so anmutig mit dem Schimmer der Form zu schmücken vermögen, erkennen wir sie oft nicht so leicht als bloßen Wortzierat. Wir wollen auch in geeigneter Stunde ein schönes, festliches, patriotisches Wort, aber mit diesem Worte erfreuen wir uns doch nur der Güter, die wir bereits besitzen, ermuntern uns auch vielleicht zu weiterem Streben, aber schöpferische Arbeit ist dieses Wort nicht, und es ist nicht der wahre Patriot, der am lautesten und eifrigsten das leichtgewonnene Wort ertönen läßt. Es ist mit der Vaterlandsliebe doch im Grunde ebenso wie mit jedem anderen Gefühl der Liebe; es spricht sich innig, aber mit dem Maße bescheidener Scheu aus und sucht nicht den Markt. Wer allzu oft und allzu laut von seinem großen Herzen für sein Volk und die ganze Menschheit redet, der wirkt schwerlich opferwillig in der Stille, und das Wort auf seiner Lippe gleicht dem prunkenden Schilde über dem Thore einer öden Herberge. Die patriotische Phrase ist arm und einförmig, die patriotische That reich und tausendfältig. Die gemeinsamen Pflichten, die jeder Bürger im Dienste seines Landes erfüllen soll, sei es an der Wahlurne, sei es im Heerbann, umfassen nicht die ganze patriotische Arbeit. In allen Berufsarten kann und muß für des Vaterlandes Wohl gewirkt werden, und wer immer die materiellen oder geistigen Güter seines Volkes durch eine kleine Gabe im rechten Sinne wahrt, der ist ein wahrer Patriot, wenn er auch dem leichten Lärm der Worte abhold ist. Erhebend ist eine patriotische Feier im Kreise der aufstrebenden Jugend, auf der des Vaterlandes Hoffnung ruht, und wohl mag bei solcher Feier ein schönes Dichterwort zündend in die junge Seele dringen, aber zum echten Patriotismus erziehen kann man die Jugend durch solche Festlust nicht. Es bedarf zuda der ehrsigen geistigen Arbeit, welche uns die volle Kenntnis des eigenen und fremden Volkstums erwirbt, in der ernsten sittlichen Zucht, welche uns die feste Thatkraft giebt und das rechte, schöne Maß der That. Säen wir echte Geistes- und Herzensbildung, und wir werden unter den schönen Früchten als schönste den echten Patriotismus ernten.“

Ein und ein halbes Jahr später, am 20. Sept. 1875, wurde V. von dem Provinzial-Schulrat Dr. Höpfner, der ihm seit der Universitätszeit freundschaftlich verbunden war, als Direktor des Gymnasiums in Münster eifel eingeführt. „Am Tage seiner feierlichen Einführung war das Städtchen gelaggt und bekränzt und eine Festlichkeit drängte die andere“ (Höpfner a. a. O. S. 21). Aus dem reichen und anregenden Kölner Leben, dessen schönste Seiten er kennen gelernt und genossen hatte, wurde V. in kleine, sehr kleine Verhältnisse versetzt, fernab von der bewegten StraÙe des Völkerlebens.

Aber V. fühlte sich nicht einsam noch beengt, in seiner gemütv. Weise wufste er sich diese kleine Welt gar freundlich zu gestalten; er hier wie überall edle Menschen und gute Freunde. Mit Eifer und Hin seiner ganzen Kraft vertiefte er sich in die Aufgaben seines neuen Amtes. Am 3. November feierte er das 50jährige Erinnerungsfest an den Aufruf der Schule zu einem vollständigen Gymnasium. Böllerschüsse durch das stille, abgelegene Thal, und V. rief die Bürgerschaft des kleinen Städtchens zu berechtigter Freude und hellem Festesjubiläum auf, zur Bezeugung d. barer Anhänglichkeit an die Männer, deren selbstlosem Opfersinn Mühe und Eifer sein Gymnasium verdankt, Fey und Katsfey. Ein dauerndes Gedächtnis seiner kurzen Wirksamkeit hat er in dem neu organisierten Alumnat hinterlassen. So verlebte er hier wenige Monate reinen und untrübten Glückes, gehoben durch das Vollgefühl der wieder erlangten Gesundheit und rüstiger Schaffenskraft. An dieses heitere Idyll ländlicher, abgeschiedener Zufriedenheit hat er in den späteren schweren Zeiten oft mit Wehmut Sehnsucht gedacht.

In den letzten Jahren seiner praktischen Thätigkeit hat sich V. zu demjenigen Unterricht gewählt, den er mit Vorliebe gab, in dem er die meisten Erfolge erzielte, Geschichte und Deutsch auf Prima. Erklärte er die Homer, Sophokles und Horaz. Letzterer hatte ihn früh an sich gezogen, schon das Gymnasium hatte ihm die maßvolle Schönheit dieses ITERS erschlossen; besonders war es die milde, abgeklärte Lebensweisheit der Sermonen, die seinem Wesen gemäÙ war. Eine durch viele Jahre mit hohem vollem FleiÙe gepflegte Arbeit, die Übersetzung der Satiren, hat Fr. Hoffmann nach V.'s Tode bei Baedeker in Essen herausgegeben. Wie er sein Amt als Direktor auffaÙte, mögen uns seine eigenen Worte sagen¹⁾: „Anstaltsleiter muÙ mit seiner ganzen geistigen und sittlichen Eigenart eine nachhaltige, anregende und befruchtende Einwirkung auf die Arbeit der Amtsgenossen ausüben, sie zu stets erneuter Durchdringung und tiefer Erwägung ihrer besonderen Aufgaben und der letzten Ziele des Ganzen ermuntern. Dies ist nicht so gemeint, als trüge der Anstaltsleiter von Himself aus allein die lebengebende Quelle in sich, um aus ihr die Geister der Mitarbeiter zu speisen, er muÙ vielmehr, wenn jene tiefere Einwirkung die Amtsgenossen eine berechnete und fruchtbare sein soll, sein eigenes Wesen erweitern können durch das Verständnis der berechtigten Sonderart der anderen, er muÙ nicht nur geben, sondern auch empfangen wollen von seinen Mitarbeitern, er muÙ gleichsam in sich selbst die Beste aus der Eigenart seiner Amtsgenossen konzentrieren, nicht alle neben einander Liegendes, sondern ein in seiner eigenen Persönlichkeit einheitlich Lebendiges, und den Stempel dieser seiner berechneten und klärten Persönlichkeit muÙ er dem Ganzen aufzudrücken wissen, mit dem aus sich selbst und den Kollegen Gewonnenen und in ihm in Einsamkeit wachsenden muÙ er wieder auf jeden einzelnen Mitarbeiter einzuwirken stehen.“

In Essen erweiterte sich die Aufgabe seines Amtes und der Gesammtkreis seines Wirkens. Er übernahm hier die Leitung einer Schule, die steigende Schülerzahl die Wände seines wankenden Schulgebäudes zu

¹⁾ Programm des Gymnasiums zu Bonn v. J. 1883—84 S. 4.

sprechen drohte, einer paritätischen Schule in einem Gemeinwesen, welches durch Handel und Industrie ein Centrum des Weltverkehrs geworden. Da das eigene Haus nur ein dürftiges Obdach bot, stellte die Realschule für die Einführungsfeierlichkeiten ihre Aula zur Verfügung. Hier entwickelte V. in geistvoller Rede seine Stellung zu diesem neuen reichen Leben, in das er gestellt, zu den grösseren Aufgaben, die ihn hier erwarteten. „Ich glaube es sagen zu dürfen, daß mir die Erkenntnis der Schwere und des ganzen Umfangs dieser Pflichten im wesentlichen nicht gebricht, und wenn ich noch neue Seiten dieser Pflichten zu erkennen und in ihrer Ausübung noch vieles zu lernen habe, so hoffe ich eben nicht nur ein Lehrender, sondern, wie es jedes denkenden Mannes Art sein soll, auch ein Lernender in Zukunft bleiben zu können. Die Fähigkeit, immer wieder zu lernen und sich zu wahren vor der Verkümmern in der Auffassung und Ausübung der Berufstätigkeit, ist mir stets als eine wesentliche Eigenschaft des guten Lehrers erschienen, wesentlich, weil unser Beruf, soll er wahrhaft fruchtbar sein, wohl am wenigsten die Schablone verträgt, wesentlich auch deshalb, weil vielleicht in keinem Berufe die Verführung zu einer schablonenhaften, in fertigen äußeren Formen erstarrten Thätigkeit so groß ist.“ V. war seiner ganzen Richtung nach auf hohe und ideale Forderungen strenger Wissenschaftlichkeit angelegt, in der Erziehung zu wissenschaftlicher Arbeit sah er die Aufgabe der Gymnasien, aber er war nicht blind gegen die Anforderungen des Lebens und nicht so einseitig, daß er die Schule als eine Welt für sich, als Selbstzweck angesehen hätte. „Es wird gerade das Hauptbestreben für die Schule sein müssen, in dem richtigen Maße die gesunde Tradition, die konservative Vorsicht zu verbinden mit dem Wechsel der Fortbildung, der das Gesetz alles Lebendigen ist. Auch die Ideale sind nicht unwandelbar; die Menschheit entwickelt in ihrer geschichtlichen Arbeit ein immer vollkommeneres Bild von sich selber. — Die Schule muß sich selbst belehren lassen von dem großen Leben außerhalb ihres Kreises, nur sehe sie zu, daß sie unter den vielen laut tönenden Stimmen des Lebens nur die beachte, die der gute Geist der Menschheit beseelt. — In unserer Zeit, welche die wichtigsten Fragen des staatlichen und sozialen Lebens in enger und zum Teil so schweißvoller Arbeit auf Schlachtfeldern und in Parlamenten, auf den Lehrstühlen der Hochschule und in Bürgerversammlungen zu lösen sucht, in unserer Zeit, in welcher wir das Kostbarste und Höchste, was einem Volke an irdischen Gütern beschieden sein kann, errungen haben, ein einiges, mächtiges Vaterland, ist in unmittelbarem Zusammenhange mit der starken Bewegung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens auch die Schule ein Gegenstand lebhafter Debatten, großer Reformpläne geworden. — Ein Gewinn ist für die Schule ein unbestrittener. Die Schule ist eine nationale Schule in ungleich höherer Bedeutung des Wortes geworden. — Es giebt andere Forderungen an die Schule, Anschauungen von der Schule, welche unter den besten Männern einen lebhaften Kampf der Meinungen hervorgerufen haben. Wer an die Stabilität des alt überlieferten Schulsystems gar nicht gerührt haben will, dem muß es gar bange werden bei den vielen neuen Ideen und Vorschlägen. — Auch die wechselnden örtlichen Verhältnisse stellen dem Schulmanne seine Aufgabe oft in vielen Beziehungen anders. Ich empfinde dies bei meinem Amtswechsel in ganz besonderem Maße, und ich würde meine Aufgabe schlecht zu begreifen glauben, wenn ich sie nicht in steter

Rücksicht auf die neuen Verhältnisse erwäge. Ich komme aus einem kleinen Gemeinwesen. — Wie anders ist es hier! Eine fast verwirrende Fülle industriellen Lebens, nach allen Richtungen Schienenwege, tausend Beziehungen zu fernem Ländern! Sicherlich bietet ein solcher Ort mit dem vielen Aussichten, die er in alle Gebiete des öffentlichen Lebens gewährt, auch für die Jugend des Anregenden und Bildenden viel; hier hat die Schule die Fülle des Geschauten und Gehörten für die Jugend zu sichten und zu ordnen, das Edle und Uedle zu scheiden, die unechte Arbeit der Selbstsucht von der wahren Arbeit, die mit den eigenen Interessen stets die Interessen der Menschheit verbindet, sie hat der Jugend eine tiefere Deutung des Geschehenen zu geben, damit ihr Blick nicht auf der Schule haften, damit nicht das Grobe und Lehrreiche mehr die genußsüchtige Neugier als die wahre Wissbegierde wecke. — Ich übernehme die Leitung eines paritätischen Gymnasiums, und ich sage es frei heraus, ich übernehme sie nicht nur mit dem vollen Bewusstsein der Bedeutung dieses Wortes, ich übernehme sie gern und freudig. Ich verstehe die Parität nicht bloß als eine arithmetische, als ein äußerliches Gleichgewicht innerhalb des Kollegiums und des Schülerkreises, ich fasse sie nicht auf als eine durch die Verhältnisse gebotene, aber doch im Grunde lästige und peinliche Erscheinung, mit der man sich geschickt abfinden muß, indem man vorsichtig und artig sich die innere Differenz gegenseitig verzeiht und im gesellschaftlichen Verkehr als nicht vorhanden betrachtet, ich erachte den paritätischen Charakter als einen durchaus normalen und als einen wesentlich sittlichen Faktor; wir wollen uns nicht gegenseitig bloß vertragen, wir wollen uns in und wegen unserer konfessionellen Eigenart achten, und wir selber wollen, wie es auch unsere Schüler sollen — und ich halte dies für eins der besten Güter, welche sie aus unserer Anstalt mit ins Leben nehmen können — die Freiheit des in sittlicher Gesinnung wurzelnden Denkens als die unentbehrliche Lebensluft des gebildeten Menschen immermehr erkennen und empfinden, unsere Schüler sollen es im allgemein menschlichen und besonders im nationalen Interesse lernen, — daß alles, was uns trennen kann, verschwindend klein ist und sein muß gegen das, was wir gemeinsam haben, gegen unsere gemeinsame geistig-sittliche Bildung und — was davon unzertrennlich ist — unser gemeinsames nationales Bewusstsein. — Hier finde ich eine Schwesternanstalt, stattlich und blühend, anders organisiert, mit andern Bildungsmitteln. Diese Anstalt hat uns heute gastlich aufgenommen, und es wäre unschön und undankbar, wenn ich ihr nicht ehrlich sagen wollte, wie ich mich zu ihr stellen will. — Ich gehöre nicht zu denen, die eine Verschmelzung von Gymnasium und Realschule für rätlich oder überhaupt für möglich halten, ein solcher Versuch würde nach meiner Überzeugung die Thätigkeit beider Richtungen verflachen und verwirren und unsere Jugend in ein Bildungschaos stürzen. Ich bekenne, daß ich sogar, wenn ich an Reformen des Gymnasiums denke, eine äußere Verschärfung des Gegensatzes wünsche durch Verstärkung des Unterrichts, der die Seele der klassischen Bildung sein muß, des griechischen Unterrichts. Aber ich bin noch weit entfernt, für das Gymnasium ein Monopol zu verlangen. — Ich fürchte nicht, daß durch solche Verschiedenheit der Bildungswege ein bedenklicher Riß in unserer gebildeten Gesellschaft erzeugt wird. Die Schule macht das *Leben nicht allein*; was die Schule trennt und trennen muß, weil die Überfülle

toffen die Jugend erdrückt oder zur Oberflächlichkeit verführt, l verknüpft das Leben wieder auf mannigfache Art. Verständnismittel und Bildungsformen soll jede gute Schule wecken, — l bietet tausendfache Gelegenheit, diese Verständnisfähigkeit zu

n offenen Sinn für die praktischen Bedürfnisse des Lebens, in is auch, welche Gefahren dem gelehrten Unterricht der Umstand er in unseren Tagen als Vorbereitungsanstalt für jegliche höhere eit und Bildung in Anspruch genommen wird, verfolgte V. mit ilnahme und den besten Wünschen das Aufblühen der lateinren Bürgerschule. „Ich bekenne gern, daß ich ein besond dieser Schulen bin, die mir mit ihren bescheiden bemesse n ihrem bescheidenen Kreise wohlabgerundeten Lehrzwecken ssen unseres mittleren Bürgerstandes in höchstem Maße zu ent-einen. Ich halte es für eine der heilsamsten und gesunden n unserer Tage, daß diese Schulen sich in wachsender Zahl inbarer Lebenskraft entwickeln“¹⁾.

ssen war V. schon Ostern 1876 übersiedelt. Inmitten dieses ten gewerblichen und industriellen Lebens blieb er nicht lange g. Vielfach angeregt griff er nach allen Seiten in die emaise s betriebsamen Bürgertums ein und verwuchs so, trotz den uren der tödlichen Krankheit, mit den Menschen und Verhält-rzer Zeit so innig, daß es ihm erst zum vollen Bewußtsein g diese Verbindung geworden und wie schwer sie zu lösen, als 79 an ihn der Ruf erging, als Nachfolger des Hrn. Pr. Schulrat Dr. k die Leitung des kath. höheren Schulwesens der Rheinprovinz en²⁾). Zögernd und nicht ohne inneren Kampf ist er diesem ; und wenn er später in seiner einsamen Amtsstube oder in Heim des nahenden Todes immer gewisser und leider unter unsäg-rzen der früheren besseren Tage gedachte, da hat er diesen Schritt s Mal bereut. Aber das war keine dauernde Stimmung — daß rantwortungsvollen und einflußreichen Posten der rechte Mann igte sich bald —, in seiner einfachen und geraden Sachlichkeit e ihm zugefallenen Aufgaben mit ernster Gewissenheit, aber che Schwäche; streng gegen sich selbst war er unachtsichtig hlichkeit, Unwahrhaftigkeit oder Pflichtvergessenheit, ehrlichem und Streben kam er aufmunternd und fördernd zu Hülfe mit Rat unung auch bei mäßigem Erfolg, überall aber, wo er auftrat, lie Hoheit seines idealen Sinnes und die Schönheit seines durch-

amm der höh. Bürgerschule zu Köln v. J. 1884 S. 33.

stattliche Reihe von Vorträgen und Reden, welche er in Essen hbarorten teils in Vereinen teils in öffentlichen Versammlungen in den Blättern der Erinnerung abgedruckt oder doch genannt. uch seine Beteiligung an dem dramatischen Lesekränzchen sowohl den Bestrebungen der litterarischen Gesellschaft erwähnt, in g vom 21. April 1880 er den „Pergamener“ Karl Humann be-eben aus dem Orient zurückgekehrt, einen Bericht über seine tete.

gebildeten Charakters Ehrfurcht und Achtung vor dem, was uns allen das Höchste sein soll, der auf die höchste Vollendung der Schöpfung angelegten reinen und lauteren Kindesseele. Viel liefs sich von dem pflichttreuen Wirken dieses echten und rechten Mannes für die Entwicklung des höheren Schulwesens der Rheinprovinz hoffen; leider hat er in Koblenz nur wenige ungetrübte und freundliche Tage gesehen. Hier war es ihm nicht mehr, wie sonst, vergönnt, erfrischenden und ihm so wohlthunenden persönlichen Verkehr in ausgedehnterem Mafse zu pflegen oder in seines unmittelbaren Amtspflichten fernerliegende Lebensaufgaben seiner neuen Heimat einzugreifen. Wohl hat er noch zeitweise das Präsidium des wissenschaftlichen Vereins geführt, wohl war ihm der Verkehr mit edlen Menschen noch immer eine Quelle reichen Gausens und reiner Freude, aber der Kreis derer, denen er persönlich näher treten konnte, verengte sich immermehr; in diesem engeren Kreise wurde dann freilich auch das Zusammenleben ein um so inigeres. Das Herzleiden, welches die Anstrengungen des Krieges hinterlassen, entwickelte sich mit unaufhaltsamer Stetigkeit und erschreckender Schnelle. Da kämpfte seine sonst gesunde Natur und sein kräftiger Wille oft einen tapferen, aber eutnütigenden, weil hoffnungslosen Kampf. Aber unbegrenzt war er in der Wahrnehmung seines Amtes; wer ihn in diesen letzten Jahren auf seinen Dienstreisen, die ihm besonders beschwerlich wurden, beobachtet, der wurde mit Mitleid und Bewunderung erfüllt. Ein tapferer Held hat er auf seinem Posten ausgehalten bis zum letzten Atemzuge. Wenn ihn zuletzt der Tod auch unbemerkt und schnell angetreten, der echte Soldatentod, wie ihn Horaz preist: 'Concurritur, horae momento cita mors venit aut victoria laeta', ist ihm doch nicht geworden. Den Vorzug, Deutschlands Siege und die Wiedererstehung des Reiches mit erlebt zu haben, hat er mit schwerem Leid erkaufen müssen, dessen Schmerz nur der ermessen kann, der ihm in den dunklen Stunden nahe gewesen, wo er mit der Beklemmung des Herzens und der Angst der Seele gerungen. Einer der Besten ist er dem Wohle des Ganzen und dem Bestand unseres Volkstums zum Opfer gefallen, nicht unwert des Kranzes, den ihm der Kommandeur des Regimentes, mit dem er in den Krieg gezogen, auf sein Grab gelegt. Nun hat er ausgerungen; Gott hat ihn nach einem Abend in befreundeter Familie, wo seine Lebensgeister noch einmal hell aufgelauchtet, in früher Morgenstunde im Schlafe abberufen.

Er hatte früh das strenge Wort gelesen,
Dem Leiden war er, war dem Tod vertraut.
So schied er nun, wie er so oft genesen;
Nun schreckt uns das, wofür uns längst gegraut.

M. Gladbach.

E. Schweikert.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. J. H. v. Kirchmann, Die Lehre vom Wissen als Einleitung in das Studium philosophischer Werke. 4. Aufl. Heidelberg, Georg Weifs, 1886. X u. 96 S. (Philos. Bibliothek, Heft 1). 0,75 M., in Ganzleinwand geb. 1,15 M.

2. Fr. Kirchner, Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. 1. u. 2. Lieferung. Heidelberg, Georg Weifs, 1886. S. 1—128. (Philos. Bibliothek, Heft 314 u. 315.) 1,20 M.

3. Karl Chr. Fr. Laacke, Die Schulaufsicht in ihrer rechtlichen Stellung. Sammlung der gesetzlichen Bestimmungen, behördlichen Verordnungen und gerichtlichen Entscheidungen zum Schulaufsichtsgesetz vom 11. März 1872. Zweite, vermehrte u. verbesserte Auflage. Mit einem ausführlichen Inhaltsverzeichnis, Zeit- und Sachregister. Erste Lieferung. Berlin und Potsdam, L. Schleiermachers Verlagshandlung, 1886. — Vollständig in ca. 10 Lieferungen à 4 Bogen. Subskriptionspreis 0,60 M. pro Lieferung.

4. M. Terentii Varronis de lingua latina libri. Emendavit apparatus critico instruxit Leonardus Spengel. Leonardo patre mortuo edidit et recognovit filius Andreas Spengel. Berolini apud Weidmannos 1885. XC u. 286 S. 8 M. — Die Ausgabe ist nicht nur überarbeitet, sondern, wie man sagen darf, neu gestaltet. Diese Arbeit zu übernehmen, war niemand mehr berufen, als der jetzige Herausgeber; er versteht in sich die Gelehrsamkeit und den größten Fleifs, dessen es bedurfte, um das Werk auf der Höhe der Wissenschaft zu erhalten, er war in höherem Maße wie irgend ein anderer besetzt von der Pietät, welche dem äufserst wertvollen Grundstock des Buches gegenüber geboten war. Was der neue Bgch. hinzugefügt oder geändert hat, ist sehr bedeutend, quantitativ wie qualitativ, und sichert dem Werke auf lange Zeit von neuem die ehrenvolle Stellung, die es unbestritten ehemals eingenommen.

5. Michael Gitlbauer, Philologische Streifzüge. Dritte bis fünfte Lieferung (Bogen 11—30, womit der erste Band zu Ende geführt ist). Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung, 1885. S. 161—481. Preis: 3. u. 4. Lfg. à 1,60 M., 5. Lfg. 3,20 M. Über Lieferung 1 und 2 vgl. diese Zeitsehr. 1885 S. 589. — Inhalt: 1) Textkritische Bemerkungen zu Platons Laches; eine Ergänzung zu der gleichzeitig und in demselben Verlage erschienenen Laches-Ausgabe des Verfassers. Es handelt sich hauptsächlich um Aufdeckung von Interpolationen. 2) Metrische Studien zu Sophokles Aias I. „Kein Metriker unterläßt es, in der Theorie von den πόδες σύνθετοι zu handeln; aber praktisch die Abtheilung der Kola in Semeia durch die Ktensetzung durchzuführen hat meines Wissens konsequent noch keiner versucht. Auch das Verständnis der Chorotrophen scheint mir immerhin noch allenthalben auf sehr primitivem Standpunkte zu stehen. . . Ich habe in meinen Erläuterungen auf eine Anzahl von Erscheinungen (ich nenne beispielsweise nur die bis ins Wundervolle gehende Anwendung der irrationalen Arsen in iambischen Trimeter) hingewiesen, von denen bisher kein Mensch eine Ahnung gehabt hat.“ Eingestrent sind eine Menge Emendationsversuche. Als Anhang hierzu ein Exkurs über die paionischen Metra und metrische Analyse von Aristophanes Lysistrata 781—804. 3) Metrische Studien zu Euripides' Herakleiden. I. Zuvörderst wird der landläufige Text (V. 1—380) gegeben mit Angabe der Varianten auf Grund eigener Kollation der beiden

in Frage kommenden Codices. Hierauf eine gelehrte Abhandlung und der Text nach Ausscheidung der zahlreichen Embleme, deren Unechtheit im einzelnen nachgewiesen war. 4) Die tachygraphische Unterschrift des cod. Laurentianus plut. 9, 15 (hierzu eine Tafel in Lichtdruck), die, wie Verf. beweist, über die Entwicklungsgeschichte der griechischen Tachygraphie Licht verbreitet. Sehr belehrend. 5) Miscellanea: a) zur Erklärung von Aristoteles Poetik Kap. 12; b) Dichterfragmente; c) inedita aus dem cod. Vat. lat. 3324 saec. XII; d) Beseitigung einiger Synalöphen bei Vergil und Horaz; e) Textkritisches zu den Liedern „des von Kurenberg“; f) Epilog zu den „textkritischen Forschungen über Cäsars bellum Gallicum.“ Neues Material zur Bestätigung der Thatsache, daß die Handschriftenklasse β nicht jünger als α ist.

6. S. Leo Sterubach, *Meletomata Graeca. Pars I. Vindobonae sumptibus et typis C. Geroldi filii 1886. 228 S. 6 M.* — Aufsatz reichhaltig, zeugt von großer Belesenheit und Scharfsinn des Verfassers. Vorzugsweise kritische Beiträge zur Anthologie, zu den Anecdota Cramerii und anderer, zum Etymologicum Gudianum, Hesychius, Suidas, Tzetzos u. s. w. (das Verzeichnis der loci emendati umfaßt 8 Druckseiten). An sehr vielen Stellen werden umgekehrt die überlieferten Lesarten erklärt und gegen die Änderungsvorschläge alter und neuer Kritiker in Schutz genommen (wiederum besonders in der Anthologie, dann u. a. bei Aristophanes, Hesychius, Suidas, Tzetzos, Zonaras). Ein langer Index giebt ferner Auskunft über auctorum testimonia novaque fragmenta und über die aus 11 Handschriften gewonnenen zahlreichen variae scripturae, die hier zum ersten Male veröffentlicht werden.

7. Des Euripides Herakliden. Zum Schulgebrauch mit erklärenden Anmerkungen versehen von Wolfg. Bauer. Zweite Auflage, bearbeitet von N. Wecklein. München, J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping), 1885. 60 S. 1 M. — Der Text ist einer gründlichen Revision unterworfen worden und weist viele neue Lesarten auf. Diese wird der jetzige Bearbeiter demnächst in den Blättern für das bayerische GSW. ausführlich erörtern und begründen. Der Kommentar ist knapp gehalten und entspricht dem Zwecke der Ausgabe. Am Schluß ein gut orientierender kritischer Anhang.

8. Konrad Ohlert, *Rätsel und Gesellschaftsspiele bei den alten Griechen.* Berlin, Mayer u. Müller, 1886. 248 S. 5 M. — Verf. hat alle in den Schriften der Griechen sich findenden Rätsel gesammelt und erklärt; der Inhalt des Buches, sorgfältig und mit Sachkenntnis ausgearbeitet, ist sehr interessant: das Rätselspiel wurzelt in der Sitte und Gewohnheit des griechischen Volkes (Weitkampf im Rätsellösen, Rätselkampf auf Leben und Tod, Rätselspiel bei festlichen Gelegenheiten); das Rätsel in der Poesie; die Arten des griechischen Rätsels; der Griphos (in eigentlicher Bedeutung als Neckrätsel und neckisches Spiel, Aufgaben beim Gastmahle, Gesellschaftsspiele).

9. H. Jordan, *Topographie der Stadt Rom im Altertum. Erster Band, zweite Abteilung.* Mit fünf Tafeln Abbildungen und einem Plan. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1885. 487 S. — Der Druck dieses Bandes hat sich über drei Jahre erstreckt; daher ist es möglich gewesen, wenigstens nachtragsweise über die Resultate der neuesten, mit großem Eifer fortgesetzten Ausgrabungen auf dem Forum Kunde zu geben und von der raschen Erweiterung unserer Kenntnis des wichtigsten Stadtteils zu berichten. Die Menge des zu verarbeitenden Stoffes hat es nötig gemacht, den ersten Band in drei Abteilungen zu zerlegen; die dritte befindet sich im Druck und wird binnen Jahresfrist erscheinen. Nach Abschlusse des Ganzen soll ein Auszug aus dem Gesamtwerk in einem Bande die Ergebnisse der Forschung weiteren Kreisen zugänglich machen. Inhalt: Die Altstadt. § 1. Der kapitolinische Burghügel; § 2. Die Überreste des Forums und der Sacra via; § 3. Geschichte des Forums, Comitiums und der Sacra via; § 4. Die Plätze und Märkte im Norden und Süden des Forums. Der Plan des Forum Romanum nebst Kapitel und Sacra via ist von Heinrich Matzat gezeichnet.

10. Heinrich Löwner, *Populäre Aufsätze aus dem klassischen Altertum.* Zweite Auflage. Prag, H. Dominicus, 1886. 43 S. — 1) *Das Frauenleben im griechischen Altertum.* 2) *Ein Kapitel über altgriechische*

Erziehung. 3) Aus dem Privatleben der römischen Kaiserzeit. 4) Aus der römischen Damenwelt. 5) Die Sklaverei im römischen Altertum. — Unveränderter Abdruck der ersten Ausgabe.

11. W. Wilmanns, Beiträge zur Geschichte der älteren deutschen Litteratur. Heft 1: Der sogenannte Heinrich von Melk. Bonn, Eduard Webers Verlag (Julius Flittner), 1885. 62 S. 1,50 M. — Inhalt: 1) Die Grundlage der üblichen Datierung, Abt Erkenfried, Vers, Sprache, Stil. 2) Kulturverhältnisse, Minne, Kleiderluxus, Bäder, Bordelle, Gelehrte. 3) Vermeintliche Beziehungen zum 12. Jahrh., Mefsopfer, Kanoniker, Pfaffenhehe. 4) Beziehung auf Ungarn. 5) Der Dichter und sein Publikum. 6) Die Bruderschaft, der der Dichter angehörte; Verhältnis zu den Franziskanern. 7) Ketzerische Einflüsse. 8) Interpretationen. 9) Stellung der Gedichte in ihrer litterarischen Gattung.

12. M. Koha, Die Meisterwerke der deutschen Litteratur in mustergültigen Inhaltsangaben. Eine Sammlung erlesener Darstellungen. Hamburg, J. F. Richter, 1886. IV u. 331 S. 3 M. — Aus dem Vorwort: „Mit den herkömmlichen Litteraturgeschichten, die oft nur eine Geschichte der Bücher sind, hat die vorliegende Sammlung nichts gemein. Statt der abgestandenen Schulranzenweisheit, die so billig ist wie Brombeeren, statt des üblichen historischen Entwicklungsprozesses unserer Nationallitteratur werden die Meisterwerke selber inhaltlich wiedergegeben. Bei der Fülle ausgezeichnete Leistungen in dieser Hinsicht schien es an der Zeit, diese erlesenen Darstellungen zu sammeln und sie dem größeren Publikum darzubieten. Was Meister Meistern meisterlich nacherzählen, hat wohl ein gewisses Interesse“. Das Werk geht bis zu Kleist und Grillparzer, gewissermaßen als Zugabe ist Friedr. Hebbel hinzugefügt.

13. Schulausgaben deutscher Klassiker, Trier, Verlag von Heinrich Stephanus. Heft III: Lessing, Minna von Barnhelm. Mit kurzen Erläuterungen, Fragen und Aufgaben zur Anregung tieferen Eindringens in das Verständnis des Inhalts versehen von J. Chr. Gottlob Schumann, Reg.- und Schulrat in Trier. 1885. 120 S. brosch. 0,55 M., eleg. kart. 0,70 M. — Die Ausgaben sind in erster Linie bestimmt zum Gebrauch in höheren Lehranstalten, Seminaren, Töchter- und Mittelschulen, weiterhin aber auch für die Privatlektüre der studierenden Jugend und für die Lektüre des Volks. Der Text ist korrekt und zuverlässig, die Anmerkungen wie auch die im Titel erwähnten Fragen zweckmäßig, die Ausstattung sehr gut. Bei der Bearbeitung dieser Sammlung wird u. a. folgender Grundsatz befolgt: „Der Text ist bezüglich der sittlichen Reinheit sorgfältig zu sichten; alle Stellen, welche das Sittlichkeitsgefühl irgendwie verletzen könnten, sind wegzulassen.“

14. G. Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte. Nach den Quellen bearbeitet. Marburg, R. G. Elwertsche Verlagbuchhandlung, 1885. 1. Lieferung, enthaltend Bogen 10 und die Halbbogen 12^b, 13^b, 16^a, 24^a, 29^b, 38^b. 2. Lieferung, enthaltend Bogen 11, 15, 23 und die Halbbogen 13^a, 16^b. — Erscheint in 10 monatlichen Lieferungen mit je 32 Seiten zum Preise von 2 M pro Lieferung und bringt Nachbildungen aus den wichtigsten Handschriften der deutschen klassischen Litteraturdenkmäler des Mittelalters, Portraits, Nachbildungen von größeren topographischen Stücken aus neueren Handschriften, von Titeln der ersten Ausgaben und von einzelnen Seiten aus wichtigen Originaldrucken, gleichzeitige Illustrationen, Abbildungen von litterarhistorischen Altentümern, Nachbildungen von Namensunterschriften.

15. August Buttman, Über die Grundidee der Schillerschen Dramen und ihre Entwicklungsstufen. Rathenow, A. Haases Buchhandlung (Max Babenzien), 1885. 28 S.

16. Franz Ullsperger, Über den Modusgebrauch in mittelhochdeutschen Relativsätzen. Progr. des k. k. deutschen Staats-Gymnasiums zu Smichow 1884, 1885. 36 resp. 40 S.

17. H. Schaltso, Regeln für die deutsche Rechtschreibung

nebst Wörterverzeichnis, enthaltend gegen 7000 der gebräuchlichsten deutschen Wörter, darunter viele Eigennamen und eingebürgerte Fremdwörter. Eine zum Gebrauch in Volk- und Bürgerschulen bestimmte Bearbeitung des preussischen Regelbuches. Unter Mitwirkung des hiesigen Lehrerkollegiums verfasst. Rathenow, A. Haase, 1884. 72 S.

18. R. Sonnenburg, *Englisches Übungsbuch. Methodische Anleitung zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Englische. Erste Abteilung: Zur Einübung der Aussprache und der Formenlehre. Mit vollständigem Wörterverzeichnis.* 2., umgearbeitete Auflage. Berlin, Jul. Springer, 1895. IV u. 126 S. 1,20 M. — Schließt sich an die englische Grammatik des Verfassers an und enthält teils einzelne Sätze, teils zusammenhängende Stücke.

19. J. W. Zimmermann, *Die englische Aussprache, auf akustischer und physiologischer Grundlage methodisch bearbeitet für den Schul- und Privatunterricht. Eine Ergänzung zu jedem Lehrbuche der englischen Sprache.* Naumburg a. S., Albin Schirmer, 1886. VIII und 32 S. 0,50 M.

20. Immanuel Schmidt, *Englische Schulgrammatik.* 3., vollständig umgearbeitete Auflage. Berlin, Haude und Spenerische Buchhandlung, 1884. VIII u. 319 S. 1,80 M. — Die Grammatik hat an Übersichtlichkeit gewonnen.

21. Derselbe, *Übungsbeispiele zur Einübung der englischen Syntax für höhere Klassen.* 3. Auflage. Ebenda 1884. 285 S. 1,60 M. — Das Buch bietet einzelne zusammenhanglose Sätze, die meist mustergültigen Schriftstellern entlehnt sind.

22. W. Shakespeare, *Julius Cäsar, erklärt von E. W. Siewera.* 3. Aufl. Salzwedel, Gustav Klingenstein, 1885. VIII u. 131 S. 1 M. — Der Text mit einer geschichtlichen Einleitung und grammatischen, historischen und ästhetischen Noten.

23. W. Scott, *Tales of a Grandfather (History of Scotland), ausgewählt und erklärt von E. Pfundheller.* 3. Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1885. 251 S. 2,40 M. — Sehr geeignet nicht nur für den Schulunterricht, sondern auch für das Privatstudium.

24. Lamb, *Tales from Shakespeare, erklärt von L. Riechelmann.* 2. Teil 2. Aufl., bearbeitet von G. Lücking. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1885. 157 S. 1,50 M. — Die Bearbeitung für den Schulgebrauch ist gründlich und umsichtig. Die Anmerkungen betreffen die Schwierigkeiten der Aussprache, sowie der Wort- und Sacherklärung. Ist aber eine erzählende Inhaltsangabe Shakespearescher Dramen geeignet zur Lektüre unserer höheren Schulen?

25. J. Hoffory und P. Schlenther, *Dänische Schaubühne. Die vorzüglichsten Komödien des Freiherrn Ludwig von Holberg.* In der ältesten deutschen Übersetzung mit Einleitungen und Anmerkungen neu herausgegeben. 2. bis 4. Lief. S. 97—388 (Ende des ersten Bandes), 5. Lief. 90 S. Berlin, Georg Reimer, 1885. Das Werk soll in 10 Lieferungen (à 6 Bog.) zum Preise von 1 M. pro Lieferung erscheinen. Vgl. diese Zeitschr. 1885 S. 591.

26. E. O. Kopp, *Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika.* III. Abteilung: *Vom Ausbruch des Bürgerkrieges bis auf die Gegenwart.* Mit 40 in den Text gedruckten Abbildungen und Karten. Leipzig, G. Freytag (Prag, F. Tempsky), 1886. VIII u. 268 S. 1 M.

27. *Unser Wissen von der Erde. Allgemeine Erdkunde und Länderkunde, herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von Alfred Kirchhoff.* 1. Band: *Allgemeine Erdkunde* von J. Hann, F. von Hochstetter und A. Pokorný. Mit vielen Abbildungen und Karten. 48. bis 50. Lieferung. Prag, F. Tempsky und Leipzig, G. Freytag, 1885 und 1896. S. 913—985 und S. I—XXI (Schluss des 1. Bandes). Jede Lieferung 0,90 M. Vgl. diese Zeitschr. 1885 S. 799.

28. *Länderkunde der fünf Erdteile, herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von Alfred Kirchhoff.* Erster Band: *Länderkunde von Europa, erster Teil*, bearbeitet von R. Billwiller, T. Egli, A. Heim, A. Kirchhoff, A. Penck und A. Supan. Mit vielen Abbildungen und Karten.

5. G. Freytag, 1896. 1. bis 3. Lieferung. 32 S. Jede Lieferung 0,90 M. — Preise ist auf ca. 50 Lieferungen berechnet. Es soll die Erde nicht sowohl für Geographen vom Fach als für den weiten Kreis der Gebildeten nach der Vielfältigkeit ihrer Ländergestalten umrissweise, doch streng wissenschaftlich schildert werden.

9. K. Schwippel, Die Ost-Alpen mit ihren anliegenden Gebirgsgruppen, geologisch dargestellt. Mit einer Karte. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn, 1884. 40 S. — Der Verf. will den Teil der Ost-Alpen, welcher einzig und allein dem österreichischen Staate angehört, geologisch behandeln. Die Detailforschungen in diesem Gebiet werden bis in die neuesten Zeiten verfolgt. Die beigegebene Karte soll eine Übersicht der geologischen Kenntnisse bieten.

10. W. Pütz, Leitfaden bei dem Unterrichte in der vergleichenden Erdbeschreibung für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. 20., verbesserte Auflage, bearbeitet von F. Behr. Freiburg i. Sg., Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1885. X u. 240 S. brosch. geb. 1,55 M. — Vgl. die Besprechung der 18. Aufl. in dieser Zeitschr. S. 486. In der vorliegenden 20. Aufl. sind Klima, natürliche Produkte, Nahrungsquellen der Einwohner mehr als bisher hervorgehoben und die statistischen Zahlen aus dem Texte ausgeschieden und in dem Anhang zusammengestellt worden. Die Scheidung des etwa für einen ersten Kursus bestimmten durch größere Schrift von dem, was für eine zweite Lehrstufe bestimmt ist, wurde besonders im Auge behalten. Die neuen deutschen Namen haben Erwähnung gefunden, die Ergebnisse der neuesten Forschungen möglichst sind verwertet worden.

1. Vitus Gruber, Die äußeren mechanischen Werkzeuge der Tiere. I. Wirbeltiere. Mit 144 in den Text gedruckten Abbildungen.

II. Wirbellose Tiere. Mit 171 in den Text gedruckten Abbildungen.

Leipzig, G. Freytag (Prag, F. Tempsky), 1896. (Das Wissen der Gegenwart, Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete. XXIV. und XXV. Jeder Band 1 M.)

2. M. Wildermann, Die Grundlehren der Elektrizität in den wichtigsten Anwendungen. Für Gebildete aller Stände dargestellt. In dem Titelbilde und 263 in den Text gedruckten Abbildungen. Freiburg i. Sg., Herdersche Verlagshandlung, 1885. XX u. 502 S. 7 M.

3. E. Mascart, Handbuch der statischen Elektrizität. Deutsche Uebersetzung von Ignaz G. Wallentin. Mit in den Text eingedruckten Holzschnitten. Erster Band, II. Abteilung. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn, VI u. 930 S.

4. Eug. Netolitzka, Illustrierte Geschichte der Elektrizität von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Für weitere Kreise bearbeitet. Wien, 1886. VIII u. 188 S. 3 M. — Klar geschrieben und als Ergänzung zu ähnlichen Lehrbüchern recht brauchbar.

5. G. Siebert, Kurzer Abriss der Geschichte der Chemie. Leipzig, 1886. 124 S. 1,50 M. — Mit besonderer Berücksichtigung der Ereignisse, welche die Lehrer der Chemie an höheren Lehranstalten haben. Allgemeiner Überblick über die historische Entwicklung der Chemie, namentlich biographisch geordnet.

6. Th. Schwartze, Naturwissenschaftlich-technische Umschau. Illustrierte populäre Halbmonatsschrift über die Fortschritte auf den Gebieten der angewandten Naturwissenschaft und technischen Praxis. Leipzig, 1886. II. Jahrgang, 1. Heft. Jena, Fr. Maukes Verlag (Schönbach), 1886. 32 S. 3 M pro Quartal.

7. M. Stegemann, Grundriss der Differential- und Integralrechnung. II. Teil: Integral-Rechnung. Mit besonderer Rücksicht auf das praktische Bedürfnis technischer Hochschulen. Vierte, vollständig umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage mit 86 Figuren im Texte. Hannover, Hellwingsche Verlagsbuchhandlung (Wierzinsky), 1886. XII u. 446 S.

38. Chr. Harms und Alb. Kallius, Rechenbuch für Gymnasien, Realgymnasien, Ober-Realschulen, Realschulen, höhere Bürgerschulen, Seminare etc. Zwölfte Auflage. Oldenburg, Gerbard Stolling, 1895. VIII und 262 S. 2,25 M. — Die unbedeutenden Änderungen der neuen Auflage gestatten, daß dieselbe ohne Unbequemlichkeit neben den älteren in einer Klasse benutzt werden kann.

39. Kleiner Katechismus Dr. Martin Luthers nebst Sprüchen und einigen tabellarischen Übersichten für den Rechen-Unterricht. 13. Auflage. Rathenow, A. Haase. 28 S.

40. E. Kannegiefser, Frisch, froh, fromm, frei. Unterhaltendes und Belehrendes. Für die Jugend gesammelt. Mit einem Bilde des Hans Sachs-Denkmal in Nürnberg. Ebenda. 95 S.

41. Lehrbuch der katholischen Religion zunächst für die Gymnasien in Bayern. Mit Approbation sämtlicher Erzbischöfe und Bischöfe Bayerns. München, R. Oldenburgs Schulbücher-Verlag, 1885. XII u. 399 S. 2,50 M.

42. A. Stix, Theorie und Praxis des Freihandzeichnens, nach analytisch-synthetischer Methode. Für Schul- und Selbstunterricht bearbeitet. Erster Teil: Das Zeichnen geradliniger Gebilde. Mit 24 Tafeln in Quart und eingedruckten Holzschnitten. Vierte, vollständig umgearbeitete Auflage der „Vorschule des Zeichnens“ von A. Stix. Leipzig-Wien, Woldemar Urban, 1895. VIII u. 96 S. 0,80 M.

43. K. Becker, Volkslieder. Deutscher Männer-Chor. Eine reichhaltige Sammlung alter und neuer vierstimmiger Männerlieder. Zum Gebrauch für Lehrer-Seminarien, Oberklassen der Gymnasien, Kadetten- und Realschulen. Heft 14 (Supplementheft II). 0,50 M.

44. J. Treuge, Liederbuch für den Schulgesang. Zum Gebrauch für die unteren Klassen höherer Lehranstalten sowie für die oberen Klassen der Volksschulen. Münster, W. Niemann, 1885. 104 S.

45. Th. Seidler, Material für den Unterricht in der Harmonielehre zunächst für Seminaristen. 1. bis 3. Heft. Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1895. 31, 50 u. 51 S.

46. Neue Musik-Zeitung. Sechster Jahrgang Nr. 19—24. Verantwortl. Redakteur: Aug. Reiser. Köln a. Rh., P. J. Tonger, 1885. — Vierteljährlich 6 Nummern für 1,50 M.

47. G. Karpelos, Geschichte der jüdischen Litteratur. 1. Lieferung. Berlin, Rob. Oppenheim, 1886. 64 S. 1 M.

48. A. Rauber, Homo sapiens ferox oder die Zustände der Wilderten und ihre Bedeutung für Wissenschaft, Politik und Schule. Biologische Untersuchung. Leipzig, Denicke Verlag, 1885. 134 S.

49. P. Steiner, Elementargrammatik nebst Übungsstücken zur Gemein- oder Weltsprache (Pasingua). Deutsche Ausgabe. Berlin, Leipzig, Neuwied a. Rh., Heusers Verlag (Louis Heuser), 1885. 80 S. 1,50 M.

50. Aug. Dyes, Verhütung von Augentrübung und Blindheit. Ein Beitrag zur Ophthalmotherapie. Ebenda 1885. 42 S. 1,20 M.

51. Mitteilungen. Organ des Vereins deutscher Lehrer in England (German teachers' association). London, Bureau des „Vereins deutscher Lehrer in England“, 1885. 12 S.

52. J. Lohmeyer, Deutsche Jugend. Neue Folge Heft 1. Berlin, Leonhard Simion, 1885. 36 S. 4. Preis pro Quartal (3 Hefte) 3 M.

53. Karl Fr. Pfau, Das Buch berühmter Buchhändler. Eine Sammlung von Lebensbildern berühmter Männer. Mit 6 Portraits. Leipzig, Karl Fr. Pfau, 1885. 152 S. Brosch. 3 M., eleg. geb. 3,75 M.

54. A. Sammler, Studierlampe. Rochlitz i. S., B. Pretzsch, 1886. VI u. 47 S. 1,20 M.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Der Lehrstoff des deutschen Unterrichts in Prima.

In der Entwicklung des deutschen Unterrichts auf den Gymnasien haben sich während der letzten Dezennien zwei Richtungen besonders geltend gemacht. Während man, teilweise noch unter der Herrschaft der Hegelschen Philosophie, in den deutschen Stunden wesentlich eine Art allgemeiner philosophischer Schulung anstrebte und bei der Beschäftigung mit den Werken der Litteratur das Hauptgewicht auf Erfassung des Ideengehaltes und der ästhetischen Gesetze legte, wurde von einer anderen Seite sehr entschieden auf die Gefahr hingewiesen, welche darin lag, daß alle frische Empfänglichkeit für die Poesie durch mühselige Abstraktionen verdrängt und ein vorzeitiges Absprechen über Gegenstände herbeigeführt würde, welche entschieden über den Horizont der Jugend hinaus lägen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die Germanistik teilweise leichtes Spiel hatte, wenn sie dieser abstrakt-spekulativen Richtung entgegen trat, den Lehrer des Deutschen vor allem darauf hinwies, die wichtigsten Sprachdenkmäler dem Schüler bekannt zu machen und ihm das Verständnis der geschichtlichen Entwicklung unserer Muttersprache zu vermitteln. Man hatte zu viel erklären wollen, jetzt sollte gar nichts mehr erklärt werden. Im deutschen Unterricht hatte man früher die mannigfachen Richtungen der geistigen Bildung zusammenfassen wollen; jetzt sollte er weit mehr als früher einen ganz besonderen Lehrstoff erhalten. Manchem Hauptvertreter des Faches galt nur der Schulmann für fähig, deutsche Stunde zu geben, dessen Studien die gesamte Entwicklung der deutschen Sprache vom Gotischen an umfaßten. Von einer Heranziehung anderer Wissensgebiete in die deutschen Stunden sollte fortan nicht die Rede sein.

Man sieht, wie auch auf diesem Gebiete die Richtung unsrer Zeit auf Teilung der Arbeit durchdrang. Aber überall macht sich jetzt, je weiter die Vereinzelung in den Wissenschaften vorschreitet, das Bedürfnis fühlbar, wieder die Zusammengehörigkeit des Ganzen zum Bewußtsein zu bringen. Auch der Gymnasial-

lehrplan hatte sich, dem allgemeinen Strome folgend, eine große Zahl neuer Lehrgegenstände aufladen lassen, welche die Einheit des Ganzen um so mehr gefährdeten, je größer der Eifer ihrer Spezialvertreter war. Man wird keinen derjenigen Wissenskreise, die einmal auf unsern humanistischen Anstalten Aufnahme gefunden, wieder ausschließen können. Aber es gehört zu den wichtigsten Aufgaben, das Vereinzelte zu konzentrieren und innerhalb eines jeden Faches den Lehrstoff zu vereinfachen. Für eine vernünftige Konzentration aber kann gerade der deutsche Unterricht das Beste thun. Soll er dies indes leisten, so wird von dem Lehrer des Deutschen, zumal in oberen Klassen, erwartet werden dürfen, daß er vermöge eigener philosophischer Durchbildung die Fähigkeit besitze, auch in den Schülern das Verständnis der höheren, alles Einzelne zusammenfassenden Ideen zu wecken. Es ist dies eine Aufgabe, welche dem Lehrgegenstand selbst keineswegs fremd ist. Denn in unserer klassischen Litteratur haben wir ja die beste und zugleich verständlichste Zusammenfassung der das geistige Leben beherrschenden Gedanken. Wer also dieselbe in richtiger Weise behandelt, bewegt sich genau in der Richtung, welche uns die eigenartige Geistesentwicklung der Nation vorzeichnet.

Allerdings kann nun auf der Schule von einer eingehenden Darstellung des inneren Zusammenhangs auch nur der Hauptrichtungen unserer Litteratur ebenso wenig die Rede sein als von einer Erfassung der Wechselwirkung zwischen dem poetischen und dem litterarischen Leben. Den Ausgangspunkt müssen überall die Einzelwerke bilden, aus denen induktiv das Verständnis der allgemeineren Gesichtspunkte gewonnen wird. Es ist durchaus richtig, wenn der zusammenhängende Vortrag der Litteraturgeschichte aufs äußerste beschränkt wird und man der Jugend nur da zu urteilen erlaubt, wo sie durch eigene Arbeit und Anschauung wirkliche Kenntnis der Gegenstände hat. Ebenso liegt es in der Natur der Sache, daß die Betrachtungsweise, zu welcher die Jugend angeleitet werden muß, überwiegend eine ästhetische sein wird, denn die Werke, an denen man sie übt, sind vorzugsweise Werke der Kunst. Eine wirklich sachkundige, überall in die Tiefe dringende Beschäftigung mit klassischen Dichtungen wird also den Mittelpunkt des deutschen Unterrichts zu bilden haben. Das Ästhetische aber leitet ganz von selbst über zum Psychologischen und zum Ethischen.

Diesen Zusammenhang nachzuweisen und denjenigen Lehrstoff zusammen zu stellen, welcher auf der obersten Stufe den Schülern mitgeteilt werden soll, ist der Zweck einer neu erschienenen Schrift von Franz Kern, „Lehrstoff für den deutschen Unterricht in Prima“¹⁾. Man könnte das Buch eine Art Ästhetik

¹⁾ Berlin, 1896.

für die Schule nennen. Es beschränkt sich einerseits auf diejenigen Gebiete, welche dem Schüler durch den Unterricht selbst zugänglich gemacht werden, behandelt also nur die Poetik eingehender. Andererseits aber sind aus der Logik, Psychologie und Ethik diejenigen Parteeen herangezogen, welche zum Verständnisse des Übrigen nicht entbehrt werden können. Überall bewährt sich der einsichtige Schulmann, der, im besten Sinne idealistisch, die letzten Ziele aller Geistesbildung zu würdigen weiß, aber auch der gründliche Denker, der sich durch eigene Forschung die hier abgehandelten Ideenkreise erschlossen hat. Sofern also dem deutschen Unterricht in sehr energischer Weise die Aufgabe gestellt wird, der Jugend das Verständnis der hier verhandelten Fragen zu vermitteln, hat die Schrift Anspruch auf allgemeine Beachtung und Zustimmung. Schwerlich wird sie ein Lehrer des Deutschen aus der Hand legen, ohne Belehrung und Anregung empfangen zu haben. Wirkt es doch auch anregend, wenn man zum Widerspruch veranlaßt wird. Auf solchen ist der Autor gefaßt, wie er ausdrücklich im Vorworte erklärt.

Das Buch ist für Lehrer und Schüler zugleich bestimmt. Aus dieser Doppelbestimmung ergibt sich, daß die polemische Haltung, welche K. in grammatischen und ästhetischen Dingen seit einiger Zeit einnimmt, im ganzen zurücktritt. Wer dieselbe genauer kennt, findet freilich viele Lieblingsansichten K.s in dem Buche leicht wieder. Das ist nun an sich durchaus selbstverständlich, Denn man hat zwar oft den Wunsch ausgesprochen, es möge endlich ein Gesetzbuch der Ästhetik zustande kommen, welches allgemein anerkannt sei; andererseits aber ist es ein wahres Glück, daß ein solches noch nicht vorhanden ist. Wenn aus der Betrachtung des Schönen die subjektive Zuthat des individuellen Empfindens verbannt wird, so schwindet auch die unmittelbare Empfänglichkeit, die schließlichs doch wesentlicher ist als alles Abstrahieren und das Urteilen über die Dinge. Daher kann es nicht ausbleiben, daß jeder Lehrer mehr oder minder seine Geschmacksrichtung in den Unterricht hineinträgt. Dann aber wird ihm eine sehr abweichende Anschauung in dem Lehrbuch, welches er den Schülern in die Hände giebt, unbequem sein. Somit wird man sich fragen, ob es nicht richtiger ist, in die eigentlichen Schulbücher nur dasjenige aufzunehmen, was auf allgemeine Zustimmung rechnen kann. Andererseits aber würden wir es mit Freuden begrüßen, wenn uns Schulmännern eine wirklich zusammenfassende Poetik, woran es eigentlich noch fehlt, von einem berufenen Vertreter des Faches geliefert würde. Manches von dem hier gebotenen Stoff würde in einer solchen überflüssig sein.

Dazu gehören freilich die ersten Parteeen des Buches nicht. Der Verfasser geht aus von dem *Begriffe des Schönen*, bestimmt in durchaus zutreffender Weise sein Verhältnis zum Wahren,

weist überzeugend das Recht aller Kunst zum Idealisieren nach und zeigt den Zusammenhang der Kunstwerke mit den sittlichen Ideen. Vortrefflich ist dabei die Definition von Genialität und Talent. In all diesen Erörterungen findet sich kaum ein Wort, dem man widersprechen möchte. In recht glücklicher Weise sind die wichtigsten Begriffsbestimmungen der Baumgartenschen Ästhetik und manches aus der Kantschen Philosophie herangezogen; das ist nicht recht einzusehen, warum nicht auch Schillers ästhetische Grundanschauungen berücksichtigt wurden; dieselben sind doch zweifelhaft für unsere Jugend ganz besonders wichtig und dieser Art, wie sie im Körnerschen Briefwechsel entwickelt sind, von überzeugender Einfachheit und Klarheit.

Bei der „Einteilung der schönen Künste“ werden eine Reihe von Gedanken vorgetragen, auf welche die Beschäftigung mit Lessings Laokoon in jeder Prima führen muß. Gegen die Würdigung der einzelnen Künste ist hier zum Teil Einspruch zu erheben. Kann man wirklich behaupten, daß die poetische Phantasie die Wirklichkeit umgestaltet habe (S. 43), weil öfters die Sage an die Stelle historischer Wahrheit getreten ist? Von der Musik heißt es an derselben Stelle, sie sei am bequemsten ohne geistige Arbeit zu genießen; das paßt doch nur auf Musik, die auf einer niederen Stufe steht. Die höchsten polyphonen Tongebilde, die Meisterwerke von Bach, Beethoven etc. fordern durch ihre angestrengte Aufmerksamkeit und künstlerische Durchbildung des Ohres, wenn man sie wirklich genießen will.

Wenn die Frage nach dem verschiedenen Wert der Künste eine müßige genannt wird, so dürfte dagegen einer unserer besten rufensten Dichter wohl Recht behalten, welcher ohne jede Forderung der Poesie den Vorrang einräumt. (Heyse, Im Paradiese Band I, S. 276.) Vollends für die Jugendbildung bedeutet sie mehr als alle andern Künste.

Die einzelnen Formen der Dichtung entwickelt unser Buch im nächsten Abschnitt, Alliteration, Assonanz, Reim u. s. w. demnächst die verschiedenen Redefiguren, mit einer Ausführlichkeit, die auch für Schüler kaum erforderlich ist, da das meiste davon ihnen schon durch die altklassische Lektüre bekannt wird. Bei der Einteilung der Dichtkunst in ihre Gattungen legt der Verfasser großen Wert darauf, daß die didaktische Poesie ganz zu streichen sei. Er unterscheidet statt dessen Gefühls- und Gedankenlyrik. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß der lebhafte Inhalt gereimte Prosa nicht zur Poesie stempelt. Neben dem „irdischen Vergnügen in Gott“ und ähnlichen Machwerk aus früherer Zeit kann auch eine ganze Reihe der Gedichte von Rückert hier genannt werden, den der Verfasser nach meiner Meinung etwas zu hoch stellt. Wenn uns aber Gedanken in poetischer Form aufs tiefste ergreifen, die doch zugleich unsere *Horizont* erweitern und unsere Ideenwelt bereichern, so ist ni-

hen, warum man das nicht didaktische Poesie nennen sollte, wenn man den Nachdruck auf das zweite der beiden Worte hat doch auch Vischer in der Ästhetik die didaktische einen Anhang zu den andern Gattungen genannt, und es ebenfalls mißlich, die Satire oder äsopische Fabeln unter die Poesie gesetzt zu finden. Bei der Lyrik behandelt Kern einige Hauptbegriffe der Logik, Psychologie und Ethik, üblich ist hier, daß er nur drei Temperamente an, das melancholische aber in etwas gezwungener Weise als die Grundstimmung des dem Praktischen abgewandten, höhere Ziele gerichteten Dichtergemütes schildert. Dem über dürfte die Art, wie Lotze im Mikrokosmos die Temperamente mit der Verschiedenheit der Lebensalter in Beziehung den Vorzug verdienen. (Band II S. 351 ff.) Übrigens entdiese Abschnitte keineswegs alles, was aus der Logik und Logie in den obersten Gymnasialklassen zur Besprechung en muß, und auch hier macht sich der Übelstand fühlbar, das Buch Lehrern und Schülern zugleich dienen will; der würde auch auf Nachweisung der Metra in den versenen Reimsprüchen unserer Litteratur verzichten, ebenso e Analyse nicht nur der Oktaven, Terzinen und Sonette, n auch der Sicilianen, Ritornelle, Triolette und Sestinen. nigen der bedeutendsten unserer Lehrgedichte giebt der ser dankenswerte Erläuterungen, dabei wiederholt er die ihm imliche Auffassung der letzten Verse von Goethes „Grenzen enschheit“, die mir nicht als die richtige erscheint, tadelt l ohne Grund wegen der Überschrift „Schäfers Sonntags- Seine Bemerkungen über die Unmöglichkeit, Ballade und ze bestimmt zu unterscheiden, sind durchaus zutreffend. er glücklich werden dann von einer Reihe bekannter en die Motive angegeben, z. B. für den Kampf mit dem n das Mitleid, für Sängers Fluch Eifersucht. An das Epos mit Recht der Roman angeschlossen. Als Muster wird von : der Werther, aber weder Wilhelm Meister noch das Meister- ler Gattung, die Wahlverwandschaften, angeführt, vielleicht icksicht auf die Schüler. Den Beschluß macht das Drama. esentlichen Gesichtspunkte werden klar und angemessen felt, darauf kürzer die Komödie, eingehender die Tragödie chen. Was der Verfasser über das Verhältnis von Schuld trafe im ernstern Drama sagt, verdient im allgemeinen volle ng. Es muß unbedingt zugegeben werden, daß in einigen rößten Tragödien von einer Schuld des Helden, welche Untergang verdient erscheinen liefse, gar nicht die Rede ann. Aber dazu gehört nicht bloß der Ödipus, sondern die Antigone; denn der Trotz, welchen Sophokles ihrem ter gegeben hat, soll nach der Absicht des Dichters gewiß als Schuld erscheinen, sondern ist notwendige Bedingung

ihres Heroismus. Wenn dagegen Kern von der Elektra behauptet, sie triumphiere am Schlufs, obwohl sie eine schwere Schuld auf sich geladen, so trägt er modernes Empfinden in das antike Drama hinein. Es kann gar kein Zweifel sein, dafs hier der Muttermord als gerechte Vergeltung erscheinen soll. Wenn der Verfasser aber behauptet, das dem Laïos gewordene Orakel im Ödipus wäre besser durch ein andres Motiv ersetzt worden, so mufs man auch hier dem Dichter Recht geben. Die Sünde, durch welche Laïos dem vorbestimmten Verhängnis zu entrinnen sucht, mufs nachher sein ganzes Geschlecht verderben; die Schuld der Eltern erbt sich fort auf die Kinder und Kindes-kinder. „König Ödipus“ würde auch ein Meisterwerk ersten Ranges bleiben, wenn Sophokles nie den Ödipus auf Kolonos gedichtet hätte. Eben so wenig Tadel verdienen die Orakel in der Braut von Messina. Auch hier liegt schwere Verschuldung von zwei früheren Generationen vor, und die Orakel geben nur den Anstofs zu einer Entwicklung der Charaktere, die nach ihrer ganzen Anlage mit Selbstvernichtung enden mufs. Die Verantwortlichkeit der einzelnen Personen ist hier viel gröfser als im Ödipus, aber deshalb verdient Schiller gewifs keinen Tadel.

Den sonstigen Urteilen des Verfassers über deutsche Dichtungen kann ich ebenfalls nur teilweise beistimmen. Wenn im dritten Akt der Iphigenie die Motivierung von Orests Heilung ungenügend gefunden wird, so möchte ich umgekehrt behaupten, dafs von Goethe nirgend ein Seelenprozess wahrer und überzeugender dargestellt ist als gerade hier, und ich kann nicht finden, dafs irgend noch ein unaufgelöster Rest von Wunderbarem übrig bliebe. Alles, was irgend die Genesung von einem schweren Gemütsleiden begründen kann, geht der Vision voran, Reue, Beichte, Buße und Absolution durch die Heilige. Vollberechtigt ist die Forderung, dafs die Handlung des Dramas sich klar und bestimmt aus den Motiven ergebe. Kern legt diesen Mafsstab an die natürliche Tochter, Tasso und Faust. Völlig klar und durchsichtig nennt er die Motive in der natürlichen Tochter. Während man aber aus dem Wallenstein in der That den dreifsigjährigen Krieg verstehen lernt, wird kein Leser in Goethes Dichtung z. B. die Handlungsweise des Königs etc. begreifen, der nicht eingehende Kenntnis von den Zuständen Frankreichs vor der Revolution besitzt. Von Tasso heifst es, seine Motive enthielten nichts Unverständliches für jeden, der sich in ein leidenschaftliches phantasievolles Dichtergemüt hineindenken könne. Dabei ist aber das Wort „krank“ fortgelassen, welches man bei Tasso nicht entbehren kann. Dazu kommt, dafs das Schicksal des Dichters durch Verhältnisse herbeigeführt wird, deren Berechtigung der Jugend und dem Volke im allgemeinen keineswegs ohne weiteres einleuchtet. Im Faust aber ist nicht nur die Verständlichkeit der Gretchentragödie der Grund, warum sich diesem Werke die

entschiedene Vorliebe der ganzen Nation zuwendet; vielmehr ist der Drang, aus welchem Faust handelt, ein Motiv, dem die lebhafteste Sympathie in allen Schichten unseres Volkes von vorn herein gesichert ist. Mag auch nur der philosophisch Gebildete sich darüber Rechenschaft geben können, daß es sich „um Identifizierung des erkennenden Subjekts mit dem zu erkennenden Objekt“ handelt, — es ist eben ein Grundzug deutschen Wesens, daß uns das rücksichtslose Forschen nach der Wahrheit als eine der edelsten, höchsten Begeisterung würdigen Regungen erscheint.

Wenn der Verfasser im Vorworte ausspricht, daß er an eine Einführung des „Lehrstoffs“ als Schulbuch zunächst nicht denkt, so meint er doch, daß alle Primaner da, wo im Anschluss an dasselbe unterrichtet wird, es in Händen haben sollten, um Besprochenes nachzulesen und etwaige Lücken auszufüllen. Es ist dazu durchaus nicht nötig, daß man alle Ansichten K.s teilt; er hat vielmehr völlig Recht, wenn er von der Erörterung streitiger Punkte sogar Vorteil für die Schüler erwartet. „Daß nach dem Buche, in der Reihenfolge seiner Kapitel, vom ersten bis zum letzten, unterrichtet werde“, hält K. selbst nicht für wünschenswert und mahnt davon ab. Trotzdem kann ich nach langjähriger Erfahrung das Bedenken nicht zurückhalten, daß der „Lehrstoff“ manchen Lehrer mehr zu einem Anschluss an seine Einteilung verführen wird als für die Konzentration gut ist. Damit werden alle Schulmänner einverstanden sein, daß die dogmatische Form des Unterrichts auf dem Gymnasium möglichst zu vermeiden sei. Zusammenhängende Vorträge des Lehrers, deren Inhalt der Schüler sich nur anzueignen und dann wiederzugeben hat, müssen möglichst zurücktreten, und wo irgend thunlich, sollen die Schüler angeleitet werden, sich den Stoff selbst zu erarbeiten. Nun sind fast alle diejenigen Gedankenkreise, in welchen unser Buch sich bewegt, von der Art, daß im übrigen Unterricht mehrfach Gelegenheit ist, sich das Verständnis derselben an den Quellen zu erschließen. Ja, eine Einführung in philosophische Gebiete wird noch erheblich weiter gehn können, wenn nur die Schullektüre zweckmäßig ausgewählt wird. Hier kommen vor allem platonische Schriften in Betracht, die einem umsichtigen Lehrer reichlich Anlaß bieten, wichtige Fragen der Psychologie und Ethik zur Sprache zu bringen. Die leicht erkennbare Einseitigkeit des alten Philosophen fordert von selbst dazu auf, die von ihm berührten Probleme von einem höheren Standpunkte aus zu beleuchten und so auf bedeutsame Ziele neuerer philosophischer Forschung hinzuweisen. Aber auch die Gesetze der formalen Logik werden der Jugend am besten klar, wenn man sie aus mustergültigen philosophischen Schriften abstrahieren läßt. Vollends eine tiefere Kenntnis der Dichtgattungen, aber auch der Metrik und der sonstigen Formen der *Poesie erschließt sich der Jugend am zweckmäßigsten aus der Beschäftigung mit altklassischen Dichtern,*

während dann eine Auswahl deutscher Poeten und Prosaiker den Zusammenhang mit unserer Litteratur herstellt. Im ganzen aber ist zu fürchten, daß die einseitige Betonung der Poetik, welche Kern in den Mittelpunkt stellt, die auch in Prima äußerst wichtige Prosalektüre zu sehr zurückdrängen würde. Wir haben nur die deutschen Stunden, um unsere Jugend mit klassischer Prosa bekannt zu machen. Das Durcharbeiten von Lessings Laokoon ist eine unübertreffliche Vorschule für das Verständnis der Einteilung der Künste, sowie für die Unterscheidung von Beschreibung und Erzählung und die Grundgesetze der epischen Darstellung, für die Begriffsbestimmungen des Schönen, Hässlichen, Komischen etc. Für die Tragödie werden die auch von K. herangezogenen Abschnitte der aristotelischen Poetik unsern Schülern in der Ursprache mitgeteilt werden müssen; ihre Anwendung vermittelt dann am besten Lessings Dramaturgie. Nimmt man hierzu einiges aus dem Briefwechsel Schillers mit Körner und Goethe, so wird zum Verständnis der Theorie des Dramas das Wesentlichste gegeben sein. Das Epos lernen unsere Schüler zunächst am Homer kennen; A. W. Schlegels klassische Rezension von Hermann und Dorothea zeigt ihnen am besten, wie dies Meisterwerk allen Gesetzen der epischen Poesie gerecht wird. Ähnliches ließe sich noch manches anführen. Dazu kommt dann in der Schule die bis auf die oberste Stufe fortzusetzende Behandlung deutscher Gedichte und Dramen, zu denen freilich die natürliche Tochter gewiß nicht, vielleicht auch der Tasso nicht gehören wird. Hält man nun fest, daß gerade diesen Dingen, demnächst aber den Stilübungen der bei weitem größte Teil der deutschen Stunden gewidmet werden muß, daß dazu recht häufige Übungen im freien Sprechen und poetischer Rezitation kommen sollten, so wird schwerlich für eine eingehendere Besprechung des „Lehrstoffs“ viel Raum bleiben. Ja, es wird sich fragen, ob auch nur eine zusammenfassende Wiederholung nach den hier aufgestellten Gesichtspunkten möglich ist. Ist der Lehrer des Deutschen seiner Aufgabe gewachsen, so wird er zu erreichen wissen, daß von allem, was K. und ich mit ihm als notwendigen Bestandteil des deutschen Unterrichts ansehen, den Gymnasiasten nichts Wesentliches unbekannt bleibt und daß auch, was sie in früheren Klassen gelernt haben, den Primanern wieder aufgefrischt wird, ohne daß eine zusammenhängende Repetition nötig wäre. Ob demnach das neue Buch in der Praxis des Unterrichts ganz den Platz ausfüllen wird, den Kern ihm zu bestimmen scheint, möchte ich bezweifeln; in den Grundgedanken, von denen er ausgeht, weiß ich mich mit ihm einig.

Karlsruhe.

G. Wendt.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Litterarische Korrespondenz des Pädagogen Friedrich Eberhard von Rochow mit seinen Freunden. Neu herausgegeben und vermehrt von F. Jonas. Berlin, L. Oehmigke (R. Appelius), 1885. XXX u. 274 S.

„Dafs ein Domherr für Bauerkinder Lehrbücher schreibt, ist selbst in unserm aufgeklärten Jahrhundert eine Seltenheit“, mit diesen Worten eröffnete Friedrichs des Grofsen Unterrichtsminister Freiherr von Zedlitz unter dem 17. Januar 1773 seinen Briefwechsel mit dem edlen Menschenfreunde Friedrich Eberhard von Rochow auf Reckahn bei Brandenburg, Domherrn zu Halberstadt. Und in der That gehört dieser märkische Edelmann zu den hervorragenden Erscheinungen jener an hochgesinnten und geistbegabten Männern so reichen Zeit. Die schönste Zierde der Epoche der Aufklärung bildet die echt humane Denk- und Handlungsweise ihrer vornehmsten Vertreter. Die Gattung verschwand ihnen nicht vor dem Sonderinteresse des Individuums, des Standes, der Kirche, des Staates; ihre werktätige Liebe war eine dem Menschen als Menschen zugewandte. Dabei waren jedoch diejenigen unter ihnen, welche ihrem Meister, dem grofsen Friedrich, ähnlicher sahen, viel zu praktische Naturen, als dafs ihnen das Verständnis dafür hätte fehlen sollen, wie alles Menschliche an festumgrenzte Gestaltungen von individuellem Charakter gebunden ist und nichts Grofses geschehen kann, wenn nicht die besondere Eigentümlichkeit der verschiedenen Lebenszustände der Menschen gebührend in Rechnung gezogen und mit dem Nächstliegenden die Arbeit begonnen wird. Ja diese praktische Art der Aufklärer ging bei den meisten unter ihnen sogar in eine Bestimmung des Glücks der menschlichen Gesellschaft nach prosaischer Nützlichkeitsberechnung über, hinter welcher die Schätzung idealerer Geistesthätigkeit zurücktrat.

In welchem Mafse der vorwaltende Geistescharakter der Zeit in der Person des Domherrn von Rochow sich verkörperte, geht aus der Thatsache hervor, dafs sein Lesebuch für Landschulen, sein „Kinderfreund“, zwischen 1776, dem Jahr seines ersten Erscheinens, und 1798 aufser acht bis zehn Nachdrucken in mehr

als 100 000 Exemplaren in Deutschland abgesetzt wurde und da neben zwei Übersetzungen ins Französische, sowie je eine in Schwedische, Dänische, Polnische und Illyrische, hernach auch noch selbst eine ins Malabarische erzielte. Und nicht minder stark erwies sich die Anziehungskraft der vier auf seinen Gütern von ihm neu eingerichteten Dorfschulen, von denen insbesondere die zu Reckahn den Ruf einer Musterschule erhielt und vor weit und breit her nachahmungseifrige Besucher anlockte. Das Vorzüglichste unter dem vielen Trefflichen, was Reckahn bot, blieb jedoch die Persönlichkeit des Schulherrn selbst in ihrer Verbindung von wahrhaft aristokratischer Vornehmheit mit der liebevollsten, selbstlosen Hingabe im Dienst an den Kleinen und Gerungen.

F. Jonas hat sich daher ein schätzenswertes Verdienst damit erworben, daß er uns in der von ihm neu herausgegebenen und um eine beträchtliche Anzahl von Briefen vermehrten Korrespondenz Rochows mit seinen Freunden den Genuß gewährt, den Charakter des ausgezeichneten Mannes von seiner menschlichen und pädagogischen Seite näher kennen zu lernen, wobei der Herausgeber uns zugleich die Hoffnung darauf eröffnet, daß wir späterhin auch eine neue Ausgabe der besten Werke Rochows erhalten sollen.

In dieser Zeitschrift kann es sich füglich hauptsächlich nur um das pädagogisch Beachtenswerte aus Rochows Briefwechsel und hierunter vornehmlich wieder um das auch für höhere Schulen Belangreiche handeln, so nahe auch die Versuchung läge, aus dem anderweitigen gemeinnützigen Wirken Rochows und seinen sonstigen Beziehungen zu Adressaten wie Gellert, Basedow, Gleim, Nicolai u. a. m. etwas anzuführen. Es folge hier nur das für das allgemein pädagogische Interesse Wichtigste, wobei Ref. die Bemerkung sich gestattet, daß dasjenige, was sich aus dem bedeutsamsten Teil des Briefwechsels, dem mit dem Freiherrn von Zedlitz, für die unter diesem Minister vollzogene Reform im höheren Schulwesen ergibt, bereits in des Ref. Buch „Der Staatsminister Freiherr von Zedlitz und Preussens höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrichs des Großen. 2. Ausgabe. Berlin 1886 Robert Oppenheim“ seine Verwertung gefunden hat.

Pestalozzi vorarbeitend verlangt Rochow bei allem Unterricht bestimmte sinnliche Anschauung als Grundlage, er will z. B. alle Geographie mit der Heimatskunde anfangen, er wünscht im Religionsunterricht anschauliche Erzählungen statt des Katechismus die Sinne sollen geübt werden durch Anleitung zur Beobachtung in Feld und Flur. Mit Zedlitz stimmt er ferner in dem Verlangen überein, das Schulgeld in der Volksschule allgemein aufzuheben und durch eine Umlage zu ersetzen, mit dem aufgeklärten Fürstbischof von Bamberg und Würzburg Franz Ludwig von Erthal in der Anerkennung der Bedeutung der Fürsorge für die

Mädchenunterricht, wobei er mit dem Fürsten die Unterweisung der Mädchen durch Lehrerinnen für sehr wohlgethan hält. Einen ganz besonders wohlthuenden Bestandteil aus der geistigen Atmosphäre, die Rochow und seine Pädagogik umgab, bildete der freie und milde religiöse Sinn, der im Verkehr mit anderen wenig fragt nach den konfessionell unterscheidenden Menschensetzungen und als Brüder alle Menschen umfaßt, welche bestrebt sind Gott in Werken der Nächstenliebe zu dienen. So trat er für die Vereinigung der Kinder aller Kirchengemeinschaften in derselben Schule und einen gemeinsamen religiösen Unterricht in dieser ein und hatte die Freude, von dem jungen Friedrich Wilhelm III. über seine darauf bezüglichen Eingaben und Büchersendungen Worte huldvollster Anerkennung zu vernehmen.

Berlin.

C. Rethwisch.

- 1) F. Schmeding, Die klassische Bildung in der Gegenwart. Berlin, Gebrüder Bornträger (Ed. Eggers), 1885. 204 S.
- 2) Asmodi Redivivus, Der Krebschaden unserer Gymnasien. Leipzig, Karl Reifsnor, 1886. 119 S.

„Wie die Geschichte der großen Kulturvölker sich schon zweimal auf die Antike besonnen und neue Lebensepochen aus ihrem unvergänglichen Quell von Schönheit und Gedanken geschöpft hat, so führt eine unstillbare Sehnsucht die moderne Welt der gewerblichen Arbeit zurück zu der Sprache des klassischen Altertums, welche in ihrer stillen Größe und Einfachheit dem von „ewigem Unrecht“ verfolgten Geschlechte der Menschen eine unzerstörbare Tradition rein menschlicher Kunst gegeben hat. Allen Umsturzgedanken gegenüber erhebt diese edle Reaktion der Rückkehr zur Antike immer wieder mit siegendem Erfolg ihr Haupt“.

Dieser Hymnus der Kölnischen Zeitung über die Aufführung des „Achilleus“ von Max Bruch läßt zwar dem Zweifel Raum, ob in der That die gewerblichen Mitglieder der Singvereine zu Barmen, Bonn und Köln von unstillbarer Sehnsucht ergriffen gewesen sind, daß auch ihnen die Sonne Homers leuchten möchte; aber er klingt wie ein Chorlied zu der Tragödie des Kampfes zwischen Humanismus und Realismus, der munterer tobt als je zuvor. Just sann ich darüber nach, daß Max Bruch und sein Rezensent eine Kunst bekennen, die weniger als jede andere dem Altertum verdankt, und erwog mit heiterem Gleichmut die „Umsturzgedanken“ der Realisten neben der „edlen Reaktion“ klassischer Bildung: da ward mir das lakonische Edikt der Redaktion überreicht, daß ich Schmedings obbemeldetes Buch zu besprechen hätte, und mit gewohnter Fügsamkeit gegenüber solchem Poscimur vertrau ich den Winden an si quid vacuus sub umbra lusi.

Auf dem Titelblatt prangt das etwas dreiste Motto: „Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert. Matth. 11, 6“. Dazu ist denn

auch wenig Grund vorhanden, da der Verf. zwar mitunter von dem *σκανδαλίσειν* des Urtextes nicht eben fern ist, aber doch glaubwürdig versichert, es sei ihm nie in den Sinn gekommen, irgend einen Einzelnen persönlich zu verletzen; nur das Unrecht und die Macht der Vorurteile habe ihn zu einer gewissen Erregtheit gebracht.

Zweck der Schrift ist, die klassische Bildung in der Gegenwart nach ihrem Wesen und nach der Wirkung zu prüfen, welche sie infolge ihres Monopols in der jetzigen Zeit ausübt. Sie soll nicht fürder „wie eine Schlingpflanze die herrlichsten Bildungsanstalten (geschrieben „am 25. Jahrestage der Unterrichts- und Prüfungs-Ordnung für die Realschulen“) niederhalten und das eigene, kümmerliche, inhaltslose, leere Dasein frieten. Darüber, ob ein Sumpf ausgerottet werden muß, darf man selbstverständlich nicht die Frösche abstimmen lassen“. Die Wendung ist wirklich nicht übel, und ich nehme mir allen Ernstes vor: „Sei kein Frosch — aber auch keine Maus“; denn etwas *Batrachomyomachie* spielt sich hier immerhin ab.

Der Sohn eines „genialen, feinsinnigen, tiefgelehrten und weithlickenden frommen Geistlichen“ hatte in sämtlichen Lehrgegenständen im Abiturientenexamen die erste Nummer erhalten, worauf der Vater am nächsten Sonntage über Ap. Gesch. 26, 24 predigte: „Paule, du rasest, die große Gelehrsamkeit macht dich rasend“. Von der rabbinischen und theologischen Gelehrsamkeit ausgehend erörterte er, daß auch das heutige, in unsern maßgebenden Schulen erworbene Wissen (wofür denn Schmeding kurzweg „die klassische Bildung“ sagen möchte) nur zu oft verdummend und verrenkend auf den Geist einwirke und die richtige Auffassung der Gegenwart erschwere. Aus dem Wortlaut ergibt sich nicht, und nach dem pädagogischen Zweck ist kaum anzunehmen, daß der Pfarrer vornehmlich auf die Nr. 1 im Griechischen abgezielt habe; indes „ein besonders intelligenter Großkaufmann, der freilich nur mit den Kenntnissen einer erweiterten Elementarbildung ausgerüstet war, aber sich glücklicherweise schon lange den Respekt vor dem studierten Mann als solchem abgewöhnt hatte“, meinte auch, daß zu einem scharfen und frischen Erfassen der Gegenwart die sogenannte klassische Bildung eher hinderlich als förderlich sei. Die theoretische Begründung möchte dem Manne nicht gerade leicht werden, und seine praktische Erfahrung stimmt eben mit denjenigen Handelsherren nicht überein, die noch immer einige Vorliebe für Gymnasialabiturienten hegen¹⁾. Aber auf gleichem Standpunkt mit dem Duisburger Pfarrer und dem Kaufmann stehe Kant, Herbart und „der vielleicht größte Kenner der historischen Entwicklung des

¹⁾ Seite 119 wird erwähnt, daß sogar ein Realschuldirektor behauptet, das *Gymnasium* bereite besser für den Kaufmannsstand vor.

... der Vererbung ihrer Eigenschaften und der Ausbildung, und sie wissen, „dafs ihre Ideen und Bildungslinien, wenn sie einmal sich ganz frei entwickeln können, sich zu einer ungeahnten Herrlichkeit entwickeln werden“.

zunächst werden einige Zeugen für die klassische Bildung : Hillebrandt, Axt, Schrader, Rektor und Senat der Universität Berlin und Jebb in the Glasgow University Journal¹⁾. Ausführlichsten wird Axt vernommen: „Ohne die Alten würde Deutschland ein großer Fabrikschutt werden mit einer geeigneten Zeitung haltender Kasinos, rattenkahler, scheunenhafter, verfallener Kirchen, wenn anders die graziösen Minarets der Küchenrauchfänge eine solche Anerkennung eines Großen und Schönen noch neben sich dulden... Ohne die Alten würde die Vaterlandsverteidigung einer Kompagnie verstrickender Stadtsoldaten anvertraut. Was die Motten frisst, wonach die Diebe graben und stehlen, das erzielt die Kultur; Merkantilraffinerie, Manufakturindustrie ist ihr Geist. Und die Schüler des Gymnasiums den Ambrosiaduft des klassischen Jupiter atmen dürfen, muß der Realschüler mit demian bonum odorem in re qualibet finden. Wenn die Henne der Nachtigall wetteifern will, wird die lächerliche Thörin in den Stall beseitigt, so erfreulich auch ihrem Züchter die verkündenden Töne sind.“

Offenbar haben hypochondrische Wallungen die klassische Bildung des Herrn Axt so weit verdrängt, dafs er den Kleinkaliber

fühlend, wie sehr sie mit dem Zeitgeist in Widerspruch steht und wie leicht sie lächerlich wird“.

Zu den in Schulangelegenheiten maßgebenden Männern sind vermutlich auch die Provinzialschulräte zu rechnen; da darf ich dem Herrn Verf. wohl verraten, daß er einen solchen auf S. 159 citiert, ohne es zu wissen, und dabei just denjenigen Satz ausläßt, welcher die Bedeutung des realen Lebens anerkennt: „Zwar ich weiß, die Idealisten sind allzeit verspottet worden als Träumer in Wolkenkukuksheim; es hat damit wahrlich nicht not. Das alltägliche Leben rauscht laut genug; jeder Kahn auf dem Flusse, jede dahinsausende Lokomotive, jeder Hammerschlag der Fabriken ruft der Jugend zu, daß das Leben dereinst andere Forderungen an sie stellt und zu stellen berechtigt ist“¹⁾. So ganz blind für die Gegenwart sind die Humanisten also am Ende doch nicht, und von den $\frac{99}{100}$, die angeblich wie Axt denken, wird wohl mindestens die erste 9 zu streichen sein. Es ist eben dem Verf. gegangen (S. 46) „wie es häufig im Leben geht; nach einem Ausnahmefall macht man sein Urteil, 999 andere Fälle, welche die Regel bilden, bleiben außer Ansatz und Berechnung“. Auch in der letzteren Stelle handelt es sich um einen Schulrat, dessen Blick durch die klassische Bildung getrübt sein soll; wenn aber dieser etwa aus dem „modernen Bildungsschwindel“, Leipzig 1885 S. 57, citieren wollte: „Die alten griechischen und lateinischen Autoren sind samt und sonders nicht einmal wert, daß man sie in deutscher Sprache liest“ und hinzufügte: „wie Jens L. Christensen denken $\frac{99}{100}$ aller Realschulmänner, wenn sie es auch nicht sagen“, so wäre das weder wahr noch hübsch, und man würde selbst dem Herrn Schmeding Unrecht thun (vgl. S. 38), wenn man ihn mit seinem dänischen Kampfgenossen auf eine Stufe stellte; indes etwas bedenklich ist es, wenn er S. 147 auf eine Zeit hofft, „in welcher man für die allgemeine Bildung dem Griechischen und Lateinischen einen Platz anweisen wird, ungefähr wie ihn jetzt Persisch, Siamesisch, Hebräisch und Chinesisch einnehmen“. Daß siamesische Werke in deutscher Übersetzung gelesen werden, dürfte nicht eben häufig sein.

In jener goldenen Zukunft werden denn auch „unsere Minister, unsere Oberpräsidenten, unsere Landräte und unsere höchsten Richter in ihre Stellen und Ämter gelangen ohne klassische Bildung und sie tüchtiger verwalten als ihre Vorgänger mit derselben.“ Qui vivra, verra. Inzwischen überlegt sich vielleicht Herr Schmeding noch einmal, ob es für seinen Idealstaat nicht besser wäre, wenn dessen leitende Männer die klassische

¹⁾ Schmeding citiert nicht direkt aus dem Elbinger Osterprogramm von 1883, sondern aus der Kieler Zeitung; von absichtlicher Auslassung der obigen Stelle ist also nicht die Rede.

bildung zwar kennten, aber überwunden hätten. Deren mag es bereits geben, und sie werden den Gefahren des Humanismus räftiger entgetreten, wenn sie durch den ihn umgebenden Nimbus hindurchgedrungen sind. „Ihr Oberpriester der Latona, werden sie sagen, der Dampf bricht jedes Monopol, fort mit dem Griechisch und Latein, es zehrt am Mark des Volkes und erzeugt seine Werte; wer seine Kaste bewahren will, der wende sich realer Produktion zu und entsage idealer Gefühlsduselei“. Und alles bekehrt sich und ruft begeistert aus: „Vivat der Dollar“; kaum dafs hier und da noch in einem klassischen Eleusis unverstandene Mysterien spuken. Tritt dann von dort her zuweilen ein Humanist in diese „Welt der Banken, Eisenbahnen und Telegraphen, der Dampfkraft und Presse, wo sich die besten Männer erregen über die Unfall- und Aktiengesetze, die Vorbildung der Geistlichen . . . Diäten und Eisenbahnfreikarten für Reichstagsabgeordnete, ostasiatische und australische Dampferlinien, über die Notwendigkeit eines dritten Direktors im auswärtigen Amt und über die Erbfolge in Braunschweig, . . . so fühlt er sich desorientiert, und es ist ihm zu Mute wie Themistokles bei Trafalgar und Hannibal bei Waterloo gewesen sein würde“ (S. 39). Fraure, Germania, dafs alle diese Dinge in den höheren Instanzen noch von Männern entschieden werden, die durch klassische Bildung blödsichtig geworden sind.

Der zweite Abschnitt, „Sonstige Zeugnisse“, hebt an mit etlichen Siegesdepeschen aus dem Jahre 1870, „Unter Fritzens Augen einen glänzenden aber blutigen Sieg erfochten,“ . . . denen ebensoviele französische Nachrichten gegenübergedruckt sind („Graf Palikao sagt u. s. w.“). Cui bono? Ich kann's dem geneigten Leser nicht verraten, nur weifs ich, dafs der Verf. sich dadurch die Wege ebnet, in gleicher Weise „Phrasen“ und „Tatsachen“ des Humanismus tabellarisch neben einander zu stellen; zuvor aber ruft er — favete linguis! — einen der größten Männer des Erdballs zum Eideshelfer auf. Am 9. Mai 1884 habe der Reichskanzler gesagt: „Mehrere Herren Redner haben Vergleiche gezogen zwischen den deutschen und russischen Zuständen . . . gleiche Erscheinungen sind aber gar nicht vorhanden; die Erscheinungen in Deutschland und Rußland sind himmelweit verschieden . . . die Nihilisten bestehen aus dem Abiturientenproletariat . . . als Primaner haben sie sich eine Zukunft an der Spitze des Gemeinwesens, als Gouverneure und hohe Würdenträger geträumt, und nachdem ihre Stipendien ausgegangen waren, sind sie froh, wenn sie einen Nachtwächterdienst oder etwas derartiges finden. Es ist die Überproduktion von halbgebildeten Leuten, die in Rußland die nihilistische Wirkung hat“.

Das ist ja ganz zutreffend, und wir möchten in diesem Punkte den Unterschied zwischen russischen und deutschen Zuständen

gar nicht für so himmelweit ansehen. Aber rührend naiv ist die Erwartung Schmedings, „nach solchem Zeugnis werden die von den Lobgesängen der klassischen Bildung Berauschten sich vielleicht betrübt Stirn und Augen reiben und sich fragen, ob sie auch recht gehört, recht gelesen. Diejenigen, . . . welchen in den empfänglichen Jahren die großen historischen Gestalten, verklärt vom Hauch der Ästhetik vorgeführt sind . . . sollten es nicht weiter als bis zum Nachtwächter bringen? Aber so viel man sich die Stirn reiben, so viel man die stenographischen Berichte lesen mag — es steht so da, so hat der Kanzler vor Europa gesprochen“.

Zu den früher „Berauschten“ und nunmehr „Betäubten“ gehört beispielsweise die Zeitschrift für das Gymnasialwesen nicht. Denn Herr Schmeding hat Jahrgang 1882 S. 144 gelesen (wenigstens citiert er den Aufsatz), daß wir in der That viel zu viel Halbgymnasiasten und, was noch schlimmer ist, eine große Zahl Mufsgymnasiasten haben; ja 1883 S. 537 wird in der Entwicklung deutscher Realschulen das Heil für unser in Überproduktion von Halblateinern verfahrenes Schulwesen gesucht. Sind aber erst, wie Schmeding will, die Realgymnasiasten ohne weiteres, die Oberrealschüler nach Aneignung eines gelinden Maßes von Latein zu allen Fakultätsstudien zugelassen, dann wird sich mit mathematischer Gewißheit das „Abiturientenproletariat“ bedenklich mehren; bereitet doch die Überzahl realistischer Lehrer schon jetzt der Schulverwaltung eine nicht geringe Sorge.

Da werden denn nun allerlei schönen humanistischen Phrasen von Ambrosiaduft und dgl. die realen Thatsachen gegenübergestellt, daß die klassische Bildung den Jüngling nicht abhält, auf der Schule einem schnöden Verbindungsleben zu fröhnen, auf der Universität Unfug statt Wissenschaften zu betreiben, Preisaufgaben ungelöst zu lassen und die Griechen und Römer gänzlich zu ergessen. Bisher ist mir noch kein Schulmann zwischen Rhein und Pregel begegnet, der im Ernst der Meinung wäre, das alles werde sich ändern, sobald nur statt Latein und Griechisch moderne Sprachen und Wissenschaften betrieben würden.

Wenn an Schülerverbindungen Realisten — auch im Verhältnis zu ihrer absolut geringeren Zahl — weit weniger beteiligt gewesen sind als Gymnasiasten, so ist wohl klar, daß sie zu dieser Vorübung studentischen Treibens auch weit weniger Anlaß hatten, und nachdem ihnen der Zutritt zu sämtlichen Fakultäten eröffnet sein wird, dürfte sich das Verhältnis ändern, wofür die gänzliche Unterdrückung des Unwesens bis dahin nicht gelungen sein sollte.

Im übrigen sind alle Pädagogen darüber klar, daß keinerlei Schuleinrichtung — von Internaten natürlich abgesehen — imstande ist, auf den Lebenswandel der Jugend und zumal auf Genußsucht und Biertrinken auch nur annähernd in dem Maße

zuwirken, wie das Vaterhaus, dem nach Pflicht und Interesse, nach Zeit und Möglichkeit der Beobachtung, nach Pietät und Beispiel ganz andere Mittel der Belehrung und Gewöhnung, der Warnung und Strafe zu Gebote stehen; aber es fehlte dort vielfach an Einheit und also auch an zielbewußtem Wollen, von dem guten Beispiel gar nicht zu reden. Einst waren von einer Anstalt mehrere Schüler wegen beharrlicher Neigung zum Biertrinken verwiesen worden; der Direktor erzählte einem der betroffenen, seinem Jugendfreunde, es habe sich hinterher noch herausgestellt, daß die Jünglinge sich mit schäumenden Bierseideln und rauchenden Cigarren als Gruppe hätten photographieren lassen.

Er lachte der biedere Pommer und sagte: „Ja, Korling, Du höst es recht, et sünd dulle Schlüngels; aver 'n hübsch Bild is et och, ick hevvet ock in min Album“. — Es möchte doch auch wohl der realistischen Schule schwer werden, gegenüber solcher Anschauung des Vaterhauses auf die Jugend zu wirken. Indes muß anerkannt werden, daß infolge der öffentlichen Diskussion über die Schülerverbindungen und der zahlreichen Verweisungen ein Wandel zum Besseren eingetreten ist und die Eltern auf die Anstalt, Geld und Hausthürschlüssel aufmerksamer geworden sind.

Aber wie steht es mit den Pensionen, auf die doch die auswärtigen Schüler — etwa $\frac{1}{2}$ der Gesamtzahl — angewiesen sind? An manchen Orten ist dieser Industriezweig traditionell in den Händen der Fleischermeister. — Es ist mehrfach die Errichtung großer Pensionate angeregt worden, wo die Erziehung von der Ökonomie ganz getrennt und delegierten jungen Lehrern der Anstalt übertragen wäre, in der Art von Konvikten, wie sie an einzelnen katholischen Gymnasien unter der Leitung des Religionslehrers bestehen —, jedoch so, daß Schlaf- und Arbeitszimmer nicht gemeinsam wären; wir wollen indes darauf nicht weiter eingehen und berühren auch das Problem nicht, wie die Schroffheit des Überganges von dem gebundenen Schulleben zur akademischen Freiheit etwa zu mildern sei. Dieser plötzliche Wechsel trägt doch offenbar viel bei zu der „Genufssucht“ und dem „Mangel an Begeisterung für die Wissenschaft“, die vom Beginn des Studiums an fortzeugend Böses wirken. Freilich, daß einmal vor 12 Jahren an einer Universität keine einzige Preisaufgabe gelöst worden ist, hat mich weniger erschüttert als den Herrn Verf., u. a. deshalb, weil ich nicht weiß, ob die Themata vielleicht etwas abwegig und langweilig gewesen sind.

Endlich war oben noch die Bemerkung wiederholt, die Griechen und Römer würden sofort wieder vergessen, und ich finde es durchaus natürlich, daß der Verf. sich in diesem Punkte für Landfermann gegen Kruse erklärt. Ich hatte einmal (cf. S. 45) von einem Dutzend konkreter Erfahrungen berichtet, die ich „in den letzten vierzehn Tagen“ gemacht hätte, und hinzugefügt, wer ganz ungesucht so viel klassischer Bildung in wenig Tagen be-

gegne, könne sich nicht einreden lassen, daß das Interesse und die Kenntnis des Altertums in stetem Rückgange begriffen sei. Ja, ich kann mir nicht helfen, es ist mir heuer just ebenso gegangen. Da singt Strehlke in seinem lateinischen Liederbuche *quid ante portas audio, in ponte quid cantari?*, da erschallen in der Danziger Literaria, die ein Jurist gestiftet, lateinische, griechische und — da man hier nicht einseitig ist — auch französische Gesänge; da wird der Mathematiker Czwalina in allen Zungen angedichtet; da wird ein Kommerzbuch in beide alten Sprachen übersetzt; da liest ein Herr seiner Gattin Mommsens 5. Band vor; da ladet das Rösseler Gymnasium zu Darstellungen aus der Ilias ein; da führt man in Marienburg die Antigone wiederholt vor 600 Zuhörern griechisch auf, und damit man nicht an lokalen Zufall glaube, wird gleichzeitig aus Königsberg über Markulls Aias und aus Köln über Max Bruchs Achilleus berichtet.

„Weggeblasen“ ist also das Interesse für das klassische Altertum keineswegs, wenn es auch richtig ist, daß der deutsche Jüngling nach Vollendung seiner Gymnasialstudien die Nibelungen und Walthier von der Vogelweide niemals, die alten Schriftsteller nicht eben häufig wieder liest. Der entscheidende Punkt ist aber, ob sie auf Geist und Geschmack, Gemüt und Charakter der Jugend einen nachhaltig bildenden Einfluß geübt haben, was Schmeding nachdrücklich leugnet. Auf S. 30, 54, 58 u. s. w. ist es Keckheit, Anmaßung und naive Unverschämtheit, für die klassische Bildung eine besondere Kraft zur Hervorbringung idealen Sinnes zu beanspruchen. Denn Prof. Fick sagt: „Das Maß der idealen Gesinnung ist offenbar lediglich zu schätzen nach der Größe der Opfer, welche jeder für seine Ideale bringt. Man hätte zum Zweck wirklicher Ermittlungen etwa Umfrage zu halten bei den Vereinen für religiöse und politische Agitation in den verschiedensten Richtungen, beim Schulverein, Kolonialverein, Verein zur Rettung Schiffbrüchiger u. s. w. und hätte zu berechnen, den wievieltsten Bruchteil ihres Einkommens die Einzelnen ihrem Ideal zum Opfer bringen“, und da werde es dann schlecht stehen um die klassische Bildung.

Imgleichen die Vaterlandsliebe. Zwar hat August Böckh die Schriften der Alten eine unerschöpfliche Fundgrube zur Erweckung der Vaterlandsliebe unserer Jugend genannt und schon deshalb die Beschäftigung mit ihnen gefordert; daß er es gethan, „erstickt eine gewisse Bitterkeit, die solche Worte, kämen sie aus anderem Munde, anders bezeichnen würde“. — Man wird doch nicht leugnen, daß die alte Geschichte und Litteratur von einer Kette glänzender Beispiele für das *εἰς ὀλεθροῦς ἀριστοῦ, ἀμύνεσθαι περὶ πατρῆς* und das *dulce et decorum est pro patria mori* durchzogen ist, die auf das Gemüt der Knaben und Jünglinge einen mächtigen Eindruck machen; immerhin aber mag dem Vorf. zugestanden werden, daß Friedrich der Große, Blücher,

skreisen" gemeldet wird: „Heute wird in München . . .
de freisinnige . . . (dies und das) schildernde, . . . (dies und
besonders betonende . . . gebührend feiernde . . . zuer-
nde . . . Adresse . . . überreicht“. In der zweiten widmet
nsionierter Gymnasialdirektor „seinem Hausfreunde, dem
erherrn L., der ihn vor 23 Jahren bei der Cholera gepflegt
einen Nachruf. „Mit meinem zweiten Sohn für die Mission
ndet, indes ich ihn damals nicht kannte, . . . erbot er
. . . nachts . . . in der Nebenstube sein Bett habend . . . mich
egen“. Dafs der Mann altersschwach war, ergibt sich auch
en angeführten Daten; vor 23 Jahren war sein zweiter Sohn
s „für die Mission“ mit jemandem befreundet. Überhaupt
ist die Schlußfolgerung auf den Stil von Universitäts-Pro-
en und Gymnasialdirektoren doch etwas abwegig, und die
: des Zufalls spielt dabei noch dem durch Realismus immer-
etwas geläuterten Professor Schmeding einen komischen
h. Deun er rahmt die beiden Annoncen durch zwei recht
kliche eigene Satzgebilde ein. S. 60 heifst es: „Der
er Herr Moritz Müller sen. in Pforzheim ist vielleicht am
nntesten als derjenige¹⁾, welcher diese unsinnige Be-
ung [dafs der lateinische Unterricht am förderlichsten zur
rschung der Muttersprache sei] mit seinem Hohn und Spott
ossen hat“. Und auf S. 61 liest man nach der Fest-
ng, dafs die klassische Bildung dem Geiste eine der Gegen-
abgewandte Gesamtrichtung gebe: „Welche Summen,

dafs sie ungerecht gegen jede Art anderer Bildung ist; im IX. hindert sie eine gesunde Entwicklung unseres Schulwesens und im X. schadet sie der Wehrhaftigkeit unseres Volkes. „Die Gymnasien sind überbürdet, weil sie die klassischen Sprachen lehren, die Realschulen, weil sie ihnen gleichwertige Leistungen aufweisen müssen, um Berechtigungen zu erlangen, und Berechtigungen müssen sie erlangen, um zu existieren“. Also muß „eine wesentliche und bedeutende Herabminderung der Lehrziele oder der Anforderungen an die geistige Kraft unserer Knaben eintreten“.

Besondere Erwähnung verdient noch die Äußerung (S. 124), dafs das Studium der modernen Sprachen insofern durch die klassischen leidet, als man dieselben mehr als wünschenswert in dasselbe hineinzieht. „Nicht minder jedoch auch dadurch, dafs man sie in der Erforschung, in der Art des Studiums selbst als tote behandelt und dem Leben der Gegenwart entfremdet.“ Dr. Asher sage, diesen Standpunkt verhöhnend, es könne nichts universitätsfähig werden, als was mindestens 400 Jahre alt sei. — So solle denn auch das Universitätsstudium ausschließlich ein theoretisch-wissenschaftliches sein, die Arbeiten in deutscher Sprache abgefaßt werden, die mündliche Prüfung sich auf altfranzösische und angelsächsische Grammatik erstrecken. „Als Auswahl der zu behandelnden Texte werde namentlich empfohlen das Rolandslied — „welches für die französische Philologie ist, was Homer für die griechische, da es eine unerschöpfliche Fülle von Material für textkritische, grammatische, metrische und literargeschichtliche Arbeiten darbietet und zugleich den trefflichsten Ausgangspunkt für das Studium der altfranzösischen Karlesepik überhaupt giebt“. Es wird unsere Aufmerksamkeit gelenkt auf Chardrys, Josephaz Set, Dormanz und Petit Plet, auf Christiens von Troyes, auf den Roman de Thèbe u. s. w. Vielleicht liefse sich nachweisen, dafs in demselben Maße Leben und Frische aus dem Betriebe der neueren Sprachen gewichen, als der Geist der alten klassischen in denselben eingezogen ist“. Darin kann man dem Verf. nur beistimmen.

Der Schluss des Ganzen ist selbstverständlich: „Den Abiturienten der Realgymnasien wäre schon jetzt der Zugang zu allen Fakultätsstudien zu eröffnen“.

Schmeding hat Jahre lang mit großem Fleiß Blüten und Perlen realistischer und humanistischer Darstellung gesammelt (selbst aus allerhand Zeitungen, wie die Dortmunder, Kieler, Dargziger, Schlesische), die er dann etwas lose und bunt durch einen verbindenden Text aneinanderreihet; er wollte „ein Arsenal bauen gegen das Heer von Phrasen, mit dem man unser höheres Schulwesen zu retten sucht“, und liefert in einer Nachlese von 50 Seiten noch „weitere Waffen für einzelne Punkte, die sich besonders dem Angriff darbieten“. Ehrlichkeit der Überzeugung und Biederkeit

sinnung sind rühmend anzuerkennen, denn es werden auch seine Gegner (z. B. Realisten) citiert und anderen sogar dankende Beiwörter nicht vorenthalten. Auch ist der Ausmeist maßvoll; die Urteile der Humanisten findet der Verf. zwar „etwas stark“, aber nur selten versteigt er sich zu „anmaßend“, „naiv-unverschämt“; ja andererseits kann er kindlichen Freude und gutmütigen Begeisterung, die er Bundesgenossen widmet, eine gewisse Sympathie nicht ver-

Welch ein Vergnügen muß ihm doch der Prediger mit wirklich gelungenen Text: „Paule, du rasest“ gemacht haben, er Nachwächterdienst überzähliger Abiturienten, oder der Wung in der Stimmung der Ingenieure; und wer nach einden Pastor Nielsen, Emerson, Vinet, Wiese, Duckwitz, dann rie von sechs Männern, incl. Juwelier Müller, und gar drein Seminardirektor Morf, bzw. deren Schriften „herrlich“

der hat sich eine jugendliche Begeisterung bewahrt, welche erem nüchternen Zeitalter einige Anerkennung verdient.

ür viel mehr als eine Materialiensammlung oder ein „Ar-sieht Schmeding selber (S. 204) seine Schrift nicht an, wird vielleicht etwas betroffen sein, wenn er von Asmodivus hört, „es dürfte in den letzten 20 Jahren kein ein-buch über pädagogische Angelegenheiten geschrieben worden las auch nur annähernd von der Bedeutung des Schmeding-wäre; es sei ein Meilenstein, ein Wegweiser, ein Fernrohr, welches unsere „höheren Pädagogen“ danach ausschauen 1, was den Menschen fromme, dem Staate nütze und der oft nicht widerspreche“.

ber nicht so sehr dies Urteil Asmodis ist erstaunlich, als lut, trotz desselben ein Buch von ganz gleicher Tendenz reiben. Er glaubt ohne Grund, „dafs er durch seine Worte anze Sturmflut von Entrüstung gegen sich entfesselt und tetes „Kreuzigt ihn!“ die Antwort auf seinen Mahnruf sein und scheint es als ein Zeichen von Tapferkeit anzusehen, nde des „beschränkten Unterthanenverstandes“ einen „von hörde gebilligten Zustand oder eine von ihr ins Leben ge-

Einrichtung als nicht mehr vollkommen fehlerfrei zu be-en, was der gute deutsche Michel für ein schlimmes Ver-an Gott und der hohen Obrigkeit zu halten pflege“. Ja, Asmodi bisher nicht gewufst hat, dafs über die Gymnasien ne und Unberufene sich in völlig zwanglosen Ausdrücken n, ohne darob irgendwie behelligt zu werden, so hätte er Schmedings Arsenal ersehen können.

r handelt dann in Kap. II auf 5 Seiten über die Ent-ung der Gymnasien und beantwortet Kap. III die Frage, was heute sein wollen; das Ziel ihrer Thätigkeit sei, ihren Be-ern die Bildung zu verleihen, die ein anständiger ch in *der feinen Gesellschaft* brauche! Da aber

Eisen und Kohle sich die Welt erobert haben, so entstanden die Realschulen, welche „Würdigung der gesamten modernen Kultur auf ihre Fahne schrieben.“ Gerade der Mangel an Überwiegen der klassischen Bildung habe England und Nordamerika in unglaublich kurzer Zeit zu einer weltbeherrschenden Bedeutung gebracht; aber die Realschüler, wenn sie sich auch trotz des heftigsten Widerstandes einigermaßen emporgearbeitet haben, seien doch von der Gleichberechtigung im Staate und von der gesellschaftlichen Ebenbürtigkeit (auch die Offiziere?) noch sehr weit entfernt. Die maßlose Selbstüberhebung der Humanisten lasse sich am besten aus einigen Citaten bei Schmeding erkennen. Es folgen also etliche Seiten mit Hildebrandt, Axt, Weidner in der Dortmunder Zeitung, und dem Satze des letzteren: „ohne Latein hat auch die französisch gebildete Dame niemals das Bewußtsein der Sicherheit“ ist die heitere Parenthese hinzugefügt „(Ei ei, Herr Direktor!)“

Im IV. Kapitel wird erörtert: „Wie sieht das Gymnasium in der That aus?“ In der Mathematik kann es mit dem Realgymnasium „so ziemlich gleichen Schritt halten. Seine Schüler können auf dem Polytechnikum, wie auf der Berg- und Forstakademie, wie der Erfolg lehrt, ganz gut mit den Realschülern konkurrieren und legen somit Zeugnis ab für eine genügend Vorbildung auf diesem Felde der Wissenschaft.“ Desto schlimmer sehe es mit der Naturwissenschaft aus und gar die Geographie werde „Gott sei es geklagt am allerjämmerlichsten gehandhabt“, es seien ihr zu wenig Stunden zugewiesen und diese würden „meist von einem Theologen(?) gegeben“. — In der Geschichte befaße man sich mit mikroskopischen Infusorienangelegenheiten; das unecht burgundische Haus von Portugal, „von dem keine Katze¹⁾ in der Welt etwas weiß“, spiele eine wichtige Rolle; im Deutschen werde jede Zeile jedes Aufsatzes „besonders durchgekaut und jeder Schüler erhalte unabwendbar seine Standpauke resp. Anerkennung“. Im Französischen werden die künftigen geistigen Führer der Nation bis in die Obersekunde hinein mit dickleibigen Grammatiken halbtot gepeinigt und an Verbalformen sowie ganz besonders auf Satzbau dressiert bis in die Puppen¹⁾.“

Im Lateinischen werden die ersten 5 bis 6 Gymnasialjahre einer nichtswürdigen Menschenquälerei gewidmet und die armen Jungen müssen bis zum Schwarzwerden¹⁾ deklinieren, konjugieren und Satzgefüge lernen; erst in den Odem des Hops erblüht ihnen endlich einmal eine „erste und rechte Herzensfreude“. Im Griechischen „schnüffelt und klaubt der Lehrer aus der dickleibigen Grammatik 50 bis 60 möglichst selten vorkommend

¹⁾ Man sieht, der Stil macht sich von der klassischen Zwangsjacke gar nicht frei und huldigt einer etwas bedenklichen modernen Kultur.

ortformen heraus zu einem Formenextemporale, und das Gedenken der Schüler gleicht schließlic in völliger Schlawheit und Unkunfähigkeit einem ausgekochten Schwamme.“

Die bösen Folgen werden an der Hand von Schmeding, Graf Pfeil und Paulsen noch etwas weiter ausgeführt, z. B., daß die klassische Bildung dem Nationalwohlstande schade durch die Autoritäten, die sie ehre, worunter namentlich Plato und Aristoteles gemeint sind. „Es ist selbstverständlich unmöglich, daß sich in solcher Atmosphäre und bei solchen Autoritäten Achtung vor dem Erwerbe und den Erwerbenden, daß sich ein herzliches (!), menschliches Verlangen bilde, zur Mehrung des Nationalvermögens mitzuwirken!“

Nach alledem ist es eben so überraschend als tröstlich, daß Asmodi den Einfluß der klassischen Studien auf die ethisch-menschliche Bildung ausdrücklich anerkennt. Er will nur das Lateinische in den unteren Klassen von 10 auf 7 Stunden beschränken und stellt für die drei obersten S. 83 einen Plan auf, der sich von dem der Prima nach den Lehrplänen von 1882 lediglich dadurch unterscheidet, daß Asmodi 10 statt 8 lateinische Stunden ansetzt.

Später entschließt er sich (S. 107) zu einem Kompromiss mit Graf Pfeil und entwirft den sprachlichen Stundenplan also:

	Franz.	Engl.	Latein.	Griechisch
VI	9	—	—	—
V	11	—	—	—
IV	4	7	—	—
IIIb	3	5	7	—
IIIa	2	3	10	—
IIb	1	1	8	8
IIa	1	1	8	8
Ib	1	1	6	10
Ia	1	1	6	10.

Sollte es aber mit der Einheitsschule nichts werden und auch Paulsen der Klassicismus seinen leitenden Platz verlieren, so soll der Unterricht seinen Schwerpunkt in Mathematik, Naturwissenschaft und im Gebiete des litterarischen und historischen, des philosophischen und religiösen Unterrichts finden, so sei nur eine geringe Modifikation des Realgymnasiums nötig. — Aber — und nun kommt Asmodi zu einem ganz verständigen Schluss: es darf weder die ganze Nation in die klassische Zwangsjacke gesteckt, noch auch die Schule mit den Hauptfächern Latein und Griechisch aufgehoben werden; „die klassische Schule würde dann dem spezifischen Gelehrtenstande als Kadettenhaus dienen, und somit volle Berechtigung für ihr Fortbestehen haben“.

Da muß man doch fragen: Wollen denn die Humanisten etwas wesentlich anderes? Haben sie nicht oft und laut genug erklärt, die *abgebrochene klassische Bildung* sei wertlos und

alle diejenigen, welche mit dem Militärschein ins Leben treten, sollten in deutsche Realschulen gehen? Haben die Gymnasien irgend ein Interesse, den Realgymnasien eine Erweiterung ihrer Rechte zu mißgönnen? Und wenn, wie Asmodi meint, der Jurist und besonders der Mediziner künftig die klassische Schule höchst wahrscheinlich nicht besuchen würde, was übrigens doch nur teilweise eintreten dürfte, nun so wird man weniger Gymnasien haben — es sind ja auch offenbar deren zu viele — und — bessere! denn die Klassen werden nicht überfüllt und vor allem keine Mußgymnasiasten vorhanden sein!

So meine ich denn, es sei an der Zeit, mit den hochtrabenden Deklamationen voll gegenseitiger Geringschätzung innoxhalten; es geht wirklich besser ohne dergleichen, z. B. in Danzig, wo Humanisten und Realisten friedlich und fröhlich mit einander leben und beiderseits bestrebt sind, *ἦν ἔλαχες Σπάρτην κοσμεῖν*.

Danzig.

Carl Kruse.

Paul Harre, Lateinische Schulgrammatik. I. Lat. Formenlehre. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1885. IV u. 155 S. 1,20 M.

In der neueren Entwicklung der lateinischen Schulgrammatik spielt Harre eine ebenso eigenartige wie bedeutsame Rolle. Wenn man zunächst von seiner Wirksamkeit auf dem Gebiete der lat. Syntax absieht, die bereits oftmals mit Recht gewürdigt ist, so hat er sich auf dem Felde der Formenlehre an die mühsamste und unscheinbarste Arbeit gemacht, den altüberlieferten Bestand, wie er in den bisher erschienenen Lehrbüchern der Art vorliegt, sorgfältig auf seine Berechtigung und Zweckmäßigkeit hin zu prüfen. Ein Probe- und Meisterstück dieser seiner Thätigkeit hat er bekanntlich in dieser Zeitschrift (1885 S. 81 ff.) veröffentlicht und damit für jeden, meine ich, der Augen hat zu sehen, klärlich dargethan, wie viel Urväter Hausrat bislang in übel angebrachter Pietät die Lehrer selbst den zarten Schultern der Sextaner aufgebürdet haben. Wie schade, daß die altgewohnten Klänge aus der Jugendzeit: „Die Weiber, Bäume, Städte, Land und Inseln weiblich sind benannt!“ nicht mehr unser Ohr treffen sollen! Nicht als ob nicht viele sicherlich schon längst über diese allerliebste Gedankenlosigkeit gelächelt hätten, aber man meinte wohl, das sei nebensächlich, unbedeutend, die Schüler merkten das doch nicht, die Reimregel präge sich hübsch leicht ein, kurz: schaden kann's nicht sonderlich, höchstens nützen. Es ist Harres unleugbares Verdienst, die Axt an den faulen Baum gelegt und ihn hoffentlich auf immerdar beseitigt zu haben. Und was er an den allgemeinen Genusregeln verübt hat, das verspricht er in der Einleitung der hier zu besprechenden Formenlehre auch noch an mancher andern faulen Stelle der Grammatik zu

un. Wünschen wir ihm aus vollem Herzen fortdauernd Lust und Erfolg dazu!

Verspricht sonach die Mühwaltung Harres für die zukünftige Gestaltung der lat. Schulgrammatik in ihrem ersten Teile m. E. dauernde Vorteile, so ist sie um so anerkennenswerter, als sie in der That keine geringe ist. Hinter einer unscheinbaren Vereinfachung des Lernstoffes steckt eine zeitraubende Arbeit. Kann er sich auch meistens auf Neue verlassen, so scheint er sich doch bei dessen Angaben nicht beruhigt, sondern den ganzen Stoff noch einmal durchgeprüft zu haben. Er ist in der Berücksichtigung fraglicher Formen weiter gegangen als z. B. Heynacher Lehrplan der lat. Formenlehre, Programm von Norden (1883), der allerdings blofs skizziert, und als Perthes. Aber Harre will auch nicht eine Formenlehre zum wörtlichen Auswendiglernen geben, die nur für VI und V bestimmt wäre, sondern eine solche, die für das Gymnasium ausreicht. So kommt es, dafs er auch die poetische Sprache (insbesondere Ovid und Horaz) berücksichtigt und selbst vor Singularitäten nicht zurückscheut. Durch verschiedene Drucksorten sucht er das Wichtigere vom Unwichtigeren zu trennen, aber es will uns bedünken, als habe er dabei zwei abweichenden Gesichtspunkten zu gleicher Zeit gehuldigt: bald erscheint das grammatisch besonders Lehrreiche bezw. Auffällige durch den Druck hervorgehoben, bald das methodisch, oder besser didaktisch Wichtige. Eine Abgrenzung nach Klassenpensen will er durch die verschiedenen Typen nicht bezeichnen, auch nicht immer das häufigere Vorkommen des Wortes. Der Lehrer, welcher das Buch seinem Unterrichte zu Grunde legen will, mufs also die Einteilung des Stoffes selbst vornehmen. Ich gehe nicht so weit, dafs ich dies als einen Mangel hinstelle: Harre kann für diese Unterlassung gewichtige Gründe beibringen. Wohl aber vermag ich ihm nicht beizustimmen, wenn er seine Formenlehre so vollständig geben zu müssen geglaubt hat, dafs noch der Primaner etwa seine Horazformen darin verzeichnet finden kann. Er greift doch nach dem Lexikon, um Verba wie *arere*, *callere*, *obstipescere*, *retundere* zu finden; dafs er sie schon in V einmal habe lernen müssen, wollen wir ihm doch gewifs nicht wünschen. Ergo: So weise die Beschränkung auf die übliche Schullektüre ist, so unsechtbar bleibt es, nun auch alles vorwegzugeben, was einmal aufstossen wird oder kann.

Die Anordnung des Buches ist folgende: 1) Eine kurze Einleitung (S. 1—5), die schon in § 3 Quantitätsregeln enthält, welche zum Teil eher in den Abschnitt über Prosodie gehören dürften, wie die Positionslänge und „*vocalis ante voc.*“ „*eu* kommt fast nur in Fremdwörtern vor“, lesen wir § 1, Anm. 2. Das erscheint gegenüber *seu*, *neu*, *neuter*, *heus*, *ceu* zu scharf ausgedrückt. Ebenso fehlt *eu* hinter *ae* in § 2, 2. *Schola* zu sprechen wie *Iskhola* (§ 2, 5) wird ebenso wenigen geläufig sein, wie *ménsäque* in

Prosa zu lesen (§ 4, A 2), denn hier spricht *itaque* neben *itaque* für *mensaque*. Die Aussprache *sceleraque* findet sich mit Fragezeichen versehen; ich vermag nicht einzusehen, warum. In § 8 sind die Adverbia kurweg zu den unflektierbaren Redeteilen gezogen. Hier war (in Anm. 2) wegen der Komparation ein Zusatz nötig. Sonst genügt die Einleitung vollkommen. — 2) Die Flexionslehre (S. 5—120). Die allgemeinen Genusregeln enthalten einen Fehler gegen die Methodik, wenn es heißt (§ 12): Tiernamen mit neutraler Endung . . sind „masculina“, denn was eine neutrale Endung ist, erfährt man erst im weiteren allmählich. Folglich müßte diese Regel entweder erst später gelernt oder Unverständliches vorweggenommen werden. Der ganze Abschnitt (§ 11—14) hätte überhaupt kürzer gefaßt werden können. Die Reimregeln auf S. 13 sprechen wegen ihrer Kürze an; unschön liest sich nur „und zwar auch ordo, pugio“; „endlich as.“ Genauer wäre wohl auch hinter „neutral“ stärker zu interpungieren, wie es hinter *sal* richtig (aber unnötigerweise) geschehen ist. In § 23 wird der Gedankenstrich hinter „Haud“ nicht ausreichen, um den Schüler darauf hinzuweisen, daß die folgenden Wörter nach einer anderen Deklination gehen. Dazu bedarf es kräftigerer Mittel. In der Deklination operiert H. mit dem Pertheschen Wortstock, im wesentlichen recht glücklich. Dieser Terminus scheint in der That „vortrefflich erfunden“ zu sein. In § 34 wäre eine Zusammenfassung am Platze gewesen, meinethalben durch eine rhythmische Regel; übrigens sind *signifer* und *pestifer* unnötig namhaft gemacht, wenn es hernach doch heißt: „ebenso alle Wörter auf *fer* und *ger*.“ *adulter* ist in eine Fußnote verwiesen, hoffentlich ist das nunmehr der Anfang vom gänzlichen Verschwinden. § 36, 2 vermisst man die Quantitätsbezeichnung über *um* (*ūm*) = *orum*. Auf S. 26 ist *celerum* auffälligerweise nicht erwähnt, das doch füglich nicht unwichtiger ist als *inopum* (in der Reimregel ist dir zu lesen statt die). Wie an andern Stellen (vgl. auch § 66, 2), so ist auch § 50 die Aufstellung einer Regel unterlassen für das kurze *ē* in *rei spei, fidei*; Holzweifsig: „Im Gen. u. Dat. Sing. ist *e* lang, wenn ein Vokal vorhergeht, kurz, wenn ein Konsonant vorhergeht.“

Ob ferner § 52 *domui* als Lokativ nicht wenigstens nur in Klammern beigefügt werden durfte, möchte ich trotz einiger Cicerostellen (namentlich in *Catil.*) bejahen, und wenn es ganz weggeblieben wäre, hätte man es auch schwerlich vermisst. Es fällt dieser Punkt eben unter die obige Bemerkung, daß H. in der Registrierung der in der Schullektüre vorkommenden Formen allzu gewissenhaft verfahren ist. Bei der Deklination der griechischen Wörter hätten die auf *-pater* (*-patri*) Erwähnung verdient. — § 63, Anm. 1 ist ungenau gefaßt; es empfiehlt sich etwa zu schreiben: „Die einendigen Adjektiva haben im acc. sing. und im nom. voc. acc. plur. im Neutrum abweichende

Ausgänge.“ Gleich darauf fehlt wohl die anzuführende Form *prosper* neben *prosperus*, weil dadurch gerade die betr. Regel treffend erläutert wird. — Die Reimregel in § 67 ist nicht sonderlich geglückt; abgesehen von der Verletzung des Rhythmus in *manifesto* fehlt das im § auch fettgedruckte *citō*, auch wohl *consulto* und *secretō*. — H. hat unter den Pronomina keine als determinativa aufgeführt und rechnet deshalb notgedrungen *ipse* zu den demonstrativen. Ich weifs, was ihn zur Streichung der determinativa veranlaßt haben mag, kann mich aber nicht entschliessen, *ipse* hinweisende Kraft zuzuschreiben. Über *is* und *idem* liefse sich allerdings eher rechten. — Über die Konjugation bleibt weniger zu sagen. Dafs die Anzahl der unregelmäßigen Verba gröfser ist als unumgänglich nötig, wurde schon oben bemerkt; ihre Anordnung ist praktisch und übersichtlich. Aus den § 100—105 (Imperativ, Supinum etc.) wäre wohl manches auszuscheiden gewesen, das teils erst später, d. h. nach dem Verzeichnisse aller Verba, teils in der Formenlehre überhaupt nicht am Platze ist. Dahin gehören die Umschreibungen durch *fore ut* und *futurum esse ut*, noch dazu von Verben mit Supinum; „-urum fuisse hat irreal-hypothetische Bedeutung“, *veritus* = *verens*, die passive Bedeutung von *comitatus* etc. Mit der Anwendung des Terminus *conjugatio periphrastica* auf *inflammatus sum* (§ 105) kann ich mich nicht befreunden, desgleichen nicht mit dem (wenn auch von E.-Seyffert gebrauchten) *infinitivus actionis infectae* (wäre *durantis* oder *nondum perfectae* nicht besser?), so sehr ich im Prinzip mit H. übereinstimme. — H. schreibt § 142 einfach vor: *eo ii itum ire*. Neue sagt über *ii*, es sei „recht gebräuchlich“; deshalb aber *ivi* überhaupt nicht zu erwähnen, heifst wohl zu weit gegangen. Dagegen ist es sehr zu billigen, dafs H. entschiedener, als gewöhnlich geschieht, auf die kontrahierten Formen issem u. s. w. gedrungen hat. — 3) Einiges aus der Wortbildungslehre. Die 4 Seiten genügen, waren aber notwendig, während sie bei Holzweifsig z. B. schmerzlich vermifst werden. Es ist mir darin aufgefallen, dafs H. sagt: „Die abgeleiteten Wörter heifsen *derivata* . . . Primitiva werden von Wurzeln abgeleitet.“ Damit fällt der landläufige und einleuchtende Unterschied zwischen *primitiva* und *derivata*. Ich zweifle jedoch, dafs diese Ausdehnung des Begriffs *derivata* zweckentsprechend ist, denn abgesehen von der Unsicherheit, die dadurch in die Termini einzudringen droht, erhalten wir fast nur *derivata* in der Sprache. Natürlich ist das wissenschaftlich richtig, aber didaktisch ebenso anfechtbar. Abweichend von den meisten Grammatiken giebt H. auch die Unterscheidung der *composita* nach der Bedeutung, indem er sie zutreffend einteilt in: Determinative Komp., Abhängigkeitskomp. und Attributive Komp. Die mittleren habe ich in meiner Dissertation ‘de nominibus Graecis cum praepositione copulatis Lpzg. 78’ casualia genannt; vielleicht empfiehlt sich diese Bezeichnung, denn

sie drückt die Sache deutlicher aus. — 4) Anhang I. Quantitätsregeln (S. 125—127). Diese sind kurz und klar gegeben und reichen vollkommen aus. In § 162 Anm. hätte wohl *nesciō* noch ein Plätzchen verdient; 163, 9 vermisst man *fido* als Widerpart zu *fides*. Ebenda 8c sollte man eher erwarten: „Vom Simplex schließt man auf das Kompositum“ als das Umgekehrte. Einiges aus der Metrik (S. 128—130). Die rhythmischen Werte sind durch Musiknoten bezeichnet, eine Neuerung, die auf Beifall rechnen kann. Sonst hat Harre in diesem Abschnitte an das Verständnis eines Tertianers zu große Anforderungen gestellt, wenn er den Pentameter den „elegischen Hexameter“ nennt, der „aus sechs daktylischen Takten besteht, von denen der 3. und 6. einsilbig ist.“ Dazu kommt die Fußnote: „versus catalecticus in syllabam.“ So bestände denn der Pentameter aus zwei solchen Versen. Und weiter heißt es folgerichtig: „Das Distichon oder elegische Metrum besteht aus einem heroischen und elegischen Hexameter (aus einem Hexameter und Pentameter).“ § 168 handelt vom Trimeter. Wenn einmal dieser besprochen wurde, wäre es angemessen gewesen, auch die wichtigsten horazischen Metra überhaupt zu entwickeln, wie es Holzweissig gethan hat. Poetische und archaische Formen bespricht dann H. auf S. 131—134. Manches von diesem wäre, dünkt mich, entbehrlich gewesen. Ich finde es nicht in der Ordnung, daß vor einem Livius, der nun einmal hervorragend Schulautor ist, gewissermaßen gewarnt wird und Dinge, wie *ratus*, *explicitus*, *sustinere* als unklassisch verpönt werden. Möge man doch den Umfang der Klassizität nicht gar zu eng umgränzen, Stil und Ausdrucksweise des Schülers leiden ohnehin so leicht an Einseitigkeit. Sonst ist die Zusammenstellung lehrreich. Warum schreibt H. nicht Vergil? Was machen Schüler aus der Bemerkung: „Hinsichtlich der Lautstufe und Orthographie ist nicht die Ciceronische, sondern die Taciteische Zeit mustergültig“? Ob ihnen das wohl klar wird? — Anhang II. Syntaktische Regeln für den ersten Unterricht (S. 135—155). Sie sollen den syntaktischen Bedarf für VI u. V liefern. Darum war eine diesbesagende neue Überschrift auf S. 137 wohl unnötig, denn einen „ersten Unterricht“ (vor VI) giebt es doch eben nicht. In diesem Abschnitte vor allen tritt das eminent praktische Talent des Herrn Verf.s ins hellste Licht, wie denn dieses hauptsächlich dem ganzen Buche seinen eigentümlichen Wert verschafft. Überall, wo es am Platze ist, erhebt er seine warnende oder zurechtweisende Stimme, allenthalben sieht man ihn so recht mit den Schwächen und Lieblingsfehlern der Kleinen vertraut. H. verlangt ziemlich viel: man wird sehr zufrieden sein können, wenn dem angehenden Quartaner alles, was er giebt, in *sucum et sanguinem* übergegangen ist, wie z. B. die *consecutio temporum* und der negative Imperativ (S. 147), die Einteilung der Nebensätze (151), der Konjunktionen (152); aber

was er giebt, giebt er geschickt. Ab und zu wäre wohl ein Beispiel mehr von Nutzen gewesen. Wie sich Verf. diesen Anhang II im Zusammenhange seiner ganzen Grammatik gedacht habe, wissen wir nicht. Da dem 1. Teile ein Index fehlt, der nicht entbehrt werden kann, wenn jener für sich gebraucht werden soll, ist anzunehmen, daß Verf. für beide Teile der Grammatik einen einheitlichen zu liefern beabsichtigt. Wenn dem nicht so sein sollte, müßte doch diesem 1. Teile ein besonderer Index angehängt werden. Der „Inhalt“ auf der letzten Seite ist doch zu dürftig. Zum Schlusse sei bemerkt, daß die Ausstattung des Buches und die Fehlerlosigkeit des Druckes alles Lob verdienen.

Um unser obiges Urteil kurz zusammenzufassen, so sehen wir in Harres Formenlehre ein recht brauchbares Lehrmittel, das indessen durch einige oben angedeutete Vereinfachungen noch wertvoller werden könnte.

Nienburg a. W.

F. Fügner.

- 1) Ausgewählte Komödien des P. Terentius Afer zur Einführung in die Lektüre der altlateinischen Lustspiele. Zum Schulgebrauch herausgegeben von C. Dziatzko. Erstes Bändchen: Phormio. 2. veränderte Aufl. Leipzig, Teubner, 1885. 141 S. 8. 1,50 M.

Da Terenz auf den preussischen Gymnasien als Schulschriftsteller immer noch nicht heimisch wird, hat Dziatzko in der 2. Auflage seines Phormio weniger Rücksicht auf die Bedürfnisse der Schüler, mehr auf die der angehenden Philologen genommen. Wir halten diesen Schritt für einen Fortschritt.

Terenz wird, so lange der Stoff in erster Linie den Maßstab für den Wert der Lektüre bildet, als Schulschriftsteller nicht wieder allgemeine Anerkennung finden. Was bietet denn die Lektüre von 1 oder 2 Stücken den Schülern? Ein Bild von dem Familienleben des athenischen Volkes aus einer Zeit, die der Geschichtsunterricht auf den Gymnasien so gut wie unberücksichtigt läßt. Und wie sieht dies Familienleben aus? Versunkene Jünglinge, verfilzte Alte, keifende Eheweiber, unzüchtige Kuppler und Dirnen. Dem demoralisierenden Einfluß solcher Personen gegenüber sind die Schönheiten des Inhaltes und der Form nicht bedeutend genug, um die Lektüre eines ganzen Stückes auf der Schule zu rechtfertigen. Terenz also bleibe den Philologen und den erwachsenen Freunden der lateinischen Litteratur. Ihnen bietet Dziatzko jetzt in seinem Phormio hilfreich die Hand, um sie in die Lektüre der altlateinischen Lustspiele einzuführen.

Die äußere Einrichtung der zweiten Auflage ist dieselbe wie die der ersten. Nach einer kurzen Übersicht über die Entwicklung der Komödie bei den Römern bis auf Terenz wird dessen Leben und Dichten eingehend besprochen. Daran schliessen sich die wichtigsten Nachrichten über scenische Aufführungen, Angaben

über die metrische Form und die musikalische Begleitung der Komödien und die notwendigsten prosodischen Regeln. Den Beschlufs der Vorrede bildet eine Spezialeinleitung zum Phormio. Überall wird man zu den Quellen zurückgeführt, auch die Litteratur der anders Urtheilenden wird angezogen. Der Text lehnt sich im wesentlichen an Dziatzkos editio Tauchnitziana 1884 an. Die Anmerkungen behandeln Altertümer, sprachliche und metrische Eigentümlichkeiten.

Zur Worterklärung, auf die Dziatzko bei dem veränderten Zweck der 2. Auflage natürlich weniger einzugehen brauchte, wollen wir hier zwei bescheidene Beiträge liefern. Vers 75—78 ist der Zusammenhang durch die jetzt von Dziatzko (nach Umpfenbach) angenommene Personenverteilung noch nicht hergestellt. Erstens liegt in Getas Rede gar kein Anlaß vor, daß Davos sagen kann: *Venere in mentem mi istaec*. Zweitens fehlt in Getas Worten jeglicher Grund dafür, daß er plötzlich seine Methode in der Erziehung der beiden Jünglinge ändert. Überliefert ist in A von erster Hand vor *Venere* das Personenzeichen des Geta, vor *namque* das des Davos. Über diese gute, alte Überlieferung wird klares Licht verbreitet, wenn wir den Ausfall eines Verses vor *Venere* annehmen, den ich im folgenden, natürlich nur exempli causa, ergänze:

Geta: *Coepi advorsari primo: quid verbis opust?*
Seni fidelis dum sum, scapulas perdidit.

Davos: *Ei ero parendum est usque, stimulum qui gerit.*

Geta: *Venere in mentem mi istaec.*

Davos: *namque inscitias*

Advorsum stimulum calces.

In dem Gespräch des Phormio und Geta über Stilpo sagt Phormio V. 367 ff.:

At quem virum! quem ego viderim in vita optimum.

Geta erwidert:

Videas te atque illum, ut narras.

Diese Worte erklärt Dziatzko im Anhang: *videas te atque illum esse vidisti, ut narras*. Er findet darin *ut* überflüssig und klammert es als Erklärung von *atque* ein. Daß Dziatzkos Interpretation nicht richtig ist, zeigt Phormios Entgegnung auf die fraglichen Worte: *I in malam crucem; nam ni eum esse existimassem, numquam tam gravis ob hanc inimicitias caperem in vostram familiam*. In Getas Worten muß also ein Zweifel an dem braven Charakter des Stilpo gelegen haben. Und er liegt auch darin, Dziatzko hat ihn nur entfernt. Die überlieferten Worte heißen: Ich wünschte, du sähest, daß Du und jener so brav wäret, wie Du erzählst. Man wird fragen: Warum sagt Geta nicht einfach: Ich wünschte, daß Du und jener so brav wäret, wie Du erzählst? Ich glaube, der Dichter wollte ein Wortspiel zu dem kurz vorhergehenden *viderim* gehen.

- P. B. Sepp, *Lanx Satura*. Eine Auswahl von lat. und deutschen Versen, Sprüchen und Redensarten mit besonderer Berücksichtigung der Phraseologie des Cora. Nepos und Jul. Cäsar. Programm zum Berichte über die Königl. kathol. Studienanstalt St. Stephan in Augsburg, 1885. 160 S. 1,20 M.
- P. B. Sepp, *Frustula*. Hundert lat. Spruchverse. Zweite Auflage. Augsburg, Kranzfelder, 1885. 15 S. 0,20 M.
- P. B. Sepp, *Lateinische Synonyma*. Zweite verbesserte Auflage. Augsburg, Kranzfelder, 1886. 23 S. 0,40 M.

2. Das erste der oben angekündigten Bücher ist eine neue Auflage der früher unter dem Titel „Varia“ von demselben Verfasser herausgegebenen Sammlung lateinischer Verse, Sprüche und Redensarten. Wie reichhaltig diese Zusammenstellung von lateinischen und ihnen entsprechenden deutschen Sentenzen ist und wie schmackvolle Übersetzungen aus dem Lateinischen ins Deutsche (und umgekehrt) in den *Varia* geboten sind, darauf haben wir schon früher hingewiesen. In der 4. Auflage der *Varia* (1884) hatte Verf. die Anmerkungen nicht mehr auf die Angabe der Quellen und die Heranziehung von einigen Parallelstellen beschränkt, sondern auch manches Wissenswerte aus anderen Schuldisziplinen herausgehoben. In der *Lanx Satura* sind die Anmerkungen noch mehr angeschwollen. Es sind erstens weit mehr Parallelstellen aus der lateinischen und deutschen, französischen und italienischen Literatur aufgenommen¹⁾, zweitens aber ist auch der Geographie, Geschichte, den Naturwissenschaften und der scherzhaften Unterhaltung mehr Raum als früher eingeräumt worden. Wir missbilligen diese Heranziehung fremden Stoffes. Gewiß wird jeder verständige Lehrer bei passender Gelegenheit auf ein anderes Gebiet übergreifen, um sein Fach mit den übrigen Lehrfächern der betreffenden Stufe in Verbindung zu setzen, gewiß darf jeder Lehrer seinen Schülern nach nahrhafter Speise zuweilen auch ein Zuckerbrötchen reichen. Aber Schulbücher sollen nicht so gebrieten werden, und ein Schulbuch will die *Lanx Satura* doch nicht sein, da sie eine Stelle aus der bayerischen Schulordnung von 1874 an ihre Spitze setzt: „Lateinische Verse und Sprüche werden emoriert.“ Dieser Passus hatte einst das Buch „*Varia*“ ins Leben rufen. Es genügte der hier ausgesprochenen Forderung, nur hielt es zu viel Übersetzungen deutscher Dichterstellen ins Lateinische, die als bloße Übungen eines modernen Stilisten emoriert zu werden nicht verdienten. Je mehr Auflagen das Buch lebt, je mehr Umfang es gewonnen, um so mehr hat es sein ursprüngliches Ziel aus dem Auge verloren.

3. Wer die *Lanx Satura* hat, kann der *Frustula* entraten. Dieser Satz gilt, wie im allgemeinen, so auch von dem zweiten

¹⁾ Die größere Berücksichtigung der deutschen Litteratur hat den Verf. wohl veranlaßt, den Titel des Buches zu ändern. Die *Lanx Sat.* ist nicht mehr, was die *Varia* waren, eine Sammlung von lat. Versen, Sprüchen und Redensarten, sondern eine Auswahl von lat. und deutschen Versen etc.

der oben angeführten Bücher; denn man lernt schon aus der *Latx Satura* Spruchverse genug, auch mehrere von denen, welche die *Frustula* bieten. Wer aber das Memorieren von Versen nicht mit einer Phraseologie verbinden will, dem hat Herr Sepp in den *Frustula* aus Vergil, Horaz, Ovid u. a. 100 Spruchverse zusammengestellt und nach metrischen Gesichtspunkten geordnet: zuerst die einzelnen Hexameter oder Pentameter, dann die *Disticha*. Wir können uns im wesentlichen mit der Auswahl zufrieden erklären. Die Mehrzahl verdient ihres Inhaltes wegen, einige auch ihrer metrischen Form wegen gelernt zu werden. S. 9 ist in dem Vergilischen Verse: *Obstipui steteruntque comae, vox faucibus haeret* ohne Grund *et* vor *vox* ausgelassen, das alle Handschriften Vergils an beiden Stellen *Aen.* II 774 und III 48 aufweisen.

4. In dem dritten der oben angekündigten Bücher sind zu 50 deutschen, alphabetisch geordneten Wörtern die lateinischen Synonyma angegeben. Auch hier billigen wir die Auswahl, die nur solchen Wörtern Aufnahme gestattet hat, deren Kenntnis zum leichteren und schnelleren Verständnis der lateinischen Schulschriftsteller unbedingt nötig ist. Sepp geht von dem deutschen Worte aus, unter welches er die lateinischen Vokabeln stellt, die zu seiner Übersetzung verwendet werden sollen. Dabei aber laufen ihm Vokabeln unter, die wohl kaum mit dem überschriebenen deutschen Worte übersetzt werden können. So steht unter „ewig“ *continuus*, unter „glauben“ *cognitum habere, aestimare, iudicare*, unter „schön“ *gratus*. Die Erklärungen und Übersetzungen sind klar und zutreffend.

5) E. Schlee, *Etymologisches Wörterbuch zum Cäsar*. Nebst einer Sammlung von lat. Beispielen und einer Zusammenstellung der Konjunktionen zur Repetition der Syntax. Zweite Auflage. Altona, Harder, 1885. 54 S.

Das Wörterbuch Schlees ist kein Spezialwörterbuch, das durch seine ausführliche Stellenangabe die Aufmerksamkeit des Schülers mehr auf die Sonderübersetzung der Stelle als auf die Grundbedeutung des unbekanntes Wortes lenkt. Die Vokabel ist daher zunächst immer mit der Grundbedeutung übersetzt, an diese schließt sich, wo es erforderlich ist, eine knappe Auswahl von Worten, welche die Übersetzung der Vokabeln im Zusammenhange erleichtern sollen. Die Anordnung der Stammwörter ist alphabetisch, die der abgeleiteten Wörter unter sich ebenfalls alphabetisch, so das das Auffinden der Vokabel dem Schüler nicht schwer fällt. Außerdem ist auf Wörter, deren Ableitung dem Schüler unbekannt sein könnte, auch an alphabetischer Stelle verwiesen.

Der Verfasser will, das das Büchlein zugleich als Wörterbuch für die Präparation und als Vokabular zum Auswendiglernen diene. Der ganze Wortschatz soll in einem Semester der Tertia gelernt oder repetiert werden. Es wird also vorausgesetzt, das

den unteren Klassen die Vokabeln in solcher Auswahl eingelegt werden, daß die Lektüre des Cäsar dadurch vorbereitet werde. In den echten Werken Cäsars kommen nach unserer Schätzung etwas über 3000 Wörter vor. Ein normaler Quartaner fügt über einen Schatz von ungefähr 2500 Wörtern¹⁾. Wenn so das Vokabellernen in den unteren Klassen mit Rücksicht auf die Cäsarlektüre eingerichtet wird, so ist es für den Untertertianer eine zu schwere Aufgabe, sich den Rest der Vokabeln Cäsars in dem nächsten Semester anzueignen. Welche Freude muß dann in den folgenden Semestern die Cäsarlektüre sein, wenn die Schüler sich in dem Satzbau des Schriftstellers gewöhnt haben und seinen Vokabelschatz beherrschen! Wir wünschen dem Büchlein im Interesse der Cäsarlektüre Verbreitung. Wir würden es aber noch immer empfehlen, wenn es so eingerichtet wäre, daß es von Sexta an als Vokabular gebraucht werden könnte. Es wäre dazu erforderlich, daß die Wörter auf die einzelnen Pensen nach der Einteilung des Wiggertschen Handbüchleins verteilt und zur Einübung der Formenlehre auch einige nicht Cäsarianische Wörter aufgenommen würden. Vielleicht zieht mein mir unbekannter *ἀδελφός* diesen Vorschlag in Erwägung.

Berlin.

F. Schlee.

Erhard Schultz, Meditationen. Eine Sammlung von Entwürfen zu Besprechungen und Aufgaben für den deutschen Unterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. Erstes Bändchen. Dessau, Paul Baumann, 1885. XII u. 150 S. 8.

Diese „Meditationen“ zeugen wirklich von Nachdenken und enthalten viele gute Gedanken zutage: ein Lob, das man nicht allen Lehrern der Art spenden kann. Bestimmt hat der Herausgeber diese für „die oberen Klassen höherer Lehranstalten“; doch dürfte höchstens die „oberste“ Klasse des Gymnasiums allen Aufgaben gewachsen sein, für die Realgymnasien sind sicherlich manche zu schwer oder nicht geeignet, z. B. die Themata: „Welche Weltanschauung offenbart Gorgias und sein Schüler Polos bei dem Alkibiades?“ oder: „Die Lehrweise des Protagoras und die Lehrweise des Sokrates“ und alle solche, die eine eingehendere und quellenmäßige Beschäftigung mit dem Altertum voraussetzen. Aber sind auch Themata wie die genannten und wie etwa diese: „Welche Weltanschauung liegt der Orestie des Äschylos zu Grunde?“ oder: „Was verstehen wir unter Kunst?“ oder: „Welche Aufgabe hat die Musik?“ — sind diese und ähnliche Themata für unsere Primaner nicht zu schwer? Manche Kollegen werden das finden, ich bin

¹⁾ Das Vokabular des Direktors O. Kübler in seinen Pensen für die Sexta, Quinta, Quarta des Königl. Wilhelms-Gymnasiums in Berlin (als Manuskript gedruckt) enthält 2820 Vokabeln, die mit Rücksicht auf die Lektüre des Cäsar und Nepos ausgewählt sind.

nicht so ängstlich. Zwar müssen wir unsere meiste Zeit und Kraft dem Mittelschlag der Schüler widmen, aber das Ziel wollen wir uns um der Bananen willen doch nicht verrücken lassen. Lieber etwas zu hoch als zu niedrig gegriffen. Einige tüchtige Schüler werden ja immer in der Klasse sein; diese sollen die minder Tüchtigen emporziehen, nicht aber von ihnen aufgehalten und niedergedrückt werden. Vor allem muß der Lehrer verstehen leicht faßlich d. h. ganz konkret und klar darzustellen und zu entwickeln, das Unbekannte an das Bekannte anzuknüpfen, das potenziell Vorhandene in die Wirklichkeit überzuführen. Wer freilich auf den hier behandelten Gebieten nicht heimisch ist, der unterlasse es sich mit Dingen zu befassen, die hinreichende philosophische Bildung und einige dialektische Gewandtheit erfordern.

„Bei der Wahl der hier zu behandelnden Gegenstände leitete mich die Absicht, den Gedankenkreis der Dichter und Denker, in den unsere Jugend durch den Unterricht in den höheren Lehranstalten eintritt, bei derselben zu rechter Auffassung und Durchdringung zu führen.“ So der Herausgeber in der Widmung an Franz Kern. Das ist ein hohes, aber innerhalb gewisser Grenzen wohl erreichbares Ziel. Mit dem eingeschlagenen Wege sind wir ganz einverstanden. Am Anfang stehen Betrachtungen über das Menschheitsideal, wie es die Griechen faßten, wie es bei Herder, Schiller, Goethe erscheint. Dann folgen, durch drei Schilderungen ungehörig getrennt, Erörterungen über Wesen und Aufgabe der Kunst, der bildenden wie der redenden; auch der Musik ist eine Meditation gewidmet. Klassische Dichtungen, darunter auch Dramen Shakespeares, sind besonders bedacht, etwas reichlicher als gewöhnlich Schiller, und zwar nach der ästhetischen wie nach der ethischen Seite. „Auf die den Dichtwerken zu Grunde liegenden sittlichen Ideen und die Modifikation derselben durch die Weltanschauung des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit habe ich geflissentlich Bedacht genommen, weil ich glaube, aus dem Nachdenken über dieselben befruchtende Anregung zur Bildung einer eigenen ethischen Anschauung und einer reineren Weltauffassung erwarten zu dürfen.“ Ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß das christliche Moment nachdrücklicher möchte betont worden sein; damit man nicht erschrecke: ich meine nicht das konfessionelle, sondern das ökumenische, biblische Christentum, dieses aber freilich in positiver Gestalt. — Ein großer Teil der Aufgaben leitet zur Charakteristik an, geflissentlich auch zu vergleichender Charakteristik. Nur zwei Themata sind dem Platon entlehnt, die beiden oben genannten im Anschluß an den Protagoras. Sehr bedauerlich, daß der Phädon, daß namentlich die Apologie und der Kriton nicht ausgeschöpft sind. Gerade für diese Dialoge sind nach meiner Erfahrung die jungen Leute am meisten zu erwärmen, diese verstehen sie auch am leichtesten. Den Beschluß macht ein Charakterbild des Demosthe-

s, an dem ich aber den staatsmännischen Blick weniger be-
sondere als die sittliche Größe und die rednerische Kunst.

Die Meditationen sind gut. Darum werde ich, nach einem
Urteilsatz Lessings, scharfe Kritik üben.

Mit den „allgemeinen“ oder „moralischen“ Themata ist Schultz
sorgfältig umgegangen. Sie erscheinen durchweg in „Beziehung
auf einen unserer großen Meister“. Dafs nur solche Begriffe
und Urteile als Gegenstände der Behandlung auftreten, die durch
ihre hohe allgemeine Bedeutung ein lebendiges Interesse erwecken,
sollte sich von selbst verstehen. Die doppelte Klippe, dafs man
einerseits Sätze von dürrer, dürftigem Inhalt vorlegt, andererseits
ein altklugem Absprechen herausfordert, wird man dann unschwer
vermeiden, wenn man sich Mühe giebt nur solche Sentenzen aus-
zuwählen, die erstens der Gesichtskreis des Schülers umspannen
können, die zweitens eine Aporie, ein Problem womöglich schon in
einer sprachlichen Form enthalten und so das Nachdenken heraus-
fordern, die endlich drittens eine fruchtbare Anwendung auf
vielerlei Lebenslagen und mehrere Gebiete des Handelns ge-
staten.

Der vom Verfasser befolgten Methode mufs ich beipflichten.
Das stetes, sachgemäfses principium divisionis, keine Zerstückelung
und Zerreibung der Teile in Atome, Angabe der partitio — warum
sollte dies geschmacklos sein? — nur kein langes Gerede darüber,
wie interessant und lehrreich und wichtig die vorliegende Be-
sprechung sei. Scharfe und knappe Heraushebung des Problems,
dafs es ist das punctum saliens, darauf hat vorzüglich die Einleitung,
die unter hundert Fällen kaum einmal gelingt, hinzuarbeiten.
Schultz hätte stellenweis das wohl noch mehr beachten können.
Dafs den einzelnen Teilen immer bestimmte Benennungen bei-
gegeben werden, verdient Beifall. Es ist allerdings sehr instruktiv,
wenn er gar nicht so leicht, jeden Teil mit einer kurzen Inhalts-
angabe zu versehen. Präzise, den Inhalt einer Besprechung zu-
sammenfassende Überschriften zu finden, hat seine Schwierigkeiten;
es so sorgfältiger mufs dazu angeleitet werden. Bei der inventio
wird in der Regel das induktive Verfahren zur Anwendung
kommen; ich freue mich, dafs der Herausgeber darauf Gewicht
setzt. Anleitung zur Induktion ist in einigen Meditationen gegeben,
z. B. in No. 1: „Was verstehen wir unter Charakter?“ Aber
es bekenne ich nicht einzusehen, weshalb „ausführliche oder
wiederholte Einführung derselben dem Charakter der Meditation
widersprochen haben würde“.

Ich kann im folgenden nicht alle Aufgaben besprechen, sondern
beschränke mich auf eine Auswahl derer, die mir besonders zu
Bemerkungen Veranlassung geben.

Zu No. 1 „Charakter“ konnte wohl noch die Ableitung von
καρὰς angeführt und fruchtbar gemacht werden. — In No. 4
„Warum qualifizierte sich der einzelne Grieche als („zum“ schreibt

Schiller) Repräsentant seiner Zeit?“ sehe ich den Zusammenhang zwischen den beiden Sätzen der Einleitung nicht deutlich. „Wie sehr wir auch in das Lob des griechischen Altertums einstimmen mögen, unsere Zeit hat doch unleugbar in allen Lebensbeziehungen unendlich viel voraus. Wenn nun Schiller als einen Vorzug desselben hinstellt, der einzelne Griechen habe sich als Repräsentant seiner Zeit qualifiziert, so macht uns dies begierig zu prüfen, in wiefern eine solche Behauptung sich rechtfertigt.“ Hat wirklich unsere Zeit in allen Lebensbeziehungen unendlich viel voraus? Ich fürchte, die Primaner erhalten vielfach von ihren Lehrern (mit Unrecht) den Eindruck, als gebühre den Griechen der Vorzug. Und welches Lob spricht Schiller denn in jenen Worten aus? Die Worte an sich frappieren uns. Ein Hinweis auf den Zusammenhang, in dem sie stehen, wäre zur vorläufigen Verständigung am Platze gewesen. Schließlich möchte ich nicht behaupten, der Grieche habe „das“ Menschlichkeitsideal in seiner Person dargestellt. — Mit dem Worte: „Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit“ (Schluß der beiden Strophen an den Schauspieler Krüger vom 31. März 1827 in einem Prachtexemplar der Iphigenie) hat Goethe nicht „einen“ seiner Dichtung zu Grunde liegenden Gedanken, sondern den Grundgedanken der Dichtung aussprechen wollen. Der dritte Aufzug, die Entsöhnung des Orestes, bildet nach seinem eigenen Ausspruch wirklich „die Achse des Stückes“. Ein lapsus memoriae ist es, wenn gesagt wird, Thoas lehne „selbst die Entscheidung durch Waffen, die Orest ihm anbietet, ab“. Aufzug V, Auftritt 6 steht das Gegenteil. Der Gehalt des tief sinnigen Ausspruchs selbst läßt sich m. E. nur vom christlichen Standpunkt aus zum völligen Verständnis bringen. Zweierlei scheint mir dazu nötig: einmal dafs gezeigt werde, wie die alten Tragiker, Äschylos, Sophokles und Euripides das Problem von Schuld und Sühne fassen bzw. nicht fassen und wie sie sich vergeblich bemühen, die Entsöhnung des fluchbeladenen Muttermörders zu unserer Befriedigung herbeizuführen; sodann dafs Goethe in christlich-moderner Auffassung es verstanden hat darzuthun, wie die Sünde, die blutrot war, schneeweifs wurde, wie der Läuterungsprozess von unseliger Zerrissenheit zu dauerndem Frieden sich vollzog, wie der Fluch des Geschlechtes nun auch im Gemüte des gottgewählten Rächers sich löste und wie von der reinen Seele der Iphigenie neue Lebenskräfte, neues Licht und Leben in die umnachtete Seele des Orestes flossen. Was Schultz giebt, genügt mir so wenig wie die Litteraturgeschichten. — Das sehr schwierige Thema No. 12: „Was verstehen wir unter Kunst?“ würde ich in zwei zerlegt haben: die Anschauung der Alten und die der Modernen vom Wesen der Kunst. Der Begriff der Schönheit als „Einheit in der Mannigfaltigkeit“ (Aristoteles) ist nicht erschöpfend, nicht einmal für das Altertum; schon Plotin hat erhebliche Einwendungen

gegen erhoben. Sollte es nicht möglich sein, für den zweiten etwa Lotzes Diktate zu verwerten? Vorausgesetzt, daß Lehrer und Schüler danach sind. — Zu No. 13: „Was gewinnen wir durch Anschauung von Werken der bildenden Kunst für die Auffassung von Dichtwerken?“ hätte ich, um ein aktuelles Interesse zu berühren, auf den Wert oder Unwert der Illustrationen und auf die leidige Illustriertsucht heutzutage hingewiesen. Doch ist es vielleicht geschehen, und mündlich wird manches berührt sein, es nicht gedruckt vorliegt. — Zu No. 21: „Welche Eigenschaften verleiht das Tierepos seinen Helden?“ erlaube ich mir als Ergänzung für eine zweite Auflage vorzuschlagen: 21 b Das Wesen der Tierfabel nach Lessing und Jacob Grimm. — In No. 25: „Inwiefern zeigt sich Klopstock in seinen Oden als ein musikalischer Dichter?“ vermisse ich aus Schiller den entscheidenden und den Begriff „musikalisch“ abgrenzenden Zusatz: die Poesie bringt wie die Tonkunst bloß einen bestimmten Zustand des Gemüths hervor ohne dazu eines bestimmten Gegenstandes nötig zu haben . . . ohne die Einbildungskraft durch ein bestimmtes Objekt zu beherrschen“. Ferner: „Klopstocks Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andere Dichter alles Geistige mit einem Körper bekleiden“. Darin liegt, wie ich meine, der Nerv dessen, was Schiller unter einem musikalischen Dichter versteht. — No. 42: „Das Schicksal in der Braut von Messina“. Ein äußerst schwieriges Thema. Will man wirklich etwas Durchschlagendes und Überzeugendes sagen, so wird man in die Tiefen der Spekulation über Schuld und Schicksal, Freiheit und Notwendigkeit geführt, in welche das Denken unserer Schüler kaum hinabreicht. Jedenfalls ist es erforderlich, Geschichte und Gebrauch des Wortes Schicksal näher zu verfolgen: die Tragödie der Griechen, vor allem Sophokles' König Ödipus (s. No. 29), die Schicksalstragödie der Werner, Müllner u. a., das Schicksal im Wallenstein. — Das Thema No. 35: „Würde Aristoteles den Charakter des Shakespeareschen Richard III. gebilligt haben?“ kann ich nicht billigen, weil es schiefe Vorstellungen erweckt. Shakespeare darf nicht an dem Maßstab des Aristoteles gemessen werden; er hat seinen eigenen Maßstab, und den können wir unseren Schülern schwerlich in die Hand geben. Deshalb bin ich nicht für eine kritische Behandlung Shakespeares auf der Schule, will aber ausdrücklich bemerken, daß ich gegen die Art, wie Schultz sonst den britischen Dichter heranzieht, nichts einzuwenden habe. — Unter den vorgelegten Aufgaben befinden sich manche Parallelen, z. B. „Cordelia und Iphigenie“, „Wallenstein und Macbeth“ u. a. Gegen zwei derselben muß ich protestieren, weil sie gekünstelt und gequält sind. Wo liegen die Ähnlichkeiten zwischen „Achill und Parzival?“ Lediglich darin: Beide sollen

durch die Mutter vom Kampfe ferngehalten werden. Achill in Skyros, Parzival in der Einöde Soltane. Der Anblick kriegerischer Waffen bei beiden entscheidend für ihre Zukunft. Achill in Frauengewänder, Parzival in Narrenkleider gesteckt. Alles andere, Abstammung, Anlagen, innere Entwicklung u. s. w. halte ich für grundverschieden. Nicht günstiger urteile ich über das Thema: „In welchen Zügen begegnen sich Horaz und Walther von der Vogelweide?“ Sind das etwa frappante Parallelen, dafs Horaz „in seiner Jugend die Bildung seiner Zeit in sich aufnahm“ und auch Walther „lernte, was er in seiner Zeit lernen konnte?“ oder dafs Horaz in Mäcenas einen Gönner fand und auch Walther endlich durch die Gunst des Kaisers ein Lehn erhielt? Wie viele Dichter sind zu leitenden Staatsmännern in ein näheres Verhältnis getreten! wie viele haben Lieder zum Preise der Religion, des Vaterlandes, der Freundschaft gesungen! wie viele die Natur verherrlicht und mäfsigen Lebensgenufs empfohlen! Walther von der Vogelweide und Ludwig Uhland: das wären eher ein Paar vergleichbare Gröfsen.

Nur ungern komme ich auf kleine stilistische Mängel zu sprechen; aber ich mufs sie rügen, denn ein Buch für den deutschen Unterricht soll in dieser Hinsicht vollkommen sein.

Gleich in der ersten Meditation lesen wir: „Die Ausdehnung des Begriffes Charakter reizt zu eingehenderer Betrachtung und läfst die Erörterung desselben fruchtbringend erscheinen. Nun stellt uns Goethe in seinem Tasso einen Charakter vor Augen — denn als einen solchen will er offenbar den Antonio zeichnen — und giebt dem Bilde desselben noch gröfsere Schärfe dadurch, dafs er ihn dem Haupthelden Tasso gegenüberstellt, dem gerade das fehlen soll, was dieser besitzt. Wir werden uns daher mit Vorteil dieser dichterischen Gestalten bei der Beleuchtung desselben bedienen.“ Desselben: des Antonio oder des Tasso oder des Charakters? Vermuthlich das letztere. Die schleppende Wendung: läfst erscheinen, läfst handeln u. s. w. kommt im ersten Stück dreimal und im ganzen Buch bis zum Überdrufs vor, sogar in der Verbindung: „den Ismenos trifft der göttliche Pfeil mitten in die Brust und läfst ihn hinabsinken“ (S. 44). — „So können wir von dem Charakter des Menschen als eines Sinnen- und von dem als eines geistigen Wesens sprechen“ (S. 2). — „Bei zur Nachgiebigkeit fähiger Gemütsart“ (S. 3). — „Mittelpunkt ist der Vierwaldstätter See, an dem die Waldstädte“ (S. 35). — „Sie sind geeignet, hervorzurufen ebensowohl die Stimmung, wie die Erhebung, als auch den Affekt“ (S. 76). Stimmung, Erhebung, Affekt: das ist doch wohl keine richtige Disjunktion. — Die ohnehin häfsliche Stellung des „nicht“ am Anfang des Satzes hat keinen ersichtlichen Grund S. 16: „Nicht war der Gottesdienst in den Händen einer getrennten Kirche“, oder S. 81: „Nicht hat die Reinigung, die Orest in Delphi suchte, die Lösung des Fluches

berbeizuführen vermocht“. Warum schreibt Schultz „in der griechischen Mythe“ (S. 110) statt „im griechischen Mythos“? — „Deren Wertes er aber sich bisher nicht recht bewußt gewesen war“ (S. 123). — Kleinigkeiten! Gewiß. Aber sie sind wie Sommersprossen, die ein schönes Gesicht entstellen.

Die Drucklegung scheint nicht besonders sorgfältig gewesen zu sein. Seite 5 steht vor S. 4. Innerhalb weniger Zeilen findet sich zweimal gedruckt des selben und dazwischen einmal desselben; dasselbe begegnet häufig. Nach der amtlich festgestellten Schulorthographie sollen wir nicht in's und auf's schreiben. Seite 7 muß es statt „ihn“ es heißen, auf „Tier“ bezüglich; S. 14 Kultur statt „Natur“; S. 20 „aller tüchtigen Anlagen und edlen Triebe“ statt „edler“.

Doch genug. Ich bitte um Entschuldigung, nicht wegen dieser Silbenstecherei, sondern wegen der etwa übersehenen Fehler.

Blankenburg am Harz.

H. F. Müller.

K. Tumlirz, Deutsche Grammatik für Gymnasien. II. Teil. Prag, H. Dominikus, 1885. 73 S. 0,80 M.

Das Buch kündigt sich als zweiten Teil zu der von mir in dieser Zeitschrift 1885 S. 368 besprochenen Grammatik für Gymnasien an. Es enthält den durch die neuen Instruktionen zum Unterrichte im Deutschen vorgeschriebenen Lehrstoff für die Oberklassen der österreichischen Gymnasien. Ich freue mich, daß dieser Teil von den Mängeln, die ich an der Darstellung des ersten zu notieren hatte, völlig frei geblieben ist. Das Buch macht einen recht angenehmen Eindruck und zeugt von einem gründlichen Studium der deutschen Grammatik nach ihrer physiologischen wie historischen Seite. Die einschlägigen Arbeiten anderer hervorragender Grammatiker sind in gebührender Weise berücksichtigt und geschickt benutzt. Verf. scheidet das Buch in drei Teile; der erste behandelt die Lautlehre, der zweite die Wortbildungslehre, der dritte die Entwicklung der deutschen Sprache. In allen drei Teilen ist es dem Verf. vortrefflich gelungen, das richtige Maß zu beobachten und sich nicht in theoretische Auseinandersetzungen zu vertiefen, zu deren Aneignung den Schülern teils die geistige Reife, teils bei der geringen Anzahl von Lehrstunden die nötige Zeit fehlt. Besonders ansprechend ist der dritte Teil, in welchem Verf. auf eine Reihe sprachlicher Erscheinungen aufmerksam macht die bis dahin in Lehrbüchern dieser Art wenig oder garnicht berührt sind und darum diesem Buche zum Vorzug gereichen. — Ob aber derartige Leitfäden, so geschickt sie auch abgefäht sind, als Unterrichtsbücher einzuführen sind und zudem ohnehin schon so bedeutenden Lehrstoff im Deutschen noch gefügt werden sollen, scheint mir bedenklich; wiewohl ich mir einen nicht geringen

Nutzen aus dem vorliegenden Buche für den Schüler versprochen wenn er zum Privatstudium desselben durch den unterrichtenden Lehrer angehalten und gelegentlich unterwiesen wird.

Stettin.

A. Jonas.

H. K. Stein, Handbuch der Geschichte für die oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen. Erster Band. 3. verbesserte Auflage Paderborn u. Münster, Ferdinand Schöningh. 395 S.

Dieses Handbuch ist in einem früheren Jahrgange dieser Zeitschrift (XXV. 6) als ein Buch bezeichnet worden, „das die bis dahin beim Unterricht gebrauchten Bücher, auch die am meisten verbreiteten von Pütz, Dietsch, Dittmar, ja selbst Herbst in ganzen übertrifft.“ Diesem uneingeschränkten Lobe kann sich der Unterzeichnete nicht anschließen. Allerdings ist es eine sehr fleißige Arbeit, der man an vielen Stellen ansieht, daß der Verf. selbständige Studien in der alten Geschichte gemacht hat. Aber es werden doch auch mancherlei Bedenken gegen die Brauchbarkeit als Schulbuch erhoben werden müssen. — Daß Verf. nicht (wie es Herbst allerdings thut) gleich mit der griechischen Geschichte beginnt, sondern erst die orientalischen Völker behandelt, weil er „dem Schüler nicht die ganz falsche Vorstellung erwecken will, als ob die griechische Kultur gleichsam fertig vom Himmel gefallen sei“, billige ich durchaus. Daraus folgt nun aber noch nicht, daß diese Einleitung so umfangreich sein mußte. Man würde auch nach den Anfangszeilen des § 2 („die bedeutendsten Völker der alten Geschichte sind: 1) Die Israeliten. . . 2) Die Griechen . . . 3) die Römer) kaum erwarten, daß Phönizier, Babylonier, Assyrer, Ägypter, Meder, Perser auf ca. 50 Seiten abgehandelt werden. Wenn nun aber einmal dieses für die oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen (sic im Jahre des Heil 1885; der Herr Verf. hüte sich vor den Rezensenten aus den Kreisen der Realgymnasien; doch vielleicht fühlen sich dies dadurch versöhnt, daß ihren Schülern viele griechische Kenntnisse zugemutet und zugetraut werden, so z. B. S. 76 ohne Erklärung und Übersetzung: *Ζεύς ἔστι, Ζεύς ἦν κτλ.* u. a. m.) allzu reichlich bemessene Material gegeben werden mußte, dann hätte doch wenigstens die Aneignung desselben durch klare Disposition und geschickte Übergänge erleichtert werden sollen. Aber wo ist das principium divisionis bei dieser Aufeinanderfolge: Juden, Phönizier, Babylonier, Assyrer, Ägypter, Meder, Perser? Geographisch geordnet sind die Völker nicht, chronologisch auch nicht. I bleibt also nur die Gruppierung nach sprachlichen Gesichtspunkten (Semiten, Chamiten, Indogermanen) übrig; vertrug diese sich aber nicht mit der geographischen und chronologischen Anordnung sehr gut? Wenn die Ägypter (von denen es S. 3 ausdrücklich heißt: „von Indien aus scheint sich die Kultur nach

Ägypten und nach Vorderasien verbreitet zu haben“) an die Spitze gestellt werden, sind alle Schwierigkeiten gehoben. Oder sollte dem Verf. aus religiösen Gründen daran gelegen haben, das Volk der göttlichen Offenbarung zuerst zu behandeln? Ich ehre die religiöse Wärme, welche sich hier und da geltend macht und betrachte sie, soweit ich das als Protestant bei dem Buche eines Altkatholiken thun kann (d. h. bei Besprechung des 2. Bandes „Mittelalter“ vermifste ich an einzelnen Stellen Objektivität) als eine entschiedene Empfehlung. Aber bei der Disposition würde ich solche Gesichtspunkte doch bei Seite lassen. So wird die allgemeine Einteilung der Geschichte in I. vorchristliche, II. vorwiegend christliche Zeit 1. Mittelalter, 2. Neuzeit Bedenken erregen, selbst bei denen, die mit dem Verf. die Erscheinung Christi allerdings als das folgenreichste Ereignis in der ganzen Geschichte betrachten. Das führt mich auf die Litteraturangaben in den Anmerkungen. Für wen sind sie bestimmt? Doch hoffentlich nicht (wie es aus der Einleitung beinahe hervorgeht) für den Lehrer? Nur für den „angehenden“ sollen sie eine erwünschte Handhabe bei seinen Studien bieten. Er studiere also die S. 2 genannten Weltgeschichten von Becker, Schlosser, H. Leo, Dittmar, Weifs und — Ranke! Er vergesse aber auch nicht die universalhistorische Übersicht der Geschichte der alten Welt von F. C. Schlosser und daneben — Duncker Geschichte des Altertums. Vielleicht erzählt der angehende Lehrer auch seinen Schülern, wie fruchtbringend diese synkretistische Lektüre für sie selbst sein würde. Glücklicherweise sieht der Verf. ein, dafs „die Einsicht aller der genannten Bücher den Schülern nicht zugemutet werden kann.“ Am ehesten wäre noch erklärlich, dafs der Verf. die geschichtlichen Abhandlungen in Programmen und Zeitschriften gesammelt hat. Dieser Stoff könnte vielleicht einem angehenden Lehrer entgehen, und das wäre meistens sehr bedauerlich. Deswegen ist es auch durchaus angemessen, dafs S. 96 „H. K. Stein: Kritik der Überlieferung über den spartan. Gesetzgeber Lykurg im Jahresber. des Gymnas. zu Glatz 1882 und S. 102 dasselbe, S. 103 H. K. Stein: die Homöen in Jahns Jahrbüchern 1863, und ebendas. S. 106 H. K. Stein: Bemerkungen zu Xenophons Schrift: Vom Staate der Lacedämonier im Jahresberichte des Gymnasiums zu Glatz 1878, H. K. Stein in Jahns Jahrbüchern 1860, S. 109 H. K. Stein: Die Entwicklung des Ephorats 1870 erwähnt werden. Dafs trotz dieser schätzenswerten Akribie manches unentbehrliche Hülfsmittel für den angehenden Lehrer weggelassen ist, wird nicht Wunder nehmen. Denn Vollständigkeit wird der Verf. eben bei dieser Materie nicht haben anstreben wollen. So fehlt z. B. Schliemann mit seinen Werken, Köchly und Rüstow, Gesch. d. griech. Kriegswesens (für Schlachtschilderungen ein schwerlich zu entbehrendes Buch), bei den griech. Dramatikern die Angabe der Übersetzungen von Droysen, Donner und manches andere. — Doch das nur bei-

läufig. Wie kann aber der Verf. bei seiner sonstigen religiösen Stellung ein Buch wie Opperl: Das Wunderland der Pyramiden nennen, das wegen seiner Vergleichung ägyptischen Aberglaubens mit dem katholischen Heiligendienst (vgl. S. 165 der 2. Aufl.) nicht einmal in eine Schülerbibliothek aufgenommen werden dürfte! Wer Litteraturangaben macht, muß die Bücher, die er nennt und damit empfiehlt, auch kennen. Wie vieles würde sich in dieser Beziehung noch aussetzen lassen von Movers Phönicjern, einem ebenso system- wie kritiklosen Werke, an bis zu L. Freytag: Tiberius und Tacitus herunter! Es würde den Wert des Handbuchs nicht verringern, wenn der Verf. sich entschließen könnte, die Litteraturangaben samt und sonders über Bord zu werfen; die Quellenangaben könnten dagegen stehen bleiben.

Noch viele andere Desideria hätte ich für eine neue Auflage, z. B. Wegschaffung der allzu zahlreichen Druckfehler. Leider habe ich zu spät angefangen sie zu notieren; ich kann aber folgende wichtigere anführen: S. 60 Megabyzus statt Megabazos. Das sind doch zwei ganz verschiedene Personen. Der Druckfehler könnte also zu Verwechslungen führen. S. 80 Melkrath st. Melkarth. S. 85, wo II. II 205 citiert ist, ἀγκυρομήτεω lies ἀγκυλομήτεω. S. 90 Polias (πολις) lies Polias (Πολιάς). S. 91 τριπέτηλος, δάβδος ist doch wohl das Komma zu tilgen? S. 123 Chacidier st. Chalc. S. 153 Polycitus aus Argos st. Polyklet aus Sicyon u. s. w. — Vermeidung stilistischer Nachlässigkeit wäre auch anzustreben. S. 91 Sie war Göttin der sinnlichen Schönheit und der Liebe; im Gegensatz zu der sinnlichen Auffassung. S. 85: Beispiele wie Thersites, daß Männer aus dem Volke auch in der Versammlung das Wort nahmen, waren selten. S. 107: die spartanischen Männer speisten in gemeinsamen Mahlzeiten. S. 108: Geldgier und Habsucht rissen um sich. S. 107: Die Eupatriden schalteten über die Regierung des Staates. S. 88 und 92 treten Charitinnen auf u. s. w. — Auch sachliche Ungleichheiten wären zu tilgen. So werden z. B. S. 114 die griechischen Bezeichnungen zu Metöken, Sklaven u. s. w. hinzugefügt; bei Bürger fehlt πολιται. S. 102 könnten die dorischen Phylen Hylleis u. s. w. ebenso gut griechisch geschrieben sein wie tausend andere Bezeichnungen.

Doch diese Ausstellungen werden sich beseitigen lassen, und dann wird das Buch als brauchbares Hilfsmittel für den Geschichtsunterricht dienen können.

Berlin.

F. Wagner.

1) H. J. Klein, Lehrbuch der Erdkunde für höhere Lehranstalten. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Braunschweig, Vieweg u. Sohn, 1885.

Auf die Vorzüge dieses auch äußerlich sehr gut ausgestatteten Lehrbuches haben wir bereits bei seinem ersten Er-

scheinen in der vorliegenden Zeitschrift aufmerksam gemacht. Die zweite Auflage ist in Einzelheiten berichtigt und erweitert, auch die Zahl der eingedruckten Holzschnittbilder wurde vermehrt, im übrigen blieb der Charakter des Buches der frühere.

Der Arealangabe in Quadratkilometern hat sich der Verfasser bei der Neuauflegung des Buches zwar nicht entzogen, dieselbe aber nur in kleineren Typen über diejenige in Quadratmeilen drucken lassen. Er begleitet diese Änderung mit den Worten: „Für den Vergleich tellurischer Gröfsenverhältnisse untereinander ist die Meile zweifellos das bequemere Mafs, weil sie kleinere Zahlen erfordert.“ Das klingt, als sollte das Nebeneinander nicht blofs ein Notbehelf für das jetzige Übergangsstadium sein, sondern als wollte der Verfasser das dauernde Beibehalten der Quadratmeilen für die Schule empfehlen. Indessen die Quadratmeile ist nun einmal seit dem endgültig vollzogenen Übergang zum Metermafs nicht zu halten. Rechnen wir einmal die Höhen, wie doch nun wohl ganz allgemein, nach Metern, so bekommen wir Einheitlichkeit in unsere Angaben von Entfernungen wie von Flächengröfsen allein durch Einsetzen des Kilometers für die Meile, des Quadratkilometers für die Quadratmeile. Die „Gröfse“ der Zahlen bei quadratkilometrischen Angaben hindert gar nicht, sobald man nur gehörig abrundet und das Schülerauge dann nicht mit nutzlosen Nullreihen erschreckt, also z. B. nicht 10 000 000 qkm schreibt, sondern 10 Mill. Dafs Afrika dreimal so grofs ist als Europa, ersieht der Schüler noch leichter aus dem Verhältnis 30 : 10 Mill. qkm als aus 540 000 : 180 000 Quadratmeilen.

Auf S. 115 ist noch die unzuverlässige (Ondarzasche) Messung des Piks von Sorata zu 7500 m stehen geblieben und der chilenischen Kordillere eine Mehrzahl von Gipfeln zu 7000 m zugeschrieben; in der That giebt es aber in Amerika, wie wir jetzt nach Gúsfeldts Messungsergebnis wohl bestimmt behaupten dürfen, nur einen einzigen Gipfel von beinahe 7000 m, den Aconcagua in Chile, der also bis auf weiteres, wahrscheinlich sogar endgültig als der höchste Berg der Erde ausserhalb Asiens zu gelten hat.

Der Kolonialbesitz des deutschen Reichs ist fehlerhaft eingetragen. Nicht blofs „ein Teil der Nordküste von Neu-Guinea“ ist als „Kaiser-Wilhelms-Land“ unter den Schutz unseres Reichs gestellt (S. 309), sondern der ganze Osten Neu-Guineas vom 141. Greenwich-Meridian ab ist zwischen England und dem deutschen Reich geteilt worden. Ferner befaßt unser Kolonialbesitz nicht „den gröfsten Teil des Neu-Britannia-Archipels“, sondern den ganzen Archipel ohne Ausnahme als nun sogenannten „Bismarck-Archipel“. Die deutsche Togo-Kolonie an der Sklavenküste ist nicht namhaft gemacht, sondern nur (S. 277) gesagt, die dortigen Küstenorte Bageida, Porto Seguro und Klein-Povo seien unter deutschen Schutz gestellt; Bageida ist die falsche Schreibung statt Bagida (wobei notwendiger Weise für den Schüler bagidá als die rich-

tige Aussprache angegeben werden müßte), dieser Ort ist aber noch bedeutungsloser als Porto Seguro. Will man eine Ortschaft aus unserm Togoland mit in den Kanon der Schulgeographie aufnehmen, so wäre wohl eher Lome als Sitz unseres Konsuls dazu geeignet. Aber, ich meine, der Name Togoland genügt für die Schule. Ganz irrig ist die Behauptung (S. 278), Gabun sei eine deutsche Besitzung, da es doch vielmehr eine neuerdings mächtig erweiterte französische Kolonie darstellt. Endlich darf man auch kaum den Namen „Lüderitzland“ auf unser großes südwest-afrikanisches Schutzgebiet (Damara- und Grofs-Namaland) ausdehnen und gar behaupten, Herr Lüderitz habe dasselbe gekauft; das bezieht sich doch nur auf den äußersten Süden jenes Gebiets zwischen dem 26. Parallelkreis und dem Orangelufluß.

Für folgende Auflagen wären auch sonst noch manche Korrekturen erwünscht, besonders hinsichtlich konsequenter Namensschreibung und allgemeiner Bezeichnung der Aussprache. Schreibt man Tharr (statt Thurr), so muß man auch Kalkatta schreiben; doch thut man gewiß besser in ein Schulbuch die usuelle (englische) Schreibung neben die richtige Aussprache zu setzen, also: „Kalkutta [kalkáta].“ Niemen (statt Njemen) nimmt sich auch nicht gut aus neben Dnjepr und Dnjestr.

2) K. Neumann und J. Partsch, *Physikalische Geographie von Griechenland mit besonderer Rücksicht auf das Altertum*. Breslau, Koebner, 1885.

Es war eine offenbar sehr glückliche Wahl, welche der Geograph der Universität Breslau, Professor J. Partsch traf, als ihm die Aufforderung wurde, neben den geschichtlichen Vorlesungen seines verewigten Lehrers Professor K. Neumann auch eine der geographischen zur Veröffentlichung zu bringen. Er wählte die über die natürliche Beschaffenheit Griechenlands, nicht weil sie an Umfang oder gleichmäßiger Abrundung den übrigen vorangestanden hätte, sondern weil sie ein so ausnehmend wichtiges Land betraf, über dessen Natur gerade in jüngster Zeit so zahlreiche, ergebnisvolle Forschungen angestellt worden sind, ohne daß sie jemals vom einheitlichen d. h. vom geographischen Gesichtspunkt organisch verarbeitet worden wären.

Durch Drucksignatur (halbierte Anführungszeichen) sehen wir diejenigen Abschnitte des Buches sorgfältig bezeichnet, welche von dem 1867 niedergeschriebenen, bei Wiederholung der betr. Vorlesung in den Jahren 1872 und 1877 revidierten Neumannschen Kollegeheft abgedruckt sind. Alles übrige, d. h. der ganz überwiegende Teil des Ganzen, zumal im klimatologischen und geologischen Kapitel, ist das Werk von Partsch.

Bursians Spezialdarstellung altgriechischer Landeskunde wird durch dieses neue Werk natürlich ebenso wenig entbehrlich wie Curtius' Peloponnesos. Wir erhalten nicht eine spezielle, sondern eine generelle Geographie der griechischen Halbinsel und ihres

Inselzubehörs und zwar, wie schon der Titel zeigt, eine zunächst und unmittelbar nur auf die Naturverhältnisse bezogene. Der Stoff gliedert sich in die fünf Haupttheile: Klima, Verhältnis von Land und Meer, Relief des Landes, geologische Verhältnisse, Vegetation. Dies alles ist aber mit einer steten Hinwendung auf den Einfluss der Landesnatur auf die antiken Volks- und Kulturzustände dargelegt, so dass wir nur ein einziges Buch wüßten, das dem vorliegenden annäherungsweise gleichsteht: die vorzügliche „Italische Landeskunde“ von Nissen.

Wir werden hier wie dort aufs angenehmste berührt von der geistvollen Verwebung modernster geographischer Forschung und profunder Bekanntschaft mit den alten Schriftstellern, nicht minder von der schlichten, durchsichtig klaren Sprache, welche nirgends mit abstrusen Kunstausdrücken den Leser behelligt, vielmehr jedem Gebildeten das volle Verständnis erschließt. Und in einer Beziehung steht ohne Zweifel Partsch' Leistung über der Nissenschen: es redet hier ein geschulter Fachgeograph über ein Land, was zumal dem gebirgskundlich-geologischen Abschnitt im Vergleich zu dem Nissenschen sehr zu statten gekommen ist.

Es wäre schwer zu sagen, für wen das in Rede stehende Werk mehr Anziehungskraft äußern wird, für den Archäologen, Historiker und Philologen oder für den Geographen, — so gleichmäßig doppelseitig ist in echt erdkundlichem Geiste der Natur und ihrer Rückwirkung auf die Bewohner des Landes die Aufmerksamkeit beider Verfasser zugewendet, so gründlich, ja nahezu erschöpfend ist nach der physisch-geographischen wie nach der antiquarischen Seite die Quellenbenutzung, die in dankenswert zahlreichen und stets zu augenblicklichem Wiedernachschiessen geeigneten genauen Citaten von Seite zu Seite uns vor Augen treten. Jedenfalls darf dieses schöne und nützliche Buch keinem Lehrer der Geographie oder der alten Geschichte fremd bleiben; und da es für die korrekte Erklärung der meisten griechischen Klassiker eine Fülle von lehrreichen Nachweisen bietet, gehört es als nicht füglich zu entbehrendes litterarisches Hilfsmittel mindestens in jede Gymnasial-Bibliothek.

Halle.

A. Kirchhoff.

1) Wilhelm Pütz, Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibung für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zum Selbstunterricht. XIII. verbesserte Auflage, bearbeitet von F. Behr. Freiburg i. B., Herder, 1884. X u. 372 S. gr. 8.

Was im Jahrgange 1881 (6.—7. Heft) dieser Zeitschrift von dem „Leitfaden“ desselben Verfassers gesagt wird, nämlich dass er bei seiner zweckmäßigen Stoffauswahl und klaren Darstellung ganz dazu angethan sei, dem geographischen Unterricht treffliche Dienste zu leisten, das gilt auch von dem vorliegenden „Lehr-

tige Aussprache angegeben werden müßte), dieser Ort ist aber noch bedeutungsloser als Porto Seguro. Will man eine Ortschaft an unserm Togoland mit in den Kanon der Schulgeographie aufstellen, so wäre wohl eher Lome als Sitz unseres Konsuls dazu geeignet. Aber, ich meine, der Name Togoland genügt für die Schule. Ganz irrig ist die Behauptung (S. 278), Gabun sei eine deutsche Besitzung, da es doch vielmehr eine neuerdings mächtig erweiterte französische Kolonie darstellt. Endlich darf man auch kaum die Namen „Lüderitzland“ auf unser großes südwest-afrikanisches Schutzgebiet (Damara- und Groß-Namaland) ausdehnen zu behaupten, Herr Lüderitz habe dasselbe gekauft; das beschränkt sich doch nur auf den äußersten Süden jenes Gebiets zwischen dem 26. Parallelkreis und dem Oranjeriver.

Für folgende Auflagen wären auch sonst noch manche Korrekturen erwünscht, besonders hinsichtlich konsequenter Namensschreibung und allgemeiner Bezeichnung der Aussprache. Schreib man Tharr (statt Thurr), so muß man auch Kalkatta schreiben, doch thut man gewiß besser in ein Schulbuch die usuelle (englische) Schreibung neben die richtige Aussprache zu setzen, also „Kalkutta [kalkáta].“ Niemen (statt Njemen) nimmt sich auch nicht gut aus neben Dnjepr und Dnjestr.

2) K. Neumann und J. Partsch, *Physikalische Geographie von Griechenland mit besonderer Rücksicht auf das Altertum* Breslau, Koebner, 1885.

Es war eine offenbar sehr glückliche Wahl, welche der Geograph der Universität Breslau, Professor J. Partsch traf, als ihm die Aufforderung wurde, neben den geschichtlichen Vorlesungen seines verewigten Lehrers Professor K. Neumann auch eine geographische zur Veröffentlichung zu bringen. Er wählte die über die natürliche Beschaffenheit Griechenlands, nicht weil sie an Umfang oder gleichmäßiger Abrundung den übrigen vorausgegangen hätte, sondern weil sie ein so ausnehmend wichtiges Land betraf, über dessen Natur gerade in jüngster Zeit so zahlreiche, ergebnisvolle Forschungen angestellt worden sind, ohne daß sie jemals vom einheitlichen d. h. vom geographischen Gesichtspunkt organisch verarbeitet worden wären.

Durch Drucksignatur (halbierte Anführungszeichen) sehen wir diejenigen Abschnitte des Buches sorgfältig bezeichnet, welche von dem 1867 niedergeschriebenen, bei Wiederholung der betr. Vorlesung in den Jahren 1872 und 1877 revidierten Neumannsche Kollegeheft abgedruckt sind. Alles übrige, d. h. der ganz überwiegende Teil des Ganzen, zumal im klimatologischen und geologischen Kapitel, ist das Werk von Partsch.

Bursians Spezialdarstellung altgriechischer Landeskunde wird durch dieses neue Werk natürlich ebenso wenig entbehrlich wie Curtius' Peloponnesos. Wir erhalten nicht eine spezielle, sondern eine generelle Geographie der griechischen Halbinsel und ihre

Inselzubehörs und zwar, wie schon der Titel zeigt, eine zunächst und unmittelbar nur auf die Naturverhältnisse bezogene. Der Stoff gliedert sich in die fünf Hauptteile: Klima, Verhältnis von Land und Meer, Relief des Landes, geologische Verhältnisse, Vegetation. Dies alles ist aber mit einer steten Hinwendung auf den Einfluß der Landesnatur auf die antiken Volks- und Kulturzustände dargelegt, so daß wir nur ein einziges Buch wüßten, das dem vorliegenden annäherungsweise gleichsteht: die vorzügliche „Italische Landeskunde“ von Nissen.

Wir werden hier wie dort aufs angenehmste berührt von der geistvollen Verwebung modernster geographischer Forschung und profunder Bekanntschaft mit den alten Schriftstellern, nicht minder von der schlichten, durchsichtig klaren Sprache, welche nirgends mit abstrusen Kunstausdrücken den Leser behelligt, vielmehr jedem Gebildeten das volle Verständnis erschließt. Und in einer Beziehung steht ohne Zweifel Partsch' Leistung über der Nissenschen: es redet hier ein geschulter Fachgeograph über ein Land, was zumal dem gebirgskundlich-geologischen Abschnitt im Vergleich zu dem Nissenschen sehr zu statten gekommen ist.

Es wäre schwer zu sagen, für wen das in Rede stehende Werk mehr Anziehungskraft äußern wird, für den Archäologen, Historiker und Philologen oder für den Geographen, — so gleichmäßig doppelseitig ist in echt erdkundlichem Geiste der Natur und ihrer Rückwirkung auf die Bewohner des Landes die Aufmerksamkeit beider Verfasser zugewendet, so gründlich, ja nahezu erschöpfend ist nach der physisch-geographischen wie nach der antiquarischen Seite die Quellenbenutzung, die in dankenswert zahlreichen und stets zu augenblicklichem Wiedernachsagen geeigneten genauen Citaten von Seite zu Seite uns vor Augen treten. Jedenfalls darf dieses schöne und nützliche Buch keinem Lehrer der Geographie oder der alten Geschichte fremd bleiben; und da es für die korrekte Erklärung der meisten griechischen Klassiker eine Fülle von lehrreichen Nachweisen bietet, gehört es als nicht füglich zu entbehrendes litterarisches Hilfsmittel mindestens in jede Gymnasial-Bibliothek.

Halle.

A. Kirchhoff.

1) Wilhelm Pütz, Lehrbuch der vergleichenden Erdbeschreibung für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und zum Selbstunterricht. XIII. verbesserte Auflage, bearbeitet von F. Behr. Freiburg i. B., Herder, 1884. X u. 372 S. gr. 8.

Was im Jahrgange 1881 (6.—7. Heft) dieser Zeitschrift von dem „Leitfaden“ desselben Verfassers gesagt wird, nämlich daß er bei seiner zweckmäßigen Stoffauswahl und klaren Darstellung ganz dazu angethan sei, dem geographischen Unterricht treffliche Dienste zu leisten, das gilt auch von dem vorliegenden „Lehr-

buche“. Es ist wohl bekannt, daß seine vergleichende Methode den Zweck verfolgt, durch Vorführen ähnlicher Wirkungen an verwandten Gegenständen sowie der Unterschiede des Ähnlichen neue Gesichtspunkte für die Auffassung des behandelten Stoffes und unterstützende Merkmale für seine Einprägung zu bieten, und wenn nun auch die meisten der neueren Lehrbücher in diesem Sinne „vergleichen“, so mag jenem doch noch eine besondere Berechtigung zur Führung seines Titels zukommen, da es immer noch weit mehr als andere vergleicht und eins der ersten Schulbücher, wenn nicht das erste gewesen ist, welches sich dieser Methode bedient hat. Mehr noch als durch seine glücklich gewählten Vergleiche (s. z. B. einen solchen zwischen dem Genfer- und Bodensee, S. 184) zeichnet es sich durch die geschickte Auswahl der erklärenden und vertiefenden Bemerkungen aus, welche den Zusammenhang der geographischen Gegenstände mit andern Erscheinungen der betr. Länder und mit ihrer Geschichte darthun, wie dies u. a. in dem Exkurs „die historisch-geographische Stellung des Rheins“ (S. 174 u. 175) geschieht. Bei einigen der größeren Städte sind zwar etwas viel Sehenswürdigkeiten aufgezählt, aber durch ihre zweckmäßige Verknüpfung sind auch diese, im allgemeinen für ein Lehrbuch verpönten Dinge nutzbringend verwertet worden. Die neue Ausgabe hat mancherlei Veränderungen und umfangreiche Umarbeitungen auf Grund der neueren Forschungen erfahren, eine 2 Seiten umfassende Anleitung zum Aussprechen von geographischen Namen in 8 fremden Sprachen ist hinzugefügt und der Zahlenstoff ganz praktisch in angehängte Tabellen zusammengefaßt worden. Sie sind ziemlich umfangreich ausgefallen, und zu dem Entbehrlichen, das sie auf einigen Seiten enthalten, sind zu zählen die Angaben über Flächeninhalt, Einwohnerzahl und Volksdichtigkeit für jeden einzelnen Staat der Union.

Der weitaus überwiegende Teil ist der Länder- und Völkerkunde gewidmet, daneben auch ein kleiner Abschnitt über Oceanographie sehr glücklich eingefügt, — übrigens ein überflüssiges Fremdwort, das mit etlichen hundert seiner Genossen aus einem solchen Schulbuche ausgemerzt werden sollte. Sind nun jenem Teile gegenüber die Erläuterungen aus der mathematischen und physikalischen Geographie schon räumlich auf ein sehr kleines Maß beschränkt, so scheint auch ihrem Inhalte weniger Aufmerksamkeit gewidmet zu sein als demjenigen der Länderkunde, und gerade hier, wo die größere Schwierigkeit des Stoffes die Anwendung der vergleichenden Methode vor allem erfordert, ist sie am wenigsten ausgenutzt. Die Gletscher sind auf S. 11 dürftig behandelt und auch S. 158 keineswegs dem Buche entsprechend erschöpft. Die Darstellung der Winde, namentlich der veränderlichen (S. 11 und 12), ist geradezu unzulänglich. Es stehen dort zwar viele Namen, aber die Leser empfangen weder hier

b später in der Länderkunde auch nur Andeutungen darüber, durch so bekannte Luftströmungen wie Monsun und Föhn stehen. Dafs die Fjorde in der Urzeit von einem Gletscher gefüllt gewesen seien (S. 13), sollte in einem Schulbuche weniger mit solcher Bestimmtheit vorgetragen werden, als jene tscher - Hypothese durch die Theorie der Niveauveränderungen ade jetzt bedenklich erschüttert wird. Dafs der Meeresspiegel erall gleich weit vom Mittelpunkt der Erde absteht (S. 14), ist richtig; das Mittelmeer soll auch nicht um 0,7 m niedriger sein der atlantische Ocean im allgemeinen, sondern nur als der il desselben, welcher die französische Küste bespült. Neben m Mangel an einer ausreichenden Erklärung der Deltabildung fsen sich noch etliche weitere anzufechtende Punkte aus dem gemeinen Teile anführen. — Die Benennung „Sammelvölker“ der Wendung auf S. 40: „Die Völker ohne Eigentum oder ammelvölker, die von dem leben, was sie gerade sammeln“ hört zu den seltsamsten, welche jemals dem Haupte eines rdnungliebenden Ethnologen entsprungen sind.

Verhandlungen des V. Deutschen Geographentages zu Hamburg am 9., 10. u. 11. April. Im Auftrage des Centralausschusses herausgegeben von H. Michow. Berlin, Dietr. Reimer, 1885. II u. 238 S. 2 Karten. 4 M.

Ein Vorzug der Hamburger Geographenversammlung war die ingemein vielseitige, von der deutschen Seewarte, dem damals noch in Hamburg bestehenden Museum Godeffroy, den andern Sammlungen und den grossen Exportfirmen der weithin thätigen Handelsstadt auf das reichlichste beschickte Ausstellung, welche den Besuchern einen eigenartigen Genufs und mannigfache Behrung bot. Über die dort gezeigten Schätze giebt der Bericht reichlich nur Andeutungen, aber ein anderer Vorzug jenes Tages kommt auch ihm zugute, nämlich neben den Vorträgen namhafter Lehrer auch zahlreiche andere von bedeutenden Reisenden und on den in fremden Erdteilen wohlbewanderten Hamburger Handelsherren. Auf zwei Gegenstände war vornehmlich die Thätigkeit der Redner gerichtet: auf die antarktische Forschung und die Afrika-Kunde. Der erstere Stoff ist geschickt unter vier Redner verteilt, welche in ihrem Zusammenwirken der schwierigen Aufgabe Herr werden, nicht nur die Bedeutung, ja die Notwendigkeit einer solchen Forschung darzulegen, sondern auch die Teilnahme für sie wachzurufen und ihre Durchführbarkeit nachzuweisen gegenüber den abgünstigen Urteilen, welche nach den letzten bösen Erfahrungen über die arktische Forschung im Schwunge sind und welche leicht, aber nicht mit Recht, auf die Antarktis übertragen werden könnten. — Über die Verwendung des Europäers im tropischen Afrika giebt der in dieser Frage besonders zum Urteilen berechnigte Dr. Fischer, welcher als Afrikareisender thätig und lange Jahre hindurch als Arzt in San-

sibar ansässig gewesen ist, bedeutungsvolle Aufschlüsse. Neu und in hohem Grade fesselnde Mitteilungen liefert der in Afrika wohlbewanderte Kaufmann W. Westendorp über den Elfenbeinreichtum dieses Erdteils. Danach verlangt der jährliche Ausfuhrbetrag dieser Ware, den Verbrauch im Lande selbst nicht mitgerechnet, die ungeheure Zahl von etwa 65 000 innerhalb desselben Zeitraums getöteten Elefanten, so daß dadurch das Aussterben dieses klugen Tieres in bedenkliche Nähe gerückt wird. Die beigegebene Karte von Afrika zeigt das Verbreitungsgebiet des lebenden Elefanten und die Ausfuhrhäfen für Elfenbein.

Außer diesem bietet der Bericht des Fesselnden noch mancherlei vergebens aber wird man sich nach einem Thema aus der Schulgeographie umsehen, denn über diese wurde auf der Versammlung nicht verhandelt. Da aber die erörterungsfähigen wie erörterungsbedürftigen Stoffe dieser Disziplin wohl sicherlich noch nicht erschöpft sind, so wird es sich empfehlen, daß diejenigen Lehrer, welche sich künftighin nicht wieder von den Verhandlungen ausgeschlossen zu sehen wünschen, rechtzeitig diskutablen Themen beim Centralauschusse anmelden. Die Adressen desselben und die Verhandlungen über den Ort des nächsten Tages ergibt gleichfalls der Bericht.

- 3) H. Jänicke, Lehrbuch der Geographie. II. Teil (3. Bändch.), 2. Tertia, Sekunda und Prima. 2. Abteilung: Die außereuropäischen Erdteile. Mit Repetitionstabellen, einem Register und einem Illustrations-Anhange. Breslau, Ferdinand Hirt. IV u. 226 S.
- 4) Desselben III Teil (4. Bändch.) für Sekunda und Prima. A. Physische Geographie. Vom Herausgeber. B. Astronomische (mathematische) Geographie. Von E. O. Bormann. Mit 23 Figuren. IV u. 110 S.

Dem III. Bande, mit welchem die Länderkunde ihren Abschluß erreicht, sind dieselben Vorzüge eigen wie den früheren. Dem Verf. ist es durchweg gelungen, treffliche und nach den physischen Gesichtspunkten wohlgegliederte Darstellungen der Erdteile und Einzellandschaften zu geben mit gründlicher Verarbeitung der einschlägigen Momente aus den verschiedenen Hilfswissenschaften, so daß dies Buch unzweifelhaft für denjenigen Lehrer ein brauchbares Hilfsmittel abgeben kann, welcher sich über die Behandlung seines Themas einen leitenden Überblick verschaffen will, ohne zu den größeren Lehrbüchern zu greifen. Auch für den Schüler wird es trotz der Überfülle der gebotenen Gesichtspunkte zur Erweckung seiner Teilnahme dienlich sein, und gesteigertes Anschauungsvermögen wie mancherlei schätzenswerte Einblicke in die Lebensbedingungen der Länder werden ihm an den Lehrbüchern ja gewiß erwachsen, nur glaubt Ref. nicht daß sie ihn befähigen werden, auf eine knappe Frage topische oder politischen Inhalts schneller und öfter mit der Antwort bei der Hand zu sein als bisher.

litische Seite hat mehr Berücksichtigung gefunden als in den früheren Abschnitten, im Texte sowohl wie in den Repetitionen, welche übrigens nur Namen fast ohne alle Zahlen enthalten. Es ist zu bemängeln, daß für Europa die Tabellen nicht auch im vorigen Bändchen finden sie sich nicht, dem Texte selbst kann der Schüler der oberen Klassen repetieren. Es fällt auf, daß J. mit den Einzelstaaten deren Einprägung man dem Schüler doch füglich ertheilen sollte, nicht gründlicher aufgeräumt hat. Der Schilderung der Entstehung des Amazonasstroms: . . . „Zweimal kämpften die Indianer um und Meer um den Vorrang, und Schiffer, Fischer und Soldaten fliehen den furchtbaren Erfolg“ — mag man um der belehrenden Wirkung willen das für Schulbücher so oft Bestreben nachsehen, mit möglichst wenig Worten viel sagen zu wollen. Diese Schilderung hat aber in sich noch einige derartige Kolleginnen, die minder poetisch sind. Der Illustrationsanhang beschränkt sich auf 6 Skizzen aus dem ersten Bändchen.

Die physische Geographie des 4. Bändchens ist eine gute, wenn auch in sich abgeschlossene Arbeit, welche bei knapper Behandlung kaum irgend einen für die Schule brauchbaren Aufsatze läßt und durchweg auch den neuesten Entdeckungen der Forscher Rechnung trägt. Zu große Kürze ist insbesondere in den Abschnitten für „die Organismen“ nachtheilig geworden. Die Texte des mathematischen Theiles ist gleichfalls zu kurz, seine Figuren Durchsichtigkeit nachzurufen, die erläuternden Anmerkungen geben manchen willkommenen Aufschluß. Auf S. 58 hätten bei der Aufzählung der Sternbilder statt der Pleiaden lieber die Kassiopeja und die Leier genannt werden, und S. 80 vermißt man die Erwähnung des Besselversuches. Mit zu großer Kürze sind behandelt die Arbeiten von Laplace und der Abschnitt „Kartographisches“. Die Darstellung ist für obere Klassen nicht ausreichend.

Verlag von G. Reimer, Grundzüge der Geographie für Mittelschulen sowie Selbstunterricht. München u. Leipzig, R. Oldenbourg, 1885. 296 S. 2,80 M.

Das Buche gereicht zum Vortheile die Ausstattung mit zahlreichen Skizzen, welche mit sehr einfachen Mitteln das Mögliche und zumeist sehr wohl am Platze sind, da sie überflüssig sind, welche nicht gerade in jedem Atlas zu finden sind, die Tropengürtel und mittlere Jahrestemperaturen des deutschen Reiches, Sprachen der Schweiz, Bevölkerungsdichtigkeit der wichtigsten Dampferlinien zwischen Europa und Asien, die Alpen und dabei ausreichenden Überblick gewähren. Die Tabellen fehlen, sie sind ziemlich ersetzt durch eingetragene Aufgaben für die Schüler, welche aber nur für den Selbstunterricht zweckentsprechend sind; um so zahl-

reicher aber sind die vergleichenden Tabellen vertreten, deren eine sich sogar bis zu den Preisen der direkten Fahrbillets von Berlin nach überseeischen Orten versteigt. Sie sind ebenso wie der Text reichlich getränkt mit den zur Zeit hochangesehenen Erzeugnissen, Handels- und Gewerbebeziehungen. Überhaupt ist der Text der Länderkunde mit recht vielseitigen (glücklicherweise jedoch nicht „allseitigen“, wie der Verfasser meint) Anknüpfungen an verwandte Wissensgebiete ausgestattet. Diese Vielseitigkeit wird ja nun einmal von den neueren Lehrbüchern verlangt, aber ob diese Strömung nicht zu weit geht und die Erdkunde nicht in ihrer dermalig beliebten Zustattung den Schüler mit Gesichtspunkten übersättigt, diese Frage mag hier nur angedeutet werden.

Das Buch, welches übrigens auffallender Weise nicht einmal eine Inhaltsübersicht besitzt, zerfällt in zwei Lehrstufen, von denen die erste nur 31 Seiten umfaßt. Lößlich ist die Durchführung des Grundsatzes, daß zuerst die einzelnen Landschaften eines Kontinents behandelt werden müssen und erst zum Schluss eine allgemeine Übersicht als „vergeistigte“ Zusammenfassung des früher Gegebenen eintritt. Diesem Plane zufolge stehen die mathematische und physikalische Geographie ganz am Ende des Buches; daß beide recht kurz gehalten sind, mag damit verteidigt werden, daß bereits vorher im Text manches aus ihnen angeführt ist; recht kurz ist der ganzen Tendenz des Buches gemäß auch die politische Geographie abgethan. Wie ein Blick auf verschiedene auf gut Glück herausgegriffene Seiten ergibt, kann dem Ausdruck an einigen Stellen noch etwas Feilung zu Teil werden, so S. 144: „Senke (Depression) ist ein Gebiet, das unter dem Meeresspiegel liegt.“ — S. 288: „die Farbe des Meeres ist nach neueren Beobachtungen ein schönes, reines Blau“. — S. 284 trägt die unrichtige Bemerkung, daß die sogenannten säkularen Hebungen und Senkungen neuerdings nur als Scheinbewegungen aufgefaßt werden. Von Schein kann in diesem Sinne keine Rede sein, denn eins bewegt sich jedenfalls, entweder das Niveau des Ozeans oder das Land. — Auf S. 33 ist zwischen Pässen und Gipfeln der Westalpen nicht klar unterschieden.

- 6) Friedrich Umlauf, Geographisches Namenbuch von Österreich-Ungarn. Eine Erklärung von Länder-, Völker-, Gau-, Berg-, Fluß- und Ortsnamen. Wien, Alfred Hölder, 1886. XIV u. 304 S. 6 Lieferungen à 0,60 M.

Diese dankenswerte Arbeit, welcher eine gleichartige Gehfährtin für das deutsche Reich recht bald folgen möge, soll nicht ein vollständiges Nachschlagebuch für alle Namen jener Monarchie bilden, sondern zunächst wesentlich den Zwecken des Unterrichts dienen, und darum hat sich der Verf. verständigerweise auf diejenigen Namen beschränkt, welche über enge örtliche Verhältnisse hinaus einige Bedeutung beanspruchen können. Das Buch enthält 8000 Namen, wovon 7000 auf Ortschaften entfallen, gegenüber einem

stande von rund 76 000 Wohnorten; da aber viele Ortsnamen sehr oft wiederholen, so mag sein Inhalt etwa 20 000 derselben vertreten. Ref. hat allerdings beim Nachschlagen von ein paar hundert Namen, darunter von einigen seltener in Rede stehenden, etliche vergebens gesucht, aber die Auswahl zwischen so wichtig und unwichtig war offenbar nicht leicht zu treffen, übrigens ist sich auch der Verf. im 6. Heft bereits zu einem Nachtrage mit Berichtigungen veranlaßt gesehen. Es fällt auf das Fehlen der Namen Karlstadt und Karlowitz in Kroatien, des Birnauer Waldes, der Landschaft Bacsca, von Auschwitz und Zator und von Kalusz in Ostgalizien, nicht erklärt ist der Name des slavischen Stammes der Poiker.

Bekannt ist ja, auf welchem unsicheren Pfaden die Erklärung von Ortsnamen sich vielfach bewegen muß, daß es oft selbst bei einem Buche, das Unterrichtszwecken dienen soll, geraten sein mag zu einer etwas gewagten Deutung zu greifen, daß häufig die historische und die wurzelhafte Erklärung mit einander in Streit liegen, daß oft auch ein verunglückter Versuch der Vater der Wahrheit wird, und wie leicht eine überzeugend scheinende Deutung durch eine neue verdrängt wird (man denke nur an Namen wie Morea). Mit Berücksichtigung dieser Schwierigkeiten kann man dem Buche zugestehen, daß es sich von allzu gewagten oder zu gesuchten Erklärungen fern gehalten hat. Über einen in „Petermanns Mitteilungen“ erhobenen Vorwurf, gegen welchen Verf. sich verwahrt, nämlich daß er sich einer zu weit gehenden Slavisierung deutscher Ortsnamen schuldig gemacht habe, mögen kundigere entscheiden. Bei den transsylvanischen Alpen hätte neben den anderen Erklärungen auch diejenige Platz finden können, welche auf die Serben zurückgreift. Bei den byzantinischen Schriftstellern heißen dieselben nämlich durchweg Syrben oder Sylben, so daß sich daraus für jenes Gebirge die ungewöhnliche Deutung als des für die Byzantiner „jenseits der Sylben liegenden“ ergeben würde, welche Benennung dann von den Ungarn und Rumänen einfach in ihre Sprache übersetzt wäre.

Norden.

E. Oehlmann.

- 1) M. Krafs und H. Landois, *Der Mensch und das Tierreich in Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte*. Mit 180 in den Text gedruckten Abbildungen. Siebente, verbesserte Auflage. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung, 1886.
- 2) M. Krafs und H. Landois, *Das Pflanzenreich in Wort und Bild für den Schulunterricht in der Naturgeschichte*. Mit 189 in den Text gedruckten Abbildungen. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Ebendasselbst.

Die beiden vorliegenden Schulbücher sind nach demselben Plane bearbeitet und schließen sich an die neuen Lehrpläne für

die höheren Schulen in Preussen an. Sie können als ein gutes Hilfsmittel für Lehrer zur Vorbereitung auf den naturgeschichtlichen Unterricht bestens empfohlen werden. Zahlreiche und gut ausgeführte Holzschnitte erläutern den Text, der im allgemeinen den richtigen Ton trifft. Da auf die Systematik im Schulunterricht kein sehr großes Gewicht zu legen ist, so will ich mich jeder Kritik über die in den Büchern befolgte Einteilung der Pflanzen und Tiere enthalten, aber ich kann mich nicht enthalten, die Herren Verfasser dringend zu bitten, die veraltete Blumenbachsche Einteilung der Menschen in 5 Rassen durch eine bessere zu ersetzen. Die Malaien dürfen nicht mehr zu den Australiern gerechnet werden; sie bilden vielmehr eine selbstständige Rasse (S. Friedrich Müllers Ethnographie, Verlag von Hölder in Wien). Fig. 11, e, S. 16 stellt einen Australier, aber keinen Malaien dar.

- 3) O. Behreudsen, Grundzüge der Botanik. Zum Gebrauche für den Unterricht an höheren Lehranstalten. Mit zahlreichen Holzschnitten. Halle, Max Niemeyer, 1885.

Die große Schar der botanischen Leitfäden, Grundrisse etc. hat durch das vorliegende Buch wieder einen recht guten Zuwachs erhalten. Ein Lehrer, der seinen Stoff beherrscht, wird mit diesem Buche sicher gute Erfolge erzielen. Es werden hier keine Beschreibungen einzelner Pflanzen gegeben, wie es in den „methodischen“ Leitfäden der Botanik geschieht, die es dem Lehrer zwar sehr bequem machen, aber dem Schüler das Interesse an der Pflanzenwelt rauben; der Verfasser giebt vielmehr zuerst einen kurzen Abriss der allgemeinen Botanik (32 Seiten), dann eine systematische Übersicht der Pflanzenwelt und zuletzt in der speziellen Systematik Tabellen zum Bestimmen der Gattungen und Arten nach dem Vorgange von Willkomm und Kraepelin. Beim Bestimmen der Pflanzen wird erst ein Vergleichen der übereinstimmenden und abweichenden Merkmale verwandter Arten, Gattungen und Familien ermöglicht. Der Verfasser hebt mit Recht hervor, daß die biologischen Betrachtungen den botanischen Unterricht beständig begleiten und beleben sollen. Es wäre vielleicht manchen Lehrern, die das vorliegende Buch ihrem Unterricht zu Grunde legen, sehr erwünscht, wenn der Verfasser in einer zweiten Auflage einiges über die geographische Verbreitung der Pflanzen aufnehmen möchte.

- 4) G. Tschermak, Lehrbuch der Mineralogie. Zweite verbesserte Auflage. Mit 756 Original-Abbildungen und zwei Farbendruck-Tafeln. Wien, Alfred Hölder, 1885.

Bei Gelegenheit der Besprechung eines Schulbuches über Mineralogie habe ich schon Veranlassung genommen, in diesen Blättern von Tschermaks Lehrbuch der Mineralogie, das jetzt in zweiter Auflage vorliegt, aufmerksam zu machen und dasselbe angelegentlichst zu empfehlen. Wie sehr ein solches Lehrbuch

Bedürfnis war, beweist der Umstand, daß schon nach Jahres- eine zweite Auflage nötig wurde; dieselbe ist um 8 Seiten und 56 Figuren vermehrt worden. Im allgemeinen Teil der Morphologie, Mineralphysik, Mineralchemie, Lagerungs- und Entwicklungslern eine mustergiltige Darstellung gefunden; ganz anders gilt dies von den beiden letztgenannten Abschnitten, bisher in ähnlichen Büchern fehlten. Die Krystallsysteme sind nach den Symmetrie-Verhältnissen eingeteilt, und zwar be- nutzt der Verfasser mit dem triklinen System; als Symbole hat er die Millerschen Zeichen gewählt; die andern Beziehungsweisen sind natürlich ebenfalls erläutert. In der Systematik befolgt der Verfasser eine Einteilung, die im wesentlichen auf der chemischen Zusammensetzung der Mineralien beruht, daneben berücksichtigt er auch die übrigen Eigenschaften. Die Beschreibungen der Mineralien (z. B. des Gypses, des Stein- es) können auch für den Schulunterricht als Muster gelten. Am Schlufs will ich noch bemerken, daß der Leucit, der in Tschermaks Lehrbuch noch als quadratisch beschrieben wird, in der jüngst erschienenen 12. Auflage von Naumann-Zirkels, Methoden der Mineralogie auf Grund der Untersuchungen von Klein in das rhombische System verwiesen ist.

E. R. Müller, Leitfaden der unorganischen Chemie für Gymnasien, Realprogymnasien, höhere Bürgerschulen, Seminare etc. methodisch-systematisch bearbeitet. Oldenburg, Gerhard Stalling, 1884.

Der Verfasser ging bei der Abfassung dieses kleinen Leit- fadens (53 Seiten) von der Ansicht aus, daß der Schulunterricht der Chemie wohl am besten den Mittelweg zwischen der rein systematischen Anordnung des Stoffes und der von Arendt be- nutzten Methode einzuschlagen habe. In ganz knapper Form hat er zuerst „das Wichtigste aus den Hilfswissenschaften der Chemie“ und läßt dann einen „methodischen Kursus der Chemie“ folgen, in welchem er die Begriffe „chemische Verbindung“, „Element“, „Atom“, „Molekül“ u. s. w. erläutert. In dem „systematischen Kursus der Chemie“ werden nur die wichtigsten anorganischen Verbindungen vorgeführt. Für Schulen, die dem chemischen Unterricht nur wenig Zeit widmen können, kann dieser Leitfaden empfohlen werden. Zum Schlufs spreche ich den Wunsch aus, daß der Verfasser in einer zweiten Auflage statt der Bezeichnungen „Kohlenstoffzweioxyd“, „Wasserstoffd“ u. s. w. die Namen Kohlensäure, Wasser u. s. w. wieder voran- den möge. Selbst viele Chemiker verwerfen jene schwerfälligen alten Namen, die nicht bezeichnender sind als die alten; sie sind daher auch nicht in Schulbüchern anzuwenden.

Leipzig.

F. Traumüller.

Franz Wallentin, Maturitätsfragen aus der Mathematik zum Gebrauch für die oberen Klassen der Gymnasien und Realschulen. 2. Aufl. Wien, Gerolds Sohn, 1885. V u. 200 S. 3,60 M.

Was die mathematischen Aufgaben von H. E. C. Martus für preussische Schulverhältnisse sind, stellt dieses Werk für Österreich dar; eine Sammlung von Aufgaben, ausgewählt aus den bei den Entlassungsprüfungen von Gymnasien und Realschulen gestellten Aufgaben. Solche Aufgaben zeichnen sich gewöhnlich dadurch aus, daß zu ihrer Lösung Kenntnisse aus verschiedenen mathematischen Gebieten verwendet werden müssen, und bilden daher für Wiederholungen in den oberen Klassen ein sehr schätzenswertes Material. Ein Unterschied zwischen den genannten beiden Werken besteht in folgendem: Die Sammlung von Martus enthält außer den Prüfungsaufgaben noch andere, welche hinzugefügt wurden, damit alle Teile der Elementarmathematik gleichmäÙig vertreten seien. In dem vorliegenden Werke von Wallentin ist dieses nicht der Fall, der Bearbeiter hat weder eigene Aufgaben eingeschaltet noch auch die leichteren Aufgaben ausgeschieden, so daß die Sammlung gewiß ein richtiges Bild von den an die Abiturienten durchschnittlich gestellten Anforderungen giebt. Man erkennt deutlich, welche Arten von Aufgaben für die Maturitätsprüfungen beliebt sind: Die Gleichungen 2. Grades mit mehreren Unbekannten (84 Nummern), Zinseszins- und Rentenrechnungen (100 N.), trigonometrische Aufgaben über rechtwinkelige und schiefwinkelige Dreiecke (122 N.) und stereometrische Aufgaben über Kegel und Kugel (136 N.). Dagegen finden sich nur wenige Nummern, welche die Auflösung einer Gleichung 1. Grades oder die Auffindung einer planimetrischen Konstruktion als alleinige Aufgabe enthalten. Ein Nachteil für den Gebrauch des Buches in den oberen Klassen entsteht dadurch nicht, weil gerade Gleichungen 1. Grades und Konstruktionen bei den zahlreichen Aufgaben aus den übrigen Gebieten vielfach zur Verwendung kommen. Die Sammlung enthält 468 Nummern mit Aufgaben aus der Algebra, 236 N. aus der Planimetrie und Trigonometrie, 205 N. aus der Stereometrie und 183 N. aus der analytischen Geometrie. Die Resultate sind in besonderen Paragraphen eingeschaltet. — Das Buch kann für den Gebrauch in der Hand des Lehrers (von Untersekunda an) entschieden empfohlen werden. Die gute Ausstattung und der niedrige Preis verdienen ebenfalls Erwähnung.

Metz.

Hubert Müller.

Wilhelm Gesenius' hebräische Grammatik. Völlig ungearbeitet und herausgegeben von E. Kautzsch. 24. vielfach verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einer Schrifttafel und einem Facsimile der Siloah-Inschrift von J. Euting. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1885.

Gesenius' hebr. Grammatik, welche 1813 zuerst erschien und ein Menschenalter hindurch das beste Hilfsbuch für das

idium des Hebräischen bildete, dann aber den neueren grammatischen Forschungen gegenüber veraltete, feiert jetzt in Neubearbeitungen, die E. Kautzsch an ihr vorgenommen hat, icsam ihre Auferstehung. In dem Rahmen der übersichtlichen ordnung der älteren Auflagen bietet sie nun die Resultate der dernen hebräischen Sprachwissenschaft in präziser Darstellung d mit Angabe der bezüglichen Quellschriften dar. Vor Kautzsch te bereits Roediger das Buch neu bearbeitet, war jedoch zu serservativ dabei verfahren, wie er denn z. B. noch den äußersten Schematismus der von Gesenius aufgestellten 9 Deklinationen s hebräischen Substantivs aus Rücksicht auf die Zwecke der hule beibehalten hatte. Ungleich durchgreifender dagegen ist utzsch zu Werke gegangen, indem er ohne Sorge um die Schulmethode mit veralteten grammatischen Anschauungen aufräumte d die Ergebnisse der heutigen Sprachforschung an deren Stelle tzte. In schneller Folge sind daher auch die von ihm besorgten nfragen des Buches, die allgemeine Anerkennung fanden, auf ander gefolgt. Nachdem die 22., die erste von ihm bearbeitete, 178 erschienen war, folgte bereits 1881 die 23. und 1885 die rliegende 24. Auflage. Die letztere begleitet Kautzsch mit dem ständnis, daß sie früher nötig geworden sei, als ihm erwünscht wesen wäre, denn er habe es sich versagen müssen, in der- lben bereits eine Neubearbeitung der hebräischen Syntax zu ngen, deren Dringlichkeit er schon in der 22. Auflage betont tte. Indessen auch ohne diese Neubearbeitung hat die 24. Auflage f die Bezeichnung „verbessert und vermehrt“ vollen Anspruch, n sie bietet eine Menge von Stellen, welche wesentlich verändert, rk erweitert oder völlig umgearbeitet sind. Aus der Zahl der- lben können hier nur einzelne hervorgehoben werden. Zunächst lehrt uns Kautzsch, daß die Bezeichnung der alttestamentlichen xtesvarianten durch Q^{ri} nicht die richtige sei, sondern daß lmehr dieses Wort Q^{ri} gelesen werden müsse. Die Begründung für, welche in der aramäischen Grammatik von Kautzsch nach- lesen ist, könnte freilich mit kurzen Worten auch in Gesenius' ammatik angedeutet werden. — Hinsichtlich der Bezeichnung r Vokale durch die Konsonanten ך, ם, ן ist von Interesse der achweis aus der Orthographie der Siloah-Inschrift, daß ursprünglich le langen Vokale, die nicht aus Diphthongen entstanden sind, ne Vokalbuchstaben geschrieben wurden, also ִּק, ֶּא u. dergl. o es sich um Spracherscheinungen und Formen handelt, welche och keine allgemein anerkannte Erklärung gefunden haben, giebt autzsch eine Übersicht und kritische Beleuchtung der bisherigen deutungsversuche, wie z. B. S. 173 in Betreff der Entstehung les unwandelbaren Seré in der ersten Silbe der Imperfekt-Formen ִּשׁ, ִּעַ u. s. w. Sehr dankenswert ist die Mitteilung der im Jahre 1880 in einem Tunnel zwischen der Marienquelle und dem Siloahteiche in Jerusalem entdeckten sechszeiligen hebräischen

Inscription aus der Zeit um 700 v. Chr. Im Interesse der Schüler jedoch würde sich die Beigabe einer Übersetzung und einer sachlichen Erläuterung der Inschrift empfehlen. — Als das Hauptziel seiner Arbeit bezeichnet Kautzsch eine Zusammenstellung aller irgendwie anomalen Sprachformen womöglich in lückenloser Vollständigkeit. Das Streben nach diesem Ziele erhebt jedoch das Werk über die Zwecke der Schule hinaus zu einem Hilfsbuche für Studierende und Lehrer, denn das Gymnasium erfordert Beschränkung und Konzentration des grammatischen Stoffes. Es ist daher mit Anerkennung zu begrüßen, daß Kautzsch selber Sorge getragen hat für die Bearbeitung eines der Aufgabe der Schule dienenden Auszuges aus Gesenius' Grammatik, sowie eines praktischen Übungsbuches, mit deren Hilfe der Schüler auf das Studium der wissenschaftlichen Grammatik vorbereitet werden kann.

Berlin.

J. Heidemann.

Karl Zuschneid, Hilfsbuch für den Chorgesang-Unterricht an höheren Schulen. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht's Verlag. 60 S. 1,20 M.

Den praktischen Teil des mir vorliegenden Buches halte ich für sehr empfehlenswert. Von der Ansicht ausgehend, daß das Singen nach dem Gehör zu verwerfen, der Schüler vielmehr schon von der ersten Unterrichtsstunde an auf die Übereinstimmung von Note und Ton hinzuweisen, das Theoretische überhaupt nicht für sich allein, sondern stets im Anschluß an die Singübungen zu lehren sei, entwickelt der Verfasser seine Methode des Schulgesangunterrichts an der Hand systematisch geordneter Übungen und Lieder, welche in Kürze alles behandeln, was für diesen Unterrichtszweig erforderlich ist. Dagegen giebt die dem eigentlichen Hilfsbuch vorangehende Elementarlehre zu mancherlei Ausstellungen Veranlassung. So ist es z. B. nicht verständlich, wenn der Verfasser an einer Stelle von allen zwölf Tonstufen, an einer anderen von halben Stufen spricht, während er in dem Abschnitt, der von den Intervallen handelt, nur sieben Tonstufen gelten läßt.

Ferner habe ich folgende Sätze zu monieren: „Die fünf Linien heißen das Linien- oder Notensystem“, „der Schlüssel für die Violin- (hohen) Noten heißt G“, „die Durtonleiter zerfällt in zwei Hälften von je drei Ganztönen und einem Halbton.“ Endlich möchte ich den Sechsviertel-, Sechsaachtel- und Zwölfaachteltakt nicht zu den ungeraden oder dreiteiligen Taktarten gezählt wissen, da der Sechsvierteltakt aus zweimal drei Vierteln, der Sechsaachteltakt aus zweimal drei Achteln und der Zwölfaachteltakt aus viermal drei Achteln besteht.

Berlin.

L. Hoffmann.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preußen XVII, XVIII und XIX.

Der siebzehnte Band der Verhandlungen der preussischen Direktoren-Versammlungen enthält den Bericht über die 21. Direktoren-Versammlung der Provinz Westfalen am 23., 24. und 25. Oktober 1884. Die beiden ersten Gegenstände der Debatte bildeten der lateinische und der englische Unterricht der Realgymnasien.

Das nächste Thema war der Unterricht in der Mathematik auf Gymnasien und Realgymnasien. Von den angenommenen Thesen teilen wir folgende teils zustimmend teils zweifelnd mit: „Am Gymnasium sind a) die sphärische Trigonometrie und die analytische Geometrie, b) die synthetische Geometrie, c) innerhalb der vorgeschriebenen Lehraufgabe auch die Behandlung der Kettenbrüche und der Determinanten vom regelmäßigen Pensum auszuschließen; d) der Beweis des binomischen Lehrsatzes beschränkt sich auf positive ganze Exponenten; e) die Kombinationslehre ist als obliquisch nicht anzusehen.“ (Die völlige Ausschließung der sphärischen Trigonometrie und der analytischen Geometrie von dem regelmäßigen Pensum können wir nur beklagen, und die Kombinationslehre würden wir schon der englischen Bildung wegen für notwendig erachten. Dafs die Debatte auf diese Gegenstände nicht näher eingegangen ist, möchte zu bedauern sein.) „Die Fassung der Regela mufs schon im Rechenunterrichte möglichst an die spätere Fassung der arithmetischen Lehrsätze sich anschließen.“ „Die Behandlung mit Dezimalbrüchen kann mit Erfolg erst nach Absolvierung der gemeinen Brüche gelehrt werden“ (?). „Der propädeutische Unterricht in der Geometrie hat sich darauf zu beschränken, die Schüler mit den Raumformen bekannt zu machen und an exakte Darstellung derselben zu gewöhnen.“ Unseres Erachtens war wenigstens zu wünschen, dafs man auf die Aufgabe des propädeutischen geometrischen Unterrichts genauer eingegangen wäre.) „Der Unterricht soll in erster Linie die zum System unbedingt nötigen Sätze zur Aneignung bringen; ein Verständnis des Zusammenhangs der Sätze ist dabei möglichst früh zu erstreben.“ (Dafs jeder Hinweis auf die genetische Methode des Unterrichts vermieden worden ist, dem können wir nicht zustimmen.) „Die Lehrsätze sollen in der durch das eingeführte Lehrbuch gegebenen Form wörtlich eingeprägt werden.“ „Eine wirksame Hilfe für die Entwicklung des mathematischen Vorstellungsvermögens ist das Beweisen von Lehrsätzen und das Lösen von leichten Aufgaben ohne Figur.“ (Wäre es nicht besser gewesen, mit dem Referenten „der mathematischen Phantasie“ zu sagen?) „Im arithmetischen Unterrichte ist die

Anzahl der Beweise möglichst zu beschränken, im Anfang auch von einer wissenschaftlichen Begründung der allgemeinen Regeln abzusehen.“ „Im Lösen von Aufgaben müssen die Schüler methodisch unterrichtet werden. Die Aufknapfung der im Unterrichte gewonnenen Kenntnisse ins Auge fassen und sind daher so auszuwählen und vorzubereiten, daß ihre Lösung allen Schülern erreichbar ist.“ „In der Stereometrie dürfen Konstruktionsaufgaben nicht vernachlässigt werden.“ „Analysis und Determination sollen ihrer Wichtigkeit gemäß methodisch behandelt werden; doch ist die strenge und vollständige Durchführung der Determination erst auf der oberen Stufe erreichbar.“ „Für die einzelnen mathematischen Disciplinen muß ein Lehrbuch in den Händen der Schüler sein; für die Arithmetik genügt eine Aufgabensammlung.“ „Abgesehen von einer Anzahl zugespitzter Stäbe und einer Sammlung stereometrischer Körper sind sonstige Modelle, Figuren u. a. v. nicht erforderlich.“ (Auch für die Stereometrie nicht?)

Das 4. Thema war: „Die Versetzung der Schüler. (Nach welchen Grundsätzen ist bei der Versetzung der Schüler zu verfahren? Welche Einrichtungen sind dabei zu empfehlen? Sind Nachprüfungen behufs der Versetzung zu gestatten?)“ Es wurden u. a. folgende Thesen angenommen: „Die Versetzung a) muß erfolgen, wenn ein Schüler in allen obligatorischen wissenschaftlichen Lehrgegenständen den Anforderungen seiner Klasse genügt, b) kann erfolgen, wenn von einem Schüler, der noch nicht in allen Lehrgegenständen völlig genügt, nach seinen Leistungen und seinem gesamten Verhalten zu erwarten steht, daß er in der höheren Klasse fortkommen wird.“ (Sollte ein Schüler, wie er unter b bezeichnet wird, nicht auch versetzt werden müssen?) „Als Grundlage zur Beurteilung der Reife dienen die mündlichen und schriftlichen Jahresleistungen. Besondere Versetzungsprüfungen sind nicht statthaft.“ (Nach unserer Erfahrung dürften Versetzungsprüfungen, wenn von ihrem Ergebnisse der richtige Gebrauch gemacht wird, statthaft, ja für frequente Anstalten geradezu notwendig sein.) „Die Versetzung erfolgt durch einstimmigen Beschluß der in der Klasse unterrichtenden Lehrer; findet Einstimmigkeit nicht statt, so entscheidet der Direktor.“ (Hat im ersten Falle der Direktor keine Stimme resp. kein Veto?) „Nachprüfungen behufs Versetzung in eine höhere Klasse sind unzulässig.“

Einige „mündliche Verhandlungsgegenstände“ übergehen wir.

Der achtzehnte Band enthält den Bericht über die siebente Direktoren-Versammlung in der Provinz Posen am 27. und 28. Mai 1885.

Die erste Frage, über welche verhandelt wurde, war: „Ist eine Änderung bezüglich der durch die Verfügung vom 30. Juni 1874 vorgeschriebenen Censur-Prädikate angezeigt?“ Man erklärte sich u. a. dafür, daß die bisherigen Prädikate beizubehalten seien, daß zur Bezeichnung ungleichartiger und zugleich ungleichwertiger Leistungen die Anwendung von Teilprädikaten zulässig bleibe, die Zusammenfassung derselben durch ein Hauptprädikat aber nicht notwendig sei, daß zu den Prädikaten aber nichts hinzugefügt werden dürfe, wodurch sie an Bestimmtheit verlieren, daß es nicht notwendig sei, allgemeine Censurnummern anzuwenden, daß als das oberste Prädikat für die Beurteilung des Betragens „gut“ bleiben solle und daß es, wenn das Betragen dies Prädikat nicht erhalten kann, einer individualisierenden Bezeichnung des Mangels bedürfe.

zweite Thema war: „Wie ist den immer wieder erhobenen über Überbürdung seitens der Schule zu begegnen?“ e zuerst die Überbürdung besprochen, welche durch Verhältnisse ührt wird, an denen die Schule selbst wenig oder nichts zu ändern Größe der Anstalten, Überfüllung der Klassen, ungeeignete Schüler, chtigungswesen, die Art der Vorbildung der Lehrer, die Vielheit er, in denen die Schüler Befriedigendes leisten sollen, die mangel- aufsichtigung der Schüler durch das Haus). Sodann wurden die örtert, welche der Schule zu Gebote stehen, um Überbürdung zu : die zweckmäßige Einrichtung des Lektions- und Stundenplans ration), des Arbeitskalenders und des Klassenbuches; Beschränkung - und besonders des Memorierstoffes; die methodische Ausnutzung stunden; die Beschränkung der häuslichen Arbeit durch ihre richtige tung im Unterrichte; Sorge für die Gesundheit durch Erholungs- lurch regelmäßige Lüftung der Klassen, durch Beachtung der Körper- und Schonung der Augen, durch Turnen und Turnspiele u. s. w. wurde über die Entlastung der Schüler in den oberen Klassen ver- und als Mittel hierzu der Erlaß von Bestimmungen, mit welchen lichkeit größerer Berücksichtigung der Schülerindividualitäten ge- t, die Beschränkung des stilistischen Unterrichts im Lateinischen lateinischen Aufsatzes insbesondere, sowie die Vereinfachung der stenprüfung bezeichnet.

olgte die Verhandlungen über die dritte Frage: „Wie sind die nsen im Lateinischen nach Einführung der revidierten ine vom 31. März 1882 a) auf Gymnasien, b) auf Real- ica zu verteilen?“ Das über die Realgymnasien Verhandelte a wir. Von den die Gymnasien betreffenden Thesen, welche die lung annahm, heben wir folgende hervor: „An jeder Anstalt ist chkonferenzen festgestelltes Normallexemplar der Grammatik einzu- welchem die Paragraphen der Grammatik mit den zu memorierenden ispielen für jede Klasse bestimmt sind.“ „Der Lateinunterricht ich in drei Stufen: die Unterstufe (VI, V), welche die Formenlehre, lstufe (IV, III), welche die Elementarsyntax umfaßt, und die Ober- I), welche das erforderliche stilistische und synonymische Material lufs an die Lektüre lehrt.“ „Die Lektüre ist der Mittelpunkt des en Unterrichts. An sie haben sich die Übungen im Lateinschreiben ehen anzuschließen, und nach ihrem Bedürfnisse ist der gramma- aterricht zu bemessen.“ (Diese These, die wichtigste von allen, urses Erachtens vor der vorhergehenden stehen; vielleicht würde iner Abänderung der letzteren Anlaß gegeben haben.) „Metrische sind nicht zu treiben.“ (?) „Die Vokabeln aus der Lektüre genügen erbung eines ausreichenden Wortschatzes.“ „In IV ist poetische nicht zu treiben.“ „Privatlektüre lateinischer Schriftsteller ist zusetzen.“ (Der Referent erkannte den Wert der Privatlektüre an, er ihren Fortfall für notwendig, weil keine Zeit dazu bleibe und nit leicht eine Überbürdung herbeigeführt werden könnte. Einer der empfahl die Beibehaltung der Privatlektüre in I als Vorbereitung auf mporalia und zum Ersatz für die jetzt beschränkte Lektüre des a II.) „Die Stundenverteilung für Grammatik und Lektüre ist in VI

und V noch nicht notwendig; in IV 5 St. Grammatik, 4 St. Lektüre; in III 4 St. Grammatik, 5 St. Lektüre; in U II 3 St. Grammatik, 5 St. Lektüre; in O II und I 2 St. Grammatik, 6 St. Lektüre.“ „Die grammatischen Pensum sind folgende: In VI regelmäßige Formenlehre; in V unregelmäßige Formenlehre; in IV das Wesentlichste aus der Kasuslehre; in U III Ergänzung der Kasuslehre, das Unentbehrliche aus der Tempus- und Moduslehre, Grundlehren der Prosodie und Metrik, Deklination der griechischen Wörter, römischer Kalender; in O III das Wesentlichste aus der Tempus- und Moduslehre; in U II Ergänzung der Tempus- und Moduslehre, Gebrauch der nominalen Redeteile; in O II Gebrauch der Konjunktionen, das Wichtigste über Wortstellung, Satzverbindung, Satzstellung und Periodenbau; I hat kein besonderes grammatisches Pensum.“

Viertes Thema: „Wie sind die Lehrpensum in der Geschichte nach Einführung der revidierten Lehrpläne zu verteilen? Nach den Beschlüssen der Versammlung soll ein Unterschied zwischen Gymnasium und Realgymnasium erst in U II eintreten. In VI und V soll der Stoff zu den „biographischen Erzählungen“ in erster Linie aus der griechischen und römischen Sage und Geschichte gewählt werden. „Demnächst eignen sich für V auch Erzählungen aus der preussischen und deutschen Geschichte der neueren Zeit, d. h. vom großen Kurfürsten bis Kaiser Wilhelm I.“ Für IV wird die griechische und römische Geschichte, die letztere zusammenhängend nur bis zum Jahre 133 v. Chr., für U III die deutsche Geschichte bis 1648, mindestens aber bis 1618, für O III die brandenburgisch-preussische samt der Ordensgeschichte, dann deutsche und preussische von 1648 (bezw. 1618) bis 1871 bestimmt. Für die höheren Klassen des Gymnasiums wird Folgendes festgesetzt: U II die griechische und — in massvoller Beschränkung — die Geschichte der orientalischen Völker mit Ausschluss des jüdischen, O II römische Geschichte bis 476 n. Chr., I im 1. Jahre Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit bis 1648, mindestens aber bis 1618, im 2. Jahre die Neuzeit bis 1871. Im Realgymnasium soll in U II alte Geschichte (mit Ausschluss der jüdischen) bis 31 v. Chr., in O II römische Kaisergeschichte und Geschichte des Mittelalters bis 1492 oder mindestens bis 1273, in I im 1. Jahre Fortsetzung der Geschichte bis zum Ende des spanischen Erbfolgekriegs und zum Tode Ludwigs XIV (1715), im 2. Jahre die Geschichte der Neuzeit von 1715 bis 1871 gelehrt werden.

An fünfter Stelle handelt es sich um eine beurteilende Übersicht über die in den vier unteren Klassen der höheren Lehranstalten der Provinz Posen eingeführten sprachlichen Lehrmittel auf Grund der bisher mit denselben gemachten Erfahrungen. In Beziehung auf die Thesen für die Realgymnasien wurde eine Abstimmung unterlassen. Für die Gymnasien wurden 12 Thesen angenommen. Aus denselben heben wir folgende hervor. „Die lateinischen Übungsbücher für VI und V und die griechischen für III müssen zur Einübung des grammatischen Pensums vorwiegend Einzelsätze geben; doch sind daneben, besonders zur Repetition ganzer grammatischer Abschnitte, zusammenhängende Stücke, deren grammatisches Verständnis für die betreffende Klassenstufe erreichbar ist, für VI wünschenswert, für V erforderlich.“ „Die Übungsbücher zum Übersetzen ins Lateinische für IV und III haben vorwiegend zusammenhängende Stücke zu bieten; Einzelsätze sind daneben nicht unbedingt erforderlich, aber

wünschenswert.“ „Entsprechend sind die Übungsbücher in den übrigen fremden Sprachen einzurichten.“ „Es ist dringend zu wünschen, daß die fremdsprachlichen Übungsbücher in der Weise gearbeitet sind, daß der auf den vorhergehenden Stufen angeeignete Vokabelschatz auf den folgenden Stufen reichliche Verwendung findet; der Vokabelschatz ist vorzugsweise aus denjenigen Schriftstellern zu entnehmen, welche auf der Schule zunächst gelesen zu werden pflegen.“ „Es ist dringend zu wünschen, daß die lateinische und griechische Schulgrammatik in der Formenlehre wie in der Syntax sich auf das, was die Schullektüre bietet, beschränke.“

Es folgt sechstens die Debatte über das Thema: „Wie sind die Lehrpläne im Griechischen nach Einführung der revidierten Lehrpläne zu verteilen?“ Nach den angenommenen Thesen ist bei der Auswahl der grammatischen Regeln und des Wortschatzes in U III und in O III allein das Bedürfnis der Anabasis-Lektüre maßgebend. Diese hat in O III erst dann zu beginnen, wenn die regelmäßigen Verba auf μ gelernt und „die Schüler auch sonst im Griechischen ausreichend gefördert sind.“ „Das grammatische Pensum der U II ist die Syntax des Nomens, das der O II die Syntax des Verbums.“ „Die Odysee ganz zu lesen, ist nicht zu fordern.“ „Die Formenlehre des epischen Dialekts ist nicht systematisch einzuüben.“ Den Kanon der Lektüre sollen in O II abgesehen von der Odyssee Xenophon, Lysias und Herodot, in Prima abgesehen von der Ilias Plato, Demosthenes, Isokrates, Thucydides und Sophokles bilden.

Der neunzehnte Band enthält die Verhandlungen der 2. Direktoren-Versammlung der Rheinprovinz, welche am 6., 7. und 8. Oktober 1894 in Bonn stattfand. Es waren in ihr vertreten 29 Gymnasien, 12 Progymnasien, 12 Realgymnasien, 14 Realprogymnasien und höhere Bürgerschulen, 9 Oberrealschulen, Realschulen und Gewerbeschulen. Drei Progymnasien der Provinz waren unvertreten. Die Versammlung zählte mit Hinzurechnung der Schulräte 80 Mitglieder, Ehrengäste werden nicht mehr zugezogen worden. Über die Verhandlungen geben wir folgendes Referat.

I. In welchen Lehrgegenständen und auf welchen Klassenstufen kann die jetzt meist geforderte häusliche Arbeit der Schüler unbeschadet der Ziele unserer höheren Lehranstalten gemindert werden? Von den angenommenen Thesen teilen wir nachstehende mit: „Die häuslichen Exercitien sind nicht in ausgedehntem Maße durch Klassenarbeiten zu ersetzen.“ „Im fremdsprachlichen Unterrichte ist Präparation, sonst nur Repetition statthaft.“ „In den unteren Klassen ist nur zu repetieren, nicht zu präparieren.“ „Bei der Präparation muß die Schule zeitweilig durch eine vorangehende Anleitung zu Hilfe kommen.“ „Ein Teil der fremdsprachlichen Lektüre und der Übungsstücke ist in den oberen Klassen ohne Präparation zu übersetzen.“ „Für die Ferien sind weder besondere Aufgaben zu stellen, noch ist die Anfertigung der regelmäßigen Terminarbeiten zu fordern.“ „Die Forderung der fremdsprachlichen Privatlektüre ist abzustellen.“ „Metrische Übungen sind nicht als Hausarbeit aufzugeben.“ „Die Zahl der zu Hause in I anzufertigenden fremdsprachlichen sowie auch der deutschen Aufsätze von O II ab ist nicht unter 6 für das Jahr herabzusetzen.“ „In den mittleren Klassen mit Einschluss von U II ist mindestens alle 4 Wochen eine deutsche häusliche Arbeit anzufertigen.“ „In den unteren Klassen genügen vierzehntägige schriftliche Hausarbeiten im Deutschen.“

II. Der griechische Unterricht und der neue Lehrplan. Angenommen wurden u. a. folgende Thesen: „Der Unterricht in der Grammatik hat sich ganz in den Dienst der Lektüre zu stellen und in Formenlehre und Syntax alles zu diesem Zwecke nicht unbedingt Notwendige auszuscheiden, das Wesentliche aber dafür um so fester einzuprägen.“ „Die sicheren Ergebnisse der Sprachwissenschaft sind nur da zu verwenden, wo sie zur Befestigung des Gelernten und zur Vereinfachung des Unterrichts beitragen.“ „In der Lektüre ist auf genaues grammatisches Verständnis überall zu dringen; doch tritt bei der Schriftstellererklärung die grammatisch-sprachliche Seite auf den obersten Stufen mehr und mehr zurück, so daß hier das Interesse vorwiegend für den Inhalt und die Kunstform in Anspruch zu nehmen ist.“ „Die Lektüre einer attischen Prosaschrift kann in O III begonnen werden, nachdem die Verba auf $\mu\sigma$ gelernt sind.“ „Es empfiehlt sich, in U II mit der Anabasislektüre fortzufahren; daran kann sich die Lektüre einer andern Schrift Xenophons anschließen.“ „Für die Prosalectüre der O II eignen sich in erster Reihe Herodot und die Memorabilien.“ „Der Odysseelektüre sind in U II und O II das ganze Jahr hindurch wöchentlich zwei Stunden zu weisen.“ „Die stehende Lektüre der I bilden Plato, Thucydides und Demosthenes.“ „In der Dichterlektüre der I nimmt die Ilias die erste Stelle ein.“ „Von der Ilias ist jedenfalls der größere Teil, von Sophokles mindestens eine Tragödie ganz zu lesen.“

III. Die Stundenzahl, welche dem lateinischen Unterricht des Realgymnasiums zu gewähren ist, bzw. zugewiesen werden kann, wie auch der gesamte Lehrplan des letzteren, weisen darauf hin, daß Latein auf dem Realgymnasium anders zu betreiben sei als auf dem Gymnasium. Nach welcher Unterscheidung von dem Gymnasialunterrichte wird das Realgymnasium in dies n Fache zu streben haben?

IV. Entwurf des Kanons von Jahreszahlen, dessen Herstellung in den Erläuterungen zu dem Lehrplane der Gymnasien vom 31. März 1882 empfohlen worden ist, für Gymnasien, Realgymnasien und Oberrealschulen sowie die diesen Anstalten entsprechenden kleineren Schulen. „Es sind hierbei die in jeder einzelnen Klasse zu lernenden Jahreszahlen bestimmt anzugeben.“ Man einigte sich u. a. darüber, daß der Kanon dem Lehrer nicht verwehrt im Geschichtsvortrage reichlicher zu danken, daß ein auf den Kanon beschränktes Wissen, sofern die geschichtlichen Kenntnisse im übrigen befriedigten, für das Abiturienten-Examen genüge, daß der Kanon aus den Lehrpenssen des ersten Geschichtskurses in IV, U II und O III hervorgehe und für die Vorträge in den oberen Klassen als ein „eiserner Bestand“ vorauszusetzen sei. Es wurde eine Kommission von drei Mitgliedern zur Ausarbeitung eines Kanons, der die Grundlage des in jeder Anstalt zu vereinbarenden Kanons bilden sollte, von der Versammlung gewählt.

H. Kern.

VIERTE ABTHEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

7. E. Neidhardt, Die Bildung des Willens. Der Begriff der Erkenntnis. Zwei Festreden. Berlin, Wiegandt und Grieben, 1885. 60 S.
8. Aug. Vogel, Systematische Darstellung der Pädagogik an Heinrich Pestalozzi mit durchgängiger Angabe der quellengetreuen Belegstellen aus seinen sämtlichen Werken. Mit einem Porträt Pestalozzis nebst Facsimile Pestalozzis. Hannover, Verlag von Carl Meyer (H. Prior), 1886. VIII u. 276 S. — Geh. 3,80 M.
9. Wörtlicher Abdruck urkundlicher Denkschriften aus dem ersten Halbjahrhundert (1785 — 1835) des Bestehens der jetzigen Hauptschule, des jetzigen Gymnasiums zu Dessau. Zur 100jährigen Jubelfeier dieser Anstalt am 5. Oktober 1885. Dessau, Verlagsbuchdruckerei (H. Neubürger). 192 S.
10. O. Franke, Geschichte der Herzogl. Hauptschule zu Dessau. — 1856. Nebst einem Anhang: I. Zur Geschichte der Anstalt von 1785 — 1885. II. Verzeichnis der seit dem Jahre 1785 veröffentlichten Programm-Abhandlungen, Schulordnungen, Reden und dergl. Mit zwei Abbildungen. (Schrift des Herzogl. Gymnasiums und Realgymnasiums zu Dessau.) Dessau, Verlagsbuchdruckerei bei Paul Baumann, 1885. 129 S.
11. G. Krüger, Zur Erinnerung an Gerhard Ulrich Anton Vieth, Schulrat und Direktor der Herzogl. Hauptschule zu Dessau. 1786 — 1866. Aus seinem Nachlasse herausgegeben. Ebenda 1885. 54 S.
12. G. Krüger, Friedrich Thiersch, Gottlieb Welcker und die Gymnasialreform. Rede, zur Eröffnung der XXXVII. Versammlung der Philologen und Schulmänner zu Dessau am 1. Oktober 1884 gehalten. Leipzig, B. G. Teubner, 1885. 23 S. 4. 1,20 M.
13. Johannes Ilberg, Friedrich Theodor Hugo Ilberg. Erinnerungen an sein Leben und Wirken für seine Freunde und Schüler zusammengestellt. Mit einem Bildnis in Lichtdruck. Leipzig, B. G. Teubner, 1885. 198 S. 2 M.
14. Eduard Brand, Aus der Werkstatt des Unterrichts. Bieltitz, Verlag von Josef Caesmann, 1886. 16 S. — Bemerkungen zu den neuen preussischen „Lehrinstruktionen“, den Unterricht im Lateinischen betreffend, hier besonders die Frage der von den Schülern etwa anzulegenden Colloquia erörternd.
15. A. Bouché-Leclercq, Manuel des institutions romaines. Paris, Hachette et Cie, 1886. XVI u. 655 S. 15 Fr. — Inhalt: I. La cité et son gouvernement. 1. La royauté. 2. La république. 3. L'empire. 4. L'administration du territoire. III. Les finances. IV. L'armée. V. Le droit de justice. VI. La religion. Dazu Appendice: numération, métrologie, zoologie.
16. Franz Fröhlich, Beiträge zur Geschichte der Kriegführung und Kriegskunst der Römer zur Zeit der Republik. Berlin, Verlag von Siegfried Mittler und Sohn, Königl. Hofbuchhandlung, 1886. 70 S. — Inhalt: 1) Über den Krieg und dessen Vorbereitung. 2) Über die Taktik der römischen Legionen-Infanterie. 3) Über die römische Strategie. 4) Über die Kriegsmittel und ihre Verwendung im Felde.
17. Flavii Josephi opera. Edidit et apparatus critico instruxit Benedictus Niese. Vol. II antiquitatum Judaicarum libri VI—X. Berolini

apud Weidmannos 1885. VIII u. 392 S. 12 M. — Der erste Band mit den genaueren Angaben über die Codices und deren Wert im einzelnen soll bald nachfolgen.

12. Richard Peters, Der Roman de Mahomet von Alexandre du Pont. Eine sprachliche Untersuchung. Diss. v. Erlangen 1885. Dieterichsche Verlags-Buchhandlung zu Göttingen. 82 S.

13. G. Krüger, Interpunktionslehre. Praktisch erläutert und mit Übungsstoff versehen. Berlin, L. Oehmigke's Verlag (R. Appellius), 1886. 32 S. 0,20 M.

14. Ernst Gropp und Emil Hausknecht, Auswahl französischer Gedichte. Für den Schulgebrauch zusammengestellt. (A. u. d. T.: Französische und englische Schulbibliothek. Herausgegeben von Otto E. A. Dickmann. Poesie und Drama. Band I. Französisch.) Leipzig, Bongersche Buchhandlung (Gebhardt u. Willisch), 1886. XI u. 224 S. — Die Sammlung enthält Stoff zur poetischen Lektüre für die Klassen Quinta bis Prima; vorzugsweise wird die Poesie des 19. Jahrhunderts berücksichtigt. Die Reihenfolge der Gedichte ist chronologisch, ein Anhang enthält alphabetisch geordnete Nachrichten über die Verfasser.

15. A. Hoppe, Lehrbuch der Englischen Sprache für Schulen. (Nicht für den Selbst-Unterricht.) Erster Teil: Elementarbuch. Mit besonderer Berücksichtigung der Aussprache und Angabe letzterer nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Zweite Auflage. Berlin, Langenscheidtsche Verlags-Buchhandlung, 1886. XII, 265 u. XXXIX S. 2,40 M (ungebunden).

16. F. J. Wershoven, Englischcs Lehr- und Lesebuch auf phonetischer Grundlage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1886. VIII u. 228 S. 2 M.

17. Aus allen Erdteilen. Geographische Charakterbilder, vollständig in 20 reich illustrierten Lieferungen. Zusammengestellt und herausgegeben von O. Hellinghaus und J. Treuge. 1. u. 2. Lieferung. Münster in Westf., Heinrich Schöningh, 1886. Jede Lief. 0,45 M. — Das Werk soll in einem abgeschlossenen Bande von ca. 40 Bogen sämtliche Erdteile umfassen und zwar in alphabetischer Reihenfolge, beginnend mit Afrika. Die in den beiden Lieferungen enthaltenen Artikel rühren von Stanley, Camrou, Johnston, Gießfeldt, Pechuël-Loesche, Büttner, Fritsch, Livingstone u. a. her.

18. Johann Viola, Mathematische Saphiren: Zweite, vermehrte Auflage. Wien, Carl Gerolds Sohn, 1886. 23 S. 0,60 M.

19. C. Erck, Spruchbuch zu den fünf Hauptstücken nebst Luthers Erklärung. Fünfzehnte, sorgfältig durchgesehene Auflage. Bensaver, Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior), 1886. 87 S. 0,35 M.

20. W. Bünte, Zweistimmige Chorgesänge für die Oberklassen der Volksschulen sowie für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Ebenda, 1886. 80 S. 0,60 M.

21. Die Jugend- und Volks-Litteratur. Ein Ratgeber und Warn. Herausgegeben von J. Müllermeister. Erster Jahrgang Nr. 1. Anchen, Rud. Barth, 1886. 16 S. Monatlich 1—1½ Bogen, Pr. des Jahrg. 2 M.

22. Rud. Dietlein, Welche Schriftart sollen wir beibehalten, die Rundschrift — oder die Eckenschrift? Wittenberg, R. Herressé, 1886. 30 S.

23. Friedr. Küchenmeister, Der Mangel an Ärzten hauptsächlich in Sachsen. Dresden, R. v. Grambkow, 1886. 45 S.

24. O. H., Über die Geheimlehre. Betrachtungen. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau), 1886. 22 S.

25. Sphinx, Monatschrift für die geschichtliche und experimentale Begründung der übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage, herausgegeben von Hübbe-Schleiden. Ebenda 1886. 1. Heft. IV u. 84 S. 2,50 M.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Zur Einrichtung von Schüler-Bibliotheken.

Seit langen Jahren mit der Verwaltung von Schüler-Bibliotheken betraut, hat Schreiber dieser Zeilen vielfache Gelegenheit gehabt, auf diesem Gebiete Beobachtungen zu machen und Erfahrungen zu sammeln. Möge es ihm gestattet sein, dieselben in einem weiteren Kreise von Amtsgenossen mitzuteilen, zugleich mit der Bitte um Ergänzung und — wenn erforderlich — Bechtigung. Es ist ja ein so weitschichtiges Gebiet, welches ein einzelner schwerlich zu übersehen vermag, es findet sich soviel in der Jugend nach Inhalt oder Form Ungeeignetes, das nur durch die vereinten Kräfte vieler einigermaßen ein Abschlufs gewonnen werden kann.

Beginnen wir mit der deutschen National-Litteratur. Da die klassischen Werke unserer Litteratur jetzt so außerordentlich billig zu haben sind, so kann man von einem Schüler der oberen Klassen¹⁾ sehr wohl verlangen, das er wenigstens die Hauptwerke sich selber nach und nach anschaffe. Die Vorteile, welche der eigene Besitz einer solchen kleinen Bibliothek nach mehr als einer Seite hin für den Schüler haben muß, liegen auf der Hand. Als Kanon dieser für den Schüler in erster Linie stehenden Werke dürfte, in wesentlicher Beschränkung auf die ersten Blütenperioden, folgende Auswahl gelten können:

I. Nibelungenlied. — Gudrun. — Walther von der Vogelweide — in guten, bei den beiden ersten auch kürzenden Übersetzungen²⁾. Die Lektüre des mittelhochdeutschen Textes ist durch die neuesten Lehrpläne ausgeschlossen, obgleich eine solche vorzuziehen wäre, da eine Übersetzung das Original hier ebenso wenig ersetzen kann als bei Homer und Horaz.

II. Klopstock: Oden. — Lessing: Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, Laokoon. — Herder: Cid, Stimmen der Völker.

¹⁾ Diese hat Verf. zunächst im Auge. Doch wird vieles von dem Gesagten allgemeinere Geltung haben, namentlich auch auf Tertia Anwendung finden.

²⁾ Auch bei Walther ist wohl eine Auswahl zweckmäßiger.

— Goethe: lyrische Gedichte, Götz, Egmont, Iphigenie, Tasso, Faust, Hermann und Dorothea. — Schiller: ganz¹⁾. — Th. Körner: Leier und Schwert. — H. v. Kleist: Prinz von Homburg. Käthchen von Heilbronn, Michael Kohlhaas. — Uhland: Balladen.

Ist der Schüler nun selber im Besitz dieser Werke, so ist es kaum noch erforderlich, daß die Lesebibliothek der Anstalt die bloßen Texte enthalte. Dagegen muß der Schüler, da doch nicht alle hier aufgeführten Werke in den Unterrichtsstunden selbst gelesen und besprochen werden können, gute Kommentare zu privatem Studium in der Bibliothek finden. Hierzu empfehlen sich weniger die zusammenhängenden, breit ausgeführten Erklärungsschriften, z. B. die von Rönnefahrt, Kuenen. Derlei Werke, welche Gang und Idee einer Dichtung, die Charaktere u. s. w. ausführlich darstellen, ersparen dem Schüler doch zu sehr das Nachdenken, das eigene Suchen und Finden und können außerdem leicht bei Anfertigung schriftlicher Arbeiten (Aufsätze) durch Abschreiben gemißbraucht werden. Diese Bedenken fallen fort bei den kurzgefaßten Kommentaren, welche nebst dem Texte selbst nur das zum Verständnis unbedingt Notwendige bieten, wie die von Denzel, Schäfer, Bieling, von Zimmermann (zu einer „Auswahl aus Goethes lyrischen Gedichten“)²⁾ und ähnliche. Ausführliche Lebensbeschreibungen sind vor allem erforderlich für die beiden Dichtorfürsten Goethe und Schiller (von Viehoff, Spielfs).

Demnächst müssen diejenigen Litteraturwerke, welche für den Schüler in zweiter Linie stehen, deren Anschaffung man von ihm nicht gerade verlangen kann, in der Schüler-Bibliothek vertreten sein. Also etwa (unter Berücksichtigung des litterar-historischen Gesichtspunktes):

Das Waltherlied (Waltharius) in einer Übersetzung wie von Linnig. — Wolfram von Eschenbach: Parcival (Übersetzung). — Luther: Auswahl (Delius). — H. Sachs: Auswahl (Hopf). — Grimmelshausen: Simplicissimus (in einer hinreichend gekürzten Ausgabe)³⁾. — Gellert: Fabeln und Erzählungen. — Klopstock: der Messias. — Wieland: die Abderiten. — Lessing: Nathan, hamburgische Dramaturgie u. s. w. (Sämtliche Werke). — Herder: Fragmente zur deutschen Litteratur, kritische Wälder, vom Geiste der hebräischen Poesie, Briefe das Studium der Theologie betreffend, Ideen zur Philosophie der Ge-

¹⁾ Da bei einer Auswahl doch nur sehr wenig zurückgelassen werden könnte.

²⁾ Welche dem Schüler auch wohl statt der gesamten Lyrik Goethes zu empfohlen ist.

³⁾ Die Reclamsche Ausgabe (Universal-Bibliothek) erfüllt diese Bedingung trotz mancher Streichungen nicht. Dagegen ist Elard Hugo Meyers Bearbeitung (Nordwestdeutscher Volksschriftenverlag) unläugig.

nichte. — Goethe: Werther, Clavigo, Wahrheit und Dichtung, Ineke Fuchs (neben der Übersetzung von Soltau) u. s. w. — audijs: der Wandsbecker Bote, Auswahl (von Trompeter)¹⁾.

Hebel: allemannische Gedichte, Schatzkästlein (Auswahl von eninger). — Iffland: die Jäger. — Kotzebue: Phacter Feldmmel, die Kleinstädter. — Jean Paul: etwa Titan, Quintus klein, Katzenbergers Badereise. — H. v. Kleist: die Hermannsbacht, der zerbrochene Krug. — Th. Körner: Zriny. (Sämtliche Werke.) — E. M. Arndt: Gedichte. — Schenkendorf: dichte. — Müllner: die Schuld (Ausgabe der „Expedition der eya“). — Platen: Gedichte, die verhängnisvolle Gabel. — mermann: der Oberhof. — Chamisso: Gedichte, Schlemmhl. — Lenau: Savonarola. — Grillparzer: Dramen (insbesondere s goldene Vlies, der Traum ein Leben). — Halm: der Fechter n Ravenna. — Raimund: der Verschwender. — Rückert: edichte (kleine Ausgabe in einem Bande). — Uhland: Dramen eonders Herzog Ernst). — Hauff: Märchen, Lichtenstein. — inkel: Otto der Schütz. — Gutzkow: Zopf und Schwert, r Königsleutenant. — Laube: die Karlsschüler. — Scherenberg: Leuthen, Ligny, Waterloo. — Geibel: Gedichte, Brunild²⁾, Sophonisbe. — Paul Heyse: Meleager, Hans Lange. — ottschall: die Rose vom Kaukasus. — Mosenthal: der Sonnendhof (gutes Volksstück). — Weilen: Graf Horn (interessantes eibild, gewissermaßen der Vorabend der französischen Revolution). — Harmlose Lustspiele wie Angely: die Reise auf gemeinshafliche Kosten, Töpfer: Rosenmüller und Finke, Wichert: in Schritt vom Wege. — Fritz Reuter: vor allem Ut mine tromtid, demnächst Ut de Franzosentid, Ut mine Festungstid, eise nah Belligon, Leuschen un Rimels — das Lustspiel: die rei Langhänse.

Auch hier werden bündig erläuternde Ausgaben, wo es deren lebt, den bloßen Texten vorzuziehen sein; so Kleist von Siegen, Paul (Katzenbergers Badereise) von Sievers u. ähnl. Diese, je auch Textausgaben, enthalten meistens zugleich einen Lebensbrifs des Dichters, was hier auch im allgemeinen ausreichend ist.

Unter den Litteraturgeschichten steht wegen der so schmackvollen, schönen Form wohl immer noch Vilmar für len Schüler obenan. Demnächst ist zu nennen Roquette, unter den Leitfäden besonders der reichhaltige und zugleich überchtliche von Kluge.

¹⁾ „Da bei aller Anerkennung für den Boten zugestanden werden muß, daß vieles von dem, was er vor hundert Jahren in das Land hinaustrug, jetzt veraltet ist, und neben viel Gutem und Gediegenem doch auch nicht wenig Spreu in seinen Werken sich findet“.

²⁾ Wenn nicht Aufz. I Se. 5 dieses Trauerspiels von klassischer Schönheit Bedenken erregt.

Schwer ist es, eine für die Jugend geeignete Auswahl guter Erzählungen und Romane aufzustellen. Einige sind allerdings schon in den obigen litterargeschichtlichen Aufzählungen enthalten (s. besonders Goethe, Wieland, Kleist, Hebel, J. Paul, Immermann, Chamisso, Hauff, Reuter). Werfen wir nun aber einen Blick auf die fast unübersehbare Menge des Übrigen, so findet sich doch so manches darunter, was auszuschließen ist, zunächst aus dem von dem Herrn Minister in der Verfügung vom 17. Januar 1885 hervor gehobenen Grunde¹⁾. Selbst die besten und gediegensten Schriftsteller sind in diesem Stück nicht immer zweifelsfrei, man darf ihre Werke nicht ohne weiteres hereinnehmen. So ist in Freytags Ahnen der vierte Teil („Markus König“) aus diesem Grunde entschieden ungeeignet für die Jugend; ebenso sind es zum Teil Melchior Meyrs „Erzählungen aus dem Ries“. Auch Scheffels Eckehard ist leider nicht unbedenklich wegen Kap. 20 (Weland) 21 (der Kellermeister und Praxedis).

Manche Erzählungen, namentlich die Indianergeschichten (die „entarteten Nachkommen der Cooperschen Lederstrumpf-Romane“) sind deshalb vom Übel, weil sie zu aufregend und zu blutig sind, weil Menschenleben in ihnen zu wenig geachtet wird.

Ähnliches gilt von Jagdgeschichten, in welchen ohne Notwendigkeit und nützlichen Zweck, aus reiner Mordlust, Tierleben vernichtet wird.

Ein grelles Beispiel für beides ist Armand: „Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer aus meinem Leben in den westlichen Indianergebieten“. Hier erzählt der Verfasser in aller Gemütsruhe, wie er flüchtige Indianer verfolgt und schließlich mit seiner niemals fehlenden Büchse erlegt, unter Beihilfe seines großen Hundes, der die Verwundeten vollends zerreißt und sich an ihnen satt frisst. Dazu noch die Sprache, welche dabei geführt wird, die höhnischen Redewendungen für Sterbende und Tote („er bib ins Gras“, „er war schon im Reiche seiner Väter“ u. ähnl.)! Eine solche Lektüre, die nur zur Verrohung führen kann, ist für unsere Jugend entschieden ungeeignet.

Als frei von diesen schwerwiegenden Mängeln erscheinen unter anderen:

Wilibald Alexis (Häring): Romane aus der brandenburgisch-preussischen Geschichte. — Freytag: Soll und Haben. Die Ahnen (abgesehen von Teil 4: Markus König). — Wildenhahn: Erzgebirgische Dorfgeschichten. — Ziemssen: Vergangene Tage (Erzählungen aus der pommerschen Geschichte). — Biernatzki: die Hallig. — Gerstäcker: die Regulatoren in Arkansas.

¹⁾ „— Lesebücher, in denen sich Stellen finden, welche durch den Reiz der Lüsternheit insbesondere für gewisse Altersstufen gefährlich sind.“

Die genannten Romane sind grossteils geschichtlich; dabei entsteht freilich sofort ein neues Bedenken. Wenn ein geschichtlicher Roman die Zeit, in welcher er spielt, getreu und lebensvoll schildert, ohne willkürliche Abänderung der grundlegenden historischen Ereignisse und Personen, so kann er ja neben der Annehmlichkeit, die seine Lesung gewährt, auch noch Nutzen stiften, indem er der weniger lebhaften Einbildungskraft des Lesers nachhilft. Ist dies aber nicht der Fall, empfängt die Jugend, welcher der Lehrer, oft mit grosser Mühe, die erforderlichen geschichtlichen Kenntnisse beizubringen sucht, ein unrichtiges Bild der Ereignisse und Persönlichkeiten, so ist solche „Geschichtsklitterung“ vom Übel. Denn die so empfangenen Eindrücke haften und lassen sich schwer oder gar nicht wieder verdrängen.

Dieses Bedenken trifft einen grossen Teil der jetzt so beliebten geschichtlichen Romane. Wird die Zeit der Handlung gar zu weit zurückverlegt, nicht um Jahrhunderte, sondern um Jahrtausende, so ist es ja nicht anders möglich, als das moderne Anschauungen sich allerorten eindrängen, das Gesamtbild somit ein schiefes wird. Da gilt dann Ernst Ecksteins treffendes Wort (zunächst gesagt in Bezug auf Ebers ägyptische Romane):

„Ich bin die Sphinx, die wunderbare,
Und Rätsel biet' ich oft und gern;
Die Basis zählt viel tausend Jahre,
Doch alles andre ist modern“.

Ferner, wenn der Verfasser sich in bewusster Weise soweit von der äusseren geschichtlichen Wahrheit losmacht, das er die leitenden Hauptpersonen beiseite schiebt und an ihrer statt frei erfundene Figuren und Phantasiegebilde einschmuggelt, wie der nämliche Eckstein in seinem „Prusias“, so ist ein solcher Roman schon deshalb für die lernende Jugend nicht geeignet. Es müfste dann ja der Geschichtslehrer, so oft er an einen durch dergleichen Romane behandelten Abschnitt käme, seinen Schülern sagen: „Nun vergesst erst einmal alles, was ihr dort gelesen habt! Nicht jener geheimnisvolle Prusias, sondern Spartacus ist der Führer des Sklaven-Aufstandes, einen Cethegus (die Hauptperson in F. Dahns „Kampf um Rom“) hat es nie gegeben“ u. s. w. — und damit würde der Lehrer eine Forderung stellen, die zu erfüllen doch nicht gut möglich ist.

Besonders verwerflich sind biographische Romane, in welchen der Verfasser das Leben bedeutender Persönlichkeiten als Gefäss benutzt, um seinen eigenen Geist hineinzutragen, der Leser somit ein ganz unrichtiges, willkürliches Bild, manchmal voll abenteuerlicher Erfindungen, erhält. Beispiele solcher dreisten Fälschungen sind Brachvogels „Friedemann Bach“ und Heribert Raus „Humboldt“.

Diese Übelstände fallen fort bei nichtgeschichtlichen Romanen, deren Stoff der Gegenwart entnommen ist, wie in Freytags

„Soll und Haben“, Gerstäckers „Regulatoren in Arkansas“. Der Verfasser des letztgenannten so anziehenden und lebensvollen Romans hat Amerika bereist, ist selbst in Regulatoren-Versammlungen gewesen, und somit trägt sein Buch weit mehr die Bürgschaft der Wahrheit in sich, als jene „archäologischen“ Geschichten, die mühsam aus dem Schutt und Moder früherer Jahrtausende herausgegraben sind.

Eine Ergänzung erhält diese ganze Abteilung der Bibliothek durch die Übersetzungen hervorragender Werke aus fremden Litteraturen. Solche Werke sind:

Aus der englischen Litteratur: Shakespeares Dramen in der bei uns eingebürgerten Übersetzung von Schlegel und Tieck (auf deren Grundlage der „Bühnen- und Familien-Shakespeare“ von Eduard und Otto Devrient, die 16 wichtigsten Dramen enthaltend, mit Weglassung dessen, was nur „Sitte und Geschmack jener Zeit zulieft“). — W. Scotts Romane (vor allem Ivanhoe). — Coopers Romane. — Box (besonders Oliver Twist). — (Dagegen sind Marryats Romane höchstens in einer strengen Auswahl zulässig — namentlich nicht „der Pascha“, nicht „Japhet“, nicht „Snarleyow“!)

Aus dem Schwedischen: Tegnér's Frithjofsage.

Aus dem Französischen: die Hauptwerke von Corneille, Racine, Molière. Eine im ganzen vortreffliche neuere Erzählung ist Erckmann-Chatrian, Geschichte eines Anno 1813 Konskribierten. Noch besser ist Hector Malot, Ohne Familie. Autorisierte Übersetzung von M. Muchall — (eine Dorfgeschichte in größerem Mafsstabe, einfach, rein und dabei so anmutend und interessant, die Schreiber dieser Zeilen ganz besonders der Beachtung empfehlen möchte).

Aus dem Spanischen: Calderon (übersetzt von Grimm), das Leben ein Traum, der standhafte Prinz. — Aus dem Russischen: Gogol, der Revisor (übers. von Lange, Universal-Bibliothek). — Aus dem Indischen: Kalidasa, Sakuntala (übers. von Lobedanz).

Geschichte. In erster Linie stehen hier diejenigen Werke, welche größere Abschnitte der allgemeinen Geschichte oder die Geschichte einzelner Hauptvölker und Staaten zusammenhängend behandeln¹⁾. Dem Schüler ist es besonders darum zu thun, neben dem meist trockenen Leitfaden eine ausführlichere fortlaufende Darstellung zu haben, welche er im Unterricht für längere Zeit benutzen kann.

Derartige Werke sind für die orientalische Geschichte: Pahle; für die griechische Geschichte: Roth, Jäger, Pfizer; für die römische Geschichte: Jäger, Peter (außer der „Ge-

¹⁾ Also nicht „Erzählungen aus der alten Geschichte, aus dem Mittelalter“ u. s. w.

hte Roms“ in zwei Bänden auch die kürzere Fassung in n Bände); für die deutsche Geschichte: Duller (fortgesetzt Pierson), Kohlrausch (bearbeitet von Kentzler), Dittmar; die brandenburgisch-preussische Geschichte: Hahn, mermann, Voigt, Pierson — auch Ferd. Schmidt, ifsens Geschichte in Wort und Bild.

Was das Studium der großen Werke von Curtius, Momm-, Ranke, Heusser, Droysen u. s. w. betrifft, so fehlt es Schüler, von anderem abgesehen, dazu an der Zeit. Denn Sache steht jetzt nach den Beobachtungen des Einsenders so, in der Theorie über die Erleichterung der Schüler viel gehen und geschrieben wird, während in der Praxis die Be-ang eher zu- als abnimmt. Die Schüler der oberen Klassen infolge der Forderungen, welche der Lehrer nach den be-enden Vorschriften stellen muß, so sehr mit Arbeiten besetzt, mitunter kaum ein Tag der Woche von einer großen Arbeit (satz, mathemat. Exercitium, umfassendere Wiederholung) frei bt. Wo soll da noch Zeit und Lust herkommen zu wirklich innbringendem Studium umfangreicher Geschichtswerke?

Dagegen mögen für besonders wichtige und anziehende Pe- Einzeldarstellungen in der Bibliothek sein, namentlich für ge: für die Feldzüge Alexanders des Großen: Hertzberg; die punischen Kriege: Jäger; für den dreißigjährigen Krieg: orschil; für den siebenjährigen Krieg: Archenholtz, neu usgegeben von Potthast; die Schlachtenbilder von Kutzen as dem siebenjährigen Kriege“, „Der Tag von Kolin, — Leuthen, Liegnitz“); für die Feldzüge von 1812—15: Beitzke; für den g von 1870—71: König, Fontane. Einzeldarstellungen der wichtiger Parteen sind im allgemeinen überflüssig; die üler lesen sie doch nicht.

Ziemlich dasselbe gilt auf dem Gebiete der Biographie. der Schüler sich interessiere für eine ausführliche Lebens- schreibung von dem älteren Cato (Jäger, Darstellungen aus der ischen Geschichte, Heft 3, 430 S.) oder von Attila und en Nachfolgern (Thierry, 500 S.) oder gar von Cornelis Hout-, Michael Symes, Francis Pyard u. a. (Külb, Länder- und erkunde in Biographien), von den Hofzeremonienmeistern

Wasserpoeten Canitz und Besser — das ist nicht gerade zu arten, trotz der vielleicht meisterhaften Darstellung. Was nen aber selbst die besten Bücher nützen, wenn sie ungelesen tehen?

Überhaupt kommt für die Geschichte der biographische Stand- akt hier weniger in Betracht als auf den früheren Stufen. Nur an es sich um Ausarbeitung von Vorträgen handelt, werden üler gern abgerundete, nicht allzu ausführliche Lebensbeschrei- ngen, wie z. B. Stoll, die Helden Griechenlands und Roms, s der Bibliothek entnehmen wollen.

Für die Kulturgeschichte sind klassisch: Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit, die auch gern gelesen werden¹⁾. Dagegen werden trockene Werke über griechische und römische Altertümer kaum beachtet; die Schüler begnügen sich mit dem, was sie gelegentlich bei der Lektüre erfahren. Lebendigere Darstellungen, z. B. „Pompeji und die Pompejaner“ von Wedel, „das alte Wunderland der Pyramiden“ von Oppel, in welchen die Beschreibung mit Erzählung gemischt ist, haben mehr Anziehungskraft.

Sage und Mythologie. Die Sage des Altertums wird schön vertreten durch Schwab und Stoll, die des deutschen Volkes durch Bäsflers Sagenbibliothek, besonders „Neue Folge“, Heft 4: „Sagen aus der Geschichte des deutschen Volkes“, Heft 5: „Sagen aus allen Gauen des Vaterlandes“ (darin auch Faust, Hamlet nach Saxo Grammaticus, die Schildbürger, Till Eulenspiegel), — ferner durch Wägner: „Unsere Vorzeit“. Letzteres enthält zugleich eine Mythologie, wie denn Mythe und Sage vielfach eng zusammenhängen. Gute mythologische Werke sind ferner: Stoll, Handbuch der Religion und Mythologie der Griechen und Römer. Göll, die Göttersagen und Kultusformen der Hellenen, Römer, Ägypter, Inder, Perser, sowie der nordisch-germanischen Völker. Reusch, die nordischen Göttersagen. Colshorn, deutsche Mythologie (nicht illustriert, wie die vorhergehenden Werke, aber in schöner begeisterter Darstellung geschrieben).

Geographie. Auf geographischem Gebiete liegt für den Schreiber dieser Zeilen als bemerkenswerte Erfahrung die Vorliebe der Schüler für Reisebeschreibungen vor. Während die besten geographischen Schilderungen, wie Kutzen, „das deutsche Land“, fast nie verlangt wurden, waren Reisen immer sehr begehrt. Dies ist auch nicht schwer zu erklären. Einfache Beschreibungen ermüden bald und sind langweilig; erst wenn die Beschreibung in Handlung umgesetzt wird (wie nach Homers Vorbild in Goethes Hermann und Dorothea, Gesang 4), gewinnt sie das ausreichende Interesse. So bestätigen sich auch hier die Sätze, welche Lessing im Laokoon, besonders in Kap. 16 f., aufgestellt hat.

Als beliebte Werke dieser Art erscheinen außer Möllhausens Reisen in die Felsengebirge Nordamerikas vorzüglich die Spammerschen Verlagsartikel, wie Livingstones Entdeckungsreisen in Afrika, Kanes Nordpolfahrten u. a. m. (weniger zu empfehlen Andree, wirkliche und wahrhaftige Robinsonaden). Vorallem beliebt ist jedoch, zumal seit Beginn der deutschen Kolonialbestrebungen, das deutsche Flottenbuch von Berndt und H. Smidt.

¹⁾ Sei es dem Einsender gestattet, hier auf die von ihm verfasste einschlägige Schrift: „Die deutschen Familiennamen, geschichtlich, geographisch, sprachlich“ hinzuweisen, in welcher der Versuch gemacht ist, die wesentlichsten Ergebnisse der bisherigen Forschungen auf diesem Gebiete in möglichst übersichtlicher Form allgemeinverständlich darzulegen (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1892).

Hierher gehört wesentlich auch Li-u Pa-yo von Ziethen, neu bearbeitet von Hintze, enthaltend Natur- und Sittenschilderungen aus dem Reich der Mitte (China), meist an dem Faden einer Reisebeschreibung, — ferner Verne, die Reise um die Erde in achtzig Tagen, und die unterseeische Reise „Zwanzigtausend Meilen unterm Meere“, wohl der gediegenste von Vernes Reiseromanen, welchen man im ganzen als ein großartiges prophetisches Bild der Zukunft lesen mag — mit seiner Fortsetzung, der „geheimnisvollen Insel“ (alle drei Romane in der illustrierten Ausgabe).

Naturwissenschaft. Ähnliches, wie von der Geschichte, gilt von der Naturkunde. Auch hier will der Schüler vorzugsweis Werke haben, welche ein größeres Gebiet, ganze Disziplinen umfassen, wie z. B. Schödler, Buch der Natur (Teil I: Physik, Astronomie, Chemie; Teil II: Mineralogie, Geognosie, Geologie, Botanik, Zoologie, Physiologie). Böhner, Kosmos (in schöner, edler Sprache). Karl Müller, das Buch der Pflanzenwelt. (Eine botanische Reise um die Welt.)

Für die Astronomie, diese in so besonderem Maße erhabene und erhebende Wissenschaft, ist außer Schödler und Böhner zu empfehlen: Ule, die Wunder der Sternenwelt. Ein Ausflug in den Himmelsraum. 2. Aufl. von Klein — ein auch für Laien sehr verständlich und anschaulich gehaltenes Buch.

Im allgemeinen ist Schreiber dieses durch seine Erfahrungen mehr und mehr zu der Erkenntnis geführt worden, daß auch für die oberen Klassen Heilands Ausspruch gilt: „Wir brauchen viel weniger Bücher, als wir meistens in unsern Schüler-Bibliotheken haben; aber wir brauchen die guten Bücher in mehr als einem Exemplar“.

Die Form. Neben dem Inhalt darf auch die Form, insbesondere der Stil, nicht unbeachtet bleiben. In manchen sonst vielleicht empfehlenswerten oder wenigstens zulässigen Werken herrscht ein Stil, der keineswegs mustergültig zu nennen ist, der also auch auf den lesenden Schüler, welcher sich noch keinen festen Stil angeeignet hat, eher schädlich als förderlich wirkt. So fällt in Würdigs Jugendschrift: „des alten Dessauers Leben und Thaten“ die nachlässige Behandlung der Partizipialfügungen auf, in Felix Dahns „Kampf um Rom“ der zerhackte Stil, da Erzählung und Rede größtenteils aus kurzen Sätzchen und Satzgliedern bestehen, die überdies meist jedes für sich einen besonderen Absatz bilden, oft in einer ganz widersinnigen Weise — nach dem Grundschema:

Vitichis schwieg.

Cethegus schwieg.

Beide schwiegen.

Eine geraume Zeit.

Zum Belege nur zwei Beispiele, wie man sie fast jeder Seite entnehmen kann:

- | | | | |
|----|--|----|---|
| a) | „Lafs mich.
Ich gehöre dem Tode.
Und hielten mich auch diese
Bande nicht — ich folgte dir
doch nicht!
Zurück in die Welt?
Die Welt ist eine grofse Lüge.
Alles ist Lüge“. | b) | Hildebrand stand langsam an
„Nichts ist untragbar, was notw
dig ist.
Auch der Winter ist tragbar.
Und das Alter.
Und der Tod.
Sie kommen, ohne zu fragen: we
ihr's tragen?
Sie kommen.
Und wir tragen's.
Weil wir müssen.
Aber ich höre Frauenstimme u
rauschende Gewande.
Gehen wir“. |
| | „Du hast Recht! Sterben ist
besser.
Lafs mich sterben mit dir.
Und verzeih mir.
Denn auch ich babe dir ge-
logen“. | | |
| | „Es mag wohl sein.
Es wundert mich nicht“. | | |

So im wesentlichen geht es vom zweiten Bande an durch drei Bände hindurch bis zum Schlufs.

Ganz besonders mufs man bei Übersetzungen aus fremden Sprachen auf der Hut sein, da dieselben oft erstaunlich nachlässig und flüchtig angefertigt sind und infolge dessen von Verstößen gegen den guten deutschen Ausdruck und Satzbau, gegen die Grammatik wimmeln.

So enthält eine Übersetzung des vorhin erwähnten Buchs von Erckmann-Chatrains Erlebnisse eines Konkribierten d. Jahres 1813 — aus dem Französischen von C. von C.¹⁾ — eine Menge Gallicismen, namentlich auch schlechtgebauete Sätze, wie

„Er war Eigentümer der besten Wiesen, hatte verschiedene Weinberge und mehrere Häuser, sowie Inhaber einer hübschen Summe baren Geldes aufserdem“. — „Zwei oder drei Dragoner auf der kleinen Mauer stehend, neben einem Topf mit *pois* gefüllt, der brannte, die Arme über ihre langen, weissen Mäntel gekreuzt, waren mit Blut bespritzt, dafs sie wie Schlächter aussahen“. — „Die Ochsen ersetzen die Pferde und um zugleich zum Lebensunterhalte zu dienen, wenn man solche braucht sollte.“ — „In der grofsen hallischen Strafsse, in dieser alten Stadt mit ihren vielen Läden, ihren mit Waren aller Art angefüllten Thorwegen, ihren merkwürdigen Giebelhäusern, den schwerfälligen, niedrigen, kolossalen Wagen, beladen mit Kästen und Ballen, kurz, das Geräusch und das aktive Leben dieser Handelsstadt setzten mich in Erstaunen“.

Was für ein nachlässiger, unbeholfener, undeutscher, und ein Wort elender Satzbau!

An Stelle der Gallicismen treten in Übersetzungen aus dem Englischen Anglicismen. So finden sich in einem Bande d

¹⁾ Der Übersetzer hat sich nur so bezeichnet. Besser ist die Übersetzung von Rob. Habs in der Universal-Bibliothek.

Marryat-Übersetzung von Kolb unter andern folgende fehlerhafte Formen, Ausdrücke und Konstruktionen, die dann meist durch das ganze Buch hindurchgehen:

„Wenn ich mich unterfänge“ (statt —linge). — „Es erwahrt sich das Gegenteil“. — „Ich würde eben so lieb einen meiner Mitmenschen umbringen“. — „Die Überpflanzung der Schiffsmannschaft auf die Melpomene“. — „Nicht so fast aus Achtung, sondern weil —“. — „Weiter braucht sie nicht zu wissen“ (statt mehr). — „Teile mir alles mit, auf was du dich von deinen Reden noch entsinnen kannst“ (so auch immer: „sich auf etwas erinnern“). — „Sich um einen annehmen“, „ein Examen erstehen“, „allen Kräften aufbieten“, „darüber sehr zufrieden sein“ u. s. w. — „Besuche mich diesen Abend! Ich werde dann besser sein“ (statt mir wird —).

Um die Dreizahl vollzumachen, diene schliesslich als Beispiel das vortreffliche satirisch-komische Zeitgemälde von Gogol: „die toten Seelen“ (aus dem Russischen), in der Übersetzung der Universal-Bibliothek, welche auch Inkorrektheiten in Menge enthält: „Gebe“ (statt gieb), „nehme“. — „In einer Rolle gewunden“. — „Er brachte Zwietracht zwischen Verlobten“. — „Endlich kamen sie an die Grenze, einem schmalen Graben und einem hölzernen Pfeiler“. — „Jeder hat sein Steckenpferd: beim einen die Hunde, beim andern die Musik“. — „Dafs sie gerade drein (statt in das) willigen, was sie früher zurückgewiesen“. — „Ihren Lebenslauf vollendete Seelen“. — „Deine wenige Genauigkeit“ (statt geringe). — „Nebstbei“ (statt nebenbei). — „Ihr letzter Anbot“ (statt letztes Gebot) u. s. w.

Diese kleine Blütenlese, welche bei allen drei Werken noch sehr vermehrt werden könnte, wird wohl genügen, um das, was oben inbetreff der Übersetzungen gesagt ist, zu rechtfertigen.

Stolp.

Alb. Heintze.

Zur griechischen Schulgrammatik.

Nur über wenige Punkte dürfte in pädagogischen Kreisen so allgemeine Übereinstimmung herrschen, wie darüber, dafs sich der Elementarunterricht in den klassischen Sprachen und ganz besonders im Griechischen auf das Notwendigste beschränken, dafs alles irgend Entbehrliche ausgeschieden werden müsse. Die schon früher in diesem Sinne laut gewordenen Stimmen haben durch die neuen preussischen Lehrpläne von 1882 die stärksten Bundesgenossen erhalten, und von allen Seiten ertönt der Ruf nach Konzentration und Beschränkung auf das Notwendigste. Wir in der Schweiz, wo der griechische Unterricht noch mehr als ander-

wärts mit Vorurteilen und ungünstigen Verhältnissen aller Art zu kämpfen hat, empfanden jenes Bedürfnis schon früher recht lebhaft, und manch einer suchte nach Kräften durch Beschränkung und bessere Anordnung des Stoffes, als sie das offizielle Lehrmittel bot, für die Schüler Erleichterung und für die Lektüre mehr Zeit zu gewinnen. Auch der Schreiber dieser Zeilen suchte längere Zeit hindurch einen sicheren Boden für eine sachgemäße Vereinfachung des Lernstoffes zu schaffen und durch hektographierte tabellarische Übersichten dem Schüler Zeit und Arbeit zu sparen. Mit Hilfe der größeren vorhandenen Sammelwerke und aller neueren Lehrbücher, welche ausdrücklich „Beschränkung auf das dem Schüler Notwendige“ verheißten, sowie auf Grund eigener Sammlungen zu einzelnen Schriftstellern und des in Zeitschriften, Rezensionen etc. niedergelegten Materials suchte ich festzustellen, was nötig und was entbehrlich sei, und schied so eine Menge von Dingen aus. Aber je genauer ich anging, die Schriftsteller selber zu mustern, um so mehr mußte ich mich überzeugen, daß die genannten Hilfsmittel absolut unzureichend seien. Dinge, die sich in jedem Elementarbuch fanden, waren in den Klassikern kaum aufzutreiben, und Behauptungen, welche mit bewundernswerter Sicherheit und mit der Miene überlegener Sachkenntnis aufgestellt wurden, mußte ich nach dem vorliegenden Material für falsch oder doch für recht fraglich halten. Es zeigte sich mir immer deutlicher, daß in jenen Lehrbüchern, deren Verdienste oder Vorzüge durchaus nicht in Abrede gestellt werden sollen, die verheißene „Entlastung“ und „Sichtung“ nicht auf Grund wirklicher Kenntnis dessen erfolgt war, was häufig und notwendig oder selten und also entbehrlich ist, sondern daß man vielfach rein willkürlich eklektisch „alles strich, was etwa entbehrlich schien“¹⁾. Und jene Sammelwerke, so verdienstlich sie in ihrer Art sind, verfolgen eben andere Zwecke²⁾.

So blieb denn, wenn ich eine feste, sichere Grundlage für eine „kritisch-gesäuberte“ Schulgrammatik gewinnen wollte, nichts anderes übrig, als die gesamte griechische Litteratur, soweit sie überhaupt auf deutschen Gymnasien gelesen wird, genau durchzugehen und nach dem genannten Zwecke zu excerptieren. „Daß es eine jahrelange, zum Teil recht mühevoll Arbeit sein werde,

¹⁾ Den Beweis für diese Behauptungen habe ich für zwei Wortkategorien im Vorwort zu meiner Grammatik S. IV—VI erbracht. Ich habe für jene Nachweise absolute Vollständigkeit nicht behauptet (s. Vorw. S. VIII); um so mehr darf ich feststellen, daß bis jetzt gar nichts Thatsächliches dazu oder dagegen beigebracht worden ist; denn es ist ein Irrtum, wenn es Jahrbuch. XII 36 [in dieser Ztschr. 1886] heißt, es fehlen bei mir S. V „neben *ἀναρτήσιμος*, *-λατῆτος* Xen. Mem. I 2, 12. 26. Isokr. VI 135“; siehe unten S. 342. — Bei dieser Gelegenheit sei nachgetragen, daß im Vorw. S. VII bei Plato „Laches“ und S. IX in Anm. 25 „Dem. 20, 159 (*ὀυμῆμορας*)“ beigelegt sind.

²⁾ Vgl. meine Bemerkungen über das treffliche Werk von Votter im Vorwort S. X Anm. 28.

er mir von Anfang an klar; aber wenn ich den Zweck, die Befreiung von Schule und Schüler von all dem unnützen Ballast von Raritäten, Ausnahmen und Innessen, erreichen wollte, so durfte ich auch das einzige Mittel nicht umgehen; zugleich versprochen ja diese Vorarbeiten für alle weitere Untersuchungen eine sichere Basis zu werden.“ Dabei zog ich, natürlich unter Berücksichtigung der betreffenden Ausführungen von Bonitz, Wiese, Schrader, Schimmelpfeng u. a., wie der Schulbücherliteratur, und nach sorgfältiger Umschau in den Programmen, die Grenzen der zu excerpirierenden Schriftwerke möglichst weit, gewiß eher zu weit als zu eng, wie seither von anderer Seite bemerkt worden ist¹⁾.

Auf Grund des so beschafften und dann nach den vorhandenen Sammelwerken kontrollierten reichen statistischen Materials wurde meine „Griechische Schulgrammatik. Mit einem Anhang, enthaltend Repetitionstabellen. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1884“ ausgearbeitet. Das Buch will durchaus nicht eine neue Lehre, ein „neues System“ oder dergl. bringen; aber den Anspruch erhebt es, auf Grund selbständiger Vorarbeiten den für die Schule notwendigen Lernstoff in sorgfältiger, bis ins Einzelste wohl erwogener Auswahl und Beschränkung darzubieten, auf wissenschaftlicher Grundlage, aber nach praktischen Gesichtspunkten verarbeitet, und zwar in einer Form, die es nicht auf eine möglichst kleine Seitenzahl, wohl aber auf eine das Lernen möglichst erleichternde Darstellung absieht. Dafs Gleichheit und Abrundung wohl angestrebt werden, aber bei dem überreichen Material nicht überall auf den ersten Wurf zu erreichen waren, hebt das Vorwort ausdrücklich hervor, und ebenso, dafs kleine Unebenheiten, Versehen und einzelne Irrtümer nicht ganz fehlen (S. VIII, XIV und 301).

Die ganze in Betracht kommende Litteratur ist ebenda S. VII bezeichnet und im Anschluß daran gesagt: „Nach dem Grundsatz, dafs der grammatische Unterricht der Lektüre dienen und durch diese seine Begrenzung erhalten solle, wurden alle nur vereinzelt vorkommenden Besonderheiten und Unregelmäßigkeiten entweder in die kleinsten druckten, nur zum Nachschlagen bestimmten Noten, oder ganz aus dem Buche verwiesen, damit die Schüler dieselben nicht mehr zu lernen haben.“

Die Entscheidung für das eine und andere war nicht immer ganz einfach; im allgemeinen wurden natürlich Xenophons Anabasis und Hellenika, Lysias, Demosthenes' kleinere Staatsreden, Platos Apol., Krito, Phädo, Protagoras und Gorgias,

¹⁾ Von Sitzler in der Philol. Rundschau V (1885) Sp. 657 fg. Dasselbe Urteil ergibt sich z. B. aus den Verhandlungen der Direktorenversammlungen in Preussen XXI (Pommern IX). Berlin 1885 S. 292—342 und 441—448.

Sophokles, Thukydides (und Herodot. VI—IX) am meisten berücksichtigt.“ Eine Reihe von Formen älterer Textesresensionen blieben unerwähnt, weil ich überall darnach strebte, auf Grund der textkritischen und epigraphischen Forschungen nur diejenigen Formen aufzunehmen, welche Anspruch darauf haben, in den sorgfältigeren Ausgaben bald ausschließlich durchzudringen. Allerdings legte mir die Rücksicht auf die Schule und die den Schülern vorliegenden Ausgaben ziemlich starke Reserve auf; z. B. schreibe ich nicht die richtigen *οικτιρα, τισω, μιξω*, sondern die jetzt noch fast ausschließlich verbreiteten, aber falschen *οικτιρω, τισω, μιξω*¹⁾. Hier müssen eben die Texte vorangehen, auf deren gegenwärtiges Übergangsstadium die Grammatik in geeigneter Art Rücksicht zu nehmen sucht; vgl. unten S. 338 über *δρέων* und die Fußnote²⁾. Nur ganz selten bin ich weiter gegangen (vergl. unten S. 339 über *γένω*), und habe in die ganz klein gedruckten Nachschlagnoten mehr zu Händen der Lehrer Angaben aufgenommen, welche auf Grund der Inschriften irrig und kontroverse Ansichten der Gelehrten und neuesten Lehrbücher endgültig entscheiden³⁾. — Trifft man dann in der Schule bei der Lektüre einmal solche ausgeschlossenen Einzelheiten oder Unregelmäßigkeiten, „so haben, wie schon oft gesagt wurde, das Lexikon und der Lehrer zu helfen. Dieser soll aber die Sache kurz abthun und dem Schüler nicht zumuten, daß er jeder an

¹⁾ Siehe jetzt Meisterhans, Grammatik der attischen Inschriften. Berlin 1885 S. 87 fg., Nr. 19. 21. 25. Die richtigen Formen stehen zur Zeit erst im Aeschylus von Kirchhoff 1880 (außer Ag. 1217. Sept. 621. — Pers. 1023 und Suppl. 284) und von Weil 1894 (außer Sept. 636. — Pers. 1052. Suppl. 295), sowie im Lysias von Fuhr 1881 (nur 23, 14 *ἐρέων*). Stahl schreibt im Thuk. 1874 *Τιστας ὁ Τισσιμαχου* und verlangt 1879 in der lat. Ausgabe zu V 84, 3 auch für III 92, 2. 100, 1 *Τισσιμενόν* und *Τισσιανδρον*, giebt aber V 49 extr. doch in beiden Ausgaben *ἐρέων*.

²⁾ Dadurch erledigen sich alle im Jahresber. XII S. 11, Anm. 1 [in dieser Ztschr. 1886] namhaft gemachten „Formen, die wohl künftig werden unterdrückt werden“. Z. B. werden im Text überall die Formen *ἄχρῃ* und *μέχρῃ* *οὐ* gesetzt (§§ 181, 5. 209, 1. 255, 3), aber den jetzigen Ausgaben *αεγρῃ* ist die Fassung der Anm. § 30, 2: „*ἄχρῃ* und *μέχρῃ*, bis, stehen bald mit, bald ohne *ς* vor Vokalen und Konsonanten“. — *ἤλων*, *ἤλωνα* begegnen den Schülern jetzt noch öfter (z. B. An. IV 4, 21. 5, 24. 2, 13. V 2, 15. Cyr. IV 5, 7. V 5, 23. — III 1, 4. Thuk. I 102, 8. IV 26, 7. VII 23, 2). — *ἐπώνω* und das einzelnen Ausgaben geläufige *ἐμπικλημῆς* sind durch den Politikon genügend gekennzeichnet, und *δύω*, *δυσίν*, *δυσίω*, — *εἰσών* im Plusqmpl. und *διδῶν* stehen ja sämtlich nur in den klein gedruckten Nachschlagnoten mit der ausdrücklichen Bezeichnung „bei Spätern“ (vgl. die Bemerkung 2 auf S. 21). Belege werden hier nicht nötig sein, stehen aber zur Verfügung.

³⁾ Vgl. § 52, 6 c mit Kühner I 345 Anm. 9 und 11; § 53, 6 b und 100, 7 b mit dem Schwanken der Ausgaben; mit § 77, 9 b Anm. (über die Imperf. auf *-ωσαν*) die Anm. von Krüger und Classens zu Thuk. I 24, 1 und die Zweifel Classens I³, Vorw. X; dagegen Stahl, *quest.* p. 16 und die lat. Ausg. zu III 39, 6, jetzt Meisterhans a. a. O. S. 75 fg.

ich recht lehrreichen Singularität dasselbe Interesse entgegenbringe, welches sie für den Philologen hat.“ (Vorw. S. X.)¹⁾

Diese Grundsätze haben überall, wo man überhaupt auf sie eingegangen ist, Zustimmung gefunden²⁾; nirgends ist meines Wissens das Prinzip auf Widerstand gestossen. Aber im einzelnen sind eine lange Reihe von Ausstellungen, Wünschen und Forderungen von „Ergänzungen“ zu Tage getreten, deren Bechtigung ich nur zum allergeringsten Teil anerkennen kann, weil sie fast alle im direkten Gegensatz zu den obigen Grundsätzen stehen. Ich muß mir daher im Interesse der Schule, im Interesse der von allen Seiten als dringend notwendig anerkannten Beschränkung des Lernstoffes auf das Notwendige erlauben, eine Anzahl der vorgebrachten Ausstellungen und Forderungen an der Hand der Thatsachen, soweit ich sie kennen, zu prüfen. Dafs mir sachlich begründete, auf statistischen Nachweisen basierende Verbesserungen jeder Zeit willkommen sein werden, bedarf wohl keiner besonderen Versicherung. Doch bevor ich zu den Einzelheiten übergehe, will ich zwei Bemerkungen über die Verwendung der Statistik und die Beibehaltung des Duals vorausschicken.

Man hat mir wiederholt Bedenken darüber geäußert, dafs ich das statistische Moment allzusehr in den Vordergrund stelle, und ich kann mir auch gar wohl Fälle denken, oder ich habe auch Fälle gesehen, wie die Formenstatistik mißbraucht werden kann, selbst wenn ich von einzelnen Vorkommnissen absehe, wo den Schülern des weiten und breiten zahlenmäßiger Aufschlufs über das Vorkommen einzelner Formen und dergl. gegeben und befragt wird. Wenn z. B. ganz regelmäfsig gebildete Formen wie *πέφρασαι, ἐπέφρασο* vom Paradigma ausgeschlossen werden, weil sie in der erhaltenen Litteratur nicht nachweisbar sind³⁾;

¹⁾ Dem vielleicht sich erhebenden Einwurf, dafs die Schüler bei solchem Unterrichte z. B. statt *ἀλώπεκες, ἀστράσιον, πεπαλτερος, πίοτατος, ἡρόδη* solche Formen bilden werden, habe ich Vorw. S. X entgegen gehalten: Das werden sie nur thun, wenn sie absichtlich dazu in Versuchung geführt werden, wie durch Lehrer, die nicht bedenken, dafs wir auf den Gymnasien nicht Philologen zu bilden haben, oder durch Übungsbücher, deren Verfasser nicht wägen, dafs es pädagogisch richtiger und wichtiger ist, eine regelmäfsige Aufgabe zehnmal zu üben, als eine vereinzelte Unregelmäfsigkeit einmal zu erwähnen.“

²⁾ Besprechungen meines Buches sind mir bekannt geworden von H. Schweizer-Sidler in der Wochenschr. f. klass. Philol. 1884 Nr. 45, Sp. 1417 ff.; von F. Kuntze in den badischen Schulblättern 1885 April S. 90—93; von A. Weiske, Ztschr. f. Gymn. 1885 S. 296—308; von J. Sitzler, Philol. Ansdchau V (1885) Nr. 21, Sp. 667—670; von E. Bachof im Gymnasium. III (1885) Sp. 413—417; vgl. ebenda Sp. 617 ff.; von Saalfeld in den Jahrb. f. klass. Philol. 1885 Bd. 132, S. 341 f.; von A. v. Bamberg, Jahresber. d. Berl. Philol. Vereins XII 10 f. [Ztschr. f. Gymn. 1886]; für deren wohlwollende Anerkennung meiner Arbeit ich mich allen zu aufrichtigem Dank verpflichtet fühle.

³⁾ Die dafür geforderten *πεφρασμένος εἰ, ἦσα* sind meines Wissens auch

wenn der Schüler vor den einfachen ἴσιν, χάρηθι ausdrücklich gewarnt werden soll, weil — neben ἴσις, ἴσι etc., χάρη, χαρῆς, χαρεῖη, χαρήναι, χαρεῖς — nur ἀνίσιν, ἡφίσιν, προτίσιν, συνίσιν, συγχάρηθι belegt sind; wenn Streichungen von εἰλεῖσθην, ἐλκυθῆσομαι, χυθῆσομαι vom a verbo verlangt wird, weil sie dem Schüler bei guten Attikern nur in Kompositis oder nur bei Dichtern begegnen werden, so ist dies meines Erachtens ein allzu rigoroser, ein verwerflicher Purismus, der sich gegen den Vorwurf „philologischer Kleinkrämerei“ nicht erfolgreich wird verteidigen können. Doch — abusus non tollit usum! Man wird kaum in Abrede stellen können, daß eine sachgemäße Sichtung und Beschränkung nur möglich ist auf Grund statistischer Erhebungen¹⁾, während anderseits allerdings mit Nachdruck betont werden muß, daß die Formenstatistik nur Mittel zum Zweck der Entlastung, der Ausscheidung aller seltenern Unregelmäßigkeiten sein und sich im Unterricht in keiner Weise breit machen darf. Dem entsprechend sind z. B. (nach Vorw. S. IX) auch seltener vorkommende Formen, die regelmäßig gebildet und also geeignet sind, die anderen jedenfalls zu lernenden Formen zu unterstützen, mit aufgeführt²⁾, u. a. m.

Den Dual aus den Paradigmata zu streichen, habe ich mich nicht entschließen können. Er begegnet bei der Lektüre durchaus nicht so selten, als man nach manchen Äußerungen denken sollte³⁾, und es ist gewiß richtiger, ihn in seinen Haupttypen

nicht belegt, und die Lautverblutung *vo* bleibt nachweisbar ein Atticismus in *περίφρασις*, *ἄδρουσις*, *θέρμανσις*, *κύμανσις* wenigstens seit Plato (s. d. Aristot.), in Kompositis sogar schon früher unangewendet.

¹⁾ Bei den Verhandlungen der zweiten Direktorenversammlung in der Rheinprovinz im Okt. 1894 wurde die vom Referenten begründete These angenommen: „Um in dem grammatischen und lexikalischen Lernstoff das Notwendige von dem Entbehrlichen mit Sicherheit sondern zu können, ist es (dringend) wünschenswert, daß das zu diesem Zwecke erforderliche Material aus den gelesesten Schriftstellern herbeigeschafft werde.“ Verhandlungen der Direktoren-Versammlung in Preußen Bd. XIX S. 109. 269. 277.

²⁾ Nach diesem Grundsatz sind von mir z. B. *γελασθήσομαι*, *δυθήσομαι*, *ἐτύθη*, *τυθήσομαι*, *εἰλεῖσθην*, *ἐλκυθῆσομαι*, *χυθῆσομαι*, *κλεθήσομαι*, *κνωθήσομαι* aufgenommen, die sich zudem (mit Ausnahme des aus Aristophanes und Lucian nachgewiesenen *δυθήσομαι*) alle in der Vorw. p. VII verzeichneten Schullitteratur vorfinden. — Mit meinem Verfahren stimmt die Forderung Bachofs, der allerdings das Fut. Pass. ganz vom a verbo ausschließen will, im Gymnasium III (1885) Nr. 19 Sp. 652 genau überein: „Wenn sich eine für die Tempusbildung einer ganzen Gruppe oder eines Verbums ausreichende Regel finden läßt, soll sie gegeben werden; Formen, die in Übereinstimmung mit dieser Regel gebildet sind, brauchen nicht aus deswillen ausdrücklich von dem a verbo ausgeschlossen zu werden, weil sie nicht gut belegt sind.“

³⁾ Wo Duale wirklich fehlen, sind sie bei mir weggelassen; siehe S. 30, 3. 55 und S. 30 unten, wo sich hinter den Worten „in den Schriftstellern“ implicite das positive Zugeständnis verbirgt, daß diese Formen in den Handschriften nicht selten sind.

ᾱ. αιν, ω. οιν, ε. οιν gleich von Anfang an mitlernen und ben zu lassen, als durch ein gelegentliches „Nebenhernehmen“ en oberen Klassen die sonst schon sich gern meldende Un- rheit in elementaren Dingen zu fördern. Höchstens dürfte ich empfehlen, bei πόλις, ἡδύς und βασιλείς die (gerade nicht sehr häufigen) Formen wegen der mangelnden Kon- tion und wegen des Accents von πολέοιν neben πόλεων nur len Bemerkungen anzuführen.

Wenn ich nunmehr zu den vorgebrachten Wünschen und derungen übergehe, so kann ich mein Befremden darüber t ganz unterdrücken, dafs man, ohne auf das S. VII gegebene, l erwogene Litteraturverzeichnis Rücksicht zu nehmen, Er- zungen und Erweiterungen gewünscht hat unter Verweisung ᾱschines; Antiphon; Dem. de falsa leg., Mid., Zenoth (!), art.; auf Isaeus; Isokr. Nicocl., Archid., de pace, Hel., Panath., permut. bon., Callim.; auf Pseudo-Lysias pro mil.; auf Platos es, Phaedr., Phileb., Polit., Resp.; auf Xen. Ages. und Oecon. e diese Dinge glaube ich von vornherein ablehnen zu dürfen r ablehnen zu müssen; oder vielmehr, ich habe die namhaft nachten Erscheinungen alle geprüft, würde sie aber eventuell r so weit berücksichtigen, als sie auch in der Schullektüre sich cht selten vorfinden.

Ebenso habe ich, nach den oben S. 334 f. aufgehobenen Worten Vorrede, das Folgende nicht ganz ohne Verwunderung esen:

„ . . . Umgekehrt darf man aus dem Fehlen einer Form in r Grammatik nicht auf ein Fehlen in den vorzugsweise be- cksichtigten Schriftstellern schliessen. So fehlt κατάγνυμι in r Grammatik, aber bei Plato stehen Gorg. 469 D. 515 E. 4 C Formen von κατέαγα, Phaedo 86 A κατάξῃ; so fehlen καταδαρθάνω, ἀπεχθάνομαι, aber Plat. Phaedon 71 D. 72 B ht καταδαρθάνειν, Apol. 40 D κατέδαρθεν, ebenso Thuk. VI, . 2 an einer lesenswerten Stelle, ἀπεχθάνομαι Pl. Apol. 24 A, τηχθάνομην Xen. An. VII 7, 10, ἀπεχθήσεσθε Lys. 31, 13, rmen des Aor. ἀπήχθομην Thuk. II 63, 1. Dem. Ol. 3, 21, s Perfekts ἀπήχθημαι Thuk. I 75, 4. Xen. An. VII 6, 34.“ - Ganz richtig; noch mehr als das: κατέαξα steht ja sogar Xen. n. IV 2, 20 und Thuk. III 89, 3; κατέδαρθον auch Hell. VII , 23 und Thuk. IV 133; ἀπήχθομην auch Xen. An. V 8, 25. l. Apol. 21, D. E, Thuk. I 136, 1 und ἀπήχθημαι auch Xen. An. VII, 6 35 und Thuk. I 76, 1 — und trotzdem halte ich die Ausscheidung für gerechtfertigt; für κατέαξε hilft das Lexikon (von Bens.-Ant.) ohne weiteres; einem Primaner, der Gorgias liest, darf doch κατέαγα (zumal nach Homer) keine Schwierig- keiten machen, und ebenso wenig das vereinzelt vorkommende καταδαρθεῖν nach ἀμαρτεῖν etc.; zu ἀπεχθάνομαι vergl. immer-

wenn der Schüler vor den einfachen *ἔειπεν, χάρηθη* ausdrückt gewarnt werden soll, weil — neben *ἔειπεν, ἔειπε* etc., *θάρα, χαρῆν, χαρήναι, χαρῆς* — nur *ἀνείπεν, ἠφείπεν, προέειπεν, συγχαρήθη* belegt sind; wenn Streichungen von *εἰλικύειλον, ἐλικυσθήσομαι, χυθήσομαι* vom a verbo verlangt wird, wie dem Schüler bei guten Attikern nur in Kompositis oder nur bei Dichtern begegnen werden, so ist dies meines Erachtens ein rigoroser, ein verwerflicher Purismus, der sich gegen den Vorwurf „philologischer Kleinkrämerei“ nicht erfolgreich wehren können. Doch — *abusus non tollit usum!* Man wird in Abrede stellen können, daß eine sachgemäße Sichtung und Beschränkung nur möglich ist auf Grund statistischer Erfahrung¹⁾, während andererseits allerdings mit Nachdruck betont werden muß, daß die Formenstatistik nur Mittel zum Zweck der Entlastung, der Ausscheidung aller selteneren Unregelmäßigkeiten und sich im Unterricht in keiner Weise breit machen darf. Entsprechend sind z. B. (nach Vorw. S. IX) auch seltener kommende Formen, die regelmäßig gebildet und also gegeben sind, die anderen jedenfalls zu lernenden Formen zu unterst mit aufgeführt²⁾, u. a. m.

Den Dual aus den Paradigmata zu streichen, habe ich nicht entschließen können. Er begegnet bei der Lektüre nicht so selten, als man nach manchen Äußerungen denken sollte³⁾, und es ist gewiß richtiger, ihn in seinen Haupt-

nicht belegt, und die Lautverbiendung *vs* bleibt nachweisbar ein Attizismus in *περίφρασις, ἄδρονσις, δέσμασις, κύμασις* wenigstens seit Platon (Aristot.), in Kompositis sogar schon früher unangewandt.

¹⁾ Bei den Verhandlungen der zweiten Direktorenversammlung der Rheinprovinz im Okt. 1884 wurde die vom Referenten begründete Thesen angenommen: „Um in dem grammatischen und lexikalischen Stoff das Notwendige von dem Entbehrlichen mit Sicherheit zu trennen, ist es (dringend) wünschenswert, daß zu diesem Zwecke erforderliche Material aus den gelehrten Schriftstellern herbeigeschafft werde.“ Verhandlungen der Direktion-Versammlung in Preußen Bd. XIX S. 109. 269. 277.

²⁾ Nach diesem Grundsatz sind von mir z. B. *γελασθήσομαι, δουλεύθη, τυθήσομαι, εἰλικύθη, ἐλικυθήσομαι, χυθήσομαι, κλυθήσομαι, βρωθήν* aufgenommen, die sich zudem (mit Ausnahme des aus Aristot. und Lucian nachgewiesenen *δουθήσομαι*) alle in der Vorw. p. VII verzeichneten Schullitteratur vorfinden. — Mit meinem Verfahren stimmt die Forderung Bachofs, der allerdings das Fut. Pass. ganz vom a verbo ausschließt im *Gymnasium III* (1885) Nr. 19 Sp. 652 genau überein: „Wenn sie für die Tempusbildung einer ganzen Gruppe oder eines Verbums ausreicht, soll sie gegeben werden; Formen, die in Übereinstimmung mit dieser Regel gebildet sind, brauchen nicht ausdrücklich von dem a verbo ausgeschlossen werden, weil sie nicht gut belegt sind.“

³⁾ Wo Duale wirklich fehlen, sind sie bei mir weggelassen; siehe S. 55 und S. 30 unten, wo sich hinter den Worten „in den Schriftstücken implicite das positive Zugeständnis verbirgt, daß diese Formen in den Schriften nicht selten sind.“

ν, ω. οιν, ε. οιν gleich von Anfang an mitlernen und zu lassen, als durch ein gelegentliches „Nebenhernehmen“ deren Klassen die sonst schon sich gern meldende Un- in elementaren Dingen zu fördern. Höchstens dürfte empfehlen, bei πόλις, ἡδύς und βασιλείς die (gerade t sehr häufigen) Formen wegen der mangelnden Kon- und wegen des Accents von πολέοιν neben πόλεων nur emerkungen anzuführen.

in ich nunmehr zu den vorgebrachten Wünschen und gen übergehe, so kann ich mein Befremden darüber z unterdrücken, daß man, ohne auf das S. VII gegebene, ogene Litteraturverzeichnis Rücksicht zu nehmen, Er- n und Erweiterungen gewünscht hat unter Verweisung nes; Antiphon; Dem. de falsa leg., Mid., Zenoth (!), auf Isaeus; Isokr. Nicocl., Archid., de pace, Hel., Panath., it. bon., Callim.; auf Pseudo-Lysias pro mil.; auf Platos haedr., Phileb., Polit., Resp.; auf Xen. Ages. und Oecon. e Dinge glaube ich von vornherein ablehnen zu dürfen hnen zu müssen; oder vielmehr, ich habe die namhaft n Erscheinungen alle geprüft, würde sie aber eventuell zeit berücksichtigen, als sie auch in der Schullektüre sich elten vorfinden.

nso habe ich, nach den oben S. 334 f. ausgehobenen Worten rede, das Folgende nicht ganz ohne Verwunderung

. . Umgekehrt darf man aus dem Fehlen einer Form in amatik nicht auf ein Fehlen in den vorzugsweise be- igten Schriftstellern schließen. So fehlt κατάγνυμι in mmatik, aber bei Plato stehen Gorg. 469 D. 515 E. ormen von κατέαγα, Phaedo 86 A κατάξη; so fehlen θάνω, ἀπεχθάνομαι, aber Plat. Phaedon 71 D. 72 B ραδαρθάνειν, Apol. 40 D κατέδαρθεν, ebenso Thuk. VI, i einer lesenswerten Stelle, ἀπεχθάνομαι Pl. Apol. 24 A, νόμην Xen. An. VII 7, 10, ἀπεχθήσεσθε Lys. 31, 13, des Aor. ἀπήχθόμην Thuk. II 63, 1. Dem. Ol. 3, 21, sekts ἀπήχθημαι Thuk. I 75, 4. Xen. An. VII 6, 34.“ ; richtig; noch mehr als das: κατέαξα steht ja sogar Xen. 2, 20 und Thuk. III 89, 3; κατέδαρθον auch Hell. VII md Thuk. IV 133; ἀπήχθόμην auch Xen. An. V 8, 25. l. 21, D. E, Thuk. I 136, 1 und ἀπήχθημαι auch Xen. , 6 35 und Thuk. I 76, 1 — und trotzdem halte ich die idung für gerechtfertigt; für κατέαξε hilft das Lexikon ens.-Aut.) ohne weiteres; einem Primaner, der Gorgias darf doch κατέαγα (zumal nach Homer) keine Schwierig- machen, und ebenso wenig das vereinzelt vorkommende ραρθάνειν nach ἀμαρτείν etc.; zu ἀπεχθάνομαι vergl. immer-
 skr. t. d. Gymnasialwesen XL. 6.

hin die Repetitionstabelle S. V.¹⁾ Kurz, die Ausscheidung d genannten Verba dürfte sich rechtfertigen lassen. Prüfen wir n eine Reihe weiterer Ausstellungen.

Dafür, daß § 42, 5 Anm. 3 b *Πόσειδον* und *σῶτες* fehl soll kein Grund ersichtlich sein; „denn Soph. El. 1354 *σωτήρ* nicht Anruf, sondern Ausruf“. Der Grund ist der, d beide Singularitäten dem Schüler so zu sagen gar nicht begegn werden, *Πόσειδον* allerhöchstens Eur. Hipp. 887. 1169. Pl Euthyd. 301, e; *σῶτες* nur in dem Vers bei Plut. Tit. Flam 16 extr. — *σωτήρ* ist übrigens zweifelsohne „Anruf“ bei Pi Ol. 5, 17 (39): *Σωτήρ ὑψινεφές Ζεῦ* (bei Stoll II⁵ 61).

Zu § 42, 8, c wurde bemerkt, den Ausfall von *δάδων* kön man rechtfertigen, nicht aber den von *φῶτων*, besonders da *φῶτος* § 44, 4 erwähnt werde. — In der That war ich darüf unschlüssig, ob *φῶς* in der betreffenden Accentregel aufzunehm oder wegzulassen sei; ich glaubte mich aber für das letztere ei scheiden zu müssen, da der Plural in der klassischen Prosa und Poesie gar nicht vorkommt, während i Singular (bes. Nom. und Acc.) sehr häufig ist. Von Pluralform habe ich mir notiert: *φῶτα* aus Plut. Per. 6. Agis 19. T Gracch. 14. Pelop. 12. Arat. 7. Cic. 22; Morall.; aus Strabo, l Cass., Act. Apost., Hesych. *φῶτων* aus Plut. Anton. 26. Arat. Luc. Hipp. 4; Gregor. Naz. *φῶσί* nur als Konjekture W. Di bei Dio Cass. 74, 1.

Danach darf *φῶς* in der betreffenden Regel fehlen; i gegen wird der vorwiegende Gebrauch des Sing. irgendwie au merken sein.

Zu § 49, 2 wurde von der einen Seite getadelt, daß „unkontrahierten Formen *ὄρεων*, *περδέων*“ erwähnt sind, währe andere noch die weitere Angabe wünschen, *ἀνθέων* sei allein i bräuchlich. Jene Notiz wurde (in kleinerem Drucke) beigefü weil der Schüler die betreffenden Formen in allen neueren u neuesten Xenophonausgaben oft antrifft (*ὄρεων* z. B. An. I 21. 25. III 4, 19. 5, 15. 17. 18. IV 1, 2. 7 etc. Cyr. III 2, *περδέων* Cyr. IV 2, 25. VIII 1, 26. Hell. II 4, 21. 4, 40. Me I 2, 22 etc.), also von der Grammatik einen Aufschluß erwart darf; die Angabe über *ἀνθέων* blieb weg, weil sie gar ni richtig ist.

Zu § 49 und 50 wurde ich von verschiedenen Seiten i gefragt, quo iure ich im Paradigma statt des bisher üblichen i

¹⁾ Auch hier trifft mein Verfahren mit einer Forderung Bachofs (G nasium III Sp. 618) zusammen: „Selbst Wörter, die in der Lektüre obern Klassen aufstoßen können, sollen, wenn sie irgend welche Anusa von der Regel bilden, nicht in das Formenlehrensum der Mittelklassen genommen werden. . . . Die Form selbst wird in den meisten Fällen d die Analogie früher gelernter verständlich werden, sonst vom Lehrer erl werden müssen.“

regelmäßig kontrahierten *γένη* etc. im N. A. V. Dualis *γένει, σαφεί, συνήθει* eingesetzt habe; ich müßte dadurch doch wohl mit den Texten in Konflikt kommen. Das mir vorliegende Material ist in der Fußnote¹⁾ zusammengestellt. Daraus ergibt sich fürs erste, daß dem Schüler überhaupt nur etwa *ἄλλεε* bei Theokrit 19, 3 (Buchholz II² 179), *δύο εἶη* bei Lys. 7, 10, *δύο εἶδη* bei Plat. Gorg. 454, e, *σχεύη δύο* bei Ar. Eq. 983 (in Stadtmüllers Eclogae S. 298) begegnen werden, und zweitens, daß die richtige Form des Duals das regelmäßige *-ει* ist. Weil ich also nicht fürchten mußte, daß der Schüler mit den Texten in Konflikt gerate, habe ich die inschriftlich bezeugte regelmäßige Form aufgenommen, so daß für den Lernenden auch die unregelmäßige Kontraktion von *-εε* in *-η* wegfällt. Man kann sich nun allerdings fragen, ob man die Duale nicht

1) I. In den Schriftstellern steht a) *-εε* als Dual: 1) Plato Polit. 260, b: *τοῦτω τῷ γένει*. 2) Theokrit 19, 3: *τῷ ἄλλεε*. 3) Pl. Eryx. 396, d: *φάω τε ὄντε καὶ ἐγγενέε*. 4) Ar. Av. 368: *ὄντε ἐγγενέε καὶ γυλέα*.

b) *-εε* als Dual: 1) Pl. Rep. 547, b: *εἰλέειν ἐκατέρω τῷ γένει*.

c) *-η* als Dual: 1) Pl. Soph. 254, e: *δύο γένη τινέ αὐτώ*. 2) ib. 222, b: *δύο μεγίστα τινέ μέρη*. 3) Pl. Polit. 282, b: *πεφυκτατόν μέρη*. 4) Pl. Phaedr. 263, d: *ἐπιπομόζω δύο τινέ εἶδη*. 5) Pl. Soph. 236, c: *τοῦτω τῷ δύο εἶδη*. 6) Pl. Rep. 572, a: *τῷ δύο εἶδη*. 7) Pl. Theaet. 181, d: *δύο . . . τοῦτω εἶδη*. 8) Pl. Leg. V, 735, a: *ἐστὸν δύο εἶδη*. 9) Ar. Eq. 983: *ἤστην σχεύη δύο χροσίμω*, Bgk. Dind., Kock, St. 10) und 11) Ar. Pax 325. 820 und 12) und 13) Ar. Av. 1254. Thesm. 24 *τῷ σκέλη*, Bgk., Dind. 14) Pl. Phil. 24, b: *εἰλέη ὄντε ἀπέστω γύγεσθον*. 15) Pl. Tim. 58, b: *ἵνα γύγεσθον ἰσορροπῶ καὶ ὕγιῃ*. 16) Ar. Thesm. 282: *ὡ περικαλλῆ Θεμογορῶ*. [Ar. Av. 368: *ἐγγειῆ* Bontl., Dind., s. a, 4]. d) *-η* fraglich ob Dual od. Plur. in *δύο εἶδη* (Pl. Gorg. 454, e. Soph. 219, a. Polit. 258, c. Leg. 901, b. Dem. 24, 192. Aeschin. 1, 116), *δύο εἶη* (Lys. 7, 10 und ca. 10 weiteren Stellen) u. ä. Bei Lys. 17, 6 lasen Bekk. und die Turr. *τῷ δύο μέρη*, doch Scheibe mit dem Pal. *τὰ δύο μέρη*, welche Verbindung aus sieben weiteren Stellen nachgewiesen wird von Keck, über den Dual bei den griech. Rednern. Würzb. 1852 S. 5. Wenn Keck ebendas. S. 4 aus Lys. 21, 11 *δύο τριήρη* als Dual anführt, so ist dies offenbar ein Irrtum, indem *τριήρη* dort deutlich Singular ist: *αἱ μὲν τολύων σωθεῖσαι τῶν νεῶν δώδεκα ἦσαν· ἐγὼ δὲ μὲν δύο ἰκόμεσα, τὴν ἑμαυτοῦ καὶ τὴν Ναυσιμάχου τριήρη*.

II. In Inschriften steht (CIG. I, 150 = Ditt., Syll. N. 366 =)

GA. II, 2, 652, a, 24 **ΞΚΕΛΕΔΥΟ** } vom Jahre 398/7 vor Chr. Hierzu
 b, 26 **ΔΥΟΙΕΥΓΕ** }

bemerkt nun zwar Köhler p. 9: „vs. 24 *σκέλε* retinui itemque in parte versa vs. 26 *ζεύγε; σκέλει* et *ζεύγει* editores priores. In tit. 660, vs. 12 et 62 est *σκέλη, ζεύγη*.“ Allein in letzterer Inschrift (vom Jahre 390/89) bietet der Stein vs. 12 **ΞΚΕΛΗ** und vs. 63 **ΙΕΥΓΗ**, d. h. die Plurale, und in n. 652 dürfen **ΞΚΕΛΕ** und **ΙΕΥΓΕ** durchaus nur *σκέλει, ζεύγει* gelesen werden, wie schon vor mir Boeckh und Dittenberger (Herm. XVII 36 Anm. und Sylloge p. 504, N. 13) forderten, und nun auch J. Wackernagel im Philol. Anzeiger 1895 S. 195, sowie (im Gegensatz zu früheren Aufserungen) O. Riemann, Rev. de philol. IX 73 (1895); K. Brugmann in Iwan Müllers Handbuch Bd. II S. 621 (1895); v. Bamberg, Jahresber. XII 26 (1886). Gegenüber jenen inschriftlichen Zeugnissen kann natürlich auch die Autorität Herodians (II 324, 1 L.: *εὐγενέε, εὐγενῆ, εὐσεβῆ*, vgl. 71), 30 und Ar. fgm. 495 Dind.) nicht aufkommen.

besser streichen würde, wie es ja andere gethan haben (verg. oben S. 336 f.); da indes die Formen auf *-εσ* nicht gerade selten sind, so zog ich es (nach dem Vorw. S. IX und oben S. 336 ausgesprochenen Grundsatz) zunächst vor, das regelmäßige γένεσ mitlernen zu lassen. Um übrigens allen Eventualitäten zu begegnen, ist in der kleingedruckten Nachschlagnote S. 42 § 50, 64 das Resultat meines ganzen Materials in eine Linie zusammengefaßt: „Nom. Acc. Dualis sind selten; es finden sich γένεσ, γένη, γένει“.

Im Anschluß an diese Erörterung über γένεσ etc. sei es gestattet, zu § 51 (ε-Stämme) einen längst erwünschten und längst vorhandenen, aber allgemein übersehenen inschriftlichen Aufschluß beizubringen. Ins Paradigma ist die traditionelle Dualform πόλε-ε aufgenommen, welche ja auch die Ausgaben bieten (Thuk. V 23, 1. 2. Isokr. 4, 17. 8, 116. 12, 157). Diese muß nun freilich als junge Analogiebildung nach πόδ-ε, ἀρόματ-ε betrachtet, und als alte lautgesetzliche Form das kontrahierte πόλει postuliert werden, wie Osthoff, Morphol. Untersuchungen II 135 gethan und auch v. Bamberg, Jahresberichte XII 26 f. ausgesprochen hat. Für dieses sprechen aber neben der grammatischen ratio nicht nur handschriftliche Spuren bei Plato (σοφύσει lesen die Neuern Rep. III 410, e) und Isokrates und Grammatikerzeugnisse (Keck, Dual S. 22 und v. Bamberg a. a. O.); es liegt vielmehr, worauf mich jüngst Meisterhans aufmerksam gemacht hat, die Form auch inschriftlich seit längster Zeit vor auf dem äginetischen Steine bei Franz, Elem. S. 152, N. 57 = CIG. II, 2139. Dieses nach Boeckh „archonte Euclide“ abgefaßte Dokument bietet Zeile 1: ΑΛΥΞΕ . . . wozu Boeckh bemerkt: „E pro EI in voce ἀλύσει, qui dualis est“.

Somit wäre der Dual auf *-εσ* nunmehr von σ-, ε- und ω-Stämmen (v. Bamberg, Meisterhans S. 63, 561) belegt.

§ 52, 2 wird gelehrt: „τὸ ἄστυ, ἄστειος“ etc. Dazu wird tadelnd bemerkt, es sei der „gebräuchlichere Genetiv ἄστειος“ unerwähnt geblieben, und zwar unter Verweisung auf Thuk. 8, 95, 7. 97, 4 (lies vielmehr 8, 92; 7. 95, 4) 2, 13, 7 ed. O. und Xen. Hell. 2, 4, 7. 11. 26. 28. 37. 38 ed. Dind. Allerdings behauptet Kühner, Ausf. Gramm. I 344, A. 2: „der Genetiv ἄστειος ist höchst selten“, und viele Ausgaben lesen ἄστειος¹⁾, während die mir vorliegende 3. Dindorfische der Hellenika (1866 u. folg. bis 1884) überall ἄστειος gibt, mit vollem Recht; denn heute darf nur noch diese Form als attisch gelten, nach der bessern Überlieferung der Handschriften, nach allen entscheidenden Stellen der Tragiker und dem

¹⁾ Die bei mir vermißtste „Vollständigkeit“ bietet die neueste Ausgabe einer übrigens sehr verdienstlichen Lysiasausgabe in niedlicher Abwechslung, indem im Text überall (12, 55. 92. 25, 22. 28. 31, 5) ἄστειος, in den Anmerkungen dagegen (zu 12, 35. 53. 84. 90) ἄστειος steht.

konstanten Usus der Inschriften vom 4. Jahrhundert vor Christo bis ins 2. Jahrhundert nach Christo; so schon Buttmann, Gramm. I² 189; Voemel, proll. Dem. § 49; Lindorf im lex. Soph. s. v. und im Thes. I 2, 2274; Schaefer und Ellendt-Genthe im lex. Soph. s. v.; Usener in Fleckeisens Jahrb. 1873 Bd. 107, 159; A. v. Bamberg, Z. f. G. 1874 Bd. 18, 6 und Jahresber. VIII S. 200 [Z. f. Gw. 1882]; O. Riemann, Qua ratione Hell. Xenoph. textus constituendus sit. Paris 1879, S. 21; Schanz, Platonis opera, vol. XII praef. S. X, § 7 (1879); endlich Meisterhans, Gramm. der att. Inschr. 1885, S. 55 und A. v. Bamberg, Jahresber. XII 24 [Z. f. Gw. 1886]. Danach dürfte es wohl endlich an der Zeit sein, das epische ἄστιος § 253, 5) aus attischen Texten und Lehrbüchern zu entfernen.

§ 55 und überhaupt im ganzen Buch ist der Metaplasmus ἰνδρῆσι zu δένδροις nicht aufgeführt, obschon nach dem Thesaurus δένδρῆσι die gebräuchlichere Form war und man gegenüber Kochs kurzgefafster Schulgr. bemerkt hatte, „auf τῶς ἰνδρῆσι stoße der Schüler schon bei der Anabasislektüre und später öfter“. Er wird es aufer An. IV 8, 2 und Thuk. II 75, 1 höchstens noch Her. II 138 und Anakreont. 14, 23 (bei Buchholz) treffen!

Zu § 55, 11, wo als Acc. Plur. von *νῖός* gelehrt wird: „*νῖέας* (und *νῖεῖς*)“, zweifelt der Referent im Berliner Jahresber. XII (1886) S. 11, ob „*νῖέας* in den excerpierten Schriftstellern vorkomme“, und S. 31 fragt er, ob die erstere Form auf einer andern Autorität als Thomas Magister beruhe; auch Riemann kenne kein attisches Beispiel dafür, und Rutherford versichere: „the late accusative singular *νῖέα*, reprehended by Phrynichus with its plural consort *νῖέας*, has not found its way into any Attic text.“ Auch ich kenne für das ältere, im Attischen gewifs einst vorhandene *νῖέας* kein altes inschriftliches Zeugnis; ich hätte es aber nicht aufzunehmen gewagt, wenn es nicht seit 1874 seinen Weg wenigstens in den Thukydides gefunden hätte; Stahl, Poppo-Stahl, Böhme und Classen bieten es übereinstimmend VI 30, 2¹). Hoffentlich bringt auch hier bald ein inschriftlicher Fund die Bestätigung.

In der Komparation (§ 61–63) habe ich eine ganze Reihe seltener Anomala ausgeschieden und für zwölf derselben im Vorw. S. V die statistischen Nachweise vorgelegt. Zu diesen Nachweisen ist meines Wissens bis zur Stunde auch nicht eine weitere Stelle beigebracht worden, auch nicht in den inzwischen publizierten beiden Programmabhandlungen von J. La Roche, Die Komparation in der griechischen Sprache (Wien, Pichler, Wissenschaftliche Abhandl. Nr. 80 u. 81). Zwar heifst es im Berliner

¹) Am untern Rande darf wohl auch noch beigelegt werden, dafs es sich auch sonst noch „in den excerpierten Schriftstellern“ findet, nämlich bei Späteren; z. B. Luc. Char. 3.

Jahresber. XII S. 36 [Z. f. Gw. 1886]: „Referent hat das von La Roche gesammelte Material nach seinen eigenen Notizen und nach den Angaben, welche Kaegi a. a. O. S. V über das Vorkommen gewisser Formen in den S. VII aufgeführten Litteraturwerken macht, geprüft und nichts vermisst. Dagegen fehlt bei Kaegi neben ἀκρατέσιμος, -έστατος Xen. Mem. I 2, 12. 26. Luc. 5, 135“. Aber ein Blick auf diese Stellen hätte den geehrten Herrn Referenten überzeugt, dass hier nicht unregelmäßige Formen von ἀκρατός, sondern regelmäßige von ἀκρατής vorliegen, und La Roche die beiden Kategorien nicht auseinanderhält! Es fehlt also nicht bei Kaegi; vielmehr hat der Herr Referent den Angaben von La Roche auch hier wie sonst zu unbedingten Glauben geschenkt.

Er schreibt nämlich a. a. O. in der Fußnote: „Wenn Kaegi an dieser Stelle die Ausscheidung mehrerer Komparationsformen aus der Schulgrammatik durch den Hinweis auf ihre Seltenheit begründet, so hätte er die Ausscheidung auch auf φίλτερος, χαριέστερος, χαριέστατος, πνεύστατος (S. 51), ὑπέτερος, ὑπέτερος (S. 52) ausdehnen sollen. Φίλερος scheint bei keinem attischen Prosaiker des 5. und 4. Jahrhunderts vorzukommen, ebensowenig χαριέστερος und χαριέστατος, s. La Roche S. 14, 4; πνεύστερος wird ebenda an den von Kaegi excerpierten Litteraturwerken nur zweimal citirt Xen. Hell. IV 4, 40 (?) und Cyr. V 5, 27, während Kaegi z. B. für ὀψιάλτατος 5, für πλησιάλτερος und πλησιάλτατος zusammen 3, für πρωιάλτερος, πρωιάλτατος zusammen 6 Beispielen beibringen kann. Ὑπέτερος kommt in der guten attischen Prosa nach La Roche II S. 10 gar nicht, ὑπέτερος nur in der Zusammensetzung καθυπέτερος Thuk. V 14, 1 und VII 56, 2 vor.“

Hiergegen müssen folgende Thatsachen festgestellt werden: Φίλερος ist allerdings vorwiegend poetisch und dürfte als solches bezeichnet werden; es steht aber auch Xen. An. I 9, 1 bei Dind., Hug, Hansen, Matthias¹⁷⁾; ein Grund zur Ausscheidung liegt nicht vor; μάλλον φίλος ist § 61, 3 angemerkt.

Χαριέστερος, χαριέστατος, die sich in guter attischer Prosa nicht finden sollen, werden aus dem einen Plato in Alex. Plat. an zwölf Stellen nachgewiesen (z. B. Protag. 320 a, Lach. 180 d; Protag. 309 b). Die Formen finden sich auch wiederholt bei Isokrates, bei Xenophon (Mem. III 13, 1 und Ps.-Dem., sowie oft bei Lucian (z. B. Nigr. 27. hist. conscr. 18) Plutarch (Cleom. 11, 2. Gai. Gracch. 9 etc.) und andern Späteren; die Ausscheidung wäre also nicht gerechtfertigt.

Im folgenden scheint eine Inkonsequenz in meinem Verfahren

¹⁷⁾ Der Parisinus 1640 [d. h. C] hat, nach gütiger Mitteilung von Herr Prof. A. Hug, von erster Hand φιλωτέρος [ebenso cod. A], von zweiter Hand φιλαίτερος; über dieses Krüger § 23, 2, 6 („selten und bezweifelt“) und zur An. a. a. O.

gedeutet werden zu sollen, weil ich das von La Roche aus den mir berücksichtigten Schriftwerken nur zweimal belegte *ενέστερος*, *πενέστατος* aufgenommen, dagegen das von mir selbst an sechs Stellen nachgewiesene *πρωαίτερος*, *πρωαίτατος* ausgeschlossen habe. Zum Beweise dafür, daß diese Inkonsequenz nicht vorliegt, sollen hier wenigstens sieben Stellen des betreffenden Litteraturkreises genannt werden, wo *πενέστερος*, *ενέστατος* sich finden: Xen. Cyr. V 5, 27. Hell. II 4, 40 (sic). okr. 7, 31. Plut. Aristid. 24. — Lys. 32, 22. Luc. Tim. 5. 11.

Υπέρτερος und *υπέριτατος* kenne ich auch nur aus der älteren Prosa; sie mögen daher als poetisch bezeichnet werden, und aber gerade in attischer Poesie viel häufiger als es nach La Roche scheinen könnte, der Äschylus und Sophokles gar nicht nennt (ca. 18 Stellen!), und für *καθυπέρτερος* bringt Krüger Thuk. V 14, 1 außer VII 56, 2 noch „Xen. Mem. 4, 6, 14. Prod. 1, 65. 67. 68. 7, 51. 223 und *κατυπέρτατος* 4, 199“ bei.

Zu § 78 (Augment) wurde wiederholt bemerkt, es hätte dort ausführlich über die Komposita mit *εὐ-* und *δυσ-* gehandelt werden sollen. Sehen wir zu, ob das Gebotene nicht genüge.

Von den Komposita mit *εὐ-* bleibt, da *εὐδαιμονίζω*, *εὐδοκίω*, *εὐλαβέομαι*, *εὐφραίνομαι* etc. durch § 78, 3 ihre Erleichterung finden und auch das seltene *εὐωχέω*, *εὐωχέομαι* keine Schwierigkeiten macht, nur *εὐεργατέω*. Hiervon bieten die Ausgaben Xen. Mem. II 2, 3. Pl. Crito 43, a. Dem. 20, 33. 41. 1. Isokr. 4, 56. Lycurg 140 bald *εὐεργ-*, bald *εὐηργ-*; dafür ist z. B. Benseler-Antenrieth kurz und bündig: „Augment *εὐεργ-*“.

Von den Komposita mit *δυσ-* ist einzig *δυστυχέω* häufiger und darum zu lernen, § 101, 9: „*ἔδυστύχων*, *ἔδυστύχηκα*, *δυστύχηκα*“. Die andern seltenen Formen (z. B. *ἔδυσφόρουν* r. II 2, 8. *ἔδυσχέραινον* Hell. VII 4, 2. Plut. Agis 10. *ἔδυσλαυνε* Plut. Cat. mai. 21) erledigen sich danach ohne weiteres; sie bei mir vermifste, sonst aber allerdings überaus beliebte Regel (Bäumlein § 163, 1; Bellermann § 165; Berger § 91, b; im.; Curtius § 241; vergl. Engelmann § 106, 2; Herrmann 101, II 1; Franke-v. Bamberg § 72, 2 Anm. 3; Hintner 194, d; Karbaum § 60, 3; Krüger § 28, 15, 1; Kühner, Vulgr. § 124, 2; Elementargr.²¹ § 90, 2; Müller-Lattmann 82, 2. 3; Roeder § 68, 4 Anm. 8; Roth § 80, 4 Anm.; Schnorbusch-Scherer § 260, 1; Siebelis-Kleemann § 47, 3; vergl. über § 82, b; Uhle § 104, 6) muß durchaus wegfallen, da das durch alle Grammatiken gehende Paradebeispiel *υσαρσαστέω*, für welches man jene Regel nötig hat, in Schulbüchern gar nicht vorkommt!

§ 57, 4 b Anm. sei *στάζω* mit gutem Grund und *μαστιζώ* als poetisch unerwähnt geblieben, bemerkte man, aber für den Ausfall des gut beglaubigten *στηρίζω* und *στιζώ* lasse sich keine

ausreichende Rechtfertigung finden. Diese dürfte darin liegen, daß aus der ganzen Prosa nur *στηρίζαι* Thuk. II 49, 3. L. Anach. 27, und *σιίξω* Her. VII 35. *ἔστιξς* Her. V 35. IV 2. 2 *ἔστιγμένως* An. V 4, 32. Her. V 35. *ἔστιχθαι* Her. V 6, 1 eigentlich (Vorw. S. VIII) für *στηρίζω* nur Thuk. II 49, 3. *σιίξω* nur An. V 4, 32 und Her. VII 35. in Betracht kommt.

„§ 101, 7 vermifst man ungern *παροινίω* und *δνοχλίε* aber augmentierte Formen dieser Verba können dem Schül. höchstens An. V 8, 4 (*ἐπαρώνησε*). Dem. 23, 114. 54. (*ἐπανώνουν*) und Dem. 3, 5. Isokr. 5, 53. Cyr. V 3, 56 (*ἦ χλει*). Dem. 18, 50 (*παρηνώχλησθε*) begegnen.

§ 104, 2 wird neben *ἄκανμαι*, *δκανθήν*, *κανθήσομαι*, die neueren Ausgaben überall geben (auch *όλοκαντείν*), „all dings“ *ἄκανστος* (wie § 103, 4 *ἄπανστος*) gelehrt; denn lesen alle Handschriften und Ausgaben z. B. Xen. An. III 5, (*πυρίκανστος* Hom., Plut. Them. 8 extr., aber *δπίκαντος* H 7, 71. 74); *ἄκαντος* hat nur Hesych. s. v. *ἄδαντος*.

In § 108 giebt das Paradigma S. 122 für *ἴημι* an: *ἴει ἴεις*, *ἴει*, und S. 126 wird gelehrt, daß von *τίθηνμι*, *ἴη δίδωμι* vielfach Formen nach Art der Verba auf *-ω* gebildet seien; namentlich

oft im Ind. Präs. *τιθεῖς*, *τιθεῖ*, *ἴεις ἴει*,
weitau vorherrschend im Impf.: *ἐτίθεις*, *ἐτίθε*
und ganz ausschließl. *ἴειν*, *ἴεις*, *ἴει*,
und *ἔδιδον*, *ἔδιδους*, *ἔδιδ*

Hierzu bezweifelt der Referent in den Berliner Jahrb. richten XII 11, ob . . „das anomale *ἴειν* (Pl. Euthyd. 293 *ἠφίειν*) in den excerpierten Schriftstellern vorkomme“. Da Euthydemus laut Vorw. S. VII zu den excerpierten Schriftwerk gehört, so wäre der Zweifel eigentlich erledigt. Ich will aber Betreff der überaus selten nachweisbaren und ungewöhnlich besprochenen Form noch Folgendes beifügen. Der vorsicht. Krüger sagt § 38, 1, 3: „Vom Imperf. erscheinen statt der Sing. angezweifelten Form *ἴην* etc. vielleicht *ἴειν*, unzweifelb. *ἴεις*, *ἴει*“. Die beiden letzteren Formen sind allgemein ankannt und häufig; *ἴην* steht meines Wissens in keinem attisch Text¹⁾, *ἴειν* wird an sieben Stellen gelesen, nämlich bei Pl. a. a. O. (*ἠφίειν* alle neueren Ausg., auch Schanz ohne Var.), Luc. dial. deor. 6, 2 fg. Philops. 39 (*συνίειν*), Katapl. 4 (*ἀνίε* und bei Homer ε, 88. κ, 100. μ, 9 (*προίειν* alle Ausg. auf Bekker 2, Nauck, Fick, welche *προίην* geben), und für *ἴ* zeugt Herodian II 2, 835, 5 fg.: *ἰστέον δὲ ὅτι, ὡς ὁ Ἑρωανός λέγει, τὸ ἔδιδον ἢ παράδοσις διὰ τῆς ὄν διφθόγγ*

¹⁾ Auch *ἔτιθην* ist nicht häufig; es steht z. B. in allen Ausg. Pl. Ge 500, A; dagegen *ἔτιθειν* auf einer Inschrift aus der Troas, CIG. II 36 33, welche nach Boeckh dem zweiten oder dritten Jahrhundert vor Christstamm.

ιδαν ολον ἐδίδουν, ὡς ἀπὸ τοῦ διδῶ διδοῖς ὥσπερ χρυσῶ, ρυσοῖς ἐχρῶσσαν· τὸ δὲ ἐτίθειν καὶ ἱεν, σημαίνει δὲ τὸ πεμπον, διὰ τῆς εἰ διφθόγγου οἶον ἐτίθειν καὶ ἱεν, ξ οὐ τὸ ἐτίθει καὶ ἱει ὡς παρὰ τῷ ποιητῇ (A, 25) „ἀλλὰ ἀπὸς ἀφίει“. Zur Erklärung von ἱεν ist absichtlich nichts beigefügt; verlangt ein Schüler danach, so mag der Lehrer sie geben.

§ 112, 1 ist leider beim Druck das häufige ἔσιασαν ausgefallen, ein Versehen, das ich zu korrigieren bitte. Die Form des Neutrums vom Particip würde (nach v. Bamberg, Jahresber. VIII S. 206) richtiger ἐστῶς anzugeben sein; die Texte geben indes noch ἐστός — z. B. im Thuk. III 9, 1 τὸ καθεστός; IV 10, 1 τὸ περισστός.

§ 112, 3 wurde wiederholt als unvollständig bezeichnet, da δεδύια (Pl. Phaedr. 254, e) und ἐδεδίσαν (Thuk. 4, 55, 3. 5, 14, 2 Classen) fehlen. „Der Optativ und Konj., deren Existenz die Grammatik läugnet, findet sich, und zwar δεδειή Pl. Phaedr. 251, a (Bekker) und δεδίωσι Isokr. 18, 43“. — Die Grammatik läugnet die Existenz von δεδοίχω und δεδοίχοιμι, vielleicht überflüssiger Weise, aber sachlich, soweit ich sehe, durchaus mit Recht. Die Formen δεδειή und δεδίωσι werden nicht geläugnet, aber auch nicht unter den „allgemein üblichen“ Formen aufgeführt, und zwar absichtlich und mit Recht. Platos Phaedrus und Isokrates Callim. (18) liegen außerhalb der Schullektüre¹⁾, und die Schüler, welchen δεδίωσι wirklich allenfalls begegnen wird, nämlich nicht Isokr. 18, 43, sondern Isokr. 4, 156 oder 70, werden es gewiß ohne Schwierigkeit verstehen, auch wenn sie es nicht Jahre vorher lernten. Was endlich das vermisste δεδίσαν betrifft, so hat es sich allerdings, obschon es schon anno 1820 von Lobeck (Phryn. S. 180) verurteilt wurde, bis in die neueste Zeit erhalten, fängt aber jetzt endlich aus den Ausgaben zu verschwinden an, wie folgende Tabelle zeigt. Es lesen

		δεδίσαν	Krüger; Sauppe (1865); Rehd. (1879); Vollbr.;
		ἐδέδισαν	Hug 1878, und nach ihm Rehd.-Carn.; Hansen 1883; Matthias 1885.
Isokr.	13, 27:	δεδίσαν	Scheibe 1869 (1880);
		ἐδέδισαν	Frohb. beide Ausg.; Rauch.-Fuhr.
Isokr.	7, 33:	δεδίσαν	Bens. 1869;
		ἐδέδισαν	Bens.-Blass 1878; Schneider ² 1874; Rauch.-Reinh. ³ 1882.
Thuk.	IV 55, 3)	δεδίσαν	Krüg.; Classen ⁴ ; Böhme 1867;
	V 14, 1)	ἐδέδισαν	Stahl, quaest. gramm. 1872; Ausg. 1874; Poppo - Stahl; Böhme 1875 u. fg.

Classen liest IV 55, 3 ἐδέδισαν, doch V 14, 1 δεδίσαν, immerhin unter Verweisung auf Lobeck und A. v. Bamberg, Z.

¹⁾ δεδειή steht zudem kritisch gar nicht fest, der Ven. giebt εἰ μὴ δέδει, wonach Cobet εἰ μὴ ἐδέδει, Schanz εἰ μὴ 'δέδειε liest.

f. Gw. 1874 S. 36; in einer neuen Auflage wird er gewiß folgen (vergl. sein Vorw. zu I^e 1879), so daß dem Schüler *ἀνάλωμα* gar nicht mehr begegnet wird und die Streichung gewiß voll kommen gerechtfertigt ist.

§ 118, 6 sollen „die gut beglaubigten Formen *ἀνάλωμα, ἀναλωσα, ἀνάλωκα, ἀνάλωμαι, ἀναλώθη, κατηνώλωσα, κατηνωμένος*“ fehlen; aber wo sind diese Formen „gut beglaubigt“? Nach Kühner, *Ausf. Gramm.* (1869) Bd. 1 S. 498, 3 haben die Tragiker überwiegend *ᾶ*, Thukydides häufiger *ᾶ*, Xenophon immer *ῆ*, Plato meist *ῆ*, die Redner fast durchweg *ῆ*, selten *ᾶ*“; vergl. La Roche, *das Augment des griechischen Verbums.* Linz 1882 S. 28¹⁾. Aber schon 1869 folgerte, in Übereinstimmung mit andern (vergl. z. B. Voemel, *proll. Dem.* § 64 und Ellendt-Genthe, *lex. Soph. s. v.*), Wecklein in den *Curae epigr.* S. 33: „augmentum ubique restituentium esse apparet“. Dem entsprechend stehen denn auch in den neueren Ausgaben der Redner, des Plato, der Tragiker und des Thukydides nur augmentierte Formen (z. B. *Soph. Ai.* 1048. *Eur. Phoen.* 591. *Hippol.* 1336. — Stahl, *quaest. gramm.* Thucyd. pertin. S. 17; *Classen zu Thuk.* VII 48, 5 und Vorwort 3. Aufl. des 1. Bandes; Böhme in der *recognitio* von 1886, praef. S. IV), und zwar mit vollem Recht; denn in den Inschriften „kommen augmentlose Formen nicht vor. Das Augment tritt, auch bei doppelter Zusammensetzung, erst hinter der Präposition an: *προανήλωσαν* und *προκατέλωσαν*“ (Meisterhans, *Gramm. d. att. Inschr.* S. 78 fg.). Somit dürfte bald alle augmentlosen Formen mitsamt den vereinzelt vorkommenden Schreibfehlern *κατηνώλωσα* (nur Isokr. 9, 60) und *κατηνωμένος* (Isokr. 3, 31) aus den Attikern getilgt sein, vielleicht sogar als Lucian und Plutarch; doch vergl. Moeris S. 25: *ἀνηλωμένοι Ἀττικῶς, ἀναλωμένον κοινῶς*.

119, 17 ist gelehrt: „*ἐπιμέλωμαι (-μελώμαι)*“ *vergiß*. Hierzu wurde, wie auch schon andern Lehrbüchern gegenüber, tadelnd bemerkt, der Schüler erfahre ja nicht, „daß er den Inf. Präs. nur *ἐπιμελεῖσθαι* zu bilden hat und *ἐπιμέλωσθαι* nicht vorkommt.“ Das braucht er auch nicht zu erfahren, als dem einfachen Grunde, weil es nicht wahr ist. Zwar könnte jene Behauptung für richtig zu halten geneigt sein, wer beobachtet, daß z. B. in den Plato-Ausgaben neben einander *ἐπιμελώμενος* und *ἐπιμελούμενος*, aber nur *ἐπιμελεῖσθαι*, oder in der *Anabasis* seit

¹⁾ Die Angaben bei La Roche geben durchaus kein Bild der damals (1862) vorliegenden Textgestaltung; z. B. steht nach ihm S. 28: „*ἀνάλωσα*... *Lys.* 19, 9.18 (var.) 30, 21.“ Aber seit den Turr. (1839) geben alle mir vorliegenden Ausgaben (Rauchenstein seit der 1. Aufl. 1845, Westermann 1844, Cobet 1862, Scheibe 1862 fg., Frobergger 1871 fg.) 19, 9 *ἀνάλωσα*, während sie 19, 9 und 30, 21 schwanken. Rauchenstein liest 19, 9 seit 1848; 30, 21 seit 1852, Frobergger von Anfang an überall *ἀνάλωσα*. Ähnlich steht es mit Dem. 1, 11. 18, 66. 140 u. v. a.

lorf und Hug ἐπιμέλοντο und wiederholt ἐπιμελόμενος, aber ἐπιμέλεισθαι zu lesen steht. Aber Dindorf hat in der praefation zur Cyrop. ed. Teubn. p. IX ausgeführt: „verbi ἐπιμέλομαι in a ἐπιμελοῦμαι haud dubie aliena fuit ab antiquiori dialecto Attica, ut neque Xenophonti neque Platoni, nedum Isotophani aut Thucydidi possit tribui“, und Cobet, Novae lectiones p. 590; Franke im Philol., Supplementband 1, 457; Stahl im Philol. Qu aest. gramm. p. 19 sq. und andere (siehe v. Bamberg, Philol. Jahrb. VIII 209) haben ihm zugestimmt, ohne dafs irgend ein Bedenken hinsichtlich des Infinitivs gemacht würde. Ἐπιμελέεισθαι steht aber auch wirklich in den Texten; z. B. in Xenoph. Memor. I 1, 19. 2, 22. 4, 14. III 2, 1. 3, 11. 5, 3. 8. 5 bei Dind.; in der Cyrop. I 6, 3. 12. IV 5, 39. VIII 18 bei Dind. und Hug; im Thucydides IV 118, 3 und VI 15 bei Stahl, Poppo-Stahl und Classen, 2. Ausg.¹⁾; (im Herod. 8 bei Dind., Krüg., Ab., Stein, Kall.), und auch die inschriftliche Gewähr fehlt nicht ganz; siehe Meisterhans a. a. O. S. 85, 2). Somit dürften die Angaben der Grammatik genügen, und die Klammer bei der jüngeren Form gerechtfertigt sein²⁾.

Doch hiermit will ich die Nachweise zur Formenlehre abbrechen; dieselben dürften genügen, um zu zeigen, dafs das Vortragsbuch nicht zu viel sagt, wenn es versichert, dafs keine einzige Form bei Curtius, Koch und Franke-v. Bamberg beigebracht worden und Einzelheiten ohne prüfende Überlegung ausgeschlossen (oder aufgenommen) wurde, und dafs meine Formenlehre trotz der — durch grofse Schrift, tabellarischen Satz und sorgfältiger ausgewählter Lernstoff biete als alle andern Lehrbücher. Ebendasselbst ist schon angedeutet, dafs bei einer eventuellen zweiten Auflage die Grenzen der berücksichtigten Literatur, wesentlich nach Mafsgabe der Beschlüsse der Direktorenversammlungen, enger gezogen würden und infolge davon auch die Kürzung um einen merklichen Schritt weiter gehen

¹⁾ Classen schrieb IV 118, 3 in der 1. Aufl. (1869) ἐπιμελεισθαι, bemerkte aber (1876) zu ἐπιμελοῦντο VI 54, 5 unter Verweisung auf Stahls Qu aest., dafs ἐπιμελεισθαι sei die richtige Präsensform und also IV 118, 3 zu berichtigen.“ Es ist demnach blosses Versehen, wenn VI 91, 5 doch ἐπιμελεισθαι stehen geblieben ist.

²⁾ Auf nicht-attischen Inschriften erscheint ἐπιμελεισθαι wiederholt.

³⁾ Wenn behauptet worden ist, „dafs ἐπιμελεισθαι mit ὅπως konstruiert wird, findet sich weder § 119, 17 noch in den Repetitionstabellen S. XX erwähnt“ — so steht das zwar allerdings § 119, 17, d. h. in der Formenlehre, nicht, wo nur die Kasusreaktion nebenher angemerkt wird; aber die Repetitionstabellen enthalten ja das Beispiel: ἐπιμελώμεθα τῶν νέων, ὡς ὁ ἀριστος ἔσονται, und auch im Register heifst es ausdrücklich: „mit ὅπως 200, 3“, an welcher Stelle das Nötige gesagt ist. Doch dürfte es sich (nach Weiskes richtiger Bemerkung Ztschr. f. Gymn. 1865, S. 301) empfehlen, dort die gebräuchlichsten Verba ausdrücklich anzuführen.

könnte¹⁾, natürlich wieder auf Grund sorgfältigster Erhebungen. Gegenüber den oben besprochenen und den allermeisten weiteren Ausstellungen gegen meine Streichungen aber muß ich für erst nochmals daran erinnern, daß Beschränkung auf das Notwendige gebieterische Forderung der Verhältnisse ist. Sodann aber muß auch mit allem Nachdruck — namentlich zu Händen einzelner Herren Rezensenten — betont werden, daß ein subjektives „gern“ oder „ungern“ für die Frage, was notwendig sei, gar keine Bedeutung hat, und ebenso wenig die Gewohnheit von uns Lehrern. Deswegen, weil wir seiner Zeit etwas lernen mußten (!) oder bisher immer haben lernen lassen, weil es in jeder Grammatik stand und durch die Übungsbücher verlangt wurde, ist es noch lange nicht notwendig. Entscheidend für jene Frage ist nur die wirkliche Kenntnis dessen, was dem Schüler öfter in der Lektüre begegnet, und diese Kenntnis ergibt eben nur das zwar mühsam zu beschaffende, aber absolut notwendige statistische Material. Auf dieser Grundlage muß dann die Auswahl und Anordnung nach sicheren Prinzipien erfolgen. Eine allgemeine Diskussion dieser Prinzipien wäre sehr erwünscht; vielleicht wird es mir in nicht zu ferner Zeit möglich sein darauf zurückzukommen.

Hinsichtlich der Syntax hätte ich vielleicht eine Reihe von Ausstellungen verhindern können, wenn ich im Vorwort eine speziellen Einrichtung meines Buches mit einer erklärenden Bemerkung gedacht hätte. Nach dem Rat erfahrener Schulmänner mit dem eigene Beobachtungen übereinstimmen, wurde „sowohl die Zahl der beigebrachten Verba (§ 146 fg.), als diejenige der Beispiele möglichst beschränkt“ (Vorw. S. XIII)²⁾. Meines Erachtens kommt es nämlich vor allem darauf an, daß der Schüler sich für die einzelnen syntaktischen Erscheinungen: die betreffenden Verbalgruppen, die Begriffskategorien merke; diese sind deshalb überall schon durch die Anordnung und den Druck möglichst hervorgehoben; diese präge man fest ein und lese dazu die gebräuchlichsten Substantiva, Verba u. s. w. lernen;

¹⁾ Schon jetzt zeigt ja genaue Prüfung, daß eine ganz beträchtliche Anzahl Formen ausgeschieden wurden, wohl ziemlich mehr, als der einseitige und wohlwollende Rezensent in den badischen Schulblättern 1885 S. 99 anzunehmen geneigt ist. — Übrigens scheint die Macht der Gewohnheit vielleicht weit stärker zu sein als der gute Wille, dem so allseitig gefühlten Bedürfnisse der Schule entgegen zu kommen. Wie könnten sonst neuere und neuere Auflagen trotz ihrer Versicherung „möglichster Vereinfachung“, „möglichster Einschränkung des zu lernenden Stoffes“ Dinge, die überaus selten und zum Teil als solche nachgewiesen sind, unterschiedslos neben den allerbüchsten und notwendigsten auführen?

²⁾ Auch Vollbrecht (Jahrb. f. kl. Phil. 1884 Bd. 130, 355) wünscht es viele Beispiele zu geben: „Alle diese Beispiele durchzunehmen wird in der Schule sich wohl schwerlich Zeit finden. Deshalb würde vielleicht ein gut ausgewähltes und zum Lernen passendes, also leicht im Gedächtnis haltendes Beispiel genügen.“

ja nicht zu viele, oder gar alle nachweisbaren. Beschränkt ist auch hier wieder schon durch die verfügbare Zeit dringeboten. Gelegentlich füge man dann, unter auffrischen-
 -rinnerung an die Gruppe, an die Begriffskategorie dieses
 jenes Verbum hinzu und erweitere so das syntaktische
 m unter steter Befestigung des Notwendigen, der „Haupt-
 m“. Zu diesem Zwecke sind in der Rubrik „Bemerkungen“
 repetitionstabellen für eine Reihe von Verben, welche im
 : der Grammatik mit gutem Vorbedacht nicht aufgeführt sind,
 eläufigen Konstruktionen an konkreten Beispielen dargelegt,
 gelegentlicher Benutzung, Besprechung, Aneignung und steter
 derholung. In diesem Sinne wollen die genannten Be-
 ungen allerdings nicht nur eine Wiederholung, sondern auch
 Erweiterung der vorhergehenden Grammatik sein; aber ich
 ihre mich ausdrücklich dagegen, daß das Plus der Tabellen
 „stillschweigend vom Verfasser selbst eingeräumte Lücken“
 Textes gedeutet werde. Damit übrigens bei thunlichster Be-
 nkung des Lernstoffes Schüler und Lehrer von der Gram-
 : möglichst selten im Stich gelassen werden, habe ich noch
 weitere Vorsorge getroffen. Eine ganze Reihe von Verben,
 ativen, Substantiven, welche in dem Text des Lernbuches
 htlich nicht aufgeführt sind, wurden in das griechische Wort-
 er aufgenommen mit der Zahl desjenigen Paragraphen, wel-
 die Konstruktion der ganzen entsprechenden Begriffskategorie
 idelt, in welchem also, bei vollständiger Aufzählung aller
 weisbaren Beispiele, auch die jetzt nur im Index angeführten
 u. s. w. alle vorkommen müßten. Auf diese Weise kann die
 matik in ihrem Texte Lernbuch sein, durch die Repetitions-
 len dauernd der erweiternden Befestigung des Gelernten
 n und durch ihr Register bis zu einem gewissen Grade die
 lge eines größeren Nachschlagebuches bieten; vereinzelte
 einungen bleiben allerdings unerwähnt und ausgeschlossen.
 rklärt es sich, weshalb z. B. die „in § 170, 2 vermifsten
 a ἀλγεῖν, περιαλγεῖν, λυπεῖσθαι u. s. w. zum Teil im Register
 Hinweis auf diesen Paragraph stehen“; so erweist sich das
 mal beanstandete „Fehlen von ἐκῶν, ἄκων § 134, 1“ als ein
 scheinbares, da der Index je suo loco angiebt: „ἄκων statt
 134, 1“ — „ἐκῶν statt Adv. 134, 1“ und dort das Nötige
 irt wird, u. a. m.

Natürlich muß die Auswahl des eigentlichen Lernstoffes,
 en was häufig ist und darum in den Text der Grammatik,
 t nur in den Index gehört, eine sorgfältige sein, und hier
 le nun auch „Gleichmäßigkeit und Abrundung wohl angestrebt,
 aber bei dem überreichen Material nicht überall auf den
 n Wurf zu erreichen.“ Immerhin dürfte das von mir Gebotene
 Vergleich mit andern Lehrbüchern nicht zu scheuen haben.
 Nach diesen aufklärenden Bemerkungen will ich nicht weiter

auf gemachte Ausstellungen eingehen, obgleich ich dieselben auch hier nur zum kleinen Teil als gerechtfertigt anerkennen kann. Dagegen sei es mir gestattet, hier einige Versehen zu notieren, um deren gütige Korrektur ich bitten möchte.

§ 162, Anm. ist οἴμοι ταλαίνης ο te miserata zu lesen in οἴμοι ταλαίνης (sc. σοῦ) ο te miseram. (aber οἴμοι ταλαίνης ο te miseram).

§ 163 ist das zweite Beispiel aus Plato Protag. 328, Es zu tilgen; es widerspricht der richtigen Angabe der Anmerkung, daß man immer περὶ πολλοῦ ποιεῖσθαι sage¹⁾.

Ebenda ist statt τιμᾶν τινα θανάτου besser zu schreiben τιμᾶσθαι τινα θανάτου gegen jem. auf Leben und Tod anklagen; τιμᾶν τινα θανάτου gegen jem. auf Tod erkennen (vom Richter).

§ 218, 1 ist statt ἡ καλουμένη Μίδου κρήνη das gewöhnlichere ἡ Μίδου καλουμένη κρήνη zu setzen.

S. 276, letzte Zeile ist zu lesen: „ἔστε mit Partizip statt ἄτε mit Partizip“ (nicht statt εἰς).

Endlich sei mir noch ein Wort über die Stellung meines Buches zu den Ergebnissen der vergleichenden Sprachforschung gestattet, worüber das Vorwort S. XII schon einige Andeutungen giebt. Das Titelblatt sagt nicht, daß die Grammatik auf Grund der Ergebnisse jener Wissenschaft gearbeitet sei, und doch dürfte das zum wenigsten ebenso sehr der Fall sein als bei andern Lehrbüchern, welche es auf dem Titelblatt versichern. Den Nachweis im einzelnen zu führen, darf ich mir wohl erlassen. Jene Versicherung dem Buche vorzutreten hielt ich deshalb für unnötig, weil es mir heutzutage selbst verständlich erscheint, daß die Schule auch im Sprachunterricht die Ergebnisse der Forschung soweit verwertet, als sie der Fassungskraft der Schüler zugänglich sind und es mit den Zwecken des gymnasialen Unterrichts vereinbar ist. Innerhalb dieser Grenzen können nun freilich die Ansichten über das plusve minusve weit auseinander gehen, wie die Besprechung meines Buches durch meinen hochverehrten Lehrer, Herrn Prof. Schweizer-Sidler, in Hirschfelders Wochenschrift für klassische Philologie I (1884), Nr. 45 zeigt. Ich meinsten habe in der Syntax, besonders in der Kasuslehre, die sicheren Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft in ausgiebigem Maße verwertet. Anders in der Formenlehre. Hier habe ich mich fürs erste bemüht, Erklärungen, die wissenschaftlich nicht mehr haltbar sind, auszuschließen; sodann aber habe ich mir auch sonst in der Erklärung größere Reserve aufgelegt, als sie jetzt vielfach geübt wird, und zwar haben mich dabei folgende Erwägungen geleitet. Zuerst soll die Grammatik Lernbuch sein und als solches den Lernstoff in klarer und übersichtlicher Form darbieten; sie soll

¹⁾ Am s. O. lesen allerdings auch noch Schwes und Bortolani (1885) nur πολλοῦ; doch vgl. Sauppe zur Stelle im Anhang der 4. Aufl. von 1884 S. 145.

er auch, unter Bevorzugung praktischer Gesichtspunkte, durchaus auf wissenschaftlicher Grundlage ruhen und so ausgearbeitet in, daß sie strengwissenschaftlicher Erklärung überall entgegenkommt und dazu die Hand bietet. Für die Erklärung selbst aber meint mir alles auf den Lehrer anzukommen. Steht dieser mit den Ergebnissen der vergleichenden Sprachforschung fremd oder mit Abneigung gegenüber, so wird er mit den schönsten Erörterungen der Grammatik nichts anzufangen wissen oder nichts anzufangen wollen, und sie sind für die weitaus größte Zahl der Schüler nutzlos. Ist aber der Lehrer selbst mit dem Stande der Forschung vertraut — und das ist ja allerdings dringend zu wünschen —, so werden die von ihm viva voce am richtigen Orte gegebenen Erklärungen nutzbringender sein als die im Buche gedruckten. Ich verzichte also in meiner Grammatik nicht nur auf die heute haltbaren Zurückführungen von *νεανίου* auf **νεανίεο*, **νεανίαο* der gar auf **νεανίαος*), von *παιδεύεις* auf **παιδευέ-ε-σι*, von *ός* auf **δο-θς* u. ä. m., sondern ich spreche im Elementarunterricht z. B. auch nicht über die Entstehung von *δήμων* (§ 36 f.). Der Schüler empfindet nach meinen Erfahrungen auch kein Bedürfnis darüber aufgeklärt zu werden. Kennt er dann einmal die homerischen Formen *δήμοιο* und *δήμοο* (*Αιόλοο*, *Λίοο*), so werden es sich die wenigsten Lehrer entgehen lassen, — sei es gelegentlich, sei es bei einem zusammenfassenden Überblick über die homerische Sprache — ein Wort über das Verhältnis der Formen (§ 239, 6 mit Anm.) zu sagen, resp. sich die Erklärung vom Schüler selber geben zu lassen, der dafür alsdann die nötigen Vorkenntnisse und damit auch das volle Interesse hat — und ähnlich in zahlreichen Fällen. Es ist also gar nicht meine Absicht, daß der Lehrer nicht und nie mehr erklären solle, als ich es im Buche selbst gethan habe. Das Maß dessen, was mitzutheilen rätlich ist, kann je nach der Größe der Klasse, nach der Begabung und Leistungsfähigkeit des Jahrgangs in verschiedenen Abtheilungen ein sehr verschiedenes sein; hier muß der pädagogische Takt des Lehrers, der ja das *μηδὲν ἄγαν* stets beherzigen wird, das Richtige treffen. Nach meiner durch die Schulpraxis immer mehr befestigten Überzeugung werden im allgemeinen sprachwissenschaftliche Erklärungen in der Schule nur insoweit von Nutzen, also nur insoweit rätlich sein, als sie für den Lernenden zur Vereinfachung des Lernstoffes und zur Unterstützung des Gedächtnisses dienen, während weitere Erläuterungen allerdings in manchem einzelnen Fall namentlich begabten Schülern reiche Anregung und Belehrung bieten können.

Zum Schlusse erlaube ich mir, auf die vielen Anfragen hier die Antwort zu geben, daß ein Übungsbuch in Bearbeitung liegt und so bald wie thunlich erscheinen wird.

Zürich.

Adolf Kaegi.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

- 1) M. Scheins, Lateinische Formenlehre für Quinta. Im engsten Anschlusse an das Übungsbuch von Dr. Meiring. Düsseldorf, Schwannsche Verlagshandlung, 1885. IV u. 122 S. gr. 8. kart. 1,40 M.

Das vorliegende Buch soll des Verfassers lateinische Formenlehre für Sexta ergänzen, müßte aber eigentlich den Titel führen Lateinisches Vokabularium zu den Meiringschen Übungsbüchern für Sexta und Quinta nebst einleitenden Bemerkungen über Besonderheiten der lateinischen Formenlehre und syntaktischen Regeln für Anfänger. Auf Seite 29—73 werden die Vokabeln den einzelnen Übungsstücken gegeben mit zahlreichen Fußnoten, die meist sachliche Erläuterungen bringen, z. T. in sehr weitläufiger Form; auf Seite 75—122 findet sich ein alphabetisches „Verzeichnis der Wörter für Sexta und Quinta“ nebst Anmerkungen über einige Synonyma; auf Seite 23—28 eine Anzahl syntaktischer Regeln.

So bleibt für die Formenlehre (Seite 1—22) nach Abzug der syntaktischen Bemerkungen (auf Seite 5 f.) nur der sechste Teil des Buches übrig, welcher die Genusregeln der 3. Deklination und die im Sextanerteile nicht berücksichtigten Besonderheiten der Formenlehre enthält. Die Stammformen der einzelnen Verbs werden in dem Vokabularium aufgeführt.

Bedenklich ist diese Zerreißung des Materials. Wenach soll denn der Schüler repetieren? Etwa nach der Meiringschen Grammatik? Außerdem lassen die Regeln vielfach die nötige Schärfe, Kürze und Übersichtlichkeit vermissen und liefern im einzelnen den Beweis, daß der Verf. es nicht für nötig gefunden hat, die traditionellen Angaben einer gründlichen Nachprüfung zu unterziehen.

Als Vokabularium zu dem Meiringschen Übungsbuche, das dem Rez. nicht zur Hand ist, mag die Arbeit ganz zweckmäßig sein.

- 2) Th. Arndt, Die Elemente der lateinischen Formenlehre. Für den Gebrauch in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. 2. verbesserte Auflage. Leipzig, Teubner, 1885. VII u. 73 S. gr. 8. kart. 1 M.

Arndts Formenlehre ist zunächst für den Unterricht in den sächsischen Lehrerseminaren bestimmt und „unter Berücksichtigung des reiferen Alters“ der Seminaristen im wesentlichen zu einem „Paradigmenbuch“ geworden; aber das würde ihre Ver-

wendbarkeit auf Gymnasien und Realschulen nicht hindern. Denn an die Fassungskraft der Anfänger stellt sie nicht höhere Anforderungen als andere Schulgrammatiken.

Die Lautlehre umfaßt wenig mehr als eine Seite; unberücksichtigt bleiben die unflektierbaren Redeteile und die Wortbildung (mit Ausnahme der Ableitung der Adverbia von Adjektiven).

Im großen und ganzen ist die Darstellung fälschlich und übersichtlich; nur in der 3. Deklination sind, um das Einüben des Genus zu erleichtern (?), zu viel Paradigmen gegeben.

Die 2. Auflage soll nach der Versicherung des Verf.s eine sorgfältig verbesserte sein; aber sie ist noch lange nicht verbessert genug. Man staunt über eine Reihe von Ungenauigkeiten und über die Menge unklassischer und schlecht bezeugter Formen, die hier noch ihr Dasein fristen, besonders wenn man liest, daß der Verf. schon bei der 1. Auflage Neues Formenlehre benutzt haben will. So werden, um ein Beispiel anzuführen, auf S. 16 die nirgends nachweisbaren Neutralformen *paupera*, *desida*, *pubera*, *sospita*, *compota*, *caelibia*, *divitia*, *participa*, *principa*, *superstita* ausdrücklich gelehrt, ganz abgesehen davon, daß *deses* nebst *sospes* unklassisch und *caelebs* in guter Prosa ein Substantivum ist. Auf S. 2 steht, daß die Vokale (!) vor einer muta cum liquida kurz bleiben.

3) Fr. Wilhelm W. Wittich, Kurzgefaßtes Lehrbuch des Lateinischen. I. Bändchen: Für Sexta. 2. Aufl. Kassel und Berlin, Fischer, 1886. X u. 106 S. gr. 8. kart.

4) Fr. Wilhelm W. Wittich, Kurzgefaßtes Lehrbuch des Lateinischen. IV. Bändchen: Für Tertia. Kassel, Fischer, 1885. VIII u. 231 S. gr. 8. kart.

Obwohl „amtliche Erlasse nicht umsonst davor warnen, die Zahl der Schulbücher nicht (!) ohne Not zu vermehren“ entschloß sich der Verf. doch zur Herausgabe des vorliegenden Lehrbuches, weil es „auf der Wiesbadener Philologenversammlung von maßgebender Seite als wünschenswert bezeichnet wurde, daß der Schüler der unteren Klassen mit nicht zu vielen Hilfsbüchern, Grammatik, Übungsbuch, Vokabularium, zu hantieren brauche, sondern ein Lehrbuch ihm das Notwendige biete“, und weil Scheeles Vorschule, welche sich dies Ziel gesteckt habe, nicht methodisch genug angelegt sei.

Das erste Bändchen (für Sexta) enthält in seiner 1. Abteilung (S. 1—32) lateinische und deutsche Übungsstücke, von Anmerkungen grammatischen Inhalts begleitet; in der 2. Abteilung (S. 33—45) ein Wörterverzeichnis zu den einzelnen Paragraphen der Übungsstücke; in der 3. Abteilung (S. 46—85) eine Formenlehre und in der 4. Abteilung (S. 86—106) ein alphabetisches Wörterverzeichnis. So bleiben nach Abzug der Regeln in der 1. Abteilung kaum 26 Seiten, d. h. nur der vierte Teil des Bändchens für die lateinischen und deutschen

Übungsstücke übrig, und das ist für eine wahrhaft methodische Einübung der Formen und der syntaktischen Elementarregeln offenbar viel zu wenig. W. überschüttet auch den jugendlichen Geist von vornherein mit zu viel Formen und Regeln gleich auf der ersten Seite stehen z. B. Sätze wie *puer est bonus*, *pueri pigri sunt*, *poetae sunt clari* und schon auf der 18. Zeile *populi altae sunt*.

Die in der Neuzeit nachdrücklich betonte Forderung, daß man im Elementarunterrichte nicht von der einzelnen Form, sondern vom Satze auszugehen habe, läßt sich nur dann im eigentlichen Sinne verwirklichen, wenn das Übungsbuch eine Kasusform nach der andern in nicht zu schneller Aufeinanderfolge bringt, also z. B. erst Sätze wie *mensa est magna*, dann Sätze wie *mensa sunt magnae*, dann *video mensam magnam*, dann *video mensam magnam* u. s. w. Dabei würde es dem Schüler auch leicht werden, die Bedeutung der einzelnen Kasus zu erfassen.

Das vierte Bändchen (für Tertia) enthält in seiner 1. Abteilung (S. 1—54) lateinische und deutsche Übungstücke über den Gebrauch der Tempora, Modi und Verbalnomina mit einzelnen Anmerkungen grammatischen Inhalts und mit einem Anhang „Gedenkverse“, in der 2. Abteilung (S. 55—67) Regeln zu den Übungstücken, in der 3. Abteilung (S. 68—167) „das Wichtigste aus der Grammatik“ und in der 4. Abteilung (S. 168—231) ein alphabetisches Wörterverzeichnis. Die dritte Abteilung („das Wichtigste aus der Grammatik“) läßt trotz ihres Umfangs — 100 Seiten, also weit mehr als ein Drittel des Bändchens! — viel Wichtiges vermissen, z. B. die Regeln über den Gebrauch der Tempora, Modi und Verbalnomina, die in der vorhergehenden Abteilung nachgesehen werden müssen. Weshalb hat denn der Verf. überhaupt diesen Abriss hinzugefügt? Will er nicht einmal dem Tertianer, bez. dem Tertianer auf Realschulen oder Realgymnasien, für den sein Lehrbuch bestimmt ist, eine besondere Grammatik in die Hände gegeben wissen? Oder glaubt er wirklich mit seiner Darstellung etwas Besseres zu bieten, als es die landläufigen Schulgrammatiken thun? Seine Regeln — und das gilt nicht bloß von dem erwähnten Abschnitt — ermangeln der Kürze und Präcision; von einer Säuberung des Materials ist nicht die Rede.

Der Verf. hätte die einschlägigen Hilfsmittel gründlich studieren und seinem Werke mehr Zeit und Überlegung widmen sollen. In seiner jetzigen Gestalt gehört dasselbe zu der Dutzendware, mit welcher uns der Büchermarkt überschwemmt.

- 5) Ferdinand Schultz, Kleine lateinische Sprachlehre, zunächst für die unteren und mittleren Klassen der Gymnasien und Realgymnasien bearbeitet. 19., verbesserte Ausgabe. Paderborn u. Münster, Schöningh, 1885. VIII u. 300 S. gr. 8. 1,90 M.

Die Sprachlehren des um die lateinische Grammatik hochverdienten Verf.s haben viel Beifall und weite Verbreitung gefun-

1. Die 19. Aufl. der kleinen Sprachlehre empfiehlt sich schon sehrlich vor den früheren durch angenehmere und zweckmäßige Ausstattung hinsichtlich des Druckes, außerdem aber auch durch eine Reihe von Verbesserungen, bei denen dem Verf. Herr . Wetzel in Paderborn zur Seite gestanden hat. Es liegt mir nun an dem tüchtigen Buche, das von dem Fleiße und der Umacht des Verf.s ein so rühmliches Zeugnis ablegt, in kleinlicher Weise zu mäkeln; aber ich kann doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß in der Formenlehre noch zu wenig geschehen ist, um sie von Ballast und veralteten Regeln zu befreien. Bei der folgenden Auflage werden Neues Sammlungen sorgfältiger zu berücksichtigen sein.

Verwerflich sind zunächst manche Reimregeln, z. B. S. 25 f.: Wörter auf *us*: *Venus, eris f.* *Venus, rudus, eris n.* der *chutt (!)*.

Ebenso: *foedus, genus, latus, glomus(!)*
olus, opus, pondus, onus,
scelus, sidus, ulcus, funus,
vellus, viscus (!), vulnus, munus. — —

Lepus, oris m. der Hase, außerdem noch 14 Neutra:
corpus, fenus, frigus, decus,
litus, nemus, pectus, pecus,
pignus, stercus, facinus,
tempus, tergus (!) dedecus“.

Soll wirklich das Gedächtnis des Schülers mit solchen unnützen Aufzählungen belastet werden?¹⁾ Ist es nicht weit zweckmäßiger, wenn man ihn *foedus, eris n.* das Bündnis u. s. w. tabelmäßig lernen läßt? Zu streichen ist meines Erachtens auch die verbreitete Regel: „Die meisten Wörter auf *e-r* verwerfen *e* stets vor dem *r*“ u. s. w.²⁾, bei Schultz noch mit dem unvollständigen Zusatz:

„Doch fehlt's bei *ager, vaser, niger,*
 bei *aeger, integer* und *piger*.“

Ich wundere mich, daß man dementsprechend nicht auch die Wörter der 3. Dekl. auf *er, eris*, wie *later*, und *er, ris*, wie *later*, in schöne Verse gebracht hat. Die Konsequenz würde das doch erheischen. — Ebenfalls zu tilgen ist die Reimregel auf S. 29 (vgl. S. 50):

Nach der dritten sind auf *er*
 dreier Endung sechs auf *ster*;
 dann *saluber, volucer,*
acer, celer, celebrer.
 endlich *puter, alacer.*

¹⁾ Gillhausen-Moisziszitzig hat S. 30 ff. gar 6 Reimregeln dieser Art, sammt 33 Zeilen!

²⁾ *lacer* ist übrigens poetisch (statt *laceratus*); und Cicero hat nicht *laper* (was Schultz auch einklammert), sondern *prosperus*.

Einer Endung sind auf *er*
über, *pauper*, *degener*.“

Der Schüler lerne vokabelmäßig *equestris*, *stris*, *stre*. Übrigen verdienen die Formen *silvestris*, *terrestris*, *salubris* vor dem auf *er* den Vorzug, und die *Masculina campestris*, *palustris*, *volucris*, *celebris*, *putris* sind keineswegs schlechter benannt als auf *er*; vgl. N. II 9f.

Andere Reimregeln erfordern eine gründliche Säuberung insbesondere die Genusregeln, unter denen z. B. auf S. 35 stehen (*Masculina* sind)

„auch *buris*, *scrobis*, *torris*, *postis*
und *sentis*, *cassis*, *vepris*, *hostis*“.

Von diesen acht Wörtern ist nur *postis* erwähnenswert. Die seltene *buris* läßt sich als m. nur durch eine Stelle aus Varro belegen; *torris* und *casses*, *ium* (beides bei Vergil und Ovid) kann man dem Schüler ersparen; *scrobis* findet sich bei Schulschriftstellern (Ovid und Tacitus) nur als fem.; über die *Communes sentes*, *ium* und *vepres*, *ium* s. Z. f. d. G. 1885 S. 94 Note 3 u. 4.

Doch genug von den Reimregeln.

S. 238 lehrt Sch. — wie wohl alle Grammatiker — daß *S* die Abkürzung für *Sextus* (= *Sex.*); *sci*. *S*. bezeichnet aber den Vornamen *Spurius* (= *Sp.*); vgl. Mommsen, Röm. Forsch. I 17; Wilmanns, Ex. inscr. Lat. II S. 732.

S. 3 wird — ebenfalls mit den meisten Grammatikern — gesagt, daß die unflektierbaren Redeteile auch *Particulae* genannt würden. Aber Adverbia wie z. B. *fortiter* oder *fortissime* pflegt man doch nicht Partikeln zu nennen. Ausreichend erscheint mir die Erklärung, die ich in meiner Schulgrammatik gegeben habe: Unflektierbare Wörtchen werden auch *Particulae* d. h. Redeteilchen genannt¹⁾.

S. 11 durfte *epitome*, *es* u. s. w. nicht als die regelmäßige Flexion hingestellt werden. Der Schüler hat die griechischen Wörter nach der *i*. (abgesehen vom Nom. auf *is* und *as*) wie *mensa* zu deklinieren. Ich denke bei anderer Gelegenheit diese Behauptung ausführlicher zu begründen.

alius ist kein Adjektiv, wie auf S. 17 steht, sondern, wie die Neutralform *aliud* zeigt, ein Pronomen. Dafa die Genetivform *alius* (S. 18 u. 272) ungebräuchlich war, habe ich schon Z. f. d. G.-W. 1883 S. 436 hervorgehoben, ohne daß diese Bemerkung Beachtung gefunden hätte²⁾.

¹⁾ Man vgl. die Äußerung in der Vorrede S. III: „Bei einer Wiederholung der Formenlehre muß alles gelernt werden, was das Büchlein enthält. Überflüssig ist nichts darin.“

²⁾ Vgl. übrigens Schömann, Redeteile S. 222, der die Partikeln als Modalitätsadverbia definiert.

³⁾ Da *alius* ein so häufiges Wort ist und *aliud* so oft sich findet kann es unmöglich ein Zufall sein, daß die Genetivform *alius* fast nirgend

In den Regeln über den Acc. auf *im*, den Abl. auf *i*, den om. Plur. auf *ia*, den Gen. Plur. auf *ium* ist die bessernde Hand nicht zu verkennen. Gestrichen sind mit Recht die in früheren Auflagen aufgeführten Formen *ravim*, *burim*, *amussim*, *pelvim*; rner *iurium*, *glirium*, *compedium*¹⁾. Und S. 33 wird im Gegentz zur größeren Sprachl.²⁾ S. 55, wo mit E.-S. u. a. die Form *lerum* gelehrt wird, richtig bemerkt: „Das Substantiv *Celeres* (t *Celerum* in *tribunus Celerum* (*celerium* kommt überhaupt cht vor).“ Denn *celerum* als Substantiv findet sich Liv. I 59, 7 gl. d. Herausgeber zu Liv. I 15, 8) und sonst vereinzelt; *celerum* s Adjektiv nur bei Caelius Aurelianus (N. II 38). denn der Gen. Pl. *celerium* nicht vorkommt (*celeri* und *celerian* od bezeugt), so ist dies Zufall. Bekanntlich begegnet ja auch on *mare* der Gen. Pl. nirgends (Priscian citiert aus Naevius arum!) und *maribus* nur Caes. b. g. V 1. N. I 261 u. 417, agener, Phil. Rundsch. III Sp. 824. — Aber zu entfernen bleibt och *dotium*, *fraudium*, *murium*, *marium* von *mas*, *vestratium*²⁾ — *panum*, *vatum*³⁾ — *vigilum*, *supplicum*⁴⁾; ferner die Regel:

orkommt. *aliusmodi* wird von Priscian aus Cäsars Anticato, sowie aus ansius und Cälius (bei letzterem mit der Variante *alii modi*, was auch ast belegt wird) citiert und so auch bei Gell. XVII 5, 14 gelesen. Aber ic. inv. II 21 hat Kayser sowie Friederich *alio modo* und Cic. nat. d. II 13 C. F. W. Müller *aliis* [generis] *bestiis* (die Hss. haben *aliis generis*) vgl. la. crit. p. X. Sonst läßt sich für die Form *alius*, von ganz unsicheren itaten abgesehen, überhaupt nur eine Stelle aus Ammian und Ulpian anhren. — Bei Cic. div. II 30 steht *alias pecudis*, was auch sonst bezeugt t. Vgl. N. II 214 ff.

¹⁾ *iurium* (Wittich) nirgends, *urum* vereinzelt bei Plautus und Cato — *irium* (noch bei Arndt) selten und nicht bei Schulschriftst. — *compedium* och bei Gillhausen) nur bei Plautus einmal; nach *pedum*, *bipedum* hat man *opedum* zu bilden, das sich freilich nur aus Augustini belegen läßt. Vgl. . I 279 f. 273.

²⁾ Neben *dotium*, das auch Wittich bringt (Ulpian u. Spät.), findet sich stum (Val. Max. u. Tert.) N. I 270 — neben *fraudium* (bei Cic. 2 mal u. pät.) auch *fraudum* (Tacit u. Spät.), wie neben dem häufigen *laudum* (Cic. . a.) auch *laudium* (Cic. Phil. II 28 u. Spät.) N. I 272 f. — neben *murium*, sch von Scheius, Arndt, Wittich erwähnt (nicht bei Schulschr.), findet sich *urum* Cic. nat. d. II 157 (durch Charisius bezeugt) u. bei Spät. zuweilen l. I 280 — neben *marium* (Arndt) auch *marum*, beides nicht häufig und iekt bei Schulschr. (Cic. part. or. 35 hält Kayser *marium* für interpoliert) l. I 279. — *vestratibus* steht bei Jul. Valer.; sonst kommt das Wort nur ei Grammatikern vor (N. I 690 II 15). — Übrigens läßt sich *ntrium* nur us späten Schriftst. belegen (N. I 280).

³⁾ *panum* (auch bei Arndt, Wittich) steht, abgesehen von einer zweifel- aften Stelle im Apuleius, nur bei Kirchenschriftst. Verrius lehrte *panum*, äsar *panium*, Charisius verwarf beides. Vgl. N. I 259 u. Georges. — *leben vatum*, auch von Scheius, Arndt, Wittich erwähnt (Cic. div. I 4, /erg. Hor. Ov. u. a.), begegnet auch *vatum* (Cic. div. I 115. leg. II 20 u. 0) N. I 262.

⁴⁾ Die Genetivform *supplicum* (Scheius, Arndt, E.-S. u. a.) erscheint *ie artificum* stets als Substantiv (ohne Nom. pl. neutr.); und *vigiles*, *um* t in *Pressa* durchweg Substantiv. Als Adjektiv braucht Cic. *vigilans* (*vigi-* *um canum* Hor. carm. III 16, 2. Ov. lb. 594). N. I 278 II 75 f. *supplicium*,

„Bei *messis*, *navis* ist es gewöhnlich, wie bei *clavis*¹⁾. — Die unkl. Wörter *deses*, *reses*, *impos*, *sospes* (S. 31 u. 28) sind entbehrlich; *caelebs* und *ales* sind in der klass. Prosa Substantiva. In

Die Form *gracillimus* (S. 52), welche nur Suet. Nat. 51 begegnet, in den not. Tir. steht *gracillissimus* (N. II 110) sollte endlich aus unsern Schulgrammatiken verschwinden; ebenso die Lehre: *egenus* hat *egentior*, *egentissimus*. Vielmehr heißt es regelmässig *egens* (Cic. Caes.) *egentior* u. s. w.; *egenus* ist, nach Georges und Klotz zu urteilen, unklassisch.

Wunderbarerweise lehren Schultz, Arndt, Wittich u. a. neben *viginti unus* oder *unus et viginti* u. s. w. nur *viceni singuli* nicht *singuli et viceni*, als ob bei Distributivzahlen die Einer nicht den Zehnern vorausgehen dürften. N. II 168 giebt ungefähr 60 inschriftliche Belege.

Der Imperativus Passivi ist ganz zu streichen; vgl. Ztsch. f. d. G. 1885 S. 436. — Formen wie *laudatum sum*, *laudata sumus* können nicht vorkommen und sind daher aus den Paradigmen zu entfernen. —

Ich breche ab, um den Umfang dieser Anzeige nicht über Gebühr auszudehnen.

Weissenburg i. Elsass.

Paul Harter.

- 1) J. Lattmann und H. D. Müller, Kurzgefasste lateinische Grammatik. 5. verbesserte Auflage. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprechts Verlag, 1885. 354 S.
- 2) J. Lattmann und H. D. Müller, Lateinische Formenlehre und Hauptregeln der Syntax in systematischer Ordnung für die Klassen des Gymnasiums. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht Verlag, 1885. 264 S.

Den neuen Auflagen der Lattmann-Müllerschen Grammatik in dieser Zeitschrift einige Zeilen mit auf den Weg zu geben gereicht unterzeichnetem Ref. zu ganz besonderer Freude. Die großen Verdienste die Herren Verfasser sich um die wissenschaftliche Gestaltung des grammatischen Lernstoffs erworben haben, wie viel fruchtbare Gesichtspunkte in dieser Beziehung von ihnen

was Hildebrand verteidigte (vgl. Wagener, Phil. Rundsch. II Sp. 1566), ist nicht mehr in den neueren Ausgaben des Weissenbornschen Livius, noch dafür *supplicum* (24, 30, 14; 29, 16, 6; 30, 36, 5; 35, 34, 7 wie 2, 14, 1) ebenso wenig *vigilium*, sondern *vigilum* (7, 36, 2; 10, 33, 6).

¹⁾ Bei Schulschriftst. lesen wir *clavem*, *messum* und fast ausschließlich *navem*. Denn während *navim* jetzt nur noch Sall. Iug. 25 und Liv. 46, 4) begegnet, erscheint *navem* sehr häufig und zwar auch Cic. Cato m. 72 (Baiter Müller), Ov. met. XI 663 u. XIV 216 (Kera; Merkel²⁾), Liv. 24, 34) [N. I 200 führt diese Stellen für *navim* an]. Schwankend ist die Lesart: Hor. carm. I 32, 8 (*navim* Keller, Müller; *navem* Schütz), ep. II 1, 1 (*navem* Keller, Schütz; *navim* Müller), Cic. ad Att. VII 22, 1 (*navem* Weissenberg, *navim* Baiter). Auch bei anderen Schriftstellern ist *navem* sehr häufig (Wagener giebt in der Phil. Rundsch. II Sp. 1527 Nachträge zu Nove a. C. und Charisius verwarf die Form.

verwertet worden sind, ist genügend bekannt. Auch zu neuen Auflagen hat das Streben, die Fortschritte der Wissenschaft für die Schulpraxis nicht verloren gehen zu lassen und die Klärung und Vertiefung des Unterrichts auszunutzen, Anlassung gegeben. Die Vorrede Lattmanns zu der gröfseren Edition giebt darüber das Nähere an; im besondern aber hat er den ganzen Standpunkt und die Methode, welcher die in Betreff des Aufbaues des grammatischen Materials geschieht, in einer separaten Abhandlung entwickelt (Die Grundriss für die Gestaltung der lateinischen Schulgrammatik, Progr. Nr. 1885), welche von einer historischen Übersicht über die in Lanchthon erschienenen wichtigsten lateinischen Grammatiken und die verschiedenen Gesichtspunkte und praktischen Ziele, denen einzelnen Verfassern vorgeschwebt haben, zergliedert und eine reiche Fülle sowohl allgemeiner als speziell auf die Bedeutung der Lattmann-Müllerschen Bücher bezüglicher didaktischen enthält.

Im Hinblick auf diese Abhandlung, deren Studium wir nachdrücklich auf das angelegentlichste empfehlen, sieht sich der Verf. genötigt in aller Kürze auf einige prinzipielle Fragen zurückzugehen, deren Beantwortung für eine Empfehlung des Lattmannschen Standpunktes von ausschlaggebender Bedeutung ist. Die Streitfrage, ob die sprachwissenschaftliche Fassung der Formenlehre in die Schule einzuführen sei, ist noch immer nicht entschieden. Wer nach der alten Weise unterrichtet worden ist, der selber nach dieser Unterricht erteilt hat, kann auf rein empirischem Wege nur schwer darüber zu einem klaren Urtheile kommen, wie im einzelnen die Praxis nach der neuen rationelleren Fassung sich gestaltet, welche methodischen Hülfen bei der Anwendung der Formen sich darbieten, wie es schliesslich mit dem neuen Wege erzielten Sicherheit bestellt sein wird. Es war nicht zu verwundern, dafs man den höheren Anforderungen, die die Lattmann-Müllersche Darstellung mit ihrem Zurückgehen auf den Stamm an die Fassungskraft der Schüler der niederen Stufen zu stellen scheint, bei aller Anerkennung des Verf. vertretenen wissenschaftlichen Standpunktes schon von vielen Seiten mit einem gewissen Mißtrauen begegnete. So denn auch Ref. in einer Besprechung der 19. Auflage der 1877. Grammatik (in dieser Zeitschrift 1879) sich gegen die wissenschaftliche Fassung der Formenlehre in einer Schulgrammatik ausgesprochen, namentlich mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten, in welcher bei einer Zurückführung der Genusformen auf die Stammverhältnisse für den Schüler zu grofse Schwierigkeiten entstanden. Vielleicht sind dieselben jedoch in der Praxis nicht so grofs, wie sie zunächst erscheinen, zumal man dasjenige beherzigt, was Lattmann a. a. O. S. 27 über die morphologische Hülfe bemerkt, welche der einheitliche Aufbau

der Formenlehre nach dem Stammprinzip gerade für die 3. Deklination und andere schwierigere Gebiete gewährt. Danach ergiebt sich dem Ref. nunmehr folgendes, für die Behandlung jener Parteien nach dieser Methode günstigeres Bild. Zunächst sind dem Schüler die einzelnen Lautgruppen (als *liquidae* etc.) und die feste Reihenfolge der einzelnen Laute innerhalb dieser Gruppe einzuprägen. Dieselben Lautgruppen in ihrer stereotypen Reihenfolge sind das konstituierende Prinzip für die Anordnung der konsonantischen Stämme der 3. Deklination, und so ergeben sich hier eine Reihe von Stammgruppen, die sich naturgemäß und leicht aneinander schließen und innerhalb deren die Menge der Einzelheiten (die Stammgenusregeln, die Ausnahmen, die besondere Bildung gewisser Kasus) sich zweckmäßig unterbringt. Jede einzelne Gruppe hat selbständiges Leben und läßt sich daher im Unterrichte besonders behandeln, methodisch vorbereiten und einüben; ebenso bietet die übersichtliche Repetition dieser sämtlichen Stammgruppen und im Anschluß daran die der vokalischen Stämme, also der ganzen 3. Deklination, infolge jener einfachen Disposition nach den Lauten keine Schwierigkeiten. Im Unterschiede von der hergebrachten Methode kommt es dabei hauptsächlich darauf an, daß der Schüler gewöhnt wird nicht Nominativ und Genetiv mechanisch zu merken, sondern Nominativ und Stamm zugleich zu denken resp. allmählich bei entwickelterem Sprachgefühl die Gesetze zu begreifen, nach welchem die Nominativbildung innerhalb der einzelnen Stammgruppen sich richtet. In ähnlicher Weise kommt die Anordnung nach den Lautgruppen, welche als der „rote Faden“ (Lattmann a. a. O.) durch die ganze Formenlehre sich hindurchzieht, bei der Aufzählung der Verba nach ihren Stammformen zur Geltung und zerlegt auch hier das ganze Material in einzelne Parteien, deren eigentümliche gemeinsame Merkmale, besonders das Gesetz der Perfektbildung in der 3. Konjugation (konsonantische Stämme mit kurzem Inlaut haben *t*, mit langem *ss*) dem Schüler mehr in die Augen fallen und so das Lernen erleichtern, zumal wenn auf die gehörige Beachtung der Quantität der Stammsilben bei der Aussprache gehalten wird.

Ref. kann es nicht leugnen, je mehr derselbe sich in den Unterrichtsbetrieb nach dieser Methode hineindenkt, welche nach verschiedenen Seiten hin Vereinfachung und Klärung des Lernstoffes ermöglicht, um so mehr erwärmt er sich für dieselbe, und so mehr erblickt die alte mechanische Art. Allerdings stellt die selbe größere Anforderungen an die Kraft des Lehrers; aber die Lebendigkeit und Anschaulichkeit des Unterrichts wird dadurch gefördert, und es kommt Sinn und Verstand in die ganze Behandlung. Naturgemäß ist der erste Unterricht nicht an die Hand einer systematischen Grammatik zu erteilen; gerade die Bildung durch die Sprache selbst gegebener, ich möchte i

hiede von der gewöhnlichen mechanischen Einteilung sagen scher Gruppen, wie sie diese Darstellung der Formenlehre t, weist auf eine Verteilung des grammatischen Stoffes in ren Übungsbüchern für die beiden untersten Stufen hin, tmann dieselben auch konsequenterweise ausgearbeitet hat t, Übungsbuch für Sexta, Übungsbuch für Quinta, Göttingen, hoeck u. Ruprechts Verlag). In Quarta erst gelangt die tische Grammatik in die Hand des Schülers, nach welcher e die Formenlehre gelegentlich noch einmal auf dem Wege r Repetition überschaubt.

uf die Vorzüge, durch welche die Syntax der Lattmann- chen Grammatik sich auszeichnet — die zweckmäßige ung und strenge Disposition des Regelstoffs, wie sie die hre darbietet, die vom einfachen zum zusammengesetzten tschreitende Moduslehre, welche die einzelnen Gebrauchs- auf dem Grunde wissenschaftlicher Prinzipien zu erklären — ist, abgesehen von anderweitigen Urteilen, auch in dieser rft zur Genüge hingewiesen worden (bes. von W. Hirsch- 1878), so daß Ref. darauf im einzelnen nicht näher ein- 1 braucht.

Beziehung auf die neuen Auflagen mag zunächst bemerkt , daß die an erster Stelle genannte „kurzgefaßte lateinische atik“ die frühere „lateinische Schulgrammatik“ ist. Ref. einen rechten Grund ein, warum die Verff. jenen Titel rt haben, ebenso möchte er auch für die 2. Grammatik üheren Titel „kleine lateinische Grammatik“ dem jetzigen dlichen vorziehen. Durch Weglassen speziellerer An- gen, durch Kürzung der Beispiele haben die Verff. mit r den Anforderungen derjenigen Genüge leisten wollen, in einer Schulgrammatik nur das im besondern für die icken Übungen in Betracht kommende Regelmaterialent- wissen wollen. Die Veränderungen in den neuen Auflagen n sich hauptsächlich auf die Syntax. Einer Umarbeitung die Verff. die Lehre vom Ablativus absolutus (§ 58) unter- welche an die einzelnen Gebrauchsarten des Ablativus and diese Konstruktion auf die anschaulichste Art zugleich erücksichtigung des richtigen wissenschaftlichen Stand- s entwickelt. (Man vergleiche mit dieser Darstellung z. B.

Ell.-Seyff. §§ 326 gegebenen Regeln; abgesehen von ihrer echanischen Fassung sind dieselben auch für die Be- ng im Unterricht nicht so praktisch.) Am Schlusse der hre ist die Anweisung über den Gebrauch der Präpositionen in der größeren Grammatik bedeutend erweitert. Ver- ngen hat auch die Lehre von den Temporibus (§ 98), im ern die Regeln über die Consecutio temporum (§ 115) n; hier haben die Verff. das Prinzip der selbständigen und en Zeitsetzung, das in gleicher Weise für indikativische

als für konjunktivische Nebensätze in Betracht kommt. überall schärfer hervorgehoben. Namentlich in der Lehre von der *Cons. temp.* finden so von der gewöhnlichen Regel abweichende Fälle in einer auch für den Schüler leicht zu fassenden Weise, die zugleich die wissenschaftlich richtige ist, ihre Erklärung. Ferner ist der Gebrauch des Konjunktivus in Nebensätzen bei der Behandlung der einzelnen Arten derselben mehr als bisher auf die Anwendung desselben als *Potentialis* u. s. w. im Hauptsatze zurückgeführt worden. Bei vielen einzelnen Regeln merkt man sodann überall die nachbessernde Hand der Verff., die teils Überflüssiges und für Schulzwecke zu Spezielles aus den früheren Auflagen gestrichen, einiges kürzer gefasst, anderes hinzugefügt, auch dort Umstellungen vorgenommen haben, wo eine bessere Gruppierung sich empfahl. Nicht einverstanden kann sich Ref. mit der in der neuen Auflage gegebenen Behandlung der potentialen Bedingungssätze erklären, bei welcher dem gewöhnlichen Falle mit dem Konjunktivus *Praesentis* (*Perfecti*) — *si id credas, error (erroveris)* — ein zweiter mit dem Konjunktivus *Imperfecti* — *si id cerneris, fugeres* — gegenübergestellt wird, während in der früheren Auflage dieses Verhältnis nur andeutungsweise in einer Anmerkung berührt wurde. Wenn dieser 2. Fall auch konsequent dem Gebrauch des *Potentialis* im Hauptsatze entspricht, so ist doch ein solches Bedingungsverhältnis in den einzelnen sich anbietenden Fällen begrifflich kaum von dem irrealen zu scheiden und kann überhaupt leicht den Schüler in Verwirrung bringen. Dabei mag noch bemerkt werden, daß die für den 3. Bedingungsfall gegebene Bezeichnung „konditionaler Bedingungssatz“ sprachlich nicht sehr anspricht, wengleich das Prinzip der Herausgeber, die Bedingungsverhältnisse nach dem in denselben gesetzten Modus zu benennen (infolge dessen „indikativischer Bedingungssatz“ statt „realer“ u. s. w.), an und für sich gewiß das Richtige ist. Die gewöhnliche, in manchen Fällen allerdings nicht zutreffende Bezeichnung „Irrealis“ für den Konjunktivus *Imperf.* und *Plusquamperf.* statt der von den Verff. gewählten „Konditionalis“ möchte sich doch wohl als die auch für diesen Zweck praktischer empfehlen.

Um noch einiges zu berühren, wo Ref. eine Änderung gewünscht hätte, so heißt es § 81: die Konstruktion des *Acc. c. inf.* läßt sich im deutschen nur bilden mit den Verben „lassen heißen, sehen, hören“ u. s. w. — nicht auch mit „fühlen“ (z. B. ich fühle mich wachsen)? § 86, 2 wäre eine nachdrücklichere Hervorhebung der § 73 A. 2 gegebenen Bestimmung, daß die Kongruenz des nominalen Prädikats auch zu beachten ist, wenn das Prädikat mit einem Hilfsverbum gebildet ist, also der *Infinitivus* bei demselben die Stelle eines Objekts vertritt (*capit rex esse*), am Platze gewesen, da nachweislich gegen diese Regel öfter gefehlt wird. § 121 *Cons. temp.* nach *Infinitivus Perfecti*

1 unabhängigem Coniunctivus Perfecti paßt die Einführung letzteren nicht zu der § 120 gesetzten Überschrift: Consec. app. nach nominalen Verbalformen. § 139 ist die allgemeine Regel: In der oratio obliqua treten die Hauptsätze der oratio recta in den Acc. c. inf., die Nebensätze erhalten den Coniunctiv — in Beziehung auf die erstere Behauptung zu weit faßt. — In der kleineren Grammatik vermißt Ref. folgende Bestimmungen: § 19 eine Erwähnung der Konstruktion *sententiam peritus*; § 51b eine Notiz über den sogenannten Acc. graecus in Dichtern; § 61 (Städtenamen) verlangt die ganze Fassung der Regel die Bemerkung der größeren, wie der Genetivus der Singularis der 1. und 2. Deklination auf die Frage wo? zu erklären; § 117 entbehrt man ungern die treffliche Anweisung, daß nach dem Coniunctivus Perfecti als Potentialis der Gegenwart äsentische Consecutio folgt, worüber z. B. bei Ell.-Seyff. nichts zu finden ist; § 137 A. 5 (an nach *nescio* u. s. w.) hätte auf die richtige Konstruktion *nescio an nemo* hingewiesen werden können. Obigen sind einzelne Citate aus der kleineren Grammatik nicht in den darin vorgenommenen Kürzungen in Beziehung gesetzt: § 33 muß die Bemerkung „wobei der Wechsel von e und i nach der Lehre II A zu beurteilen ist“ wegfallen; auf S. 109 scheint eine Änderung übersehen zu sein, da dort mehrere unrichtige Angaben sich finden.

Eine besondere Erwähnung verdient noch die von den Verff. mit den Zeichen Q und T (S) gegebene Verteilung des Regeloffs auf die einzelnen Klassen. Ref. stimmt ganz damit überein, daß die Hauptsachen der Kasuslehre in IV erledigt werden müssen, daß in III B der Schüler die gelernten Regeln vertiefen, derselbe hier überhaupt eine gewisse Ruhe haben muß (vgl. Lattmann, Grundsätze u. s. w. S. 37). Ein Stillstand in der grammatischen Weiterentwicklung ist dabei nicht zu befürchten, zumal wenn voraus der Vorbereitung der Moduslehre, die in III A systematisch durchzunehmen ist, der Schüler dazu angehalten wird, die hauptsächlichsten nebensätzlichen Verhältnisse und die hier in Betracht kommenden Konstruktionen aus der Lektüre aufzufassen. Um so mehr dürfte jene Forderung angebracht erscheinen, als der Beginn des griechischen Unterrichts in Untertertia die Kraft des Schülers in besonderem Maße in Anspruch nimmt; so wird auch hier die notwendige Zeit für eine gründlichere Repetition der Kasuslehre namentlich der Verba nach ihren Stammformen gewonnen werden.

Schließlich hat Ref. noch auf das zu den einzelnen Regeln gegebene Beispielmateriale und zugleich auf die Methode hinzuweisen, welche Lattmann bei der Benutzung desselben befolgt wissen will. Dasselbe ist namentlich in der größeren Grammatik außerordentlich reichhaltig und teilweise noch vermehrt, außerdem bei vielen Regeln in der Weise umgeordnet, daß an erster

Stelle Beispiele aus Lattm.s *Nepos emendatus*, an zweiter aus Caes. Bell. Gall., an dritter aus den gelesesten Schriften Ciceros resp. Livius' gesetzt sind. Die früher hinter den einzelnen Beispielen gegebenen Citate sind fast durchweg als für den Schüler überflüssig gestrichen worden; Ref. bedauert dies, da dieselben nach verschiedenen Seiten hin für den Lehrer nicht unwichtig sind. Inbetreff der Anordnung der Beispiele haben sich die Verff. von dem Prinzip leiten lassen, Lektüre und Grammatik bei der Behandlung einer Regel mehr in Verbindung zu setzen und so der induktiven Methode im Sprachunterricht einen festeren Rückhalt zu gewähren. Dasselbe Prinzip hat Lattmann selbst für die Quarta und Tertia gearbeiteten deutschen Übungbüchern zu Grunde gelegt, und zwar in der Weise, daß abgesehen von den sonstigen für die Einübung der einzelnen Regeln aus der Lektüre entnommenen Beispielen zunächst in kleinerem Druck solche Sätze gegeben sind, die in dem lat. Lesestoffe der vorausgehenden Klasse schon behandelt worden und so dem Schüler (wenigstens teilweise) bekannt sind. Diese soll der Lehrer (vgl. Vorrede S. V) vor der Durchnahme einer Regel retrovertieren lassen, um das bei der Behandlung des Einzelfalls früher schon geweckte Sprachgefühl wieder lebendig zu machen; sodann erst wird die Regel aus der Grammatik aufgefaßt, durch die dort gegebenen wieder teilweise bekannten Beispiele weiter eingeübt und durch loci memoriales, die überall durch den Druck hervorgehoben sind, befestigt.

So tritt neben eine treffliche mit der Wissenschaft Föhlung haltende Grammatik, in welcher für die Fassung der einzelnen Regeln zugleich der jedesmalige Klassenstandpunkt des Schülers maßgebend gewesen ist, ein wohldurchdachtes, in sich geschlossenes System des praktischen Unterrichts, das infolge der dadurch erzielten Konzentration als durchaus geeignet erscheint, die Leistungen im Lateinischen zu fördern. Ref. schließt mit dem Wunsche, daß die Lattmann-Müllersche Grammatik, namentlich auch die kleinere, die für die Anforderungen des Gymnasiums vollständig ausreicht, zumal da auch die Verleger dieselben in einer allen Anforderungen in Beziehung auf Papier und Druck entsprechenden Weise ausgestattet haben, eine ihrer Gedeihenheit entsprechende Verbreitung und größere praktische Verwendung finden möge als dies bisher der Fall gewesen ist. An der Hand dieser Grammatik wird der Unterricht im Lateinischen in der That das leisten, was von ihm verlangt werden muß, wenn er seine führende Stellung im Lehrplane der Gymnasien behaupten will: Erweckung richtiger grammatischer Begriffe und logische Schulung des Geistes.

Eberswalde.

August Teuber.

ogchamp, Choix de mots latins groupés d'après la forme, le sens et l'étymologie. Cinquième édition refondue par P. Oltramare. Premier volume. Genève, J. Julien. 1885. VIII u. 101 S. 2,50 M.

Dieses Büchlein rühmt sich eine der ältesten Vokabelsammlungen zu sein. Was es freilich vor dreissig Jahren Besonderes und Auszeichnendes hatte, ist jetzt der Hauptsache nach wohl gemeingut geworden. Vor allem kann man dem Buche das Lob nicht vorenthalten, daß es kaum je der gewählten Anordnung zu nahe und um vollständig zu sein, den Schüler mit Vokabeln erschüttet, für welche er auf der Schule überhaupt oder auch während der ersten Jahre seiner Beschäftigung mit dem Lateinischen keine Verwendung findet. Auch die zahlreichen Wortverbindungen, welche das Buch in seinem letzten Teile bietet, sind nicht bloß von tadelloser Latinität, sondern umschließen schon in einer sehr geschickten Weise den Kreis des aus der lateinischen Phraseologie vor der Hand Notwendigen. Der sachlichen Anordnung ist vor der etymologischen der Vorzug gegeben. Die Vokabeln sind mit zahlreichen Quantitätszeichen versehen, die natürlich auf die Bedürfnisse französischer Schüler berechnet sind und auf einen Deutschen einen wunderlichen Eindruck machen, weil sie sehr viele für unsere Schüler durchaus überflüssige Warnungen enthalten. So wird der Infinitivendung der ersten Konjugation beharrlich durch das ganze Buch das Zeichen der Länge gegeben. Überhaupt sind es fast nur Längen, die notiert sind, diese aber unaufhörlich und selbst in Endungen, welche von unsern Schülern nie falsch gesprochen werden (*ratione*). Ein französischer Schüler bedurfte des Zeichens über *mater*; *pater* wird dicht daneben in diesem Buche ohne Zeichen gegeben, weil er es von selbst richtig spricht. Aus demselben Grunde fehlen überall für unsere Schüler gefährlichen Stammsilben die Zeichen der Kürze (*bonus, malus, putare, vocare, petere, loquax, homo, nut, ratio, memoria, preces, queror* und unzählige andere). Hier und da bietet eine Anmerkung eine kurze Gegenüberstellung von synonymen. Das Buch zeugt durchweg von Umsicht und Sorgfalt. S. 45 scheint es mir indessen anstößig, daß einem Schüler dieser Stufe *mille equitum ceciderunt* geboten wird. S. 59 bliebe es nach *mos est* hinzugefügte *ut* besser weg. S. 80 mißfällt *sententiam rogare aliquem* für *demande à qu. son avis*, für welche die gebräuchliche Wendung es bekanntlich nur in einem ganz bestimmten Falle gesetzt wird. Auch *grammaticam docentur* (S. 81) wird von unseren Schulgrammatikern mit Recht verpönt. Die Ausstattung des Buches ist eine musterhafte, und zwar ist das in der vollen Bedeutung dieses schweren Wortes. Freilich hat das auch einen sehr hohen Preis zur Folge gehabt.

Was der Verf. in der Einleitung zu Gunsten der sachlichen Anordnung sagt, erinnert an die vortreffliche Vorrede Bréals zu dem Elementarkursus seines lateinischen Vokabulariums (*Les mots*

latins groupés d'après le sens et l'étymologie par Bréal et Bailly). Diese Vokabeln sollen den Schüler in das alte Leben und in die alte Geschichte einführen. Mit noch größerem Nachdruck verlangt die Einleitung zum mittleren Kursus, welcher ein etymologisch geordnetes Vokabularium bietet, daß man die Vokabeln der toten Sprache zu etwas Lebendigem mache und ihnen Enthüllungen entlocke über die Anschauungs- und Empfindungsweise der alten Völker. Der umfangreiche dritte Kursus endlich, ein förmliches etymologisches Lexikon, welches sich vornehmlich an die Lehrer wendet, bietet die Geschichte des Wortes und die Entwicklung seiner Bedeutungen, wiederum stets bemüht, aus der Sprache die Wandlungen und Bildungen römischer Gewohnheit und Denkweise kennen zu lehren. Zur Vollständigkeit fehlt dem Gebäude freilich an vierter Stelle die lateinische Synonymik.

Berlin.

O. Weissenfels.

F. J. Scherer und H. A. Schnorbusch, Übungsbuch nebst Grammatik für den griechischen Unterricht der Tertia. Dritte verbesserte Auflage. Paderborn und Münster, Ferd. Schöningh, 1896. IV u. 361 S. gr. 8.

Die „Verbesserung“, welche diese dritte Auflage nach der Ansicht der Verff. vor der zweiten auszeichnet, besteht in einer erheblichen Erweiterung des grammatischen Teils und einer Kürzung des Übungsstoffes. Beides halte ich für einen Fehler.

Ich gehe zunächst auf den ersten Punkt ein. Es ist ja zweifellos, daß eine genaue Übereinstimmung zwischen Grammatik und Übungsbuch dem Lehrer und Schüler die Arbeit erheblich erleichtert. Diese Erwägung ist es wohl, welche öfter die Verfasser von Grammatiken dazu führt, entsprechende Übungsbücher zu schreiben, wie die Herren Scherer und Schnorbusch, seltener die Verfasser von Übungsbüchern, eine entsprechende Grammatik zu schreiben, wie das jüngst in origineller Weise Härtmann gethan hat. Denn wann ist die genaue Übereinstimmung zwischen Grammatik und Übungsbuch sicherer verbürgt, als wenn beide einen Verfasser haben? Selten aber ist Grammatik und Übungsbuch zu einem Korpus vereinigt worden, um so seltener, wenn der betr. Verfasser noch eine besondere Grammatik geschrieben hatte wie Scherer und Schnorbusch. Schon die zweite Auflage des vorliegenden Übungsbuches enthielt einen grammatischen Teil, aber der war für Quarta berechnet, daher auf das Nötigste beschränkt. Die dritte Auflage jedoch bietet die ganze Formenlehre und zwar recht ausführlich (das Verhältnis zur vierten Auflage der Grammatik der Herren Verff. ist = 106 : 191 S.) dazu die Hauptregeln der Syntax, deren Zweck man nicht übersieht: dem Tertianer genügen gelegentliche Bemerkungen des Lehrers, und für den Sekundaner sind die „Hauptregeln“ zu dürftig, vor allem ist für ihn das Übungsbuch gar nicht berechnet.

nach erledigt sich die Bemerkung der Verff. in der Vorrede, „die kurze Syntax auch für die Untersekunda noch auswendig sein dürfte“. — Die Vorrede hebt ferner hervor, daß die Erweiterung des grammatischen Teils dieses Übungsbuches „für die Tertia die grössere Sprachlehre (sc. der Verff.) nützlich ist“. Ist das ein Vorzug des Buches? Die Herren Verff. erwarten doch gewiß, daß man da, wo ihr Übungsbuch eingeführt ist, für die oberen Klassen auch ihre Grammatik einführt, soll also der Schüler für dieselbe Sache zweimal Geld geben? Oder wollen die Verff., daß eine andere Grammatik für die oberen Klassen eingeführt werde? Das würde den pädagogischen Ansichten der jetzigen Zeit wenig entsprechen, welche geradezu verlangen: Eine griechische Grammatik für die ganze Schule.

Also ich muß von meinem Standpunkt aus S. 1—124 des liegenden Übungsbuches streichen. Auch im übrigen Text scheint mir noch manche Streichung nötig. Man urteile selbst: S. 125—232 folgt der eigentliche Übungsstoff, also der Kern des ganzen Buches, von S. 233—244 „Vokabeln zu den §§ 1—124“, von S. 245—271 „deutsch-griechisches Wörterverzeichnis“, von S. 272—361 „griechisch-deutsches Wörterverzeichnis.“ Um den Kern von 108 Seiten legt sich also rings ein solcher Ballast, so daß ein Buch von 361 Seiten daraus wird. Das Verhältnis von 108 zu 361 Seiten Text zu 129 Seiten Register war unter allen Umständen zu vermeiden. Ich will zeigen, wie. Im griechisch-deutschen Wörterverzeichnis steht S. 273 „Ἀθηνᾶ (Kontr. aus Ἀθηνᾶα), ἡ d. Göttin Athene — bei den Römern Minerva — Tochter des Zeus“, es hätte genügt „Ἀθηνᾶ, ἄς, ἡ die Göttin Athene“, und daß dies Wort ein Kontraktum ist, war § 34 schon erwähnt. Ferner ließen sich die folgenden drei zusammengehörigen Artikel leicht kürzen: S. 272 „Ἀγαμέμνων, ὄνος, ὁ, Agamemnon, König von Mykenä, S. des Atreus, Bruder des Menelaos“, S. 324 „Μενέλαος, ὦ, ὁ (alt. =) Menelaos, S. des Atreus, Bruder des Agamemnon, König von Sparta und Gemahl der Helena“, S. 298 „Ἑλένη, ἡς, ἡ Helena, die Gattin des Menelaos, um die der troische Krieg entstand.“ Dies ein Beispiel von vielen. Schließend war der ganze Abschnitt S. 233—244 entbehrlich, die Grammatikalien finden sich schon in dem grammatischen Teile des Buches, so alle Formen von εἶμι nebst den Kompositis (S. 233) schon S. 90, die Vokabeln aber begegnen in den von S. 245 an folgenden beiden Wörterverzeichnissen wieder. — Neben dieser nötigen Breite muß ich noch etwas anderes tadeln. Den Herren Verff. schwebte ohne Zweifel der richtige Gedanke vor, daß man den Schüler auf der ersten Stufe praktischerweise die Vokabeln nicht den einzelnen Übungsstücken geordnet giebt, auf einer späteren Stufe in alphabetischer Reihenfolge aus allen Stücken. So fährt Wesener in seinem trefflichen Übungsbuch, aber er legt

ein Prinzip zu Grunde: Dem Untertertianer gab er die Vokabeln nach Stücken geordnet, dem Obertertianer in alphabetischer Reihenfolge. Die Verff. des vorliegenden Übungsbuchs geben bis § 36 zu jedem Stück die Vokabeln, von da an lehrlich; mit § 37 beginnt ihr Kap. IV „das Adjektiv“, ob aber auch ein Abschnitt in der Entwicklung des Tertianers oder nur in grammatischen Pensum der Tertia?

Es bleibt nun noch der eigentliche Übungsstoff übrig. Ich erkenne gern an, daß das hier Gebotene inhaltlich den Anforderungen, welche an derartige Bücher zu stellen sind, völlig entspricht, ich wüßte nur den einen Satz in § 79 *ἔστ' ἔργον, ἢ φίλα παροιμία τις* als ungeeignet zu bemängeln. Daß die Gespräche aus Lukian und die Fabeln des Babrios jetzt gänzlich beiseitigt sind, wird niemand tadeln, obwohl Carl Schenkl in seinem „Griechischen Elementarbuch“ (12. Auflage 1884), das sich wohl von allen ähnlichen Büchern der weitesten Verbreitung erfreut, noch Fabeln des Babrios bringt. Weniger gefällt mir die Beschränkung der Erzählungen aus Apollodor und der äsopischen Fabeln; beide Autoren sind für Untertertia sehr angemessen, wie für Obertertia Xenophons Anabasis. In letzterer Beziehung ist ja in dieser Auflage ein Fortschritt zu verzeichnen, aber die Verff. konnten die Anabasis noch viel ausgiebiger heranziehen. Das Beispiel Hüttemanns, der seinen für IIIa bestimmten Teil ganz den für IIIb größtenteils aus der Anabasis entnahm, ist vielleicht zu neu, aber Weiffenborns Buch konnte den Verff. nicht unbekannt sein. Ich wünsche sehr, daß sie ihr Versprechen, in späteren Auflagen die Anabasis mehr zu berücksichtigen, nicht vergessen mögen.

Die methodische Anlage des Übungsbuches darf ich nicht übergehen. Es zerfällt in 2 Kurse, der erste reicht von S. 127 bis 216 und umfaßt 2 Seiten „Vorübungen im Betonen und Lesen“ und 90 Seiten „Beispiele zum Übersetzen“, welche in 9 Kapitel zerfallen: erste, zweite, dritte Deklination, Adjektiva; Zahlwort, Pronomen, das Verbum auf *ω*, Verba auf *μ*, unregelmäßige Verba. In diesem Kursus wechseln griechische und deutsche Stücke mit einander ab, der Mehrzahl nach aus einzelnen Sätzen bestehend, zusammenhängende Stücke finden sich nur § 91. 95–97. 131; übrigens werden die Sätze gegen das Ende des Kursus erheblich länger. Der zweite Kursus S. 217–232 umfaßt nur griechische Stücke und zwar a) aus der Göttersage (bis S. 220), b) aus der Heldensage (bis S. 227), c) äsopische Fabeln (bis S. 232).

Die Verff. wollten die Einzelsätze nicht ganz beiseitigen, weil ich ihnen durchaus beistimme. Für Tertia gehören sich — da bringt die Natur des grammatischen Stoffes dieser Klasse es mit sich — als Hauptbestandteil des Übungsbuches Einzelsätze, an geeigneter Stelle, also etwa am Schluss des ganzen Buches oder der einzelnen Abschnitte, bringe man zusammenhängende Erzählungen. Das vorliegende Übungsbuch bringt sie aber an beliebigen Stellen

Überhaupt mangelt dem Buche eine klare Einteilung, das Pensum für IIIb und IIIa ist keineswegs sichtbar abgegrenzt, ferner, wenn das Verbum auf ω offenbar der IIIb angehört, ist das Pensum für IIIa zu stiefmütterlich behandelt, es umfasst nur S. 199—216, dazu die paar Seiten des zweiten Kursus (S. 217—232). Dabei haben die Verf. hier noch in dieser dritten Auflage gekürzt.

Es ergeben sich also folgende Mängel des Übungsstoffes: 1) der geringe Umfang, im ganzen 108 Seiten, für IIIa 17 Seiten zur Einübung des grammatischen Pensums; 2) schlechte Verteilung der zusammenhängenden Stücke; 3) mangelhafte Abgrenzung der Klassenpenssa der IIIb und IIIa.

Ich brauche nach dem Gesagten nicht erst hervorzuheben, laß ich das Buch, so wie es jetzt ist, nicht empfehlen kann. Aber wenn ein Buch drei Auflagen erlebt, so hat es schon sein Publikum, und es ist ein Leichtes, in späteren Auflagen die größten Mängel abzustellen.

Kreuzburg O.-S.

Wilhelm Gemoll.

J. Kamp, *Der Nibelungen Not in metrischer Übersetzung uebst Erzählung der älteren Nibelungensage*. Berlin, Meyer u. Müller, 1885. VII u. 187 S. 1,60 M.

Vorliegende neueste Übersetzung des Nibelungenliedes wurde von ihrem Verf. bereits im Altenburger Programm von 1884 (Nr. 609) durch Veröffentlichung des I. Teiles angekündigt. Der germanistische Jahresbericht (VI 182) urteilte darüber, daß die Übersetzung im ganzen fließend und korrekt sei, daß zwar besondere Vorzüge vor der L. Freytagschen nicht hervortreten, Simrocks steife und vielfach fehlerhafte Übertragung aber entschieden übertroffen werde. Dem kann ich mich, soweit ich die nunmehr vollständig vorliegende Übersetzung geprüft habe, nur anschließen. Einige matte Wendungen und hier und da modernes Kolorit fallen nicht ins Gewicht.

Von L. Freytag will sich Kamp hauptsächlich durch konsequente Einführung der Senkung zwischen zwei Hebungen unterscheiden, was er für ein unerläßliches Erfordernis der modernen Metrik erklärt; aber Freytag hat die Nibelungenstrophe mit ihren uns ungewohnten Eigentümlichkeiten mit so viel Formgefühl nachgeahmt, daß der eintönige jambische Rhythmus Kamps dagegen matt erscheint. Andererseits sucht Kamp einen Vorzug vor Henke, dessen Übersetzung wenig früher erschienen ist, darin, laß er auf „verbale Übereinstimmung mit dem Original“ zu Gunsten des poetischen Gehalts und eines glatten Stils verzichtet. Dieser Vorzug ist anzuerkennen, aber dafür bietet Henke wieder eine zuverlässige, auf genauer Sachkenntnis beruhende Einleitung, was von Kamps erklärenden Beigaben nicht gerühmt werden kann.

Als solche hat letzterer außer einigen längeren, erläuternden Anmerkungen an geeigneter Stelle die ältere aus der Edda geböhrte Gestalt der Sage kurz erzählend wiedergegeben und zum

Schluss ein besonderes Kapitel über „die mutmaßliche Entwicklung der Sage“ angehängt. Diese Beigaben enthalten eine Anzahl tatsächlicher Unrichtigkeiten und noch mehr Ungenauigkeiten und Unklarheiten. Um nur das Auffälligste zu erwähnen, so wird „Walküre“ noch immer als ein Pleonasmus „Wahl-Probe“ erklärt (S. 33 Anm.) und „Rüdeger“ soll der mythische Hruodperacht („später Knecht Ruprecht“) sein und seinen Ursprung der Verbindung germanischer Tradition mit den Resten magyarischen und avarischen Volkstums an der Donau verdanken (S. 75). Die Übertragung des Namens „Nibelungen“ auf die Burgunder leitet der Verf. S. 38 Anm. noch immer von dem fortwirkenden Fluche des Goldhortes ab und sieht darin die Todesweihe („Kinder Nebelheims, der Unterwelt, des Todes“) ausgesprochen. Ist dies schon für die nordische Sage schief, so paßt es in keiner Weise für das mhd. Epos. In demselben Zusammenhange (Erklärung des mythischen Hintergrundes der Sage) heißt es weiter: „Neben dem Horte steht die Jungfrau, die Frühlingsgöttin, der personifizierte Pflanzensegen und Blumenschmuck. Sie wird von finsterner Gewalt gefangen gehalten. Als Gerda oder als Brunhild (!) schläft sie den Winterschlaf in der wabernden Lohe, dem Sinnbilde des Scheiterhaufens, des Todes, der Unterwelt, Niflheims. Als Gerda ist sie außerdem (!) in der Hut ihres Vaters Gymir, des winterlichen Reifriesen. Als Kriemhild, Tochter König Gybichs am Rheine, ist sie nach dem Liede vom Hürnen Siegfried (!) von einem Drachen geraubt, und wird von Siegfried erlöst. Ein Lichtgott erstreitet sich die schöne Jungfrau, aber er kann sie nicht immer behalten, er verliert sie wieder an eine dunkle Macht. Siegfried büßt seine Brunhild an Gunther ein, der selbst ursprünglich (!) nichts anders war als ein mythisches Wesen, ein Sohn Nebelheims.“ Hier möchte der germanistisch gebildete Lehrer denn doch verzweifeln, die nötigen Korrekturen zu machen und einen den Schülern einigermassen falschen Gedanken herauszuschälen und ihn mit den früheren und späteren Erklärungen von Brynhild und Gunther in Einklang zu bringen. Ähnlich ist es mit den Ausführungen über Eckewart S. 103 u. 104. — Von anderen Unrichtigkeiten sei nur noch erwähnt, daß „Norwegen“ (Lachm. 682) einfach als unser Norwegen angesehen wird, was natürlich Unklarheiten mit sich bringt.

An sich weniger verwirrend sind die hinter dem IV. X. XV. und XX. Liede eingeflochtenen bezüglichen Erzählungen aus der Völsunga-Sage. Sie werden dem nicht germanistisch gebildeten Lehrer eine willkommene Beigabe sein, nur darf er sie nicht mit den Schülern lesen; denn Sagengeschichte muß meines Erachtens prinzipiell von der Behandlung des Nibelungenliedes in der Schule ausgeschlossen sein. Dasselbe gilt daher auch von der angehängten mutmaßlichen Entwicklung der Sage, bei deren Benutzung jedoch auch dem Lehrer äußerster Vorsicht zu empfehlen ist; denn des Verfassers „Mutmaßungen“ bewegen sich auf einem höchst unsicheren Boden und sind bisweilen recht bedenklich.

Hätte der Verf. alle diese Beigaben weggelassen und sich bei gelegentlich im Texte auftretenden Widersprüchen und Ungeheuerheiten auf die allernotwendigsten Andeutungen beschränkt, hätte er eine noch billigere Ausgabe erzielt, welche für den Gebrauch in Schulen unbedingt zu empfehlen sein würde. Denn im übrigen die Einrichtung der Ausgabe betrifft, so verdient selbe volles Lob. Verf. hat sich an die Lachmannschen Lieder halten, doch auch einige für den Zusammenhang wünschenswerthe Zwischenstrophen mit aufgenommen. Jedes Lied trägt eine fette Überschrift und die Lachmannschen Strophen sind am Ende fortlaufend angegeben. Es ist erfreulich zu sehen, wie Hermanns Nibelungenkritik immer mehr gerade die Kreise erreicht, welche in erster Linie mit dem guten Geschmacke und dem gesunden Menschenverstande rechnen müssen. L. Freytag, Müllers und Kamps, die drei jüngsten Übersetzer, sind lebendige Geister davon. — Wir wünschen Kamps Buche eine baldige zweite Auflage, in welcher die erwähnten Mifsstände abgestellt werden. Da dieselben den Gebrauch des sonst vortrefflichen Buches an sich nicht erschweren, so wird die erste Auflage auch bald derselben bald abgesetzt sein. Wir hoffen jedoch im Gegensatz zum Verf., dafs dieselbe mehr den Sekundanern als den Primariern dient. Sekunda, und zwar Obersekunda, ist unseres Mechtens der einzig richtige Ort für die Behandlung des Nibelungenliedes. Auf diese Frage näher einzugehen, mufs ich mich an dieser Stelle im Interesse des Raumes verzichten. Druck und Ausstattung sind gut, der Preis billig.

Berlin.

G. Bötticher.

Rückert, Stamme Elementar-Wandkarte von Deutschland.
Berlin, D. Reimer, 1885. Unaufgezogen 5 M., auf Leinwand mit
Stäben 14 M.

Im Mafsstabe 1:1000000 ist hier das deutsche Reich nebst Schweiz und dem zu Mitteleuropa gehörenden Anteil von Österreich nach seiner Staateneinteilung dargestellt, zugleich mit Angabe der Bodenerhebungen, der Flüsse und Seen und der gröfseren Städte.

Dem Titel nach soll die Karte dem Unterricht von Anfängern dienen, aber dafür enthält sie zu viel. Von Stadtpunkten ist selbst für den Tertia-Standpunkt mehr als nötige Anzahl genommen. Die Angabe der politischen Grenzen durch blofse farbige Bänderung genügt darum nicht überall, weil sie öfters durch die Braun des in Schummerung wiedergegebenen Terrains verdeckt wird. Man kann daher nicht behaupten, dafs das allernächst schwer zu erreichende Ziel, Deutschlands natürliche Ausstattung samt seinen Staaten und Städten auf einer einzigen Wandkarte gleichmäfsig deutlich zum Ausdruck zu bringen, von dem Verf. voll getroffen wäre, so entschieden wir mit demselben im übereinstimmen, dafs Schulwandkarten eigentlich stets ganz neue Namen sein sollten.

Die Hafs als Meerbusen darzustellen ist ein Mißgriff. Darmstadt liegt nicht im, sondern vor dem Odenwald, Homburg vor der Höhe, nicht im Taunus. Sill und Eisack entspringen nicht seitwärts vom Brenner, sondern an diesem selbst. Böhmen sieht auf dieser Karte ganz naturwidrig wie eine völlige Ebene aus, nur umkränzt von Gebirgen. Die Stoffauswahl läßt kein richtiges Prinzip erkennen. Brixen ist da, aber die Rienz fehlt, so daß man den Schülern hier nicht den interessanten Doppelabfluß des Wassers im Pusterthal gen Ost und West zeigen kann; man sieht den Stadtpunkt für Eisleben, aber keine Eisleber Seen; der unbedeutende Ludwigskanal ist da, nicht aber der ausnehmend wichtige Kanal, welcher jetzt Amsterdam gen Westen mit der Nordsee verbindet.

2) H. Riepert, Atlas antiquus. Achte neu revidierte Auflage. Berlin, D. Reimer, 1885. Ausgabe mit Namen-Verzeichnis, geheftet 6 M.

Diese Neuausgabe der vortrefflichen „Zwölf Karten zur alten Geschichte“ ist nach Inhalt und technischer Ausführung eine verbesserte. Der Stich ist auf manchem Blatt klarer, das Kolorit durch Anwendung von Flächenfarben mehrfach gefälliger geworden. Außer sorgfältigster Eintragung von Einzelkorrekturen begrüßen wir gegenüber der vorletzten Ausgabe (die 7. liegt uns nicht zum Vergleich vor) folgende Kartenzufügungen: auf Tafel 1 die Erdarstellung nach Ptolemäus, auf 2 eine Übersicht der Diadochenreiche nebst einer solchen der aus den Diadochenstaaten hervorgegangenen griechischen Königreiche des zweiten Jahrhunderts v. Chr., auf 3 den Plan von Alttyrus mit Angabe der interessanten natürlichen Landansätze, welche neuzeitlich den künstlichen Brückendamm zwischen Inseltyrus und dem Festland dermalsen verbreitert haben, daß die alte Stadtinsel jetzt nur noch als vorspringender Kopf einer Halbinsel erscheint; außerdem ist auf Tafel 8 sehr zweckmäßig der großgriechische Süden Italiens in einen Nebenkarton gebracht, dafür aber Mittelitalien in um so größerem Maßstab auf der Hauptkarte dargestellt worden.

Der angehängte alphabetische Namen-Weiser von 26 Folioseiten ist ein sehr schätzbares Hilfsmittel, um die sämtlichen Namen der alten Geographie ebenso rasch als sicher zu deuten; zu jedem einzelnen Namen ist nicht bloß die Bedeutung zugeetzt, sondern zugleich durch Beisatz von Ziffern und Buchstaben, welche (wie bei den Stadtplänen im Bäderer) auf Längs-, beziehentlich Querstreifen der Karten des Atlas sich beziehen, dafür gesorgt, daß man mit dem denkbar geringsten Zeitaufwand die Ortslage des durch den betreffenden Namen angedeuteten Gegenstandes findet.

3) H. Rieperts Physikalische Wandkarte von Afrika. Nebearbeitung von R. Riepert. 3. berichtigte Auflage. Berlin, D. Reimer, 1885.

Die in voriger Auflage vom Ref. bereits an dieser Stelle besprochene große Riepertsche Wandkarte von Afrika erscheint hier in einer neuen, naturgemäß nicht wesentlich veränderten Revision. Wie schon bei früherer Gelegenheit bemerkt, dürfte die Nomenklatur der Nilsee-Bezeichnung ein

fen; „Ukerewe“ (gewiß obendrein nur englisch auszusprechen, ist wie durchweg üblich ukeréwe) können wir den Schülern wohl ganz zu merken erlassen neben „Viktoria Njansa“; „Mwutangé“ und „Muta Naige“ ist ein und dasselbe Unjoro-Wort, also ist gut zu brauchen für ganz getrennte Seen.

Auf dem Karton, der die politische Übersicht giebt, ist die Bights-Lagune vergessen worden zu tilgen und statt deren (wie der Hauptkarte) den bescheidenen Hakko-See zu setzen, desgleichen muß daselbst „Bagida“ statt „Bageida“ stehen; lieber würde man jedoch statt dieses ganz kleinen Örtchens den Namen einer ganzen Kolonie Togo an dessen Stelle und statt „Camerun“ die deutsche „Kamerun“.

H. Kiepert, Politische Wandkarte von Afrika. Neubearbeitung in 3. Auflage von R. Kiepert. Berlin, D. Reimer, 1885. 8 M.

Die Neubearbeitung dieser schönen Kiepert'schen Wandkarte kommt einem dringenden Schulbedürfnis zu rechter Zeit entgegen. Schon während man früher kaum eine Wandkarte von Afrika mit dem natürlichen Kolorit brauchte, indem man für die allein zur Sprache kommenden Küstenstaaten den Schüler füglich auf den eigenen Atlas verweisen konnte, haben sich jüngst so bedeutungsvolle Ereignisse in der Besitzverteilung oder doch der Oberhoheit auf afrikanischem Boden bis ins tiefe Innere des Festlandes zugezogen, daß ihre Erwähnung im Schulunterricht nicht unterlassen werden darf, obwohl doch die Schulatlanten davon noch nichts berichten konnten, wenn sie nicht etwa in den letztverflossenen Jahren erst das Licht der Welt erblickten. Mit rühmenswürdiger Sorgfalt sehen wir nun die neuen oder neu erweiterten Kolonialgebiete der europäischen Staaten eingetragen, die Grenzen des auf der Berliner Konferenz bestimmten Freihandelsgebiets kräftig durchgezogen und die mächtige Fläche des neuen „Kongostaats“ dargestellt. Die binnendische Abgrenzung des türkisch-ägyptischen Gebiets mußte natürlich nach Maßgabe der derzeitigen Sachlage unbestimmt bleiben.

Für folgende Auflagen möchten wir um deutlichere Farbenscheidungen des spanischen und englischen Besitzes bitten; diesmal sind spanische und englische Besitzungen in zwei einander ähnlichen braunen Farben wiedergegeben. Es wäre recht wünschenswert für die Schulen, wenn sich die Kartographen über die schmalste Farbenswahl zum Ausdruck der europäischen Kolonialgebiete einigen wollten, wie es die Geologen jetzt anstreben mit dem Einkleiden der Gesteinsformationen auf geognostischen Karten übereinstimmende Farbmontur. Außerdem zeigt unsere Karte die Inseln von Madagaskar und Massaua rot unterstrichen (und zwar in ähnlichem Rot wie die deutschen Kolonien); dieses Rot, offenbar auf türkisch-ägyptische Souveränität bezogen, ist in der Legende nicht gedeutet.

Vinzenz von Haardt, Schul-Wandkarte von Australien und Polynesien. Wien, Ed. Hölzel, 1885. 10 M.

Der gewaltige Raum, den der größte der Ozeane bedeckt, samt den Küstenländern Asiens und Amerikas, die an ihn

stossen, und zusammen mit dem Erdteil Australia bis zu wenigen Jahren in der Reihe unserer Schul-Wandkarten noch gar nicht vertreten gewesen. Zu der schönen Wandkarte des Erdraums von H. Kiepert tritt nun diese nicht minder wertvolle unseres trefflichen Wiener Kartographen.

Dieselbe genügt ihrer Aufgabe in vollem Maße. Sie stellt den großen Ozean mit all seinen Inseln und Inselgruppen, seine Strömungen, Eisverhältnisse und seine sämtlichen Umfassungsländer korrekt, deutlich und in wohlthuender Farbenwahl dar. Vergrößerte Kartons sind dem wichtigen Südostteil Australiens und Neuseeland gewidmet. Rote Punkte bezeichnen die thätigen Vulkane, eingesetzte Ziffern Berghöhen und Meerestiefen.

Nur in der Nomenklatur wäre hier und da zu bessern. So Kusai und Ponapi muß es heißen Kusaie und Pönape, so Tuamotu vielmehr Paumotu-Archipel. Birara verdient nicht einmal parenthetisch zum Namen Neu-Britannien gesetzt zu werden ebensowenig Tombara zu Neu-Irland. Die Bezeichnung unserer Kolonialgebiete, des Kaiser-Wilhelms-Landes, des Bismarck-Archipels der Marschalls-Inseln, wird leider auf dieser Karte noch vermieden, allerdings will dieselbe keine politische sein, indessen die wenigstens in ihrem Rahmen für die Schule bemerkenswerten staatlichen Besitzverhältnisse konnten doch nebenbei angedeutet werden, um die Karte zu bunt zu machen.

6) Supan, Karte der Jahres-Isothermen. Wien, Ed. Hützel, 1891, 10 M.

Auf diese Karte die Schulmänner aufmerksam machen zu können, ist dem Ref. eine sehr willkommene Gelegenheit. Seit Jahr und Tag liegt sie vor, und kaum kennt sie jemand. Gleichwohl ist sie eine doppelseitig wertvolle Erscheinung: sie stellt die Wärmeverteilung auf Erden auf der Grundlage der besten Quellenmaterialien nach dem neuesten Standpunkt unserer Kenntnis deutlich und verlässlich dar, und sie thut es in einer so anschaulichen Weise, daß der Schule damit ebenso genützt wird als der Wissenschaft.

Der Verf., nun in weitesten Kreisen bekannt als Urheber des vorzüglichen Lehrbuchs der „Physischen Erdkunde“ und nunmehriger Herausgeber der Petermannschen Mitteilungen, gie seine kritisch ermittelte neue Isothermenanstellung auf der Fläche einer stattlich großen Erdkarte im Merkator-Entwurf. Von 2° zu 2° C. sind die Wärmelinien des Jahres kräftig ausgezogen, die negativen blau, die positiven rot. Für eine Neuauflage und man Flächendruck der von Isothermen umschlossenen Gebiete als noch augenfälliger angewandt wünschen. Hoffentlich bewirkt unsere Schulen durch baldiges Nötigwerden einer Neuauflage, daß sie diese schöne Karte tüchtig verwerten als die zur Zeit die vollgenügende zur Darlegung einer auch für das Leben der Menschheit so bedeutungsvollen Seite der Natur unserer irdischen Heim-

Halle.

A. Kirchhoff.

e Anforderungen der Schule an Landkarten. Herausgegeben vom Verein für Erdkunde in Kassel. (II. Auflage der Vorarbeit: „Welche Grundsätze sollen bei Herstellung von Schul-Landkarten maßgebend sein?“) Braunschweig, G. Westermann, 1885. 40 S.

„So oft irgend ein neuer Atlas oder eine neue Wandkarte scheint“ (so steht mit Weglassung einiger aggressiver Bemerkungen im Vorworte zu lesen) „und es sich um Zweckmäßigkeit der Schulen handelt, gehen die Berichtersteller in ihren Gutachten so weit auseinander, daß der eine als Fehler rügt, was der andere als Vorzug lobt; da stehen dann die betreffenden Verleger hilflos da, und der Lehrer, der etwa sucht und zu wählen hat, wird irre geführt.“ Um die Folgen dieser beklagenswerten Handlungsweise der Berichtersteller aufzuheben, um Klarheit zu schaffen über die Anforderungen an die Schulkarten und Atlanten und über die Art und Weise, wie solche Anforderungen befriedigt werden können, ist dann mit mehr oder minder Begründung eine große Anzahl von Grundsätzen zusammengestellt, welche sich an die Kartographen wie die Lehrer wenden. Die ersteren werden natürlich nicht ermangeln davon Kenntnis zu nehmen, aber auch dem Lehrer ist zu empfehlen jene Grundsätze zu erwägen, welche ihrer Gesamtheit anregend, oft aber auch Widerspruch erregend und vielfach bestreitbar sind. Auf ihrer Grundlage eine gewisse Meinung über den vorliegenden Gegenstand herzustellen wäre mit Abwägung von Rede und Gegenrede nicht unmöglich. Willkommen wird vielen Lehrern das dem Büchlein angehängte Verzeichnis von Atlanten und Wandkarten sein. In diesem haben der Herausgeber die erwähnten Werke durch dreierlei Noten in drei Gruppen nach ihrer größeren und geringeren Brauchbarkeit eingeteilt und mit ihrer Zensurierung im ganzen (abweichende Meinungen in einzelnen vorbehalten) auch wohl das Richtige getroffen.

Norden.

E. Oehlmann.

Hölsing, Rechenbuch für Gymnasien, Realgymnasien, Ober-Realschulen, Realschulen, höhere Bürgerschulen, Seminare etc. 17. Aufl. bearbeitet von Otto Hoffmann. Berlin, Easlin, 1885. I. Teil 90 S., II. Teil 86 S.

Die Veränderungen, welche an den letzten Auflagen der Hölsing'schen Rechenbücher vorgenommen worden sind, sind namentlich durch die veränderten Währungszahlen in den Münzen, Pfunden und Gewichten bedingt worden. Wahrscheinlich waren die Ansichten über den Umfang derselben bei den verschiedenen Bearbeitern verschieden, denn sonst hätten sich die letzten Auflagen nicht so bedeutend von einander unterscheiden können. Dieser Umstand macht leider die gleichzeitige Benutzung verschiedener Auflagen von Schülern derselben Klasse fast unmöglich, was bei Herausgabe von neuen Auflagen doch berücksichtigt werden sollte. Ich werde bei meiner Besprechung natürlich nur die neu hinzugefügten oder bedeutend veränderten Kapitel beachten, da das Rechenbuch sonst ja hinreichend bekannt ist. Abweichend von den älteren Auflagen finden wir zunächst das

sechste Kapitel, das die Überschrift „Decimalbrüche“ führt. Ich scheine dasselbe nur deshalb an dieser Stelle eingefügt zu sein, weil der Herausgeber der Meinung war, daß man ohne Kenntn derselben das Münz-, Maß- und Gewichtssystem nicht in d gegebenen Weise behandeln könne. Gelehrt wird in diese Kapitel nur ganz kurz das Schreiben decimaler Einheiten, d Addition und Subtraktion, die Multiplikation mit einer ganzen Za und die Division durch einen ganzzahligen Divisor. Wozu ma nun bei der Rechnung mit decimalen Währungszahlen die Kenntn der Rechnung mit Decimalbrüchen braucht, ist mir nicht ga klar. Früher hatten wir die Währungszahlen 12, 15, 16, 24, 1 u. s. w.: haben wir denn damals vor der Rechnung mit dies Zahlen die Rechnung mit Zwölfteln, Fünfzehnteln u. s. w. gelehrt Ich bin der Ansicht, daß die Rechnung mit den decimalen Wä rungsszahlen die Rechnung mit Decimalbrüchen vorbereiten s und nicht umgekehrt. Man kann den Schülern, auch ob die Kenntniss von der Rechnung mit Decimalbrüchen voraus setzen, recht gut klar machen, daß 4,05 M 4 M 5 Pf bedeut Bei den einzelnen Species kann man dann 4,05 M, ohne es wei hinzuschreiben, als 405 Pf. auffassen, und alle Schwierigkeit sind beseitigt. Selbstverständlich ist, daß die Schüler bei dies Gelegenheit lernen, daß z. B. die Pfennige die Hundertstel ein Mark, die Mark die Hunderter der Pfennige sind. Als Beispi sind in diesem Kapitel bereits Aufgaben gegeben, die die Kenntn der Maße und Gewichte voraussetzen, ja sogar eine recht ei gehende Kenntniss derselben verlangen, da nicht nur Meter u Kilogramm, sondern schon Kubikcentimeter, Zehntel von Mil metern, Milligramm in ihnen vorkommen. Genau dieselben Au gaben (S. 38 No. 69, 70, 71) finden sich allerdings auch in de Rechenbuche von Harms und Kallius (S. 150 No. 39, 38, 4) sie stehen aber erst in dem Pensum für Quarta, hinter den Au gaben, die sich mit dem Münz-, Maß- und Gewichtssystem beschä ftigen. Neu sind ferner die fünf folgenden Kapitel, die sich n den vier Species in mehrfach benannten Zahlen beschäftigen. I den im Gesetz vorhandenen Maßeinheiten, von denen nach und na mehrere wieder entfernt worden sind, weil man sie im Verke nicht brauchte, hat der Herausgeber, wahrscheinlich um das Syste vollständig zu haben, noch Einheiten hinzugefügt, die nie w nimmer gebraucht werden. Es ist kaum begreiflich, daß si manche Rechenlehrer so außerordentlich wenig um die Pra kümern und die Schüler mit der Erlernung von Namen quäk die sie bis dahin noch nie gehört haben und im praktischen Leb auch nie hören werden. Hier finden wir Dekameter, Hektometr Decimeter. Verlangt wird, daß die mehrfach benannten Zahl in decimaler Form geschrieben aber in resolvierter (7) Form g sprochen werden, also 3,05 M zu schreiben aber 3 M 5 Pf. sprechen: wie ist hiernach 1,4782 t (S. 47) zu lesen? Obwo sichtlich darauf geachtet ist, daß nicht Einheiten in einem Za

ausdruck vorkommen, die im Vergleich zur höchsten Einheit u klein sind, so findet sich doch noch 1,892233 t; Gramm werden auf keinen Fall im Gewicht bestimmt, wenn eine Tonne gewogen wird. — In den Anwendungen der Bruchrechnung (15. Kapitel) befinden sich Brüche, die nie im Verkehr vorkommen; die Rechnung kann wohl auf solche Brüche führen, in einer Aufgabe haben sie aber keinen Sinn. So finden wir $2\frac{1}{2}$ hl, 3 hl $3\frac{1}{2}$ l Kartoffeln, $\frac{3}{8}$ m $\frac{1}{2}$ kg $\frac{1}{8}$ kg u. s. w.; dergleichen Brüche können garnicht im Verkehr vorkommen, denn es giebt kein Maß für dieselben. Wer kauft $\frac{1}{4}$ l Kartoffeln? Man sollte wirklich dafür sorgen, daß die Eltern nicht Grund haben, sich über die Aufgaben, welche die Schüler zu Hause rechnen, ustig zu machen. — Der zweite Teil beginnt mit einer weiteren Ausführung der Rechnung mit Decimalbrüchen; dieselbe umfaßt nur die Multiplikation und Division und ist im Vergleich zur Rechnung mit gemeinen Brüchen auf 7 Seiten sehr knapp behandelt. Die Regel für die Multiplikation zeigt, daß die Decimalbrüche nicht als Erweiterung der ganzen Zahl, sondern als gemeine Brüche aufgefaßt werden. Wie wendet man diese Regel an, wenn es sich um abgekürzte Multiplikation handelt? Von den abgekürzten Rechnungsarten finden wir nur die Multiplikation und Division. Dieselben sind nun so wenig eingehend behandelt, daß man sieht, sie stehen nur da, damit sie nicht fehlen; was soll eine Erklärung wie diese: „Das Verfahren der verkürzten Division besteht darin, daß man keine Nullen an den Dividendus hängt, sondern dafür der Reihe nach die letzten Stellen des Divisors streicht, unter Berücksichtigung der Zehner der letzten gestrichenen Stelle und der Regel in No. 20.“ Wie rechnet man nach dieser Erklärung z. B. $576,89739 : 8,746$ bis auf Hundertstel genau? Während die Schüler 5 bis 6 Jahre lang die Multiplikation stets mit der niedrigsten Ordnung des Multiplikators begonnen haben, sollen sie nun plötzlich mit der höchsten Ordnung beginnen? Da wird ihnen die abgekürzte Multiplikation schwerer vorkommen, als die nicht abgekürzte. Die Schüler haben so wie so eine erklärliche Scheu vor dem abgekürzten Rechnen, weil ihnen das nicht genaue Resultat Bedenken macht: um so intensiver muß man es betreiben; die benannten Zahlen sind länger geworden, als sie früher waren, die Rechnung mit ihnen muß daher so sehr verkürzt werden, wie nur irgend möglich, da sonst der Vorteil, den uns die decimalen Währungszahlen bringen sollten, illusorisch gemacht wird. — Die Aufgaben aus den bürgerlichen Rechnungsarten sind mit Recht der Anzahl nach bedeutend vermindert worden, daß aber aus der Mischungsrechnung sämtliche Aufgaben, die sich auf den Feingehalt der Legierungen der Edelmetalle bezogen, gestrichen worden sind, ist wohl nicht ganz zu billigen.

Die Verlagsbuchhandlung hat es sich angelegen sein lassen, die Ausgabe in ausgezeichnete Weise auszustatten.

Berlin.

Kallius.

DRITTE ABTEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preußen XX.

Den Inhalt des zwanzigsten Bandes bilden die Verhandlungen der vierten Direktoren-Versammlung in der Provinz Hannover, die am 27., 28. und 29. Mai v. J. in Hannover stattfand. An ihr nahmen 31 Vertreter der Gymnasien und Realgymnasien, 12 Vertreter der Progymnasien, Realprogymnasien und höheren Bürgerschulen der Provinz teil; außerdem war das fürstliche Gymnasium zu Bückeburg durch seinen Direktor vertreten. Verhandelt wurde über vier Gegenstände.

I. Die Behandlung lateinischer Dichter an höheren Lehranstalten. Von den 22 angenommenen Thesen teilen wir Folgendes mit. Der lateinischen Dichterlektüre sollen auf dem Gymnasium vom ersten oder zweiten Semester der VIII ab in jeder Klasse zwei wöchentliche Stunden zugewiesen werden. „Bei Ovids Metamorphosen und den Elegikern sind gute Chrestomathica den vollständigen Texten vorzuziehen.“ In Bezug auf die rhythmische Form sollen die Schüler von Anfang an dazu angehalten werden, „dafs sie die Verse nicht blofs metrisch richtig, laut und mit guter Artikulation, sondern auch fließend und mit Beachtung des Sinnes lesen und dabei allmählich auch lernen, die poetische Stimmung zum Ausdruck zu bringen.“ Die metrische Belehrung soll sich zu Anfang auf die Durchnahme der durchaus notwendigen prosodischen und metrischen Regeln beschränken und auch weiterhin nur nach dem praktischen Bedarf und in unmittelbarem Anschluß an den gegebenen Stoff erfolgen. „Auf allen Stufen sind nach Form und Inhalt mit möglichster Sorgfalt aus dem Gelesenen ausgewählte Abschnitte bezw. Gedichte unter mafsvoller Beschränkung des Quantum und nach erleichternder Vorbereitung in der Schule zu lernen.“ „Lateinische Versifikationen als obligatorische Klassenleistung sind von den Schülern auf keiner Stufe zu fordern.“ Die Übersetzung soll zunächst möglichst wortgetreu sein und allmählich mehr und mehr nach geschmackvollem Ausdruck streben. Vermieden werden soll, dafs sich die Erklärung bruchstückweise in die Übersetzung einfüge. Besonders kommt es auf eine klare Erfassung des eigentlich Dichterischen in Sprachformen, Konstruktionen und Stil sowie der dichterischen Komposition und Form an. „Die Übungen im Lateinsprechen

Gesichtskreise der Schüler angemessenen Weise gelegentlich klar
; treffende Vergleichen mit modernen Dichtern nach Form und
nd zu empfehlen.“ „Den Abschluss der Erklärung bildet eine Schlufs-
ng (versio emendator), welche auf Grundlage der Vorübersetzung
itung des Lehrers durch die gemeinsame Arbeit der ganzen Klasse
t wird. Dieselbe hat unter immer noch treuem Anschlusse an das
auch in der Wortstellung, einen durchweg geschmackvollen und
a Ausdruck zu erstreben, wofür die reiche Fundgrube der deutschen
zu benutzen ist. Empfehlenswert ist auch gelegentliche Mitteilung
; gelungener Nachbildungen im Versmaße des Originals oder in
Formen.“ „Die Repetition hat nicht blofs in äußerer und mechanischer
s Gedächtnis des Schülers in Anspruch zu nehmen, sondern soll zu
seitigen Vertiefung des Verständnisses führen. Das Pensum der
Stunde soll in der Regel auch in den oberen Klassen im Anschlusse
ersio emendator repetiert werden. „Die größeren Repetitionen nebst
erfolgen das Ziel, durch zweckmäßige Gruppierung und Zusammen-
der Realien nach bestimmten Gesichtspunkten ein festes und wohl-
s Wissen der Schüler zu begründen, sowie das jedesmalige Ganze
; nach Zusammenhang, Gliederung, Grundidee zum Bewusstsein zu
beim Horaz insbesondere sollen sie die möglichst lebendige Erfassung
und der Persönlichkeit des Dichters befestigen und abschließen.
ler zur Anlegung von schriftlichen Kollektaneen über prosodische,
; sprachliche Eigentümlichkeiten und Realien anzuhalten, ist ver-
“ Öfteres Extemporieren wird auch für die lateinische Dichterlektüre
n. „Der Textkritik hat sich der Lehrer, wo nicht die dringendste
sung vorliegt, ebenso wie der sogenannten höheren Kritik zu ent-
Obligatorische Privatlektüre wird gemißbilligt, zu freier soll
; und Rat gegeben werden. „Für die Gymnasien besteht die Klassen-

Vorschule, bezw. Vorbereitung auf Sexte, ist als Aufgabe des Unterrichts die Kenntnis der Redeteile, der Flexion, des Subjekts und des Prädikats, event. die der einfachen Satzerweiterungen unter Anwendung der lateinischen Terminologie zuzuweisen.“ „Der wesentlich selbständige Unterricht in der deutschen Grammatik findet seinen Abschluss in OHI; in den oberen Klassen sind grammatische Fragen und Erörterungen, welche zur Erweiterung und Vertiefung der grammatischen Kenntnisse und zur Förderung des Sprachbewusstseins dienen, bei geeigneter Veranlassung an den deutschen und fremdsprachlichen Unterricht anzuschließen.“ „Der Haupt- und Mittelpunkt des deutschen Unterrichts muß auch in den unteren Klassen die Lektüre bilden.“ „Es ist nicht notwendig, den Unterricht in lateinischer und deutscher Sprache in den unteren Klassen in eine Hand zu legen, wohl aber notwendig, daß die Lehrpläne der beiden Unterrichtsfächer, soweit es angeht, in Übereinstimmung gebracht werden.“ „Ein grammatischer Leitfaden für die Hand der Schüler ist notwendig, ein sogenanntes Sprachbuch ist nicht notwendig.“

III. Was ist für die Einrichtung von Turnspielen an den höheren Lehranstalten der Provinz Hannover bislang geschehen, und was bleibt weiter zu erstreben? Es erschien zur Gewinnung sachverständiger Leiter wünschenswert, daß das Turnspiel an der Turnlehr-Bildungsanstalt in Berlin in ausgedehnterer Weise betrieben werde. Auch hielt man es für notwendig, daß die Turnspiele im Turnunterricht, für welchen sie eine willkommene Erweiterung und Ergänzung bilden, eingeübt werden.

IV. Sind deklamatorische, dramatische und musikalische Schüleraufführungen empfehlenswert? In welchen Grenzen haben sie sich zu bewegen? Musikalische und deklamatorische Aufführungen wurden als unentbehrlich, dramatische dagegen nur als bei besonderen Anlässen empfehlenswert bezeichnet. Alle drei Arten von Schüleraufführungen „haben unter den Bildungs- und Erziehungsmitteln der Schule einen zwar untergeordneten, aber doch ganz berechtigten Platz“ zu beanspruchen. „An deklamatorischen Aufführungen, zu denen auch der Vortrag einzelner Szenen aus Dramen ohne theatralischen Apparat gehört, haben sich in der Regel Schüler der verschiedenen Bildungsstufen mit angemessenem Stoffe zu beteiligen. Dringend wünschenswert ist es, das die Vorträge entweder sämtlich oder gruppenweise in einem idealen Zusammenhange stehen. Vorzugsweise in den oberen Klassen haben fremdsprachliche Proben, in der Primar- insbesondere selbstgefertigte Reden nach Maßgabe des Charakters der Festheit Berücksichtigung zu finden.“ „Die Aussprache muß thukidideisch und dialektfrei, Betonung und Ausdruck dem Inhalt möglichst entsprechend sein. Gestikulation ist keineswegs zu verbieten, aber doch sehr mäßig anzuwenden.“ „Es dürfte sich empfehlen, zur Förderung des mündlichen Vortrags (jährlich etwa zwei) Deklamations- und Redeübungen im engern Kreise der Schulgemeinde zu veranstalten.“ „Für dramatische Aufführungen bieten die Tragödien des Sophokles für Gymnasien die passendste Auswahl, die sich auch sonst der Schullektüre anzuschließen hat. Der Vortrag erfolgt da, wo die Schüler dazu imstande sind und wo sich eine angemessene Zahl von urteilsfähigen Hörern einfindet, in griechischer Sprache, sonst in guter Übersetzung.“ „Musikalische Aufführungen bestehen in der Regel nur aus Gesangsvorträgen. Instrumentalmusik kann da, wo ein unter Kontrolle bzw. Leitung der Schule stehender Orchesterverein zur Beteiligung befähigt ist, Berücksichtigung finden. Die Gesangsvorträge sollen ein Ergebnis der Schularbeit sein und sich auf

ed, Choral und andere leichtere Kompositionen be-
 en.“ „Bei befriedigenden Gesangsleistungen ist im Winter die
 ung von einem, höchstens zwei sogenannten Schülerkonzerten oder
 hen Abendunterhaltungen empfehlenswert, bei denen zur Abwechslung
 Gesangsvorträgen auch Instrumental- und deklamatorische Vorträge
 er wünschenswert sind.“

H. Kern.

Cicero ad Attic. IX 18, 3

in der neuesten (fünften) Auflage der ausgewählten Briefe, erklärt
 ofmann (Bd. I, Berlin 1884) im Texte: *continuo ipse in Podanum,*
um. Inde exspecto equidem πλαταγεῦσαν illam tuam, in der
 g: „*πλαταγεῦσαν* könnte ein Brief sein, der von Cicero als ein
 r sein Verhalten betrachtet wird; die Blume *πλαταγώνιον* diente
 orakel . . .“ Nachdem noch *πλαταγεῦσαν* („ein entscheidender
 rgeschlagen ist, gesteht schliesslich der Herausgeber, daß es un-
 i etwas Sicheres zu finden, da Cicero vielleicht auf etwas anspiele,
 damals nur ihm und Atticus bekannt gewesen sei. So schlimm
 nun nicht mit dieser scheinbar rätselhaften Anspielung. Der cod.
 ΛΑΛΤΕΑΝ, das liest und erklärt schon Bosius ganz richtig:
 Atticus Ciceroni ne praemature mari se committeret, sed ὄρνιθα
 σαν, id est χελιδόνα, expectaret . . . hoc porro ἐπίδειον λαλαγεῦσα
 n Dorico poeta Atticus depromperat. Danach haben die meisten
 rausgeber (Boot, Balzer, Wesenberg) *λαλαγεῦσαν* aufgenommen.
 ; denn Cicero will auf ein Epigramm des Leonidas von Tarent
 . X 1) anspielen:

*πλόος ὄραϊος· καὶ γὰρ λαλαγεῦσα χελιδὼν
 δὴ μέμβλακεν χῶ χαρτεῖς Ζέφυρος.*

er gerade dieses im Gedanken hatte, zeigt die Stelle ad Att. IX 7, 5:
*no tibi adsentior, quem quidem totum facile et libenter abiscero: egregie
 ut, dum vagamur, ὁ πλόος ὄραϊος (zu Pompejus) obrepit.* Es
 auch wohl die Bemerkung ad Att. X 2, 1: *λαλαγεῦσα* (ΜΜΤΕΥΑ
*iam adest et animus ardet neque est quicquam quo et qua Re-
 des leonideischen Gedichtes sein. Ich habe schon vor vier Jahren
 litterargeschichtlich nicht uninteressanten dichterischen Reminiscen-
 s aufmerksam gemacht (Progr. des K. Marienstiftsgymn. zu Stettin
), hielt es aber um so mehr für angezeigt in einer vielgelesenen
 noch einmal darauf hinzuweisen, als erst vor kurzem die zuerst
 elle von einem Engländer mit einer ganz ungeheuerlichen Kon-
 acht worden ist (vgl. Berliner philol. Wochenschrift 1885 Sp. 1628).
 in.*

Georg Knaack.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. Fr. Kirchner, Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. S. 129—256. Vgl. diese Zeitschr. 1886 S. 251.

2. G. Heine, Grundlegende Gedanken zur Lehre von der Erziehung und dem erziehenden Unterricht. 95 S. (Programm des Landesseminars zu Cöthen. Ostern 1886.)

3. G. Ehrlich, Die badischen Mittelschulen in den Jahren 1869—86. (Separatdruck aus dem Bad. Landesboten.) Karlsruhe, A. K. Dillinger, 1886. 44 S.

4. Johannes Nicklas, Personalstatus der Gymnasien und isolierten Lateinschulen im Königreich Bayern, nach dem Stande vom 1. Januar 1886 zusammengestellt. München, Lindner'sche Buchhandlung (Schöpping). 40 S. 4. 1,30 M.

5. J. Hobbing, Zur Reform der Stellung der akademisch gebildeten Lehrer insbesondere in Preussen. Leipzig, T. O. Weigel, 1886. 65 S.

6. Festschrift zur Feier des fünfzigjährigen Dienstjubiläum des Herrn Gymnasialdirektors Dr. Nölting, herausgegeben von dem Lehrerkollegium der großen Stadtschule zu Wismar. Wismar, Hinrichsen'sche Rath-Buchdruckerei (L. Eberhardt), 1886. 172 S. 3 M. — Inhalt: 1) Widmung und Vorwort von L. Bolle. 2) L. Bolle, Das Rätselspiel der Altes (mit 2 lithographierten Tafeln). 3) J. Lemme, Des Odysseus Kampf mit den Freiern. 4) A. Kuthe, Die römische Manipulartaktik. 5) E. F. Fritzsche, Zur Kritik Walthers (Lachm. 65. 33). 6) E. Detlefsen, Die experimentelle Behandlung der Diffusion der Flüssigkeiten im elementaren physikalischen Unterricht. 7) K. Kirchner, Bemerkungen über die Heere Justinians. 8) P. Stoppel, Specimen lexicæ Euripidei. 9) R. Westdälo, Einige beachtenswerte Werthbedeutungen im Mecklenburger Platt.

7. Witte, Über philosophischen Unterricht auf Gymnasien und Universitäten (Aus Anlaß der Schrift „über philosophische Wissenschaft und ihre Propädeutik“ von A. Meising, Wien 1885.) Separatdruck aus den „Philosophischen Monatsheften.“ Bonn 1886. 17 S. — Vgl. diese Zeitschr. 1886 S. 87.

8. R. Jonas, Grundzüge der philosophischen Propädeutik. Für den Gebrauch an höheren Lehranstalten zusammengestellt. 3. Auflage. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Herm. Heyfelder), 1886. 27 A. — Vgl. diese Zeitschr. 1882 S. 332.

9. P. Otto, Das Gesamtgymnasium, ein pädagogischer Versuch. Berlin und Neuwied, Heusers Verlag (Louis Heuser), 1886. 52 S.

10. K. Kunz, Grundriss einer einheitlichen Mittelschule. Mit vornehmlicher Berücksichtigung der österreichischen Verhältnisse entworfen. Krakau 1885. VI u. 49 S.

11. O. Jäger, Aus der Praxis. Ein pädagogisches Testament. 2. Auflage. Wiesbaden, C. G. Kunzes Nachfolger (Dr. Jacoby), 1885. VI u. 168 S. 3 M.

12. Homers Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von K. F. Ameis. Zweiter Band, bearbeitet von C. Heintze; zweite berichtigte Auflage. Leipzig, Teubner, 1885. Heft 1: 129 S., Heft 2: 188 S. — Sachkundig revidiert.

omeri Ilias, edidit Guilielmus Dindorf. Editio quinta coram curavit C. Heintze. Pars II, Iliadis XIII—XXIV. Lipsiae in G. Teubneri 1885. 264 S. — Gründlich umgearbeitet; an 181 die Lesart geändert.

. Buchholz, Die homerischen Realien. Band III: Die religiös-sittliche Weltanschauung der homerischen Griechen. Zweite Abteilung: Die homerische Psychologie und Ethik. Leipzig, Wilhmann, 1885. XVI u. 410 S. — Inhalt: I. Psychologie: 1) Die vitalis wurzelnden Kräfte und Organe (*θυμός, μένος, ἄτρον, κῆρ, ψυχή*); 2) Die in der vis cogitandi wurzelnden psychischen Kräfte (*νοῦς*). II. Allgemeine Ethik: 1) Der homerische Tugendbegriff; 2) Die Schuld und ihre Sühne. Angewandte Ethik: 1) Entwicklung der *δικαιοσύνη* und Erörterung der zu ihrer Ausübung erforderlichen Eigenschaften; 2) Homerische Pflichtenlehre: a) Stellung des Menschen zur Gottheit und seine Pflichten ihr gegenüber; b) Stellung des Menschen zu seinen Mitmenschen und seine Pflichten gegen denselben.

. Eberhard, Metrische Beobachtungen zu den homerischen Metern. I. Progr. Domgymnasium in Magdeburg 1886. 32 S. 4. — Gebrauch der Daktylen und Spondeen. Von den Cäsuren. Über die Stellung der Enklitika und der Partikeln *γάρ, μέν, δέ* in der Arsis.

Joseph Kuhl, *δέα* bei Homer. Beiträge zur griechischen Etymologie. Leipzig G. Freytag, Prag F. Tempsky, 1885. 128 S. — Aus dem „Die Arbeit geht aus von der Behandlung zweier Fragen der homerischen Etymologie, die bis jetzt eine genügende Beantwortung nicht gefunden haben: und *ἐπέε*; indem sie die Etymologie dieser beiden Partikeln feststellt, erweitert sie sich zu einer Prüfung der grundlegenden Fragen der griechischen Etymologie überhaupt.“ Vorliegender Band bildet den ersten Teil.

Aristotelis *περὶ ἑρμηνείας* librum pro restituendo totius operis fundamento interpretatus est Fr. Micheli. Heidelbergae apud Weiss 1886. 84 S. 2,40 M.

Dolf Duwe, Quatenus Praecopius Thucydidem imitatus. Eine wissenschaftliche Beigabe zum Schulprogramm des Marien-Gymnasiums in Berlin. 1885. 37 S. 4.

. Lindner, Kritische Bemerkungen zum Text einiger Stellen in Verg. Aen. 1, 393; 8, 105. 455; 12, 550; Xen. Hell. 2, 3, 36; Plato Krit. 44^a; Demosth. *περὶ τῶν ἐν χερροπόλει* § 4; Thukyd. 1, 8, 2. 15, 4. 49, 2. 61, 5.

Arthur Zerdik, Quaestiones Appianae. Inaugural-Dissertation. Heidelberg 1886. 82 S.

Hypatia von Alexandria. Ein Beitrag zur Geschichte des Neuplatonismus von W. A. Meyer. Heidelberg, Georg Weiss, 1886. 52 S. — Inhalt: 1) Die Quellen zur Geschichte Hypatias. 2) Hypatias Werke. 3) Hypatias Lehre.

. F. Lüdke, Auswahl aus den lateinischen Elegikern für die oberen Klassen des Realgymnasiums. Im Auftrage des Lehrers zusammengestellt. Stralsund, C. Hingst Nachf. (H. Politzky). 24 S. — Schöningsh's Ausgaben deutscher Klassiker mit Kompagnon-Paderborn und Münster, Ferdinand Schöningsh, 1886. — I. Lessings Erläuterungen für den Schulgebrauch bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von Hermann. Dritte verbesserte Auflage, mit einem Holzschnitt. 158 S.

. Hermann und Dorothea. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Privatgebrauch bearbeitet von A. Funke. Vierte verbesserte Auflage. S. 14. Wilhelm Tell. Schauspiel in fünf Aufzügen von Schiller. Mit ausführlichen Erläuterungen u. s. w. von A. Funke. Dritte verbesserte Auflage mit einem Kärtchen. 169 S. V. Minna von Barnhelm oder das bewährte Vorkriegsgeld. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen von G. E. Lessing. Mit ausführlichen Erläuterungen in *katechetischer Form* u. s. w. von A. Funke.

Zweite verbesserte Auflage. 164 S. VII. Wallenstein. Ein dramatisches Gedicht von Fr. v. Schiller. Mit ausführlichen Erläuterungen u. a. w. von A. Funke. 334 S. VIII. Lessings Emilia Galotti. Mit Erläuterungen herausgegeben von H. Deiter. 94 S.

24. G. Künnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 3. Lieferung, enth. Bogen 18, 20, 21, 22. Marburg, Elwertsche Buchh., 1886. 2 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1886 S. 253.

25. H. Toeppé, Abrégé de l'histoire de la littérature française. A l'usage des écoles supérieures. Deuxième édition revue par H. Robolsky. Potsdam, Aug. Stein, 1883. IV u. 32 S. 0,50 M.

26. Alb. Benecke, Französ. Schul-Grammatik. Ausgabe B. 2. Abtheilung. 2. Aufl. Ebenda 1884. XVI u. 160 S. 1 M.

27. Ders., Französ. Exercitien und Extemporalien. Ebenda 1884. XII u. 164 S. 1,20 M.

28. Ders., Exercices syntaxiques. Ebenda 1884. XII u. 128 S. 1,20 M.

29. Ders., Engl. Vokabular. 5. Aufl. Ebenda 1885. XII u. 169 S. 1,20 M.

30. J. Hoffory und P. Schleutber, Dänische Schaubühne. Die vorzüglichsten Komödien des Freiherrn Ludwig von Holberg. 6. Lief. S. 97—192. Vgl. diese Zeitschr. 1886 S. 254.

31. Länderkunde der fünf Erdtheile, 4. u. 5. Lieferung. Leipzig, G. Freytag, 1886. — Vgl. diese Zeitschr. 1886 S. 254.

32. F. E. Geinitz, Die Mecklenburgischen Höhenrücken (Verschiebestreifen) und ihre Beziehung zur Eiszeit. Mit zwei Übersichtskarten und zwei Profilen. Stuttgart, J. Engelhorn, 1886. 96 S. 3,10 M.

33. P. Münch, Lehrbuch der Physik. Mit einem Anhang: die Grundlehren der Chemie und der mathematischen Geographie. Mit 326 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Spektraltafel in Farbendruck. 8. Aufl. Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1886. XV u. 443 S. 4,50 M.

34. Rud. Arndt, Antwort auf den Offenen Brief des Herrn Dr. Carl Bünitz. Hamburg u. Leipzig, Leop. Voss, 1884. 57 S.

35. F. Hobirk, Wanderungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde. Ein Hausbuch für Jedermann. Nach den neuesten Reisewerken und anderen Hilfsmitteln gesammelt und bearbeitet für Schule und Haus. Neue Folge. 5. Bändchen: Das Weltmeer. Das ganze Werk 30. (Schluß-) Band. Detmold, Meyersche Hofbuchhandlung (H. Denschel) 1885. 196 S. 1 M.

36. A. P. L. Claussen, Method. Anleitung zum Unterrichte in Rechnen. Für Lehrer und Seminaristen bearb. Potsdam, Aug. Stein, 1884. 304 S. 3 M.

37. C. Kienholz u. R. Lindemann, Deutsches Liederheft. Ebenda 1884. 96 S. 0,50 M.

38. K. Stein, Sammlung von Gesangsübungen und Liedern für den Unterricht in höheren Schulanstalten. I. 6. Aufl. Ebenda 1884. 118 S. 0,80 M.

39. A. Dreinhöfer und F. W. Kandiag, Unterrichtsbuch der Stolzeschen Stenographie. I, II 1. u. 2., III. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1886. 32, 80, 80 u. 80 S.

40. P. Steiner-Zabern, Betrachtungen über die Idee einer Weltsprache im allgemeinen und das System der Repliquen insbesondere. Berlin, Neuwied und Leipzig, Hensers Verlag (Louis Henser), 1886. 16 S. 0,30 M.

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Deutsche Dramen als Schullektüre.

Über das angegebene Thema hat Franz Kern, Direktor des Köllnischen Gymnasiums in Berlin, eine Vorlesung in der Berliner Gymnasiallehrer-Gesellschaft gehalten, und diese Vorlesung ist im Verlage der Nicolaischen Buchhandlung soeben erschienen (39 S. & Preis 80 Pf.). Von den Herausgebern dieser Zeitschrift aufgefordert mich zur Sache zu äußern, ergreife ich das Wort, um mich gegen Kern auszusprechen und seine Bedenken womöglich zu entkräften. Dafs es in etwas ausführlicher Weise geschieht, mag die Wichtigkeit des Gegenstandes rechtfertigen.

Über die ersten vier Seiten, auf denen Kern sich gegen das Lesen ganzer Dramen mit verteilten Rollen wendet, verliere ich kein Wort, zumal ich mich früher auf den Blättern dieser Zeitschrift in gleichem Sinne ausgelassen habe. Sollte der gerügte Unfug wirklich noch in unsern Gymnasien vorkommen?

Kern dringt auf ein gründliches Lesen klassischer dramatischer Dichtungen. Die Schüler müssen bei Erörterung vieler Einzelheiten, in der genauen Betrachtung von Charakteren und Situationen, in der deutlichen Erkenntnis der Motive der Handelnden festgehalten werden, wenn es nicht auf ein allgemeines ästhetisches Gerede hinauskommen soll. Zu dem Ende ist peinlichste Überlegung in der Auswahl der Dramen nötig, und zweitens darf bei den einmal gewählten das etwa Mangelhafte in der Motivierung, das psychologisch Unmögliche weder ganz übergangen noch gar als dichterische Idealisierung der Wirklichkeit angepriesen werden. Die Schüler dürfen nicht glauben, dafs der Dichter über einen Zauberstab gebiete, mit dem er auch das Innerste des Menschenlebens, die sittlichen Gefühle, beliebig d. h. entgegen der Wahrheit und der eigenen Erfahrung modeln könnte. Das an sich Unmögliche ist auch dem Dichter nicht möglich. Nun darf freilich eine solche durch das Wahrheitsgefühl des Lehrers gebotene Kritik zu einer ablehnenden oder gar absprechenden Kritik des Dichters selber nicht führen; darum sind diejenigen Dramen, bei welchen die

Wahrheit eine abweichende Form der Beurteilung gebieterisch fordert, von der Klassenlektüre auszuschließen: kennen lernen müssen sie die Schüler, nur sollen sie sich mit dem Lehrer nicht darin vertiefen.

Einverstanden. Doch erlaube ich mir die Bemerkung, daß ich hochmütiges Aburteilen und naseweises Absprechen von einer sachgemäßen Kritik nicht gerade befürchte, oder der Lehrer versteht sein Geschäft nicht. Ferner: abhold allem Kultus des Genies, scheue ich mich durchaus nicht, auf die hervortretenden Mängel und Schwächen in den Werken unserer Klassiker hinzuweisen. Die Dichterheroen sind keine Heiligen ohne Fehl und Makel; aber sie sind groß und stark genug, um den Hinweis auf die Zeugen menschlicher Bedürftigkeit vertragen zu können. Sapere aude. Und müssen denn die Schüler alles verstehen, eine große Tragödie gründlich aus- und durchverstehen? Versteht der Lehrer alles? Hüten wir uns vor Überspannung und vergessen wir die ars nesciendi nicht! Es dürfte dem Lehrer auch wohl ziemig Bedenken, die ihm kommen, aber dem Schüler noch nicht kommen zurückzuhalten, um die Unbefangenheit nicht zu stören. Ist mir der rechte Grund gelegt, ein richtiger und lobhafter Gesamteindruck der Dichtung vermittelt, so genügt es.

Aber lassen wir das und folgen unserem Führer, vorsichtigen Fußes.

Schillers Jungfrau von Orleans scheint dem allzu bedächtigen Kern einige Skrupel verursacht zu haben; doch beruhigt er sich mit der Erwägung, daß jeder Schüler, obwohl er das „übertriebene Idealistische (?), die romantische Steigerung des Seelenlebens der Heldin“ merke, sich dennoch „mit Recht an dieser weit über die Wirklichkeit hinausgehobenen Gestalt“ freue. Hier entsteht kein unwahres Bild der Wirklichkeit, weil die Handlungen der Jungfrau als menschliche Handlungen gar nicht mehr erscheinen. Gerade zu diesen idealen Gestalten, die sich siegreich über die gemeine Wirklichkeit erheben, ziehe es den Jüngling mit Macht hin und ihre genaue Betrachtung könne auf sein Gemütsleben eine wohlthätige Wirkung ausüben. Auch die Schuld der Johann könne der Schüler sich vollkommen klarmachen.

Das kann er, und ich gestehe, daß mich die Art, wie der Dichter die gottbegeisterte Heldin unserer menschlichen Teilnahme näher bringt, die Form, in der hier die tragische Schuld erscheint, immer viel mehr interessiert hat als der ganze romantische Zauber. Von der hohen Himmelskönigin zur Rettung des Vaterlandes erkoren, wird die Jungfrau hinausgehoben über alle irdischen Schranken. Sie verkehrt in der Geisterwelt, wie eine Seherin wandelt sie dahin, eine Erscheinung aus einer höheren Welt, unverstanden von ihrer Umgebung und von uns. Wir teilen die Besorgnis ihres Vaters: wird sie diesen hohen, alle menschliche Kraft übersteigenden, der weiblichen Natur widerstrebenden Beruf erfüllen können? Was

sie den bösen Mächten keine Handhabe bieten, das Reich der Geister nicht aufritzen, die wartend unter dünner Decke liegen? Wird sie in Sonderheit dem Befehle, alles was von dem Feinde ihr in den Weg kommt, schonungs- und erbarmungslos niederzustrecken, unverbrüchlichen Gehorsam leisten? Zwar den Montgomery tötet sie trotz seiner rührenden Bitten, aber diese Unerbittlichkeit geht ihr gegen die Natur; ihre Seele schmilzt in Mitleid dahin, die Hand erbebt, ihr schaudert vor des Eisens blanker Schneide. Noch indessen hilft göttliche Kraft ihr über den zwiespältigen Willen hinweg, das Schwert belebt sich in der zitternden Hand, als wär' es ein lebend'ger Geist. Das Ziel wird erreicht, es ist alles zur Krönung in Rheims bereit. Sie aber, die all dies Herrliche vollendet, ist innerlich geknickt und gebrochen; sie hat die Erfolge bezahlt mit dem Frieden ihrer Seele. Man muß den Monolog im Anfang des vierten Aktes: „die Waffen ruhn“ u. s. w. lesen und durchempfinden, um diesen furchtbaren Seelenkampf, diese Gewissensqualen zu verstehen, die uns in schneidendem Kontrast mit der glänzenden Umgebung, dem auf- und abwogenden Gewühl der Festfreude entgegentreten. Und was hat die Jungfrau denn verbrochen? Sie hat den Lionel verschont und so ihr Gelübde gebrochen, aber doch nur, weil sie die Stimme des Mitleids und der Menschlichkeit hörte, weil die Liebe sie ergriff. Die Natur hat sich an der Unnatur gerächt. Nun bittere Reue, Selbstanklagen: „Nimm, ich kann sie nicht verdienen, deine Krone nimm sie hin! . . . Doch du rissest mich ins Leben, In den hohen Fürstensaal, Mich der Schuld dahinzugeben: Ach, es war nicht meine Wahl!“ Nein, es war nicht ihre Wahl, aber die Schuld ist ihre Schuld. Das nennen wir tragisches Verhängnis. Der höchste Beruf in reinster Begeisterung übernommen, in edelstem Streben durchgeführt — das Ende ein schuldbeflecktes Gewissen und Herzeleid. Als heftigster Ankläger tritt der eigene Vater auf; als eine Zauberin und Hexe geht Frankreichs Retterin in die Wildnis: der König erlaubt es; schließlic fällt sie den Engländern und der wütenden *habeau* in die Hände. — Warum schwieg Johanna? Was verschloß ihr den Mund? Das Schuldbewußtsein, eine Schuld freilich, die zu verstehen oder auch nur zu ahnen den Menschen versagt war. Wie hätte die Jungfrau ihrer Umgebung das klar machen sollen, was ihr das Herz abdrückte! Vor den Menschen war sie unschuldig, vor dem eigenen Gewissen schuldig. Ihre Unschuld konnte sie nicht beweisen, ihre Schuld nicht sagen. Die Vorwürfe ihres Vaters waren in dem Sinne, wie er sie meinte, ungerecht, und doch flogen sie wie glühende Pfeile in ihr Herz und brannten im Gewissen. Die härtesten, giftigsten und dabei ungerechtfertigten Anschuldigungen von denen, deren Dank wir mit Darangabe des eigenen Selbst verdient haben, über uns ergehen lassen zu müssen, weil das eigene Gewissen uns verklagt: das ist ein tragisches Verhängnis, eine Schuld, mit der wir unser Leben büßen. Aber

bleiben wir bei unserer Dichtung stehen. Wann geht unsere kühle Bewunderung, unser staunendes Interesse an der wunderbaren Gestalt dieser Jungfrau von Orleans über in ein sympathisches Gefühl, in eine wärmere Teilnahme? Wann tritt sie uns menschlich näher und wird uns wahrhaft liebenswert? In demselben Moment, da sie menschlich fühlt und ihr Gelübde bricht, d. h. die Schuld auf ihr unschuldiges Haupt ladet. Von nun an ist sie unseres Mitleids gewiß, das in gleichem Verhältnis wächst mit ihrem Unglück. Ich denke, darin liegt des Erhebenden, Versöhnenden genug, und ich brauche kaum daran zu erinnern, daß die Apotheose am Schluß der Tragödie auch uns in den reinen Äther einer höheren Welt erhebt und wie im Symbol uns die höhere Einheit von Schuld und Schicksal, die Auflösung aller Dissonanzen, die Ausgleichung aller Gegensätze vor Augen stellt oder doch ahnen läßt. — —

Befand ich mich bisher in vollem oder doch halbem Einverständnis mit Kern, so muß ich von jetzt ab ihm in fast allen Punkten entgetreten. Er will die Lessingschen Dramen von der Schullektüre ausschließen, Minna von Barnhelm so gut, als Emilia Galotti und Nathan den Weisen. Wunderbar genug. W. Herbet wollte von Laokoon und von der Hamburgischen Dramaturgie nichts wissen, Kern verwirft die Dramen, und so lesen wir mit unsern Primasern nichts von Lessing. Hoffentlich kommt es dahin nicht. Lessingsche Schriften sind Stahlbäder für die Jugend. Aber hören wir die Gründe unseres Gegners.

Die Schüler, meint Kern, könnten sich sowenig wie er selbst hineindenken in die Stimmung der Emilia Galotti, die an ihrem Hochzeitstage, der zugleich der Todestag ihres Verlobten sei, mit den Vorstellungen einer übermächtigen Sinnlichkeit ringend, keinen andern Ausweg wisse, ihre Reinheit zu bewahren, als den Tod. „An diesem Tage dieser Tumult in ihrer Seele, also welches Minimum von Liebe zu Appiani — und nun der Dolch die einzige Rettung! Wie soll der Schüler, könnte er auch, was nicht zu wünschen ist, sich in diese so ganz unzeitige und darum unzureichend motivierte Stimmung hineindenken, zugleich die That des Vaters begreiflich finden, der auf das leidenschaftliche Wesen der Tochter hin davon fest überzeugt ist, daß ihre Tugend erliegen müsse, wenn sie am Leben bleibt. . . Und nun die unerquicklichen, trostlosen äufsern Zustände, die durch die Handlung des Dramas geschaffen sind. Odoardo ein dem Richterspruch des Prinzen verfallener Verbrecher, Marinelli nur ungnädig entlassen, seine lichtscheuen Werke weiter treibend und vielleicht bald genug wieder am Hofe des Prinzen selber, der Prinz die Handlung abschließend mit einer nicht-sagenden Redensart über die menschliche Schwäche, die er selbst in sich anerkennt, und die menschliche Bosheit, über die er sich weit erhaben weiß.“

Ich will die vorstehenden Sätze von Seiten der Logik nicht in Anspruch nehmen; sonst liefse sich über das „also“, das „und

darum“ manches sagen. Aber ich finde die Schlufsworte des Prinzen so nichtssagend nicht, und jenes: „Geh, dich auf ewig zu verbergen!“ muß ich für Ernst nehmen. Jedenfalls weiß Kern nicht, ob Marinelli wieder an den Hof kommen und seine licht-scheuen Werke weiter treiben wird. Trostlos genug sind allerdings die äußeren Verhältnisse. Das pflegt nach einer Tragödie so zu sein und darf uns nicht wundern. Aber wie kann Kern schreiben, Odoardo sei „auf das leidenschaftliche Wesen der Tochter hin“ fest davon überzeugt, daß ihre Tugend erliegen müsse! Hat er denn ganz vergessen, daß der Alte schon Akt II, Sc. 4 leidenschaftlich erregt wird? Hat er gar nicht daran gedacht, wie ihm die Orsina zusetzt? Wenn endlich der Interpret den Tumult in der Seele der Emilia, abgesehen von dem „Minimum“ der Liebe zu Appiani, nicht begreift, so trägt der Autor wahrlich nicht die Schuld, wie jeder aufmerksame Leser zugeben wird. Angenommen aber, die That des Odoardo wäre unzureichend motiviert: was würde daraus folgen? Daß wir Emilia Galotti von der Schullektüre ausschließen sollten? Keineswegs. Ich wenigstens würde meinen Schüler ruhig sagen: wir haben hier den auch sonst vorkommenden Fall, daß auf ein sonst so überaus kunstreiches Gebäude ein krummes Dach gesetzt ist. Allerdings würde ich mich dann für unbedingt verpflichtet halten meine Gründe darzulegen, zu beweisen, warum der Schluß verfehlt ist, wo der Fehler liegt u. s. f. Die paar Sätze, welche Kern hinschreibt, können nichts beweisen; ich wundere mich, daß er so leicht mit Lessing glaubt fertig zu werden. Ob er wohl das ausgezeichnete Buch von Kuno Fischer kennt: Lessing als Reformator der deutschen Litteratur (Leipzig, Brockhaus)? Darin eine vortreffliche Analyse unseres Dramas. Darf ich erzählen, wie ich mir mit meinen Schülern die beregten Schwierigkeiten zu verdeutlichen gesucht habe?

Emilia Galotti ist zu Hause gelesen und in der Klasse Akt für Akt und Scene für Scene, so daß Aufbau und Gang der Handlung klar wurde, durchgesprochen worden. Frage: Warum ersticht Odoardo die Tochter und nicht den Prinzen? Der Prinz war doch schuld an dem ganzen Unglück! Oder nicht eigentlich der Prinz, sondern Marinelli! Also mußten diese beiden bestraft werden? Der Prinz ohne Marinelli, das wäre ungerecht. Also mußte der alte Galotti den einen mit der rechten Hand erdolchen, den andern mit der linken erwürgen? Jeder Schüler fühlt, daß dies unmöglich ist, auch darum unmöglich, weil Odoardo durch nichts und von niemand zum Richter und Vergelter berufen ist. (Und welche „unerquicklichen, trostlosen äußeren Zustände“ wären nun erst geschaffen worden! Der ganze Staat durch Ermordung des Fürsten in Gährung versetzt u. s. w. Allein das habe ich nicht hinzugefügt und würde es auch nach Kern nicht thun.) Der eine oder andere Schüler findet nun sicherlich heraus, daß Emilia eine schwere Schuld auf sich geladen hat durch ihre Liebe zum

Prinzen, durch den „Tumult in ihrer Seele an ihrem Hochzeitstage“ und das „Minimum von Liebe zu Appiani.“ Dem gegenüber behaupte ich: es steht kein Wörtchen davon im Text, daß Emilia den Prinzen geliebt habe; füge auch wohl Goethes Wort von dem „Gänschen oder Luderchen“ hinzu. Emilia ist nicht schuldig in diesem Sinne und muß doch sterben. Suchen wir den Beweis zu führen mit Gründen für und wider; gehen wir das Stück darauf hin durch!

Erster Aufzug: Exposition. Leidenschaft des Prinzen, der durchaus kein blasierter Wollüstling, sondern ein geistreicher, feiner und vornehmer Herr ist. Heiße und wahre Liebe zu Emilia: „Behaglicher oder nicht behaglicher; ich bin so besser.“ Gibt sich in Marinellis Hand und durchkreuzt doch dessen Plan durch den Gang in die Messe: Ursache der Verwicklung. — Zweiter Aufzug. Claudia und Odoardo: „Ha! Wenn ich mir einbilde — — das gerade wäre der Ort, wo ich am tödtlichsten zu verwundet bin! — Ein Wollüstling, der bewundert, begehrt — Claudia! Der bloße Gedanke setzt mich in Wut.“ Es ist der Mann der „strengen Tugend“; sein Stolz und Unabhängigkeits Sinn erinnert an einen alten Römer, die Schwärmerei für ein stilles Leben „in den väterlichen Thälern“ erinnert an Rousseaus Ideen, die damals in Schwange waren. Auf Claudia hat der Prinz in jener Veggie bei dem Kanzler Grimaldi einen tiefen Eindruck gemacht, auch auf Emilia: woher sonst der Tumult in ihrer Seele? Deshalb doch nicht etwa allein, weil sie in ihrer Andacht gestört worden? 6. Auftritt. Sie hat jene erste Begegnung wohl im Gedächtnis behalten. V. Aufzug 7. Auftritt. Also doch Liebe zum Prinzen? Bewahre! Wie liegt doch die Sache? Emilia ist eben der Kindheit entwachsen; um ihre Erziehung zu vollenden, ist die Mutter mit ihr in die Stadt gezogen und hat sie in die Gesellschaft eingeführt. Warum soll sie die ihr gebrachten Huldigungen nicht hinnehmen, warum sich nicht sonnen im Glanze dieses höflichen Lebens, dieser fürstlichen Huld? Arglos steht ihre Seele diesen Eindrücken offen; zugleich aber: „es erhob sich so mancher Tumult in ihrer Seele“ (V 7). Alsbald verloben sie die Eltern dem Grafen Appiani, den vor allen der Vater, weil er ihm ähnlich ist, wertschätzt, dem auch Emilia als ein frommes, den Eltern gehorsames Kind sich vertrauensvoll hingibt. Von einer besonders innigen oder gar leidenschaftlichen Liebe erfahren wir so wenig wie von einem „Minimum“ der Liebe. Emilia ist auf den Wunsch der Eltern die Braut des Grafen Appiani, wie sich's gebührt. Nun ist dieser zurückgezogene, schwermütige, an seinem Hochzeitstage melancholische Graf schwerlich der Mann, um die im Busen einer Jungfrau mit „so warmem, so jugendlichem Blute“ schlummernde Glut zu erregen; um die „Sinne“, die gesunde Sinnlichkeit aufzureizen; aber der Prinz ist ganz der Mann, um diese Glut zur hellen, lodernen Flamme anzufachen. Das kommt der Emilia in jener

ne zum Bewußtsein, sie erschrickt vor diesem verzeh-
 uer, das sie ergreifen könnte, sie flieht entsetzt vor
 auch der Schlange, die nach ihr zischt. Weder von
 h von Schuld kann hier die Rede sein. Die Tochter
 den Armen der Mutter zur Besinnung, „die furcht-
 d entschlossenste ihres Geschlechts“ hat sie sich bald ge-
 kann ihrem Verlobten ruhig und heiter begegnen. Nur
 hen begeht sie: sie verschweigt auf dringendes Anraten
 r ihrem Bräutigam die Begegnung mit dem Prinzen,
 t gegen ihr Gewissen im Gehorsam gegen ihre Mutter;
 eine *ἀμαρτία*, dieser kleine Schritt vom Wege des
 führt ins Verderben. Ich brauche das hier nicht mit der
 chkeit zu entwickeln wie vor den Schülern. Es folgt
 rophe. Emilia wird nach Schloß Dosalo „gerettet“; sie
 st bestürzt“, als sie dies erfährt. Sie stürzt dem Prin-
 zens, sie bebt bei seiner Anrede, die ihrer Unschuld
 ndes Zeugnis ausstellt, zugleich aber von „Entzückungen“
 lie ihrer warten. Nicht ohne Sträuben folgt sie dem
 und drinnen, das zu erraten braucht man nicht viel
 wird es ihr vollends klar, welches Los ihrer wartet,
 iani tot ist und sie in den Händen des Prinzen bleiben
 a der Mutter erfährt sie, daß Appiani tot ist, und warum.
 Sie erscheint ganz ruhig, weil sie ruhig sein muß;
 doch wie die furchtsamste, so auch die entschlossenste
 blechts. Als der Vater ihr mitteilt, daß sie in den
 res Räubers bleibt, fährt sie entsetzt auf, faßt sich aber
 r und faßt ihren Entschluß. Wie die Dinge nun ein-
 , giebt es für sie kein Entrinnen: nur durch den Tod
 ihre Unschuld retten. Auch Odoardo läßt sich davon
 a. Man bedenke, was der Mann von der Stunde an,
 ste Argwohn in ihm aufstieg, erlebt hat, wie ihm Marinelli,
 und namentlich die Orsina zugesetzt haben. Der
 seiner Tochter reißt ihn zur Bewunderung fort, die
 ; in den Worten: „Herunter mit dir! Du gehörst nicht
 r Einer — wie mein Vater will, daß ich werden soll!“
 ngrimm in ihm wach — welche eine furchtbare Sprache
 e Rose! — und die Erinnerung an alte Römertugend,
 an die mannhafte That des Virginus vollendet seinen

des Unverstandes der Jugend willen pflege ich noch
 en: Es wäre thöricht zu verlangen, daß die guten
 weniger leidenschaftlich hätten handeln und ruhig die
 rten sollen; vielleicht hätte sich doch noch ein Ausweg

Die Handlung schreitet nun einmal schnell vorwärts,
 n tempo presto ed appassionato; die handelnden Per-
 l nun einmal so heißblütig. Etwas weniger Leidenschaft,
 r Phlegma, und die Liebe erlebt keine Tragödien. —

Warum es nicht zu wünschen sein sollte, daß ein Schüler sich in solche Seelenzustände hineindenke, bleibt mir unverständlich. Die tragische Wirkung ist eine große und steht vollkommen in Einklang mit dem, was Aristoteles-Lessing als „Werk der Tragödie“ fordern (vergl. auch Lotze, Geschichte der Ästhetik S. 668).

Gegen die schulmäßige Behandlung von Nathan dem Weisen bringt Kern neue Gründe nicht vor. Ich gehe also darüber hinweg und behalte mir für eine andere Gelegenheit vor auszusprechen, was ich in dieser Hinsicht auf dem Herzen habe.

Die Gründe, welche Kern gegen Minna von Barnhelm ins Feld führt, brauche ich nur „etwas niedriger zu hängen“, um jedermann von ihrer Fadenscheinigkeit zu überzeugen. Sie lauten: 1. „Für die Übung ihrer geistigen Kräfte, für die Bereicherung ihrer Seele mit Gedanken, die Kräftigung ihrer Phantasie ist das Drama bei all seiner scenischen Vollkommenheit den Schülern sicherlich entbehrlich.“ 2. „Das besondere Interesse, welches es durch seine Beziehung zu den Zeitverhältnissen hatte, ist geschwunden und kann nur künstlich wieder erregt werden; daß aber die dramatischen Hauptgestalten auf genialer Anschauung des wirklichen Lebens beruhen, läßt sich nicht behaupten.“ 3. „Es ist gar zu viel Edelmut in den Charakteren: Tellheim gegen die Dame in Trauer, Werner gegen Tellheim, Minna gegen Riccaut, auch Just gegen Tellheim.“ 4. „In Minna aber ist eine so seltsame Mischung von hingebender Liebe und merkwürdig weit getriebener Quälerei des Geliebten, daß Tellheim sie mit Recht „boshafter Engel“ nennt und damit — dramatisch verurteilt. Für die Schauspielerin mag Minna eine dankbare Rolle sein, denn sie gebärdet sich als solche.“

Risum teneatis, amici! Es ist Herrn Kern völliger Ernst; er hat keine Ahnung von der *vis comica* des Schauspiels und — seiner eigenen Behauptungen. Um den komischen Eindruck nicht abzuschwächen, enthalte ich mich jeder weiteren Bemerkung. Nur eins wünschte ich: daß Minna von Barnhelm, die Perle des deutschen Lustspiels, nicht schon in Sekunda, sondern erst in Prima gelesen würde, und daß sich nur ein geschickter Lehrer nur auf Grund sorgfältiger Vorbereitung an eine Erklärung wagte. Das Stück ist zu fein und köstlich, es zerbricht unter ungeschickten Händen.

Den Uhlandschen Dramen ist Kern sehr geneigt; ich auch. Sie gelten mir als kanonisch für die Sekunda, sowenig ich ihre „scenischen Mängel“ verkenne. Auf die scenische oder dramatische Technik wird erst in Prima ein nachdrückliches Gewicht zu legen sein.

Eine große Überraschung war mir die Behauptung, Schillers Wilhelm Tell eigne sich nicht zur Klassenlektüre. Warum? Weil der Apfelschuß Tells psychologisch unmöglich und die Ermordung

nisch nicht gerechtfertigt sei. Ich erinnere mich gerade den lebhaft, in denen ich als Schüler Wilhelm Tell reiflich noch genau, wie empört ich über das Ansinnen des Tyrannen war, wie dringend ich wünschte, das rätselhafte That wagen möchte, denn ich sah sonst keine Rettung für ihn und sein Kind, und wie ich mit dem Schweizerknecht, als der Schuss gelang; ferner wie ich mich freute, die Gelegenheit wahrnahm zu entspringen und wie ich endlich es fand, das er den Landvogt niederschoss; ferner die Erörterung, worüber ich einen Aufsatz schreiben mußte, und die Erörterung mit Parricida schien mir nicht nötig zu sein. War das eine allzu robuste Empfindung? Ist das die Kunst des Dichters? Wenn ich heute noch empfinde, trotzdem ich hoffe sittlich und ästhetisch feiner worden zu sein, so macht das ohne Zweifel die Kunst des Dichters. War Gesler ein grausamer, blindwütiger Tyrann, und Gesetz höhnisch mit Füßen trat und eine wahre Schande hatte, dies edle Volk auf Schritt und Tritt zu quälen, so eben außerhalb aller rechtlichen und sittlichen Ordnung war Tells That ganz in der Ordnung. Kern mäkelte nicht an dem Notzwang Tells zum Schuss herum, aber er ist zu, der Dichter habe es so darzustellen „versucht“, so der unglückliche Vater „durch geradezu unbesieglieche Gewalt“ getrieben. Daneben findet er die Drohung: „Du oder stirbst mit deinem Knaben“ ganz unglaublich, weil das Edikt der Ungehorsame nur mit seinem Leib und Leben verfallen war, und meint, Tell habe ja den Tod nicht fehlen können, obwohl er sieht, das dann des Lebens auch verwirkt war. Ich denke, dem Tell lag nicht daran, das eigene Leben zu retten, und warum sollte er nicht die Beschriftung des Hausgiebels in Arth nicht denken: „Gott sei dank schon leiten . . . In Gottes Namen schieß ich drauf?“ Kern hilft Gott, und der eigenen Geschicklichkeit konnte er in wenig vertrauen. Das der Tyrann seine Drohung nicht einwürde, mußte Tell glauben, wie wir es nach dem, was wir wissen und gesehen haben, durchaus glaublich finden.

Was bemühen wir uns? Kern sagt ja selbst: „Es ist in der That ein großer Triumph des Dichters, das er durch die Anordnung der Handlung, durch die Reden vor und nachher, so sehr auf phantasievolle Zuschauer und Leser den unmittelbaren kräftigen Eindruck hervorbringt, als ob die That sich nicht möglich wäre, als ob sie selber in gleicher Lage ebenso handeln würden. Sie leben im Märchenhaften, aber in der sonnenhellen Wirklichkeit, denn: Märchen noch so schön, Dichterkünste machen's wahr.“ Uns phantasievollen hilft das, gerade wie die Kinder das Märchen entzückt; so der Philister — wie soll ich gleich sagen — mögen

sich Skrupel darüber machen, ob man denn „in Tells Apfelschuß auch einen Spiegel des wirklichen Lebens“ finden könne, gerade wie die Kinder in gewissem Alter fragen, ob denn das auch eine wahre und wirkliche Geschichte sei. Was Kern hier mit der Wirklichkeit will, warum er bekräftigt, in Wirklichkeit stehe es „glücklicherweise“ nicht so, daß ein Vater von einem „blindwütigen Märchentyrannen“ (Scherers Ausdruck) gezwungen werden könne auf das Haupt des Sohnes zu schießen, das verstehe ich um so weniger, als er selbst Goethes Worte an Schiller (14. Okt. 1797), allerdings des „sonderbaren“ Falles wegen, citiert, daß hier, in der epischen Behandlung des Tell, „das Märchen durch die Poesie erst zu seiner vollkommenen Wahrheit gelangen“ würde. Man darf, wenn es sich um Poesie handelt, Wahrheit und Wirklichkeit nicht verwecheln. Übrigens hat W. Scherer für die sittliche Beurteilung den richtigen Standpunkt bezeichnet und Kerns Polemik gegen ihn scheint mir wenig glücklich. Ich kann mir kaum denken, daß ein Lehrer ethische Bedenken gegen die Lektüre des Dramas mit Schülern hegt; hegt er sie aber, so wird er sich mit dem Hinweis auf das Märchenhafte oder Mythische schwerlich darüber hinweghelfen. Es bliebe immer die Alternative: entweder erreicht der Dichter, was er will, d. h. er zwingt uns das Märchenhafte als „sonnenhelle Wirklichkeit“ zu betrachten und nimmt uns ganz durch seine Kunst gefangen — dann gaukelt er uns das psychologisch Unmögliche als möglich, das sittlich Verwerfliche als gerechtfertigt vor, verletzt also unser sittliches Gefühl und natürliches Empfinden; oder es gelingt ihm nicht, den Stoff völlig durch die Form zu bewältigen und jeden Rest des Märchenhaften, Mythischen und Irrationalen zu tilgen — dann entspricht er den ästhetischen Anforderungen, die wir an ein Kunstwerk stellen müssen, nicht und läßt unsere ästhetischen Bedürfnisse unbefriedigt. In beiden Fällen wird der tadelnden Kritik Thür und Thor geöffnet, und das wollte Kern doch gerade durch die „Hinweisung auf das Sagenhafte“ vermeiden.

Wie bei Schillers Tell, so bei Goethes Iphigenie. „Auch die Goethesche Iphigenie hat eine Scene, in welcher der mythische Stoff nicht bis zu eigentlich dramatischem Leben d. h. bis zu voller psychologischer Verständlichkeit hat durchgeistigt werden können.“ Wäre dem so, so würde darin ein schwerer Vorwurf für den Dichter liegen. Goethe selbst bezeichnet die bemängelte Scene, die Entsühnung des Orestes, als „die Achse des Stücks“ (Brief aus Neapel 13. März 1787). Im dritten Akt liegt der Schwerpunkt des Ganzen, nicht im fünften, wie Kern behauptet. Und hier soll der Dichter seinem Stoffe unterlegen, hier „unverständlich“ geblieben sein! Allerdings ist es nicht leicht, sich den inneren Vorgang der Entsühnung zu verdeutlichen und psychologisch zu erklären; dergleichen seelische Vorgänge lassen sich nicht beweisen wie mathematische Lehrsätze, aber doch soweit erläutern.

man sie nachfühlt und anschauend erkennt. Die Macht der Sönlichkeit schauen wir an in ihren Wirkungen: das Dafs sehen wir vor Augen, das Wie bleibt mehr oder minder ein Geheimnis, nur als solches wohl verständlich. Da mir die bisher aufgestellten Erklärungen nicht völlig genügten, habe ich selbst einen Versuch wagt, den ich hier ausnahmsweise anführen darf. (Zeitfragen des christlichen Volkslebens, Heft 46. Heilbronn 1882, Gebr. Neuninger). Scherers treffende Andeutungen erschöpfen die Frage nicht. Kerns Zweifel aber fließen aus einer Auffassung, die der Intention des Dichters nicht gerecht wird und das Wesen der Dichtung niemals begreifen kann. Wer der poetischen Wahrheit gegenüber immer mit der Wirklichkeit ankommt und allen Ernstes behauptet, das „wirkliche Leben biete Beispiele so entsetzlicher Thaten (wie die des Orestes) genug dar, zeige aber solche unüberbare Erlösung nie und nirgends“, oder „in Wirklichkeit geschehe es nie, auch nie etwas diesem sich Annäherndes“, das nämlich eine Menschenseele durch „Traum, Berührung und Fürbitte“ von schwerer Krankheit geneset; dem kann nur geraten werden, sich gründlicher über das *οἷα ἂν γένοιτο* im Verhältnis zu dem *ἔγένετο*, über das *ἀδύνατον πιθανόν* und das *ἀπίθανον* von Aristoteles und Lessing belehren zu lassen. Wenn ich gegen Kern noch weiter polemisiere, so thue ich es um der Sache willen; auf Verständigung mit dem Gegner rechne ich nicht.

Kern thut so, als ob die „Traumvorstellung“, die Vision des Besten allein ihm den Frieden der Seele brächte und die Heilung durch „Berührung“ der Schwester sich vollziehe; an die Macht der „Fürbitte“ glaubt er nicht. Dafs Iphigenie den Orestes zum letzten Male in die „furchtbarste Verzweiflung“ stürzt und der Dichter „mit bewusster künstlerischer Absicht die Einwirkung der Schwester hier als eine höchst erschütternde dargestellt hat“, ist ihm „klarer als die Mittagssonne“; „wo er sie aber dem gequälten Herzen des Bruders Frieden bringen läßt, ist nirgends zu entdecken.“ Suchet, so werdet Ihr finden! Die Aufregung, die Aufweckung des tiefsten Innern im Busen des Orestes hat eine kатарische Wirkung, ist eine Art *καθαρσις παθημάτων*, Reue und Reue und Schuldbekentnis gehen der Versöhnung voraus. Von „menschlichen Wirkungen“, in die wir uns „gern hineinräumen“ mögen, dabei keine Rede, wohl aber von Gnadenwirkungen einer gnädigen Gottheit, durch ernstes Gebet und heisses Flehen einer lieblichen, reinen Schwester und Priesterin vermittelt. Eine göttliche Wirkung, durch einen menschlichen Faktor dem menschlichen Gemüte vermittelt, hat doch nichts „Magisches“ an sich. Oder sind die malige christliche Erfahrungen, als Sündenschuld und Sühne, Erlösung aus der Knechtschaft des Bösen, Gewissensangst und Seelenfrieden auch nur „Träume“? Fast möchte man es glauben, wenn man bei Kern liest: „Nirgends zeigt uns das wirkliche Leben weder in unserer eigenen noch in fremder Erfahrung solche

Wandelung, nirgends zeigt uns die psychologische Forschung Wege, die uns zum Verständnis davon führen könnten, daß ein Muttermörder durch die Nähe eines edlen, reinen Menschen von dem lastenden Bewußtsein der furchtbaren That befreit wird.“ Die „psychologische Forschung“ mag uns im Stiche lassen, aber der Dichter zeigt uns den Weg, und es ist Flüchtigkeit oder absichtliche Unterlassungssünde des Erklärers, wenn er sich anstellt, als würde die Heilung bloß „durch die Nähe“ eines edlen, reinen Menschen bewerkstelligt. Aber vielleicht nimmt Kern lediglich an dem schnellen, plötzlichen Übergang von verzweiflungsvollem Schmerz zum frischesten Lebensmut Anstoß. Nun, was im „wirklichen Leben“ Jahre dauern mag, drängt sich auf der Bühne, dem Bilde des Lebens, in wenigen Stunden zusammen. Hier sehen wir eben nur die Wahrheit der Wirklichkeit. Ganz unzutreffend ist vollends der Einwand, andere große Dichter hätten dergleichen nicht gewagt: Schiller lasse den Brudermörder Don Cesar sterben, Gretchen, die Kindesmörderin, ziehe Kerker und Schaffot der Befreiung vor, Othello wolle nach Ermordung seiner Frau nicht weiterleben, Ödipus verliere alle Hoffnung auf Ruhe und Frieden im Leben, selbst Dejanaira endige verzweiflungsvoll ihr Dasein. Man könnte dies Register mit Grazie in infinitum fortsetzen. Mache mir ein Schüler derartige Einwürfe, so würde ich um seiner Schwachheit willen auf die einzelnen Fälle, z. B. den des Don Cesar, näher eingehen; den Lesern dieser Zeitschrift gegenüber habe ich das nicht nötig, und die eine Bemerkung, daß eben nicht überall ein Iphigenie dasei und die angeführten Fälle himmelweit von dem vorliegenden verschieden seien, ist schon überflüssig. Was wollen wir gar zu folgender Reflexion sagen? Angenommen, der Muttermord wäre des Orestes eigene That und er dafür voll verantwortlich — beiläufig, er ist es wirklich —, so könnte er von solcher schweren Verschuldung erst recht nicht so leicht, so schön durch bloße Nähe und Berührung einer reinen Schwester genesen. Solchen Vorgang klar machen zu wollen, heißt alle sittlichen Begriffe „verwirren“. Auch das noch! Durch Goethes Iphigenie werden möglicherweise die sittlichen Begriffe verwirrt! Wer hätte das gedacht! Aber weiter. „Schiller, der in seiner Braut von Messina den Mythos berührt, faßt die That so auf — Goethe auch, wie gesagt —; aber Schiller läßt ihn auch durch keine menschliche Einwirkung den Frieden wieder finden, sondern erst im delphischen Heiligtum d. h. durch göttliche Gnade.“ Das ist es ja eben: die Einwirkung der göttlichen Gnade nach dem antiken Mythos verstehen wir nicht, erst Goethe hat sie uns psychologisch, menschlich vermittelt und begreifbar gemacht (vergl. meine Schrift). Weiter indessen. „Wo wir in moderner Dichtung denselben Konflikt finden, wie in der Orestie, tötet der Sohn wohl den Mörder des Vaters und Verführer der Mutter, aber mit dem Blut der Mutter selber befleckt er seine Hand nicht.“ So: vät. des Vaters

dem Hamlet ab vom Muttermorde. „Ähnliches, so meint schon der euripideische Orest, würde sein Vater zu ihm geben, wenn er ihn vor der That hätte fragen können.“

Was sollen wir sagen? Nichts wollen wir sagen. Ich bin zülich müde, mit solchen Nörgeleien an dem herrlichen Kunst-
mich herumzuschlagen, muß aber dennoch, so leid es mir ermutlich auch dem Leser thut, einen andern verunglückten mitteilen.

ern berührt das Verhältnis der Goetheschen Iphigenie zur schen Tragödie nur gelegentlich, scheint aber zu meinen. : habe in der Lösung des Problems wieder auf Äschylus zu-
griffen, d. h. er lasse die Heilung des Orest wie Äschylus das wunderbare Eingreifen der Gottheit sich vollziehen oder hr nur „die natürlichen Folgen der furchtbaren That durch ie Macht wieder verwischt werden, mit andern Worten: er und wolle den Heilungsprozess, den Vorgang der Entsöhnung ersöhnung bis zur Einkehr des Friedens in das zerschlagene psychologisch gar nicht erklären und verständlich machen.“ ch S. 36 i. d. M. Offenbar liegt das auch in den Worten: ach bleibe ich bei der Annahme des Wunders. Die grie- : Sage liefs nun einmal den Orest auf wunderbare Weise werden. . . Die Bedingung der Heilung hat Goethe aller- in der geistvollsten Weise umgestaltet, die Sache selber, under hat er nicht weggeschafft. Er wollte es auch nicht onnte es nicht, wenn er nicht zugleich den ganzen Mythos en wollte.“ Also den antiken Mythos wollte Goethe nicht en! Schiller hatte unrecht, wenn er die Iphigenie „erstaunlich n und ganz ungriechisch“ fand; Goethe blieb im griechi- Mythos hängen und alles Reden z. B. eines Vilmar, Hermann , Gervinus, Hettner von der Vertiefung und Verklärung der itätsidee, von der tiefen und umfassenden Durchführung remas der Versöhnung, die Goethe nach dem titanischen t seiner prometheischen Zeit in sich selber erfahren, von erkörperung des höchsten sittlichen Ideals als einer und reifen Frucht des neuen Zeitalters: alles umsonst, einfällig und nichtig. Wenn Kern sich die Konsequen- einer Behauptung klar machen will, so wird er zugeben t, dafs an der ganzen herrlichen Dichtung der Dichter im e weiter keinen Anteil hat als die schönen Verse, und die olle“ Deutung des Orakels von der Heimführung der Schweatep- esen der Iphigenie, ihr Dienst am Heiligtum, ihr Einfluß ioas und die Scythen: alles, aber auch alles bleibt unver- ch. Wer sagen kann: Goethe konnte und wollte das Wun- cht wegschaffen, um den griechischen Mythos nicht zu zer- mißversteh die Dichtung gründlich. Und wer sich nicht , zum Beweise dafür Iphigeniens Worte anzuführen, in denen : schnelle Heilung von dem grimmigen Übel eine „wunderwolle“

nennt, „so wundervoll“, daß sie an dem dauerhaften Bestande derselben noch sorgenvoll zweifelt: der spielt mit Worten und vermag sich nicht in die Seelenstimmung dieses Weibes in diesem Moment des ungeahnten, kaum gehofften überschwänglichsten Glückes hineinzuzusetzen. Wer es nicht fühlt, welch einen Schatz von Lieb' und Treue der Busen dieser Frau verbirgt, und wer nicht ahnt, welche Kraft in ihrer Seele Tiefen wohnt: der eignet sich schwerlich zum Interpreten der Goetheschen Iphigenie.

Ich breche ab, denn ich bin warm geworden und möchte nicht verletzen durch harte Worte. Belohrung habe ich nicht erteilen wollen; es genügt mir, meine Meinung gesagt zu haben. Ich hoffe und wünsche aber, daß Kern mit seinen unbegründeten Bedenken gegen die Schullektüre der Lessingschen Dramen mit seinem „mythischen Rest“ im Tell wie in der Iphigenie keinen Anklang findet.

Blankenburg am Harz.

H. F. Müller.

Das „Märchenhafte“ in Schillers Wilhelm Tell

Der Apfelschuß Tells ist bekanntlich das Abbild eines uralten Mythos¹⁾. Die dramatische Berechtigung des Vorgangs hängt davon ab, ob es gelingt, ihn uns glaublich zu machen, d. h. ihn mit dem Charakter der handelnden Personen und zugleich mit wirklichen im Menschen liegenden Eigenschaften oder Fähigkeiten in Einklang zu bringen. Unrecht aber wäre es, den einzelnen Vorgang sofort auf seine absolute Glaublichkeit hin zu untersuchen. Man könnte dabei leicht in den Fall kommen, den Dichter, „der unter seinen Lesern selten der am wenigsten Unterrichtete ist“, Übertretungen vorzurücken, „die auch dem Blödsichtigsten sogleich ins Auge fallen“²⁾. Und niemand wird sagen, Schiller habe den Gedanken, daß ein Vater, um seine Meisterschaft auf der Armbrust zu bewähren, einen Apfel von dem Haupt seines Sohnes schießen soll, nicht in seiner ganzen Gräßlichkeit empfunden und gekennzeichnet. Aber vollends unbillig ist es, ihn damit sein eignes Verdammungsurteil sprechen zu lassen, wie Franz Kern thut, der in einem Vortrage³⁾ über „deutsche Dramen als Schullektüre“, lediglich gestützt auf des Dichters eigene, durch den Mund Tells und der Mithandelnden ausgesprochene

¹⁾ J. Grimm, Myth.⁴ 315—317, Nachtr. 109—110. K. Simrock, Myth.⁴ 248—250. Pfannenschmidt, Germ. X 1.

²⁾ Schiller, Briefe über Don Carlos I z. Anf.

³⁾ Franz Kern, Deutsche Dramen als Schullektüre, Vorlesung gehalten in der Berl. Gymnasial.-Gesellschaft. Berlin, Nicolaische Verl.-Buchh. (R. Stricker), 1886. S. 13 ff.

ile und auf sein subjektives Empfinden den Apfelschufs echthin als eine psychologische Unmöglichkeit erklärt, att unter aufmerksamer Betrachtung der Eigenart Tells zu en, ob bei diesem Charakter und unter diesen Umständen der ufs nicht eine innere Notwendigkeit war.

Schiller erkannte das „Widerstrebende“ des Stoffs gewifs so gut einer. Er wird auch gewußt haben, wie sehr er dadurch, er in Tell einen so liebevollen Gatten und Vater darstellte¹⁾, stellen mußte, um den Vorgang überhaupt ernsthafter Teil- ume wert und die Rache an Gefsler glaublich zu machen, wie r er also dadurch scheinbar die Schwierigkeit des Apfelschufs- blems erhöhte, und er sollte sich mit dem Triumph begnügt en, phantasievolle Leser oder Zuschauer, die „im Märchenhaften : in sonnenheller Wirklichkeit leben“²⁾, über die psychologische möglichkeit hinwegzutäuschen? —

— „Wo's Not thut, Fährmann, läfst sich alles wagen“

l Tell, und im stärksten Sturm, als der Fährmann von Beruf für Wahnsinn³⁾ erklärt die Fahrt zu wagen, rettet er den flüch- en Landsmann über den See. Und wie denkt sein Weib über se Fahrt? „Das heifst Nicht Gott vertrauen! Das heifst Gott suchen“⁴⁾. Aber — „Das gleicht dem Waidgesellen“⁵⁾, dem erwegen“⁶⁾, für den die Lebensgefahr⁷⁾ des Lebens Reiz), dem Mann der That, der „nicht lange prüfen oder wählen“⁸⁾ in, es gleicht dem Manne, der nach Gefslers hämischem, aber ht unzutreffendem Ausdruck „sich entfernt von andrer Menschen ise“, der, wo „ein andrer sich wohl bedächte, die Augen zu- ckt und es herzhaft angreift“¹⁰⁾.

Die Frage, ob bis hierher Tells Charakter glaublich ist, be- wortet sich, denk ich, von selber. Ein psychologisches Problem.

Konflikt liegt hier überhaupt nicht vor. „Lieb Weib, ich ht an euch, Drum rettet' ich den Vater seinen Kindern.“ d genau so steht es mit dem Apfelschufs, genau so auch mit n Meuchelmord.

Ist es nicht bemerkenswert, dafs gerade Gefslers löhnende onerung an die Fahrt über den See „Das Steuerruder führst

¹⁾ I 1, 158—159 (Goedeke); I 3, 416; III 1, namentlich 1528 — 1529; 3, 1771 ff.

²⁾ F. Kern 19.

³⁾ I 1, 138.

⁴⁾ III 1, 1530—31.

⁵⁾ I 1, 153.

⁶⁾ I 1, 27 und III 1, 1505.

⁷⁾ Vgl. auch I 1, 64.

⁸⁾ III 1, 1489.

⁹⁾ I 3, 443—45 und III 1, 1532; vgl. auch I 1, 148—149; I 3, 418.

¹⁰⁾ III 3, 1905—9; vgl. auch I 1, 164: „Es giebt nicht zwey, wie ler ist, im Gebirge.“

nennt, „so wundervoll“, daß sie an dem dauerhaften Bestande derselben noch sorgenvoll zweifelt: der spielt mit Worten und vermag sich nicht in die Seelenstimmung dieses Weibes in diesem Moment des ungeahnten, kaum gehofften überschwänglichsten Glücks hineinzusetzen. Wer es nicht fühlt, welch einen Schatz von Lieb' und Treue der Busen dieser Frau verbirgt, und wer nicht ahnt, welche Kraft in ihrer Seele Tiefen wohnt: der eignet sich schwerlich zum Interpreten der Goetheschen Iphigenie.

Ich breche ab, denn ich bin warm geworden und möchte nicht verletzen durch harte Worte. Belehrung habe ich nicht erteilen wollen; es genügt mir, meine Meinung gesagt zu haben. Ich hoffe und wünsche aber, daß Kern mit seinen unbegründeten Bedenken gegen die Schullektüre der Lessingschen Dramen und seinem „mythischen Rest“ im Tell wie in der Iphigenie keinen Anklang findet.

Blankenburg am Harz.

H. F. Müller.

Das „Märchenhafte“ in Schillers Wilhelm Tell.

Der Apfelschuß Tells ist bekanntlich das Abbild eines uralten Mythos¹⁾. Die dramatische Berechtigung des Vorgangs hängt davon ab, ob es gelingt, ihn uns glaublich zu machen, d. h. ihn mit dem Charakter der handelnden Personen und zugleich mit wirklichen im Menschen liegenden Eigenschaften oder Fähigkeiten in Einklang zu bringen. Unrecht aber wäre es, den einzelnen Vorgang sofort auf seine absolute Glaublichkeit hin zu untersuchen. Man könnte dabei leicht in den Fall kommen, den Dichter, „der unter seinen Lesern selten der am wenigsten Ununterrichtete ist“, Übertretungen vorzurücken, „die auch dem Blödsichtigsten sogleich ins Auge fallen“²⁾. Und niemand wird sagen, Schiller habe den Gedanken, daß ein Vater, um seine Meisterschaft auf der Armbrust zu bewahren, einen Apfel von dem Haupt seines Sohnes schießen soll, nicht in seiner ganzen Gräßlichkeit empfunden und gekennzeichnet. Aber vollends unbillig ist es, ihn damit sein eignes Verdammungsurteil sprechen zu lassen, wie Franz Kern thut, der in einem Vortrage³⁾ über „deutsche Dramen als Schullektüre,“ lediglich gestützt auf des Dichters eigen, durch den Mund Tells und der Mithandelnden ausgesprochene

¹⁾ J. Grimm, Myth. 315—317, Nachtr. 109—110. K. Simrock, Myth. 248—250. Pfannenschmidt, Germ. X 1.

²⁾ Schiller, Briefe über Don Carlos I z. Anf.

³⁾ Franz Kern, Deutsche Dramen als Schullektüre, Vorträge an der Berl. Gymnasial.-Gesellschaft. Berlin, Neudruck Verlag (H. Stricker), 1886. S. 13 ff.

... und die Tugend der ...
so dadurch scheinbar die Schwierigkeit des Apfelschufs-
erhöhte, und er sollte sich mit dem Triumph begnügt
fantasievoller Leser oder Zuschauer, die „im Märchenhaften
nennlicher Wirklichkeit leben“²), über die psychologische
keit hinwegzutäuschen? —

„Wo's Not thut, Fährmann, läßt sich alles wagen“

und im stärksten Sturm, als der Fährmann von Beruf
hsinn³) erklärt die Fahrt zu wagen, rettet er den flüch-
dsmann über den See. Und wie denkt sein Weib über
rt? „Das heißt Nicht Gott vertrauen! Das heißt Gott
“⁴). Aber — „Das gleicht dem Waidgesellen“⁵), dem
nen“⁶), für den die Lebensgefahr⁷) des Lebens Reiz
Mann der That, der „nicht lange prüfen oder wählen“⁸)
gleicht dem Manne, der nach Gefslers hämischem, aber
utreffendem Ausdruck „sich entfernt von andrer Menschen
ler, wo „ein andrer sich wohl bedächte, die Augen zu-
id es herzlich angreift“¹⁰).

Frage, ob bis hierher Tells Charakter glaublich ist, be-
sich, denk ich, von selber. Ein psychologisches Problem,
ikt liegt hier überhaupt nicht vor. „Lieb Weib, ich
euch, Drum rettet' ich den Vater seinen Kindern.“
u so steht es mit dem Apfelschufs, genau so auch mit
chelmord.

s nicht bemerkenswert, dafs gerade Gefslers höhrende
ig an die Fahrt über den See „Das Steuerruder führst

du wie den Bogen, Dich schreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt . . .“, daß grade diese Erinnerung dem Entschlusse Tells, den Apfel von des Sohnes Haupt zu schießen, unmittelbar vorhergeht? Man erkennt die Hand des planvoll arbeitenden Dramatikers, der sich des sagenhaften Zuges, wonach der treffliche Schütz auch ein trefflicher Ferge gewesen, bemächtigt, um in seiner Weise den verwegenen Schufs glaubwürdig zu machen.

Ich sagte eben, Gefslers Worte gingen Tells Entschlusse unmittelbar vorher. Das ist nicht ganz genau. Wenigstens hören wir vor Tells Worten „Es muß!“ noch den Knaben sagen: „Vater, schiefs zu, ich fürcht' mich nicht.“ Auch das ist nicht bedeutungslos. Der Knabe ist vollkommen naiv. Er verkörpert des Vaters ungebrochene Natur in unberührter Ursprünglichkeit. Tell redet mit dem Knaben, in des Knaben Sprache, wie mit einem „rechten Schützen“¹⁾. Der Knabe aber spricht zu Mutter und Vater wie zu Seinesgleichen. Zur Mutter: „Ich bring' dir auch was hübsches mit vom Ehni“²⁾, zum Vater: „Frisch Vater, zeig's, daß du ein Schütze bist, Er glaubt dir's nicht.“ Durch solche Zurufe und durch das eigne Beispiel stärkt er in dem Vater den Naturmenschen, der nicht lange prüfen oder wählen mag, der nicht die zwei Seiten der Dinge sieht, den Mann der That. Der Knabe selber ist es, der in dem Vater die alte Schützennatur wiedererweckt. Und nun thut der verwegene Alpenjäger, dessen ganzes Gewerbe „halsgefährlich führt am Abgrund hin“³⁾, nun thut er mit seinem wackeren Knaben den Wagesprung, nein, ehe wir es recht gewahr werden, ist die That, von der beider Leben abhängig gemacht war, glücklich vollbracht — „dem Wüthrich zum Verdrusse“. Wie steht's mit diesem?

Wenn auch Schillers Tell nicht der Märchenheld, auch nicht der Herzlose ist, in dessen Empfindungswelt sich hineinzudenken schwerlich sich verlohnte⁴⁾, ist Gefsler nicht doch der „blindwütige Märchentyran“⁵⁾?

Gefsler ist feige und grausam, er ist — man denke an den Hut in Altorf — bis zum Wahnwitz herrschsüchtig und daneben⁶⁾, gleich dem Frohnvogt und Friefshardt, ein „Herrenknecht“, ein „dienstfertiger Schurke“⁶⁾; und er ist arm, drum mißgönnt er dem Bauern, „frei zu wohnen auf ihrem eignen Erbe“⁷⁾; und er hat keine Kinder — „weiß nicht, was sich bewegt in eines Vaters Herzen“; dennoch kennt er davon gerade genug, um zu wissen, wo Tells Herz am verwundbarsten ist⁸⁾. Doch was giebt

¹⁾ III 1, 1479.

²⁾ ebd. 1582.

³⁾ III 1, 1508 und IV 3, 2635; vgl. auch IV 1, 2255—56.

⁴⁾ F. Kern 17.

⁵⁾ Scherer GDL 610; F. Kern 19.

⁶⁾ I 3, 355—56; III 3, 1761; II 2, 1271; IV 3, 2709 ff.

⁷⁾ I 2, 260—270; III 3, 1802.

⁸⁾ III 3, 1578—80.

önlichkeit die Macht über die Geister, daß der erste
izer, der seinem Befehle zu trotzen wagte, von ihm
gestellt, antwortet: „Verzeiht mir, lieber Herr! . . . es
mehr begegnen“? Ist es der „Wald von Lanzen“?
ine Drohungen?') Ist es die natürliche Bescheidenheit
izer²⁾, namentlich Tells?³⁾ Die „fanatische Strenge,
eslers die Unterwürfigkeit der Bauern ertrotzen will“⁴⁾,
um einem Tell, der ja kein berechnender Heuchler
in „Verzeiht mir, lieber Herr!“ zu entlocken, den Ton
Milde mindestens nachahmen können. „Verachtest du
Kaiser, Tell? . . .“ das ist's. Und dies bald väterlich
bald leutselig muntere „Tell“ kehrt in derselben Scene
mal wieder. Auch seine Begleiter, Bertha und Rudolf
s, werden durch diesen Ton eine Weile getäuscht⁵⁾.
ürst bittet um Gnade, Stauffacher appelliert an das
Rösselmann an das Gewissen des Landvogts. Der
er ihn ganz durchschaut, ist Tells Knabe. Mit dem
instinkt des kindlichen Gemüts⁶⁾ ruft er: „Großvater,
vor dem falschen Mann!“ — Diese geistige Über-
diese Ruhe und Sicherheit des Auftretens, wo er sich
e Stellung und seine Reisigen gedeckt weiß, ist ein
ender, ein auch uns für einen Augenblick gewinnender
eslers Charakter. Noch eins! Was sagt man zu den
„Man reife sie (Armgarth) von hinnen, oder ich Ver-
und thue, was mich reuet“⁷⁾ —

diesen geschmeidigen, klug berechnenden, im Gefühl
nd innerer Armseligkeit neidischen, feigen, herrischen,
aber doch nicht ganz unmenschlichen, nicht ganz ge-
n Tyrannen wird Tell zum Apfelschuß — gezwungen?
ick scheint mir nicht ganz zutreffend. Gefslers Absicht
erühmten Schützen, vor dem er selber einst alle Haltung
und innerlich noch zitterte⁸⁾, vor allem zu quälen.
nachdem dieser sich doch nicht als der Tell bewährt
„ja alles kann“¹⁰⁾, sondern unter solchen Umständen
daran verzagt hätte, sich zu lösen, den so vor aller
res Heldenruhms Beraubten, wenn man es glauben will,
m Knaben zu töten. Auch in dieser Berechnung und

III 3, 2089.

1620; vgl. I 2, 222 ff.

1566.

er 610.

—22.

auch III 3, 1813.

2774—75.

1562 ff.

1855, 1972—79.

, 1987; vgl. Tells eigne, im Anfang von uns citierte Worte

du wie den Bogen, Dich schreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt . . .“, daß grade diese Erinnerung dem Entschlusse Tells, den Apfel von des Sohnes Haupt zu schießen, unmittelbar vorhergeht? Man erkennt die Hand des planvoll arbeitenden Dramatikers, der sich des sagenhaften Zuges, wonach der treffliche Schütz auch ein trefflicher Ferge gewesen, bemächtigt, um in seiner Weise den verwegenen Schufs glaubwürdig zu machen.

Ich sagte eben, Gefslers Worte gingen Tells Entschlusse unmittelbar vorher. Das ist nicht ganz genau. Wenigstens hören wir vor Tells Worten „Es muß!“ noch den Knaben sagen: „Vater, schieß zu, ich fürcht' mich nicht.“ Auch das ist nicht bedeutungslos. Der Knabe ist vollkommen naiv. Er verkörpert des Vaters ungebrochene Natur in unberührter Ursprünglichkeit. Tell redet mit dem Knaben, in des Knaben Sprache, wie mit einem „rechten Schützen“¹⁾. Der Knabe aber spricht zu Mutter und Vater wie zu Seinesgleichen. Zur Mutter: „Ich bring' dir auch was hübsches mit vom Ehni“²⁾, zum Vater: „Frisch Vater, zeig's, daß du ein Schütze bist, Er glaubt dir's nicht.“ Durch solche Zurufe und durch das eigene Beispiel stärkt er in dem Vater den Naturmenschen, der nicht lange prüfen oder wählen mag, der nicht die zwei Seiten der Dinge sieht, den Mann der That. Der Knabe selber ist es, der in dem Vater die alte Schützennatur wiedererweckt. Und nun thut der verwegene Alpenjäger, dessen ganzes Gewerbe „halsgefährlich führt am Abgrund hin“³⁾, nun thut er mit seinem wackeren Knaben den Wagesprung, nein, ehe wir es recht gewahr werden, ist die That, von der beider Leben abhängig gemacht war, glücklich vollbracht — „dem Wüthrich zum Verdrusse“. Wie steht's mit diesem?

Wenn auch Schillers Tell nicht der Märchenheld, auch nicht der Herzlose ist, in dessen Empfindungswelt sich hineinzudenken schwerlich sich verlohnte⁴⁾, ist Gefsler nicht doch der „blindwütige Märchentyrann“⁵⁾?

Gefsler ist feige und grausam, er ist — man denke an den Hut in Altorf — bis zum Wahnwitz herrschsüchtig und daneben⁶⁾, gleich dem Frohnvogt und Friefshardt, ein „Herrenknecht“, ein „dienstfertiger Schurke“⁶⁾; und er ist arm, drum mißgönnt er dem Bauern, „frei zu wohnen auf ihrem eignen Erbe“⁷⁾; und er hat keine Kinder — „weiß nicht, was sich bewegt in eines Vaters Herzen“; dennoch kennt er davon gerade genug, um zu wissen, wo Tells Herz am verwundbarsten ist⁸⁾. Doch was giebt

¹⁾ III 1, 1479.

²⁾ ebd. 1582.

³⁾ III 1, 1508 und IV 3, 2635; vgl. auch IV 1, 2255—56.

⁴⁾ F. Kern 17.

⁵⁾ Scherer GDL 610; F. Kern 19.

⁶⁾ I 3, 355—56; III 3, 1761; II 2, 1271; IV 3, 2709 ff.

⁷⁾ I 2, 260—270; III 3, 1802.

⁸⁾ III 3, 1875—80.

ner Persönlichkeit die Macht über die Geister, daß der erste Schweizer, der seinem Befehle zu trotzen wagte, von ihm Rede gestellt, antwortet: „Verzeiht mir, lieber Herr! . . . es ist nicht mehr begeben“? Ist es der „Wald von Lanzen“? Ist es seine Drohungen?¹⁾ Ist es die natürliche Bescheidenheit des Schweizer²⁾, namentlich Tells?³⁾ Die „fanatische Strenge, mit der Gessler die Unterwürfigkeit der Bauern ertrotzen will“⁴⁾. Auf's doch, um einem Tell, der ja kein berechnender Heuchler ist, solch ein „Verzeiht mir, lieber Herr!“ zu entlocken, den Ton der äußerlichen Milde mindestens nachahmen können. „Verachtest du deinen Kaiser, Tell? . . .“ das ist's. Und dies bald väterlich schmeichelnde, bald leutselig muntere „Tell“ kehrt in derselben Scene noch neunmal wieder. Auch seine Begleiter, Bertha und Rudolf der Harras, werden durch diesen Ton eine Weile getäuscht⁵⁾. Alther Fürst bittet um Gnade, Stauffacher appelliert an das Mitleid, Rösselmann an das Gewissen des Landvogts. Der Einzige, der ihn ganz durchschaut, ist Tells Knabe. Mit dem feinsten Instinkt des kindlichen Gemüts⁶⁾ ruft er: „Großvater, sieh nicht vor dem falschen Mann!“ — Diese geistige Überlegenheit, diese Ruhe und Sicherheit des Auftretens, wo er sich durch seine Stellung und seine Reisigen gedeckt weiß, ist ein hervorragender, ein auch uns für einen Augenblick gewinnender Zug in Gesslers Charakter. Noch eins! Was sagt man zu den Worten: „Man reifse sie (Armgart) von hinnen, oder ich Verzeihe mich und thue, was mich reuet“⁷⁾ —

Durch diesen geschmeidigen, klug berechnenden, im Gefühl tieferer und innerer Armseligkeit neidischen, feigen, herrischen, grausamen, aber doch nicht ganz unmenschlichen, nicht ganz gesessenen Tyrannen wird Tell zum Apfelschuß — gezwungen? Der Ausdruck scheint mir nicht ganz zutreffend. Gesslers Absicht war, den berühmten Schützen, vor dem er selber einst alle Haltung verloren⁸⁾ und innerlich noch zitterte⁹⁾, vor allem zu quälen. Und dann, nachdem dieser sich doch nicht als der Tell bewährt hätte, der „ja alles kann“¹⁰⁾, sondern unter solchen Umständen doch wohl daran verzagt hätte, sich zu lösen, den so vor aller Augen seines Heldenruhms Beraubten, wenn man es glauben will, samt seinem Knaben zu töten. Auch in dieser Berechnung und

¹⁾ Wie III 3, 2059.

²⁾ III 2, 1620; vgl. I 2, 222 ff.

³⁾ III 1, 1566.

⁴⁾ Scherer 610.

⁵⁾ 1910—22.

⁶⁾ Vgl. auch III 3, 1813.

⁷⁾ IV 3, 2774—75.

⁸⁾ III 1, 1562 ff.

⁹⁾ III 3, 1985, 1972—79.

¹⁰⁾ III 3, 1987; vgl. Tells eigene, im Anfang von uns citierte Worte I 1, 136.

dann in dem Ausruf: „Er hat geschossen? Wie? der Rasende“ liegt immerhin etwas Menschliches. Aber der Feige hat doch keine Vorstellung von dem Mute Tells, wo es ums Leben geht, um seines und der Seinen. Nur ein Tell kann überhaupt zu solchem Schusse sich „gezwungen“¹⁾ sehen. Wir, bleichwangige Kinder der Reflexion, würden besser in die Berechnung Gefslers passen. Wir würden uns „bedenken“, vielleicht nach einem Mittelweg²⁾ suchen. Ein wohlbegründetes und moralisch nicht wertloses Gefühl der Schwäche würde uns zwingen, auf diese Form der Selbsterhaltung zu verzichten, selbst auf die Gefahr hin, samt dem Knaben der Wut des Tyrannen zum Opfer zu fallen. Aber welche Figur würden wir machen neben Tell!

Sein Schuß zerreißt des Landvogts feingesponnenen Plan. Im Sturmschritt geht die Handlung weiter. Wer unter den Zuschauern, der dem Gang der Handlung und deren Hauptträger seine volle Teilnahme zugewandt hat, ist jetzt in der Stimmung, mit Hedwig, dem Hausmütterchen³⁾, zu fragen und zu klagen, „wie es hätte kommen können“?

In dem, was folgt, in dem Bruch des gegebenen Wortes während der stürmischen Fahrt, in dem Meuchelmord erkennt man die Wirkungen des „gährenden Drachengiftes“, das den Tell jetzt erfüllt. Nicht den geringsten Seelenkampf kosten dem Tell diese Unthaten. Nur dem Grausen des natürlichen Menschen vor dem Gedanken des Mordes⁴⁾ verleiht der Monolog vorübergehend Ausdruck⁵⁾, um mit nahezu mordlustigen Tönen zu schließeln. Daß ein Tell nachher die That bereue oder überhaupt als eine Schuld empfinde, wird man nicht erwarten. Er hat, wie bei Baumgartens Rettung, so durchweg gethan, „was er nicht lassen konnte.“ Und ich denke, alles wahrhaft Grose wird so gethan. Darin, daß die Schweizer, die alle Privatrache „für einen Raub am allgemeinen Gut“ erklärt haben, diesen Mord dennoch gut heißen, vermag ich einen Widerspruch nicht zu finden. Sie würden traurige Doktrinäre sein, wollten sie auf dem Buchstaben ihres Rütlibeschlusses bestehen, jetzt, da sie den gefallen sehen, den zu schonen ihnen auf dem Rütli bereits „schwer und fast (d. i. sehr) gefährlich“ dünkte, und nachdem inzwischen ihnen selber während der Apfelschußscene etwas anders zu Mute geworden war. Auch sind die Worte vom Glauben an ein Gottesurteil zu vergleichen, die der Dichter des Wallenstein der Gräfin Terzky in den Mund legt⁶⁾, dazu im Tell der Ausruf der Weiber: „Wir ihn berühren.

¹⁾ IV 3, 2582.

²⁾ Mit Kern 16.

³⁾ End mit Kern. 17.

⁴⁾ Räuber IV 2: „Mord! wie eine ganze Hölle von Furien um das Wort flattert!“

⁵⁾ 2570, 2620-21, 2629.

⁶⁾ Tod I 7, 470-73.

welchen Gott geschlagen!“ Im übrigen scheinen mir, was den Meuchelmord angeht, Scherers Bemerkungen GDL. 610—11 die Sache im wesentlichen zu erschöpfen. Auch die Eidgenossen vom Rütli fühlen sich als Kämpfer für Weib und Kind¹⁾. Die Fälle Baumgarten und Melchthal haben ihnen gezeigt, wie sehr die Familie bedroht war²⁾, Tell aber hat mit ihren politischen Erwägungen gar nichts gemein. Er weifs auf das genaueste zwischen „seinem Kaiser“³⁾ und dessen Vogt zu unterscheiden. Er, dem das Glück geworden, das gröfste, das dem Menschen zu teil werden kann, in der eignen Sache die allgemeine zu verteidigen, ist weit entfernt, sich irgend eines anderen Verdienstes zu rühmen als „der Kinder liebes Haupt verteidigt, des Herdes Heiligtum beschützt, das Schrecklichste, das Letzte von den Seinen abgewehrt, die heilige Natur gerächt zu haben.“

Ob dieser Tell und dieser Gefsler, wenn sie uns heute auf der Bühne zum ersten Mal begegneten, uns durchaus befriedigen würden, das will ich hier unerörtert lassen. Es kommt mancherlei zusammen, um den ganzen Vorwurf des eigentlichen Telldramas uns weniger sympathisch zu machen, als er der Schillerschen Zeit war. Indessen, nach „einer Natur“, wie Tell, werden wir, je weiter wir es gebracht haben im Reflektieren, Diskutieren, Parlamentieren, desto mehr uns sehnen. Doch, wie gesagt, ich will hierauf nicht näher eingehen, wie ich es auch vor Schülern des näheren zu erörtern nicht für nützlich halte. Auch die eingehendste Behandlung unserer Klassiker, vor und mit Schülern, mufs es m. E. vermeiden, abschließende Urteile über den Wert der Kunstwerke zu formulieren. Vom ästhetischen Standpunkte eignet sich ein Drama dann zur ausführlichen Besprechung in der Klasse, wenn sich darin die Methode der dramatischen Motivierung durchgehends erkennen läfst. Dafs dies auch in dem Tell, selbst in dem Gefsler Schillers der Fall ist, glaube ich gezeigt zu haben.

Ja ich hoffe, mit meinem Urteil nicht allein zu stehen, wenn ich sage, kein deutsches Drama eignet sich in höherem Grade zu eingehendster Besprechung in der Klasse, namentlich aber zur Einführung des Sekundaners in die Dramatikerlektüre, als Schillers „Wilhelm Tell“.

Berlin.

Otto Schroeder.

¹⁾ II 2, 1289.

²⁾ Für Melchthal vgl. I 4, 671—74.

³⁾ IV 3, 2590—96; vgl. auch V 2, 3163, 3166, 3169, 3191.

ZWEITE ABTHEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

- O. Weiffenfels, *Loci disputationis Horatianae*. Berolini, apud Weidmannos, 1855. XVI u. 184 S.
- O. Weiffenfels, *Horaz. Seine Bedeutung für das Unterrichtsziel des Gymnasiums und die Prinzipien seiner Schulerklärung*. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1855. XVI u. 247 S.

Zwei neue Bücher über Horaz. Beide haben einen stattlichen Umfang: gleichwohl sollte jeder, der über Horaz schreibt, sich die knappste Form und das strengste Maß zum Gesetz machen. Denn wohin soll es kommen, wenn jeder Schriftsteller über den viel besprochenen Dichter sein ganzes Herz ausschütten will? Wenn ich auch gern bekenne, daß Weiffenfels als formgewandter und geistreicher Mann sein Bestes daran gesetzt hat, um seinen Büchern eine innere Berechtigung zu geben — sie sind sorgfältig geschrieben und enthalten manchen guten und anregenden Gedanken —, so will es mir doch scheinen, als ob das, was Weiffenfels Neues und Selbständiges zu sagen hatte, sich auf bescheidnerem Raume hätte abthun lassen.

Als den Zweck des ersten Buches bezeichnet W. die Zusammenstellung der wichtigsten Punkte der Horazerkklärung und ihre Formulierung zu Aufgaben für lateinische Aufsätze. Mit einem Wort, er will Horaz für den lateinischen Aufsatz fruchtbar machen. Der Gedanke selbst ist nicht neu. Doch kann man der Art und Weise, wie W. die Sache angreift, Selbständigkeit nicht absprechen. Er hat 176 Themata aufgestellt, sie greifen hauptsächlich in die Ethik und Ästhetik des Horaz hinein. Er hat die Aufgaben selbst ausgeführt, allerdings sehr ungleichmäßig. Manche werden auf mehreren Seiten abgehandelt, andere in wenigen Zeilen abgethan; manchmal werden nur einige Belagstellen zusammengetragen. Doch ist die schulmäßige Form des Aufsatzes immer gemieden. Denn nicht Musteraufsätze will W. dem Schüler geben, sondern ihm als Führer dienen, über diese Fragen lateinisch zu denken. Der lateinische Stil ist knapp und klar und mit Fleiß durchgearbeitet. Hoffentlich sorgt W. bei einer zweiten Auflage dafür, daß der Schüler aus seinem Buche sich nicht mehr Wendungen anzueignen verleitet werde wie S. 17.

cit, ut, S. 13 *multi ei hanc amicitiam inuidebant*, S. 32 *adsensus*, eine Verbindung wie S. IV *Qualia enim cum dicunt ceteri* und Schüler werden das Buch mit Nutzen lesen.

Das zweite Buch ist für die Lehrer geschrieben; es deckt in Tendenz und Inhalt natürlich vielfach mit dem ersten, sich vornehmlich an die Schüler wendet. — Weisensfels setzt Horazerkklärung nicht als letztes Ziel (S. IX), aus dem Dichter Zeitalter des Augustus kennen zu lehren oder gar ihn als Quelle für ein kleines Stück politischer und militärischer Geschichte zunutzen, Verirrungen, die er recht ergötzlich zu schildern weiß; gilt ihm vielmehr, die menschliche und dichterische Individualität Horaz scharf zu erfassen. Damit wird jeder verständige Horazler einverstanden sein. Darüber hinaus steckt aber W. noch ein weiteres Ziel. Nach seiner Meinung ruht auf Horaz der reine Geist Altertums, Horaz ist nach W. auf der Schule der Hauptrepresentant antiker Denk- und Empfindungsweise. Als solchen müsse der Schüler verstehen lernen. Damit ist allerdings Horaz in eine Höhe erhoben, von der aus es uns verständlich werden kann, daß W. ein so stattliches Buch über seine Erklärung geschrieben hat. Es ist nur die Frage, ob er imstande gewesen ist, uns von dieser Ansicht zu überzeugen. Aber dies ist zu verneinen. Gewiß sehen wir Horaz für einen bedeutungsvollen Repräsentanten des Altertums an, aber seine Stellung neben Homer und Sophokles doch eine untergeordnete. Wir unterscheiden uns auch darin

von Weisensfels, daß wir Horaz nicht bloß als den Zögling der großen Dichter hochschätzen, deren Kultureinfluss auf das römische Leben die Dichtung reflektiert, sondern wir legen einen bedeutend höheren Wert als W. den Gedichten bei, in denen die politischen Umwälzungen der Zeit wiederklingen, weil wir die Überzeugung gewonnen haben, daß Horaz wirklich Freude und Schmerz, Kummer und Hoffnungen, die in ihm lebendig waren und die er mit den besten und nicht den schlechtesten Männern seiner Zeit teilte, in ihnen zum Ausdruck gebracht hat. Darum scheinen uns die Gedichte ein höchst wichtiges Zeugnis der Zeit und ihr Verständnis eine bedeutende Erweiterung historischer Einsicht, weil sie eben die Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und den Charakter der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zeigen. Der Ton, in welchem diese politisch-patriotischen Gedichte geschrieben sind, ist ein anderer als der der Freundschaftsoden, aber ich meine, daß auch auf dem Gebiet erhabener Hymnendichtung Horaz einzelnes vortrefflich gelungen ist. Horaz bleibt uns darum nicht allem ein vorzüglicher Repräsentant des augusteischen Zeitalters, aber dies Zeitalter ist nicht das Altertum selbst, wenn auch es das gelehrte Bildungsleben jener Zeit, in deren Mitte Horaz steht, viele Strahlen desselben aufgefangen und gesammelt hat.

Daher kommt es, daß ich vielfach mit dem, was W. als lehrerfreundlich empfiehlt und was er streicht, mich nicht einverstanden er-

klären kann.¹⁾ Gleichwohl ist manches Beachtenswerte in seinen Ausführungen, aber wie schon gesagt, da sie mit sehr viel Altbekanntem vorgetragen werden, so verliert sich das Originelle und Interessante in der Masse, und man wird bei der Lektüre manchmal müde. Manches hat der Verfasser aus früheren Schriften herübergenommen, so aus der ausführlichen Rezension von Steiners Programmarbeit „Über Ziel, Auswahl und Einrichtung der Horaz-Lektüre“ Wien 1881, welche in dieser Zeitschrift 1883 gedruckt ist, und aus seiner ästhetisch-kritischen Analyse der Epistula ad Pisones im 56. Bande des Neuen Lausitzischen Magazins.

Neu-Ruppin.

G. Faltin.

Ad. Hemme. Auswahl aus Horaz und den römischen Elegikern, für den Gebrauch auf Realgymnasien herausgegeben und erklärt. Teil I: Text und Einleitung VIII u. 123 S. 1 M. — Teil II: Kommentar. Erklärende Anmerkungen für Schüler. 131 S. 1,20 M. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1886.

Es fehlt zwar nicht an Anthologien, Chrestomathien, Trocinien und Lehrbüchern mit ähnlichem Titel, die sämtlich aus den lateinischen Dichtertexten eine mehr oder weniger glückliche Auswahl bieten und dieselbe kommentieren; aber trotz der auch auf diesem Gebiete neuerdings gesteigerten Konkurrenz kommt Hemmes „Auswahl“ einem lebhaft gefühlten Bedürfnis der Realgymnasien entgegen.

Schon infolge der erheblich kleineren Stundenzahl, welche dem Lateinischen auf dem Realgymnasium zugewiesen ist, macht sich auf diesen Anstalten eine andere Behandlung der lateinischen Dichterlektüre nötig als auf den Gymnasien. Dazu kommt vor allem der Umstand, daß durch den Wegfall des Griechischen für die Realgymnasien das sprachliche und sachliche Verständnis der lateinischen Dichter nicht unbedeutend erschwert ist. Unsere bisherigen Schulausgaben lateinischer Dichter müssen daher, wenn sie von Realgymnasiasten mit Nutzen gebraucht werden sollen, vor der häuslichen Präparation der Schüler erst von dem Lehrer erläutert, vieles in den Anmerkungen, darunter alle griechischen Citate, durch besondere Erklärungen verständlich gemacht werden. Dieses Verfahren kostet aber unverhältnismäßig viel Zeit, was bei der ohnehin geringen Stundenzahl doppelt schwer ins Gewicht fällt.

So sehr nun auch das Bedürfnis nach einer für Realgymnasien geeigneten Chrestomathie neuerdings anerkannt ist (vgl. Verhandlungen der Direktorenversammlungen in Preußen XX 1885 S. 266), so haben doch diejenigen, welche an den genannten Lehranstalten die lateinische Dichterlektüre aus eigener Praxis kennen-

¹⁾ Zu vergleichen ist die besonnene Kritik, die Curschmann in seinem Aufsatz: Die horazischen Oden in der Schule (Darmstadt 1886) an der zweiten Buche von Weisensefels geübt hat.

larüber, was und wie viel in eine solche Auswahl aufgenommen werden müsse, sehr verschiedene, oft ganz entgegengesetzte Ansichten ausgesprochen (vgl. ebenda S. 348 ff.). Durch die Lehrpläne vom 31. März 1882 ist als Lektüre in der Poesie „eine Auswahl aus Ovids Metamorphosen, Vergils Äneide (I—VI) und aus den lyrischen Dichtern“ vorgeschrieben. Dafs mit den letzteren Horaz und die Elegiker gemeint sind, erhellt aus der ebenda gegebenen Vorschrift: „Im Anschluss an die Lektüre sind die Schüler mit dem Wichtigsten aus der lateinischen Verslehre (besonders dem elegischen Versmafs und den gewöhnlichsten Odenformen) bekannt zu machen.“ Aller weiteren Bestimmungen über die zutreffende Auswahl enthalten sich jedoch die Lehrpläne.

Hemme hat nun unter sorgfältiger Verwertung der über die Auswahl der lateinischen Lektüre auf Gymnasien gewonnenen Erfahrungen und unter stetem Hinblick auf die besonderen Ziele der Realgymnasien mit einer Zusammenstellung des Lesenswertesten einen Versuch, wie er zutreffend sich ausdrückt, „gewagt“. War doch dem Herausgeber, als er bei den Verhandlungen der 4. Direktoren-Versammlung in der Provinz Hannover (vgl. XX 1885 S. 349) eine bestimmtere Festsetzung des Lesepensums angeregt hatte, entgegnet worden, dafs man noch weitere Erfahrungen machen müsse (ebenda S. 350). Referent will aber deshalb, weil der Herausgeber seine Arbeit dennoch nicht länger zurückbehalten hat, bei der Dringlichkeit des Bedürfnisses nach einer solchen keineswegs mit ihm rechten, vielmehr das grofse Entgegenkommen der Weidmannschen Buchhandlung rühmend anerkennen, welche eine derartige Arbeit schon gegenwärtig in Verlag genommen hat.

Die Auswahl von Hemme besteht in 48 Nummern aus den Oden und Epoden des Horaz, dazu 7 Nummern aus dessen Satiren und Episteln, ferner aus 12 Gedichten des Catull und aus je 5 des Tibull und Ovid. Diese Auswahl wird auf Widerspruch stofsen. Denn wenn Hemme S. IV des Vorwortes behauptet: „dafs dem Horaz der Löwenanteil gebührt, wird niemand bestreiten,“ so steht damit die Meinung derjenigen in direktem Widerspruch, welche die Lektüre des Horaz auf dem Realgymnasium vor der Hand noch für eine Sache zweifelhaften Erfolges ansehen und hintanzusetzen wünschen. Hemme freilich ist der Ansicht, dafs man am besten thue, sich ganz auf die Lektüre des Horaz zu beschränken; allein ein in diesem Sinn von ihm gestellter Antrag wurde auf der hannoverschen Direktoren-Versammlung abgelehnt (vgl. Verhandlungen XX 350). Nun hat Hemme zwar „geglaubt, den nicht aufser acht zu lassenden Wünschen anderer entgegenkommen zu müssen und die geeignetsten Elegieen des Catull, Tibull und Ovid mit in seine Sammlung aufgenommen.“ Allein Referent glaubt, dafs er im Interesse seines „Versuches“ gut daran gethan hätte, noch mehr Proben aus den Elegikern zu bieten.

Insbesondere kann es Referent nicht für richtig halten, daß Properz gänzlich ausgeschlossen ist. Wenn Hemme zu seiner Rechtfertigung bemerkt, daß „die erdrückende Fülle mythologischer Einzelheiten.“ „das Rhetorische und Gesuchte seiner Sprache“ und „das unstete Hin- und Herspringen der Gedanken“ diesen Dichter „für das Realgymnasium gänzlich ungeeignet“ erscheinen lasse, so hat er damit — um ein bekanntes Sprüchwort zu gebrauchen — das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Denn nicht alle Lieder des Properz sind in gleicher Weise mit den genannten Eigentümlichkeiten ausgestattet. Wenn z. B. Franke in seiner Chrestomathie für mittlere Gymnasialklassen Stücke aufgenommen hat wie den reizenden „Geburtstagswunsch“ *Transeat hic sine nube dies* (S. 31 Nr. 1 aus Prop. 3, 5) oder „Sonst und jetzt“ (S. 53, Nr. 15 aus Prop. 4, 13), so werden die nämlichen Abschnitte in einer oberen Realgymnasialklasse ebenfalls gelesen werden können.

Wenn nun auch die Auswahl aus Properz kürzer ausfällt als die aus den übrigen Elegikern, so würde doch, wenn sich Hemme bei einer zweiten Auflage zur Aufnahme einiger Propertiana entschließt, daraus der Vorteil erwachsen, daß im 1. Kapitel der Einleitung, welches „Leben und Werke der römischen Lyriker“ betitelt ist, auch der letzte in dem Dreigestirn Catull-Tibull-Propertius die ihm gebührende Darstellung erhält. Erst dann stimmt Hemmes Auswahl auch vollständig mit den obengenannten Lehrplänen, welche die Lektüre einer Auswahl „aus den lyrischen Dichtern“ schlechthin vorschreiben, ohne einen der Hauptvertreter auszuschließen: da der Sinn dieser Bestimmung offenbar der ist (vgl. Verhandlungen der Direktorenversammlungen XX 239), daß nicht nur ein paar bedeutende Dichterpersönlichkeiten, wie etwa Horaz, Vergil oder Ovid, sondern vielmehr Litteraturproben aus verschiedenen Gattungen zur Kenntnis und Anschauung gebracht werden sollen, so ist es nicht erwünscht, wenn ein Hauptrepräsentant der Elegiker, wie Properz, weder durch eine Textesprobe, noch durch eine kurze Biographie, wie sie über Horaz, Catull, Tibull und Ovid von Hemme geboten werden, vertreten ist.

Die auf diese Biographien bei Hemme folgenden Kapitel der Einleitung II „Kurzer Abriss der lateinischen Verslehre“ und III „Einige Eigentümlichkeiten der Dichtersprache“ sind zur Erläuterung der nachher abgedruckten Texte, über deren Gestaltung übrigens eine irgend genügende Auskunft nicht gegeben wird, um so erwünschter, als sie übersichtlich und klar bei aller Kürze sind. Einiges aber in dem metrischen Abschnitt würde bei einer neuen Auflage doch noch etwas näher auseinandergesetzt werden können, so der Begriff der logaödischen Reihen, oder der von Anakrusis, welcher S. 9 als bekannt vorausgesetzt, dagegen erst S. 13 durch die Beifügung „(Aufakt)“ erläutert wird.

Der Kommentar, welcher getrennt vom Text erschienen ist, verfolgt nach dem Vorwort S. IV „nur das eine Ziel,

em Schüler den Weg zum Verständnis und zum Genuß der Lektüre möglichst zu erleichtern.“ Demgemäß wird jeder Einzelerklärung zunächst eine knappe Übersicht über den Gedankenzusammenhang des betreffenden Liedes vorausgeschickt. Die Sachklärung der nun folgenden Anmerkungen erstreckt sich nur auf die unumgänglichsten Antiquitäten. Mythologische, historische und geographische Namen werden in einem besonderen Verzeichnis II S. 85—131 erläutert. Dem Schüler ist durch die dort gegebenen Notizen allerdings die Möglichkeit geboten, „die ihm sonst gelegentlich mitgeteilten Bemerkungen über Gegenstände der römisch-griechischen Mythologie zu abgeschlossenen Gesamtbildern zu vereinigen,“ wie sich Hemme am Schlufs der Vorrede ausdrückt. Dafs diese Namenerklärungen aber, wie der Herausgeber (Vorrede S. V) behauptet, „sehr ausführlich“ seien, wird man, teilweise wenigstens, durchaus bestreiten müssen: werden doch Ares sowohl wie Amor in je 6, die Cyklopen gar in nur 3 Zeilen abgefertigt. Erst ein gröfseres Eingehen auf Einzelheiten hätte in solchen Fällen ein „abgeschlossenes Gesamtbild,“ das diesen Namen verdient, ermöglicht.

Im übrigen ist die Erklärung gar zu häufig in Gestalt von Übersetzungen gegeben. Es kommt vor, dafs (vgl. z. B. S. 73, Nr. 3) nur übersetzt wird; bei vielen, wenn nicht den meisten Gedichten besteht die Erklärung zum gröfseren Teil aus Übersetzungen. Der Kommentar bekommt auf diese Art gar zu sehr die Gestalt von „Eselsbrücken“, die den Gymnasiallehrer verhindern wird, denselben in die Hände der Schüler zu geben. Aber auch für die Realgymnasien dürfte es sich für eine zweite Auflage empfehlen, z. B. nicht, wie Hemme thut, Hor. *carm.* I 21, 5 *evitata meta* einfach mit „das Umfahren des Zieles“ zu übersetzen, sondern kurz die Geltung lateinischer Participien im Sinne deutscher Substantive zu notieren, aber die Wahl solcher Substantiva den Schüler selbst vornehmen zu lassen. Ebenso würde *sub galli cantum* Hor. *Sat.* I 1, 10 nicht durch „beim ersten Hahnenschrei“ zu verdeutlichen, sondern die Bedeutung der Präposition *sub* kurz anzugeben sein. Unnötig und der Bequemlichkeit des Schülers allzusehr entgegenkommend erscheint z. B. die Übersetzung von *dicit* Hor. *carm.* I 21, 1; ebenda von *sunt quos* I 1, 3 und von *penitus* I 21, 4. Dafs nicht nur „auf Realgymnasien ein ganz besonderer Wert“ auf eine sinngemäße und geschmackvolle Übersetzung gelegt werden mufs (vgl. Hemmes Vorwort S. V), sondern dafs ganz dasselbe auch für die Gymnasien gilt, steht mit dieser zu wünschenden Verminderung von „Eselsbrücken“ nicht im Widerspruch.

Dem Zwecke des Buches entsprechende, zahlreiche Verweise auf parallele Erscheinungen moderner Sprachen werden den Schülern sehr willkommen sein: so werden citiert Molière, La Fontaine, Gay, Scott u. a. Insbesondere werden Notizen über

Nachahmungen ganzer Gedichte der Alten aus der englischen und französischen Litteratur, wie aus Swift, Boileau, Pope dem Lehrer dankbares Material bieten, den Unterricht zu beleben. Auch die Gymnasien werden den hier gebotenen Stoff dankbar benutzen können.

Referent bezweifelt nicht, daß das fleißige Buch Hemmes zur Förderung des Lateinunterrichtes beitragen wird. Für eine neue Auflage wird es sich u. a. empfehlen, auch die aus Ovid und Tibull aufgenommenen Stücke genau zu citieren, so gut wie dies für Horaz von Hemme bereits jetzt geschehen ist. Die Ausstattung ist recht gut. Druckfehler begegnen fast gar nicht,

Freiberg.

Eduard Heydenreich.

- 1) Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft in systematischer Darstellung mit besonderer Rücksicht auf Geschichte und Methodik der einzelnen Disziplinen, herausgegeben von Dr. Iwan Müller. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. Band II. XX u. 624 S. Lexikonformat, 11 M.

Der Mensch ist ein *συνοπτικός*. Nur wer viele Jahre mit besinnungslosem Fleiße gearbeitet hat, wird den philosophischen Trieb zum Überschauen nicht mehr in sich fühlen und, dem Bergmann gleich, bei seinem kleinen Grubenlichte mit unverdrossener Emsigkeit immer weiter schaffen, unbekümmert um die Nacht, welche von allen Seiten seinen engen Lichtkreis umlagert. In unserer Zeit der weitgetriebenen Arbeitsteilung und sich zersplitternden Spezialforschungen macht sich das Verlangen nach zusammenfassenden Darstellungen doppelt fühlbar, und Schriftsteller wie Buchhändler zeigen sich aller Orten geschäftig, diesem Verlangen Rechnung zu tragen. Gleichwohl ist ersichtlich, daß die Männer der eigentlichen Wissenschaft, in Deutschland wenigstens, auf die sogenannten Gesamtdarstellungen mit einem Blicke mitleidiger Nachsicht herabsehen. Wer mit der Sorgfalt, die sich gebührt, sich dem Bestimmten und Einzelnen zuwendet, dem, meint man, würde es nicht in den Sinn kommen, Übersichten für das große Publikum zu schreiben. Überdies befindet man sich bei dergleichen Arbeiten in der zwar bequemen, aber für jeden Mann der Wissenschaft verdrießlichen Lage, fortwährend mit fremdem Kalbe pflügen zu müssen, so daß man, anstatt selbst zu forschen und weiterzugehen, vielmehr still stände und den Fleiß anderer ausnutze. Viele von den in den letzten Jahren erschienenen Gesamtdarstellungen, darunter solche, welche in recht gefälligem Gewande hervorgetreten sind, verdienen ohne Zweifel eine so unfreundliche Abfertigung; gegen jedes zusammenfassende Buch aber grundsätzlich sich ablehnend zu verhalten, zeugt von Engherzigkeit und einer ganz unphilosophischen d. h. von einer im höheren Sinne unwissenschaftlichen Gesinnung.

Schon ein erster Blick auf den zuerst fertig gestellten zweiten und dieses auf sieben starke, lexikonartige Bände berechneten Handbuchs der klassischen Altertumswissenschaft zeigt, daß es sich hier nicht um eine harmlose Popularisierung der Früchte dieser Arbeit handelt: der Prospekt verspricht vielmehr eine verlässige fachgelehrte Orientierung im Gesamtbereich der philologischen Wissenschaft. Nachdem für alle Zeit feste Grundlagen der Altertumswissenschaft gelegt worden sind und die Forschung, doch immer weiter spezialisierend, den reichsten positiven Ertrag liefert hat, schien es besonders im Interesse derer, welche jetzt mit leidlicher Kraft und frohem Mut das weite Arbeitsfeld der Philologie betreten, ihnen eine Übersicht der gewonnenen Resultate zu bieten. Das Buch wendet sich also an wissenschaftlich gesinnte Philologen von Fach, teils um ihnen die Fülle des auf den einzelnen Gebieten Erreichten zu unterbreiten, teils um sie zum Weiterstreben einzuladen. Der Herausgeber zwar ist ein einzelner — nur so konnte Plan und Einheit in das Werk gebracht werden —, aber der Bearbeiter sind sehr viele — nur so konnte die Zuverlässigkeit im Einzelnen, auf welche es bei dieser fachwissenschaftlichen Orientierung ankam, erzielt werden. Der Kreis, welchen das ganze Werk umspannen soll, ist ein sehr weiter: aufer der eigentlichen Philologie wird auch die alte Geographie und Geschichte, werden auch die griechischen und römischen Altertümer, die alte Philosophie und Naturwissenschaft, die Mythologie und Kunstarchäologie behandelt werden. Der siebente und letzte Band vertritt eine griechische und römische Literaturgeschichte zu ringen.

Der vorliegende zweite Band, welcher vor dem ersten erschienen ist, enthält die griechische und lateinische Sprachwissenschaft, mit einschluß der Lexikographie, Rhetorik und Metrik. Die Fülle des in allen Teilen des Bandes gebotenen wissenschaftlichen und bibliographischen Materials ist eine staunenerregende, und man kann wohl einräumen, daß nicht zu viel gesagt wird, wenn das auch dem Nachschlagenden für alle wichtigeren Probleme eine verlässige Direktion an die Hand zu geben verspricht. Der Aufbau des griechischen und lateinischen Sprachgebäudes geschieht auf dem Grunde der historischen Methode. Wiewohl eine systematische Darstellung versucht ist, wird diese doch nur innerhalb der schon aufgehellten Teile der Sprachwissenschaft versucht. Es war fehlt es nicht an Ansätzen zu selbständigen Lösungen noch ungelöster Probleme, aber das Buch verpflichtet sich nicht, auf alle Fragen, welche auch die noch nicht hinlänglich behandelten Abschnitte betreffen, eine interimistische Antwort zu erteilen. Es will den Reinertrag der Forschung übersichtlich zusammenstellen und auf die Lücken vielmehr offen und ehrlich hinweisen, als durch ein notdürftiges Überbrücken den trügerischen Schein eines durchaus abgeschlossenen Ganzen erwecken. Zu orientieren

und zur Teilnahme an der Spezialforschung einzuladen, das ist der Doppelzweck dieser Encyclopädie. Die Bearbeiter der einzelnen Gebiete sind nun allerdings zugleich selbständige Forscher auf diesen Gebieten; es ist demnach begreiflich, daß sie nicht immer bloß im Tone eines Berichterstatters reden können; aber man wird doch bei näherem Hinsehen finden, daß der Charakter der Objektivität überall gewahrt ist und nirgends fragwürdige Eigenes irreführend in zuversichtlichem Tone geboten wird. Den einzelnen Teilen sind geschichtliche und methodologische Bemerkungen vorausgeschickt, teils um den Bemühungen frühere Gelehrten generationen gerecht zu werden, teils um die Abwege und Ziele dieses Teils der Wissenschaft und seine Bedeutung für das Ganze zu zeigen. Der Umfang, in welchem die einzelnen Abschnitte behandelt sind, ist in erster Linie allerdings durch die Wichtigkeit desselben bedingt, sodann aber auch durch den augenblicklichen Stand der Forschung und durch die größere oder geringere Fülle der vorliegenden Arbeiten. Man darf also nicht staunen, wenn das hier aufgeführte Gebäude der Altertumswissenschaft, im ganzen überschaut, doch nicht tadellos in den Proportionen sein wird. Nicht alle möglichen Gebiete der Philologie sind eben bisher mit gleicher Gründlichkeit und Hingabe durchforscht worden. Wo also diesem Werke die Proportion fehlt, wird man vielmehr im allgemeinen darin ein Zeichen erblicken müssen, daß die Philologie in ihrer Gesamtheit, beeinflusst durch die Schul- und Universitätsverhältnisse, nicht immer mit einem dem Werte der Sache genau entsprechenden und richtig abgestuften Interesse die einzelnen Felder gepflegt hat. Wer wird sich also wundern, wenn er der lateinischen Stilistik der zweiten Hälfte nicht in der ersten Hälfte eine griechische Stilistik gegenübergestellt findet? Die griechische Syntax freilich, fürchte ich, werden alle mit Rücksicht sowohl auf die Wichtigkeit des Gegenstandes als auch auf die Fülle des vorliegenden Materials zu kurz behandelt finden. Man erwäge aber, daß es sich hier um eine Behandlung der griechischen Sprache vom Standpunkte der historisch-vergleichenden Methode handelt. Das Interesse an der Lautlehre mußte da das an der Formenlehre, und das an der Formenlehre jenes an der Syntax überwiegen. Überdies liegen für das, was man gewöhnlich als griechische Syntax bezeichnet, Arbeiten in allen möglichen Dimensionen vor. Dem Verfasser dieses Abschnittes schwebte vielmehr als Ziel vor, die vorhistorischen Verhältnisse der griechischen Syntax zu beleuchten und die Urkeime zu zeigen, aus welchen sich der nachherige Sprachorganismus gebildet hat. Wer übrigens an diese Art der Behandlung nicht gewöhnt ist, dem wird es bei dieser Darstellung der griechischen Grammatik so zu Mute werden, als finge sein Griechisch erst da an, wo dieses Griechisch aufhört, und als müsse die historische Methode vielmehr die prähistorische genannt werden. — Die

echische Grammatik ist von K. Brugmann, die lateinische Grammatik von Stolz und Schmalz bearbeitet worden. Daran schließt sich eine Lexikographie der griechischen und lateinischen Sprache von Autenrieth und Heerdegen. Den Schluss des Bandes bildet eine Rhetorik der Griechen und Römer von Volkmann und eine Metrik der Griechen und Römer mit einem Anhang über die Musik der Griechen von Gleditsch.

Inzwischen ist noch die erste Hälfte des ersten Bandes erschienen, welche eine „Grundlegung und Geschichte der klassischen Altertumswissenschaft“ von Urlichs, eine „Hermeneutik und Kritik“ von Blafs, eine Darstellung der Paläographie, des Buchwesens und der Handschriftenkunde von demselben und die ersten Seiten einer griechischen Epigraphik von Hinrichs enthält.

Dieser erste Halbband eröffnet das großartig angelegte Werk in der würdigsten Weise und wird sicherlich nicht verfehlen dem tüchtigen Freunde zu erwerben. In einem Eingangskapitel bietet Urlichs zunächst eine Begriffsbestimmung und Einteilung der Philologie, mit Freiheit den Spuren großer Vorgänger nachgehend. Überall ist Klarheit und Weite des Blickes, nirgends eine bloß selbstherrliche Verherrlichung des Ganzen, noch auch ein ungegründetes Vordrängen einzelner Lieblingsabschnitte. In der glücklichsten Weise wird die Allgemeinheit des Abschnittes durch gut gewählte Beispiele belebt, welche sich dem Verf. in dem reichen Vorrat seines Wissens aus allen Teilen der Philologie wie von selbst in großer Mannigfaltigkeit zur Verfügung stellen. Daran schließt sich eine Geschichte der Philologie, die mit den Alexandrinern beginnt und bis auf unsere Zeit durchgeführt ist. Der Anfänger wie der Gelehrte findet hier eine Fülle des interessantesten Materials. Nirgends tritt der trockene Ton des Kompendiums hervor, trotz der zahllosen Daten, Bücherel und sonstigen litterarischen Nachweisungen. Alles ist von Scharflicht durchleuchtet. Ohne jede Spur eines kleinlichen philologischen Hasses, aber auch ohne an der entgegengesetzten Klippe des verschwommenen, charakterlosen Lobens zu scheitern, bietet Urlichs hier ein anziehendes Bild von den gelehrten Bestrebungen so vieler Jahrhunderte und Nationen.

Einen ebenso erfreulichen Eindruck macht die Hermeneutik und Kritik, sowie die Paläographie von Blafs, welche sich daran anschließen. Wir werden hier wieder von den bescheidenen Anfängen der *ἐρμηνεία* bei den Griechen durch das Römertum und das Mittelalter in einer fesselnden Weise zur Neuzeit hinübergeführt und können uns zum Schluss freuen, daß wir es so weit gebracht haben. Der Verf. behandelt sodann die Hermeneutik unter den Gesichtspunkten der sprachlichen, der (im weiteren Sinne) historischen und der technischen Interpretation, ebenfalls stets in der redlichsten Weise bemüht, an bestimmten Fällen seine Grundsätze zu erläutern. Freilich scheint mir das Gebäude

unvollständig. Jener im weiteren Sinne historischen Erklärung möchte an dritter Stelle statt der technischen eine im weitesten Sinne ästhetische Interpretation hinzugefügt werden müssen. In dieser kann die Erklärung eines zur Litteratur gehörigen Werkes ihren Abschluss finden. Ich kann mich nicht überzeugen, daß diese mit der rein sachlichen und so zu sagen fachwissenschaftlichen Erklärung, welche der Verf. von der allgemeinen Hermeneutik (S. 153) ausschließt, zusammenfällt.

Von dem reichen Inhalt und der Fülle feiner Urtheile, welche den folgenden Abschnitt (die Kritik) auszeichnen, ist es schon in einem kurzen Berichte eine Vorstellung zu geben. Hier werden alle Arten von Textesfehlern beleuchtet und auf ihre Ursachen zurückgeführt, Verstümmelungen, Auslassungen, Interpolationen, doppelte Bearbeitungen, Verstellungen, Schreibfehler aller Art, Verfälschungen durch Korrektur oder Erklärung etc. Sodann werden die Anlässe des kritischen Zweifels erörtert (sprachliche Anstöße, Anstöße des Gedankens und der verletzten Individualität, historische und technische Anstöße). Hieran schließt sich eine Vorschrift über die Sammlung und Behandlung des Apparates über die Schwierigkeiten der Konjekturenkritik, der Kritik der Echten und Unechten. Der Verf. ist gleichwohl weit entfernt, seine Leser zur divinatorischen Kritik bilden und verleiten zu wollen: er sagt es ihnen selbst, ein wie geringer Prozentsatz gemachten Konjekturen als richtig gelten kann; auch macht er ihnen kein Geheimnis daraus, daß das an der Oberfläche liegende Gold jetzt abgesucht ist. — Den Schluß bildet die griechische und lateinische Paläographie (nebst dem Buchwesen und Handschriftenkunde) mit reichlichen Schriftproben.

2) Ferdinand Antoine, *Syntaxe de la langue latine*. P. F. Vieweg. VIII et 420 pages.

Der Verf. betrachtet die lateinische Grammatik als etwas Hauptsache nach Erledigtes und Feststehendes. Einzelheiten des Sprachgebrauchs, Eigentümlichkeiten dieses oder jenes Autors würden in Zukunft auch immer die Philologen beschäftigen. In der lateinischen Grammatik im allgemeinen aber müsse man stehen, daß sie sich ein für allemal konstituiert habe und den Arbeiten Kühners, Draegers, Madvigs und Gofsraus (diese größeren Grammatiken nennt er) fertig vorliege. Jetzt käme vielmehr darauf an, das aufgestapelte Material zu ordnen, methodisch zu verwerten. So hat sich denn der Verf. das vorgesetzt, die umfangreichen und durch ihre Fülle und Umständlichkeit oft verwirrenden deutschen Grammatiken durch seine Bearbeitung den Franzosen zugänglich zu machen. Die vorliegende Grammatik macht demgemäß auf einen deutschen Philologen, zugleich des Französischen mächtig ist, den Eindruck einer guten Bekannten. Bei uns haben sich ja gleichfalls hundert Hände ge-

ie in ihrem Reichtum erstickenden großen Grammatiken in
 ichere Formen umzugießen. Auch die Beispiele sind der
 tsache nach hier dieselben. Ich bin weit entfernt, dem Verf.
 s einen Vorwurf machen zu wollen. Die klassische römische
 atur ist ja wenig umfangreich, und das Beste, was sich an
 isgerissenen Sätzen in Grammatiken zur Erläuterung der
 stellten Regeln verwenden liefs, ist längst herausgefunden
 en. Weshalb soll also ein Epigone, der sich aus irgend
 1 Grunde veranlaßt fühlt, eine neue lateinische Grammatik
 hreiben, auf so herrliche Beispiele, wie z. B. „O fallacem
 um spem fragilemque fortunam“, die niemandem mehr ange-
 , verzichten und dafür das weniger Gute bieten, was seine
 nger verschmäht haben.

Die vorliegende Grammatik ist nicht für den elementaren
 richt im Lateinischen bestimmt. Dazu wäre sie viel zu
 nreich. Sie beschränkt sich deshalb auch nicht auf den
 hgebrauch Ciceros und Cäsars. Nach der Einleitung sollen
 Cornelius Nepos, Livius und Sallust berücksichtigt werden.
 ahrheit aber werden auch die lateinischen Dichter herange-
 , namentlich Vergil; ja selbst aus Plautus und Terenz weis-
 sprachliche Eigentümlichkeiten erwähnt, mitunter sogar
 e, welche man als Anzeichen einer syntaktisch noch nicht
 en Sprache betrachten muß. Dahin rechne ich z. B., was
 den Gebrauch des Ind. in der indirekten Frage bei den
 chen Komikern gesagt wird (§ 243); vgl. auch § 22, rem.
 § 44, rem. 1. Das sind Bemerkungen, welche in den Rah-
 dieser Grammatik nicht passen. Wundern muß man sich
 eits, dafs aus dem Sprachgebrauche des Tacitus nicht noch
 es erwähnt worden ist.

Man sieht aus dem Gesagten, dafs diese Grammatik nicht
 ein Hilfsmittel sein will, jenes für normal geltende Latein
 s und Ciceros einzuüben, sondern dafs sie den ganzen Kreis
 eigentlichen Schulschriftsteller umspannen möchte. Früher
 n auch unsere Schulgrammatiken einen weniger engen
 zismus; jetzt beschränken wir uns durchaus auf Cäsar und
) und überlassen selbst die unaufhörlich wiederkehrenden
 von der klassischen Norm abweichenden Eigentümlichkeiten
 andern Schriftsteller, z. B. den Konjunktiv in temporalen
 n iterativen Sinnes bei den Historikern und den blofsen
 iv des Gerundiums im finalen Sinne bei Tacitus, der münd-
 1 Erörterung des Lehrers.

Darin wird man dem Verf. unbedenklich zustimmen müssen,
 es heute nach den umfangreichen Vorarbeiten auf diesem
 te bei einer neuen Grammatik nicht sowohl darauf ankommt,
 Thatsachen des viel beobachteten Sprachgebrauchs sicher zu
 n, als durch Klarheit und gute Methode die erworbenen
 ze fruchtbar zu machen. Man muß zwischen einem philo-

logischen Kompendium und einer eigentlichen Grammatik unterscheiden. Eine Grammatik soll nicht sowohl den Sprachgebrauch festsetzen, sondern die Eigentümlichkeit und Gesetzmäßigkeit dieses festgesetzten Sprachgebrauchs beleuchten und erkennen lehren. Gewöhnlich wird in unserm empirischen Zeitalter bei der Feststellung des Normalen nach zu harmlosen Gesichtspunkten verfahren. Welche Naivetät zu glauben, echt lateinisch sei alles, was sich bei Cicero oder Cäsar nachweisen lasse! Diese beiden fanden allerdings alle wesentlichen Kräfte der lateinischen Sprache hinlänglich vorbereitet, um bei ihrer eigenen, dieser Sprache kongenialen Begabung eine fast durchgängig gesetzmäßige d. h. den Tendenzen der lateinischen Sprache gemäße Gestaltung zustande zu bringen. Aber auch ihrer Darstellung fehlt es nicht an individuellen Zügen. Wie kann man andererseits alles, was die nachfolgenden Schriftsteller Neues und Besonderes haben, als dem reinen Geiste des Lateins zuwiderlaufend betrachten? Diejenige Grammatik würde erst vollständig ihre Aufgabe gelöst haben, welche aus dem Innern der Sprache Kriterien für die Unterscheidung des Normalen und Individuellen hergeleitet und darnach die einzelnen Erscheinungen gesondert hätte, ohne dem Namen der Schriftsteller einen ungebührlichen Einfluß einzuräumen. Natürlich wird, was ein wirklich bedeutender Schriftsteller Individuelles und Abnormes hat, nicht einfach unsinnig sein, sondern sich psychologisch erklären lassen.

Die vorliegende Grammatik wandelt vorsichtig auf deutschen Bahnen und erkennt in ehrlicher Weise die Förderung an, die ihr von dieser Seite geworden ist. Abweichungen von der bei uns üblich gewordenen Darstellung sind selten, am häufigsten in der Kasuslehre, welche in der That stellenweis eine eigentümliche Physiognomie zeigt. Auch an einigen andern Stellen beruft sich der Verf. ausdrücklich auf französische Darstellungen der Sache. So z. B. § 268, 3, wo die Fragesätze der indirekten Rede behandelt werden. Man muß einräumen, daß es hier gelungen ist, diese unselige Regel noch ein bißchen verwickelter zu machen. Die Idee dieser Sätze verlangt folgende Fassung der Regel, wirkliche Fragesätze müßten in den Konjunktiv gesetzt werden in der indirekten Rede, rhetorische Fragen aber, die den Wert von Behauptungssätzen haben, müßten in den Acc. c. inf. treten. So verlangt es die strenge Tendenz des Lateinischen, und alles, was dem zuwiderläuft, streitet mit der Tendenz des echten Lateins, mag es sich auch bei Cäsar oder Cicero finden. Nur des Conj. potent. und dubitativus in Fragesätzen verlohnt es sich noch besonders Erwähnung zu thun. Fragesätze, die den Conj. potentialis haben, müßten in der indirekten Rede eigentlich in den Acc. c. inf. treten. Auch behaupte ich allen Regeln der Grammatiker zum Trotz, daß sie für gewöhnlich in den Acc. c. inf. treten, nur daß kein *äw* wie beim griechischen Infinitiv den Conj. potent. der direkten Rede

ntlich macht, so dafs er bald durch den Inf. praes. unzureichend, l durch den Inf. futur. zu stark wiedergegeben wird. Hier in dieser mmatik wird nun aus den Ausrufesätzen in Frageform noch e neue Gattung Fragesätze gebildet, denen natürlich in der irekten Rede der Acc. c. inf. gebührt. Mitten unter diesen kten Fragen wird dann unter Nr. 3 (§ 268) die Regel aufgestellt, s in der indirekten Rede alle Fragen, die unmittelbar von einem bum abhängen, immer im Konj. stehen. Als ob diesen Sätzen ht vielmehr nach jenem andern Paragraphen der Konj. gebührt, h welchem alle abhängigen Sätze der direkten Rede in der irekten Rede in den Konj. treten müssen. Dies sind ja nicht : jene andern in der direkten Rede direkte, sondern indirekte gen.

Ich will dieser Grammatik keineswegs den Vorwurf der chtigkeit machen; dafs sie aber an schwierigen Punkten eine innende Klarheit der Behandlung zeige, wie man nach den ündigungen der Vorrede erwarten sollte, kann ich nicht einmen. Im allgemeinen macht sie viel zu viel Worte; selbst da, sie das Richtige mit ausreichender Klarheit sagt, ist sie nicht arf und bestimmt genug. Nicht immer hat der Verf. siegh mit dem reichen Material unserer grossen Grammatiken ungen: aus Besorgnis, Wichtiges zu übergehen, fügt er oft ht wesentlichen Hauptsachen nebensächliche Kleinigkeiten mit cher Ausführlichkeit an. Was ist dies z. B. für eine verwirde Darstellung ganz einfacher Verhältnisse, wenn § 243 unter

1 gesagt wird: „Alle indirekten Fragen treten im Lateinischen den Konj.“; dann damit koordiniert unter Nr. 2 in einer mehr doppelt so langen Regel: „Bisweilen ist eine Frage, die allem schein nach als indirekt betrachtet werden könnte u. s. w. h eine direkte Frage (Dic, quaeso: Num te illa terrent?); unter

3 die Regel, dafs im ältern Latein der Indik. auch in der irekten Frage steht; unter Nr. 4 nescio quis mit d. Ind. —

fünfter Stelle wird dann das berühmte Mittel mitgeteilt, Relasätze und indirekte Fragesätze zu unterscheiden, welches uns : in unserer Jugend oft so wunderbar erleuchtet hat: die Frageze. heifst es, kämen immer von einer direkten Frage, vor den lativsätzen hingegen könne man ein Demonstrativum ergänzen.

Auch die Bedeutung von *an* in der direkten Frage ist nicht arf erfafst (§ 241). Nicht um das Vorhergehende zu vervollndigen oder zu verstärken, fragt man mit *an* weiter, sondern : es zu widerlegen oder zu begründen, so dafs man sagen kann, ses *an* sei gleich *num enim* und *an non* sei gleich *nonne enim*. — ie unzureichend ist es ferner, wenn § 241, Anm. 3 gesagt rd, einer durch *an* eingeführten Frage würde bisweilen asynlisch eine zweite koordiniert, um den Gegensatz mehr herzuheben. Dazu folgt das uns allen wohlbekannte Beispiel: *An ythes Anacharsis potuit pro nihilo pecuniam ducere: nostrates*

philosophi non poterunt? Darin liegt ja die Schwierigkeit, daß der erste selbständige Satz dem zweiten eigentlich untergeordnet sein müßte (*an quod Scythes Anacharsis potuit, id nostrates philosophi non poterunt?* oder *an nostrates non poterunt, cum Scythes potuerit Anacharsis?*) Wer zum ersten Male diesem Falle begegnet, glaubt zunächst, Cicero hätte vielmehr schreiben müssen *an Scythes Anacharsis non potuit pro nihilo ducere pecuniam?* Ich bemerke noch, daß § 241, Anm. 6 es statt *haud scio an umquam: numquam* heißen muß. Es ist dort von dem Gebrauche der klassischen Periode die Rede.

Ebenso wenig treffen die sonst klaren Worte (§ 219, 3) das Charakteristische des Falls. Dort wird das unpassend *additivum* genannte *cum* mit dem Ind. nach vorausgehendem *iam, vix u. s. w.* erläutert. Zu der im Hauptsatz geschilderten Lage würde, heißt es hier, durch dieses *cum* etwas Unerwartetes hinzugefügt. Dieses Hinzugefügte ist aber vielmehr die Hauptsache, und der vorhergehende Hauptsatz enthält nur einen vorbereitenden Nebenumstand. Deshalb soll dieses *cum* vielmehr das *cum inversum* heißen.

Auch das *cum explicativum* ist nicht subtil erklärt. Es ist nicht wahr (§ 219, 4), daß in Sätzen wie *cum tacent, clamant* der Satz mit *cum* immer das Mittel und Motiv der Haupthandlung angebe. Es handelt sich vielmehr darum, den nicht an der Oberfläche liegenden Sinn der einen Handlung durch eine andere, leichter verständliche zu erklären.

Es möchte schwerlich zu rechtfertigen sein (§ 5), das Vergilische *varium et mutabile semper femina* mit dem Ciceronischen (*Tusc. disp. II 13. 31*) *turpido peius est quam dolor* unter einen Fall zusammenzufassen. Der Verf. übersetzt dies letztere: *La honte est pire que la douleur* und hätte doch vielmehr übersetzen sollen: *La honte est un mal plus grand que la douleur.* — § 131 steht *praesentia deorum* statt *praesentiae*; § 35. rem. *diversus esse alicui.* — § 169, 5 vermißt man das sehr häufige und charakteristische Ciceronische *paene dicam.* — § 15, 3, rem. 4 ist die Regel ungenau. *Unde* wird in der klassischen Prosa für *a quo* nur gesagt im allgemeinen Sinne, nicht von einer bestimmten Person. — § 160 steht, die untergeordneten Sätze, in welchen die Beziehung auf das Subjekt des regierenden Satzes durch das Pron. refl. ausgedrückt würde, ständen im allgemeinen im Konjunktiv. Das klingt so, als wäre der Ind. in solchen Sätzen bisweilen möglich. Für die Relativsätze kann man die Regel aufstellen, daß die konjunktivischen, weil sie enger mit dem regierenden Satze verbunden sind, das Reflexivpronomen verlangen. — § 169, 4 genügte es nicht zu sagen, daß sich zwei Beispiele des Konj. nach *sive-sive* bei Cicero finden, sondern dieser Konj. ist nötig nach *sive-sive*, wenn man die 2. Person Sing. im allgemeinen Sinne setzt, in welchem Falle auch nach den verallgemeinernden Pron. und Adverb., sowie nach dem *cum iterat*

ch der Konj. gebührt. — § 218, 2, rem. 4 fehlt die Bemerkung, daß es in einem finalen Relativsatze nicht gestattet ist, den Indik. zu setzen, d. h. daß es hier nie, wie so oft in konsekutiven und causalen Relativsätzen, genügt, das bloße Faktum hinzustellen, aus dem einfachen Grunde, weil es sich im finalen Relativsatze stets um etwas noch nicht Reelles handelt. — § 223, rem. 3: Jenes ciceronische *redidit, quod se oblitum nescio quid diceret* wird auch hier, wie in unseren Grammatiken, auf eine ernsthafte Regel bezogen. Man sollte es vielmehr als eine Nachlässigkeit charakterisieren, welche sich stilistisch nur durch die Annahme rechtfertigen läßt, daß durch den Konjunktiv das jämmerlich Unzureichende dieses Vorwandes ironisch bespöttelt werden soll. Ein ähnlicher, logisch nicht zu rechtfertigender, aber, ironisch gefaßt, psychologisch wohl verständlicher Pleonasmus findet sich in dem gleichfalls Ciceronischen: *Spem mihi ostendis otii*. — § 245, rem. 2 fehlt der Hinweis, daß unter diese Kategorie des Ersatzfuturums auch die Finalsätze und die von *verbis timendi* abhängigen Sätze fallen, wie man überhaupt auf den Ausdruck des Futurums verzichtet, nicht bloß wenn ein anderes regierendes Futurum die Zeitbeziehung ausdrückt, sondern auch wenn die Idee der Konstruktion keine andere Auffassung gestattet. Aus demselben Grunde setzt man auch nach *iubeo* und *vetō* den Inf. praes. — Wenn man in reinen Folgesätzen hingegen (§ 246) die Umschreibung des Conj. fut. für notwendig hält, so erklärt sich dies aus der relativen Selbständigkeit solcher Folgesätze. Diese stehen eben in keinem ideellen Zusammenhange mit dem Hauptsatze. — § 259 wird die Auslassung des Subjektpronomens im Acc. c. inf. als eine Unregelmäßigkeit bezeichnet. Man sollte vielmehr diese Regel aufstellen, daß es ungeschickt ist, dieses Subjektpronomens in der fortlaufenden direkten Rede auch da, wo die Beziehung sonnenklar ist, immer zu wiederholen. — § 310 wird die Hypallage besprochen, deren Eigentümlichkeit darin bestehen soll, daß *Capitolo regina dementes ruinas parabat* stehe für *regina demens*, daß *Ibant obscuri sola sub nocte per umbram* stehe für *obscura soli sub nocte*. Da sollte man doch lieber gleich die Definition von J. H. Vofs acceptieren und sagen, die Hypallage sei die Figur, nach welcher sich der Pfarrer nicht auf die Kanzel, sondern die Kanzel auf den Pfarrer setzt.

Doch ich breche ab. Die Grammatik beruht auf eingehenden Studien; jedoch ist sie zu weitschweifig und an den schwierigen Punkten nicht subtil genug. Der überflüssigen Regelmacherei unserer großen deutschen Grammatiken gegenüber verhält sich der Verf. nicht ablehnend genug. Was giebt es z. B. Überflüssigeres als die Bemerkung, daß Cicero und Cäsar nie die Präposition zwischen *medius* und dem Substantivum setzen (§ 325). Die Geschichte dieser Regel ist spafshaft (vgl. Krebs-Allgayer, *Antibarbarus*, S. 695). Es ist gar nicht einzusehen, weshalb *medius* in dieser Hinsicht

nicht dieselben Freiheiten genießen soll wie jedes andere Adjektivum. — Ich bemerke noch, daß der Orthographie in dieser Grammatik eine große Sorgfalt gewidmet ist, daß man aber auch hier beleidigenden Wortbrechungen begegnet (*pros-picitis* S. 240, *construction, construc-tion* S. 361).

- 3). Tegge, Studien zur lateinischen Synonymik. Ein Beitrag zur Methodik des Gymnasialunterrichts. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1886. VI u. 439 S. 10 M.

Auch dieses Buch will ein „Scherlein“ dazu beitragen, die Methode des lateinischen Unterrichts zu verbessern, damit der Lehrer den höheren Anforderungen, welche heute an ihn gestellt werden, genügen könne. Hauptzweck der Synonymik ist dem Verf. „praktische Logik“; die Logik als besonderer Unterrichtsgegenstand könne ruhig wegfallen, wenn der Schüler je länger je mehr zu einer scharfen Unterscheidung der Synonyma angehalten werde. Eine selbständige Stellung beansprucht der Verf. für seinen Gegenstand nicht. „Wie alle Stilistik nur an der Hand der Schriftsteller zur durchsichtigen Klarheit gebracht werden soll, nicht Selbstzweck auf der Schule sein kann; so muß die Synonymik, durch die Bedürfnisse der Lektüre veranlaßt und geboten, nur ein besseres, tieferes Verständnis der Lektüre anbahnen und Vertiefung derselben bezwecken und bewirken.“ In der Theorie erklärt sich der Verf. (S. 11) mit dem Standpunkte Ferdinand Schultz' einverstanden. Dieser setzt in der Vorrede zu seiner lateinischen Synonymik die dogmatische Synonymik, welche gleich die Resultate der Untersuchung vorführe, der rationellen Synonymik gegenüber, welche sich eine tiefere Ergründung der Sprache, eine Förderung der Synonymik als Wissenschaft zum Ziele setze und den Leser an den Untersuchungen selbstthätig teilnehmen lasse. Dieser Gegensatz verschiebt sich nun aber, während er ihn noch ausspricht, in einer ganz verwunderlichen Weise. Offenbar versteht Schultz nämlich unter rationeller Synonymik eine etymologisch-historische Synonymik; seine dogmatische Synonymik beschränkt sich anderseits keineswegs darauf, wie man nach seiner anfänglichen Rede glauben sollte, positive Dogmen ohne Ableitung und Begründung mitzuteilen, sondern er weist ihr als Aufgabe zu den Unterschied synonymier Wörter, welcher in jeder Sprache sich weit eher dem Gefühl kund gebe als der Erkenntnis, mit strenger Bestimmtheit und Schärfe hervorzuheben und auf diese Weise das bisher nur dunkel Gefühlte zur klaren Erkenntnis zu erheben. Man müßte also vielmehr jener etymologisch-historischen Synonymik jene andere, welche Ferd. Schultz nicht eben glücklich als dogmatische bezeichnet, unter dem Namen der rationellen Synonymik gegenüberstellen. In Übereinstimmung mit diesem seinem Vorgänger verlangt Tegge, daß eine Schulsynonymik nur das Material der reinen und ausgebildeten Sprache berücksichtige und das Wort

nicht sowohl aus seinen abgestorbenen Bestandteilen als vielmehr aus seinem Leben in dem lebendigen Sprachgebrauch unter mitwirkender Leitung etymologischer Forschung erkläre. Freilich weder F. Schultz, noch auch Döderlein, der eigentliche Begründer der lateinischen Synonymik, konnte ihm hinsichtlich der Etymologie genügen. Auf diesem modernen Forschungsgebiete sind seitdem andere mit glänzendem Scharfsinn thätig gewesen: Pott, Corssen und Vanicek sind ihm sichere Führer und fortwährende Berater in Sachen der Etymologie. Ja, man darf wohl behaupten, daß diese drei es ihm förmlich angethan haben und daß seine ganze Liebe bei der Etymologie ist. Der Verf. wollte mit dem Buche einen Beitrag bieten zur Methodik des Gymnasialunterrichts. Man merkt es indessen seinen methodischen Betrachtungen an, daß er sich auf dem Boden des Raisonnements nicht gefällt. Jedenfalls ist das andere Interesse mächtiger in ihm: wiederholentlich werden Ansätze gemacht zur Erörterung von Unterrichtsprinzipien, aber gleich kommen immer wieder Corssen, Vanicek und Pott, den er unsterblich nennt, dazwischen und flüstern ihm tausend wichtige Dinge ins Ohr.

Ohne Zweifel liegt hier ein Buch vor, welches von gründlichen Studien Zeugnis ablegt und aus welchem sich der Lehrer in etymologischen Verlegenheiten mit Hülfe des ausführlichen Wörterverzeichnisses über den augenblicklichen Standpunkt der Forschung aufklären kann. Über den Aufbau des Buches hingegen und über die Schreibweise des Verf.s kann ich nicht dasselbe günstige Urteil fällen. Ich füge jedoch zur Abschwächung dieses Vorwurfs hinzu, daß die Erklärungen und Übersetzungen der einzelnen Wörter und Wendungen die wünschenswerte Schärfe und Bestimmtheit zeigen und daß es andererseits leicht ist, sich mit Hülfe des Index in dem Buche zurecht zu finden.

Mit Recht bezeichnet der Verf. die Etymologie als ein von der Schule vernachlässigtes Gebiet der interessantesten Sprachforschung, aus welchem sich zur Durchleuchtung und Belebung des Unterrichts sehr viel in die Schulpraxis hinübernehmen ließe, ohne daß dadurch dem Schüler eine grössere Arbeitslast auferlegt würde. Freilich wird sich die Schuletymologie und Schulsynonymik daran genügen lassen müssen, die Abstammung, sowie die Geschwister und Verwandten eines Worts in Latium selbst und darüber hinaus nur noch in Griechenland zu suchen. Aber nicht bloß für die Schulsynonymik, sondern auch für die wissenschaftliche Synonymik wird das Wort erst da brauchbar, wo es sich aus embryonischen Zuständen zuerst zu einem bestimmten Begriffe entwickelt zeigt. In dem Wesen der Etymologie liegt es hingegen, immer weiter zurückzustreben, zu immer noch entlegeneren Anfängen. Erst dann wird sie sich zufrieden geben können, wenn die einzelnen Wörter in ihre Elementarlaute aufgelöst und aus dem besondern Charakter dieser Laute erklärt sind. Das wollte

schon Plato im Kratylus. So nahm, wie auch auf dem Gebiete der Naturphilosophie, der kaum sich seiner bewußt gewordene Erkenntnisdrang mit naiver Kühnheit das letzte Ziel der gealterten und gereiften Wissenschaft vorweg.

Für seine Schulsynonymik stellt Tegge diesen Grundsatz auf, man solle die Etymologie zu Hülfe rufen, wo sie sicher und die Grundbedeutung noch nicht verblasst sei. Wenn so schon bekannte Begriffe zu Grunde gelegt würden, würde dem Schüler die Aufgabe erleichtert, und ohne großen Zeit- und Kraftaufwand würden sich die schönsten Früchte zeitigen lassen. Wer wird dem nicht gern beistimmen? Nur ist seine eigene Behandlung des synonymischen Materials nicht auf dieses Ziel berechnet. Wo man auch aufschlagen mag, überall findet man die eigentliche fachwissenschaftliche und sprachvergleichende Etymologie in einem weit größeren Umfange zugelassen, als man nach dem Programm im Anfange des Buches glauben sollte. Hier einige Beispiele, die ich drei auf Geratewohl herausgegriffenen Seiten entnehme: S. 337 *cantus*, Ptcp. von *carere* [zu Wz. *sku*]. — S. 338 Weil *firmus* [zu Skr. Wz. *dhav*]; tragen, stützen, befestigen u. s. w.; vgl. Vanicek, Et. W. I 394, mit *forus* fest umschlossener, abgegrenzter Raum, *forix* Stützbogen, *forma* das Festgestellte, Feste, Ausgeprägte und *fulcre* stützen (vgl. Vanicek, Et. W. II 396) stammverwandt ist, gehört zur Festigkeit des *firmus* die feste Zusammenfügung. — S. 339: Oder gehört *nequitia* mit *nequam* zu Wz. *Ku*, *Kvi*, *Kra-n* „schwollen, hohl sein, stark sein“ (vgl. Vanicek, Et. W. 157), so daß es mit *queo quire* „stark sein, können, vermögen“ zusammengehörte und *nequam* statt *nequan* stände? — *Citus* offenbar Ptcp. pass. von *ciere* von Wz. *ki* „schärfen, antreiben, erregen“ (vgl. Vanicek, Et. W. I 153) zu *κίω κίρω* gehörig. — Dem *citus* steht begrifflich am nächsten *pernix*, was entweder mit Wz. *guc* (vgl. Vanicek, Et. W. I 107) (*gnitor*, (*gnixus* zusammenzustellen ist, so daß es eigentlich heißt: „mit großer Anstrengung weiter zu kommen suchend“ und „mit Anstrengung ausharrend, beharrlich“ und zwar wie *niti* „durch eigene Kraft“, oder zu *πέπων* gehörig [zu Skr. *pārshni*] „Ferse“, so daß es dann „gut zu Fuß, gut auf den Beinen“, daher „hurtig, behende, schnell“ wäre (vgl. Vanicek; Et. W. I 525). Den allgemeinsten Ausdruck indessen der Geschwindigkeit enthält *celer* von Wz. *Kar* (vgl. Pott, W.-W. II, 1; Vanicek, Et. W. I 123) „gehen, sich bewegen, schüttern.“

Abgesehen von den Teilen, welche methodische Erörterungen enthalten, nimmt das ganze Buch einen hohen wissenschaftlichen Flug. Man wird nach diesen Proben nicht leugnen können, daß es der vorliegenden Arbeit an einer einheitlichen Seele fehlt: einerseits will der Verf. einen Beitrag liefern zur Methodik des lateinischen Unterrichts und zeigen, wie man die Erfahrungen und gesammelten Kenntnisse des Schülers durch eine auf die Etymologie gegründete Behandlung der Synonymik unter einan-

der verbinden und gewissermaßen vergeistigen könne, andererseits strebt er doch stets den sprachlichen Urfängen der Wörter zu, über deren Bedeutung für die Synonymik überhaupt man verschiedener Meinung sein kann, welche aber jedenfalls nicht im Gesichtskreise des Schülers liegen. Aber auch dies wird klar aus den angeführten Proben, daß der Lehrer in diesem Buche zahlreiche Anregungen zur Klärung seines Sprachbewußtseins und fortwährende Gelegenheiten findet, seinen Geist durch ein Bad in dem allerobersten Laufe des Sprachstroms zu kräftigen. Der Verf. wird ihm ein gut orientierter Führer auf dem Gebiete der Etymologie sein. Auch das kann man ihm nachrühmen, daß er selbst nicht neuerungssüchtig ist, wiewohl mir auch dies sicher ist, daß manche verzweifelte etymologische Ableitung eines andern, welche der Verf. anführt, ohne selbst offenbar recht daran zu glauben, in einem Buche dieser Tendenz hätte unterdrückt werden müssen.

Doch das Buch will zugleich ein Beitrag zur Methodik des Gymnasialunterrichtes sein. In Übereinstimmung mit andern verlangt der Verf., daß die Synonymik schon von der untersten Stufe an betrieben werde. Am Schlusse seines Buches findet sich eine Tabelle, aus welcher ersichtlich wird, wie er den Lehrstoff über die einzelnen Klassen, von Sexta bis Unterprima, verteilt sehen will. Die Oberprima möchte er ganz von neu zu lernenden Dingen frei wissen. Im Gegensatz zu Meißner will er nicht, daß alle Synonyma eines Begriffs zusammen derselben Klasse als Pensum zugewiesen werden, sondern man solle vielmehr das Gebiet der Synonymik sich in konzentrischen Kreisen erweitern lassen, so daß z. B. auf *videre* „sehen“ in der folgenden Klasse folge *cernere*, „genau, scharf sehen“, darauf in der nächsten *spectare* „zusehen, (mit) anschauen“ und die nach der Bedeutung der Präpositionen scharf übersetzten Komposita von *specere*, sodann *considerare* und *contemplari* der Etymologie nach (das erste ursprünglich ein Schifferausdruck, das zweite ein sakrales Wort), schliesslich auf der obersten Stufe *contueri*, *intueri* „auf etwas sorgend schauen, in Acht nehmen, schützen.“

Auf der untersten Stufe sollen die Synonyma einfach als Vokabeln gelernt werden, jedes Wort möglichst scharf in der Bedeutung gefaßt, die es in der klassischen Zeit hat, z. B. *adhuc* bis jetzt, *bene vivere* rechtschaffen leben, *vivere* am Leben sein, ein Leben führen, *ruina* Einsturz, *fragmentum* abgebrochnes Stück. Wenn die Vokabeln in dieser Weise gelernt worden seien, brauche der Antibarbarus hernach nicht so oft seine warnende Stimme zu erheben.

Auf der mittleren Stufe soll das Phrasenlernen für die Synonymik fruchtbar gemacht werden. Wie zwischen den einzelnen Lauten, so bestände auch zwischen den einzelnen Begriffen eine Wahlverwandschaft. Aus den phraseologischen Verbindungen, welche dieses Wort mit andern einzugehen pflege, lasse sich seine

genaue Bedeutung sicher erkennen, zumal wenn eine Sprache sich mit solcher Strenge wie die lateinische während der klassischen Periode innerhalb der Grenzen des Normalen hält. Das Hauptmittel aber verwandte Begriffe unterscheiden zu lernen ist dem Verf. die Übersetzung. Ja, eine klare und scharfe Übersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche scheint ihm den größten Teil der Synonymik überflüssig zu machen. Damit würde zugleich der Synonymik und der Stilistik gedient, während das sogenannte glatte Übersetzen eine wahre Schule der Oberflächlichkeit sei. Ein Schüler, welcher die starke Bedeutung von *videre* und *velle* erfasst habe, brauche in der Stilistik nicht mehr unterwiesen zu werden, daß phraseologische Verba im Lateinischen nicht übersetzt werden. Man könne deshalb gar nicht gründlich genug vorgehen beim Übersetzen. So soll *me privatum videbam* wiedergegeben werden durch: „Es stand mir fortwährend vor Augen, daß ich eines (teuren) Besitzes beraubt war.“ *Qua in cogitatione recordabar me* wird übersetzt: „Und (rel.) überlegte (-io) ich reiflich alles (com), so kam mir (med.) wieder und immer wieder (re) in die Seele (cor) der Gedanke, daß“ (Acc. c. inf.). Diese und ähnliche Beispiele beweisen zur Genüge, daß der Verf. mit echt philologischer Schärfe die bildenden Kräfte der Sprache zu entfesseln versteht. Allerdings muß ein solches Übersetzen, welches die Wortbedeutungen und synonymischen Unterschiede scharf wiederzugeben sucht, den Schüler zu aufmerksamem Denken erziehen. Ein besonderes Gewicht legt der Verf. darauf, daß der Sinn der Suffixe, vor allem auch der Infinitivendungen (-are, -ere) genau wiedergegeben werden. Als den am besten gelungenen Abschnitt des Buches möchte ich das lange Kapitel über die Präfixe bezeichnen (S. 93—176). Hier jedoch vor allem zeigen sich die Gefahren jenes genauen Übersetzens, welches alle Rechte der Etymologie und Synonymik an jeder Stelle einzutreiben sich bemüht. Daß nirgends nachdrücklich auf diese Gefahren hingewiesen wird, muß ich als einen Mangel des Buches bezeichnen. Zum Schluß hätte ein Kapitel zur Abkühlung hinzugefügt werden müssen. Der Verf. erklärt in jenem Abschnitte zahllose mit *de, ex, con, dis, se, pro, prae, ob, per, sub* und in zusammengesetzte Verba mit einer Schärfe, der gewiß jeder philologisch Gesinnte gern sein Ohr leiht. Aber leider lebt auch während der klassischen Periode nicht mehr in allen diesen Kompositis die volle, nuancierende Kraft der Präposition; anderseits heißt es oft die durch die Präposition zur Bedeutung des Verbums hinzugefügte Nuance in die dritte Potenz erheben, wenn man sie nachdrücklich mit den umständlicheren Mitteln unserer Sprache zum Ausdruck bringen will, wie der Verf. vorschlägt. Nur der aber übersetzt doch richtig und angemessen, der eine Nuance genau nach ihrem Stärkegrade wiedergibt. Wir sollen allerdings mehr darauf bedacht sein, scharf als glatt und in sogenanntem guten Deutsch übersetzen zu lassen; ich halte aber dafür, daß die Interpretation

die natürlichen und unvermeidlichen Unvollkommenheiten es geschicktesten Übersetzens ausgleichen kann. Wer auch tzend selbst den leiseaten Eigentümlichkeiten des fremden in Ermangelung eines gleich leisen Ausdrucks in unserer e einen vollen und markierten Klang giebt, der kann es nicht den, in unerträgliche Weitschweifigkeiten und affektierte tsamkeiten zu verfallen. Das verwirrt aber wieder das Urteil chülers und zeigt ihm den Schriftsteller in einer falschen htung, und ihm ein besonders helles Licht anzuzünden, war der Zweck dieser mühevollen Umständlichkeit. Ich fürchte, so eine Rede entsteht, *quae se impediât verbis lassas ones aures*. Die Blüte einer solchen Übersetzungssprache findet n Seyfferts Progymnasmata. Wer kann diese Musterstücke Lachen und Widerwillen lesen?

usserdem gilt es zu bedenken, dafs in jeder wirklich kunst- Darstellung entschieden der Synonymik feindselige Kräfte rken. Auch Döderlein räumt ein, dafs die Alten selbst oft yma mit einander verwechseln, mitunter wohl aus Nach- teit, öfter um den Gesetzen des Numerus, der Euphonie, der ion, der Antithese, des Euphemismus zu genügen. Es ist ings das köstliche Vorrecht klarer Köpfe und wirklich grosser tsteller, jedes Ding mit dem richtigen Namen zu benennen den Gedanken mit einer haarscharfen Angemessenheit zum uck zu bringen. Wer aber nie aus höheren Rücksichten von genauen Angemessenheit etwas nachläfst, wird bald ebenso eilig scheinen wie eine dissonanzlose und peinlich regel- ze Musik.

Auf der obersten Stufe, d. h. in Sekunda und Unterprima, kann der Verf. die Etymologie zur Vertiefung der synonym- en Erörterungen zur Hülfe gerufen sehen. S. 208 findet dieses klare Bekenntnis: „Wo die Etymologie dem Schüler erleichtert, bleibe sie weg. Sie läfst sich oft auch durch ine oder die andere Weise ersetzen.“ Man darf also wohl sein, dafs die zahllosen, weithergeholten Etymologeen, welche uch bietet, sich an den Lehrer, nicht an den Schüler wenden. hinsichtlich der Etymologie freilich bedarf es einer Warnung, die Bedeutung solchen Wissens nicht überschätzt werde. man sich nicht auch in der Muttersprache oft erst zwingen, lar zu Tage liegende Etymologie des Wortes zu sehen? So vergiftet man den Ursprung des Wortes während des Schreibens. dem nicht so, so könnte überhaupt niemand die Gedanken klar und gut schreibenden Schriftstellers ohne gründliche ologische Kenntnisse in dieser Sprache scharf erfassen. Ich te deshalb in allem Ernste, dafs schwärmerische Verehrer Etymologie, welche ihr etymologisches Wissen stets im Vor- unde ihrer Seele zur Anwendung bereit halten, oft in die Schriftsteller Dinge hineinlesen, an welche diese gar nicht

gedacht haben. Ein Wort von aufdringlich klarem Ursprung ist z. B. *aequor*. *Quid tam planum videtur, quam mare?* sagt Cicero. *Ex quo etiam aequor illud poetae vocant.* Offenbar war aber den Dichtern *aequor* bald nicht mehr ein *aequus quasi aquae campus*. Die Anschauung, welcher das Wort entsprungen war, lebte bald nicht mehr, wiewohl das Wort selbst für das ungeübte Auge der Alten seinen Ursprung an der Stirn trug. Wie hätte man sonst zu *aequor* so oft diesem Bilde widersprechende Epitheta setzen können? Sollten diese alle proleptisch zu fassen sein? Ich fürchte also, man redet markierter, als z. B. Lukrez in seinem berühmten Verse: *Suave mari magno turbantibus aequora ventis* hat reden wollen, wenn man übersetzt „wenn Winde die sonst so glatte Fläche des Meeres aufwühlen.“ Und so giebt es auch im Lateinischen viele Wörter von ganz klarer Etymologie, denen gegenüber der Etymologe nicht auf seinem Scheine durchaus bestehen darf, wenn er den Gedanken des Schriftstellers nicht fälschen will. Ein herrliches Wort z. B., um den Schüler sehen und denken zu lehren, ist *erudire*. Darf sich aber darum die Übersetzung oder auch nur die Erklärung immer angelegen sein lassen, den vollen Sinn der Präposition (*e*) und den von *rudis* einzutreiben?

Wenn also wohl auch die Bedeutung dieser auf die Etymologie gegründeten Synonymik von dem Verf. überschätzt wird, so ist es doch ebenso genußreich als ersprieflich, die geheime, von dem Sprachgeiste den Wörtern einst eingebilddete Seele zu belauschen, selbst wenn ihr Leben in der eigentlich klassischen Periode schon erstarrt war. Ohne Zweifel ist das vorliegende Buch recht geeignet den Lehrern unserer Gymnasien dazu starke Anreizungen zu bieten und ihnen eine heilsame Unruhe einzupflanzen.

4) Joh. Jos. Herm. Schmitt, Lateinische Sprichwörter, Redensarten, Musterstellen und Musterverse, zum Memorieren für Schüler gesammelt. 107 S. Edenkoben, Kreiselmeyersche Buchhandlung, 1886.

Das Buch bietet zahllose sprichwörtliche Redensarten und charakteristische phraseologische Verbindungen mit Angabe des Autors, unter Gesichtspunkte geordnet. Es zeigt selbständigen Sammelleiß. Hin und wieder finden sich Parallelstellen aus den deutschen Klassikern eingefügt. Ich will gern glauben, daß der Verf. mit Eifer nach dem unbekanntem Urheber mancher sprichwörtlichen Redensart gesucht hat; aber für die Schüler möchte doch manche andere derartige Sammlung, z. B. die ältere von Wüstemann oder die von Hempel (Bremen 1884), weit brauchbarer sein, falls man es nicht vorzieht, es ihnen selbst zu überlassen, sich Derartiges zu sammeln. Es finden sich in diesem Buche zu viel Nichtigkeiten, z. B. *Libertate opus est* (Persius 5. 73), *Tempore vincor ego* (Propert, 3, 20, 36), *Ades, abesse vis* (Auct. ad Her. 4, 15), *Anno voluntatem* (Cic. fam. 7, 24, 1),

Res nullius, Habeat sibi und Ähnliches fast auf jeder Seite. Eine besondere Sorgfalt hat der Verf. darauf verwendet, aus dem *corpus iuris civilis* die Rechtssprichwörter zu sammeln.

Berlin.

O. Weifsenfels.

Erast Wezel, Cäsars Gallischer Krieg. Ein Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Tertia. Erster Teil (Buch 1—3). Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1886. VIII u. 111 S. 1,20 M.

Um die lateinische Grammatikstunde für den Schüler nutzringender und zugleich interessanter zu machen, hat Verf. den Stoff der cäsarischen Commentarien so bearbeitet, daß der Terterianer durch fortgesetzte Übung im Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische allmählich die grammatischen Regeln erlerne. Es ist aber nicht der bloße Inhalt der einzelnen Kapitel durch einfache Umwandlung der Sätze wiedergegeben worden, sondern es sind, womöglich mit Cäsars eigenen Worten, sachliche Erklärungen und die Gründe für die einzelnen Handlungen und Thatsachen, geographische und besonders topographische Erläuterungen, geschichtliche Notizen hinzugefügt worden. In die Übungsstücke ist das gesamte grammatische Material der Untertertia verarbeitet und zwar in folgender Weise: 1. Der Genetiv in Buch I Kap. 1—29 (Feldzug gegen die Helvetier); 2. Der Accusativ in Buch I Kap. 30—54 (Feldzug gegen Ariovistus); 3. Der Dativ in Buch II Kap. 1—15 (Unterwerfung der westlichen Belgier); 4. Der Ablativ in Buch II Kap. 16—35 (die große Nervierschlacht u. s. w.); 5. Die Präpositionen, Orts-, Raum- und Zeitbestimmungen, Pronomina in Buch III. Das übrige (Tempora, Modi, Satzlehre) soll in Buch IV und V, schliesslich die Repetition des gesamten grammatischen Pensums der Untertertia in Buch VI verarbeitet werden. Buch VII des *bellum Gallicum* und die drei Bücher des *bellum civile* sind für die Obertertia bestimmt.

Die äufsere Form der Übungsstücke ist sehr mannigfaltig. Neben einer Anzahl von Stücken referierenden Inhaltes, geschichtlichen Erzählungen und geographischen Schilderungen finden sich Briefe, teils den bei Cäsar auftretenden Personen, teils anderen aus alter und neuer Zeit zugeschrieben gedacht, ferner Berichte der Legaten an den Oberfeldherrn und des Oberfeldherrn an den Senat, sodann Reden an die Soldaten und endlich in nicht geringer Anzahl Gespräche. Dieselben sind entweder den bei Cäsar vorkommenden Personen in den Mund gelegt, oder es unterhalten sich A. und B., so daß A. gewöhnlich fragt, B. belehrt, jedoch fast immer so, daß er durch verschiedene Fragen schliesslich den A. selbst das Richtige finden läßt. Diese Gesprächsform hat Verf. gern angewendet, weil er dadurch am leichtesten die Schüler belehren kann, weil er eine regere Beteiligung der Schüler hervorruft, weil er eine ganze Anzahl von Wortformen und Redewendungen

anbringen kann, für die in der Erzählung kein Raum sich findet, und weil endlich die Gesprächsform die beste Anleitung zum Lateinsprechen bildet.

Als grammatischer Wegweiser sollen dem Schüler Harres Hauptregeln der lateinischen Syntax dienen, jedoch dürfen sie nicht mechanisch auswendig gelernt werden, sondern sie werden in der Lehrstunde so lange nachgeschlagen, bis sie schliesslich allen geläufig sind. Diese Verbindung herzustellen ist Sache des Lehrers, in dem Buche selbst finden sich keine Anmerkungen unter dem Texte und keine Hinweise auf die Grammatik (man kann also auch andere grammatische Lehrbücher verwenden), auch ist ein Wörterbuch nicht hinzugefügt worden; nur da, wo seltenere Worte vorkommen, die zur Erklärung notwendig waren, aber im Texte der Commentarien nicht stehen, sind die betreffenden lateinischen Wendungen angegeben worden. Es ist aber zum Schlusse ein geographisches Register angefügt worden, weil in den Übungsstücken überall die jetzt gebräuchliche Namensform der geographischen Eigennamen gewählt worden ist und öfters zur genaueren Bestimmung auch Namen gebraucht sind, die sich bei Cäsar nicht finden.

Diese enge Verbindung zwischen der Lektüre des Cäsar und dem grammatischen Unterrichte halte ich für sehr nützlich, weil dadurch allein das Überwuchern des grammatischen Elementes verhindert werden kann: die zahlreichen Gebrechen unserer Schulgrammatiken, welche gerade jetzt von verschiedenen Seiten aufgedeckt worden sind, würden nicht so lange von Buch zu Buch und Auflage zu Auflage sich fortgeerbt haben, wenn die Grammatiker immer die nötige Fühlung mit den Schriftstellern bewahrt hätten. Statt dessen tritt die Phraseologie und die Stilistik mehr in den Vordergrund, nicht auf dem unerquicklichen Umwege durch die gedruckten Phrasensammlungen, sondern frisch aus dem Schriftsteller selber. Ohne Zweifel wird also die Arbeit des Verfassers in weiten Kreisen Beifall finden, da seine Auffassung die natürliche ist und neuerdings vielfach von berufener Seite geltend gemacht worden ist.

Die Ausführung verdient volle Anerkennung: der Verfasser hat sich seiner Aufgabe, die in solchem Umfange auszuführen nicht jedermanns Sache ist, mit Lust und Liebe gewidmet, seine eigentümliche Frische und Munterkeit wirkt sehr belebend und wird, glaube ich, auch solche Lehrer anregen, denen diese Gaben von der Natur nicht gegeben sind. Die Einführung dieses Lehrbuches ist selbstverständlich von den sonstigen Einrichtungen der betreffenden Lehranstalt abhängig; aber auch ohne dieselbe kann der Lehrer bei der praktischen Einrichtung des Übungsbuches Wezels Arbeit leicht benutzen, und sicherlich wird er mit dem Erfolge zufrieden sein.

Für eine zweite Auflage, die gewifs bald notwendig werden wird, füge ich ein paar Bemerkungen an.

Die Ausdrücke bedürfen bisweilen der Nachbesserung: S. 3 machte plausibel; S. 12 Weil er den Helvetiern hart auf dem Leibe bleiben wollte; S. 13 sein Geist war voll Ränken; Vitivacius war das Ebenbild eines Fürsten st. Muster. S. 22 er fahl den Allobrogern sie reichlich mit Getreide zu versehen l. B. Gall. I 28, 3 *ut his frumenti copiam facerent*. — Manchmal die lateinische Redeweise zu streng gewahrt: S. 10 Wollte daher nicht dahin kommen lassen; S. 11 Wenn ihr das erdet gethan haben; S. 13 Wenn die Römer werden die Helvetier überwunden haben. — Umgekehrt verleitet an anderen Stellen das Deutsche den Schüler zu einem unlateinischen Ausdrucke: S. 2 endlich wirst du recht gut wissen = *neque voras*; S. 10 Eine Legion, die zehnte = *Una legio, quae appellabatur decima*. — Im geographischen Register muß es heißen: *urici*; *Poeninae*; *Burdigala*; der Name *Helvetia* kommt im Lateinischen nicht vor, Cäsar sagt I 2, 2 *qui agrum Helvetium a Germanis dividit*.

Auf Seite 13 heißt es: „Dumnorix war damals, als Orgetorix um seine Tochter zur Frau gab, Vergobret und beim Volke sehr beliebt“. Diese Angabe ruht jedenfalls auf folgenden Worten Cäsars I 3, 5: *Dumnorigi . . . qui eo tempore principatum civitate obtinebat ac maxime plebi acceptus erat*, wozu schon Rist. Schneider anmerkte: *Videtur Dumorix eo anno Vergobretus fuisse*. Hiergegen hat aber Kraner⁸ mit Recht geltend gemacht, daß *principatus* nicht eine vom Volke übertragene amtliche Stellung bedeute, sondern durch Geburt, Reichtum und persönliche Tüchtigkeit bewirktes Übergewicht im Staate. Ich brauche hier auf diese Frage nicht weiter einzugehen, da dieselbe durch Braumanns treffliche Untersuchung (die Principes der Gallier und Germanen bei Cäsar und Tacitus, Progr. des K. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Berlin 1883, S. 31 — 33) völlig erledigt ist.

Nicht so einfach ist die Entscheidung über folgenden Punkt. S. 3 steht: „Orgetorix, Cassius und Dumnorix hatten sich das südliche Versprechen gegeben, Galliens sich zu bemächtigen.“ Das wird der Schüler nach B. Gall. I 3, 8 übersetzen: *Galliae sese vituros esse*, denn dort steht: *totius Galliae sese potiri posse sperant*. Es ist mir nicht unbekannt, daß auch außer der geläufigen Verbindung *rerum potiri* der Genetiv bei mustergiltigen Schriftstellern sich findet, z. B. Cic. ad fam. I 7, 5 *posse te illius regni potiri* und Plin. off. III § 113 *se in castra redituros ea, quorum erant potiri* *Poeni*, aber man muß doch Cäsars Sprachgebrauch zunächst nur nach seinen eigenen Schriften betrachten, und dann ergibt sich folgendes Resultat. Cäsar verbindet *potiri* an sämtlichen Stellen, abgesehen natürlich vom Gerundivum, nur mit dem Ablativ, B. Gall. I 3, 8 bildet von dieser Regel die einzige Ausnahme. Seine Gleichmäßigkeit im Ausdrucke ist bekannt, bei Wieder-

holungen früherer Angaben wird seine Redeweise, wie schon oft bemerkt worden ist, geradezu formelhaft. Nun sagt Cäsar bereits I 2, 2 von denselben Helvetiern, deren Führer Orgetorix war: *perfacile esse . . . totius Galliae imperio potiri* und I 30, 3 wiederum von den Helvetiern, sie seien ausgezogen: *uti toti Galliae bellum inferrent imperioque potirentur*, dadurch wird es mir sehr wahrscheinlich, daß auch I 3, 8 zu schreiben sei *totius Galliae (imperio) sese potiri posse*. Diese Vermutung findet einen gewissen Anhalt an der Überlieferung des codex Bongarsianus I, in welchen *imperio* von anderer Hand hinzugefügt ist, doch will ich nicht verschweigen, daß diese Autorität mir selber nicht viel gilt. Andererseits aber kann ich eine sonst richtige Vermutung nicht deshalb abweisen, weil sie jemand ausgesprochen hat, der vor der Erfindung der Buchdruckerkunst lebte; man thut sehr unrecht daran, eine auf Pergament geschriebene Konjektur eine Interpolation zu nennen.

Hier scheiden sich die Wege des Herausgebers, der für jeden Buchstaben im Text verantwortlich ist, und des Bearbeiters deutlich: der erstere wird aus dem Schwanken nicht herauskommen, der letztere aber wird sich rasch dafür entscheiden, daß jene Konstruktion in seinem Übungsbuche keine Stelle finden kann: es ist eine Singularität, mit der man den Anfänger verschonen muß.

Berlin.

Rudolf Schneider.

Georg Steinmetz, Übungsstücke zum Übersetzen ins Lateinische zur Wiederholung der Deklinationen und Konjugationen für die zweite Lateinklasse (Quinta). Regensburg, H. Bauhof, 1896 VI u. 57 S.

„Der leitende Gedanke bei der Abfassung dieses Übungsbuches, sagt Verf. in der Einführung, war der, daß die Erlernung der lateinischen Sprache dem jugendlichen Geiste nicht einseitig formale Bildung bringen soll: der Hauptzweck ist und bleibt die Einführung in die reiche Litteratur des einst Länder und Geister beherrschenden Volkes. Deshalb soll der Schüler möglichst bald an die Lektüre herantreten können. Dazu aber wird wesentlich und fördernd beitragen, wenn er schon frühzeitig gewöhnt worden ist, auch aus dem Deutschen zusammenhängende Stücke ins Lateinische zu übersetzen.“ „Noch eine zweite Absicht lag der Abfassung des vorliegenden Buches zu Grunde. Nach dem alten Satze: *repetitio est mater studiorum* soll das, was der Schüler dem Gedächtnis eingeprägt, mit dem Verstand erfaßt und durch die Praxis eingeübt hat, beständig wiederholt werden, damit das mühsam erworbene Besitztum allmählich zum festgegründeten unverrückbaren Eigentum werde. Nun aber behandelt die Mehrzahl der bei uns gebräuchlichen Lehrbücher auf der unteren Stufe immer nur den eben zur Einübung gegebenen Stoff in einzelnen kleinen Sätzen, ohne auf das Vorausgegangene Rücksicht zu nehmen. Daraus ent-

bringt natürlich leicht die Gefahr allzurassen Vergessens; der zusammenfassenden Stücke, welche den Blick des Schülers über das ganze bisher gelernte Pensum schweifen lassen sollen, dieser sind zu wenige. Kommt dann einmal eine Generalrevü in der Form einer Haus- oder Schularbeit von größerem Umfang und mit stärkerer Zusammenfassung, so hebt der Jammer an, und nicht nur bei den Schülern. Diese Lücke zu füllen ist die andere Aufgabe, zu deren Lösung Verf. einen Beitrag leisten möchte. Desmal, wenn ein Abschnitt der Formenlehre durch gründliche Übung in Deklination und Konjugation dem Verständnis der Schüler erschlossen und die Anwendung der Einzelform im einzelnen Satze geläufig geworden ist, will das Büchlein ergänzend auftreten, damit das Neugelernte in zusammenhängenden Stücken auch mit dem Älteren verbinde und so die Kenntnisse der Knaben in einer lebendigen Einheit des Wissens und Könnens sich sammenschließen.“

Mit diesen Grundsätzen wird man einverstanden sein müssen, ebenso aber auch mit der Durchführung derselben.

Die Stoffe der Übungstücke sind allerdings nicht ausschließlich aus der alten Geschichte entnommen: es finden sich auch Erzählungen aus dem Mittelalter, aus dem Kriege von 1870/71, Märchen, Naturschilderungen u. s. w. Alle aber sind so schlicht gehalten, daß die Verschiedenheit der modernen Auffassungs- und Denkweise von der römischen nicht die Übersetzung erschweren kann; die Sätze sind einfach und doch nicht ohne Zusammenhang, so daß auch die einfachsten Satzverbindungen eingeübt werden. Die notwendigsten Fingerzeige für die Übersetzung sind unter dem Texte gegeben; vielleicht ist der Verf. damit zu sparsam gewesen, doch wird der Lehrer da leicht nachhelfen können. Am Schlusse steht ein Wörterverzeichnis, „jedoch sind in dieses von den Verba composita nur diejenigen aufgenommen, deren Bedeutung sich dem Schüler nicht sofort aus dem Verbum simplex ergibt.“ Überhaupt ist Verf. darauf bedacht, dem Schüler das Nachdenken nicht zu ersparen. Zur Anwendung der einzuübenden Formen sowie zur Wiederholung der früheren Pensum geben die Übungstücke oft Gelegenheit, und doch ist der Ausdruck nicht undeutsch und der Gedanke nicht breitgetreten und auseinandergezogen, um seine Verbalform zur Anwendung zu bringen. Der Inhalt der Übungstücke ist derart, daß er das Interesse der Quintaner wecken und fesseln muß, ein großer Vorzug vor den Übungsbüchern, die, wie die weitverbreiteten Spießschen, nur einzelne Sätze bringen und die Aufmerksamkeit des Schülers von einem Gegenstande zum andern hetzen. Über einzelnes wird sich streiten lassen, im ganzen aber sind die Steinmetzchen Übungsstücke ein tüchtiges, mit Geschick und Sorgfalt gearbeitetes Buch, und die Hoffnung des Verf.s, „manchem seiner Kollegen brauchbaren Stoff für Haus- und Schularbeiten damit geliefert zu haben,“ ist

gewifs begründet; zu allgemeinerer Einführung aber dürfte das Buch wohl erst dann gelangen, wenn der Verf. auch für Quarta und Tertia entsprechende Bücher erscheinen liesse.

Züllichau.

G. Rohmer.

A. Führer, Vorschule für den ersten Unterricht im Lateinischen. Nach der kleinen lateinischen Sprachlehre und dem Übungsbuche von Ferdinand Schultz unter Mitwirkung desselben bearbeitet. I. Grammatischer Teil. 58 S. 0,60 M. II. Übungsstoff und Wörterverzeichnis. IV u. 98 S. 0,80 M. Paderborn und Münster, Ferd. Schöningh, 1886.

Als Hauptzweck des ersten lateinischen Unterrichts wird in der Vorrede unzweifelhaft mit Recht die sichere Aneignung der grammatischen Formen und eines sorgfältig gewählten Wortschatzes bezeichnet; aber leider legt das Buch Lehrern und Schülern ganz unnötige Schwierigkeiten bei dem Streben nach diesem Ziel in den Weg. So werden z. B. S. 15 fast im Anfang der Beispiele zur 3. Deklination unregelmässige Formen gebracht, wie *sitim*, *Tiberim*, *vin*, *civium*, *cladium*, anstatt erst durch massenhaften Gebrauch das Sprachgefühl für die regelmässige Form erstarken zu lassen. Ebenso folgen bei den Geschlechtsregeln auf die regelmässigen Worte einige Ausnahmen.

Auch der grammatische Teil der Vorschule erschwert Lehrern und Schülern die Arbeit bei dem sicheren Aneignen der Formenlehre. Z. B. anstatt der höchst einfachen für einen Sextaner völlig ausreichenden Regel über den Abl. Sing., Nom. und Gen. Pluralis der dritten Deklination: „Die Substantiva haben *e*, *a*, *um*, die Adjektiva *i*, *ia*, *ium*. Nach der adjektivischen Deklination gehen auch die Neutra auf *e*, *al*, *ar*“ werden dem Sextaner zwei Seiten lange Regeln mit Ausnahmen über die Bildung dieser Kasus zugemutet. — Bei dem Paradigma für das Verbum bleibt die Grammatik von Schultz-Führer bei der traditionellen Trennung *laud-as*; *laud-abamus*. Hermann Perthes u. a. trennen: *lauda-s*, *lauda-ba-m*. Selbst wenn die letztere Teilung sprachlich unrichtig wäre, so müßte man sie wählen, da sie den Schülern grosse Erleichterung gewährt. Nun aber giebt dieselbe zugleich Gelegenheit, den Schülern die bedeutsame Thatsache zu veranschaulichen, dafs *s* etc. Zeichen für die zweite Person, *-ba-* Zeichen für das Imperfektum ist. Die Schüler brauchen dann z. B. beim Futurum nur zu merken: „*bi* ist Zeichen für das Futurum, die Personalzeichen sind mit Ausnahme der 1. Pers. Sing. wie beim Imperfectum. In der 3. Person Pluralis steht statt *bi*: *bu*“ und können dann mit Leichtigkeit sich selbst bilden, was sie bei Schultz-Führer mechanisch lernen müssen. Solcher Beispiele liefsen sich sehr viele anführen.

Noch viel gröfser aber sind die Schwierigkeiten, welche beim Vokabellernen Lehrern und Schülern in diesem Buche künstlich

werden. Es wird in der Vorrede der Grundsatz aufgegeben: „Vokabeln müssen vor der Durchnahme eines jeden Wortes gründlich auswendig gelernt werden“, und dieser Grundsatz liegt demnach der Anlage des Buches zu Grunde. Nun ist es jeder Lehrer, welcher den Versuch gemacht hat, welche Erleichterung es den Schülern beim Erlernen derselben gewährt, wenn sie dieselben vorher öfters in Sätzen, in welchen der Lehrer vorübersetzt, gelesen haben. Die meisten wissen die Mehrzahl der Vokabeln dann schon völlig auswendig, bei allen wird die bewusste Aneignung, welche man zu fordern ist, durch die vorhergegangene unbewusste erleichtert. Zwar hat die westfälische Direktorenkonferenz vom Jahre 1877 einstimmig das Prinzip der unbewussten Aneignung, welches Hermann Perthes seinen Büchern zu Grunde gelegt, verworfen. Ob mit Recht, davon kann sich jeder leicht überzeugen, wenn er Sätze mit unbekanntem Vokabeln Schülern vorübersetzt und den Inhalt derselben, soweit es jetzt üblichen Lehrbüchern möglich ist, anschaulich macht. Haben dann die Schüler selbst die Sätze noch einmal gelesen und werden sie dann nach den Vokabeln gefragt, wird der Lehrer es schwerlich noch befremdlich finden, wenn Hermann Perthes schreiben konnte: „Die Erwartungen, welche ich von der Theorie hatte, sind durch meine Erfahrungen in der Praxis noch weit übertroffen.“ Dieses außerordentlich wirksame Hilfsmittel beim Erlernen der Vokabeln bleibt bei dem Verfahren von Schultz-Führer unbenutzt, wenn der Lehrer sich nicht an dem Buch leiten läßt.

Bei dieser grundsätzlichen Geringschätzung der unbewussten Aneignung kann es nicht befremden, daß die Schüler schon in wenigen Stunden Worte wie *amicitia*, *avaritia* etc. memorieren können, schon das einfache Lesen dieser fünfsilbigen Worte macht ihnen die Schwierigkeit. Wie viel rationeller ist der Weg in dem Buch von Hermann Perthes. Der Schüler liest erst das Wort in Sätzen, die durch den Inhalt anzuziehen weniger schwierig sind, hört es oft von Lehrern und Schülern sprechen, kennt die ganze Stammgruppe *amo*, *amoenus*, *amicus* etc. kennen, wenn alle diese Eindrücke vorangegangen sind, wird ihm das Wort, dasselbe in einer Gruppe von Wörtern auf *-itia* wie *amicitia* etc. sich bewusster Weise völlig anzueignen. Nun wird es ohne weiteres geschehen können und dabei zugleich das Interesse und das Verständnis für die Gesetze der Sprachbildung geweckt. Und an dem Mechanismus, welcher bei dem mechanischen Memorieren dem Übungsbuch von Schultz-Führer und vielen anderen efordert wird, kann entweder völlig gespart oder zu anderen ertvollenden Dingen benutzt werden.

Wohl viel wirksamer ist das Lesen der Worte in zusammenhängenden Sätzen, wenn der Inhalt einigermaßen die Aufmerksamkeit

keit der Schüler erregt. Je interessanter der Inhalt, desto leichter werden die darin vorkommenden Vokabeln und Formen behalten. Nun ist zuzugeben, daß es oft sehr schwierig sein mag, Sätze mit wirkungsvollem Inhalt zu finden, welche außerdem ein geeignetes Beispiel für den betreffenden Abschnitt der Grammatik enthalten und dem Fassungsvermögen des Schülers angepaßt sind. Vielleicht ist diese Aufgabe zur Zeit noch in keinem Lesebuch völlig befriedigend gelöst. Aber sehr bedauerlich ist es, wenn ein Lesebuch für den sprachlichen Elementarunterricht sich gar nicht die Aufgabe stellt, so viel als irgend möglich durch den Inhalt zu fesseln und gerade durch den fesselnden Inhalt auch Wort und Form einzuprägen. Einem Lehrer, welcher selbst beobachtet hat, wie durch den wirkungsvollen Inhalt zugleich Vokabel und Form sich einprägt, und nun diese Thatsachen in seinem Unterricht verwerten will, werden durch ein solches Buch sehr empfindliche Schranken auferlegt. Das Lesebuch von Schultz-Führer leidet aber in hohem Maße an diesem Mangel. In der Vorrede heißt es: „Je mehr man von andern Dingen absieht, desto sicherer erreicht man das Ziel“, nämlich Sicherheit in Formenlehre und Wortkunde. Soweit unter den andern Dingen das Eingehen auf den Inhalt verstanden ist — und nach dem Zusammenhang muß man daran wohl vor allem denken — ist gerade umgekehrt der Satz erfahrungsmäßig richtig. Je mehr man bei jedem Satz den Inhalt möglichst anschaulich und Geist und Gemüt bewegend macht, desto sicherer und müheloser erreicht man das Ziel, auch Wort und Form, in welche dieser Inhalt gekleidet ist, dem Schüler zum Eigentum zu machen. Wer darüber im Zweifel ist, möge den Versuch machen, soweit dies bei den vielfach eingeführten Übungsbüchern mit ihren inhaltlosen Sätzen möglich ist.

Es klingt fast wie Polemik gegen diese Wahrheit, wenn in der Vorrede des hier besprochenen Buches mit Nachdruck hervorgehoben wird: „Es kommt nicht darauf an, das Buch interessant zu machen, sondern bildend für den Schüler.“ Dieser Grundsatz, nach welchem „bildend“ und „interessant“ in Gegensatz gestellt werden, verleiht dem ganzen Buch sein Gepräge. Schwerlich wird dem Urteil widersprochen werden, daß die Übungssätze ihrem Inhalt nach nicht geeignet sind, die Aufmerksamkeit zu fesseln; viele sind belehrend, aber nur sehr wenige von irgend welchem Interesse für den Schüler. Dieser in dem Buch durchgeführte Grundsatz muß aber, auch ganz abgesehen davon, daß er das Aneignen von Vokabeln und Formen erschwert, als bedenklich erscheinen. Man möchte demselben gegenüber fragen, ob ein lateinisches Lesebuch, welches durch seinen Inhalt interessiert und die Schüler immer wieder von neuem anzieht, nicht schon dadurch bildend wirkt, daß es Lust zur Arbeit, „das innere Bedürfnis“ zum Lernen weckt? und ob ein Buch, welches ausdrücklich nach dem Grundsatz gearbeitet ist, daß der Inhalt nicht

interessant zu sein braucht, schon hierdurch nicht bildend, sondern verbildend wirkt, weil es den Schüler zur Gleichgültigkeit gegen den Inhalt eines in fremder Sprache geschriebenen Buches zieht? Es sollte ihn doch vielmehr daran gewöhnen, die Sprache den Ausdruck eines Gedankens zu halten, der wert ist, gedacht und ausgesprochen zu werden.

Da der lateinische Unterricht in VI und V sehr häufig jungen Lehrern in den ersten Jahren ihrer Lehrpraxis übertragen wird, führen die betreffenden Lehrbücher, deren Benutzung ihm von der Behörde zur Pflicht gemacht wird und welche er daher zunächst mit gutem Vertrauen hinnimmt, zugleich in die pädagogische und didaktische Praxis ein. Sind sie nach falschen Grundsätzen gearbeitet, so wirken sie wie ein pädagogisches Seminar, welches die Zöglinge systematisch in falsche Lehren der Didaktik hineinleitet. Durch Übungsbücher, wie von Schultz-Führer und ähnliche weitverbreitete, werden die jungen Lehrer von vorn herein dazu erzogen, die Lektüre lediglich als Mittel zur Einübung von Formen und Vokabeln anzusehen und gleichgültig den Inhalt beim fremdsprachlichen Unterricht zu sein. Auch die Forderung, wenigstens zu untersuchen, in welchen Fällen die bewußte und in welchen die unbewußte Aneignung anzuwenden und wie beide zu gegenseitiger Unterstützung zu verwerten sind, rufs ihnen wie der Direktorenversammlung in Soest vom Jahre 1877 als wenig beachtenswert erscheinen. Die Lehrbücher, welche ihnen in die Hand gegeben werden, gewähren ihnen wenig Anregung und eine nur dem Kundigen erkennbare Gelegenheit zur Beobachtung und Erforschung der bei der unbewußten Aneignung obwaltenden psychologischen Gesetze. Durch diese solche Einführung in die Lehrpraxis, wie sie zur Zeit den Lehrern an den höheren Schulen zuteil wird, werden die Notstände ebensowohl erklärt als gesteigert, welche Wendt in dieser Zeitschrift 1885 S. 274 mit den Worten schildert: „Wenn Herr Paulsen gegen eine einseitige, allzu formalistische Behandlung der lateinischen Stilübungen zu Felde zieht, so ist er im Rechte. Dasselbe kommt in der That oft genug vor, fordert viel mehr Kraft als gut ist und verdirbt manchem Schüler die Lust an den alten Sprachen.“

Diese von einem so berufenen Zeugen konstatierte Thatsache kann aber sehr verhängnisvoll werden. Jedem, welcher Kenntnis und Verständnis griechischer und römischer Kultur und Sprache als ein hohes Gut unserer Nation erachtet, drängt sich die Frage auf: Wird dieses Gut auf die Dauer unserem Volke erhalten bleiben? Schwerlich wird der Wall des Berechtigungswesens, welcher heute noch das Gymnasium mit seinen Vorzügen und in der Ansicht vieler auch mit seinen Schwächen schützt, lange in kräftigen Sturmanläufen widerstehen. Werden Schulen sich ohne solchen äußeren Schutz halten können, in welchen den

Schülern oft die Lust an den alten Sprachen verleidet wird, und zwar, wenn an den obigen Ausführungen irgend welche Wahrheit ist, durch eine falsche Lehrpraxis, zu welcher fast alle jungen Lehrer in den ersten Jahren ihrer Lehrthätigkeit durch Lehrbücher wie das hier besprochene und viele ähnliche systematisch angeleitet werden und von welchen sich später wieder frei zu machen wenigstens vielen nach dem oben angeführten Wort von Wendt nicht gelingt?

Bielefeld.

Otto Perthes.

Homeri Iliadis carmina edidit Al. Rzach. Pars prior, *carm. 1—XII*, Lipsiae, Freytag, MDCCCLXXXVI. S. XXIV u. 296 S. geh. 1 M.

Der Verf., der sich durch seine Arbeiten über Hesiod und die nachhomerischen Epiker bekannt gemacht hat, tritt hier mit dem ersten Teile seiner schon längere Zeit vorher angekündigten Iliasausgabe in die Öffentlichkeit. Obgleich dieselbe wesentlich für Schüler bestimmt ist, will er doch auch, daß Gelehrte sie nicht aus der Hand legen, ohne Nutzen daraus gezogen zu haben. Daher sucht er einen möglichst gereinigten Text und einen kurzen kritischen Apparat unter demselben zu geben, auch in der Angabe der gemachten Konjekturen Maß zu halten. Als Grundlage dienen ihm natürlich die Hss. (von denen er die bedeutenderen Seite XXIV aufzählt), so wie sie von La Roche und anderen geprüft sind. Leider läßt La Roche uns noch immer — es sind bereits zehn Jahre seit dem Erscheinen seiner Iliasausgabe verflossen — auf die Prolegomena und Indices dazu warten, und wir sind nur auf die kurzen Notizen in Teubners Mitteilungen 1877 Seite 42 angewiesen. In zweiter Linie kommen für den Verf. in Betracht die Untersuchungen der alexandrinischen Grammatiker, besonders Aristarchs, wenn auch dieser bisweilen geschlafen habe. So will denn R. einen Text geben, der über die Zeiten der Alexandriner hinausgeht, wozu, wie er erklärt, die Ergebnisse der sprachvergleichenden Wissenschaft ihm behülflich sein sollen. Am meisten ist diese Ausgabe der Nauckschen verwandt, was ich weiter unten näher begründen werde; doch ist er mit dem überlieferten Text viel schonender umgegangen und in den Veränderungen viel zurückhaltender als Nauck. Mögen andre anderer Ansicht sein, ich glaube trotzdem, daß noch immer darin von ihm des Guten zu viel gethan ist.

Nach dem Programm der *Bibliotheca scriptorum* von Schenk mußte er sich in der Einleitung ziemlich kurz fassen. So hat er auf Prolegomena über Ursprung und Verfasser der Ilias verzichtet und nur die kurzen Wolfschen Inhaltsangaben vorausgeschickt.

Sehen wir uns den Text genauer an, so gewahren wir, daß der Verf. den Vorschlägen von Curtius bereitwillig sein Ohr ge-

n und diese in denselben aufgenommen hat. Derselbe sagt vol. 397, daß die ältere bei Homer anzunehmende Form war (vgl. Rhein. Mus. 1845 S. 242 ff.), während *εἰως* gar keine Gewähr habe. Infolge dessen schreibt Rzach *A* 193 u. ö.

Ferner vermutete er (Verbum d. gr. Spr. 1. Aufl. II 63), in Formen wie *χιεῖω* das *ει* fälschlich für das anderweitig gebildete *ησι* eingeschlichen habe; ihm folgend schreibt daher der Herausgeber *χιηῖω A* 26, *Γ* 291 u. ö., *ἐρηόμεν A* 62, *θρηόμεν A* 143, *ορηόμεν A* 567, *μεθῆω Γ* 414, *τραπήρομεν Γ* 441 u. a., ebenso *ἦτο* und *ἦατο (B* 137, *Γ* 149 u. ö.), vgl. Verbum I 94. Da er nach Curtius (Verbum I 54) das *ι* in die Konjunktive auf Grund eines Mißbrauchs eingedrungen ist, schreibt er *ἐθέλησθα* *β* 4, *A* 353 u. ö., *πίησθα Z* 260, *βουλεύησθα I* 99, *ἴησθα* *Γ* 1. In derselben Schrift II 72 erklärt Curtius, daß man sich er entschließen könne, in den Konjunktiven der Präsensens thematischer Verba die Kürze statt der Länge für möglich zu halten. Er will daher *B* 252 f. *ἵνα μίσσηται* u. *κατίσχηται* als handschriftliche *μισσῶται* und *κατίσχηται* lesen, wie auch Curtius (Curt. Stud. II 138) sah; er hält es für wahrscheinlich, daß *ἡ βούλητ' ἀντιάσας*, woran auch Stier denkt, für *βούλεται ἀντιάσας* geschrieben wurde. In beiden Fällen schreibt Rzach, Curtius vorgeschlagen, ebenso auch *K* 361 f. *ὡς δ' ὅτε κύνε υἱὸν ἤε λαγῶν ἐπέιγεται χῶρον ἄν' ἔλθεντα, ὃ τε προσημνηκῶς*, während in den Handschriften *ὃ δέ τε* steht, doch arch aber *τε* tilgte (Vogrinz Beitr. zur Formenlehre des gr. Verbums S. 14 freilich ist der Meinung, daß dieser Konjunktiv nicht weg emendieren lasse), und *M* 42 *ὡς δ' ὅποι' ἔν τε πῆσι καὶ ἀνδράσι κάπριος στρέφεται* für das handschriftliche *ὡς δ' ὅτ' ἄν*, Monro grammar of the Homeric dialect § 82 vorgibt vor zu lesen *ὡς δ' ὅτ' ἔναντα*. Mit Bekker (2. ed.) und den meisten neueren Herausgebern gegen Herodians Ansicht stimmt der Verf. *Αἰγείδης A* 265, *Ἀμαρυγκειίδης B* 622, *Ἰσθμίδης, Ἡρακλειίδης, Καινείδης, Οἰνείδης, Πηλείδης, Τυρηνίδης* u. a., ebenso *Ἀτρεΐωνα A* 357, *Καδμείωνας A* 385, *Καδμείωνι A* 188 u. a. Diärese hat er auch eintreten lassen in dem Worte *Ἀργεῖοι*, was Nauck gleichfalls in seiner Ausgabe vorgibt, nachdem er es schon in *Mél. Gréco-Rom.* II 403 vorgegeben und Savelsberg (de digamma p. 21 adn. 1) es gebilligt hat. Rzach schreibt auch *E* 807 *Καδμείων*, während die übrigen Herausgeber, Nauck eingeschlossen, *Καδμείων* lesen. Ebenso schreibt er mit Diärese *κόϊλος*, das bekanntlich bei Homer 57 mal in der Arsis und nur einmal (*χ* 385) in der Arsis steht und vielfach zur Aufnahme in den Text empfohlen wurde; s. meine Auseinandersetzung in Ebelings lex. hom. I 843. Warum Hinrichs in seiner Neubearbeitung der Faesischen Odysseeausgabe *κοῖλος*, von *κ* an aber *κόϊλος*, dagegen wieder *σ* 181 *κοίλης* schreibt, weiß ich nicht. Rzach schreibt auch mit Nauck und Roehl quaest. hom.

15f. κλειτός, ferner für εἶ in der Thesis jedes Versfußes ἐέ, während Bekker es ohne Diärese im 1. Fuße gelassen hatte, in Zusammensetzungen B 661 ἐνπέπλω u. ö., Z 372 ἐνπέπλω, B 113 ἐντίειχρον, Γ 18 ἐνείδης, ferner ἐτύκτος, ἐνώδης, ἐνεργής, E 76 Ἐναιμονίδης, E 79 Ἐναιμόνος, B 536 Ἐύβοιαν, B 535 Ἐυβοίης u. a. mit Bekker (2. ed.) und Nauck. Dem Digamma gegenüber nimmt der Verf. die Stellung ein, daß er das ν ἐγκλιτικόν vor einem mit Digamma beginnenden Wort streicht, im übrigen dieses ausgefallenen Buchstabens wegen nur selten Änderungen des Textes vornimmt. Daher schreibt er A 94 ἔδωκε ἐκβόλος, A 180 Μυρμιδόνεσσι ἄνασσε (aber A 280 πάντεσσι δ' ἀνάσσειν, was Bekker und Nauck in πάνιν δὲ ἀνάσσειν geändert haben), A 537 ἠγνοίησε ἰδοῦσ' (aber B 82 νῆ δ' ἰδεν), I 291 οἴτι κε εἶπης (aber A 64 ὅς κ' εἶποι); ferne B 332 εἰς ὃ κε ἄσιν, B 73 ἐγὼ ἔπειν (für ἐγών), E 349 οἰ ἄλις, B 384 ἀμφὶ ἰδών (für ἀμφίς), A 223 ἀτακτηροῖσι ἔπεισιν mit Bekker und Nauck für ἀτακτηροῖς ἐπέεσσιν. Ähnliche Änderungen hat er noch öfter aufgenommen, wie A 519. B 277 Γ 38 (mit Bekker und Nauck) und A 552. B 164. 180. 189. A 6 E 419 (mit Nauck). B 213 lesen wir ὅς ἔπεια (für das handschr. ὅς ὕπεια), M 389 ἦ ἴδε (für ἦ ὕ' ἴδε, M 48 τῆ εἰκονοῖν (für τῆ τ'), E 451 τὰ ἔλδειαι (für τὰ τ'), Γ 459 ἦν τε εἰοικεν (für ἦν τιν'), Γ 119 ἰδὲ ἄργα (für ἦδ'), Γ 140 προτέρου καὶ ἄστος was allerdings Eust. hat, für das handschriftl. προτέροιο, B 67. Λαρόπου τε ἀνακτος für Χαρόποιο τ' ἀνακτος. Mit Nauck schreibt er A 119. 275 εἶδεν, Γ 154 εἶδονθ', A 24. 378 ἀνδαν für das überlieferte ἦρδανε, B 58 ἀγχιστα εἰοικει (die Angabe unter dem Text, daß Bekker so geschrieben, ist nicht richtig bei dem findet sich φερόκειν), B 668 οἰκηθεν (für ὤκηθεν), A 1 εἰνοχοῖει (für ἐφοροχοῖει); vgl. auch G. Meyer Gr. Gr. 477. Auch sonst stimmt er vielfach mit Nauck überein. So schreibt er mit ihm A 116 u. ö. καὶ ὄς, A 133 ἦ ἐθέλεις (für ἦ), A 192 u. ö. ἦ εἰ αὐτὸ δεύτερον ζήτημα gegen die Lehre Herodians (vgl. auch Ludwig Aristarch II 49), worin ihm Cauer (Wochenschr. für klass. Philol. II 934) beistimmt, der mit Vernachlässigung der Lehren der Grammatiker ἦ, weil wir es mit oder übersetzen, mit dem Akrotypon schreiben und ἦ nur auf einfache Fragen beschränkt wissen will. Hierin scheint er mir viel zu weit zu gehen. Γ 215 schreibt Rzach ἦ mit Nikanor, Nauck ἦ, ferner B 325 ὄο κλέος, wie schon Buttman, Ahrens, Curtius u. a. vermuteten, B 518 νίεες Ἰγίω I 410 ὁμοῖοιο πολέμοιο, B 731 Ἀσκληπίου δύο παῖδε, E 2 ἀδελφείοιο χιμέροιο, Z 61 H 120 ἀδελφείοιο φρένας ἦρωσ, w. Ahrens Rhein. Mus. II 161f. vorschlug und Mourou grammar § 6 billigte; anders urteilt freilich Hartel hom. Stud. III S. 8f. Ab Z 311 läßt er die gewöhnliche Lesart κακομηχανόν ἀκροόεσσι ebenso wie I 61 ἐκιδρῆτον ἀκροόεντιος bestehen, während Curti Etymol. 156 (vgl. Jahrb. Band 67 Seite 9) vorschlug

schreiben *κακομηχάνου κρουέσσης* und *ἐπιδημίου κρ.*, was den Beifall von J. Wackernagel in Bezzenbergers Beiträgen IV 266 und von Monro fand und von Payne Knight und Nauck in den Text aufgenommen wurde. Naucks Änderungen folgend schreibt er *A* 412. *B* 111 u. ö. *ἄατη*, *E* 388. 863 u. ö. *ἄατος*, *E* 486 *ἄαρσιν*, *A* 27 u. ö. *ἰδρόα* (aber *αἰδῶ* *B* 266), *A* 181 *νέεσσι* (für *ηησί*), *E* 464 *νῆες*, *A* 153. *B* 801 *μαχεσσόμενος*, *Γ* 254 *μαχέσιοντ'*, vgl. *A* 298; *A* 304 *μαχεσσαμένω* u. ähnl. Formen; *Z* 508 *λοέσθαι* und *ἐρρεέος*, *K* 576 *λοέσαντο*, *Θ* 367 *προπέμψεν* (für *προὔπεμψεν*), *I* 393 *σαῶσι*, *A* 551 *κρεάων* (für *κρειών*), *A* 554 *τρέει* (für *τρεῖ*), *A* 808 *ἦεν* (für *ἦην*), *B* 22 *ἦλος Ὀνειρος* für *θετος*, in schol. A ist bemerkt *γράφεται καὶ οὐλος*, lies nahm auch Nauck auf, da von *θετος* die erste Silbe bei Homer ich nur in der Thesis finde; *B* 281 *ὡς ἅμα οἱ πρότωι τε καὶ ἴστατοι νῆες Ἀχαιῶν μῦθον ἀκοίσειαν* für *ὡς ἅμα θ' οἱ*; schon im Bulletin de l'Acad. des sciences de Pétersb. IX 332 schlug Nauck diese Änderung vor (denn *θ'* sei von einem ungeschickten Grammatiker eingeschaltet) und fasste *οἱ* als Dativ. *A* 343 schreibt R. mit Nauck *πρώτω γὰρ καλέοντος* (für *καὶ δαιτός*) *ἀκονάζεσθον ἐμετο*, *Γ* 391 *κείμενος ἐν θαλάμῳ* (für *κεῖνος ὁ γ'*), eine Konjekture, die Nauck erst 1880, also nach dem Erscheinen seiner Ausgabe, veröffentlichte. Hatte schon Bekker die Endung der Infinitive auf *ειν*, wo es möglich war, in *εμεν* verwandelt und nur im 1. Fufs, um den Spondeus zu erhalten, die Endung *ειν* beibehalten, wie *B* 833. *E* 52. 61, so hat Nauck auch in diesem Falle *εμεν* geschrieben. Ihm hat sich Rzach angeschlossen. Rückichtlich der Infin. Aor. auf *έειν* thut er dasselbe, bemerkt aber in der Praefatio, dafs er zwar wisse, diese Endung sei falsch, aber nicht geändert habe, weil es zweifelhaft sei, ob dafür mit Curtius und Renner *ειν*, was er vorziehe, oder mit Leo Meyer *εμεν* zu schreiben sei. Mit Bekker und anderen schreibt er *B* 447 *ἀγήραον* und *A* 131. *E* 218 *μη δὴ οὕτως* für das überlieferte *δ' οὕτως* und *A* 340 u. ö. *δὴ αὐτε*, *A* 540 u. ö. *δὴ αὐ* (für *δ' αὐτε* und *δ' αὐ*), während Nauck im Texte *δ'* behält, unter demselben aber *δὴ* mit einem Fragezeichen notiert. *B* 566 lesen wir *Μηκιστήος* (für *Μηκιστέος*), was auch Bekker und Nauck haben. *E* 686 und in den übrigen Stellen, wo als Dat. *πόλει* steht, schreibt er mit Bekker *πόλι*, *M* 258 u. ö. als Acc. Plur. mit demselben *ἐπάλλεις*; *Γ* 22 mit beiden und anderen *βιβάντα* (für *βιβώντα*), obgleich La Roche bemerkt, dafs diese Lesart jeglicher Auktorität der Hss. entbehre; *A* 52 u. ö. mit ihnen *θαυεται*, *A* 599 *γέλος* mit Bentley, Bekker, Nauck, Grashof (Zur Kritik des hom. Textes S. 24 Anm. 41) und Ahrens Formenl. § 28; *Γ* 442 *ἔρος*, *A* 344 *μαχεοίαι* für *μαχέοιντο* mit Barnes u. anderen, *B* 8 *οὐλος Ὀνειρε* (für *οὐλε*) mit Naber u. Lange; Nauck hat die handschriftliche Lesart beibehalten; *B* 365 *γνώσεται* mit Heyne u. Bekker (für *γνώση*), *Γ* 206 *ἀγγελίην* (für *ἀγγελίης*)

mit Bentley; *Γ* 366 *τίσεσθαι* mit Cobet und Nauck (für *τίσασθαι*), *Α* 75 *ἀσιέρ' ἔηκε* mit Barnes, Bentley und Bekker; die Hss. haben *ἀσιέρα ἦκε*, was Nauck unverändert gelassen hat; *Α* 242 *ἐλέγχαι* für *ἐλέγχεες* mit Ahrens (Phil. VI 32) und Nauck; auch La Roche hom. Textkr. 250 spricht sich zu Gunsten dieser Lesart aus; *Ε* 592 *ἀνάσχειτον* mit Wackernagel in Bezzenbergers Beitr. IV 299 (für *ἀάσχειτον*), *Ζ* 414 *πατέρ' ἀμμόν* mit Ahrens u. anderen, *Η* 74 *ὄν τινα θυμὸς ἐμοὶ μαχέσασθαι ἀνώγη* (für *ἀνώγει*) mit La Roche; Nauck setzt unter den Text: *ἀνώγη?* Anders urteilt Henze im Anhang zu Ameis' Ausgabe. *Α* 656. 658. 698 mit Brugman, der in Curt. Stud. IV 158 f. *χρῆος* vorschlug (für *χρετος*).

Konsequenter setzt der Verf. das *ν* an, wenn das eine Wort auf einen kurzen Vokal endigt, das andere mit einem doppelten oder einem Doppel-Konsonanten beginnt, wie *Α* 346 *ἐκ δ' ἀγαγεν κλισίης*, *Α* 608 *ιδιήσιν προπίθεσσω*, ebenso *Β* 207. 264 576. 622 *Γ* 223 172. 139; *Β* 452 *Θῆκεν Ζεὺς*, vgl. *Γ* 220. *Α* 469. *Ε* 696; *Α* 66. 71 *ὄς κεν Τρωῶας*, vgl. *Α* 129. *Ε* 273; *Α* 166 *Ζεὺς δέ σφιν Κρονίδης*. Eine weitere Eigentümlichkeit der neuen Ausgabe ist die, daß sie stets, wenn eine Präposition ihrem Substantiv nachgesetzt und dann elidiert wird, die übrigbleibende Silbe accentuiert, wie *Β* 150 *νῆας ἔπ*, *Β* 374 *Α* 291 *χερσίν' ἔγ'*, *Β* 395 *ἀκτιῆ ἔγ'*, *Β* 616 *ὄσσω ἔγ'*. Im vierten Fuss schreibt R. ferner mit Bekker *Α* 43. 357. 457. *Ε* 121. *Κ* 295 *τοῦ δὲ κλέε*, um dadurch die Hephthemimeres herzustellen, läßt aber auffallenderweise *Α* 509 *καὶ ἰ' ἔκλων* unversehrt, während auch hier Bekker *τε κλίον* las. Ebenso schreibt er *Α* 218 am Schluß des Verses *μίαια τε κλίον αὐτοῦ* (während Bekker *ἰ' ἔκλων αὐτοῦ* hat) und mit Bekker u. Nauck, um ein dreisilbiges Wort am Ende des Verses zu bekommen, *Α* 267 *καρτίστοισι μάχοντο*, vgl. *Β* 504. 635. *Γ* 119. 368. *Ε* 901. Gleichfalls in Übereinstimmung mit Bekker schreibt er am Anfang von *Α* 487 *αὐτοὶ δὲ σκιδόρατο*, weicht aber von ihm ab *Β* 28. 65 *Θωρήξαι σε κέλευσε*, ebenso *Β* 639. 692. *Α* 438, wo Bekker stets die Verbalform mit einem Augment liest. Aufgefallen sind mir auch folgende Stellen, in denen er von den übrigen Herausgebern abweicht: *Α* 268. *Β* 743 ist *Φῆρες* mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben unter Hinweisung auf Meisters Griech. Dialekte I 119 (die mir nicht zur Hand sind). *Β* 511 findet sich *Ὀρχομενὸν Μινυῖον*, *Β* 677 *Κων*, während die Hss. *Κών*, Nauck *Κόν* haben; *Γ* 55 *οἱ' ἐν κονίησι μιγήης*, während in den Hss. *μιγείης* steht; den Opt. suchte Hermann opusc. II 34 zu erklären. In *Γ* 187 und *Α* 378 spricht er die Vermutung aus (am Schluß des Buches in den Addendis) sei vielleicht *ἔστραιόοντο* für *-όοντο* zu lesen, ebenso *Α* 713 *ἀμφεστραιόοντο* für *-όοντο*. Endlich schreibt er *Α* 384 *ἀγγελίην ἐπι Τυδέα στείλαν Ἀχαιοί*, Nauck hingegen *Τυδῆ' ἔσειλαν*, Christ *ἐπὶ Τυδέα τεῖλαν*. Auch

weint ihm für ἀπηύρων *A* 430 richtiger geschrieben werden müssen ἀπεύρων, was er durch Verweisungen auf Sonne in hns Zeitschr. XIII 434, Curtius Verbum I 193 u. Wackernagel Bezenb. IV 270 zu begründen sucht. (Auch über die Form ἰνθην *A* 146 spricht er ausführlich.)

Ich komme nun zur Besprechung einiger Stellen schwankender Art, wo er sich an Aristarch angeschlossen. *A* 142 schreibt mit Aristarch ἐν δ' ἄρ' ἔτας ἀγείρομεν, *A* 309 ἐν δ' ἄρ' ἔτας μιν, für ἐς der Hss.; *A* 157 οὐρεά τε σκιάωντα (für σκιάωντα), *A* 168. *H* 5 ἐπεὶ κε κάμω (Nauck κεκάμω), *A* 434 στόνοισιν ἀφέντες, während die meisten Hsgb., auch La Roche, έντες schreiben, obgleich derselbe in seiner Schrift über ὑπόθεσις 38 sich dagegen ausspricht. *B* 133 ἴλιον ἐκπέρας ἐν ἰόμενον πτολιεθρον, *B* 196 διοτρεφέος βασιλῆος für den original, den Zenodot u. a. schreiben. *Γ* 362 ἀμφὶ δ' ἄρ' αὐτῆς αὐτῶ. *Γ* 368 οὐδὲ δάμασσα, was nach Ludwicks zusagender Vermutung wohl Aristarch in seiner einen Ausgabe hatte, während die andere Lesart οὐδ' ἔβαλόν μιν in seiner andern Ausgabe vorzuziehen scheint (s. Aristarch I 239). *A* 426 κροτονον für ἰόν. *E* 839 ἄνδρα δ' ἄριστον für das handschriftl. τ' ἄριστον. In allen diesen Stellen hat auch Ameis die Aristarchische Lesart recipiert und sie im Anhang zu verteidigen gesucht. *Γ* 99 schreibt Rzach mit Aristarch κακὰ πολλὰ πέπασθε, die anderen Hsgb., auch Nauck, lesen πέποσθε. Die Form πέπασθε, für die ich auch Ahrens Formenlehre § 82 erklärte, sucht er durch die Bemerkung zu begründen: „quippe ex πέπαθ-τε ortum, quod πέπασθε assimilatione videtur transiisse“. Abweichend von Aristarch liest er *A* 5 οἰωνοῖσὶ τε δαῖτα, eine Lesart, die auch Nauck hat und die unser Herausgeber zu begründen sucht durch die Bemerkung: „δαῖτα Zenod. teste Ath. I p. 12, cf. Aeschyl. suppl. 801 (Lehrs de Arist. stud.² 161 et Robert Herm. XVIII 69 sqq.)“. *A* 70. *B* 38 u. ö. schreibt er mit einigen Hss., wie auch Nauck, ἦδει, wofür richtiger geschrieben würde εἶδει und wozu er auf Wackernagel in Bezenb. Beitr. IV 266 verweist; Aristarch schrieb ἦδη, vgl. Ludwig I 178. *B* 266 hat er ἐκπέσε δάκρυ aufgenommen, während Aristarch ἐκφυγε las; *A* 203. *Γ* 163 ὄφρα ἰδῆς mit Zenodot; Aristarch hat ἰδη, Ludwig I 186; *E* 31. 455 Ἄρες ἀρές mit Demetr. Ixion, was auch Bekker vorzog, vgl. dess. hom. Bl. I 195. *B* 2 ἦδυμος ἄνος, *B* 144 γῆ κύματα (für νήδυμος u. ὤς), *E* 525 ζαχρηῶν ἢ ζαχρειῶν mit Hesych. Noch einige andere von Rzach aufgenommene Lesarten will ich erwähnen: *A* 20 schreibt er λίσαιτε (auch λίσαντε), *A* 205 ὀλέσση (La Roche ὀλέσαι), *B* 766 περή (La Roche Πηρέη), *B* 318 ἀίζηλον (für ἀρίζηλον) und ist hierzu eine ausführlichere Auseinandersetzung; *A* 118 κατέμμε, während die besseren Hss. κατεκόσμη haben; *A* 433 λιπάμμονος, was auch G. Meyer Gr. Gr. 65 empfiehlt, *E* 458

πρωϊον, wass ich in den geringeren Hss. findet, *E* 423 *Τρωσιν ἀμ ἐσπέσθαι*, *E* 850 *ἀνίεις*, *A* 153 *δηϊόνιες* mit einem einzigen Koder

Der kritische Apparat unter dem Text ist geschickt mit Berücksichtigung der bedeutenderen Lesarten ausgewählt, auch ist die neuere Litteratur sorgfältig berücksichtigt; von Konjekturen sind nur einzelne erwähnt. Als interpoliert hat der Verf. nur wenig Verse eingeklammert: Im 1. Gesang nur Vers 139. 296, die schon Aristonicus athetierte, und Vers 265, der in den besseren Handschriften fehlt; im 2. Gesang Vers 319. 529f. von Ariston., 528 von Zenod. 55S von Aristarch, 254—256 von Wolf verworfen; 256 fehlt in den besten Handschriften. Im 3. Gesang klammert er nur einen Vers (224) ein, der nach Bentley unecht ist.

Druck und Papier sind sehr gut, der Preis nicht zu hoch. Druckfehler habe ich außer den wenigen am Ende des Buchs angeführten nur *A* 150 *πρόσθρων* (für *πρόσθρων*) und *ἔρμα* 137, ebenso *οἶνοπα* *E* 771 ohne Accent bemerkt.

Magdeburg.

E. Eberhard.

Homers Odysseus-Lied. In der Nibelungenstrophe nachgedichtet von Ernst Johann Jakob Engel. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1858 VIII u. 357 S.

Schon das im Titel stehende Wort „nachgedichtet“, läßt die Leser ahnen, daß hier keine gewöhnliche Übersetzung vorliegt. In der Überzeugung, daß wir noch „keine einzige lesbare deutsche Übersetzung des Liedes vom Odysseus“ haben, weil „die Übersetzung zu sehr an den Buchstaben des Originals hingen und dessen Metrum, den Hexameter, auf deutschen Boden zu verpflanzen suchten“, obwohl „sich dieser hier zu Lande nicht mit Glück akklimatisieren läßt“, hat Herr Engel, um dem Übelstande ab zuhelfen, die Nibelungenstrophe gewählt: denn „was einem griechischen Ohr der Hexameter war, das muß oder kann einer deutschen das ohne gleichen männlich und doch traulich klingend Versmaß des Nibelungenliedes sein“. Ich mache zunächst auf das dem „muß“ zugefügte „oder kann“ aufmerksam, wodurch die Richtigkeit der Behauptung schon durch den Verf. selbst ein erhebliche Abschwächung erfährt. Herr E. wird selbst wissen, welchen Einfluß das Metrum auf die Form des Gedankens ausübt oder vielmehr umgekehrt, wie der schöpferische Gedanke sich den ihm allein entsprechenden Ausdruck schafft, und daß wiederum der Gedanke durch willkürliche Übertragung in eine fremde Form ein Stück von seiner eigenen Wesensbeschaffenheit einbüßt. Z. sagen aber, weil „Meister Uhlend die Nibelungenstrophe in seine herrlichsten Gedichten, in ‚Graf Eberhard‘, in ‚des Sängers Fluch‘ mit großem Glück angewendet hat“, darum ist auch für die Übersetzung der Odyssee dies „für die Wahl des Metrums maßgebend gewesen, scheint mir kein richtiger Schluß z

in. Aber wie dem nun sei, wir haben jetzt die Odyssee in der Nibelungenstrophe, mit dieser ist in das hellenische Lied eine Fülle von Anklängen an das germanische Reckentum und die germanische Dichtungswelt überhaupt eingezogen. Da lesen wir schon bei flüchtigem Durchblättern „von dem Helden wert“, „der Recke wert“, „der Kämpfe ehrenwert“, „der Recke wert und gut“, „der Recke hochgemut“, „viel kühner Recke mein“ (*Ἀχιλλεὺς ἡλέος υἱός!*) „Hermes, mein Bote wert“; wir hören von „Junglemach“, von „des Königs Töchterlein“ und ihren „Zofen“, von „Feen“ und vom „Elf“, der tückischen Traum sendet, von „roten Goldes Hort“; oder es lönen Verse an unser Ohr wie: Hei! wie der Held den Stürmen allzeit die Stirne bot“, „hei! wie des Donners Rollen den Recken freudig schuf!“

Schon bei diesen Beispielen gewahrt man, wie Herr E., dem das Original für diese Wendungen meistens gar keinen Anhalt bot, frei schaltet. Dies sein Verfahren hat er in dem Vorwort nicht berührt; denn wenn er es auch tadelt, „dafs die früheren Bersetzer den aus dem späteren Altertume uns überlieferten Text Vers für Vers mit philologischer, um nicht zu sagen, photographischer Genauigkeit übersetzten“, so begründet er damit nur — freilich nicht ganz folgerichtig — seine freie Stellungnahme gegenüber der Odyssee in Bezug auf die höhere Kritik: von seinen willkürlichen Umgestaltungen des Textes selber schweigt er in der Vorrede. Den Umfang derselben wollen wir hier zuerst betrachten, damit wir erkennen, wie die Wahl der Nibelungenstrophe für die weitere Darstellung des Liedes verhängnisvoll ward.

Die einfachste Veränderung, der wir zunächst begegnen, ist, dafs die Substantiva zu ihrer nähern Bestimmung Eigenschaftswörter erhalten, die das Original nicht hat: das geschieht einmal, um dem Ausdruck, ich will einmal sagen, gröfsere Lebendigkeit zu geben und ihn so unsrer modernen Empfindungswelt näher zu rücken, sodann aber auch — des Reimes wegen. So lesen wir von „duftigen Braten“, „würzigen Getränken“, „schwelgischem Mahl“, „edlem Feuerwein“, „dem Fremden, so edel, namtreich“, von der „Grotte Kühl“, vom „sorgenschweren Lager“, von „Tempeln schön und groß“ (*νηοὺς πολίησε*), worauf ich „durch's Los“ reimt, das der Text auch nicht bietet, vom „Wasser klar und hell“ (mit dem Reime „schnell“, der gleichfalls im Texte fehlt). Aufser diesen willkürlichen Zusätzen wird das einfache edle Mafs der homerischen Rede durch übertreibende Ausmalung der Stimmungen und Handlungen ganz verdrängt oder vergröbert. *ὁ φορμίζων ἀνεπάλλειο καλὸν αἰεῖδεν* (α 155) wird übersetzt: „Jetzt, eh' er liefs erschallen die Stimme wunderhold, durchrauscht er präluierend der Saiten tönend Gold“; *δακρύσασα δ' ἔπειτα προσηύδα θεῖον αἰοδόν* (α 326) = „das Auge feucht von Thränen, in namenlosem Weh sprach schluchzend zu dem Sänger also Penelope“; *ὡς ἔφαθ'* (α 381) = „er

sprach es, und es sprühte sein Auge hohen Mut“; Τηλέμαχον θαύμαζον (α 352) = „Bestürzung, Scham und Ingrimm in ihrem Herzen rang“; Τηλέμαχος πεπνυμένος ἤρχετο μύθων (α 367) = „zorndurchbebt die Stimme Jung Telemachs erscholl“; δάκρυ ἀναπρήσας (β 51) = „seinen Augen ein Thränenstrom entquoll“, εὔχετ' Ἀθήνη (β 261) = „in feurigem Fleh'n sich zu der Gottheit wendend, die jüngst sein Blick geseh'n“; Ὀλυμπόνδ', ὅθι γασί θεῶν ἴδος ἀσφαλὲς αἰεὶ ἔμμεναι (ζ 42) = „dort, sagt man, sei gelegen das ew'ge Königreich der Götter, dem auf Erden kein Ort an Liebreiz gleicht“; βῆ δ' ἴμεναι πρὸς δῶμα, γίλον τειτημένος ἦτορ (α 297) = „nach Haus lenkt er die Schritte; in seines Herzens Schrein rang der Verzweilung Schatten mit heller Hoffnung Schein“. Der Text läßt den Telemachos einfach die Freier im Hause finden mit den Vorbereitungen für das Mahl beschäftigt; der Übersetzer macht daraus: „Die Freier saßen gerade vergnügt beim Abendschmaus, als er im düstern Brüten betrat das hohe Haus“. β 340f. wird der Weinkeller des Odysseus beschrieben: ἐν δὲ πίθοι οἰνοιο παλαιῶ ἠδυπόιο ἴσιασαν, ἀκρηιον θεῖον ποτὸν ἐνιὸς ἔχοντες, was beim Übersetzer also lautet: „Und längs den hohen Wänden lag manches mächt'ge Fals bergweise aufgeschüttet, erfüllt mit gold'nem Nafs, in Kellers tiefem Dunkel, in enge Kerkerhaft gegossen, lag schon lange der Traube Balsamsaft“. ζ 73 spannen die Diener den Wagen für Nausikaa an; der Übersetzer fügt der einfachen Mitteilung ζεῦξάν θ' ἐπ' ἀπῆνῃ von sich selbst noch hinzu: „bald stampften angespannt die Mäuler ungeduldig des Hofes weißen Sand.“ β 81 wirft Telemachos unmutsvoll sein Skeptron an die Erde und über seine Rede οἶκτος δ' ἔλε λαὸν ἅπαντα, was der Übersetzer paraphrasiert: „Und totenstill war alles; man hätte wohl gehört ein fallend Laub; von Reue schien jedes Herz verzehrt“. β 377 gelobt Eurykleia dem Telemachos Schweigen mit einem Schwur: θεῶν μέγαν ὄρκον ἀπώμνυ. Hr. E. übersetzt also: „Denn bei der heil'gen Erde, beim hohen Himmelszelt und bei der Styx, die abwärts sich schleicht zur Totenwelt, mit feierlicher Stimme die Alte Schweigen schwor“. So geht es das ganze Gedicht hindurch mit diesen mehr oder weniger unnützen Zusätzen, hinab bis zu einem Beispiel wie ν 389 f., wo Odysseus zur Göttin Athene spricht: αἶ κέ μοι ὡς μεμανῖα παραστραίης, Γλανκῶπι, καί κε τριηκοσίοισιν ἐγὼν ἀνδρῶσσι μαχοίμην. Hr. E. übersetzt dies: „Ja, liehest du wie damals mir, Göttin, deinen Schutz, dreihundert Männern böte ich voll Vertrauen Trutz“ und fügt nun noch aus seiner Poesie alles übertrumpfend hinzu: „Ich höbe Bergelasten, ich legte bis zum Grund des Meeres Wanne trocken, bin ich mit dir im Bund“. Hier sind wir aus dem hohen Stil des Epos bereits zu dem Schwank des Bänkelsängerliedes hinabgesunken, und statt des Helden Odysseus haben wir vor uns den prahlerischen starken Mann, den widerwärtigen

Jahrmarktshelden! Was natürliche Schlichtheit des Ausdrucks, edle Einfalt und wohlthuendes Maß heißt, ist Hr. E. nicht bekannt; er kann nicht anders, als den einfachsten Ausdruck ins Maßlose übertreiben: statt „Wuchs“ sagt er „Wuchses Üppigkeit“, statt „das Herz wird froh um deinetwillen“ „ob deines Leibes Pracht“; statt „er küßte die Erde“ „da warf er fromm sich nieder, mit freudetrunkenem Mund im Kusse zu berühren den mütterlichen Grund“. *Θαλερόν κατὰ δάκρυν χέοντες* lautet „nachgedichtet“ also: „Vom Tau vielsalz'ger Thränen die Augen feurig rot“. Der bildliche Ausdruck *Τροίης λύομεν λιπαρά κρήδεμνα* wird von Hr. E.s überschüssiger Phantasie umgesetzt zu: „als wir Troja, der allzu spröden Maid, nach stürm'schem Werben lösten den Gurt der Züchtigkeit“. Das Naive, welches das Original im Ausdruck und im Gedanken für uns Moderne so erquickend gewährt, ist einer leidenschaftlichern, sinnlichern Glut, die mehr in Wortfülle schwelgt als aus dem Innern kommt, einer sentimentalern Empfindung gewichen. Hr. E. erregt der Affekte Sturm und andererseits fühlt er sich wohl in rührseliger Stimmung. Athene ist nicht mehr *γλαυκῶπις*, sondern „verklärten Auges“, „das Auge hold verklärt“, „das Auge mild verklärt“, Telemachos nicht *πεπνυμένος*, sondern „zorndurchbebt“, „den Blick von Gram umbüllt“, damit sich darauf reimen kann „von Übermut erfüllt“, was auch freie Dichtung ist. Von der Nausikaa und ihren Mädchen heißt es ζ 96 f.: *αἱ δὲ λοεσσάμεναι καὶ χρισάμεναι λίπ' ἐλαίῳ δειπνον ἔπειθ' εἶλοντο παρ' ὄχθησιν ποταμοῦ*: daraus macht Hr. E. in völlig freier Phantasie „lud lockend, silberhelle der Strom zum Bade ein. Wie badete es wonnig sich in der klaren Flut! Wie mundete der Imbiss her nach am Ufer gut!“ — Hr. E. läßt den Odysseus vor Nausikaa treten, indem er aus sich zufügt: „Wohl färbte Scham die Wangen dem Helden purpurrot“, wovon das Original nichts weiß. — Als Odysseus das erquickende Bad genommen, sagt Hr. E. von der Nausikaa also: „es blickte unverwandt nach ihm die Königstochter; gar stürmisch schlug ihr Herz. Sie sprach zu ihren Zosen, halb freudig, halb im Schmerz“, während der Text nur bietet: *Θηέτο δὲ κόρη· δὴ ἔα τότ' ἀμφιπόλοισιν εὐπλοκάμοισι μειγύδα*. So sinkt von der Höhe der homerischen Nausikaa sehr stark die des Übersetzers hinab, wenn sie einen dem Odysseus gleichen Gemahl sich erselnt und zufügt: „O, ging' er nie von hinnen! das wär' sein schönster Dank. Doch still davon!“ Ebenso ist die Feinheit des homerischen Alkinoos in der Übersetzung verwischt, wenn er hier breitpurig und prahlerisch redet: „Mein Gast, begann der König, du kennst mich wahrlich schlecht; wahnst du, ich sei des Zornes, des blindgeborenen, Knecht, dafs ich um nichts ergrimmt? denn noch einmal so weit kommt man mit Selbstbeherrschung und mit Besonnenheit“, wofür Homer die zwei einfachen, aber so schönen

Verse bietet: „ξείν', οὐ μοι τοιοῦτον ἐνὶ στήθεσσι φίλον κῆρ, μαυροδίως κεχολῶσθαι· ἀμείνω δ' αἴσιμα πάντα“, und statt der homerischen Zartheit giebt er plump seinen Herzenswunsch preis: „Dafs du mein Eidam würdest, mein Glück wär übervoll.“ Und wie roh äufsert sich auch Odysseus, als er die Mädchen entfernen will, um das Bad nehmen zu können: „Doch geht ihr nicht von hinnen, bad' ich mich nimmermehr. Vor Scham müßt' ich vergehen — stets war ich keuscher Art — mich splitternacl. zu zeigen vor Mädchen, hold und zart.“ Wer wissen will, wie derjenige, der die echte Keuschheit nicht blofs auf den Lippen trägt, in solcher Situation sich äufsert, der sehe, wie der Homerische Odysseus spricht: ἀνιην δ' οἶκ' ἂν ἔγωγε λοέσσομαι· αἰδέομαι γὰρ γυμνοῦσθαι κοίρησιν εὐπλοκάμοισιν μετελθών (§ 221 f.). Und in diesen Bund plumper Gesellen tritt auch die Göttin Athene selbst ein mit ihrer 11. Strophe im 20. Gesange. „Es schlössen fünfzig Rotten, erpicht auf unsern Mord, uns beide ein im Kreise. Wä'r's dann um uns gescheh'n? O nein. — im Staube solltest du das Gelichter sehn“ (εἴπερ πεντήκοντα λόχοι μερόπων ἀνθρώπων νῶϊ περισιαῖεν, κτεῖναι μεμαώτες ἄρρη, καὶ κεν τῶν ἐλάσαιο βύας καὶ ἔφια μῆλα, v 49—51). Be Homer ist trotz des breiten Stroms des epischen Gesanges, das fühlt man recht an dieser Übersetzung, sparsame Knappheit des Ausdrucks, bei Engel üppige Fülle der Rede, bei Homer einfach geschlossene, kräftig gesunde Empfindung, bei Engel sentimental Rührseligkeit, bei Homer naive, keusche Sinnlichkeit, bei Engel rodomontierende Plumpheit; man erkennt aber aus den angeführten Beispielen, wie durch das zuchtlos und üppig aufspriessende Gerank der Nachdichtung der blühend-gesunde, plastisch-schöne bei aller Einfachheit so tief innerliche Bau des homerischen Liedes verhüllt wird, dafs aus dieser herrlichen Welt kein erwärmender Strahl in die Seele dessen fällt, der Hr. E.s „Homers Odysseus-Lied“ liest.

Sahen wir bis jetzt, wie der Übersetzer, um dem Geschmacke unserer Zeit zu dienen und gröfsere Lebendigkeit zu erzeugen das vom Original Gebotene übertreibt und durch Zusätze entstellt, so bildet er ebenso häufig den Text ganz um, ohne dafs irgend ein Grund vorhanden wäre. β 268f. wird nach Aufhebung der Versammlung erzählt, dafs die Freier sich in den Palast der Odysseus begaben; Hr. E. weifs aber viel besser als Homer, was die Freier thaten: „Nur wenig länger weilte (in der Versammlung) der Edeling's Zahl, sie wollten weiter singen bei schäumendem Pokall!“ Statt der 15 Verse, in denen Telemachos um ein Schiff bittet, um nach seinem Vater sich zu erkundigen und nach Sparta und Pylos zu gehen, spricht er bei Hr. E. nur 3 Verse: „Ihr, meiner Mutter Freier, von Übermut erfüllt, wähnt nicht, dafs ihr mich wieder um etwas bitten hört: der guten V. Köcher ist endlich mir geleert“. Abgesehen davon, dafs dies ..

des Telemachos in jener Situation, recht kindisch ist und machos bis dahin nach E.s Übersetzung auch noch gar nichts eten hat, sieht man gar nicht ein, warum Hr. E. diese : um ein Schiff einfach strich! Sichere Resultate aus der ern Kritik konnten ihn doch dazu nicht veranlassen! Übrigens t Hr. E. im folgenden mit seiner eigenen Anschauung in erspruch. Strophe 57 läßt sich nur verstehen, wenn die e um ein Schiff vorangegangen ist und ebendahin weist auch Anspielung, die die Freier in Strophe 69 machen, wenn sie tisch von einer Fahrt des Telemachos nach Ephyrā sprechen. Anrede der Magd (v 112 Ζεῦ πάτερ, ὅστε θεοῖσι καὶ ἀν-ἰ ἰποισιν ἀνάσσεις) verändert der Übersetzer in: „Zeus, Him-ἰ water, von Blitzesglut umflammt, aus dessen Blut der Götter Menschen Sippe stammt“.

Eine ganz moderne Fassung hat auch das Reich des Hades lten, aus dem eine „Hölle“ geworden ist. Odysseus redet Elpenor an mit einer Entlehnung aus einem bekannten Ge- t: „mein Freund, so trüb und bleich“; er sieht seine „Mutter, Schnee die Locken weiß“ und sagt unter diesem Eindruck: r Schreck erstarrte das Blut mir fast zu Eis“ und vor Gram hres Anblicks stockt ihm schier das Herz, und vom Teiresias st es: „Und sieh, in bleicher Rechten der Herrschaft güldnen ,, entstieg, von Silberlocken umwallt, dem tiefen Grab, ein s mit ernsten Zügen, von Haltung königlich“, während Aga- non „aus dem Abgrund mit wirrem Bart und Haar blut- end“ auftaucht. Odysseus „klopft an des Königs Tod Portal“, ler „Hölle“ giebt es „Geister“, die mit „hohler Stimme“ reden, giebt es auch „Höllentrug“. Ein „Höllentrug“ kann danach i wohl nur Minos und „Tantal“ sein, denn bei Hrn. E. ert Odysseus: „Mir wars, als säh' ich Minos“ und „dann r mir, als erblickte ich — Tantal, den Götterlieblich, des ten Jammers Bild“. — Zur Modernisierung gehört es auch, Heere mit „Hörnerschall“ in die Schlacht rücken zu sehen.

Um meine Bemerkungen, betreffend den poetischen Teil der rsetzung abzuschließen, muß ich endlich noch auf eine Fülle trivialen, geschmacklosen, unedlen Ausdrücken hinweisen, die i Gedicht den Charakter des heroischen Epos rauben. Die iderungsworte des Telemachos an Antinoos: Ἀγίνο', ἢ καὶ νευεσῆσαι, ὅτι κεν εἶπω; καὶ κεν τοῦτ' ἐθέλωμι Διὸς διδόντος ἀρέσθαι. Ἥ φης τοῦτο κάκιστον ἐν ἀνθρώποισι ἔχθαι; οὐ μὲν γάρ τι κακὸν βασιλευμένῳ (α 389) lauten bei . E.: „O bleib mir“, klang die Antwort, „gewogen wie zuvor, kt' ich mit offner Rede dein allzu zartes Ohr. Die Krone ht' ich tragen, ja selbst auf die Gefahr, in deiner Gunst zu en, wovor mich Zeus bewahr'. Es sitzt sich auf dem Throne, am ich stets, gar weich!“ — Der einfach schlichte Vers: ἰ ἔπ' ὄνε.αθ' ἔτοῖμα προκείμενα χεῖρας ἱαλλον wird bei

Hrn. E. zu: „wie hieben sie da wacker in Brot und Braten ein — Dem Odysseus „gebracht es allhier gänzlich an Bekanntschaft“ („im Phäakenlande“) und um der Nausikaa entgegen zu gehen, rief er sich „nen Ast“ ab, wie ihn dann wieder Poseidon „schauder- voll durchnäfst“. Nausikaa sagt bei Hr. E.: „Welch Fremdling schön und stattlich läuft ihr da hinterdrein? Wo hat sie den geangelt?“ (*τίς δ' ὄδε Νηυσικᾶα ἔπειτα καλός τε μέγας τε ξείνος; ποῦ δέ μιν εὔρε;*). Aus der Sprache der keuschen Eintän sind wir wieder zum ordinären Ausdruck der Burleske herab- gesunken. Wir hören von „Weibern, denen gänzlich die Milde der Menschlichkeit im Busen ausgetrocknet“ ist. Das Schiff ist des „Meeres Rappe“, der „zu neuer Fahrt gezäumt wird“. — Achilleus sitzt in der Unterwelt, „dem Glück im Schoofs“, und fragt den Odysseus, ob noch „der Herrschaft Stecken“ in seiner Vaters greisen Hand ruhe, während sich Odysseus wieder wundert, warum sein „bleiches Mütterlein“ seines „Arms Umrangung“ fliehe. Den frühen Morgen paraphrasiert Hr. E. also: „Noch lag die Nacht und Morgen in unentschiedenem Kampf, nur dumpf erklang aus Osten der Sonnenross' Gestampf;“ hier ist gerade wie in einer Persiflage Antikes und Modernes in einander gewirrt. Dafs übrigens zu den beiden Versen der Text nicht den geringsten Anhalt bietet, sagt sich der, welcher seinen Homer kennt, schon selbst.

Die Übersetzung des Hr. E. ist aber auch darin eine ganz originelle, dafs sie auf Grund der heutigen Homer-Kritik „die Dichtung in ihrer ursprünglichen Gestalt zu reproduzieren versucht“, indem Hr. E. „die nachweislichen Erweiterungen, welche das Gedicht im Laufe des Altertums erfahren hat, einfach über Bord warf.“ Zu diesen preisgegebenen Stücken gehören z. B. der Frauenkatalog im 11., die Eberjagd im 19. Gesang und der Schlufs des 23. Gesanges und der ganze 24. Für eine Übersetzung, die sich an das deutsche Volk wendet, möchte ich diesen Standpunkt nicht einmal tadeln, wenngleich es nicht leicht ist im Betreff der wirklich „nachweislichen Erweiterungen“ das Richtige zu treffen. Der Übersetzer hat aber auch geglaubt, zur Ausgleichung gewisser Widersprüche Umdichtungen des Textes vornehmen zu müssen. A. Kirchhoff hat bekanntlich im 2. Teile der Odyssee eine doppelte Redaktion zu finden geglaubt, eine ältere, die Odysseus als greisenhaften Mann, eine jüngere, die ihn in jugendlicher Heldenkraft zurückkehren läfst: beide seien durch den Zauberstab der Athene in dem Liede vereinigt. Hr. E. hält sich nun so, dafs er die Erkennungsscene zwischen Vater und Sohn im 16. Gesange umdichtet, „dafs Telemach nicht eine wirkliche Verwandlung seines Vaters aus einem greisenhaften Bettler in einen Helden von männlicher Schönheit erlebt, sondern dafs es seiner erregten Phantasie nur scheint, als sei der bettlerhafte Gast in Eumaios' Hütte plötzlich jugendlicher und hehre

geworden.“ Wie? wenn die phantastische Erregung gewichen, die Ernüchterung wieder folgt, was dann? Hr. E. hat sich „gehütet, gewisse Sinnwidrigkeiten des uns überkommenen Textes, woran namentlich der erste und zweite Gesang leiden, dem Leser wieder aufzutischen“: er hat aber sowohl im ersten und zweiten Gesange als auch überall ohne jeden Grund Verse fortgelassen, welche die höhere Kritik bisher noch gar nicht angetastet hatte. So ist auch auf diesem Gebiet des Übersetzers willkürliches Verhalten zu tadeln.

Vorstehende Rezension habe ich mit Bewußtsein für ein philologisches Publikum geschrieben. Es kann freilich sehr möglich sein, daß gewisse literarische Blätter Hr. E.s „Homers Odysseus-Lied“ wirklich als die einzige „lesbare deutsche Übersetzung“ preisen: für den Geschmack unserer Zeit ist sie mit Geschick mundgerecht gemacht, nur daß wir nicht mehr Homers Odyssee vor uns haben, sondern ein Gedicht, das einen antiken Stoff modernisiert in der Form der Romanze, des Schwankes, der Burleske, gleichsam wie wenn einer unserer Realisten unter den modernen Malern ein Bild von Fra Angelico da Fiesole für den heutigen Geschmack ansprechend übermalen wollte. Schliesslich erkenne ich sehr gerne an, daß Hr. E. großes poetisches Talent besitzt; er sollte sich nur vom Altertume abwenden und den Pfaden des von ihm bewunderten Dichters Wolf folgen.

Lyck.

Ed. Kammer.

Edmund Weissenborn, Aufgabensammlung zum Übersetzen ins Griechische im Anschluß an die Lektüre der Obertertia behufs Einübung der unregelmäßigen Verba und Wiederholung der gesamten Formenlehre. Leipzig, B. G. Teubner, 1895. VIII u. 108 S. 1,20 M.

Das vorliegende Buch ist eine Neubearbeitung von Weissenborns „Aufgabensammlung zum Übersetzen ins Griechische im Anschluß an die Lektüre von Xenophons Anabasis für die mittleren Klassen der Gymnasien“ (VIII u. 216 S.). Eine solche Neubearbeitung war nötig, weil jenes erste Buch 1880, also vor dem Erscheinen der revidierten Lehrpläne herausgegeben war und zu der Beschränkung, welche der griechische Unterricht sich seitdem hat gefallen lassen müssen, nicht mehr recht paßte.

Die hier gebotenen Übungsstücke sind zum überwiegenden Teil Metaphrasen des I. — III. Buches der Anabasis — nur Stück 103 ist dem V. Buch entnommen —, zum kleinern mehr oder weniger frei geschaffene Stücke, so Stück 101, 102 „Kurze Lebensgeschichte Xenophons“, 104, 105 „Bewaffnung der Griechen resp. Perser“, 107 „Marsch der Zehntausend“, 108 „Persische Geschichte“, 110 „Gymnastische Bildung der Griechen“, 111 „Die griechischen Soldner“, 112 „Kyros und Artaxerxes“, 115 „Griechenland und Persien“. Sämtliche Stücke sind geschickt gearbeitet, nur in dem letzten Stück „Griechenland und Persien“ würde

man die Beziehung auf Deutschland nebst folgenden gar modernen Ausdrücken: „unser leitender Staatsmann“, „Nicht von Dichtern und Denkern“, „tonangebende unter den Völkern“ gern entbehren.

Kein Übungsstück nun besteht aus Einzelsätzen, sondern jedes bildet ein zusammenhängendes Ganzes. Der Verfasser spricht sich gegen die Einzelsätze „mit dem buntscheckigen Vielerlei unter sich zusammenhangslosen, bald tief sinnigen, bald nicht sagenden Gedanken“ sehr scharf aus, wenn er sagt, „sie sind ganz dazu angethan, systematisch zur Zerfahrenheit und Gedankenlosigkeit zu erziehen“. Ich meine, daß für den Tertianer Einzelsätze einfach unentbehrlich, zusammenhängende Stücke aber unpraktisch sind.

Man wird mir gewiß zugeben, daß ein Übersetzungsbuch der Grammatik unterzuordnen hat. Hierbei ist es ganz gleichgültig, ob man sich an eine Grammatik oder an mehrere an alle — wenn das möglich ist — vorhandenen Grammatiken anschließt; genug, der Grammatik als solcher dient das Übungsbuch in erster Linie. Ich hoffe, daß Weifsenborn mit seiner Scheidung zwischen grammatischer Übungsstunde und Übersetzen aus dem Übungsbuch so ziemlich allein steht. Vielmehr ist Übersetzen aus dem Übungsbuch ein integrierender Teil der grammatischen Übungsstunde. Steht aber die Rücksicht auf die Grammatik im Vordergrund, so sind, so lange es sich um die Übung der Formen handelt, Einzelsätze geboten. Alle anderen Rücksichten, selbst die auf den geistigen Standpunkt der Unterrichtenden, verschwinden vor dem einen Hauptziele. Da wird der Sextaner und Quintaner im Latein ebenso wie der Sekundaner im Hebräischen und der Erwachsene in jeder Sprache die er nicht wie ein *Commis voyageur*, sondern in grammatischer Schulung lernen will, in der Formenlehre mit Einzelsätzen trainiert. Was speziell das Griechische betrifft, so wird es wohl bei der Formel, die ich in der Vorrede zu meinem Übungsbuch für Sekunda aufgestellt habe: „Einzelsätze für III, zusammenhängende Stücke für II“ bleiben müssen. Daß die III überleitende zusammenhängende Stücke, wünsche ich, aber lauter zusammenhängende Stücke für III halte ich für einen schweren pädagogischen Mißgriff.

Es hängt mit der grundverschiedenen Ansicht, welche Weifsenborn und ich über Zweck und Ziel eines Übungsbuches haben, zusammen, daß er auch für III seinen Stoff aus der jedesmaligen Klassenlektüre nimmt, ich auch für obere Klassen verlange, daß der Stoff des Übungsbuches nie mit der Klassenlektüre zusammen falle. Hätte ich noch eines Beweises für die Richtigkeit meiner Ansicht bedurft: das vorliegende Weifsenbornsche Buch hätte ihn geliefert. Dasselbe soll teils als Text zu häuslichen Arbeiten dienen, teils zu mündlichen Übersetzungen, wobei der Schüler

hat, die in der Überschrift angegebenen §§ noch einmal durchgehen“¹⁾). Nun, Exercitien sollte es nach meiner Ansicht in II überhaupt noch nicht geben; entschließt sich der Lehrer aber doch zu solchen, so mache er sie selbst, aber um keinen Preis entnehme er sie dem mit so vielen Hilfen ausgerüsteten Übungsbuche Weissenborns. Wo bleibt da der Wert einer selbständigen Leistung, was doch jede schriftliche Arbeit des Schülers ein soll?

Das mündliche Übersetzen wird aber auch aus Weissenborn nur in beschränktem Mafse stattfinden können; denn er erwartet, daß sein Übungsbuch der Lektüre ein Vokabularium ersetze und von dem „ziemlich ermüdenden Vokabelabfragen“ befreie. Nun ist aber von ihm blofs Buch I—III der Anabasis behandelt worden — wie dann, wenn die andern Bücher gelesen werden? Oder sollen die überhaupt nicht gelesen werden? Um das Vokabelabfragen wird aber auch nach Weissenborn kein Lehrer herumkommen: bis III^a müssen die Vokabeln abgefragt werden, damit erst der Grund zu einer copia verborum gelegt werde; „ermüdend“ aber ist manches für den Lehrer, was doch einfach seine Pflicht und Schuldigkeit ist. Doch nehmen wir selbst den für Weissenborn günstigsten Fall an, daß eins der Bücher I—III zugleich in der Lektüre und im Übungsbuch traktiert werde, so wird einerseits, was die revidierten Unterrichtspläne verlangen, umfassende Kenntnis des Schriftstellers, nicht erreicht werden, anderseits wird dem Schüler mit dem einen oder zwei Büchern Anabasis, die er als Obertertianer liest, der Geschmack für Xenophon gründlich verdorben werden. Man wende mir nicht ein, daß eine Benutzung der Klassenlektüre höchst heilsam sei. Dafür sind die Extemporalien, event. die deutschen Aufsätze da, aber systematisch für das eine Jahr der III^a einen so kleinen Teil der Anabasis immer wiederzukäuen, ist unpädagogisch.

Einer Einführung des vorliegenden Buches würde sich noch der Umstand entgegenstellen, daß man für III zwei Übungsbücher, eins für III^b und dies für III^a, einführen müßte. Dazu werden sich aber schwerlich viele Anstalten entschließen.

Kreuzburg O. S.

W. Gemoll.

¹⁾ Ich habe in meinem Übungsbuch auch die §§ Herodots, aus denen ich die einzelnen Übungstücke aufgebaut habe, jedesmal vor den Anmerkungen gegeben, aber nicht, wie Bachof in seiner Rezension in dieser Zeitschrift 185 S. 239 ungerechtfertigterweise annimmt, damit der Schüler diese §§ selbst präpariere, sondern damit der Lehrer jedesmal genau kontrollieren könne, wie weit ich Herodot beutze.

Karl Kunze, Griechische Formenlehre in Paradigmen. / Anhang: Die in der Schule aus den Paradigmen zu entwickelnde Regeln. Für den Schulgebrauch bearbeitet. Zweite, wesentlich umgearbeitete Auflage. Berlin, K. Gärtners Verlagsbuchhandlung, 1894 107 S. 1,20 M.

Der Grund, der den Ref. veranlaßt, das genannte Buch ein Besprechung zu unterziehen, ist die grundsätzliche Verschiedenheit desselben nicht nur von den älteren Schulgrammatiken sondern auch von den neueren sog. kurzgefaßten. Denn während die übrigen Grammatiken für den Selbstunterricht bearbeitet zu sein scheinen, jedenfalls keine Rücksicht darauf nehmen, daß die verschiedenen Abschnitte der Formenlehre, ehe sie der Schüler aus der Grammatik lernt, in der Schule genügend erklärt werden und daß der Schüler das meiste von dem, was in den mehr oder weniger langen Vorbemerkungen und Erläuterungen enthalten ist, schon aus den mitgetheilten Paradigmen lernen kann will Kunze nur so viel geben, als der Schüler noch neben dem Schulunterricht nötig hat. Er hatte darum in der ersten Auflage seines Büchleins von allen Erläuterungen der Paradigmen abgesehen; in der zweiten, uns vorliegenden, ist er nur insofern nachgedrungen von seinem Prinzip abgewichen, daß er, „um die Bedenken, die in dieser Hinsicht gegen die erste Auflage erhoben worden waren, zu beseitigen, die Regeln, welche aus den Paradigmen zu entwickeln und fest zu lernen sind“, als Anhang hinzudrucken lassen. Es läßt sich nicht leugnen, daß durch die formhafte Fixierung des Lernstoffes das Kunzesche Buch übersichtlicher geworden ist als die übrigen Grammatiken und sich besonders für Repetitionen sehr gut eignet. Wir möchten nicht glauben, daß die gegen die 1. Auflage erhobenen Bedenken nicht gegen das ganze Prinzip gerichtet gewesen waren, sondern nur gegen die allzu strenge Durchführung desselben. Es giebt doch eine Anzahl Punkte in der griechischen Formenlehre, wo das Gedächtnis des Schülers neben den Paradigmen eine Unterstützung nötig hat. Dahin rechnen wir z. B. die allgemeinen Accentregeln ferner die Regel über die Behandlung der Enklitika, über die Vokativ der III. Deklination und über die Zusammenziehung der sog. *verba contracta*. Diese Regeln würden aber statt der 14 Seiten des Kunzeschen Anhangs kaum fünf Seiten füllen. Sie könnten auch samt den hier und da notwendigen erläuternden Worten und den zum Verständnis einer attischen Form erforderlichen Ur-Formen in den Text aufgenommen werden, ohne dadurch die Übersichtlichkeit litte.

Wichtiger aber noch als die Ausscheidung aller überflüssigen Erläuterungen scheint uns zu sein die paradigmatische Darstellung aller Unregelmäßigkeiten. Wir halten es für einen didaktischen Fehler lernen zu lassen: die Substantive *παῖς οἷς Τρωίς* sind i. Gen. Plur. nicht *Oxytona*, oder die und die Verba augmentiert

regelmäßig oder dehnen den Endvokal des Stammes nicht, prägen statt dessen die wirklich (häufiger) vorkommenden regelmäßigen Formen ein, z. B. *παίδων Τρώων ᾧτων, εἶωσα εἶακα εἶᾶμαι εἶάθην, ἐπαινέσομαι ἐπήνεσα ἐπηνέθην*. Memorieren dieser Formen mag zunächst etwas mehr Zeit kosten als das Lernen der betreffenden Regel, aber nach unseren Erfahrungen werden die Schüler bei dieser Methode viel schneller den Formen sicher und bleiben es länger als bei der alten Methode. K. hat dies Prinzip befolgt — vermifst haben wir die Durchführung nur bei der Augmentation der Verba *ἔχω* u. s. w. —, in wir sehen darin den zweiten Vorzug seines Buches.

Was nun die Menge des Lernstoffes betrifft, so ist sich K. der Notwendigkeit, denselben zu verringern, bewußt gewesen, und er hat „sich bestrebt, ihn, soweit es anging, zu vereinfachen“. Wir sind nun freilich der Ansicht, daß es „angeht“ er vielmehr notwendig ist, ihn noch viel mehr zu vereinfachen. Er nicht oder nur selten scheint in den Schulautoren vorzunehmen¹⁾ und müßte darum in einer Schulgrammatik fehlen er wenigstens durch kleinen Druck als selten bezeichnet werden folgendes: In der Deklination die Flexion von *ἀλαλά, βορῶς, νίβας, ἀνάγειον, Μίνως, Δημήτηρ, χρέος, δέπας, γραῦς, ἡς, γάλα, ἦπαρ, πνύξ, φρέαρ, ὄρνις* und *ὄρνεον, Οἰδίπους, μῆς* und *ἀφῆς, δίπους, εὐελπῖς, ἐπίχαρις, εὐχαρις, ἔγωγε, δεῖνα*; die Komparation von *μέσος, ὄψιος, πρῶτος, ἀλγεινός, ρίσις, πένης, ὑπέρ, κάτω, εἴσω, πόρῳ, πέρα*; die Centuation von *κανοῦν, παράφρον, αὐταρκές, αὐθαδέες, ἐνώδες, ριῶδες*; der Vokativ der Wörter auf *μέτρης, πώλης* und *βῆς*; die Formen *ἄδελφε, σῶτερ, ἑλπί, βοῦ, δεσμαί, σιτία, ἰθμά, ἀστράσι, δάκρυσι, δένδρεσι, γῶτων, πρέσβυς, πρέσβυ, φιλαίτατος, φιλότατος, λῶων, λῶστιος, πόστιος, σάκις, ποσαπλάσιος* (*τρισκαίδεκα* und *τεσσαρεςκαίδεκα* und entsprechenden Ordinalia, sowie *πέμπτος καὶ δέκατος* bis *ἑκατὸς καὶ δέκατος* müßten als die bei weitem seltneren Formen geklammert werden), *ἐνδεκάκις* u. s. w., *τετραπλοῦς* u. s. w., *ἰσό, σφέτερος, οὔτοσί* u. ä., *ὄστιςδῆ* u. ä., *πηλίκος* u. s. w., *θα=ibi, ἐνθεν=inde, πηνίκα* u. s. w., endlich die distributiven Wendungen und die Zahlsubstantiva aufser *μυριάς*. In der Konjugation die Tempusbildung von *παύω, χράω* (auch die Kontraktion), *ἀκέομαι, κλάω, τρέω, χαλάω, δράω, νέω* und *ἴω* (aufser *ἐνευσα* und *ἐπνευσα*), *ἀλαλάζω, στενάζω, οἰμώζω, αἰτώ, κλάζω, σαλπίζω, σήπω, τήκω, ψύχω, κίχρημι, κογγυμι, εἰργυμι, ἀνοίγγυμι, ἄγγυμι, ζώνγγυμι, στρώνγγυμι, ἰγγυμι, ἱψω, ὄζω, βλαστάνω, ἀπεχθάνομαι, ὀσφραίνομαι,*

¹⁾ Wir stützen uns im folgenden aufser auf unsere eignen Beobachtungen sondern auf die Verbalverzeichnisse von Veitch und Kühner, sowie auf die Grammatik von Kaegi.

θιγγάνω, ἰλάσκομαι, μεθύσκω und καταμεθύω, ἀναβιώσκομαι, στερῶσκω; die Augmentation von *ἐνοχλέω*, der Dekomposita und der Komposita mit *εὐ* und *δυς*, die Flexion von *ἀπόρη*, die Imperativformen auf *τωσαν* und *σθωσαν*, der Imper. Perf. Act. der Konj. und Opt. von *κεῖμαι* und *κ' ἔθμαι*, sowie *καθήμη* u. s. w.: die Formen *συνείλοχα, δρώρουχα, εἴωθα, εἰμαρται ἀλλήλεκα, ἀλλήλεσμαι, ἀγγερεκα, ἀγγερεμαι, ἐγγερεκα, ἐγγερεμαι ἤκουσμαι, ἤκουσθην, ἀκουσθήσομαι, κέκλεισμαι, κέχρισμαι, κελέσω, καλέσω, πέπλευσμαι, ἐπλευσθην, πλευστέον, ἐπήνεκα ἐπήνημαι, κέκληκα, ἤδεσμαι, χέω, κέχυκα, βέβλεφα, κέκυρφα ἐρύραφα¹⁾, κέκαμμαι, πέπλεχα, ἐφθεγμαί, σέσωμαι, εκραῶσομαι, παιζοῦμαι, πέπλυμαι, παρώξυμαι, ἤσχυμαι, ἔτραπον, πίφοικα, πέπληγα, ἐβάφη, ἐλέχθην (wurde gesammelt), γέγηθο ἑδάρη, ἰέθηλα, μέμηνα, ἐπιθύμη, πέποιθα, ἐπλάκη, ἐρύραφη ἑσκαφη, ἑξομαι, τέτοκα, κρεμήσομαι, ὡς φατέ, συμπίπλημι ἐμπίπρημι, ἐστέον, καθῆτο, ἀνέωχα, ὁμώμο(σ)μαι, ὁμώ(σ)θη ἑσβεσμαι, ἐξείχθην und ἐξίγη, ἐστόρεσα, ἐμίχθην und ἐμίγη ὀπιπέω, καθιξήσομαι, βεβούλημαι, καθενδήσω, μεμένηκα ὀφείλῃσω, ὀφείλησα, ὀφείληκα, καθίστα, πεπότημαι, τυπτήσται τυπτήσομαι, κχαρηκα, -βέβαμαι, -εβαθην, τέτικα, τέτισμα ἐίισθην, ἑφθακα, γηῶναι, ἠβήσω, μεμνώμαι u. ä., ἐδήδοκα ἐδίδοσμαι, ἰδοῦ, πῖθι, ἐνέγκας²⁾). Die medialen Futura in aktiver Bedeutung lernen zu lassen scheint uns überflüssig, da sie bei der Lektüre keine Schwierigkeit machen. Für zwecklos halte wir es ferner, bei den einzelnen unregelmäßigen Verben neben einer Fut. od. Aor. Act. auch die etwa vorkommende entsprechend Form des Mediums und neben einem Perf. Pass. auch das Fut. ex. und neben einem Aor. Pass. das Fut. Pass. und die Adjektiv verbalia anzuführen und lernen zu lassen; von den letztgenannten brauchen als unregelmäßige Bildungen höchstens *μαθητός, σκεπτιέον* und *βαίος* gelernt zu werden. Was den verhältnismäßig seltenen Dual betrifft, so scheint es uns für die Lektüre zu genügen, wenn der Schüler weiß, daß die Ausgänge in de*

¹⁾ Die aspirierten Perfekta sind überhaupt selten.

²⁾ In den übrigen Grammatiken, selbst in der sogenannten „kurz gefaßten“ Grammatik von Koch findet sich die Mehrzahl der genannten Formen gleichfalls; außerdem sind bei Koch (u. a.) noch folgende medial oder weniger seltene Formen überflüssig: ὦ σὺς, ἐχθρότερος, ἀσμενέστερος λαλίστερος, ἀσπαγίστερος und die entsprechenden Superlative, ὡς δ' αὐτῶ τυδαπός, ἀλλοδαπός, ἡμεδαπός, κηκήρουχα, ἔσπεικα, ἠγρόμη, ἐκάρη, γέλακα, γέλασμαι, ἰέθειμαι, ἠκάμη, ἀνήθην, δύην, δύθι u. a. w., ἰητέο ἡμη, χοῆσται, ἀλλήλεκα, ἀλλήλεμαι, ἐρήρεκα, ἐρηρεσμαι, ἠφει, ἠφείσα εἰζῶσι, εἰζέναι, εἰζῶ, δέισμαι, θεύσομαι, ῥηήσομαι, ρεύσομαι, ἐρῶναι, κομῶ, πεῖω, κέχυκα, ἔχωκα, μέμιχα, πέπηγαί, ἐπήχθην, ἐπλωσα, ἀνάλοχα, ἀναλώθην, ἔωκα, κχαρημαι, ἠδέσθην, ἔησω, ἐβίωσται, πέπιακα, τίτιμαι, ἐτίπη, ἔδυθην, ferner die Tempusbildung in στίζω, στήριζω, ἀλέω, ἐμέω, ἀρύω, παλαίω, τρώγω, πνίγω, δωδάν ὀλοθάτω, στυρνυμι, ὀμύρνυμι, πιάρνυμαι, χάσκω, ἀμπέχω, endlich die Augmentation von ἐοράζω, ἔρω, ἀντιβολέω, ἀμφιγνώω.

Dekl. $\bar{\alpha}$ und $\alpha\iota\nu$, in der II. ω und $\omicron\iota\nu$, in der III. ϵ und $\omicron\iota\nu$ und in der Konjugation die Endungen $\tau\omicron\nu$ bez. $\tau\eta\nu$ und $\sigma\theta\omicron\nu$ z. $\sigma\theta\eta\nu$ lauten. Man erspart nicht wenig Zeit, wenn man im Aufsagen und Einüben der Paradigmen vom Dual absieht. Die schwierigeren Duale können aber mit noch viel größerem Nutzen weggelassen werden, da die auf das Erlernen derselben verwendende Zeit in zu ungünstigem Verhältnis zu dem Nutzen steht. Für selbstverständlich halten wir es endlich, daß der Schüler die bei K. eingeklammerten Nebenformen nicht zu lernen und zu wissen braucht.

Was wir sonst noch an dem Kunzeschen Buche anders bemerken, ist im wesentlichen Folgendes:

K. hat wiederholt in seinem Buche kleineren Druck angewendet, und zwar einerseits bei den unregelmäßigen Verben, um neben einem Indikativ auch die übrigen Modi zu erwähnen, andererseits bei der Deklination, wo es sich um Ausnahmen handelt. Zuweilen jedoch sind aus Versehen Konjunktive, Optative u. s. w. ebenso gedruckt wie die entsprechenden Indikative, und bei Ausnahmen in der Konjugation ist der kleinere Druck gar nicht angewendet; wünschenswert aber wäre kleinerer Druck wenigstens da, wo regelmäßige und unregelmäßige Bildungen in ein und demselben Paragraph behandelt sind.

Die Zahl der Paradigmen könnte zumal bei der III. Deklination verringert werden. Denn um gewisse Besonderheiten vorzuführen, z. B. die Bildung des Vok. Sing. oder Dat. Plur., ist ein vollständiges Paradigma nötig; ja es wird sich sogar die Regel dem Schüler fester einprägen, wenn er nur lernt $\eta\gamma\epsilon\mu\acute{\omega}\nu$: $\tau\epsilon\mu\acute{\omega}\nu$, aber $\delta\alpha\iota\mu\omega\nu$: $\delta\alpha\iota\mu\omicron\nu$; oder $\delta\alpha\iota\mu\omega\nu$, $\delta\alpha\iota\mu\omicron\nu\omicron\varsigma$: $\delta\alpha\iota\mu\omicron\sigma\iota\nu$, aber $\gamma\acute{\epsilon}\rho\omega\nu$, $\gamma\acute{\epsilon}\rho\omicron\nu\omicron\varsigma$: $\gamma\acute{\epsilon}\rho\omicron\sigma\iota\nu$.

26 dürfte es sich empfehlen von $\pi\acute{\alpha}\varsigma$ nicht nur die unregelmäßigen Formen anzuführen.

28 ist die regelmäßige Komparation der Adjektiva der II. und derjenigen der III. Dekl. nicht in zwei, durch vier Nummern getrennten Abschnitten zu behandeln; $\eta\acute{\sigma}\sigma\omicron\nu$ und $\eta\kappa\iota\sigma\iota\alpha$ dürften besser zu $\acute{\omicron}\lambda\iota\gamma\omicron\varsigma$ gezogen werden.

36 muß es statt $\acute{\epsilon}\tau\theta\theta\eta\nu$: $\acute{\epsilon}\tau\theta\theta\eta\nu$ heißen; bei $\acute{\epsilon}\lambda\acute{\upsilon}\theta\eta\nu$ fehlt das Zeichen der Kürze.

36 vermischen wir $\acute{\epsilon}\kappa\alpha\nu\sigma\alpha$ oder vielmehr das gewöhnliche $\kappa\alpha\tau\acute{\epsilon}\kappa\alpha\nu\sigma\alpha$; überhaupt hätten an einigen Stellen statt der seltenen Simplicia die häufigeren Komposita gesetzt werden sollen, wie bei $\sigma\beta\acute{\epsilon}\nu\nu\nu\mu\iota$ und $\mu\iota\mu\nu\eta\sigma\kappa\alpha$.

39—41. Es scheint uns zweckmäßiger, bei den verbis mutis nicht die verschiedenen Stämme, sondern die verschiedenen Tempora getrennt zu behandeln.

41 fehlt der Optativ des Fut. att.

41 ist statt $\acute{\alpha}\gamma\gamma\epsilon\lambda\omicron\iota\eta\nu$, $\omicron\iota\eta\varsigma$ u. s. w. fälschlich $\acute{\alpha}\gamma\gamma\epsilon\lambda\omicron\tau\mu\iota$, $\omicron\iota\varsigma$ u. s. w. angegeben.

§ 43 ist γέγραφα als Perf. II bezeichnet, während es § 39 zu den aspirierten ersten Perfekten gerechnet ist.

§ 52- 55 wäre zu wünschen, daß die einzelnen Formen der Verba γημί, εἶμι, εἶμι und οἶδα übersichtlicher geordnet wären, zumal einzelne Bildungen einander sehr ähnlich sind.

§ 55 genügt, wenn von δέδοικα und δέδια gelernt wird, daß δέδιμεν, δεδίασι, δεδιέναι, διδιώς, ἐδεδίεσαν und ἐδέδισαν gebräuchlicher sind als die entsprechenden Formen von δέδοικα.

Anhang § 19 ist als ursprüngliche Form für ἰχθῦς fälschlich angegeben ἰχθίας.

Zum Schluß sprechen wir noch den Wunsch aus, daß der jetzige z. T. überflüssige, z. T. in den Text zu verarbeitende Anhang in einer neuen Auflage durch eine möglichst knappe, etwa 6 Seiten umfassende Zusammenstellung der in der Lektüre der Tertia am häufigsten vorkommenden syntaktischen Regeln ersetzt werden möchte. Eine derartige Zusammenstellung würde den Lehrer der Tertia der Notwendigkeit überheben, die betreffenden Regeln zu diktieren, und der Lehrer der Sekunda würde genau wissen, was er bei den in die Klasse eintretenden Schülern an syntaktischen Kenntnissen voraussetzen kann. Wir denken dabei besonders an folgende Regeln: der Gebrauch des Artikels beim Prädikat, bei πᾶς und beim Pronomen, die Übersetzung des deutschen Possessivpronomens, der Unterschied des Konj. Opt. u. s. w. des Präsens und Aor., sowie des realen Ind. Imperf. und Aor., der Gebrauch des Optativs mit und ohne ἄν in Hauptsätzen, der Gebrauch der Modi in abhängigen Aussage- und Fragesätzen, die Konstruktion der Verba des Sagens, Begehrens, Glaubens und Wahrnehmens, der Unterschied des Acc. c. inf. und des bloßen Infinitivs, der Gebrauch von ἵνα, ὡς, ὅπως, die regelmäßigen Formen der Bedingungssätze¹⁾ und der Gebrauch des Konj. c. ἄν und des Opt. in Temporalsätzen. Besonders notwendig aber ist eine recht knappe Darstellung des Gebrauchs der Präpositionen, wie sie z. B. von Bamberg im Anhang seiner Formenlehre bietet. Aus der Kasuslehre würden kaum Regeln notwendig sein. Es dürfte genügen, wenn bei den aus dem Vokabular und der Grammatik zu lernenden Adjektiven oder Verben die etwa vom Deutschen abweichende Konstruktion hinzulernt würde.

Mülheim a. d. Ruhr.

H. Fritzsche.

¹⁾ Wir halten es für unnütz, einen Unterschied zwischen εἰ c. Ind. Fut. und ἔστω c. Conj. zu machen und zwischen dem realen und potentialen Fall noch einen eventuellen zu konstruieren.

1) Halm, Elementarbuch der griechischen Etymologie in Beispielen zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische. Erster Kursus: Das Nomen und regelmässige Verbum auf ω . Elfte, gänzlich umgearbeitete Auflage von Josef Pistner. München, J. Lindauersche Buchhandlung, 1885. VI u. 131 S.

Die vorliegende neue Ausgabe der griechischen Übungsbücher ist ein Beweis dafür, daß trotz eingehendster und durchlegendster Begründung die Methode des griechischen Unterrichts an vielen Orten im Argen liegt. Es ist oft genug nachgesehen worden, daß ein Übungsbuch wie das vorliegende, das lediglich aus unzusammenhängenden deutschen Sätzen besteht, zu denen der dem Text auch noch die Vokabeln in reichlichster und bequemster Fülle angegeben sind, auch angenommen, daß es einmal gute Dienste geleistet habe, unter den heutigen Verhältnissen, wo man ziemlich darüber klar ist, daß im Griechischen wie Lateinischen der gesamte Unterricht um den Lesestoff zu gruppieren keine Stätte mehr haben könne. Warum durch solche Manier der die positiven Kenntnisse gefördert werden noch von einem lebenden Unterricht, dessen Notwendigkeit mit Recht immer mehr betont wird, irgendwie die Rede sein kann, soll hier nicht neuem auseinandergesetzt werden. Die vielen neuen Übungsbücher dieser Art sind wahrhaftig kein glänzendes Zeugnis für die pädagogische Begabung, teilweise auch nicht für den Fleiß, den man aussetzen sollte. Die älteren aber lasse man doch ruhig unangeführt; dem verst. verdienstvollen Halm hätte man damit sicher den besten Dienst geleistet. Dies mein Gesamturteil, das dem prinzipiellen Standpunkt so ziemlich aller Pädagogen von Bedeutung entsprechen dürfte. An Einzelheiten hebe ich Folgendes hervor: Die neue Auflage unterscheidet sich von den früheren dadurch, daß die Anzahl von Beispielen, die nach dem Gange der meisten grammatischen den Schülern noch Schwierigkeiten boten, ausgedehnt und durch neue ergänzt wurden. Indes kommen auch an passender Stelle wieder zur Verwendung. Nicht alle Wörter stehen in den Fußnoten, sondern eine größere Anzahl der gebräuchlichsten ist den einzelnen Abschnitten vorangestellt.

Die häufigeren Präpositionen sind schon bei der 2. Deklination zusammengestellt. Endlich ist in schulhygienischer Hinsicht der Fortschritt zu verzeichnen, daß auch in den Noten und im Wörterverzeichnis von der Petitschrift Abstand genommen wurde.

Daß von dem Prinzip der Beschränkung, nach dem der Lernstoff auf das Notwendige zu reduzieren wäre, nichts zu merken ist, wird nicht auffallend erscheinen. Man vergleiche zum Beispiel die Stücke von der attischen Deklination und von der Komparation. Die Einteilung des Verbums ist genau so unwissenschaftlich, wie dies früher der Fall sein durfte.

- 1) Ernst Ziegeler, *Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für Tertia und Untersekunda*. I. Paderborn und Münster, Ferdinand Schöningh, 1886. XII u. 79 S. 1,15 M.

Einer wie dankenswerten Aufgabe sich diejenigen unterziehen, welche ihre praktische Erfahrung auf dem Gebiet des deutschen Aufsatzes in Tertia und Sekunda zu einer Zusammenstellung von disponierten für jene Stufe passenden Themen verwerten, darauf haben wir schon früher einmal gelegentlich der Besprechung eines in diesen Bereich hineingehörenden Buches (Bindel, *Dispositionen über Themata zu deutschen Aufsätzen*) in dieser Zeitschrift hingewiesen. Die Überzeugung, daß die Lektüre, und zwar ganz besonders auch die altsprachliche, von der Stufe an, von der es irgendetwas möglich ist, für den deutschen Aufsatz benutzt werden muß, hat sich in neuerer Zeit bekanntlich immer mehr und mehr Bahn gebrochen. Da ist es denn sehr erfreulich, wenn für die Art und Weise einer solchen Verwendung die praktische Erfahrung eine Anleitung giebt. Dies thut das Buch von Ziegeler. Das vorliegende erste Heft desselben ist dem Stoffe nach größtenteils für Obertertia bestimmt. Es behandelt im ganzen 150 Themata von denen 118 auf die altsprachliche Lektüre (Cornelius Nepos, Caesar bellum gallicum und civile, Livius Buch 22, Ovids Metamorphosen, Xenophons Anabasis und Homers Odyssee) zurückgehen, während sich die übrigen an den deutschen Lehrstoff anlehnen (und zwar der Klassenstufe entsprechend an Uhländ Balladen und Dramen, an Schillers Balladen).

Ref. ist dessen sicher, daß manche Fachgenossen einzelne Themata für zu schwer halten werden; es ist ihm bei genauerer Durchsicht des Heftchens auch so gegangen. Aber man muß bedenken, daß dasselbe für die Hand des Lehrers bestimmt ist; diesem bleibt ja immer noch genug Stoff zur Auswahl übrig und er kann überdies, immerhin unter Benutzung der vom Verf. gebotenen Gedanken, durch eine etwas andere Fassung des Themas oder eine Begrenzung desselben, eine Erleichterung für den Schüler eintreten lassen. Wir geben dem Verf. ganz recht, wenn er (Vorrede S. VII) meint, solche schwierigeren Aufgaben, wie z. B. Charakteristiken, könnten ja nach genauerer Vorbereitung in der Stunde den Schülern aufgegeben werden. Eine solche Vorbereitung wird ohne dies für die hier in Rede stehenden Mittelstufen durchaus nötig sein; Hauptaufgabe für den Schüler ist und bleibt doch immer die Ausführung, die Wahl des sprachlichen Ausdrucks, kurz die Darstellung.

Eine andere Frage ist es, ob solche Aufgaben besonders zu empfehlen seien, welche (wie z. B. die Ausführung einer vom Schriftsteller nur kurz angedeuteten Thatsache) eine Entfaltung der Phantasie verlangen, z. B. wie dies hier öfter gefordert wird, in Form einer Rede oder eines Briefes. Wir müssen uns dagegen erklären. Es kann dabei zu leicht Ungesundes, ja Unwahres überwuchern.

Die Anordnung in den meist nur kurz ausgeführten Dispositionen ist klar und für die betreffende Klassenstufe leicht faßlich. Das Buch wird dem Lehrer des Deutschen in O. III und U. II (wir unsersteils möchten sagen, mehr noch dem in U. II) einen sehr willkommenen Anhalt auf diesem schwierigen Gebiete des Unterrichts bieten und bei geschickter Benutzung die Lektüre, und zwar die altsprachliche wie die deutsche, recht zu vertiefen und zu genauerem Verständnis zu bringen imstande sein.

Ferdinand Hoffmann, *Materialien und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für die obersten Klassen höherer Lehranstalten, sowie zum Selbstunterricht.* Hannover, Hahnsche Buchhandlung, 1885. XVI u. 272 S. 3 M.

Die Meinungen darüber sind sehr geteilt, ob sich zum Zwecke der Übung im deutschen Aufsätze oder wohl auch zur Anfertigung von deutschen Arbeiten ausgeführtere Dispositionen oder solche, die nur in den Grundzügen entworfen sind, mehr empfehlen. Der Verf. des vorliegenden Buches hält es sowohl im Interesse des Lehrers des Deutschen, wie auch in dem des sich übenden Schülers für besser und ersprießlicher, nach dem Muster und Vorgang einiger früheren trefflichen Bücher (wir erinnern nur an Leuchtenberger, Dispositionen über Themata zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen, Bändchen, Berlin, Gärtners Verlag, H. Heyfelder) selbst bis in die Unterabteilungen hinein ausgeführte Dispositionen zu entwerfen. Der Verhofft von solchen eine größere Entlastung für die meist vielschäftigten Lehrer des Deutschen in den obersten Klassen, welche sonst, was sie sonst selbst entwerfen würden, nun bereits fertig finden und ein besseres und tieferes Eindringen der Schüler in die zu behandelnden Stoffe, als wenn die Darstellung nur skizzenhaft ist, wie beispielsweise in dem bekannten Buche von Joseph von Meißner. Gerade im Hinblick auf die zuletzt genannte Sammlung von Dispositionen kann man dem Verf. vollständig recht geben; wir meinen, deshalb braucht man noch nicht kurze Dispositionen allgemein zu verurteilen. Hoffmann hebt (S. VI) mit vollem Recht hervor: sie sind (wie z. B. die von Hoffmann a. a. O. angeführte) meistens nicht streng logisch geordnet, sondern enthalten eine Anzahl willkürlicher Punkte, die in das Thema hineingehören. Trotz dieses großen Fehlers scheint sich jenes Buch, wie ein von uns zu Zeit versandtes Rundschreiben der Verlagsbuchhandlung sagt, in den Kreisen der Schüler einer großen Beliebtheit zu erfreuen. Doch — mit jener Sammlung haben wir es hier ja nicht zu thun. Das Ergebnis aus dem bisher Gesagten ist: kurze Dispositionen scheinen uns für Lehrer und Schüler sehr wohl brauchbar, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß sie möglichst genau nach logischen Gesichtspunkten entworfen sind. Daß auch der Verf. des hier in Rede stehenden Buches den Wert und die Bedeutung solcher zu würdigen weiß, bekundet am besten die

Thatsache, daß fast jedem seiner Entwürfe eine ganz kurze dispositionale Skizze beigelegt oder, besser gesagt, eingefügt ist. Bei dieser Gelegenheit möchten wir noch ein gutes Wort für das nach unserer Ansicht vortreffliche, von Hoffmann (S. VII) nicht sonderlich günstig beurteilte Buch von Goebel einlegen, welches uns gerade der Forderung streng logischer Entwicklung, so weit wie es geht zu entsprechen scheint. Beipflichten hingegen müssen wir den Verf. durchaus, wenn er (S. VII Anm.) meint, daß die Arbeiter von Cholevius etwas überschätzt worden seien.

Wenn wir nun auch mit dem Verf. hinsichtlich der Grundanschauung nicht ganz einig sein können, so sprechen wir es doch gern aus, daß seine Sammlung von Dispositionen und Materialien zu deutschen Aufsätzen dem von ihm angestrebten Zwecke durchaus entspricht. Dieselbe zerfällt in drei Teile; der erste umfaßt 24 Themata zur deutschen Litteratur und Geschichte, der zweite 12 Themata zur griechischen und römischen Litteratur und Geschichte, der dritte 12 Themata allgemeinen Inhalts. Daß alle Aufgaben neu sind, läßt sich nicht behaupten, aber alle, das lehrt ein genauerer Einblick bald, entspringen lediglich aus eigener Arbeit und aus der beim Unterricht selbst gemachten Erfahrung. In der ersten Abteilung ist die Zahl der sich an die Litteratur anlehrenden Themata größer als die der geschichtlichen, was wir ganz billigen. Fast die Hälfte der aufgestellten Themata entnimmt den Stoff aus Lessing, gemäß der Wichtigkeit seiner Schriften für die Geistesbildung unserer Jugend. Ob auch „Emilia Galotti“ zu eingehender Behandlung in den Gymnasien zu bringen ist, darüber sind die Ansichten verschieden. Ref. wünscht wohl, daß jeder Primaner dieses Drama kennen lernt, aber Aufsätze darüber anfertigen zu lassen, wäre nicht gerade nach seinem Geschmack. Indes das ist ja eben nur persönliche Meinung. Nicht recht klar ist es Ref. geworden, weshalb (Nr. 19) der Verf. in diese erste Abteilung auch jenes Rückertsche Wort: „Sechs Wörter nehmen mich in Anspruch jeden Tag: Ich soll, ich muß, ich kann, ich will, ich darf, ich mag!“ hineingewiesen hat. Abgesehen von seinem Ursprung bietet es doch keine Anlehnung an die Litteraturgeschichte. Ref. möchte es zu der Abteilung 3 (allgemeine Themata) rechnen.

Abteilung 2 schöpft aus Homer, Sophokles, Euripides (Warum führte Euripides in seiner „Taurischen Iphigenie“ einen deus ex machina ein?); überdies lehnt sich je ein Thema an Livius (Disposition der Vorrede zum Geschichtswerke des Livius) und an Sallust an (das auf den letzteren bezügliche Thema: „Verdient Sallust dem Thucydides an die Seite gesetzt zu werden?“ halten wir für etwas zu schwer). Es folgen dann noch einige Aufgaben aus der alten Geschichte. Die 12 Themata allgemeinen Inhalts sind durchaus zweckentsprechend gewählt und liegen ganz im Gesichtskreise des reiferen Schülers, der bei ihrer Bearbeitung

manche auf andern Gebieten gemachte Erfahrung verwerten
en. Die Form der Darstellung ist in dem ganzen Buche eine
sprechende und glatte, und so kann dasselbe denn auch in
ser Hinsicht recht sehr empfohlen werden.

Alles in allem müssen wir das Buch Hoffmanns (dem bereits
e ähnliche Sammlung desselben Verf.s vorangegangen ist, welche
n Ref. nicht zu Gesicht gekommen ist) als eine recht schätzens-
werte Bereicherung der einschlägigen Litteratur bezeichnen. Es
wird nicht nur dem Lehrer des Deutschen recht willkommen,
sondern auch in der Hand des lernenden und sich übenden
Schülers von großem Nutzen sein, ja, gehen wir noch weiter:
eine Lektüre wird für einen allgemein gebildeten, denkenden
Menschen, der sich etwas vertiefen und seinen Gesichtskreis auf den
hier behandelten Gebieten erweitern will, von entschiedenem
Nutzen sein. Die (wunderbarer Weise in die Vorrede eingefügte)
Anleitung zur Behandlung deutscher Aufsätze (S. VIII ff.)
enthält nicht gerade etwas Neues, enthält jedoch manchen recht
interessanten Wink.

Posen.

R. Jonas.

1. Breymann, Wünsche und Hoffnungen, betreffend das Studium
der neueren Sprachen an Schule und Universität. München und
Leipzig, Oldenbourg, 1865. 52 S. 1,20 M.

Der für Hebung des neusprachlichen Unterrichts an Mittel-
Hochschule unablässig thätige Verfasser stellt in der vor-
liegenden, aus einem öffentlichen Vortrage hervorgegangenen und
ein größeres Publikum bestimmten Abhandlung alle Wünsche
dar, von deren Erfüllung ihm das Gedeihen der ihm am
meisten liegenden Studienfächer abhängig erscheint. In einem
ersten Abschnitt schildert er das ideale Ziel der neuphilologischen
Universitätsbildung, das ihm mit Recht als ein doppeltes, ein
theoretisch-wissenschaftliches und ein praktisches, vorschwebt.
Im zweiten wendet er sich in einem II. Abschnitt zu den Mitteln, jenes
Ziel zu erreichen. Die theoretisch-wissenschaftliche Aus-
bildung soll durch Vorlesungen und Seminarübungen erworben
werden, die auch der neueren Zeit den gebührenden Raum gönnen;
praktische Durchbildung ausschließlich durch Seminarübungen,
welche in einer litterarhistorisch-sprachlichen, einer pädagogisch-
historischen Abteilung und einem Proseminar abzuhalten seien.
Diese Übungen in ausreichender Weise veranstalten zu können,
erfordert es gesonderter Professuren für Französisch und Englisch
als Forderung, der in Preußen jetzt fast überall Genüge gethan
wird. Überhaupt einer ausreichenden Zahl von Dozenten, darunter
sowohl Professoren für die älteren und neueren Sprach-
und Litteraturperioden des Französischen und Englischen, und prak-
tische Sprachlehrer (Lektoren oder Assistenten), die zugleich eine

fachwissenschaftliche Vorbildung haben müssen und der Regel nach keine Ausländer sein dürfen. Weitere Vorbedingungen für Erreichung des vorgesteckten Zieles sind: gründliche Vorbildung der Studierenden der neueren Sprachen auf den Vorbereitungsschulen (Gymnasium, Realgymnasium), die Einrichtung zweckentsprechender Staatsprüfungen und die Erteilung zahlreicher Reise-Stipendien.

Die Wünsche, die Breymann hier vorträgt, sind, im großen und ganzen genommen, identisch mit denen seiner Fachgenossen und es ist ihm leicht, sich fast für jeden derselben auf Äußerungen Gleichgesinnter zu berufen, die mehr oder minder ausführlich, mehr oder minder energisch für die gleichen Forderungen eingetreten sind. Auch wir können uns daher mit ihm in allen Hauptpunkten nur einverstanden erklären, um so mehr, als wir wiederholt selbst ziemlich dieselben Wünsche geäußert haben. Dagegen stimmen wir in mehreren Einzelheiten mit dem Verf. nicht ganz überein; es sei uns gestattet, auf diese Punkte etwas genauer einzugehen.

Unsere Bemerkungen beziehen sich nur auf den II. Teil der Abhandlung. Das im I. Teile Gesagte hat auch im Detail unsern vollsten Beifall. Dagegen gehen unsere Ansichten gleich über das auseinander, was B. S. 11—16 für die Einrichtung der neuphilologischen Seminarien als Ideal hinstellt. Dieselben dürften nach uns nur in zwei Abteilungen zerfallen: die theoretisch-wissenschaftliche, in die wir B.s litterarhistorisch-sprachliche einschließen, und die praktische, die auch als Proseminar bezeichnet werden mag. In die theoretisch-wissenschaftliche Abteilung, das eigentliche Seminar, sind nach unserer Ansicht auch die Übungen zu verlegen, die B. S. 11f. unter Nr. 2, 3, 4 und 5 aufzählt: Einführung in die Methodik der wissenschaftlichen Forschung, Anleitung zur Anfertigung grammatischer oder litterarhistorischer Arbeiten wissenschaftlichen Inhalts, Anleitung zu leichteren Arbeiten sammelnder oder referierender Art, Abhaltung von freien Vorträgen über wissenschaftliche Themata, an welche Diskussionen anzuschließen sind, endlich Interpretationen, mit dem Zwecke, die Studierenden in die Sprache, den Geist der fremden Autoren einzuführen, das Verständnis der sachlichen Momente der Litteraturwerke zu wecken u. s. w. Diese und andere ähnliche (palaographische, metrische, rhetorische, textkritische u. s. w.) Übungen müssen sich sowohl auf die mittelalterliche als die neuere Sprache und Litteratur beziehen; wo Lehrkräfte genug vorhanden sind, soll jedes Semester in einer Unterabteilung (Sektion) des wissenschaftlichen Seminars das Mittelalter, in einer anderen die Neuzeit ihr Recht finden; wo nur ein Dozent vorhanden ist, wird er in der Wahl seiner Seminarübungen so wechseln müssen, daß das Mittelalter und die neuere Zeit, jedes zu seinem Rechte komme. In dieses wissenschaftliche oder eigentliche Seminar, dessen Einbe-

nicht aufzugeben ist, auch wenn in ihm eine Sektion für das Mittelalter und eine für die Neuzeit besteht — schon weil auch bei Behandlung m. a. Sprachdenkmäler doch auch die neuere Sprache und Litteratur und umgekehrt bei Behandlung neuerer Texte auch das MA. sehr zu berücksichtigen ist —, in dieses eigentliche Seminar gehören meines Erachtens einmal nicht die von B. ad 1 genannten Vorträge der Dozenten, weil in Seminarien Vorträge von Dozenten überhaupt nicht zu halten sind, darin nur die Studierenden aktiv aufzutreten haben, der Leiter der Übungen sich aber auf Kritik der Leistungen einzuschränken hat; sodann gehört nicht in dieses Seminar, mag Altes oder Neues in ihm behandelt werden, was rein praktischen Zwecken dienstbar ist. Die Erfahrung ist gelehrt, daß die Verbindung von streng wissenschaftlichen Zwecken mit dem Zweck, zur praktischen Sprachbeherrschung zu führen, stets nachteilig ist, weder zur Erreichung des einen noch des andern Zieles erfolgreich führt. In dem wissenschaftlichen Seminar muß daher, gleichgültig ob es sich um neuere oder ältere Zeit handelt, m. E. der mündliche oder schriftliche Gebrauch der fremden Sprache vollständig ausgeschlossen bleiben, das Interesse durchaus auf wissenschaftliche Dinge konzentriert werden, während das Vorhandensein praktischer Sprachbeherrschung vorausgesetzt wird. Es empfiehlt sich also im Gegensatz zu B. nicht, französische oder englische Vorträge in diesem Seminar zu halten oder die wissenschaftlichen Arbeiten in diesen Sprachen abfassen zu lassen. Diese Ausschließung vergessen wir selbst dann, wenn die Untersuchung eines modernen Textes, die theoretisch-wissenschaftliche Behandlung der gegenwärtigen französischen Aussprache oder dergl. den Gegenstand der Seminarübungen bildet. Jede Einmischung praktischer Sprech- und Schreibübungen ist auch da fast immer nur der Erreichung des wissenschaftlichen Zweckes hinderlich. Die von B. skizzierte literarhistorisch-sprachliche Abteilung der neuphilologischen Seminarien hat demnach für uns keine Daseinsberechtigung: entweder sind die abzuhaltenden Übungen streng wissenschaftlich, und dann gehören sie in dasselbe Seminar, in dem die wissenschaftliche Durchforschung der mittelalterlichen Sprache und Litteratur das Lehrziel bildet, oder die abzuhaltenden Übungen dienen der Anleitung zu praktischer Sprachbeherrschung, dann hören sie in B.s Proseminar, in das wir auch alle diejenigen praktischen Übungen verlegt wünschen, die B. seiner literarhistorischen Abteilung zuweist: Vorträge in den fremden Sprachen, fremdsprachliche schriftliche Arbeiten, Dramen-Lektüre mit verteilten Rollen, Übersetzungsübungen aus und in die fremden Sprachen u. s. w. diesem Proseminar hat dagegen die wissenschaftliche Seite vor dem Zweck, zu praktischer Sprachbeherrschung zu führen, vollständig zurückzutreten, dürfen wissenschaftliche Erörterungen nur gegeben werden, so weit sie zur Erreichung des praktischen Zweckes

nützlich sind, und ist nur zu verhindern, daß nichts wissenschaftlich Unrichtiges vorgebracht und eingeübt werde. Die von B. geforderte pädagogisch-didaktische Abteilung halten wir für unser Fach so lange für entbehrlich, als nicht auch pädagogische Seminare für die übrigen Disziplinen der philosophischen Fakultäten oder pädagogische Gesamt-Seminare für alle diese Disziplinen an den Universitäten errichtet werden, so lange überhaupt an die Universitäten nur die Forderung gestellt wird, ihren Zöglingen die notwendige wissenschaftliche Vorbildung mitzugeben, die für einen erfolgreichen Betrieb des Lehramts die Voraussetzung bildet. Die Frage, ob und in welcher Weise die Universitäten die zukünftigen Lehrer für ihren Beruf auch pädagogisch vorzubereiten haben, ist eine Frage für sich und nicht für ein an der Universität gelehrtens Fach getrennt zu behandeln. Indessen verschließen wir uns der Beobachtung nicht, daß gerade für den zukünftigen Lehrer der neueren Sprachen noch besondere Schwierigkeiten zu überwinden sind; mit Rücksicht darauf habe ich selbst eine Vorlesung gehalten, in der ich meine Zuhörer über die Entwicklungsgeschichte des französischen Unterrichts und die Methoden desselben, wie sie zu verschiedenen Zeiten gehandhabt wurden um in theoretischen Schriften gefordert werden, zu unterrichten suchte, und ich kann auch meinen Kollegen, die praktische Lehr Erfahrungen besitzen, die Abhaltung solcher Vorlesungen nur empfehlen; aber weiter zu gehen ist die Universität m. E. gewiß so lange nicht verpflichtet, als den philologischen Disziplinen derselben nicht die gleiche Aufgabe gestellt wird wie der medizinischen, auch für die praktische Verwendung des Gelernten die erforderliche Ausbildung zu gewähren. Sollte dies gefordert werden, dann müßten allerdings auch die Examina nach dieser Seite hin ergänzt werden, wie B. es verlangt, müßten dann aber auch die Probejahre wegfallen, die ja eben nur so lange eine Berechtigung haben, als Voraussetzung der Regierung ist, daß der Universitäts-Unterricht die pädagogisch-didaktische Durchbildung der Kandidaten nicht zu übernehmen hat.

Der Forderung B.s., daß an allen deutschen Universitäten getrennte Professuren für romanische und englische Philologie zu errichten seien, stimmen wir um so leichter zu, als wir uns schon früher für dieselbe ausgesprochen haben. Auch den Wunsch es sollten neben den Romanisten und Anglisten noch besondere Professoren für Neuenglisch und Neufranzösisch angestellt werden, wird jeder Fachmann gern unterschreiben. Er ist neuerdings auch von der neuphilologischen Sektion der letzten Philologenversammlung einstimmig zum Ausdruck gebracht worden. Doch scheint er noch einer Modifikation bedürftig. Von den Inhabern dieser neu zu kreierenden Professuren wird man verlangen müssen daß sie vorzugsweise den neueren Litteraturen ihre Aufmerksamkeit widmen. Die wissenschaftliche Behandlung der neueren

che (Grammatik, Metrik, Syntax) wird füglich den Fach-
 nisten und -anglisten überlassen bleiben dürfen, da in Vor-
 ng der Sprachgeschichte sich eine Abgrenzung in ältere und
 re Zeit ohne Schaden gar nicht vornehmen läßt, der Gram-
 er in der Sprache der Neuzeit ebenso zu Hause sein muß,
 in der des MA. Auch ist es eine Seltenheit, daß ein Mann
 Neigungen gleichzeitig in demselben Grade der Sprach-
 ung und der Litteratur zuwendet. Wie bei den Germanisten
 en wir neben dem neueren Philologen also am liebsten
 neueren Litteraturhistoriker sehen, dem seine sprachgeschicht-
 n Kenntnisse nur Mittel zum Zweck sind. Ferner, wie wir
 len Universitäten keine bloßen französischen Philologen an-
 llt sehen möchten, sondern von den Dozenten verlangen, daß sie
 ich mit der romanischen Gesamtphilologie vertraut sind und

Mafsgabe des Bedürfnisses diese auch in ihren Vorträgen
 ksichtigen, so dürfen wir auch keine bloßen neufranzösi-
 rarhistoriker verlangen, sondern Litterarhistoriker, die gleich-
 die gesamte romanische Litteratur in ihren Wechselwirkungen
 inander in Studien und Vorlesungen berücksichtigen, und die
 dlich auch den übrigen modernen Litteraturen ihre Aufmerk-
 zeit zuwenden, welche auf Entwicklung der romanischen, spe-
 französi-chen Litteratur eingewirkt haben. Eine analoge Aus-
 ung der Studien und Vorträge werden wir von dem englischen
 rarhistoriker verlangen müssen. Wir wollen also keine
 n Professuren für Neufranzösi- und Neuenglisch, sondern
 romanische speziell neufranzösi- und für englische Litte-
 r. Die Kenntnisse, die Trautmann (von Br. S. 18 f. citiert) von

Professor für Neuenglisch verlangt, werden wir auch von
 Professor für englische Litteratur fordern, nur meinen wir,
 er dieselben samt und sonders seiner Hauptaufgabe, die auf
 litterarischen Seite liegt, dienstbar machen und wird er sich,
 Trautmann anzunehmen scheint, nicht leicht entschließen,
 die praktischen Übungen vorzunehmen, weil auch er, wie
 Romanist und Anglist, seine Thätigkeit auf die Wissenschaft
 zentrieren, vor Einübung von Fertigkeiten aber zurückscheuen
 selbst wenn ihm die erforderliche Zeit dafür bliebe.

Da wir dem neueren Litterarhistoriker nicht gleichzeitig
 Aufgabe zuweisen möchten, die praktische Ausbildung seiner
 örer mitzuübernehmen, sondern dies nach wie vor den Lektoren
 r Assistenten, wie B. sie genannt wissen will) überlassen
 en wollen, so wird für uns die von B. S. 18 aufgeworfene
 ge hinfällig, ob für diese Professuren Deutsche oder Ausländer
 berufen wären. Diese Frage wäre nach uns nur für die Lek-
 n zu stellen, und auch in Bezug auf sie halten wir die Ansicht
 ttmanns, Kölbings und Brandts für die richtige, daß dieselben
 scher Herkunft sein müssen, wenn sie ihre Aufgabe ganz und
 erfüllen sollen. Doch leugnen wir für diese Stellung ebenso-

wenig mögliche Ausnahmefälle wie B. Dagegen wäre die Anstellung eines ausländischen Litterarhistorikers unter allen Umständen ein Mißgriff. Was uns Deutschen recht not thut, ist unser Urteil über die ausländische Litteratur nicht mehr aus der litterarisch-kritischen Werken unserer Nachbarvölker zu beziehen oder es uns durch oberflächliche Dilettanten und Schöngelister in belletristischen Zeitschriften und Zeitungen bilden zu lassen sondern uns durch national-gesinnte, wirklich kompetente und gut orientierte Männer über Wert oder Unwert der ausländischen Litteraturerscheinungen unterrichten zu lassen. Daß wir Deutsche uns immer noch die Erzeugnisse ausländischer Litteratur, die in ihrer Heimat mehr oder minder Eindruck machten, unbeachtet als Musterwerke aufdrängen lassen, blind auf fremde Autoritäten schwören und uns in unsern Ansichten durch meist unselbständig Zeitungs- und Journalschreiber beherrschen lassen, beruht eben darauf, daß es uns an zuverlässigen Autoritäten auf dieser Gebiete fehlt, daß wir zu wenig gut unterrichtete, zu sachlicher und objektivem Urteil befähigte Historiker der neueren ausländischen Litteratur, und diese wenigen nur zufällig besitzen. Mit dem Fehlen an kompetenten Lehrkräften der angegebene Fächer hängt es auch zusammen, daß wir uns bisher ganz ungenügend um die Einwirkungen unserer Litteratur auf die ausländischen gekümmert haben, während wir gewissenhaft alle buchen und uns anschreiben lassen, was unsere Litteratur fremden Völkern verdankt. Also selbst im nationalen Interesse sind moderne Litterarhistoriker an unsern Universitäten notwendig, und zwar deutsche, die uns mit Berücksichtigung unsere nationalen Bildung aufklären, die die fremden Litteraturen in Beziehung zu der unsern behandeln und Rechnung tragen, nicht nur dem, was uns Deutschen von ihnen gegeben ist, sondern auch dem, was wir ihnen gegeben haben, die endlich durch eigene Arbeit und die ihrer Schüler dazu beitragen, daß wir die Litteratur und Kultur unserer Nachbarvölker besser als bisher beurteilen lernen und uns von den jetzigen, zum großen Teil recht traurigen litterarischen Vermittlern zwischen Deutschland und dem Ausland emanzipieren. Diese Professoren werden ihre Zuhörer auch nicht ausschließlich unter den Studierenden der neueren Philologie finden, sondern ebenso anregend auch auf Germanisten, Historiker und überhaupt auf alle wirken, die neben der fachwissenschaftlichen eine allgemeine Bildung an der Universität zu erwerben suchen.

In Bezug auf diese ersehnten Professuren für neuere ausländische Litteraturen scheint es mir ferner fraglich, ob wir z. Z. bereits mit Recht ihre Kreierung verlangen dürfen. Von In- und Ausländern wird es häufig als ein Vorzug unserer Universitäten gerühmt, daß sich an ihnen für jedes neue wissenschaftliche Fach junge strebsame Männer habilitieren dürfen und daß

diesen, wenn ihre Erfolge beweisen, daß sie eine notwendige Ergänzung zu dem Lehrstoff der Universität liefern, für gewöhnlich auch der Lohn in Gestalt einer Professur nicht ausbleibt. Da dem auch wirklich so ist, so scheint eine Abhilfe des gegenwärtigen Mangels an ausreichender Vertretung der neueren ausländischen Litteraturen an unsern Universitäten auf diese Weise anstrebenswert. Der verlangten Hilfe von Seiten der Regierungen muß die eigene Initiative entgegenkommen: an dieser fehlt es aber noch ganz und gar. Unter der verhältnismäßig großen Zahl von Privatdozenten für neuere Philologie sind m. W. kaum zwei vorhanden, die den neueren Litteraturen ihr Hauptaugenmerk zuwenden; alle übrigen widmen sich vorzugsweise mittelalterlichen Studien, obgleich doch keineswegs gesagt ist, daß auch nur die vorhandenen neuphilologischen Lehrstühle immer nur mit mittelalterlichen Philologen besetzt werden müssen, und obgleich im wissenschaftlichen Betrieb der ausländischen Litteraturgeschichte in Deutschland nichts weniger als eine Überfüllung oder eine zu große Konkurrenz vorhanden ist. Die Studien der jungen Dozenten sollten sich also mehr als bisher nach dieser Seite ausdehnen; dadurch bietet sich unter Umständen ihrem Fortkommen mehr Aussicht, als wenn sich fast alle jungen Romanisten und Anglisten auf die sprachliche Seite und das MA. konzentrieren, in Fehler, der der augenblicklichen Generation neuphilologischer Professoren allzu sehr anhaftet.

Wie hier, ist Selbsthilfe und eigne Initiative auch für die Lektorate anzuempfehlen. Die Schilderung B.s. als ob unsere Lektoren durch die Bank nicht fachwissenschaftlich gebildete Ausländer seien, ist nicht zutreffend: wir besitzen wenigstens in Preussisch-Deutschland auch Lektoren, die den billigen Werten Forderungen B.s. durchaus entsprechen. Sache der Fachprofessoren, wie bei Anstellung eines neuen Lektors stets gehört werden, ist es, dafür zu sorgen, daß in Zukunft nur noch geeignete Kräfte auf diese Stellung gelangen, am liebsten also fachwissenschaftlich hochgebildete Gymnasiallehrer, die längere Zeit im Auslande gelebt haben und die moderne fremde Sprache grammatisch und praktisch mit Virtuosität beherrschen. In vielen Fällen werden solche Kräfte verhältnismäßig leicht zu gewinnen sein. Ob man den praktischen Universitätslehrern den Titel „Lector“ verleiht oder sie „Assistenten“ benennt, ist gleichgiltig; ein tüchtiger, wissenschaftlich gebildeter Lector wird der Anerkennung und Achtung der übrigen Universitätsdozenten niemals entbehren, auch wenn er den durch die frühere Wirtschaft odios gewordenen Titel Lector beibehält. Auch die berechtigte Forderung B.s., daß die Lektoren unter die Oberleitung der Fachprofessoren zu stellen sind, damit ein wirkliches Handinhandgehen der Vertreter der wissenschaftlichen und praktischen Richtung stattfindet, läßt sich leicht durchführen: es bedarf dazu nur Anträge von Seiten der

Fachprofessoren, dahingehend, daß die Lehrer der neuen Sprachen nicht mehr, wie bisher, gleich den Fecht-, Turn- und Tanzlehrern dem Senat oder Konzil unterstellt seien, sondern wie in Straßburg, der philosophischen Fakultät zugeteilt und unter die Oberleitung der Fachdozenten gebracht werden. Dergleichen Statutenänderungen werden überall leicht durchzusetzen sein; wenn sie noch überall unterblieben sind, so liegt dies daran, daß entweder die vorhandenen Lektoren nicht derart waren, den Ordinarien ein besonderes Interesse an ihren Übungen entgegenzubringen, oder daß jenes von B. erstrebte Verhältnis auch ohne die besagte Statutenveränderung bereits vorhanden ist. Immer wäre es zeitgemäß, wenn womöglich durch einen gemeinsamen Schritt der Fachprofessoren endlich diese Verhältnisse nach dem Muster der Straßburger Universität auch formell überall geregelt würden.

Auf die, mit besonderer Berücksichtigung der bayerischen Schulverhältnisse von B. vorgebrachten Klagen über die Vorbildung der Studierenden der neueren Philologie wollen wir nicht eingehen. Ein festes und sicheres Urteil, wie weit diese Klagen berechtigt sind, wird sich erst gewinnen lassen, wenn das Sprachmeistertum bis auf den letzten Rest von den höheren Schulen verschwunden, überall der französische und englische Unterricht ihnen wissenschaftlich gebildeten Neuphilologen anvertraut und z. Z. bestehende Gährungen über die im neusprachlichen Unterricht verwendete Methode zum Austrag gekommen sein wird. Unzweifelhaft fest steht, daß sich mit der gegebenen Stundenzahl und den bestehenden Vorschriften auf Gymnasium und Realschule mehr erreichen läßt, als durchschnittlich in früheren Jahren geleistet worden ist. Ebenso unzweifelhaft steht aber allerdings auch fest, daß auf die Dauer weder das Gymnasium noch die Realschule in ihren jetzigen Formen festgehalten oder zur alleinigen Vorbildungsschule erhoben werden können. Dem Realschüler fehlt, um es noch einmal zu wiederholen, das auch dem Neuphilologen unentbehrliche Griechisch; der Gymnasiast entbehrt die Vorbildung im Englischen und, was nicht notwendig aber in der Mehrzahl der Fälle leider thatsächlich ist, der erforderlichen Anregung zu neusprachlichen Studien. Vollständige Abhilfe wird erst das Ideal der Zukunft, eine neue Einheitsschule gewähren, die, sei es in der von Reisacker angestrebten und von B. befürworteten, sei es in der von Hornemann erstrebten oder einem andern aus Kompromissen hervorgegangenen Form aus dem jetzigen Chaos hervorgehen wird und hervorgehen muß. Auf die Frage über eine Neugestaltung der Staatsprüfung der Neuphilologen glauben wir hier nicht weiter eingehen zu brauchen; wir verweisen auf das von uns in der Zeitschr. f. neufranz. S. u. Litt. IV², 15 f. Vorgetragene. Die von B. vorgeschlagene Trennung in zwei Prüfungen, eine vorwiegend praktische und eine

erhalb dreier Jahre nach ihr abzunehmende wissenschaftliche, scheint mir trotz Vollmöllers Empfehlung zweifelhaften Wertes. r können auch mit einer Prüfung durchkommen, wenn nur n Studierenden Gelegenheit geboten wird, sich an der Univer- it nach beiden Seiten hin genügend vorzubereiten. Sollen ner auch Prüfungen über die pädagogisch-didaktische Befähigung : Kandidaten, wie B. will, gefordert werden, so sind diese nicht : den Neuphilologen, sondern allen zukünftigen Schulmännern gesamt und, so lange noch Probejahre existieren, nicht h dem Verlassen der Universität, sondern nach Beendigung der obeit aufzuerlegen. Mit dieser zweiten, pädagogischen Prüfung nte dann auch eine nochmalige Prüfung über das praktische sprach- ie Können der Neuphilologen verbunden werden: doch würden wir h diese nur dann für statthaft finden, wenn, wie wir mit B. n wünschen, einmal dafür gesorgt sein wird, daß jedem Neu- logen durch Gewährung eines Reisestipendiums die Möglichkeit es längeren Aufenthaltes im Auslande und zwar womöglich h Ablauf des Probejahres geboten wird. Für die Erreichung i Reisestipendien ist durch die Bismarckstiftung ein Schritt wärts gethan; mögen die von B. vorgeschlagenen Mittel, zur schaffung weiterer Stipendien zu gelangen, sich als erfolgreich veisen und von den Interessenten mit allen Kräften gefördert rden.

A. Rambeau, *Der französische und englische Unterricht in der deutschen Schule, mit besonderer Berücksichtigung des Gymnasiums. Ein Beitrag zur Reform des Sprachunterrichts.* Hamburg, G. E. Nolte, 1896. 51 S. 1 M.

Perthes hat mit seinen Reformvorschlägen nirgends über- igtere Anhänger gefunden, als unter den Lehrern der neueren rachen. Der erste und vielleicht konsequenteste derselben, der h von vornherein mit Einführung seiner Unterrichtsmethode nst machte, war A. Klotzsch, der 1877 sein nach P.s Grund- zen „methodisch bearbeitetes Lesebuch für höhere Unterrichts- stalten“ erscheinen liefs und in seiner Anstalt einführte. K. nd mit seinem Versuche mehrere Jahre allein und wurde selbst n seinen Fachgenossen nicht verstanden. In dem Briefe eines ulmannes an den Referenten wurde noch 1880 K.s Richtung „ab- nderlich“ gefunden, seine Methode als ein „Anachronismus“ be- chnet und ihm „Unwissenheit“ und „Hochmut“ vorgeworfen. ür fand Klotzsch in seinen Reformbestrebungen eine unerwartete terstützung durch W. Vietor, der 1882 (Heilbronn), ohne K. zu onen, mit der bekannten Broschüre „Der Sprachunterricht muß kkehren“ auftrat und durch eigenes praktisches Beispiel und rgische Durchführung der neuen Methode sich überzeugte An- gger zunächst in seiner Umgebung (Wiesbaden) schuf: Kühn l Rambeau, die nun auch ihrerseits durch Wort und That

der neuen Lehre Verbreitung und Anerkennung zu verschaffen wußten; F. Franke, A. Rhode, H. Breymann, Ph. Plattner, H. Löwe (in einem allerdings verunglückten Elementarbuch), Mangold, Hornemann, Bierbaum u. a. folgten ihrem Beispiel, indem sie teils in Broschüren, Zeitschriftenartikeln und Rezensionen, teils durch für die neue Methode eingerichtete Schulbücher sich zu den Perthes-Victorschen Grundsätzen bekannten, und schließlich ist, wie die Beschlüsse der letzten Philologen-Versammlungen bewiesen, die anfangs kleine und verkannte Gemeinde der Unterrichtsreformer in außerordentlich kurzer Zeit unter den Lehrern der neueren Sprachen fast zur leitenden und herrschenden geworden.

Dieselbe ist nicht auf dem Standpunkt Perthes' stehen geblieben, mit dem nur gemeinsam verlangt wird, daß der Sprachunterricht von der Lektüre ausgehe, aus ihr die Grammatik ableite und sie zum steten Mittelpunkte behalte. Andere Forderungen haben sich allmählich hinzugefunden. So die zuerst am energischsten von Victor ausgesprochene, der Unterricht müsse sich an die gesprochene, nicht an die geschriebene Sprache anlehnen, die alte Buchstabenlehre durch eine wirkliche Lautlehre verdrängt werden, eine Forderung, die wieder eine vollständige Reform des Unterrichts der Aussprache- und Formenlehre nach sich zieht. Da die Anhänger der neuen Lehre durchweg romanistische Vorbildung besitzen, ergaben sich für sie die weiteren Forderungen von selbst, daß die gesamte Schulgrammatik auf wissenschaftlicher Grundlage stehen, besonders aber in der Syntax für die mechanischen Regeln die Erkenntnis der Sprachgesetze eintreten müsse. Die Beobachtung, daß es in den Kinderjahren am leichtesten ist, sich an ein fremdes Idiom und besonders auch an fremde Laute zu gewöhnen, führte zu der weiteren Forderung, der neusprachliche Unterricht müsse dem in den alten Sprachen vorausgehen. Endlich gesellte sich bei Kühn, Hornemann, Breymann, Rambeau u. a. das Ideal einer neuen Einheitschule hinzu, die allen den genannten Forderungen Rechnung trage und den wünschenswerten Ausgleich der sich z. Z. bekämpfenden feindlichen realistischen und humanistischen Richtung herbeiführe.

Im Verlaufe der ziemlich ausgedehnten und allmählich in eine gewisse Eintönigkeit verfallenden Litteratur dieser Sprachunterrichtsreform haben sich auch für die Einzelheiten ganz bestimmte und feste Zielpunkte und Forderungen herausgestellt, die sich in jeder neuen Reformschrift mehr oder minder ausführlich wiederholt finden, je nach dem Charakter und der Tendenz derselben. Auch eine Abklärung der manchmal zu radikalen und ungestümen Reformbestrebungen wird sich von selbst einstellen, wenn die meist noch jungen Reformer eine längere praktische Erfahrung hinter sich haben werden. Vor der Hand scheinen die ihrer Bewegung sympathisch gegenüberstehenden, aber vor Übertreibung und Illusionen warnenden Bemerkungen Münchs (Zur Förderung

des franz. Unterrichts, Heilbroun 1883) und die Mahnungen Lütgenaus und Josupeits (Herrigs Archiv, LXX 73 ff. u. 317 ff.) noch wenig Eindruck gemacht zu haben. Da aber die Bäume niemals in den Himmel wachsen, so bleiben wir ohne Besorgnis, daß es auch den unternehmungslustigsten Reformern jemals gelingen werde, die systematische Grammatik ganz aus dem Unterricht zu drängen, den sicher nützlichen und nötigen Extemporalien (Übersetzungen aus dem Deutschen ins Französische) völlig den Garaus zu machen, vollständige Kurse von Lautphysiologie auf der Schule einzuschmuggeln, die feste und präzise Regel zu Gunsten vager und ungenau erkannter oder doch nur dem Sprachhistoriker verständlicher Sprach-Prinzipien und -Gesetze zu verbannen und den Schulorganismus so zu verdrehen, daß der neusprachliche Unterricht nur noch dazu dient, eine Art von Propädeutik für den altsprachlichen abzugeben. Die praktische Erfahrung wird die sicherste Korrektur mit den Reformbestrebungen vornehmen, die nur deshalb oft so kühn und zuversichtlich auf den Schild erhoben werden, weil es eben noch an dieser Erfahrung fehlt, und dann auch, weil man glaubt, dem alten Schlendrian des neusprachlichen Unterrichts nicht energisch genug an den Leib gehen zu können.

Von allen Übertreibungen frei und dennoch ganz in dem Geiste der Unterrichtsreformer gehalten ist die hier zu besprechende Schrift Rambeaus, deren Inhalt wir, weil sie in maßvoller und praktischer Weise die Bestrebungen der neuen Richtung zum Ausdruck bringt, unten in ziemlicher Ausführlichkeit wieder geben. R. spielt keine Zukunftsmusik vor und malt keine utopischen Bilder von zukünftigen Idealzuständen des neusprachlichen Unterrichts, sondern er schildert nüchtern und unbefangen, was sich von den Bestrebungen der neusprachlichen Unterrichtsreformer unter Berücksichtigung der bestehenden Reglements Vorschriften mit Nutzen am Gymnasium der Gegenwart verwenden läßt. Er teilt auch mit dem Referenten die Überzeugung, daß die Anzahl der dem Französischen am Gymnasium gewidmeten Lehrstunden ausreichend ist, „um allerdings mit tüchtigen Lehrkräften und einer geeigneten Methode etwas Gutes zu leisten“ (S. 11). Diese „geeignete Methode“ zu zeichnen ist der Zweck seiner Broschüre, die in etwas erweiterter Gestalt den Inhalt seiner 1885 veröffentlichten Programmabhandlung: *Der französische und englische Unterricht am Gymnasium* (Wilhelm-Gymnasium zu Hamburg) reproduziert.

Rambeau verlangt gleich seinen Gesinnungsgenossen mit vollem Recht, daß der französische Unterricht „mit den Lauten, nicht mit den Schriftzeichen“ beginne und daß demgemäß gleich in den ersten Unterrichtsstunden „die Laute in ihrer natürlichen Ordnung ohne Rücksicht auf die jetzt gültige, historisch nur zum Teil richtige Schrift“ den Schülern vorgeführt werden.

Eine Lauttafel, für die er ein Muster giebt (an dem wir indes die Bezeichnung des Klanges durch Gravis und Accut mit Rücksicht auf deren sonstige orthographische Verwendung nicht billigen können), ist zu diesem Zweck von grossem Nutzen und deshalb den Schülern zu geben. „Die der französischen Sprache eigentümlichen, in der deutschen nicht vorhandenen Laute werden besonders hervorgehoben, geübt und mit ähnlichen . . . verglichen“. Später werde der französische Tonfall durch Vor- und Nachsprechen von Satzteilen, dann von ganzen Sätzen geübt. „Bei diesen Übungen muß der Lehrer besonders darauf achten, daß innerhalb der Sprachakte . . . beim lauten Lesen und freien Sprechen der Sätze weder Pause noch Stimmenschluß stattfindet“. Alles gute wohl zu beachtende Vorschriften (§ 3, S. 14—19).

Von der Grammatik verlangt R., daß sie sich an die lateinische anlehne und auch die lateinische Terminologie adoptiere. Der Gebrauch französischer Terminologieen führt in der Regel dahin, „die französischen Ausdrücke mit deutscher Aussprache zu lernen“. „Das Verbum . . . muß am gründlichsten behandelt werden“. „Es ist sehr wünschenswert, daß die französische Formenlehre bis Unter-Tertia, im großen und ganzen schon bis Quarta, und spätestens bis Ober-Tertia ganz absolviert und nachher nur noch repetiert zu werden braucht. Was die Syntax betrifft, so läßt sich die Besprechung der Tempora und Modi sehr leicht und am besten mit der Lektüre verbinden. Die hauptsächlichsten der übrigen syntaktischen Erscheinungen kann man bereits in den unteren Klassen in der Lektüre besprechen oder wenigstens berühren und später in den oberen Klassen im Zusammenhange der systematischen Grammatik noch einmal durchnehmen.“ „Der Stoff der französischen Grammatik ist . . . soviel als möglich zu beschränken und zu vereinfachen, dagegen ist die Auffassung derselben möglichst zu vertiefen.“ Es kommt besonders darauf an, die Bildung und Entstehung der Formen in wissenschaftlicher Weise, auch durch Vergleichung mit dem, dem Französischen zu Grunde liegenden, Lateinischen, wo dies dem Auffassungsvermögen und Wissen der Schüler angemessen ist, zu erklären, die Aneignung der Formen auf diese Weise zu erleichtern und umfassende Sprachgesetze von den Schülern möglichst selbst finden zu lassen. Es ist dabei unnötig und sogar schädlich, auf das Altfranzösische und das vom klassischen Latein abweichende Vulgärlatein zurückzugehen (§ 4, S. 19—21).

Den Mittelpunkt des französischen Unterrichts bildet auch nach R. die Lektüre. Bei ihr ist die Prosa, speziell die geschichtliche Prosa zu bevorzugen. Die Poesie ist nur in geringem Maße, aber zu Lese- und Aussprachezwecken schon im ersten Unterrichtsjahre zu berücksichtigen. Die Präparation findet in den unteren, z. T. noch in den mittleren Klassen am

ten in der Schule statt. Mit Strenge ist darauf zu halten, die Schüler den französischen Text wirklich auf französische Weise lesen. Zu dem Zweck verlangt R. auch Leseübungen in Prosa, von deren Zweckmäßigkeit wir uns schlecht überzeugen können. Die Gedichte will R. — bis Unter-Sekunda — in der Klasse auswendig gelernt wissen. An die Lektüre sind Vorübungen zur Erwerbung einer Konversationsfähigkeit anzuschließen, die, wie das neue Reglement fordert, auch schriftliche Nacharbeiten und Inhaltsangaben, um zur Fertigkeit im schriftlichen Gebrauch der Sprache auszubilden (§ 5, S. 22—24).

Das Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische ist eine gute Vorbereitung für den freien schriftlichen Gebrauch der fremden Sprache, wenn es sich an gelesene französische Originale anschließt. Auch das Übersetzen zusammenhängender deutscher Stücke außerhalb der in der Klasse gelesenen Lektion, die nur Schwierigkeiten aus einem bestimmten Theile des durchgenommenen grammatischen Pensum enthalten, ist von Nutzen, besonders für grammatische Repetitionen. Dagegen ist das lange fortgesetzte Übersetzen von Einzelsätzen zur Erläuterung von Formen und Regeln unnütz und selbst verderblich, weil es die Aufmerksamkeit des Schülers vom Inhalt abzieht, leicht zu einer rein mechanischen Arbeit wird, Schüler und Lehrer auf die Dauer müdet und nimmermehr zur Beherrschung der fremden Sprache führt. Doch werden die Einzelsätze von R., abweichend von der Meinung anderer Unterrichtsreformer, mit guten Gründen nicht ganz in Acht und Bann gethan. Sie sind ihm notwendig, soweit sie im grammatischen Unterrichte eine einzelne, besonders charakteristische Erscheinung deutlich veranschaulichen, und lassen sich in einer mäßigen Anzahl in den unteren Klassen verwenden. Nur in den oberen Klassen müssen sie nach ihm ganz wegfallen. Das Übersetzen aus dem Deutschen darf überhaupt nicht übertrieben werden, da es keineswegs Hauptzweck des Unterrichts ist; insbesondere ist das Übertragen von Werken deutscher Klassiker ins Französische zu verwerfen, weil einer solchen Arbeit nur der Erwachsene ist, der beide Sprachen vollständig beherrscht. Für Kinder und Jünglinge ist sie nicht bloß zu mühselig, sondern auch fruchtlos und selbst gefährlich. Zu bedauern ist, daß im Abiturientenexamen für das Skriptum nicht lieber ein kurzer Aufsatz in erzählendem Stile über ein leichtes Thema aus dem Inhalte eines in den letzten zwei Jahren gelesenen historischen Werkes verlangt wird (§ 6, S. 24—26).

Von Lehrbüchern ist für den Anfangsunterricht ein solches auszuwählen, das Grammatik und Lesebuch in geschickterer Weise vereinigt, als dies in der verbreiteten Plötzschen Elementargrammatik der Fall ist. Versuche solcher, den neuen Anschauungen Rechnung tragender Elementarbücher liegen vor von Lotzsch (1877), Plattner (1884, 1885), Breymann (1884), Loewe

(1884) (s. o.). Für die Tertien ist es durchaus notwendig, die gesamte Formenlehre nicht nach der Schulgrammatik von Plötz, sondern nach einem Buche, das einen wissenschaftlich höheren Standpunkt einnimmt und die Resultate der romanischen Philologie besser und mit mehr Verständnis verwertet hat, in systematischer Übersicht zu repetieren. Von der Unter-Sekunda, z. T. der Ober-Tertia an muß der Schüler ferner eine gute, auf streng wissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Syntax, die sich auf das Notwendigste und Wesentliche beschränkt, in die Hände bekommen. Von den neueren Schulgrammatiken erscheint die Lückings (Franz. Gramm. für den Schulgebrauch. Berlin 1883) als die geeignetste. Das Übungsbuch Lamprechts dazu ist aber überflüssig. Für die Lektüre empfiehlt R. für die drei unteren Klassen Lüdeckings oder auch Wingeraths Lesebücher, in den mittleren und oberen Klassen muß zusammenhängende Schriftstellerlektüre vorherrschen. Die besten Schulausgaben, die aber sparsamer mit Anmerkungen sein sollten, sind in den Sammlungen von Weidmann und Velhagen und Klasing zu finden, einige befriedigende oder gute auch in den Dickmannschen, Teubnerschen und selbst der Friedberg und Modeschen Sammlung, in welcher letzterer Ref. bisher noch vergebens eine wirklich gute Ausgabe gesucht hat. Das Hand- und Schulwörterbuch von Sachs-Villatte führt R. von Tertia an obligatorisch ein (§ 7, S. 27—31).

Diesen allgemeineren Erörterungen und Empfehlungen läßt der Verf. § 8 (S. 31—39) Lehrpläne des französischen Unterrichts für die einzelnen Klassen folgen, die genauer die Pensenverteilung schildern, die seinem Ideale eines reformierten Unterrichts entsprechen, zugleich aber auch den Reglementsbestimmungen Rechnung tragen. S. 40—49 (§ 9—12) sind dem englischen Gymnasialunterricht gewidmet, für den im allgemeinen dieselben Grundsätze maßgebend sind, wie für den französischen. Natürlich verlangt der spätere Beginn dieses Unterrichts entsprechende Abänderungen. Wir heben von diesen nur die wichtigsten heraus. Die rein grammatischen Übungen müssen im englischen Unterricht noch mehr hinter der Lektüre zurückstehen. In der Formenlehre muß sich die englische Grammatik eng an die deutsche, in der Syntax im allgemeinen mehr an die französische anlehnen. Das Übersetzen aus dem Deutschen muß noch viel weniger Haupt- und Selbstzweck sein. Der Unterricht, der natürlich auch hier von den Lauten ausgehen muß, kann, da es sich um vorgerücktere Schüler handelt, in viel höherem Grade die Resultate der wissenschaftlichen Phonetik praktisch verwerten. Von R. nach Viator aufgestellte Musterlauttabellen müssen auch hier die phonetische Unterweisung stützen. Von Lehrbüchern sind mit gutem Erfolge benutzbar Vietors kleine engl. Grammatik (Leipzig 1879), die kurze Syntax von Petry (4 Aull., Remscheid 1884), das englische Lesebuch von

deckung (für Unter-Sekunda) und Ausgaben aus den analogen griechischen Schulausgabensammlungen der oben genannten Firmen, namentlich das Wörterbuch von Thieme. Genaue Lehrpläne folgen auch hier. Fügen wir noch hinzu, daß R. seinen Vorschlägen einen kurzen Abschnitt: Die Wichtigkeit der Kenntnis des Französischen und Englischen auch für die „gelehrten“ Stände (S. 1—6) und zum Schluss: Einige Bemerkungen über den französischen und englischen Unterricht in den übrigen höheren Lehranstalten (S. 49—51) beigefügt hat, so haben wir damit den Inhalt der wenig umfangreichen, aber wertvollen und für alle Lehrer des Französischen an Gymnasien zur Lektüre und Nachachtung sehr zu empfehlenden Broschüre in allen Hauptpunkten hier angeführt und können nur den Wunsch hinzufügen, daß auch die Sinnungsgenossen des Verf.s das gleiche Maßhalten und dieselbe umsichtige Zurückhaltung wie R. sich zum Gesetz machen mögen.

Greifswald.

E. Koschwitz.

Breymann, Französische Grammatik für den Schulgebrauch. Erster Teil: Laut-, Buchstaben- und Wortlehre. München und Leipzig, R. Oldenbourg, 1885. V u. 195 S. 1 M.

Vorrede S. IV sagt Verf., er habe „eine den Zwecken der teinlosen Realschule entsprechende und namentlich nicht über die Ziele derselben hinausgehende Grammatik“ liefern wollen. Das Buch soll also nicht für Gymnasien und Realgymnasien in Frage kommen. Was hat es nun Neues, das sein Erscheinen neben bereits vorhandenen, guten und auch für den beschränkten Kreis der lateinlosen Schulen praktisch brauchbaren Grammatiken gerechtfertigt? Verf. will die französische Sprache lehren, indem er zuerst die Laute und ihre Veränderungen (die er mit gotischen Lauten kenntlich macht) und dann erst ihre Darstellung in der Schrift lernen läßt. Diese Methode, die für den Anfangsunterricht in der Muttersprache bei sechsjährigen Knaben ihre Berechtigung hat, ist beim französischen Unterricht für den deutschen Knaben von 10 Jahren, der fast den ganzen Elementarunterricht unter sich hat, sehr zeitraubend und gewiß nicht von sichererem Erfolge als die gewöhnliche. Es kommt hinzu, daß Verf. seiner Methode zu Liebe Teilungen vornimmt, die er nicht scharf anhalten kann und die deshalb verwirren müssen. Was man sonst Lautlehre nannte, teilt er ein in Lautlehre (S. 1—5) und Buchstaben- und Silbenlehre (S. 6—14); dabei enthält die Lautlehre unter C die Aussprache der Silben und Doppelkonsonanten, unter D die Betonung und unter E die Bindung, und die Buchstaben- und Silbenlehre bringt dann die einzelnen Laute mit ausführlicher Angabe aller Arten, sie orthographisch zu bezeichnen. Die Worte *mangea* und *gagueure* führt Verf. § 23 als Beispiele dafür an, daß der j-Laut durch

ge bezeichnet wird und § 28 dafür, daß *e* nach dem *j*-Laut verstummt; hier müßte es doch heißen nach dem Buchstaben, — Aber auch die von dieser Methode unabhängigen Regeln sind oft für den Schüler nicht brauchbar. Was nützt ihm folgende Regel (§ 166, Anm. 4. a), wenn kein Beispiel dabeisteht *ce, cette, ces*, die tonlosen Formen, in Verbindung mit einem Substantiv werden statt des bestimmten Artikels zuweilen determinativ gebraucht als Beziehungswörter der Konjunktion *que* *dafs*? Will er die zusammengesetzten Formen des Aktivs und die Formen des Passivs bilden, wenn ihm nach Anführung eines Paradigms (§ 55 Fußnote) gesagt wird: von allen andern Verben werden sie ähnlich gebildet? Was nützt es ihm zu erfahren, „*ô* verstummt“ (§ 2) und „*e* wird *ô*“ (§ 194) „nach gewissen Konsonanten“, wenn er nicht weiß, nach welchen? — Verf. thut sich etwas auf die Sorgfalt bei der Wahl seiner Ausdrücke zu gute. Vorrede S. IV schreibt er: „die auf *-er* endigende Form des Mask. ist im Fem. *-ère*“ und fügt in Klammern hinzu „nicht wird, denn sie ist es schon“ mit unverhülltem Tadel derjenigen, die das noch immer nicht wissen. Aber wie sieht es bei ihm selbst damit aus? Er sagt § 28: „*e* verstummt nach dem *j*-Laut: *mangea, Jean, gageure*“; da ist es ja nie gesprochen worden! Er gebraucht Ausdrücke wie „*anähneln*“ (§ 189), „*angleichen*“ (§ 144), „*Anbildung*“ (S. 88 Fußnote 1), „*die Dorne*“ (Nom. sing. § 175, 2); er nennt die 2. Person „*die angesprochene*“ (§ 38, § 159), *sans doute* „*ein zusammengesetztes Umstandswort*“ (§ 142); er übersetzt *le foude* einfach mit „*der Held*“. Wenn die für Realschulen bestimmten Grammatiken solche Ausdrücke einführen, wird das Heil des natürlichen deutschen Stils, das mancher auf den Gymnasien durch die Überladung mit lateinischen und griechischen Wendungen so arg gefährdet sieht, von den Realschulen sicher nicht kommen! — Erwähnt sei hier noch § 20, wo es heißt; „*Der fs-Laut wird durch s bezeichnet vor vokalischem Anlaut, z. B. sol*“; also in *sol* haben wir vokalischen Anlaut mit einem Konsonanten davor! — Auch an sachlich Auffallendem fehlt es nicht: in den Namen *Aix, Aix-la-Chapelle* wird das *x* wohl nicht, jedenfalls nicht von der Mehrzahl der Kenner des Französischen wie *kfs* gesprochen (S. 12 Fußnote 2); ebenso ist es mit der Aussprache *et* in *direct* (§ 31); es ist nicht so unbedingt richtig (mindestens nicht für Metrik, Silbenzählung und Gesang), daß *meilleur* und *meilleure* „*sich nur in der Schrift, nicht im Laute unterscheiden*“ (§ 128 ff.); der zweite *e*-Laut in *céde-je* ist nicht geschlossen, sondern offen (S. 33 Fußnote 1); wohl nur Druckfehler (aber ein recht häßlicher) ist die Frageform *appellé-je* mit zwei *l* (S. 32 Fußnote 1); das dumpfe *e* in *donnerai* und *appellerai* durchaus parallel zu setzen mit dem stummen *e* in *tuerai* und *emploierai* (§ 195), *je* in der Anmerkung sogar mit dem in *vendrai*, wo nur noch „*de*

asselbe bezeichnende Buchstabe elidiert sei“, ist die ärgste Konsequenz der unrichtigen Ansicht vom sog. stummen e. — Die flexiven Verben als ein drittes genus verbi („Wendung“ nennt Verf.) aufzufassen, hat weder grammatische Berechtigung noch praktischen Nutzen. — Die Ausstattung des Buches ist gut, die Drucklegung sorgfältig bis auf die Verweisungen, die sich oft in den Seiten verschoben haben (S. 87 u. 88; S. 92 u. 93) und auch falsche Ziffern enthalten (§ 131, S. 41 Fußnote 1, § 68, § 63); die kleine Type für i sieht durchweg aus wie ein i mit aufgelaufenem i-Punkt (§ 140 Anm., § 144, S. 92 Fußnote 1).

Der französische Unterricht konnte, glaube ich, diese Grammatik entbehren; die Brauchbarkeit des Buches in der Praxis ist mir sehr zweifelhaft.

Berlin.

Otto Kabisch.

Otto Jesuweit, Französisches Unterrichtswerk für Gymnasien und Realgymnasien. Berlin, G. Grote, 1885. Erster Teil: Französische Schulgrammatik. XII u. 84 S. Zweiter Teil: Elementarbuch für Quinta und Quarta. VIII u. 97 S. Dritter Teil: Lesebuch für Untertertia und Übungsbuch für Tertia und Sekunda. VI u. 132 S.

Über die bei Abfassung seines Werkes befolgten methodischen Grundsätze spricht Verf. in der Vorrede zur Schulgrammatik. In der Quarta zusammenhängende Lektüre“, „systematische Unterweisung in der Grammatik — in Anknüpfung an die Lektüre und Einübung derselben an zusammenhängenden Übungen“ stellt er als leitende Gesichtspunkte auf. Daneben verlangt er freilich für Tertia und Sekunda, es sollen die im Anschluss an die Lektüre besprochenen Regeln am Ende des Semesters resp. Jahres systematisch durchgenommen werden; ein durchaus berechtigtes Verlangen, denn ohne eine zusammenfassende Behandlung einzelner Abschnitte der Grammatik wird man wohl schwerlich die fremde Sprache auf Schulen bewältigen können. — Die Ausstattung des Werkes ist vortrefflich, namentlich der Druck fast fehlerfrei.

Der erste Teil, die französische Schulgrammatik, ist dargestellt als Lehre vom Laut, vom Wort, vom Satz. Ausführliche Anweisung auf die Ableitung des Französischen aus dem Lateinischen ist absichtlich vermieden worden, freilich bisweilen auf Kosten der Ergebnisse der wissenschaftlichen Grammatik. Dagegen ist in einem Anhang S. 69 — 84 eine Zusammenstellung bekannter lateinischer Wörter beigegeben mit jedesmaliger Aufzählung der zu jedem derselben gehörenden bekannteren französischen Vokabeln, zur Erweiterung und Befestigung des Vokabelschatzes, aber auch als ein Hilfsmittel für diejenigen Lehrer, welche die Bildungsgesetze der französischen Sprache den Schülern nahe machen wollen. Als Vorzüge rühmt Verf. seiner Grammatik das Streben nach Kürze, die geringe Berücksichtigung der

modernen Lautphysiologie, die Anlehnung an den lateinischen Unterricht, z. B. in der Lehre vom Gebrauche der Zeiten, und die Durchführung der lateinischen oder deutschen bei gänzlicher Vermeidung der französischen Terminologie. z. B. j'èus erstes Perfekt, j'ai eu zweites Perfekt. Das letztere ist aber doch wohl ein etwas gewagter Schritt und könnte der Verbreitung des Buches leicht hinderlich werden. In der Kürze hätte Verf. ohne Schaden noch weiter gehen können, z. B. § 8 Regeln über die Stellung der Lippen und der Zähne sind völlig entbehrlich in einer Grammatik, welche sich selbst eine Schulgrammatik nennt, d. h. „eine Grammatik, die von Schülern unter Anleitung des Lehrers zu benutzen ist“. Die Aussprache des stummen e in demselben § 8 sollte ebenfalls getrost dem Lehrer überlassen bleiben; an der Angabe: „Das stumme e in je me te se hat einen dumpfen ö — Laut wie in dörren“ lernt ein Schüler ganz gewiß nicht das Richtige. — Die wichtigsten Punkte der Wort- und Satzlehre werden im Anschluß an die lateinische Grammatik klar und mit aner kennenswerter Kürze behandelt, z. B. Substantiv und Pronomen, Konjunktiv und Infinitiv. Die unregelmäßigen Verba alphabetisch und mit Weglassung der selteneren aufzuzählen ist recht empfehlenswert. — Zum Schluß ein paar Beweise dafür, daß die historische Grammatik nicht selten zu kurz kommt. § 8: „eu wird wie u gesprochen in j'èus, eu, que j'èusse“ läßt das Richtige nicht durchblicken; aus debutus, vedutus, securus wird altfr. dèu, vèu, sèur, nfr. dû, vu, sûr, ebenso gab habitus èu, die Aussprache ging folgerichtig zu u über, aber hier erhielt sich die alte Schreibung eu, weil man sich scheute den Stamm ganz aufzugeben, also richtiger: in j'èus, eu, que j'èusse wird das e nicht mehr ausgesprochen (vgl. dazu seoir, avouerai in demselben §). — § 17 und 18. Die Darstellung der 2. regelmäßigen Konjugation steht im Widerspruch mit der historischen Grammatik. Will man die Formen erklären, so muß man auf die doppelte lateinische Grundform, Inf. punire, aber Praes. inchoativ punisco, zurückgehen, je punis = punisco, tu punis = puniscis, il punit, altfr. punist = puniscit ansetzen, aber „je punis aus punis-s, il punit aus punis-s-t“ ist unrichtig. — § 18. Zur Bildung der Form je vendis soll „zwischen Stamm und Endung ein i“ eingetreten sein, während doch i die eigentliche Endung ist, s späterer unorganischer Zusatz, altfr. nur vendi. — § 22. apercevoir soll durch Anhängung von ai an den Infinitiv mit Ausstufung von oi gebildet werden, aber ein apercevoirai sollte man auch nur anzudeuten vermeiden. — § 28. Das t in aime-t-il ist aus Übertragung von est-il u. ähnl. Formen zu erklären, es ist keinesfalls das wieder zum Vorschein kommende t der Endung; lat. zwar cantat, aber altfr. nur chante il oder chant il, nie chantet il; vgl. A. Tobler, Vom franz. Versbau alter und ueuer Zeit S. 52.

In dem Elementarbuch behandelt der Quintanerteil S. 1—56 120 §§, so dafs 30 auf jedes Vierteljahr entfallen, in einzelnen und kleinen französischen Erzählungen die ganze Elementargrammatik mit Ausschluss der unregelmässigen Verba. Das grammatische Pensum und der Vokabelschatz sind so geordnet, als in der Quarta, deren alleiniges grammatisches Pensum neben den Genusregeln die unregelmässigen Verba bilden sollen, eine andere französische Erzählung, eine Robinsonade in 78 §§, gegeben werden kann, an welche sich noch in drei Abschnitten eine deutsch geschriebene Robinsonade § 79—99 anschliesst. Über die Benutzung im einzelnen handelt die Vorrede. Die letzten §§ des Quartanerteils bringen in einzelnen deutschen Übungen alle (oder doch die meisten) Vokabeln des angehängten Interimverzeichnisses noch einmal in alphabetischer Reihenfolge, so dafs diese gleichzeitig dem Schüler zur Wiederholung aufgegeben werden können.“ Dieses Verzeichnis enthält indessen neben den allergewöhnlichsten doch auch manche Wörter, welche ein Anfänger schwerlich auswendig zu lernen braucht, z. B. *chantier, virer, engloutir, mouiller, mousquetade, tillac*.

Der dritte Teil enthält S. 1—35 als französische Lesestücke und Untertertia Bearbeitungen aus Ségur, *histoire universelle* und *land, mille et une nuits*. Unbekannte und seltene Vokabeln sind in Parenthese übersetzt (*épaisseur* S. 12, *lassé* S. 14 ist genau); wichtige und lernenswerte sind gesperrt gedruckt, so fällt dieser Unterschied im Druck zu wenig in die Augen. Auch ist die Auswahl ohne erkennbaren Grundsatz, z. B. S. 9 *que* soll gelernt werden, *anneau* und *ceinture* nicht, zu *retentir* zweimal die Bedeutung beigefügt, aber S. 6 gesperrt, S. 13 *tour*, *tour à tour* S. 12 soll gelernt werden, *à leur tour* S. 14 *tour*, *embarrasser* S. 28 soll gelernt werden, *embarras* S. 25 *tour*. — Für die Einübung der Grammatik verweist Verf. auf die französischen Übungsbeispiele in seiner Schulgrammatik und auf den zweiten Teil des Lesebuches, das Übungsbuch für Tertia und Sekunda. Dieses giebt S. 35—132 eine Reihe zusammengehörender Stücke zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische nach Michaud, Galland, Ségur, Florian, Voltaire, Souvestre. Diese sind in lesbarem Deutsch geschrieben, nach der Schwierigkeit geordnet und mit eingestreuten grammatischen Bemerkungen versehen je nach dem Standpunkte der einzelnen Klassen von Tertia bis Obersekunda. In Bezug auf die Vokabeln gilt dasselbe wie für die französischen Lesestücke. — S. 17 steht *lesse*. S. 18 *Egypte* und *Ethiopie* ohne Accent, S. 31 *Z. 3 v. l. apportez-le-moi*. Das grosse A stünde besser überall ohne Accent grave, wie es Teil 2 S. 57, 58, Teil 3 S. 16, 31 als Druckfehler vorkommt.

480) J. B. Peters, Franz. Schulgrammatik, agz. v. P. Schw

2) J. B. Peters, Französische Schulgrammatik in tabellarischer Darstellung. Leipzig, August Neumann, 1886. VIII u. 64 S. 1

„Die Benutzung vorliegender Grammatik setzt einen Vorzug voraus, in welchem die Laut- und Formenlehre sowie die wichtigsten syntaktischen Erscheinungen bereits sicher eingeübt worden sind“. Das Buch würde also von Unter-Tertia an in einem Gymnasium brauchbar sein und entspricht allen billigen Anforderungen hervorragender Weise. Die namentlich für die Gymnasien Kürzung des Lehrstoffes ist mit großer Umsicht durchgeführt ohne daß deshalb irgendwie Wichtiges zu vermissen wäre. Gewählte kurze Beispiele unterstützen die in scharfer, knapper Fassung auftretenden Regeln. Neu ist an dem Buche die Anordnung des Stoffes. Zur Erfüllung der Forderung: „Freieres Vorgehen des persönlichen und weniger Absolutismus des papiernen Lehrbuchs“ ist die tabellarische Form der Darstellung gewählt, „weil in ihr der grammatische Stoff am einfachsten und anschaulichsten vorgeführt werden kann.“ Grammatik im Lapidarstil“ nennt Verf. sein Werk. Diese muß als eine durchaus glückliche bezeichnet werden. Sie enthält viele Worte, erleichtert die Übersicht und dient somit wesentlich der Vereinfachung des grammatischen Stoffes und dadurch wünschenswerten Entlastung des Schülers. — Ein großer Vorzug des Buches ist ferner seine Zuverlässigkeit in wissenschaftlicher Beziehung; denn wenn auch die historische Grammatik gewiß in ein Schulbuch gehört, so muß man doch an dem Grundsatz festhalten, daß selbst in einer Grammatik für Anfänger die Forderungen der Regeln nirgends und unter keinen Umständen der wissenschaftlichen Grammatik widersprechen darf. Für die Befolgung dieses Grundsatzes bürgt schon die Benutzung der vom Verf. im Vorwort genannten Werke, z. B. der Schulgrammatik von Lücking, der Nouvelle grammaire française von A. Chassang und für die Theorie der Konjugation der Arbeiten Chabaneaus. Das Hineinziehen der wissenschaftlichen Grammatik, z. B. für die Erklärung der Verbform mit Recht dem pädagogischen Takte des Lehrers überwiesen werden. Dazu darf aber erst dann übergegangen werden, wenn die Formen auswendig gelernt worden sind und im Gedächtnisse der Schüler festsitzen. „Erst muß der Schüler zur Kenntnis und dann zum Erkenntnis geführt werden“ ist trotz aller Widersacher der Grundsatz, der einzig und allein in der Schule zum Ziele führt.

Wie der Inhalt, so ist auch das Äußere des Buches empfehlenswert. Der Druck scheidet das Wesentliche scharf von dem Unwesentlichen, nur ist er vielleicht in den Anmerkungen unnötig klein und. Will man sonst noch Ausstellungen machen, so darf man vielleicht darauf aufmerksam machen, daß allzugroßes Streben nach Einfachheit leicht zu Unzuträglichkeiten führt. Namentlich dürfte es sehr die Frage sein, ob es zweckmäßig ist, an vielen Stellen statt der Erklärung ein einfaches Warum? zu setzen. Der S

kann diese Frage selten aus eigener Kenntnis beantworten; sie wendet sich also meist an den Lehrer und ist für den gründlich unterrichteten, mit der wissenschaftlichen Grammatik vertrauten häufig überflüssig, den weniger eingeweihten dürfte sie leicht in Verlegenheit bringen. Z. B. gleich S. 5: „Bei den Verben, die an der vorletzten Silbe ein dumpfes e haben, wird dasselbe in allen unbetonten Formen, sowie im Futur und Konditionale offen. Warum?“ Besser stände wohl die genaue Antwort da: Zwei unbetonte Silben dürfen nicht am Ende desselben Wortes stehen. Denn sonst ist dergl. doch nicht unerhört, z. B. la bonneterie, le porte-le. Überhaupt setzt die Erklärung von Formen wie je m'apelle, je crée, je achète, je crée u. s. w. eine recht genaue Kenntnis voraus. Auch müßten doch wohl mit demselben Rechte Formen wie je puis, je dus, je fus (dazu auch die verschiedene Aussprache von j'ai und ai-je) eine kurze Erklärung finden als nicht eigentlich zum Kapitel der Aussprache gehörig, welches sonst freilich mit Recht völlig unberührt bleibt. — S. 4. Auf man die Möglichkeit eines apercevoirai auch nur ahnen lassen? — S. 16. Für je vaudrai, je voudrai die Regel aufzustellen: „x wird nach au und eu in v verwandelt“ entspricht nicht ganz der historischen Grammatik. Ebenso ist S. 44 chevaux nicht genau erklärt, es wird nicht bloß „l in u verwandelt“, sondern cheval + s = chevaux, chevals, us = x, chevax, u der Aussprache zu jebe wieder eingeführt, x blieb irrig stehen, chevaux. — S. 38. In Hinweis darauf, daß das Gérondif nur zufällig dieselbe Form wie das Part. Praes. hat, wäre wünschenswert.

Berlin.

P. Schwieger.

Th. Dielitz, *Geschichtstabellen für Gymnasien und Realschulen*. Altenburg, H. A. Pierer, 1935. 68 S.

Das Streben, die Zahl der Daten zu verringern, hat auch hier mehrfach dazu geführt, innerlich zusammengehörige Ereignisse ohne Rücksicht auf chronologische Genauigkeit unter einem Jahre zusammenzufassen. Der Vorteil aber besteht wohl nur fürs Auge, denn die Vereinigung verschiedener Thatsachen unter einer Zeitangabe erschwert das Auswendiglernen. Eine weitere Verringerung des Gedächtnismaterials ist dadurch erreicht worden, daß ein Teil des Inhalts als nur zur Orientierung dienend äußerlich bezeichnet ist. Auf diese Weise ist es möglich geworden, den Lernstoff annähernd auf das pädagogisch Zulässige einzuschränken. Der Verzicht auf die chronologisch unsicheren Daten der älteren ägyptischen Geschichte und auf manche Monatstage der neuesten Kriege würde das Gedächtnis des Schülers noch mehr entlasten.

Die Auswahl des Stoffes kann im allgemeinen als zweckmäßig anerkannt werden; ebenso ist die Anordnung zu billigen,

dafs Ereignisse, welche der allgemeinen deutschen Geschichte ferner liegen, gruppenweise vereinigt sind. Die stilistische Fassung giebt den Sachverhalt nicht immer treffend wieder, zum Teil, wie es scheint, weil sich der Verf. an die Tabellen von Rethwisch und Schmiele mehrfach zu eng angeschlossen hat.

Aus dem Streben nach Kürze erklärt sich die chronologische Ungenauigkeit der Angaben zu 778, 938—941, 1166—1168, 1190 (S. 28), 1237. Unrichtig ist ferner zum J. 1060 (S. 36) Robert Guiscard als König bezeichnet, zu 1778 Karl von Pfalz-Zweibrücken als Kurfürst; 1527 bei der Erstürmung von Rom war Georg Frundsberg nicht mehr beim Heere. Weitere Versehen, die vielleicht z. T. dem Setzer anheimfallen, sind folgende: zu 1356 ist aus der Reihe der Kurfürsten der Pfalzgraf bei Rhein fortgelassen, zu 1713 heifst der Bourbonne Friedrich V., zu 207 ist ein Berg Metaurus genannt. Für Cäsars afrikanischen Krieg ist das Hauptjahr 46, der korinthische Krieg begann i. J. 399; die Erteilung der Kurwürde an Ludwig den Römer, welche kaum der Erwähnung wert war, fällt ins Jahr 1356 statt 1346. Auf S. 48 heifst der sächsische Kurfürst Friedrich I. der Starke, während derselbe zwei Seiten später den Namen August I. führt.

Um der Gründlichkeit willen halte ich noch folgende Änderungen für zweckmäfsig: Bei der Erteilung des Bürgerrechts an alle Italiker (S. 16) sind die Transpadaner auszunehmen; der Siegeszug Suworoffs durch Italien ist auf Oberitalien einzuschränken; das Erzbistum Magdeburg ist auf S. 28 oder 51 stärker hervorzuheben. Unvollständig sind die Angaben: Abtretung Vorpommerns i. J. 1720, weil noch ein Teil schwedisch blieb, und Aussterben der Wittelsbacher i. J. 1777, weil damals nur die bayerische Linie des Hauses erlosch. Auch zu der Übertragung Böhmens an Wentzel i. J. 1378 könnte hinzugesetzt werden „mit Schlesien“.

Übergangen sind vom Verf. einige Geschichtszahlen, welche in einer solchen Tabelle nicht fehlen dürfen, nämlich die Niederlage des Crassus i. J. 53 v. Chr., das Dekret über die Papstwahl von 1059, das lateinische Kaisertum von 1204, die Schlacht bei Poitiers von 1356 und der Pariser Friede von 1763.

Der Verf. hat dieses Buch dazu bestimmt, als „kurzgefasste Repetitionstabelle“ neben dem Dielitzschen Grundriss der Weltgeschichte gebraucht zu werden. Ref. findet für diesen Zweck die Anlage des Ganzen zu weitschichtig, auch den Inhalt vorläufig noch von dem des Grundrisses zu abweichend. Der Verf. hat aber auch die Verwendung dieser Tabellen als ausschließliches Hilfsmittel für den Unterricht ins Auge gefasst, und für diesen Zweck kann Ref. dem vorliegenden Buche die Brauchbarkeit nicht von vornherein absprechen, obwohl er selber eine eingehendere und gründlichere Darstellung wie die von Rethwisch oder Plötz vorziehen würde. Denn bei so kurzgefassten Tabellen

H. Kiepert, Schulwandkarte der Provinz Brandenburg. 483

wie die vorliegenden sind, wird der Schüler den berechtigten Anforderungen des Geschichtsunterrichts ohne Nachschreiben des Vortrages oder häusliche Lektüre kaum genügen können.

Berlin.

G. Braumann.

H. Kiepert, Schulwandkarte der Provinz Brandenburg. Zweite berichtigte Auflage. Berlin, D. Reimer, 1895.

Die Neuauflage dieser stattlichen Wandkarte ist schon an sich ein erfreuliches Zeichen dafür, daß auf unseren Schulen die heimatsländliche Unterweisung nicht verabsäumt wird. Gegenüber der älteren Auflage ist die vorliegende im wesentlichen nur in Beziehung auf die Eintragung der neuen Eisenbahnlinsen verbessert worden. Eitlere Abänderungen waren auch kaum notwendig. Südöstlich von Frankfurt a. O. mußte jedoch statt Zittendorf nach der jetzt ein gebräuchlicher Form Ziltendorf geschrieben werden. Außerdem im Anhaltischen ein hydrographisches Versehen (das auch andere Karten entbalten) stehen geblieben: die Fuhne (deren Name zwar schon hier eingesetzt wurde, aber nur an die Quellgend, zur Vermeidung von Irrtümern möchte man ihn auch nahe der Mündung gesetzt sehen) ergießt sich nach Aufnahme der Ziethe von Köthen unterhalb Bernburg in die Saale und nimmt vorher von Süden her den Strengbach bei Radegast auf; jedoch anastomosiert die Fuhne keineswegs abwärts Radegast so, daß (wie es hier auf der Karte erscheint) der rechte Arm derselben die Ziethe bildete. Ein weiterer Irrtum ist offenbar dadurch auf unsere Karten gekommen, daß zwei ganz unbedeutende Bächlein, die östlich von Posigk entspringen, das eine nordwärts zur Ziethe, das andere südwärts zur Fuhne fließend, versehentlich zu einem die letzteren beiden Flußlinien verbindenden Nordsüdarml gemacht wurden.

Sollte man übrigens nicht nunmehr lieber Greenwich- als Ferro-Meridiane gleichmäßig bei allen Schulkarten anwenden?

Paul Buchholz, Tier-Geographie. Leipzig, Hinrichsche Buchhandlung, 1886. 1,20 M.

Dieses Bändchen gehört einer Reihe von „Hilfsbüchern zur Belebung des geographischen Unterrichts“ an, welche bis Ende des nächsten Jahres erscheinen sollen und nach übersichtlichen Darstellungen der Pflanzen-, Tier-, Mineralien-Geographie und Völkerkunde Charakterbilder der einzelnen Erdteile bringen werden.

Die vorliegende Tier-Geographie bespricht zunächst die Verbreitungsbedingungen der Tierwelt im allgemeinen, sowie die Bedeutung der Tierwelt für das Erd- und Menschenleben. Dann folgen die Erdteile der Reihe nach, indem allemal zuerst eine kurze allgemeine Übersicht der Fauna, hierauf eine Schilderung einzelner Charaktertiere gebracht wird. Aus den letzteren, an Umfang weit überwiegenden Abschnitten kann der Lehrer recht

wohl „zur Belebung des geographischen Unterrichtes“ schöpfen und insofern hat das Büchlein seinen Zweck nicht verfehlt.

Indessen in des Schülers Hand wünschen wir dasselbe nicht Einesteils enthält es viel mehr, als unsere Schüler von der Tiergeographie zu wissen brauchen (das traurige „multa, sed non multum“, das wir jetzt in der Einschränkung der bisher allbreit behandelten „politischen Geographie“ zu überwinden suchen wollen wir um keinen Preis in die physische Länderbeschreibung einmisten lassen!); anderseits scheint uns hierzu der Ausdruck und die inhaltliche Zuverlässigkeit des Gegebenen nicht überall geeignet.

Da ist die Giraffe „die Säule, der Obelisk im grossen Wunderbaue des Tierreiches“, „beim Anblick des Dromedars mag man die Pyramiden denken“ (wegen der Grösse oder wegen des Buckels?); der niedliche Fenek-Fuchs mit seinen grossen Ohrmuscheln „ist gleichsam das Ohr der nordafrikanischen Wüste“ u. dgl.

Der Igel schliefst nicht mit dem Ural (S. 6), sondern in neuerdings auch auf der sibirischen Seite gefunden worden. Der Schakal ist keineswegs in Europa „längst ausgerottet“, sondern lebt noch in Dalmatien und Morea. Der Gorilla ist noch nie an der Oberguinea-Küste Hochsudans gefunden worden (S. 66), auch schliesslich an der von Niederguinea. Der Bison ist zu keiner Zeit durch „ganz Amerika“ verbreitet gewesen (S. 93), er wohnt stets auf Nordamerika beschränkt. Der Orang-Utan (nicht „Utang“ wohnt nicht blofs auf Borneo (S. 39, 127), sondern auch auf Sumatra; der Elefant fehlt dagegen auf Java, so dafs es eine sehr unberechtigte Floskel genannt werden mufs, wenn es (auf S. 44) heifst: „Wer könnte die Urwälder von Java ohne Elefanten denken?“ Recht unklar dünkt die Zurechnung des malaiischen Archipels samt Australien und Polynesien zu einem Erdteil „Ozeanien“. Dafs Australiens Säugetierfauna ausser Flatterern und Nagern „nur Beuteltiere und Schnabeltiere enthält“ (S. 149), trifft nicht zu; abgesehen von dem (allerdings wohl durch den Menschen eingeführten) Dingo ist dabei *Echidna hystrix* vergessen.

Halle.

A. Kirchhoff.

E. v. Seydlitz, Lehrbücher der Geographie. Zwanzigste Bearbeitung Breslau, Ferdinand Hirt, 1885. Ausgabe A: Grundzüge der Geographie, besorgt von E. Oehlmann. 103 S. 0,75 Mk. Ausgabe B: Klein-Schulgeographie, besorgt von Simon und E. Oehlmann. VI u. 285 S. 2 M.

Die neue Bearbeitung der Grundzüge unterscheidet sich von der vorhergehenden in vielen Punkten, und es darf wohl behauptet werden, dafs manche der vorgenommenen Änderungen dem Buch zum Vorteile gereichen.

Über Karten und bildliche Darstellungen nur wenige Worte. Sollen einmal dem Buche Karten beigegeben werden, so ist

zweckmäfsig, dieselben denen im Atlas möglichst ähnlich zu machen, damit dem Schüler der Übergang nicht zu sehr erschwert wird, wenn er, wie das beim ersten Teile möglich, vielleicht sogar zweckmäfsig ist, das Buch ohne Atlas gebraucht hat. Auch in der zweiten Ausgabe sind die Karten von Nutzen, da sie bei einfacheren Verhältnissen das Auffinden erleichtern, und die Benutzung dieser Kärtchen ist immer vorzuziehen dem häufigen gänzlichen Beiseitelassen des Atlas; endlich weifs der Lehrer, dafs neben der Mannigfaltigkeit der Atlanten sich doch eine übereinstimmende Karte in der Hand jedes Schülers befindet.

Die Einleitung von A ist gegen die der vorigen Bearbeitung wesentlich vereinfacht und durch geschickte Vergleiche dem Auffassungsvermögen kleinerer Schüler angepafst (Gebirge S. 8 mit den Häusern einer Stadt verglichen). Die Unterbrechung der Einleitung durch Einschaltung des Erdteils Australien wird durch die Einfachheit der Verhältnisse, welche das Vorhergehende vorzüglich illustrieren, gerechtfertigt. Dem Lehrer bietet sich hier Gelegenheit, den trockenen Stoff zu beleben und die Phantasie der Schüler mit den fremden Gestalten aus Fauna und Flora des Landes zu bevölkern. (Bei dieser Gelegenheit wird er leider von dem Bilderanhang im Stiche gelassen.) Auf diese Weise wird das Verständnis auch einiger folgenden Punkte geweckt, z. B. der klimatischen Verschiedenheiten auf der Erde.

Die andern Erdteile werden nun kurz besprochen. Bei Europa ist hinzugefügt „in gedrängter Übersicht“. In der That macht an dieser Stelle das Buch mehr den Eindruck eines Vokabulariums, doch können Auswahl und Anordnung besser kaum gedacht werden. Für Asien, Afrika und Amerika ist das Notwendigste hinzugefügt, namentlich verdient erwähnt zu werden, dafs die Produkte der Natur bei den einzelnen Ländern abgehandelt werden.

Jedem Erdteile ist eine Tabelle angehängt, die die wichtigsten Zahlen enthält und durch Vergleiche — Fläche des Kaspischen Meeres = Sumatra — der Auffassung zu Hülfe kommt.

So viel über den ersten Kursus, der in der Sexta abzuhandeln ist. Der zweite, für Quinta, behandelt Europa ausführlicher. Eine neue Einleitung ergänzt allgemeine Begriffe der Erdkunde. Europa ist dann die Ausführung der Disposition in Kursus I. Von Tabellen finden wir eine allgemeine für Europa und eine für Deutschland. Eine graphische Darstellung Seite 68 zeigt die Gröfsen der Provinzen des preussischen Staates.

Die kleine Schulgeographie hat in ihrer äufseren Anlage keine wesentlichen Veränderungen erfahren. Der erste Teil, die allgemeine Erdkunde, ist aber einer völligen Umarbeitung unterworfen und zum Teil mit neuen instruktiven Abbildungen versehen worden (Fig. 8—10 S. 16). Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden, besonders hervorgehoben werden soll nur der Abschnitt: Die Erde als physischer Himmelskörper betrachtet.

Die Länderkunde, der zweite, gröfsere Teil des Buches, ist den Veränderungen angepaßt, die sich seit Erscheinen der 19. Bearbeitung vollzogen haben. Die deutschen Kolonien werden namhaft gemacht, in der Provinz Hannover statt der Landdrosteien der Name Regierungsbezirke eingeführt. Der Kongostaat hat noch keine Erwähnung gefunden. Ein Abschnitt, der noch besondere Erwähnung verdient, ist die Darstellung der Alpen. Auch kleineren Abschnitten ist grofse Sorgfalt gewidmet, ich habe u. a. die kurze Schilderung unserer Reichshauptstadt in politischer und industrieller Beziehung im Auge. Tabellen sind in grofser Reichhaltigkeit vorhanden. Der Geschichte der Geographie ist eine solche, die wichtigsten Daten enthaltend, angehängt; geographische Bezeichnungen aus fremden Sprachen hat offenbar eine kundige Hand geordnet. Das Inhaltsverzeichnis, welches der Ausgabe B beigegeben ist, würde bequemer zu benutzen sein wenn es die letzte Stelle im Buche einnähme.

Zu wünschen ist, dafs nun auch bald die Ausgabe C in neuem Gewande folgen möge¹⁾.

Hildesheim.

Ad. Flöckher.

- 1) J. Dickmann, *Übungen und Aufgaben für den propädeutischen Unterricht in der Geometrie. Auf Grund rein konstruktiver Methoden in stufenmässiger Reihenfolge.* 1. Teil: Vorübungen zur euklidischen Geometrie. 2. Teil: Vorübungen zur synthetischen Geometrie. Breslau, Hirt. & Sohn, 1896. 43 u. 32 S.

Wie wir jüngst die für den propädeutischen Unterricht in der Geometrie bestimmten Aufgaben von zur Nieden angezeigt haben, so freuen wir uns, unsere Leser auch hier auf ein sehr brauchbares Büchlein für diesen gewifs sehr wichtigen Unterrichtszweig aufmerksam machen zu können. Für den nach dem Lehrplan von 1882 auf die V berechneten Unterricht ist allerdings nur das erste Heft bestimmt. Der Verf. fängt mit einfachen Abtragungen von Geraden und Winkeln an, wobei er frühzeitig an die doppelte in jeder Geraden, in jedem Winkel enthaltene Richtung Rücksicht nimmt, dann führt er bald einfache, sich leicht bei der Zeichnung der Anschauung darbietende Eigenschaften der Figuren vor oder weist auf dieselben hin und weckt durch geschmackvolle ornamentale Formen das Interesse für Symmetrie. In einem weiteren Abschnitte läfst er die 3 fundamentalen Lagenveränderungen der Figuren, die parallele Verschiebung, die centrische Drehung und die axiale Drehung oder das Umklappen aufzuführen und gewinnt auch auf diese anschauliche Weise mehrere wichtige geometrische Lehrsätze. In einem letzten Abschnitt folgen dann die Flächenberechnungen, welche der Verf. ebenfalls durch

¹⁾ Ist soeben erschienen.

Lagenveränderungen der Figuren vollzieht. Wir stimmen ganz mit dem Verf. überein, wenn er als formalen Zweck des mathematischen Unterrichts nicht ausschließlich die Ausbildung des logischen Schlussvermögens bezeichnet, sondern durch denselben zugleich eine gewisse Elastizität des Anschauungsvermögens zu erzielen wünscht. Und daß gerade dem letzteren Zwecke diese Übungen des Verf.s vortrefflich dienen werden, davon sind wir überzeugt. Auch darin sind wir mit ihm einverstanden, daß der eigentliche systematische Unterricht nicht zu früh begonnen werden sollte. Aber daran glauben wir festhalten zu müssen, daß in dem systematischen Unterricht jene Strenge der logischen Schlussfolgerung nicht unter dem Streben, mathematische Wahrheiten vorzuführen, leiden dürfe. Wenn dem propädeutischen Unterrichte bisweilen der Vorwurf gemacht worden ist, daß er das Interesse der Schüler für den späteren streng wissenschaftlichen Unterricht abstumpfe, indem die Schüler nicht begreifen wollten, wozu sie sich mit Beweisen für Wahrheiten quälen sollten, deren Richtigkeit sie bereits längst eingesehen hätten, so glauben wir allerdings, daß diesem Vorwurf durch das Büchlein dürfte Vorschub geleistet werden, indem es mehr aus dem späteren Unterricht vorausnimmt, als sich unmittelbar darbietet. Hierher rechnen wir z. B. No. 154. 155 die Vorführung der Sätze vom Tangentenwinkeln und Peripheriewinkel. — Weniger sind wir über den Zweck des 2. Heftes klar geworden. Wir wissen nicht, ob diese Vorübungen einem später auf den betr. Lehranstalten zu gebenden Unterrichte in der neueren Geometrie oder dem Universitätsstudium vorarbeiten sollen. Sie geben den Stoff in einer Vielseitigkeit und Ausdehnung, daß wir nicht glauben möchten, derselbe könne auf den betr. Anstalten noch viel weiter geführt werden. Die Behandlung ist aber derartig, daß sie bald strenge Beweise giebt, bald sich mit der Anschauung begnügt. Der mathematisch geschulte Zögling wird aber auf dieser Stufe doch das Bedürfnis haben, daß ihm jede Behauptung auch bewiesen werde. Und das geschieht nur teilweise. Will der Verf., daß dies dem Schüler überlassen werde, so macht er allerdings keine geringe Anforderung an denselben. Der Verf. nennt das 1. Heft eine Geometrie des Zeichnens, das 2. eine Geometrie des Sehens. Es gehören aber in der That sehr kunstvolle Augen dazu, um durch bloßes Sehen die Richtigkeit der vielen in diesem Hefte vorgeführten Wahrheiten zu erkennen. — Wir führen zum Schluss kurz den Inhalt dieses 2. Heftes an: Projektivische Punktreihen und Strahlenbüschel in perspektivischer Lage; das Doppelverhältnis; die harmonische Lage und das vollständige Vierseit. Didaktisch richtiger möchte es doch sein, mit dem Einfacheren der harmonischen Lage anzufangen. Hieran schlossen sich eine Menge der Steinerschen Aufgaben, die nur mit Hilfe des Lineals gelöst werden. Vereinigt liegende (konjektivische) Punktreihen und Strahlen-

büschel; Fluchtpunkte. Ein 2. Abschnitt bringt die projektivische Beziehung ebener Figuren und zwar die perspektivische der Figuren zweier Ebenen, die allgemeine Kollineation mit ihren speziellen Fällen und eine besondere Behandlung der unendlich fernen Elemente. — Die Ausstattung beider Hefte ist trefflich, namentlich sind die Figuren klar und korrekt. In einer Vorbemerkung giebt der Verf. die für das Zeichnen erforderlichen und ausreichenden Utensilien nebst dem Preise an und empfiehlt namentlich die Söneckenschen Stellzirkel für 50 Pf.

- 2) K. Lieber und E. v. Lühmann, *Geometrische Konstruktionsaufgaben*. 7. Aufl. Mit einer Figurentafel. Berlin, Simion, 1885. 202. S. 2,70 M.
- 3) Dieselben, *Leitfaden der Elementar-Mathematik*. 1. T. *Planimetrie*. Mit 6 Figurentaf. 4. Aufl. IV u. 99 S. 1,50 M. — 3. T. *Ebene Trigonometrie, Stereometrie, sphärische Trigonometrie*. Mit 2 Taf. 3. Aufl. IV u. 84 S. 1,25 M. Ebenda 1885.

Nachdem wir uns früher (XXIV 684. XXX 701. XXXI 507. XXXII 617. 819) ausführlich über diese Bücher der Herrn Verf. ausgesprochen haben, ist es nicht nötig mehr hinzuzufügen. Daß ein solches Buch, wie die Konstruktionsaufgaben, welches doch nicht die gleich leichte Verbreitung, wie ein Lehrbuch oder eine arithmetische Aufgabensammlung, finden kann, bereits in 7 Aufl. erscheint, spricht ebenso für die außerordentliche Brauchbarkeit desselben wie für die Pflege dieser Seite des geometrischen Unterrichtes. Auch der Leitfaden der Verff. hat sich, wie man sieht, schnell Eingang verschafft und ist namentlich in Pommern sehr verbreitet; wir dürfen zugleich auf die ausführliche anerkennende Anzeige desselben in der Hoffmannschen Zeitschrift seitens des Herrn Jahn verweisen, welcher denselben seinem Unterricht zugrunde gelegt hat und sich sehr günstig über seine Brauchbarkeit ausspricht.

- 4) A. Hoffmann, *Sammlung planimetrischer Aufgaben, nebst Anleitung zu deren Auflösung*. Systematisch geordnet und für den Schulgebrauch eingerichtet. 4. verb. Aufl., besorgt durch P. A. Conrads. Mit 6 lithogr. Figurentaf. Paderborn und Münster, F. Schöningh, 1885. X u. 212 S. 2,70 M.

Auch diese Sammlung ist bei ihrem ersten Erscheinen von uns (XXIII 476 ff.) ausführlich besprochen und rühmend hervorgehoben worden. In den späteren Auflagen hat der Verf. der Determination noch grössere Aufmerksamkeit geschenkt und sie einer ausgedehnteren Anzahl von Aufgaben hinzugefügt. Auch wir legen auf gute Determination ein besonderes Gewicht. Die neue Auflage ist nach dem Tode des im kräftigsten Mannesalter verstorbenen Verfassers von Herrn Oberl. Conrads in Köln besorgt worden, ohne irgend durchgreifende Änderungen zu erfahren.

Rich. Klimpert, Kurzgefaßte Geschichte der Arithmetik und Algebra. Eine Ergänzung zu jedem Lehrbuche der Arithmetik und Algebra. Mit 5 in den Text eingedr. Fig. Hannover, Meyer, 1885. 70 S. 0,90 M.

Diese fleißige Arbeit des Verf.s, das Resultat mühsamer Studien vorzüglich der Arbeiten von Cantor, Hankel und Sutor, hat der Verf. in seiner Bescheidenheit vorzugsweise für Seminaristen und seminaristisch gebildete Lehrer bestimmt; er hat sich daher in den Grenzen der elementaren Arithmetik und Algebra gehalten und die darüber hinausgehenden Teile nur auf den letzten Seiten gedeutet. Und doch ist das Buch trotz seines geringen Umfanges von ungewöhnlicher Reichhaltigkeit. Einerseits behandelt die Zahlzeichen in Wort und Bild bei den verschiedensten Völkern, die ersten Anfänge des Rechnens, die Geschichte des Zahlensystems, die Entdeckung des Positionssystems, die Einführung der Null, das niedere arithmetische Rechnen, wie es bald mittelst des Rechenbrettes, bald nach der Weise des Abacisten ausgeführt wurde, und die stufenweise Entwicklung desselben, ferner die allmähliche Erweiterung des Zahlbegriffs, die Aufnahme der Brüche, der negativen, der irrationalen, der imaginären Zahlen, die Einbringung der Dezimalbrüche, die Entdeckung der Logarithmen; ferner die Fortschritte, welche allmählich in der Algebra gemacht worden sind, in der Auflösung der bestimmten und unbestimmten Gleichungen bis zur Auflösung der kubischen Gleichungen, die Entdeckungen, die auf dem Gebiete der Kombinatorik und Zahlentheorie gemacht worden sind. Das darüber hinaus Liegende wird nur kurz gestreift. Nicht minder reichhaltig ist das Buch andererseits, wenn man die Völker berücksichtigt, die der Verf. in Betracht zieht. Denn nicht nur die verschiedensten Völker des Altertums, die Inder, Babylonier, Ägypter, die Griechen und Römer, die Araber, die Kulturvölker der Gegenwart, sondern auch Russen und Chinesen, ja selbst wilde Völker werden berücksichtigt. Geradezu erdrückend und verwirrend ist aber für jemanden, der, wie wohl die meisten Leser aus dem Kreise des Verf.s, diese Völker zum ersten Male hört, die Menge der Personen und Werke, welche der Verf. anführt, und um so mehr, als sie größtenteils in ihren ungewohnten Klängen und Bildungen sich dem Auge, Ohr und Mund nur widerwillig fügen. Überhaupt aber müssen wir gestehen, daß wir nicht recht sehen, welchen Zweck und Nutzen das Büchlein des Herrn Verf.s haben kann, am wenigsten für diejenigen, für welche es zunächst bestimmt ist. Daß es für dieselben ein besonderes Interesse haben könne, zu hören, wie sich die ersten Zahlenbegriffe gebildet haben, ferner wie unsere Zahlzeichen entstanden seien, begreifen wir; aber es wird ihnen wohl sehr gleichgültig sein, zu erfahren, was für Zahlzeichen die verschiedensten Völker des Altertums einst benutzt haben und welche Völker der Gegenwart noch anwenden, und doch nehmen

gerade diese Ausführungen die ersten 20 Seiten, also mehr als den 4. Teil des kleinen Buches, ein. Wir begreifen ferner, daß es lebhaftere Teilnahme finden muß, zu hören, wie man früher ehe man das Positionssystem kannte, die gewöhnlichen Operationen des elementaren Rechnens ausgeführt hat, wie die jetzt allgemein üblichen Rechnungsweisen sich allmählich entwickelt haben. Dann mußte dies aber an bestimmten Beispielen zu voller Klarheit gebracht, nicht bloß so kurz angedeutet werden, daß man ohne das eigentliche Studium der betr. Bücher doch kein irgend anschauliche Vorstellung von der Art jener Operationen gewinnt. Überhaupt vermischen wir einmal eine wohlgeordnete Behandlung, andererseits die wünschenswerte Deutlichkeit. Bald werden die einzelnen Völker hinter einander aufgeführt, bald sind es wieder die allmählichen Erweiterungen der Kenntnisse; bald wird von arithmetischen, bald von algebraischen Kenntnissen gesprochen und so fehlt die Übersicht über den Entwicklungsgang. Ferner vermischen wir die Deutlichkeit. Indem der Verf. den Stoff, wie man sieht, massenhaft gehäuft hat, ist er genötigt gewesen, sich auf allgemeine Andeutungen zu beschränken, ohne die Methoden über die er spricht, an Beispielen klar auseinanderzusetzen. Dies geschieht nur an wenigen Stellen; so wird die Divisionsart des Boethius auf S. 37 in der Anmerkung an einem Beispiele erläutert, ferner an einigen algebraischen Aufgaben aus Diophantus auf S. 32. 33 dessen Verfahren veranschaulicht. Dagegen spricht der Verf. wohl viel von der Methode der Abacisten; es wird aber keinem seiner Leser möglich sein, sich eine Vorstellung von dieser Methode zu machen. Ebenso wird jemand den wichtigen und überaus interessanten Unterschied des Rechnens auf der Linie und mit der Feder aus dem Buche zu begreifen vermögen. Andererseits sind ganze Stellen, die der Verf. aus den Werken gezogen, für die Einsicht der Methode völlig wertlos, da sie nur allgemeine Redensarten enthalten, z. B. die langen Citate auf S. 42. 46. 55. — Hätte der Herr Verf. sich stofflich auf die Arithmetik im engeren Sinne beschränkt und an ausgeführten Beispielen gezeigt, wie man vor der Entdeckung des Positionssystems wie man ferner vor noch 200 Jahren die gewöhnlichen Rechnungen der 4 Species, allenfalls auch die Ausziehung der Quadrat- und Kubikwurzel mechanisch ausgeführt hat, so würde er u. E. ein für seminaristisch gebildete Lehrer dankbare und dieselben lebhaft interessierende Arbeit geliefert haben. Gerade weil wir von früher Kindheit an in der heutigen Rechnungsweise geübt sind, ahnen wir nicht, daß es noch gar nicht so lange her ist, wo man alle diese elementarsten Operationen in einer weit beschwerlicheren und umständlicheren Weise ausgeführt hat. — Lächeln erregt der Schluss des Buches. Nachdem der Verf. der bedeutendsten Mathematiker der Neuzeit, Jacobi, Abel, Dirichlet, Kummer (wir vermischen Weierstrass), Schömilch angeführt, glaub

r nur noch zwei Männer besonders hervorheben zu sollen: Martin Ohm und — Dase.

- 6) A. Grosse-Bohle, Ebene Trigonometrie zum Gebrauch an Landwirtschaftsschulen, höheren Bürgerschulen und ähnlich organisierten Anstalten, sowie zur Selbstbelehrung. Mit 50 in den Text gedr. Abbildungen. Freiburg i. Br., Herder, 1885. 55 S. 0,90 M.

Dieser Leitfaden, für Schulen berechnet, auf welche diese Hefen nicht eben Rücksicht zu nehmen pflegen, giebt das Wichtigste in recht anschaulicher Weise und ist gewiss für die bezeichneten Schulen, bei denen der praktische Zweck gegen den wissenschaftlichen zurücktreten muß, recht brauchbar, aber auch nur für solche. Musterbeispiele sind vollständig durchgerechnet. Aufgefallen ist es uns, daß der Verf. die Formel für den pythagoreischen Lehrsatz, der sich im wesentlichen schon bei Euklid findet und auch die trigonometrische Form schon von Vieta und Snellius erhalten hat, als Carnotschen Satz bezeichnet. Tadeln müssen wir den ganz überflüssigen Beweis des Sinussatzes und des pythagoreischen Satzes an drei Figuren, während die wesentliche Verschiedenheit, welche der stumpfe Winkel verursacht, un erwähnt bleibt.

- 7) J. Chr. Walberer, Anfangsgründe der Mechanik fester Körper. Mit vielen Übungsaufgaben zum Schulgebrauch an Gymnasien und verwandten Lehranstalten. 5. Aufl. München, Ackermann, 1865. 166 S. 2,40 M.

Schon in 5. Auflage ist dies treffliche Buch, von dem wir bisher noch keine Kunde gehabt haben, erschienen. Es bietet in ziemlicher Ausdehnung die Anfangsgründe der Mechanik fester Körper in der Form, daß die Statik und die Dynamik streng geschieden und die Gesetze durch feste mathematische Beweise begründet werden. Die Klarheit und Genauigkeit dieser Beweise können wir rühmend hervorheben, freilich leiden sie bisweilen an einer gewissen Breite. Sie übersteigen nirgends die Kräfte unserer Primaner und vermeiden unzulässige Annahmen, um die Resultate zu gewinnen. So wichtig nun auch gerade die ausgedehnte und strenge Behandlung der Mechanik ist, so bleibt es uns doch sehr zweifelhaft, ob nicht, wenn das Buch des Verf.s dem physikalischen Unterrichte zu Grunde gelegt werden soll, die übrigen Teile der Physik gar zu stiefmütterlich behandelt werden müssen. Gehen wir noch auf einige Einzelheiten ein, so gilt die Ableitung des Schwerpunktes der abgestumpften Pyramide, wie sie dort gegeben wird, nur für den dreiseitigen Pyramidenstumpf; auch sollte wohl noch deutlicher bezeichnet werden, wie sich der Verf. das Verlegen der Spitze ausgeführt denkt. Im übrigen ist uns in der Statik kaum etwas Eigentümliches aufgestoßen. Dagegen hat uns die Behandlung der gleichförmig beschleunigten Bewegung in § 112 sehr gefallen, indem der Verf. der bei dieser Gelegenheit gewöhn-

lichen Verwendung des Unendlichkleinen dadurch aus dem Wege geht, daß er neben dem mit gleichmäßig beschleunigter Bewegung von A nach B gehenden Körper einen mit gleichmäßig verzögerten von B nach A gehen läßt und so ein Verfahren einschlägt, welches dem Summieren einer arithmetischen Reihe ähnlich ist. Besonders erwähnen wollen wir noch die Behandlung des Pendels. Mit Recht sagt der Verf. zunächst ganz offen, daß die elementaren Hilfsmittel zu vollständiger Bestimmung nicht ausreichen. Um aber wenigstens ein angenähertes Resultat zu gewinnen, berechnet er trigonometrisch das Verhältnis der Geschwindigkeiten eines auf dem Schwingungsbogen AB und eines auf dem Halbkreise über AB sich bewegenden Körpers und erhält dadurch ein Resultat, dessen Genauigkeit sich beurteilen läßt, was bei der gewöhnlichen ähnlichen Behandlung nicht der Fall ist. — Auch die allgemeinen Begriffe der Dynamik von Bewegungsgröße, lebendiger Kraft, Arbeit u. s. w. werden mit erfreulicher Klarheit entwickelt. Besonders wertvoll aber ist die Arbeit des Verf.s durch die große Zahl (150) lehrreicher Aufgaben, denen stets mehrere Zahlenwerte beigelegt sind. Wir würden es gern gesehen haben, daß auch die Resultate beigegeben wären.

Züllichau.

W. Erler.

1) E. Wrobel, Die arithmetischen und geometrischen Verhältnisse, Proportionen und Progressionen mit Anwendung auf die Zinseszins- und Rentenrechnung. (Kursus der Obersekunda des Gymnasiums.) Rostock, Wilh. Werthers Verlag, 1895. 44 S.

Vorliegendes Schriftchen behandelt die arithmetischen Verhältnisse ganz in der Ausführlichkeit, mit der man sie vor mehreren Jahrzehnten als etwas von den Differenzen Verschiedenes zu besprechen pflegte. In den Gymnasien hat man wirklich Besseres zu thun als über diese Verhältnisse noch eine Reihe von Sätzen durchzunehmen und einzuprägen. In der neuern Zeit werden in den besseren Lehrbüchern die arithmetischen Verhältnisse auch kaum erwähnt. Vielleicht geht die Richtung der Zeit sogar dahin, die geometrischen Verhältnisse entbehrlich zu machen und die von ihnen geltenden Sätze als Sätze über Bruchgleichungen aufzustellen. Keinesfalls liegt ein Grund vor, über diese auch den Schülern leicht verständlichen Dinge ein Gebäude von der Ausdehnung aufzuführen, wie es hier auf den ersten 13 Seiten geschieht. Ungenau ist dabei der oft gerügte Ausdruck: „wie viel mal größer“ statt „wie viel mal so groß“. Nun gar (S. 7) „n mal kleiner“! Falsch ist der Satz, daß, wenn beide Glieder eines arithmetischen Verhältnisses irrational sind, der „Name“ desselben auch irrational ist. $(2+\pi) - \pi$ ist gleich 2. Mindestens überflüssig ist die besondere Einführung

des Begriffs „kreisförmig proportioniert“. Vermisst habe ich die Definitionen des „rational“ und „irrational“. Auf diese ganze Materie kann man meist nur ein bis zwei Stunden verwenden, und das genügt, wenn man die wertvollen Winke berücksichtigt, die sich z. B. in den Instruktionen für den Unterricht an Österreichischen Gymnasien S. 273 ff. finden.

Die späteren Partien: die Reihen mit ihren Anwendungen, der Zinseszins und die Rentenrechnung, sind in korrekter und erschöpfender Weise durchgegangen; wesentlich neue Gesichtspunkte sind dem Ref. nicht aufgestoßen. Die am Schluss von § 28 stehende Entwicklung betrifft doch wohl mehr oder weniger eine „Doktorfrage“. Würde der Verf. dieselbe Schlussweise auch auf Monate, Tage, Stunden, Minuten ausdehnen? Die Aufgabe hat den Fehler, daß sie für den erwähnten Fall der Rückzahlung des Kapitals nichts festsetzt, folglich kann auch erst dann eine richtige Lösung verlangt werden, wenn dieser Mangel der Aufgabe irgend wie ergänzt ist. Vorher hat der durch die Rechnung gelieferte Wert für die Praxis keine Bedeutung.

- 2) J. Baron Haller von Hallerstein, Lehrbuch der Elementar-Mathematik. Für die Portepfehrichs-Prüfung in der Königlich Preussischen Armee und die Prüfung zum Eintritt in die Kaiserliche Marine. Erster Teil. Arithmetik. 9. Aufl. Neu bearbeitet von C. Strübing u. R. Hülsen. Berlin, Albert Nauck u. Co., 1885. IV u. 305 S.

Die vorliegende Bearbeitung des alten vortrefflichen Lehrbuchs ist in jeder Hinsicht als eine Verbesserung desselben anzuerkennen. Dem Referenten war allerdings nur eine Vergleichung mit der 7. (nicht der 8.) Auflage möglich, indes scheint eine radikalere Umarbeitung auch erst mit der 9. Ausgabe vorgenommen zu sein. Die allgemeine Anlage des Buches ist im ganzen dieselbe geblieben. Nur sind die Potenzen mit negativen Exponenten gleich bei denen mit positiven Exponenten behandelt, die Lehre von den Kettenbrüchen ist in den Anhang verwiesen und der früher „allgemeine Größenlehre“ benannte Abschnitt de rebus omnibus et quibusdam aliis aufgelöst, so daß Wichtigeres an anderer Stelle eingefügt, Unwichtiges ganz fortgelassen ist. Auch der Lehre von den Proportionen ist eine andere Stelle angewiesen. Im einzelnen ist das Buch fast ein neues zu nennen. Ist auch in der Form die Rücksicht der Pietät gegen den verstorbenen Verfasser gewahrt, so sind doch die Definitionen ungleich schärfer gefaßt und die Entwicklungen den modernen Anschauungen mehr angepaßt. Eine gleichzeitige Benutzung dieser Auflage mit den früheren dürfte in einer Klasse fast ausgeschlossen sein. Mit nur wenigen Einzelheiten der Bearbeitung ist Ref. nicht einverstanden. Im § 7 müßte die Voraussetzung $a > b + c$ heißen. Die Definition des Produktes im § 29 muß noch den Zusatz: „durch Addition“ erhalten, sonst

Nebenbei sei der Erwägung anheimgestellt, ob bei der Figur a S. 71 nicht eine deutlichere Hervorhebung des Pyramidenstumpfs etwa durch stärkere Linien erwünscht wäre. Im 6. und Schlußabschnitt kommen die Kegelschnitte doch wohl etwas zu kurz weg. Anordnung und Wahl der Übungsaufgaben sprechen wir in den früheren Lehrbüchern des Verf.s durchaus an. Auch hier wirft Ref. aber bei den Kegelabschnitten die Frage auf, ob es einer Beschränkung auf nur vier Aufgaben die behandelten die wichtigsten sind.

Vor vielen Bearbeitungen zeichnen sich die bis jetzt vorliegenden Lehrbücher des Verf.s durch weise Beschränkung um angemessene Abrundung aus, so daß der Übersetzer für ihre Verbreitung in Deutschland Anerkennung und Dank verdient.

Berlin.

M. Schlegel.

H. Raehse, Die christlichen Centralideen des Reiches Gottes und der Erlösung. Mit besonderer Rücksicht auf Nichttheologen dargestellt. Halle, Max Niemeyer, 1885. 48 S.

Daß das vorstehend genannte zunächst allerdings besonders für weitere Kreise gebildeter evangelischer Christen bestimmte Schriftchen auch in dieser Zeitschrift eine kurze Besprechung erfährt, wird kaum einer Rechtfertigung bedürfen. Denn wenn in der That, wie der Verf. im Vorwort sich ausläßt, die Unklarheit der Gebildeten unserer Tage in Bezug auf die Grundlehren des Christentums insbesondere in Bezug auf die Lehre von der Erlösung, sehr groß ist, so wird, wie die Schuld an diesem Stande der Dinge großenteils der Schule zufällt, so auch die Herbeiführung eines bessern Standes vorzugsweise durch ihre Wirksamkeit geschehen müssen. Referent möchte nun die hier gebotene Darstellung „der christlichen Centralideen des Reiches Gottes und der Erlösung“ den geehrten Fachgenossen zum Studium und zur Prüfung angelegentlich empfehlen. Dieselbe beruht — wie für den Kundigen absehbar ersichtlich ist und im Vorwort ausdrücklich ausgesprochen wird — im wesentlichen auf dem in der Theologie epochemachenden Werk A. Ritschl's: „Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung“. Es ist hier nicht der Ort auf das Eigentümliche der Ritschlschen Theologie näher einzugehen. Nur darauf hingewiesen werden, daß dieselbe den Vorzug für sich in Anspruch nimmt, eine „Darstellung der christlichen Religion zu bieten, die in allen ihren Teilen vom Standpunkte der mit Gott verböhten Gemeinde aus aufgefaßt sei, während die hergebrachte Dogmatik sich nur als eine lockere Verbindung einzelner Lehren erweist, die von verschiedenen Standpunkten aus entworfen seien und von solchen aus, die außerhalb des Christentums selbst liegen“ (vgl. A. Ritschl, Unterricht in der christlichen Religion. Bonn 1871 Vorwort). Es wird den Lesern dieser Zeitschrift nicht unbekannt

sein, daß Ritschls Auffassung und Darstellung des Christentums zwar vielfach Anerkennung und Beifall, aber auch ebensowohl Widerspruch und Bekämpfung erfahren hat und noch erfährt. Unleugbar aber jedenfalls und von Anhängern wie von Gegnern zugestanden ist, daß dieselbe in vielen Punkten anregend und fördernd auf den Betrieb der theologischen Studien, nicht nur der systematischen, sondern auch der biblischen und der historischen eingewirkt hat. Eine genauere Bekanntschaft mit derselben also ist für den Religionslehrer nicht nur höchst wünschenswert, insofern als dieser über die wichtigsten und bedeutsamsten Erscheinungen und Vorgänge auf theologischem Gebiete orientiert sein soll; sie ist auch positiv ersprieflich und gewinnbringend, indem sie ihn an ihrem Teile in den Stand setzt, den Unterricht fruchtbarer zu gestalten, d. h. bei dem Gewicht, das sie überall auf die Einsicht in den Zusammenhang, auf das Erkennen, legt, in der gereiften Jugend die Bildung einer eigenen wohlbegründeten religiösen Überzeugung anzubahnen — ein Ziel, das doch wohl erstrebt werden darf, selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß der Unterrichtende Wärme des Gefühls und pädagogischen Takt besitzt.

Aber freilich, kaum einer unter den theologischen Autoren der Gegenwart bedarf mehr eines Interpreten als Ritschl. Nicht sowohl die Eigentümlichkeit seiner Gedankengänge als vielmehr seine sonderbare, gelegentlich ans Barocke streifende Schreibweise ist daran schuld. Eine populäre Darstellung gewisser Parteen der Ritschlschen Theologie ist nun aber im Grunde Raehses Arbeit. Soweit Ref. urteilen kann, ist dieselbe wohl gelungen. Der Verf., selber ehemals Schulmann und mit den Erfordernissen des Religionsunterrichts durch jahrelange Praxis vertraut, hat das Seine gethan, um das Büchlein so zu sagen schulmäßigs einzurichten. Der in zwei Kapiteln — die Idee des Reiches Gottes (S. 5—32), die Idee der Erlösung oder Sündenvergebung (S. 33—48) — zum Vortrage gelangende Lehrstoff ist in der Weise eines Leitfadens in §§ übersichtlich gegliedert; die Darstellung, durchgängig knapp und präzise, ist doch gelegentlich, namentlich an schwierigeren Punkten, umständlich genug, um das rechte Verständnis zu sichern; endlich, was besonders dankenswert erscheint, die beweisenden Bibelstellen sind in extenso mitgeteilt und zwar nicht nach Luther, sondern in einer eigenen, auf den hebräischen und griechischen Urtext zurückgehenden, nötigenfalls paraphrasierenden Übersetzung. So deckt sich Raehses Arbeit in Bezug auf die leitende Absicht und zum Teil den dargestellten Stoff mit dem Versuche, den Ritschl selbst vor Jahren in dem oben citierten „Unterricht“ unternommen, um seiner Theologie in weiteren Kreisen, namentlich auch in den höheren Schulen, Eingang zu verschaffen, während sie denselben, was die praktische Brauchbarkeit angeht, m. E. weit übertrifft.

Auf den Inhalt des Büchleins näher einzugehen, verbietet die Beschränktheit des Raumes, der mir zur Verfügung steht. Ein

Nebenbei sei der Erwägung anheimgestellt, ob bei der Figur auf S. 71 nicht eine deutlichere Hervorhebung des Pyramidenstumpfs etwa durch stärkere Linien erwünscht wäre. Im 6. und Schlußabschnitt kommen die Kegelschnitte doch wohl etwas zu kurz weg. Anordnung und Wahl der Übungsaufgaben sprechen wir in den früheren Lehrbüchern des Verf.s durchaus an. Auch hier wirft Ref. aber bei den Kegelabschnitten die Frage auf, ob bei einer Beschränkung auf nur vier Aufgaben die behandelten die wichtigsten sind.

Vor vielen Bearbeitungen zeichnen sich die bis jetzt vorliegenden Lehrbücher des Verf.s durch weise Beschränkung und angemessene Abrundung aus, so daß der Übersetzer für ihre Verbreitung in Deutschland Anerkennung und Dank verdient.

Berlin.

M. Schlegel.

H. Raehse, Die christlichen Centralideen des Reiches Gottes und der Erlösung. Mit besonderer Rücksicht auf Nichttheologen dargestellt. Halle, Max Niemeyer, 1885. 46 S.

Daß das vorstehend genannte zunächst allerdings besonders für weitere Kreise gebildeter evangelischer Christen bestimmte Schriftchen auch in dieser Zeitschrift eine kurze Besprechung erfährt, wird kaum einer Rechtfertigung bedürfen. Denn wenn in der That, wie der Verf. im Vorwort sich ausläßt, die Unklarheit der Gebildeten unserer Tage in Bezug auf die Grundlehren des Christentums, insbesondere in Bezug auf die Lehre von der Erlösung, sehr groß ist, so wird, wie die Schuld an diesem Stande der Dinge größtenteils der Schule zufällt, so auch die Herbeiführung eines besseren Standes vorzugsweise durch ihre Wirksamkeit geschehen müssen. Referent möchte nun die hier gebotene Darstellung „der christlichen Centralideen des Reiches Gottes und der Erlösung“ den geehrten Fachgenossen zum Studium und zur Prüfung angelegentlich empfehlen. Dieselbe beruht — wie für den Kundigen absehbare ersichtlich ist und im Vorwort ausdrücklich ausgesprochen wird — im wesentlichen auf dem in der Theologie epochemachenden Werke A. Ritschl's: „Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung“. Es ist hier nicht der Ort auf das Eigentümliche der Ritschlschen Theologie näher einzugehen. Nur darauf mag hingewiesen werden, daß dieselbe den Vorzug für sich in Anspruch nimmt, eine „Darstellung der christlichen Religion zu bieten, die in allen ihren Teilen vom Standpunkte der mit Gott versöhnten Gemeinde aus aufgefaßt sei, während die hergebrachte Dogmatik sich nur als eine lockere Verbindung einzelner Lehren erweist die von verschiedenen Standpunkten aus entworfen seien und von solchen aus, die außerhalb des Christentums selbst liegen“ (vgl. A. Ritschl, Unterricht in der christlichen Religion. Bonn 1878 Vorwort). Es wird den Lesern dieser Zeitschrift nicht unbekannt

sein, daß Ritschls Auffassung und Darstellung des Christentums zwar vielfach Anerkennung und Beifall, aber auch ebensosehr Widerspruch und Bekämpfung erfahren hat und noch erfährt. Unleugbar aber jedenfalls und von Anhängern wie von Gegnern zugestanden ist, daß dieselbe in vielen Punkten anregend und fördernd auf den Betrieb der theologischen Studien, nicht nur der systematischen, sondern auch der biblischen und der historischen eingewirkt hat. Eine genauere Bekanntschaft mit derselben also ist für den Religionslehrer nicht nur höchst wünschenswert, insofern als dieser über die wichtigsten und bedeutsamsten Erscheinungen und Vorgänge auf theologischem Gebiete orientiert sein soll; sie ist auch positiv ersprieflich und gewinnbringend, indem sie ihn an ihrem Teile in den Stand setzt, den Unterricht fruchtbarer zu gestalten, d. h. bei dem Gewicht, das sie überall auf die Einsicht in den Zusammenhang, auf das Erkennen, legt, in der gereiften Jugend die Bildung einer eigenen wohlbegründeten religiösen Überzeugung anzubahnen — ein Ziel, das doch wohl erstrebt werden darf, selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß der Unterrichtende Wärme des Gefühls und pädagogischen Takt besitzt.

Aber freilich, kaum einer unter den theologischen Autoren der Gegenwart bedarf mehr eines Interpreten als Ritschl. Nicht sowohl die Eigentümlichkeit seiner Gedankengänge als vielmehr seine sonderbare, gelegentlich ans Barocke streifende Schreibweise ist daran schuld. Eine populäre Darstellung gewisser Partien der Ritschlschen Theologie ist nun aber im Grunde Raehses Arbeit. Soweit Ref. urteilen kann, ist dieselbe wohl gelungen. Der Verf., selber ehemals Schulmann und mit den Erfordernissen des Religionsunterrichts durch jahrelange Praxis vertraut, hat das Seine gethan, um das Büchlein so zu sagen schulmäßig einzurichten. Der in zwei Kapiteln — die Idee des Reiches Gottes (S. 5—32), die Idee der Erlösung oder Sündenvergebung (S. 33—48) — zum Vortrage gelangende Lehrstoff ist in der Weise eines Leitfadens in §§ übersichtlich gegliedert; die Darstellung, durchgängig knapp und präzise, ist doch gelegentlich, namentlich an schwierigeren Punkten, umständlich genug, um das rechte Verständnis zu sichern; endlich, was besonders dankenswert erscheint, die beweisenden Bibelstellen sind in extenso mitgeteilt und zwar nicht nach Luther, sondern in einer eigenen, auf den hebräischen und griechischen Urtext zurückgehenden, nötigenfalls paraphrasierenden Übersetzung. So deckt sich Raehses Arbeit in Bezug auf die leitende Absicht und zum Teil den dargestellten Stoff mit dem Versuche, den Ritschl selbst vor Jahren in dem oben citierten „Unterricht“ unternommen, um seiner Theologie in weiteren Kreisen, namentlich auch in den höheren Schulen, Eingang zu verschaffen, während sie denselben, was die praktische Brauchbarkeit angeht, m. E. weit übertrifft.

Auf den Inhalt des Büchleins näher einzugehen, verbietet die Beschränktheit des Raumes, der mir zur Verfügung steht. Ein

religiös interessierter, gebildeter Laie wird dasselbe sicher nicht ohne wesentliche Förderung in der Erkenntnis aus der Hand legen. Es ist biblisches, es ist evangelisches Christentum, das hier gelehrt wird; der Verf. hat dem Gegensatz gegen die katholische Theorie und Praxis gelegentlich energischen Ausdruck verliehen. Dem Schüler die Schrift in die Hand zu geben würde Ref. an sich für unbedenklich erachten; zu einem Leitfaden für den Unterricht indessen scheint sie sich vornehmlich um deswillen nicht zu eignen, weil sie die christliche Lehre nicht in ihrer ganzen Vollständigkeit darbietet, sondern gewissermaßen nur Ausschnitte aus derselben, wenn auch die wichtigsten, zur Darstellung bringt. Dem Religionslehrer dagegen ist sie ein wertvolles Mittel zur Befestigung und Vertiefung der eigenen Überzeugung und, wie schon angedeutet, ein bequemer Wegweiser für das Studium der Ritschischen Theologie.

Eberswalde.

L. Kluth.

-
- 1) H. Kihn und D. Schilling, *Praktische Methode zur Erlernung der hebräischen Sprache. Grammatik mit Übungsstücken, Anthologie und Wortregister für Gymnasien und theologische Lehranstalten.* Tübingen, Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung, 1855. 162 S.
 - 2) H. Strack, *Hebräische Grammatik mit Übungsstücken, Litteratur und Vokabular.* 2. wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. Karlsruhe und Leipzig, H. Reuter, 1885. 69 S.

Das erst genannte hebräische Lehrbuch ist das gemeinsame Werk zweier Autoren, von denen der erstere die methodischen Gesichtspunkte aufstellte und den grammatischen Teil bearbeitete, während der andere die Paradigmata, die Tabellen und das Wort- und alphabetische Register entwarf und Bibelstücke zu einer Anthologie zusammenstellte. Die Übungsaufgaben sind in der Vorrede als gemeinsame Arbeit beider bezeichnet. Das Buch enthält somit alles, was in den üblichen hebräischen Lehrbüchern dem Schüler zur Erlernung des Hebräischen dargeboten zu werden pflegt. Zu einer lebhaften Empfehlung desselben jedoch kann Ref. sich nicht entschließen, da gerade die Methode, welche darin befolgt wird, Bedenken rege macht. Abweichend nämlich von dem sonstigen Brauche, den einzelnen grammatischen Abschnitten zur Übung Nominal- und Verbalformen und kurze Sätze beizufügen, haben die Verfasser von vornherein zusammenhängende Bibelabschnitte als Übungsstücke verwendet. Bevor der Schüler die Lehre vom Verbum kennen gelernt hat, wird er bereits mit Abschnitten aus der Geschichte Josephs nach Genesis 40 beschäftigt, wobei ihm die Verbalformen sämtlich übersetzt oder in deutschen Übungsstücken, wie S. 37, hebräisch genannt werden. Ref. kann nicht sagen, daß diese Lehrmethode ihm vorteilhafter und förderlicher erscheint als die von Stier, Hollenberg, Grundt und Kautzsch in gut bewährten Lehr-

büchern mit grossem Erfolge angewendete. Entweder muß der Schüler sobald als möglich mit dem regelmässigen Verbum und dem Nomen samt Artikel bekannt gemacht werden und dann einfache Sätze zum Übersetzen erhalten, wie Stier empfiehlt, oder die Übungsstücke müssen sich unmittelbar an die einzelnen Abschnitte der Grammatik anlehnen, so daß in beiden Fällen der Schüler nur Formen zu Gesicht bekommt, welche er auch zu analysieren vermag. Eine Abweichung von dieser Regel mag vorkommen, wenn es sich darum handelt, einen besonders instruktiven biblischen Satz zu verwenden: die grundsätzliche Abweichung von derselben jedoch ist kein methodischer Fortschritt. Mit der eben bezeichneten Eigentümlichkeit der Methode hängt es nun auch zusammen, daß in den die Lesestücke begleitenden Anmerkungen dem Schüler von Formen, die er nicht versteht, Erklärungen gegeben werden, die er ebenso wenig zu begreifen vermag. Nachdem er z. B. mit der Lehre von den hebräischen Buchstaben und Vokalzeichen bekannt gemacht worden ist, wird ihm S. 14 das Vaterunser in einer hebräischen Übersetzung als Leseübungsstück geboten, wogegen nichts einzuwenden ist. Allein nicht ohne Verwunderung liest man in den beigegeführten Noten die Bemerkung, daß die Ausdrücke הַיָּהוָה und הַצִּיִּלְנוּ Futur- und Imperativformen des Hiphil von צַל und צָל sind, und darf daher wohl fragen, was sich ein Schüler, der vielleicht erst 4 oder 5 Unterrichtsstunden im Hebräischen gehabt hat, unter der Bezeichnung Hiphil denken sollte; denn daß die Erklärung so geläufiger Formen für den Lehrer bestimmt sei, wird man zur Ehre des Standes nicht annehmen dürfen. — Auch die Behandlung der grammatischen Regeln weckt hier und da die Neigung zum Einspruch. So wird in betreff der Anfügung von Suffixen an das Nomen masc. und min. — an שִׁיר und שִׁירָה — S. 29 die Regel aufgestellt, daß sie im Singular des Maskulinums sich an שִׁיר , im Singular des Femininum aber an שִׁירָה hängen; allein mit keiner Silbe ist an der betreffenden Stelle angedeutet, welche Bewandnis es mit der Form שִׁירָה habe, denn erst S. 34 wird die Lehre vom Stat. constr. vorgetragen, welche zum klaren Verständnis der Regel über die Anfügung von Suffixen an das Nomen femin. notwendig ist. Ferner wird S. 41 über den Antritt von Suffixen an Nomina nach Analogie des Wortes דָּבָר die Regel aufgestellt, daß dabei der Vokal in Schwa und der 2. in Patach verwandelt wird, letzterer jedoch vor leichten Suffixen lang bleibt. Diese Regel berücksichtigt nur die äußerliche Form des Wortes, denn in Wahrheit treten die Singular- und die leichten Pluralsuffixe an den Stat. constr. דָּבָר , welcher heute allgemein als die ursprüngliche Form des Nomens דִּבְרָר betrachtet wird. Die dabei eintretenden Veränderungen der Vokallaute ergeben sich daher nicht als Verkürzung

des 2. Kamez in Patach, sondern vielmehr als Verlängerung d. Patach zu Kamez in offener Silbe. — Für eine fernere Ausgal des Buches würde sich auch eine gröfsere Rücksichtnahme an die Ergebnisse der neueren hebräischen Sprachforschung empfehlen. S. 47 findet sich die Bemerkung, dafs בְּיָמֵינוּ , der Plural von יָמֵינוּ böttim zu lesen sei; die Bemerkungen über diese Pluralform bei Gesenius-Kautzsch, 24. Aufl. S. 255, lassen jedoch keinen Zweifel dafs böttim zu lesen ist. Die bisher dunkle Wortform בְּיָמֵינוּ , welche vor בְּיָמֵינוּ gesetzt, die Zahl 11 bezeichnet, hat jetzt ihre Erklärung in dem in assyrischen Keilinschriften vorkommenden Zahlwort istin = eins gefunden, wie Kautzsch a. a. O. S. 257 und Strack Hebräische Grammatik S. 60 angeben, so dafs die eben bezeichnete Zahlform nach Analogie von undecim gebildet erscheint. Mit wenigen Worten könnte das in einer Note auch dem Schöle erläutert werden. Für die Ableitung des Wortes בְּיָמֵינוּ aus בְּיָמֵינוּ mit Kamez (S. 47) statt aus בְּיָמֵינוּ oder בְּיָמֵינוּ fehlt jegliche Begründung.

Stracks hebräische Grammatik ist ein den Fachgenossen bekanntes Lehrbuch, welches einer Ankündigung und Empfehlung nicht mehr bedarf. Es gehört, wie nicht minder bekannt, de unter dem Titel Porta linguarum orientalium erschienenen Sammlung von Grammatiken der orientalischen Sprachen an und verfolgt den Zweck, denjenigen zum Wegweiser zu dienen, welche erst auf der Universität mit dem Studium des Hebräischen beginnen. Dieser besondere Zweck bedingte die eigentümliche Darstellungsweise des Buches, welche eine glückliche Vereinigung von elementarer Einfachheit und wissenschaftlicher Gediegenheit aufweist. Hierin aber dürfte ein Hauptgrund des Erfolges zu suchen sein, dessen sich das Buch zu erfreuen hat. 1883 zuerst publiziert wurde es im folgenden Jahre bereits ins Dänische übersetzt, während gleich darauf eine 2. Auflage des deutschen Originalwerkes erschien, welche durch die Lehre von der Syntax S. 128 — 151 und neue Übungsaufgaben wesentlich vermehrt und verbessert ist. Auch das Gymnasium könnte das Buch in der vorliegenden Gestalt sehr wohl verwenden, wenn der Verf. in Berücksichtigung des dreijährigen hebräischen Lehrkursus, den der Lehrplan jener Anstalt vorschreibt, die Zahl der Übungsaufgaben noch durch deutsche Übersetzungstücke vermehren würde. Zu bedauern bleibt, dafs durch inkorrekte Arbeit des Druckers die hebräischen Wörter so mannigfach verstümmelt sind, denn nirgends ist ein korrekter Druck notwendiger als in einem Lehrbuche.

Berlin.

J. Heidemann.

Turn- und Volkslieder für deutsche Schulen. Unter Benutzung des Turnliederbuches für die deutsche Jugend von Ludwig Erk, herausgegeben vom Berliner Turnlehrer-Verein, der Turnvereingung Berliner Lehrer und dem Turnlehrer-Verein der Mark Brandenburg. Berlin, Enslin, 1885. 60 Pf.

Als Referent durch Norwegen reiste, war er angenehm überrascht, überall bei den Landeseingeborenen ein kleines Liederbuch zu treffen, welches wegen seiner allgemeinen Verbreitung ein Abbild der Gemüthsstimmung aller Berufsstände und der Bewohner des Nordens des Südens, ob sie der Zufall auf Schiffen oder auf Bergen antrat, mit sich führte, ermöglichte. Ein Gefühl des Neides beschlich die Deutschen. Wir waren an kein so nationales, handliches, insofern einen Kanon darstellendes Liederbuch gewöhnt. Wir besitzen ja freilich eine von größerem Reichtum an Liedern und Melodien zeugende Fülle von trefflichen Liederbüchern. Aber was hat er zur Hand, wenn er es braucht? Und wie verschieden ist der Inhalt, je nachdem sie dem Bürger oder dem Soldaten, dem wandernden Handwerker oder dem „fahrenden Schüler“ gehören. Wenn nun auch der Wunsch nach einer nationalen Einigung in dieser Beziehung ein frommer bleiben dürfte, empfiehlt es sich aus Nützlichkeitsgründen unzweifelhaft, der enden Jugend wenigstens einer und derselben Stadt einen einsamen Liederhort darzubieten. Diesem Zwecke — und nicht noch dem weiteren, die Mark Brandenburg zu einem nationalen Ganzen zusammenzuschließen — soll das vorliegende Büchlein mit seinen 85 Liedern, die mit großer Gewissenhaftigkeit und glücklicher Objektivität aus der überreichen Fülle unserer Volkslieder ausgewählt sind, dienen. Es verdient an dieser Stelle eine kurze Würdigung, da bei der Auswahl ganz besonders auch das Bedürfnis der höheren Schulen ins Auge gefasst ist. Es ist der Nachfolger der in gleichem Verlage und in derselben Ausstattung erschienenen und aus einem ähnlichen Zusammenwirken mehrerer Lehrkräfte hervorgegangenen Turn- und Wanderlieder für die deutsche Jugend. Diese sind, wie langjährige Verwendung der Ref. bewiesen hat, trotz großer Vorzüge für obere Gymnasialklassen nicht ganz ausreichend. Wer in drei aufeinanderfolgenden Stunden Quartaner, Tertianer, Sekundaner und Primaner unterrichten hat und sich bemüht, jede Turnstunde mit einem die betreffende Altersstufe passenden Liede zu schließen, der findet sehr bald bei jenem anspruchslosen Büchlein einen Vorrath an Liedern, die von den älteren und musikalisch vorgeübteren Schülern gern gesungen werden. Diesem Übelstande tut diese ausgedehnte Sammlung vortrefflich ab. — Auffallend ist mir nur, daß Nummer 11 der Turn- und Wanderlieder: „Mut und Kraft in deutscher Seele flammen“ vor den Augen der Kommission (und zwar ist es neben zwei Liedern von 1870/71 ein diesem Schicksal verfallen) keine Gnade gefunden hat. Weit

lieber als dieses von unsern Schülern gern gesungene Lied wäre ich — so ketzerisch die Ansicht auch sein mag — E. M. Arndts Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland“ entbehren. Wie „Schleswig Holstein meerumschlungen“ verklungen ist, so verklingt auch dieses Lied des „Deutschen Reichsherolds“ mehr und mehr. Das Preussenland ist ja auch nur einfach erwähnt, während Österreich gepriesen wird als an Ehren und an Siegen reich. Warum sich gegen historische Thatsachen auflehnen? — Und da Wünsche, die Gestaltung des Liederbuches betreffend, herausgefordert werden so möchte ich noch anheimgeben, zu erwägen, ob die Lieder allzu starker turnerischer Selbstverherrlichung, wie Nr. 48. 4) vielleicht auch Nr. 36, heutzutage, wo die Turner nicht mehr eine Art von Klerus gegenüber den „Kuchenbäckern“ bilden, noch gesungen werden müssen. Das (nicht mehr naive, sondern läppische) Lied von den zwei Hasen könnte auch fehlen, ohne dem Humor Abbruch zu thun. Im Interesse des Dichters Johannes Falk würde ich auch die drei (Goethe variierenden!) Strophen zu „Unter allen Wipfeln ist Ruh“ weglassen. Für gewöhnliche Sterbliche hat ein Vergleich mit Goethe etwas ungemein Demütigendes. Wenn man einmal andächtig gelesen hat: „Warte nur, balde ruhest auch du! und man soll dann singen: Unter allen Monden ist Plag' und all Jahr' und alle Tag' Jammerlaut; das Laub verwelkt in dem Wald Warte nur, balde, balde welkest auch du! Unter allen Sternen ist Ruh, in allen Himmeln hörst du Harfenlaut; die Englein spielen das schallte! Warte nur, balde, balde spielst auch du!“ —, vertieft dieser Text jedenfalls eine weihevollere Stimmung nicht sondern reizt zur Kritik über unreine Reime und triviale Gedanken. — Damit ich nun aber nicht bloß negativ verfare, möchte ich anfragen, ob das E. M. Arndtsche: „Der Gott, der Eisen wachsen liefs“ sich nicht zur Aufnahme eignen würde, und endlich, ob die Reihenfolge der Lieder nicht klarer geordnet werden, z. B. die historischen Lieder¹⁾ der Zeit nach auf einander folgen könnten. Wären bei den Dichtern Geburts- und Sterbetage angegeben, so ließe sich ohne viele Worte oft eine Gedenkfeier an das Singen anknüpfen.

Dafs die Noten beigegeben sind, ist zu billigen. Denn auch für die Gesangstunden wird sich das Büchlein trefflich benutzen lassen.

Berlin.

Fr. Wagner.

¹⁾ Bei dem Kernerschen: „Der reichste Fürst“ steht 1486. Muß es nicht 1495 heißen?

DRITTE ABTHEILUNG.

RICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLLEN.

Versammlung des Vereins Rheinischer Schulmänner in Köln a. Rh. am 10. April 1886.

Isabellensaal des Gürzenich hat noch nie eine so zahlreiche Versammlung von Rheinischer Schulmänner gesehen als die, welche am 10. April durch Dir. (n) morgens 11 Uhr eröffnet wurde. 135 Teilnehmer waren erschienen. Die Abgang der Osterferien und das dadurch bedingte Aufgeben des sonst üblichen Versammlungen gebräuchlichen Osterdienstags sowie die Wahl des nächsten als Tag der Zusammenkunft werden viel dazu beigetragen haben. Der Vorsitzende verlas zunächst ein Schreiben des Schulrat Höpffner, in dem derselbe sein diesmaliges Fernbleiben durch den Hinweis auf die vielen schweren Arbeiten entschuldigte, und gab dann einen Rückblick auf das vergangene Jahr. Dennoch sei der Zustand kein stagnierender, der Einfluss und die Wirkung des neuen Lehrplanes hätten sich mehr zu zeigen begonnen, namentlich in der Stellung der Gymnasien zu einander. Zwar seien die Gegensätze zwischen diesen noch nicht völlig geklärt und verschwunden, aber die frühere Spannung beträchtlich nachgelassen, vor allem in dem Verhältnis der Person. Durch die noch fortdauernde Konkurrenz zwischen beiden Anstalten erhalte nun auch wohl eine frische Strömung im Schulleben erhalten, deren Charakter des Kampfes hätte doch noch viel mehr in seinem Gefolge, zu deren schlimmsten die endlose Produktion fortwährende Auftauchen von allerlei Reformgedanken gehörten. Der Redner suche man für ein Hauptfach der Zukunft zu erklären. Er erwähnte dabei einen Aufsatz von Conrad Buredach in Halle in der Zeitschrift für deutsches Altertum, in welchem derselbe nach herbem Tadel des lateinischen Faches, das ihm lieb sei, in den Mittelpunkt zu rücken suche, und das Mittelhochdeutsche an Stelle des Griechischen setze, welches er mehr als die ideale Basis des Gymnasiums betrachten könne. Ein durch die Konkurrenz zwischen Gymnasium und Realgymnasium hervorgerufenes Übel, fährt Redner fort, sei das Operieren mit allgemeinen Sätzen ohne der ernstlichen Untersuchung und Begründung entbehren, wie von einer allgemeinen Unzufriedenheit mit dem Gymnasium spreche, rein utilitarischen Charakter des Realgymnasiums, wie auch das Verhalten der Schule und des Elternhauses durchzogen sei von Phrasen und leeren Worten. Das alles sei noch erträglich, weit bedenklicher sei es, wie er sieht Redner darin, dass die Lehrthätigkeit selbst in der raffinierten Weise subtilisiert werde, dass jedes Fach bis ins kleinste methodisch abgelehrt sei. Dadurch werde eine ungesunde Richtung hervorgerufen. Diese Richtung des Lehrens an allen Ecken habe denn auch, weil jede Frage

dadurch einen gewaltigen Umfang annehme, aus der Überbürdungsfrage ein kolossales Problem geschaffen, ja auf der letzten rheinischen Direktorenkonferenz sei sogar der Antrag eingebracht worden, für jede Anstalt einen Normal-Arbeitsetat im einzelnen festzuhalten und z. B. der lateinischen Präparation 20 Minuten etc. zuzuweisen. Redner charakterisiert dann in humoristischer Weise persillierend die unter der Firma der Methode Herbart-Ziller-Stoy¹⁾ gehenden Übertreibungen. Wie ein bevorzugter Brahmane, der am Abend, ehe er sich schlafen lege, sorgfältig erwäge, ob er sich nicht verunreinigt habe, ob er nicht dadurch seine Lehre geschädigt, daß er sich am Kopfe gekratzt, daß er in Asche getreten sei, oder ein heiliges Tier durch sein Husten erschreckt habe, so müsse ein orthodoxer Anhänger von Herbart-Ziller-Stoy am Abend sich fragen, ob er am Unterricht nicht schwere Sünden begangen, ob er nicht, während er noch bei der Besinnung stand, sich schon in den Umblick versenkt, ehe er den Anblick beendet habe, ob er nicht schon das Ethische durchdacht, ehe er zu das Menschliche gekommen sei. Diesen pädagogischen Brahmanismus gegenüber wolle er nur, führt Redner weiter aus einige einfache buddhistische Sätze gegenüberstellen, die wie der Buddhismus keine fröhliche und tief sinnige, aber einfache Erlösung bringen könnten. Jede wissenschaftliche Anstalt müsse ein Centrum haben, in dem die Hauptaufgabe erreicht werde, das Gymnasium das Lateinische und Griechische, für das Realgymnasium sei ein solcher Gegenstand noch zu suchen: dann müsse einem solchen Fache reichliche, ja übergenügende Zeit zur Entwicklung gegeben werden. Ferner sei es eine reine Fiktion, zu meinen, daß zu irgend einer Zeit die Jugend imstande gewesen sei 50 Minuten lang einem methodischen Vortrage ganz ohne Störung zu folgen, geschweige denn 4 mal 50 oder 5 mal 50. Die Jugend könne das nicht leisten, wa ein Mann sich ausnahmsweise zumute, 50 Minuten rein perceptiv sich zu verhalten. Redner weist dann den Vorwurf ab, daß er Methode nicht zu schätzen wisse. Es verstehe sich von selbst, daß der Lehrstoff dem Schöler unter richtiger Anordnung übermittelt werde, aber etwas anderes sei doch z. B. das Verlangen von Perthes, daß jeder Lehrer mit seiner Methode da Gleiche erreichen solle und könne, wie er selbst. Das Feinste an Lehrern das liebevolle Eingehen auf die junge Menschenseele, das Versenken in den Lehrstoff, die Wechselwirkung zwischen der Jugend und dem gereiften Mann der unmittelbare Zauber aus der ganzen wissenschaftlichen Persönlichkeit das könne niemand lehren, wohl aber könne man es lernen auf dem Weg des Lernens und Lehrens, der schönsten Thätigkeit des Lebens. Endlich handle es sich zunächst nicht darum, das, was man oft sehr freigebig Begeisterung nenne, in dem Schöler zu erwecken, sondern ihn an regelmäßige, geistige Beschäftigung zu gewöhnen, das werde ihm Freude an der Arbeit erzeugen, weil er schon von der VI. an inne werde, mit seiner Arbeit etwas schaffen zu können; das mache auch den Stolz und die Freude des Berufes aus und diesen so schweren Beruf zu einem einfachen.

¹⁾ Wir wissen von Freund Jäger, daß er nicht gegen Herbart und dessen Pädagogik überhaupt, sondern gegen bestimmte Bestrebungen, die sich in einem Teile der Herbart'schen Schule geltend machen, gesprochen hat. Ob er aber nicht trotzdem mehr im Interesse der Pädagogik gehandelt hätte, wenn er anders, als hier geschehen zu sein scheint, über diese Bestrebungen gesprochen hätte, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Darauf erhielt Dir. Münch (Barmen) das Wort zu einem Vortrage über die Reformbewegung auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts“. In diesem fesselnden und auch weitere Kreise interessierenden Vortrage zeigte der Redner mit der an ihm gewohnten Objektivität und Deutlichkeit das Bild dieser Bewegung im ganzen zu geben, ihre Entwicklung, ihre Erfolge, ihre Irrtümer und ihre Zukunft darzulegen. Er ging zuerst auf die frühere Behandlung des neusprachlichen Unterrichts ein. Aus einem loseren Betriebe wachsend, in welchem man mitten in den Autor hineinsprang und sich, gut es ging, in ihm orientierte, wo man sich auf Anschauung, Beobachtung der instinktiven Erfassung, Nachahmung verließ, suchte man, da zwar nicht immer verächtliche, aber doch keine recht greifbaren Resultate herauszubringen, ihn nun allseitig nach dem Ebenbilde des altsprachlichen Unterrichtes zu gestalten. Dieser schien in festem, wohlgefügttem Bau zu ruhen; in der Vollkommenheit der korrekten Fassung der Regeln, in gleichmäßigem festem Sprünge eines stattlichen Materials von Vokabeln und Phrasen, in strengem Isolieren, und dann in bewußter konstruierender Verwendung des so gewonnenen hatte man die eigentliche Aufgabe des Sprachunterrichtes gefunden. Das Ergebnis befriedigte Lehrende und Prüfende, aber es befriedigte kaum nicht jedermann, und so tauchten allmählich auch hier neue Anforderungen von der Aufgabe und Methode des Sprachunterrichts auf, welche mehr und mehr Boden gewannen und den festen Bau zu erschüttern begannen. Der neusprachliche Unterricht hatte sich ganz an den altsprachlichen angegeschlossen, sein Endziel war das Abfassen eines Aufsatzes, für dessen Komposition die des lateinischen Aufsatzes vorbildlich wurde, und das Halten des kleinen Vortrages aus dem Stegreif. Hinsichtlich der Lektüre aber, in Beziehung auf Behandlung, Auswahl und Quantität noch eine gute Gelegenheit völlig fehlte, stand der neusprachliche Unterricht hinter dem andern zurück. Dazu kamen noch andere Abzüge, wie z. B. die sehr kurz zugemessene Zeit. Und wenn man nun das wirkliche Können betrachtete, wenn man an das wie an eine Beherrschung der Sprache dachte, so mußte das Endresultat doch als ein recht beschämendes empfunden werden. Dieses Gefühl mußte auch nicht dadurch zurückgedrängt werden, daß theoretisch und offiziell ausgesprochen wurde, die Schule könne nicht sprechen lehren, auch nicht, daß es in den humanistischen Anstalten mit der Herrschaft über die lateinische Sprache nicht anders bestellt sei, da hier das Fehlende weit weniger sichtbar wurde. Endlich konnte der Gesichtspunkt, daß der zu Tage tretende Mangel und Kontrast zwischen Lernen und Können mehr ein erscheinender Mangel wirklicher sei, daß die grundlegende Arbeit wirklich geleistet sei und daß noch eine Periode nachträglicher Übung durchgemacht werden müsse, nicht genügen. Wohl kann die Schule nicht bis zu dem naturgemäß wünschenswerten Ziel selbst hinführen, sie soll aber auf den Weg bringen, der gerade auf das Ziel zuführt, und dieser Weg war nicht betreten, ja in gewissem Sinne von ihm abgelenkt worden. Hier setzt nun die Reformbewegung ein. Die erste Forderung, welche sie stellt, gilt der sogenannten Aussprache. Die Bemühungen, die Wörter und Sätze möglichst so zu sprechen, wie die Einheimischen, galten meist als Liebhaberei, so lange eine feste Richtung nicht da war, sichere Bahnen nicht gewiesen waren; sie wurden entweder mitteilidig belächelt oder gar sehr bedauert als ärgerlicher Abzug auf die Zeit, welche der eigentlichen, der grammatischen Aufgabe zukommen.

noch auseinander, doch mehr in der Theorie als in der Praxis, ein theoretische Orientierung als Begleiterin der praktischen Lauterlernert dieselbe ganz ungemein, diese Lauterlernung aber muß den Unterricht beginnen, ehe Grammatik und Lektüre angefangen wird. Die eines späteren Zurückstehens in die Annäherung der Muttersprache vorhanden, aber sie muß stets und kann mit Erfolg bekämpft werde die Pflege des Satztones, die Satzmelodie beim Sprechen und Lesen endlich die so wichtige Fähigkeit des Ohres zum Hören gehörig bewird. Diese strenge Zucht der Sinnesorgane und die Erziehung zum Können hat denn auch nicht nur einen weltlichen und utilitarischen sondern sie ist etwas pädagogisch Wertvolles, ein Stück Willenszer

Nächst der reinen und guten Aussprache verlangt die Reform mehr, daß wirklich zum Sprechen der Sprache gelangt wird. Der Fehler, den die alte Methode macht, ist die Annahme, daß am Schluß Einprägen, Übersetzen und Schreiben die Befähigung zum Sprechen auch mit ergeben müsse. Das ist ein Irrtum, denn die Sprache Fertigkeit, welche nur durch eine Übung zu gewinnen ist, die von an dem Lernen zur Seite gehen und mit demselben sich erweitern erhöhen muß. Hier hat allerdings die Praxis noch viel zu bilden und zu Dabei sollen nun durchaus nicht die Hauptaufgaben des Unterrichts Anschauung der Sprache in ihren klassischen literarischen Schöpfungen die denkende Erfassung der Regeln zurückgedrängt oder gar beseitigt es handelt sich vielmehr um eine ganz vernunftgemäße Ergänzung Bethätigungen, die allein nimmermehr die Spracherlernung bewirken Die Lektüre wird, wenn sie zum Anlaß der Sprachübung gebraucht dadurch an Interesse gewinnen, und man kann sie sehr wohl danach ein ohne daß man in die Ollendorfsche Methode verfällt, wenn man den Unterricht und seine Lesestücke in den unteren Klassen sich zum

r Schülerthätigkeit zu verbinden, also mit Plan und bestimmten Hilfsmitteln ne Sätze sogleich immer selbst bilden zu lassen, wozu gewissermaßen die Forderung eines induktorischen Betriebes der Grammatik gehört. Ferner verlangt die Reformbewegung eine höhere Würdigung des Lebens in der fremden Sprache, welches nicht ein Untergrund grammatischer Korrektheit ist, sondern wirklich auch den Ton und die Farbe des Lebens wiedergeben soll und ebenso wenig auf rein konstruktivem Wege nicht werden kann als ein untadeliges Sprechen. Auch hier muß Vorbild Nachahmung eine große Rolle spielen. Statt der gleichmäßigen Kette grammatischen Exercitien und Extemporalien mit schließlic angehängtem Aufsatz ist die produktive Thätigkeit neben der nur konstruktiven möglichst früh zu eröffnen; denn bloße Retroversion, mit der man dem Lip der Imitation ein gewisses Zugeständnis zu machen geneigt ist, nützt nicht. Aus der Nacherzählung vorgelesener kleiner, zusammenhängender Stücke wächst dann unter normaler Steigerung der Aufsatz aus seinen früheren Vorstudien heraus. Ein solcher Aufsatz ist denn auch noch besser als das jetzt, um den Schüler zu entlasten, dafür geforderte englische Placatum. Ebenso wird die allerdings vorhandene Schwierigkeit der Kontrolle, der Beurteilung, Vergleichung, der Censurierung und Rangierung durch didaktische Mittel sich bewältigen lassen.

Vollen Anteil nimmt dann die Reformbewegung an den erfreulichen Erfahrungen der neueren Zeit, der Lektüre aus der ihr unwürdigen Lage von natürlich grammatischen und konstruktiven Übungen herauszuhelfen. Hier stellt sich nun die Frage eine Hauptrolle, ob die Sprachgesetze das zuerst zu ermittelnde sein sollen und dann die Anschauung des nach diesen Gesetzen geschaffenen oder umgekehrt. Die Reformvertreter sind meist für das letztere, die rein analytische Methode. Redner bekennt in diesem Punkte einen unentschiedenen Standpunkt einnehmen zu wollen. Er verwirft die Berufung auf das Erlernen der Muttersprache, zu welchem der Weg ein sehr langer ist, während man auf der Schule für eine fremde Sprache nur einen ganz kleinen Bruchteil solcher Zeit zur Verfügung habe. Er wünscht, daß analytische und synthetische Methode geschickt mit einander verbunden und verbunden würden und so erst eine wirkliche Spracherlernungs-Methode hergestellt würde. Redner geht dann über zu dem Satze, in welchem die Reformbewegung am stärksten sich von dem seitherigen Standpunkte löst, daß das Übersetzen in fremde Sprachen eine Kunst sei, welche die Schule nicht angehe, und auch daß das Übersetzen aus der fremden Sprache als notwendiges Übel zu betrachten sei, und bittet, nicht von vornherein einem Schrei des Entsetzens sich von diesen allerdings wunderbar großen Forderungen abzuwenden, bei näherem Zusehen öffne sich auch ein Weg der Lösung, der nicht ohne gewisse Vorzüge sei. Während dem jetzigen Modus der Spracherlernung mittelst Hin- und Herübersetzung die Gewöhnung an das Ausgehen von der Muttersprache erschwerend die Versuche in der fremden Sprache sich auszudrücken anhänge, wolle man durch ein Lesebuch mit Abbildungen wie im Vorschulunterricht und durch unmittelbares Hineinführen in Volksliederchen und Kinderreime den Anschauungsdruck unmittelbar gewinnen und üben. Damit würde als Zweck der Spracherlernung der wirkliche und ausschließliche Besitz der fremden Sprache bezeichnet werden. Demgegenüber aber betont Redner, daß dies

Bewegung nicht beirren zu lassen und der Entwicklung dieses so Faktors unserer Jugenderziehung, des neusprachlichen Unterricht hindernd in den Weg zu treten. (Lang anhaltendes Bravo.)

An der kurzen sich an diesen Vortrag anschließenden Bespre- teiligen sich Dir. Schmitz (Köln), welcher den Nutzen der Lautj für den Unterricht in starken Zweifel zieht, Oberlehrer Kohl (E der über den Nutzen des Anschauungsunterrichts sich verbreitet, Schmeding (Duisburg), welcher ihn bittet, ihm Schulen anzugeben schon Lautphysiologie getrieben würde. Als solche werden ihm B Anstalt des Dir. Münch, und Kreuzsach bezeichnet. Nach einer I sprechung über die vom Oberl. Kohl eingebrachte These, daß I tistik der Schulen die Rubrik „Ausländer“ in nationalem Interres derung wünschenswert erscheinen lasse, weil oft Bayern, Württem als solche bezeichnet und dadurch in ihrem Nationalgefühl gekrän nachdem dann noch während einer Pause von 10 Minuten die W: statutenmäßig ausscheidenden Ausschußmitglieder vorgenommen w statt des Dir. Kiesel und Oberl. Evers und des die Provinz ve Prof. Gebhard die Wahl des Dir. Schmitz (Köln), Getz (Neuwied) Creelius (Elberfeld) ergab, ging man zur 3. Frage über: „Wi den verschiedenen Anstalten unserer Provinz die überzählige Geogra in VI und V, welche laut Erläuterungen zum Lehrplan biographis zählungen zu widmen ist, behandelt?“ Jäger (Köln) wünscht bei der nach einem warmen Regen aufschießenden großen Litteratur für die welche von Theseus bis Wilhelm I. Mythologie, Geschichte, Biogr alle Unterscheidung brächte, zu erfahren, wie eigentlich pri den einzelnen Anstalten verfahren würde. Dir. Schmitz (Köln) er in seiner Anstalt in dieser Stunde in der VI griechische und rü V deutsche Sagenstoffe, aber nur nach reiflichster Auswahl behande Jäger hält dem entgegen, daß damit das Verlangen biographischer

geführt werden, und weist auf die Elementarschüler hin, welche in gleichem Alter weit mehr wüßten. Dir. Petri (Remscheid), welcher selbst diesen Unterricht gegeben, hat, um nicht dem Geschichtsunterrichte vorzugreifen, sich im Anschluß an das deutsche Lesebuch von Hopf und Paulsiock streng an Sagen Erzählung gehalten und dieser Stunde einen vertraulichen, mehr familiären Charakter zu geben versucht. Jäger würde es nicht bedauern, wenn diese Stunde dem deutschen Unterrichte zuerteilt oder noch etwas weiter an das Lateinische herangezogen, und dem deutschen oder lateinischen Lehrer zugewiesen werde. Auch Dir. Kramer ist mit einer solchen Verschiebung einverstanden, aber nur nach der Seite des deutschen hin. Marx (Eberfeld) spricht über die Art, wie er diesen Unterricht erteilt hat, und hält es für gut, wenn nur mythologische Erzählungen gegeben würden, welche die Schüler so weit wie möglich zusammenhängend nacherzählen sollen. Dir. Liesel (Düsseldorf) sucht die Diskussion auf ihren richtigen Standpunkt wieder zurückzuführen, indem er daran erinnert, daß man der klaren Vorschrift „Biographischer Erzählungen“ doch nicht genüge, wenn man Mythologie treibe; es seien allerdings mythologische Stoffe, eventuell auch Erzählungen von Entdeckungen, viel lieber als Darstellung großer geschichtlicher Persönlichkeiten, weil diese für den Sextaner und Quintaner keinen Grund und Boden hätten und in der Luft schwebten. Oberlehrer Evers (Düsseldorf) geht von einer Praxis als Religionslehrer aus und behauptet, daß man ebenso gut, wie in der Religion, auch in der Geschichte der VI und V biographische Erzählungen darbieten könne. Nach weiteren sich hierauf beziehenden Bemerkungen und nachdem Dir. Zietschmann (Mülheim a. d. Ruhr) eine Art Ison von mythologischen und biographischen Stoffen, wie er an seiner Gestalt gehandhabt würde, vorgeschlagen, Jäger sich noch einmal nachdrücklich gegen die Mischung von Mythologie und Geschichte verwahrt, Dir. Bardt Eberfeld) den Unterschied von Mythologie und Geschichte für Kinder nicht vorhanden und deshalb auch Jägers Besorgnis über geschichtliche Konfusion nicht gerechtfertigt erklärt hat, wird die Diskussion geschlossen, welche den allgemeinen Eindruck hervorrief, daß wohl an eine Ergänzung der Geographiestunde bei Aufstellung dieser, dem Lateinischen abgenommenen Stunde nicht gedacht worden und daß man über die richtige Verwendung und Zergliederung derselben noch recht sehr im unklaren sei. Eine allgemeine Bestimmung erfuhr dann die 4. These, daß die Nebenhilfsmittel zu lateinischen und griechischen Autoren, die Speziallexica, Phraseologien, Wortkünden, Tabellen, Stilistiken u. s. w., mit welchen gegenwärtig der Markt überschwemmt wird, für den Gebrauch der Schüler im Prinzip verfehlt sind, als Schriftsteller, Lehrer, Grammatik und Lexikon genügen. Eine genauere Bestimmung des Begriffes „Nebenhilfsmittel“, sowie der 5. These „Über präparierte Präparation“ wurde bei der vorgerückten Zeit der nächsten Versammlung zur Besprechung vorbehalten.

Ein frühliches Mahl im Kasino vereinte dann in gewohnter Weise die größere Zahl der Mitglieder, bei dem ein Redner das Fernbleiben der Schulthe, welche sonst sie bei der Versammlung fehlten, mit der mehr und mehr überhandnehmenden Schulratsüberbürdung erklärte. Die Versammlung widmete denselben ein die allgemeine Sympathie bestätigendes Lebehoch.

Köln a. Rh.

Fr. Moldenhauer.

VIERTE ABTEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. R. Wallaschek, Ideen zur praktischen Philosophie. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung, 1886. IV und 156 S.

2. E. Schulze, Grundriss der Logik und Übersicht über die griechische Philosophie. Für die Prima der Gymnasien bearbeitet. Leipzig, B. G. Teubner, 1886. VIII, 51 und 78 S. — Ein für die Hand des Lehrers recht brauchbares Buch. Der Verf. verfährt in der Auswahl des logischen Unterrichtsstoffes sparsam. Der zweite Teil, der wie der erst auch einzeln abgegeben wird, giebt einen Überblick über die griechische Philosophie, der wohl geeignet ist, die bei der Lektüre der Alten erworbenen philosophischen Kenntnisse zu ergänzen und zum eigentlichen philosophischen Studium anzuregen.

3. E. Schnippel, Zur Dispositionslehre. Programm des Städt. Realgymnasiums zu Osterode in Ostpreußen 1886. 25 S. 4. (Schluss folgt)

4. Angelo Vaccaro, La lotta per l'esistenza e i suoi effetti nell'umanità. Studio. Roma, tipografia Tiberina di F. Setth, 1886. 149 S.

5. O. Willmann, Pädagogische Vorträge über die Hebung der geistigen Thätigkeit durch den Unterricht. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Gustav Gröbner, 1886. XV und 132 S. — Wir dürfen das Buch in seiner ersten Auflage als bekannt voraussetzen. Es sind im Texte nur wenige Zusätze und Streichungen vorgenommen worden. Das zugewachsene Material ist in den Anmerkungen einigermaßen berücksichtigt worden. Wir stehen nicht an, die Schrift auch jetzt noch (die erste Auflage erschien 1869) als eine der anerkanntesten zu bezeichnen, die in den letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der pädagogischen Litteratur erschienen ist.

6. Klassizismus oder Materialismus? Von einem Unbefangenen. Leipzig, Carl Reissner, 1886. 49 S. 1 M. — Obwohl wir nicht in alle Auffassungen der Wirklichkeit mit dem Verf. übereinstimmen, halten wir die Schrift doch in hohem Maße für beachtenswert.

7. Steinmeyer, Halbbildung und Gymnasium. Vorschläge zu einer einheitlichen Organisation unseres höheren Schulwesens. Grünberg i. Schl. Friedr. Weifs Nachf. Hugo Soderström, 1886. 37 S.

8. E. Ries, Die Simultanschule. Nach einem Vortrage, gehalten auf der 1. Hauptversammlung der 26. Allgemeinen deutschen Lehrerversammlung zu Darmstadt. (Soziale Zeitfragen. Eine Sammlung von gemeinverständlichen Abhandlungen, herausgegeben von E. H. Lehmann, 13. Heft.) Minden i. Westf. J. E. E. Bruns' Verlag, 1886. 17 S. 0,50 M.

9. Friedrich Koldewey, Die Verfassung der Realschule in der Hochfürstlichen Großsen Waisenhaus zu Braunschweig 1754. Progr. d. Herzogl. Realgymnasiums zu Braunschweig 1886. 30 S.

10. A. Goldbacher, Lateinische Grammatik für Schulen. Zweite, gekürzte und verbesserte Auflage. Wien, Schworella u. Heick, 1886. VI und 284 S. 1 fl. 50 kr. — Bedeutend gekürzt und durch typographische Mittel dem praktischen Bedürfnis angepaßt.

11. J. Nahrhaft, Lateinisches Übungsbuch zu der Grammatik von Goldbacher. I. Teil. Zweite, gekürzte und verbesserte Auflage. Eben- selbst 1886. VI und 120 S. 70 kr. — Die Kürzungen reichen dem Buche entschieden zum Vorteil. Neue Sätze sind in geringer Zahl aufgenommen, so als die erste Auflage neben dieser zweiten ohne Störung des Unterrichts sбраucht werden kann.

12. Franz Devantier, Über das lateinische sogenannte „Re- ativum in der Verschränkung oder Konkurrenz.“ Progr. Frie- leberg i. Nm. 1886. 18 S. 4. — Treffliche Arbeit.

13. Adolf Müller, Curvus, uncus und Komposita. Progr. des kgl. Gymnasiums und Realgymnasiums zu Flensburg 1886. 38 S. 4. — Gründliche Untersuchung auf Grund reichhaltigen Materials, welches Wölflin- lem Verf. aus den Sammlungen zum Thesaurus linguae latinae zur Verfügung stellte. Ein Auszug erscheint im dritten Bande des Wölflinschen Archivs.

14. M. Juniani Justini epitoma historiarum Philippicarum Pompei Trogi ex recensione Francisci Ruehl. Accedunt prologi in Pompeium Trogum ab Alfredo de Gutschmid recensiti. Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri 1886. LXII und 315 S. (von S. 265 an Index). — Mit Freuden willkommen zu heißen; die Ausgabe stellt einen bedeutenden Fortschritt dar.

15. Carl Frankes Griechische Formenlehre. Bearbeitet von A. v. Bamberg. Achtzehnte Auflage. Berlin, J. Springer, 1886. XII und 154 S.

16. M. Seyfferts Hauptregeln der griechischen Syntax. Be- arbeitet von A. v. Bamberg. Achtzehnte Auflage. Ebenda 1886. X und 74 S. — Es sind nur ganz wenige und geringfügige Änderungen vor- genommen worden.

17. Carl Mutzbauer, Der homerische Gebrauch der Partikel *adv.* II. Kap. 1. Fortsetzung: *ἢ μὲν, μὴ μὲν, ἢ τοι μὲν.* Progr. des kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Köln. 1886. 35 S. 4. — Erschöpfend.

18. Homers Ilias. Für den Schulgebrauch erklärt von K. F. Ameis. Erster Band. Erstes Heft, Gesang 7—9. Bearbeitet von C. Hentze. Dritte berichtigte Auflage. Leipzig, Teubner, 1886. VI und 127 S. — Die Unter- suchungen Helbig's sind verwertet, es finden sich Zusätze, und Text und Interpunktion sind sorgfältig revidiert.

19. Homeri hymni, epigrammata, batrachomyomachia. Edidit Eugenius Abel. Lipsiae sumptus fecit G. Freitag, Pragae sumptus fecit F. Tempky. 1886. Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum edita curante Carolo Schenkl. XXVI und 152 S.

20. G. Könnicke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationalallitteratur, 4. Lief., enth. Bogen 12a, 14, 17, 19, 24b. Marburg, H. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, 1886. 2 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1886 S. 332 No. 24.

21. Schiller, Über naive und sentimentalische Dichtung. Mit Einleitung und Anmerkungen von Karl Tumlirz. Hölders Classiker- Ausgaben für den Schulgebrauch. Wien, Alfred Hölder, 1886. X und 100 S.

22. K. Nerger, Des Mag. Nicolaus Rütze „Bökeken van deme Rype“. Nach der Inkunabel der Rostocker Universitäts-Bibliothek heraus- gegeben. Progr. des Gymnasiums und Realgymnasiums zu Rostock 1886. 16 S. 4.

23. J. Schwob, Chrestomathie française ou livre de lecture, la traduction et de récitation à l'usage des écoles allemandes. Première partie. Quatrième édition, revue, corrigée et augmentée par Th. Droz. Avec un vocabulaire français-allemand. Zürich, Meyer & Zeller (librairie Leimann), 1885. VIII u. 308 S. 2,40 M.

24. Le Fablier classique de la jeunesse. Choix de fables de La Fontaine, de Florian et d'Auteurs divers. Brème, M. Heinsius, 1884. 30 S. 1 M.

25. Supplément au Fablier classique, contenant des notes explica- tives. Ebenda 1884. VIII u. 80 S. 0,75 M.

26. *Morceaux choisis de Buffon ou recueil de ce que ses écrits ont de plus parfait sous le rapport du style et de l'éloquence.* Ebenda 1885. 201 S.

27. *Supplément aux Morceaux choisis de Buffon.* (Notes explicatives.) Ebenda 1885.

28. W. Bertram, *Grammatisches und stilistisches Übungsbuch für den Unterricht in der französischen Sprache.* Im Anschluß an die Schulgrammatik von Ploetz. Heft 2 (enthaltend Übungen über die Lektionen 24—57). Sechste, verbesserte Auflage. Ebenda 1885. 244 S. 1,60 M.

29. *Corrigé des thèmes de II^e et de III^e cahier, rédigé sur le texte de la quatrième édition.* Ebenda 1885. 100 u. 114 S.

30. Adolf Laun, *Molières Werke mit deutschem Kommentar, Einleitungen und Exkursen.* Fortgesetzt von Wilhelm Knörich. XIV. *Sganarelle ou le Cocu imaginaire. La Princesse d'Elide.* Leipzig, Oskar Leiner, 1885. 174 S. — Eine des großen Dichters durchweg würdige Arbeit.

31. W. Rutzke, *Lectures choisis; Poésie et Prose.* Französisches Lesebuch zum Schulgebrauch herausgegeben. Mit einem Wörterbuch. I Teil. Zehnte Stereotypauflage. Berlin, Haude und Spenersche Buchhandlung, 1885. IV u. 140 S. 0,50 M.

32. Auguste Albrecht, *Vocabulaire systématique français et allemand contenant des mots rares et importants avec beaucoup de néologismes, un choix de mots étrangers, d'argot parisien etc. Suivi de germanismes, gallicismes et de proverbes.* Leipzig, Eduard Strauch, 1885. VI u. 202 S.

33. J. B. Peters, *Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten.* Dritte vermehrte und umgearbeitete Auflage. Berlin, Jul. Springer, 1886. X u. 271 S. 2 M.

34. E. Nader und A. Würzner, *Englisches Lesebuch für höhere Lehranstalten.* Mit litterarhistorischen, sachlichen und sprachlichen Anmerkungen. Mit einem Plan von London. Wien, Alfred Hölder, 1886. VIII u. 528 S. 4,50 M.

35. *Länderkunde der fünf Erdteile, herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von A. Kirchhoff.* 4. u. 6. Lieferung. Bis S. 160. S. diese Zeitschr. 1886 S. 254 No. 28.

36. Paul Mehlhorn, *Die Bibel, ihr Inhalt und geschichtlicher Boden.* Ein Leitfadens für höhere Lehranstalten. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, Joh. Ambr. Barth, 1885. VIII u. 75 S. 1 M. — Gegenwärtige Auflage unterscheidet sich von der ersten durch größere — manchmal verwegene — Berücksichtigung moderner Forschungen und Hypothesen. Außerdem hat der Verf. bestimmte biblische Abschnitte, welche zur Lektüre empfohlen werden sollen, durch fetten Druck angedeutet.

37. C. Stein, *Sursum corda II.* Eine Sammlung leicht ausführbarer geistlicher Lieder und Motetten für gemischten Chor, mit besonderer Berücksichtigung aller kirchlichen Festzeiten und des christlichen Lebens. Zum Gebrauch für Kirchenchöre und Gesangsvereine sowie Schulchöre in Gymnasien und Realschulen. 2. Aufl. Wittenberg, R. Herrosé, 1886. 95 S. 1 M.

38. *Deutsche Liederhalle.* Allgemeine Gesangszeitung, herausgegeben von B. Vogel. Mit vielen musikalischen Beilagen. Wöchentlich erscheint eine Nummer. Zweites Quartal 1886. Leipzig, Hesses Verlag. S. 107—212. 2 M.

39. A. Grünseh, *Stenographische Schreiblesefibel.* Praktischer Lehrgang der Stolzeschen Stenographie zum Gebrauch in Schulen und bei Kursen, sowie zum Selbstunterricht. 3. verbesserte Auflage. Bremen, M. Heinsius, 1886. VIII und 96 S. 1,60 M.

ERSTE ABTHEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Das Wesen unseres Gymnasiums.

I.

Es gehört heute fast zu den Erfordernissen der Bildung, sich über unser höheres Unterrichtswesen ein Urteil verschafft zu haben. Schon seit langem sind es nicht mehr blofs die pädagogischen Zeitschriften, welche dahin zielende Fragen ausführlich erörtern. Wohin man auch blickt, überall begegnet man kürzeren oder längeren Artikeln über wünschenswerte oder notwendige Umgestaltungen unserer höheren Schulen.

Das über einen so weiten Kreis der Bevölkerung verbreitete Interesse für pädagogische Fragen ist ein begreifliches und auch ein erfreuliches, wenn man die Sache von der einen Seite betrachtet. Giebt es eine wichtigere, ja heiligere Angelegenheit für die einzelne Familie wie für die staatliche Gemeinschaft, als ihren Kindern die beste Behandlung während der Jahre ihres geistigen Wachsens zu sichern? Aber für die Verwaltung der Schulen und für die Schulen selbst erwachsen daraus nicht blofs Unbequemlichkeiten, sondern auch Gefahren. Die Zeit ist längst hin, falls sie jemals war, wo die Schulen von dem allgemeinen Vertrauen getragen wurden. Am freundlichsten war das Verhältnis zwischen der Schule und dem Publikum, wie es scheint, während jener herrlichsten Periode des deutschen Geisteslebens, am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts, wo die gewichtigsten Stimmen dem Satze von der unvergleichlichen Bildungskraft der klassischen Studien ein täglich wachsendes Ansehen verschafften. Nicht mehr blofs im Banne der Tradition, sondern im dankbaren Gefühle der fruchtbaren Anregungen, die ihnen von dorthier zum Aufbau ihres inneren Lebens gekommen waren, und in der sichern Hoffnung eines guten Ausgangs fuhren die Träger der Bildung damals fort, das Altertum als das allein mögliche Centrum des höheren Unterrichts zu betrachten.

Der erste bemerkenswerte Gegner der klassischen Bildung, in einem durchaus zu Gunsten der Alten gestimmten Zeitalter, war Herder. Ihn kann man als den Vater der Feindschaft gegen die

Gymnasien bezeichnen, wie ja auch einige besonders hell lodernde Zornesausbrüche von ihm den Vorkämpfern des Realismus nicht entgangen sind. Die Welt, sagt er, brauche hundert tüchtige Männer und einen Philologen; auf hundert Stellen, wo Realwissenschaften unentbehrlich seien, komme nur eine, wo ein gelehrte und grammatische Kenntnis gefordert werde. „Seufzet muß der Menschenfreund, wenn er sieht, wie in den Schulen die mit dem Namen Lateinische Schulen prangen, die erste jung Lust ermüdet, die erste frische Kraft zurückgehalten, das Talent im Staub vergraben, das Genie aufgehalten wird, bis es wie ein gar zu lange zurückgehaltene Feder seine Kraft verliert.“ Auch zu den Feinden der strengen Grammatik muß man ihn rechnen. Er redet von dem „grammatischen Scepter, wodurch der Blick des Jünglings wie mit einem glühenden Eisen auf einmal geblende werde.“ „Seine Wange wird zu Runzeln eines grammatische Sophisten gewöhnt: Falten, die er äußerst ungern annimmt und die nachher nie völlig und ohne Merkmal verschwinden können. Die erste Farbe, die unserer Denkart aufgetragen wird, verliert sich nie; wehe uns! wenn sie unangenehm oder gar verunzierend ist.“ Nie hat jemand mit edlerem Zorne gegen die überflüssigen Spaltereien pedantischer Grammatiker gedonnert. Ein Muster schien ihm durch sein königliches Beispiel mehr zu entscheiden als zehn solcher Wortgrübler und viel aufzuklären, wenn es mit seinem Strahlen Angesicht aufträte, a hundred Leichenfackeln der Grammatiker. Sprach- und Schulmeister entkräfteten und verdürbten die Sprache, aber in den Händen einer heiligen, regellosen Unbesonnenheit thue die Instrumente Wunder.

Gleichwohl war Herder ein für das Altertum Begeisterter. Seine Anfeindungen des humanistischen Unterrichtsideals fließen also aus einer geheimeren Quelle als nach einigen herausgerissenen Citaten gewöhnlich geglaubt wird. Zunächst scheint das schwungvolle Lob, welches er so oft den griechischen und römischen Schriftstellern spendet, im Widerspruch mit jener Anfeindung der humanistischen Schulen; jedoch nur dem oberflächlichen Blicke kann die höhere Einheit seiner Gedanken verborgen bleiben. Auf der einen Seite nämlich ist Herder derjenige, welcher die universale Tendenz der deutschen Natur zum Durchbruch verholfen hat, andererseits hat niemand mit leidenschaftlicherem Lobe die Vorzüge einer originalen, nur von innen heraus entwickelten Natur verherrlicht. Daher die feierlichen Worte, mit welchen er die ruhige, ja starre Erhabenheit der ägyptischen Kultur gegen Winkelmanns einseitige Bewunderung der Griechen in Schutz nahm. Dieser Abscheu gegen das Fremde machte die Ägypter zum originalsten Volke in sich selbst in Herders Augen, zu Muster einer Nationalbildung. Das zwänge uns Bewunderung für dieses monströse Volk, das sich selbst aber treu blieb.

Als das treueste Bild der Eigenart eines Volkes und als den sichersten Kulturmesser betrachtete Herder die Litteratur, welcher er nachrühmte, daß sie uns Zeiten und Völker tiefer kennen lehre, als „auf dem täuschenden und trostlosen Wege ihrer politischen und Kriegsgeschichte möglich sei.“ Die Litteratur selbst aber betrachtete er, der Hauptsache nach wenigstens, als ein Produkt der Sprache und als eine Manifestation der in der Sprache liegenden Kräfte. Die Sprache ihrerseits ist ihm weder göttlichen Ursprungs, noch auch die Schöpfung einiger Auserwählten, sondern das eigentümlichste Produkt der Volksseele, an dessen Bildung Millionen Menschen Jahrhunderte lang gearbeitet hätten. Dies muß man festhalten, um seine zornigen „Fragmente“ in dem richtigen Lichte zu erblicken: nicht gegen bloß litterarische Erkehrtheiten kämpft er an, sondern gegen Hemmnisse, welche die freie und volle Entfaltung der Volksseele unmöglich zu machen drohten. Er möchte die deutsche Natur erlösen aus dem Banne des engherzigen und ihr fremdartigen Klassizismus: dies ist das nicht sowohl ästhetische als pädagogische und kulturhistorische Ziel, dem er mit Eifer nachstrebt. Er beklagt es, daß die Litteratur der neueren Völker sich nach der lateinischen Form gebildet hat, nicht sowohl weil diese Form selbst keine reine war, sondern weil jede Sprache ein Landesgewächs nach Himmels- und Erdstrich sei, welches durch Zumischung fremder Sprachen und Denkart verunziert würde. Ehe es zu spät ist zu einer eigenartigen nationalen Entwicklung, will er seinen Mahnruf erschallen lassen. Noch stehe die deutsche Sprache trotz aller geschnittenen Äste, trotz der aufgepfropften fremden Zweige als im selbstgewachsener Stamm da. Sie besitze lebenden Wohlklang und malerische Wurzeln, die im lebendigen Gefühl der Sache sich bilden. Bei der grenzenlosen Korruption, bei der sie im achtzehnten Jahrhundert anlangte, wurde eine Heilung notwendig. Entkräftet, wie sie war, brauchte sie neues Blut. Da hätten denn Bodmer und Breitinger viel dazu beigetragen, unseren Geschmack aus Griechenland und Britannien wieder zu stärken. Unbegreiflicher aber scheint es Herder, wenn die deutsche Sprache die verschütteten Quellen ihrer eigenen Kraft und Schönheit aufsuche. Von Luther, meinte Klopstock mit Recht, hätten wir noch mehr nicht so viel gelernt, als wir könnten und sollten. Auch den nachfolgenden Schriftstellern fehle es nicht an deutscher Ursprünglichkeit. An solchem Tranke könne sich unsere „ermattete, stehende Schreibart laben“. Statt klassisch will er die Sprache auf eine gewisse eigene Art behandelt wissen. Man setzte sich niemals ein zu schülermäßiges Ideal und nannte jeden „reinerwässerten, regelmässigen Tropf“ einen klassiker. „Laßt uns poetische Schriftsteller sein“, ruft Herder deshalb aus, „ob wir klassisch sind, mag die Nachwelt ausmachen.“ Kein größerer Schaden könne einer Nation zugefügt werden, als wenn man ihr

ihren Nationalcharakter, die Eigenheit ihres Geistes, ihrer Sprache. Wir würden ärmer sein, wenn wir uns nur aus u entwickelt hätten, aber unserem Boden treu würden wir sein u ein Urbild unserer selbst. Luther habe die deutsche Sprac aufgeweckt und losgebunden. Sei auch unsere jetzige Sprac fließender und runder, so stecke doch in der des sechzehnt Jahrhunderts bei aller Rauheit mehr Gold. Ganz besonders : es nun die lateinische Sprache, die er anklagt, die unsri zurückgehalten zu haben. Gottscheds große Verdienste um d Reinigung der deutschen Sprache erkennt er an, wirft ihm ab vor, daß er sie viel zu lateinisch behandelt und die alte deutsc Kernsprache verachtet habe. An Bildung fehle es nun z unserer Sprache nicht; aber nicht einem erhabenen gotisch Dome gleiche sie, wie sie doch sollte, sondern einem neumodisch mit fremden Zieraten reich überladenen Gebäude. In ihr spiegl sich eben die befremdende Mischung heterogener Elemente, a welchen sich unsere Kultur zusammensetzt. Er findet die deshalb jenem Kolosse vergleichbar mit einem Haupte v orientalischem Golde, seine hochgewölbte Brust glänze v griechischem Silber, sein Bauch und seine Schenkel seien fes römisches Erz, seine Füße aber von nordischem Eisen i gallischem Thon vermenget.

Gleichwohl hielt es Herder weder für geraten, noch übhaupt für möglich, sich gegen die Einflüsse fremder Kultur abzuschließen, so köstlich ihm auch der Vorzug einer eigartigen Entwicklung schien. Wie hätte er auch einer solch Isolierung das Wort reden können, er, der sein ganzes Leb hindurch geschäftig war, fremdländischen Geist nach Deutschla einzuführen! Auch er will, daß man die jugendlichen Kräfte der Beschäftigung mit fremden Sprachen erstarken lasse; aber die Hauptsache gilt ihm doch die Kultur der Muttersprache. diesem Ziele will er alle Beschäftigung mit fremden Sprach hinlenken. Er selbst traut sich nicht zu, mehr als eine Sprac vollkommen fassen zu können. Wer über den Ausdruck herrsch wolle, müsse seinem Boden getreu bleiben. Hat er auch sell seinen Geschmack aus mehr als einer Nation, Zeit und Sprac zu bilden versucht, so ist er sich doch bewußt, daß nur d Muttersprache, die sich uns in den zartesten Jahren eindrüd uns mit wahrer Leichtigkeit Worte, Bilder und Farben z Verfügung stellt. Nicht bis zur Selbstvergessenheit also soll wir uns den Alten und ihrer Sprache hingeben. Selbst w über die Worte und die Kenntnis der Gebräuche und Altertüm zum Geiste der Alten selbst vordringt, hat in seinen Augen kein wahren Gewinn davon, wenn er sich durch diesen Geist fesse läßt. Wie ein Freier also, mit dem vollen Bewußtsein sein moderner Seele, will er, daß man bei aller Bewunderung d Alten gegenüberstehe.

Nur selten ist seitdem mit gleicher Klarheit die schwache Seite unseres Unterrichtsgebäudes bezeichnet worden, nur selten auch ist mit ebenso glücklich bezeichnenden Wendungen auf die Vorteile hingewiesen worden, welche sich für das Bildungsziel auch der heutigen Zeit aus der Vertiefung in die Kultur eines, so zu sagen, vorbildlichen Volkes gewinnen lassen. Humanität war ihm ja das höchste Ziel aller menschlichen Entwicklung. Rein und verständlich aber sprach zu ihm der Dämon der Menschlichkeit aus den Werken der Griechen. Ihre Litteratur wie ihre Kunst ist ihm eine Schule der Humanität. In ihren Helden- und Göttergestalten erblickt er reine Formen der Menschheit. Alles Schöne und Vortreffliche am Menschen findet er bei ihnen zu seiner höchsten Bedeutung hinaufgeläutert. Die griechischen Götterbilder gelten ihm als eine Charakteristik aller Leidenschaften der Seele. Mit dem Lieblingsworte Goethes bezeichnet er sie als eine „sichtbar gewordene, bedeutende Menschheit.“ Deshalb steht ihm Niobe im Namen aller Unglücklichen da, die je ein blühendes Geschlecht beweinten. Dieselben Griechen lobt er, weil sie vortrefflich alles von anderen Völkern Empfangene in ihr gesunderes Blut zu verdauen wußten und selbst im Nachahmen Originale wurden. Auch darin können sie dem Deutschen Vorbild sein: nicht Nachahmer, sondern Nacheiferer fremder Vollkommenheiten sollen wir werden.

Als einen Feind der klassischen Studien überhaupt und als einen Vorkämpfer des Realismus kann man also Herder nicht wohl bezeichnen: nur gegen eine pedantische, den Geist nicht weckende, sondern hemmende Behandlung der alten Sprachen & h. vornehmlich des Lateins erhob er sich im Zorn, wie sein Lehrer Hamann, der sein eigenes Leben durch einen unnützen Schulleiß verwüstet glaubte und von Widerwillen erfüllt gegen die unfruchtbare Gelehrsamkeit, welche den Geist lähmt, nach der lebendigen Seele der Wissenschaft suchte und seine Zeitgenossen aufforderte mit ihm in die Tiefe zu steigen, anstatt sich auf der weiten Oberfläche der Materialien zu tummeln. In der zweiten Hälfte seines Lebens hat Herder zwar seine ursprünglichen, mit Notwendigkeit gewissermaßen dem Boden seines Wesens entsprossenen Ansichten geändert, ja in ihr Gegenteil verkehrt, so daß seine geniale und revolutionäre Jugendschrift, die „Fragmente“, mit ihrer begeisterten Verherrlichung der Genialität und idiotistischen Willkür oft mit seiner Kalligone und Adrastea in wunderlichem Gegensatz stehen. Namentlich schien es ihm in späteren Jahren auch wünschenswert, daß die Fülle der sogenannten Realitäten aus der Wissenschaft in die Poesie hinübergeleitet würde. Seinem Humanitätsideal und seiner Auffassung des Altertums als einer Schule der Humanität ist er jedoch treu geblieben.

Es scheint mir, daß eine gründliche Erörterung über den klassischen Unterricht überhaupt jene Gedanken Herders über die

Notwendigkeit einer, der Hauptsache nach, in den Tiefen des eigenen Wesens festgeankerten Kultur zum Ausgangspunkte nehmen muß. Auch haben es alle aller Orten, ein jeder in seiner Sprache gesagt, daß ein Wissen, welches nicht in den Ström des eigenen Lebens geleitet ist, einem kostbaren Mantel gleicht, der über die häßliche Blöße eines verkümmerten Körpers geworfen ist. „Übrigens ist mir alles verhaßt“, sagt Goethe, „was mich bloß belehrt, ohne meine Thätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben.“ Dieser Gedanke muß allen pädagogischen Erörterungen die Richtung weisen. Wenn der höhere Unterricht die Bildung, welche er anpreist, nicht anders geben kann, als indem er dem Zöglinge die Wurzeln des eigenen Wesens durchschneidet, so ist er mit Eifer und Zorn zu bekämpfen als etwa Seelenmordendes, als etwas Staats- und Menschenfeindliches: es giebt kein so köstliches Gut, welches um diesen Preis eingetauscht zu werden verdiente. Ebenso groß ist aber jener andere Irrtum, als müsse man von der Schule erwarten, daß sie nicht an die Verhältnisse des vielgestaltigen Lebens heranführe oder auch nur für die Hauptformen desselben eine spezielle Vorbereitung biete.

Gegen den Vorwurf, das Gymnasium treibe der Hauptsache nach Unnützes, für das Leben nicht Verwertbares, brauchen sie also die Freunde der klassischen Bildung nicht mit Eifer zu wehren so lange in ihnen die Überzeugung lebt, daß der von ihnen betretene Weg sicherer als jeder andere die Eigentümlichkeit aus unserer modernen Anlage erfüllen hilft und eine hervorragende Kraft besitzt, den Zögling auf eine höhere Stufe der Entwicklung zu erheben. Für die Zwecke der besonderen Stellungen erwirbt man Kenntnisse, für die Arbeit des Lebens überhaupt gilt es wie oft gesagt worden ist, während der Frühlingsperiode des Geistes in erster Linie die Kraft zu bilden und zu pflegen. Schlimm hingegen stände es um das klassische Unterrichtsziel, wenn jener andere Vorwurf berechtigt wäre, diese mit einem Aufwande von so viel Zeit und Kraft betriebene Pflege des Lateinischen und Griechischen bilde nicht, sondern verbilde, sie richte den Geist nicht gerade, sondern verrenke ihn, sie lehre das Gegenwärtige nicht besser verstehen, sondern erschwere die richtige Auffassung der Gegenwart. Man weist dann wohl auf die vielen Unbrauchbaren hin, an welchen trotz des glücklich absolvierten Abiturientenexamens von dem gerühmten Segen der klassischen Bildung nichts zu spüren sei. „Was könnte dafür“, ruft man dann aus, „in den schönen Jahren frischer Kraft und feuriger Aufnahmelust gelernt werden!“ Wie Zwingburgen, findet man, ständen die Mauern des Gymnasiums mitten in der vorwärts stürmenden Gegenwart ¹⁾.

¹⁾ Schmedding, *Klassische Bildung der Gegenwart und Frage, Question du latin.*

Dafs viele, ja sehr viele, selbst von denen, welche das ganze Gymnasium durchgemacht haben, die versprochenen Früchte der klassischen Saat nicht eingeerntet haben, werden auch die Freunde des Gymnasiums bereitwillig zugeben. Wir bedauern ja selbst, dafs unsere Klassen überfüllt sind und warnen so ehrgeizige Eltern, die wir mit ihren Kindern zu hohe Ziele verfolgen sehen. Wir rufen nicht: „Nur her zu uns! Hier wird jeder, wer es auch sei, am besten gefördert!“ Wir wehren uns mehr ab. Quintilians Losung: „Optimus quisque frequentia studii“ ist nicht die unsere. Nicht an alle wendet sich das klassische Evangelium der klassischen Bildung. Nur die klassischen Lehrlingskinder werden die Beschäftigung mit den alten Sprachen als ein unfehlbares Universalmittel gegen die Dummheit und geistige Gelenkigkeit anpreisen; wir andern erblicken in diesen zu vollen Händen nie ausreichend von offenbar unzureichend Befähigten gesäeten Klassen den Hauptgrund, weshalb wir uns selbst meist nicht genügen können. Nicht blofs sie selbst sind zu bedauern, sondern diese Unglücklichen, welche durch die Bildungswut und das ehrgeizige Streben unserer Zeit da einem Ziele entgegengeschleppt und gestofsen werden, auf dessen Höhe sie, selbst wenn sie unter Mühe und Mühe endlich angekommen sind, sich doch nicht halten können, sondern auch die andern, welche jahrelang zu Genossen unserer trägen Geistesarbeit gemacht gleichfalls ihre Kraft nicht zur vollen Reife entfalten können. Eben weil es die Pflicht des Lehrers ist, sich dem Schritte des Schwächsten anzubequemen, und dem ganzen Unterrichte bei der jetzigen Zusammensetzung unserer Klassen eine niederziehende Tendenz aufgezwungen. Es ist mit dem alten Satze des Pythagoras seine Richtigkeit: *Μη εἶναι ὁς πάντας πάντα δηιά*. Nur weil das Auge sonnenhaft ist, kann es sagt Goethe, das Licht erblicken. Glaubt denn der Landmann den Boden für jede Getreideart gleich geeignet? Und wenn er dann in Not und den Verhältnissen gehorchend ein edles Saatkorn in dem ärmlichen Boden anvertraut, ist es da billig, dem Saatkorn in der Arbeit des Bebauers den ärmlichen Ertrag zuzuschreiben? Wer sich mit unzureichender Kraft an geistige Aufgaben wagt, wird leider nicht immer durch dieses energische Ringen gestärkt. Aristoteles hat offenbar Unrecht, wenn er sagt, sehr starke Sinneseindrücke stumpften die Sinneswerkzeuge ab, nicht die sehr starken Geistesindrücke; diese kräftigten stets. Wer nun sich also wundern, wenn man viele nicht erfrischt und gestärkt, sondern ermattet, nicht hellen Auges und heiteren Sinnes, sondern mürrisch und stumpf, nicht voll edlen Selbstvertrauens im Gefühl der gewachsenen Kraft, sondern voll Mißtrauens gegen sich selbst und mit eigenem Urtheil sich nicht an das Einfachste und von jener Ringstätte des Geistes zurückkehren sieht! Eine andere Frage ist diese, ob die Arbeit, welche das klassische Unterrichtsziel dem jugendlichen Geiste zumutet, selbst für eine glück-

liche Durchschnittsintelligenz nicht vielmehr eine ermüdende und die eigenen Anlagen niederdrückende, als heilsam stärkende ist, und ob die erreichten Erfolge selbst bei den ausreichend Befähigten jenem Opfer der ersten frischen Kraft und Lernbegierde entsprechen.

Was zunächst die Erfolge betrifft, so fehlt es leider an einem sichern, für alle gleich bequem und sicher zu handhabenden Mafsstabe, man müßte denn in den Resultaten des Abiturientenexamens einen solchen Mafstab erblicken wollen. Zwar kann man nicht leugnen, daß die gesetzlichen Vorschriften über die schriftliche und mündliche Prüfung dem ganzen Unterrichte die Richtung weisen; aber dennoch wäre es ein schlechter Unterricht, welcher alles auf dieses Ziel berechnen wollte und in der Schlußprüfung gewissermaßen aufginge, ohne einen unauflöslichen Rest zu lassen. Nur ein Teil des Gelernten läßt sich abfragen, wenn nämlich wirklich unterrichtet und nicht bloß abgerichtet worden ist, und wenn sich von dem übrigen auch wohl noch vieles dem Frage- und Antwortspiel fügen würde, so wäre es doch unklug, diese in der Hoffnung einstigen Aufgehens gepflanzten Samenkörner mit so schnöder Hast wieder zu entblößen, um zu sehen, ob sie schon zu keimen begonnen haben.

Die Verteidiger des Gymnasiums haben sich allerdings oft schwärmerischer Übertreibungen schuldig gemacht, welche zu widerlegen leicht war. Damit haben sie den Glanz des Bildungsideals, welchem das Gymnasium zustrebt, in den Augen der großen Menge getrübt. Vor allem vergesse man doch nicht, daß früher sich im allgemeinen nur diejenigen, welchen Prometheus das Herz aus besserem Stoffe geformt hatte, der höheren Schule zuwandten, wogegen man jetzt massenweise die köstlichsten Früchte der Bildung pflücken möchte. Wenn heute von Schülern mit mangelhaften Fähigkeiten gesprochen wird, so meint man damit zunächst nur solche, deren Kräfte in augenscheinlicher Weise nicht einmal zu einer äußerlichen Aneignung des Pensums ausreichen. Wollte man nun aber auch noch alle diejenigen aussondern, welche mit einer biedern, gesunden, so zu sagen subalternen Intelligenz ausgestattet sind, ohne sich im übrigen irgend welcher feineren geistigen Organe rühmen zu können, so würden unsere Gymnasien so zusammenschrumpfen, daß man aus mehreren eins machen könnte. Dies wird vermutlich auch das durchaus wünschenswerte Schlußresultat der jetzigen Schulkrisis sein: nicht mit Abschaffung des Gymnasiums wird der Streit zwischen dem Realismus und Humanismus enden, sondern mit dem Eingehen dieses oder jenes Gymnasiums und mit der Einrichtung der schulichst gewünschten und mit Berechtigungen ausgestatteten Mittelschulen. Die heutigen Verhältnisse haben in der großen Masse der Lernenden das Verlangen erzeugt, mehr geistig in sich aufzunehmen, als sie sich assimilieren können, oder sie legen ihnen wider ihren eigenen Willen diese leidvolle Not-

endigkeit auf. So erwerben sie denn, was sie sich doch nicht eigen machen können, und tragen das Erworbene, falls sie nicht voll Unmut nach absolvierter Prüfung von sich werfen, wie eine schwere Last bei sich herum, ohne dadurch klüger und besser geworden zu sein; die meisten der Lernenden potenzieren nicht ihre Natur, sondern nehmen statt der eigenen, an entwicklungsfähigen Keimen so reichen eine fremde und künstliche an, wie ein verdorrtes Reis bald abfällt, weil sie sich nicht aus dem Stamme einer verwandten Natur mit frischem Lebenssaft erfrischen kann. Aber die wahre Kunst und die wahre Kultur ist nicht etwas der Natur Feindseliges, sondern nichts anderes als eine volle, reiche und glückliche Entfaltung der Natur.

So hoch man auch den Einfluß eines verkehrten oder richtig geleiteten Bildungsstrebens auf das Gedeihen des Einzellebens wie des gesamten Volkslebens anschlagen mag, so ist doch zum Glück nicht dies unbestreitbar, daß sich die Natur durch menschliche Willkür und Verkehrtheit von ihrer eigenen Tendenz nur leise abbiegen, aber nicht leicht in ihr Gegenteil verkehren läßt. Wo die Schule richtige und natürliche Wege wandelt, fördert sie mächtig die Anlage; wo sie verkehrten Zielen nachstrebt, wird sie teils durch die unbewusste Selbsterziehung des Zöglings, teils durch die ständig mitwirkenden Erziehungsfaktoren des bunten Lebens fortwährend berichtigt und entkräftet. Das ist ein Trost, zugleich aber mahnt es uns, in zuversichtlichem Tone einen guten Erfolg des Erziehungswerkes zu versprechen. Denn ebenso zahlreich als die Förderungen sind die Hemmnisse, die von außen kommen. Auf beide haben wir nur einen bedingten Einfluß, und wäre es selbst möglich, diese Schule des Lebens dem Schüler zu verschließen, woher könnte er im vermessenen Pädagogendünkel so weit gehen, sie zu verschließen zu wollen? Freuen wir uns darum dieser Bundeengenossenschaft, aber beobachten wir sie mit Mißtrauen! Ein tiefer Zwischenraum trennt überdies das Wissen und Erkennen vom Wollen und vollends vom sichern, unentwegbaren Wollen des Guten und Richtigen. Keine Kunst des Lehrers kann also dem Zöglinge bis zu seinem Abgange von der Schule zum Ideal seiner Persönlichkeit verhelfen, es müßte denn jenes Ideal der harmonischen Platitude sein, über welches Fr. Schlegel in seinem Aufsatze über Lessing spottet. Es irrt der Mensch, so lang er strebt. Wir suchen seinem Geiste „die dauernde Stimmung der Empfänglichkeit und Angeregtheit zu geben“. Das wird auch seinem Wollen die Richtung geben. „Aus einem reichen, angeregten Geistesleben führen der Wege zum Herzen mehr, als aus einem armen, äßen.“ Aber von dem erreichten Ziele ziemt es uns stets beheden zu reden. „Der Endpunkt der Schule soll ihm Ausgangspunkt weiterer Entwicklung werden“¹⁾. Was bliebe ihm sonst

¹⁾ O. Willmann, Pädagogische Vorträge.

auch zu thun übrig? Sich selbst zu erziehen und zu bilden ist die höchste Aufgabe auch des nachfolgenden Lebens.

Erwägt man den stets unsichern Erfolg alles Bildungsstrebens so muß es dem unbefangenen Blicke allerdings zunächst bedenklich scheinen, so angestrengte Kraft während der fruchtbarsten Jahre des Lebens mit Vernachlässigung des Naheliegenden und direkt Verwertbaren dem Studium der alten Sprachen und der alten Kultur zu widmen. Erinnerung man sich ferner an den Herderschen Satz, daß alle echte Entwicklung eine den Gesetzen der eigenen Natur gemäß sein muß, so stützt man noch mehr Droht uns nicht selbst im Falle eines glücklichen Gelingens der empfindlichste Verlust? Unsere nationale und moderne Seele sollen wir unentwickelt lassen und in schwerer Geistesarbeit dafür die Seele eines fernen, fremden Volkes eintauschen, mit welcher wir Gefahr laufen unserer anders gearteten Gegenwart wie Fremdlinge gegenüberzustehen? Und doch warten unser so viele Aufgaben, daß wahrlich mehr als die Hälfte unseres Geistes dazu nötig scheint. Nur wenn sich nachweisen läßt, daß es kein zu verlässigeres Mittel gibt, uns zum Verständnis unserer selbst und zur Erfüllung unserer Natur zu verhelfen, als der Umweg durch die alten Sprachen, kann jener Schein von Widersinnigkeit als versehenet gelten.

Es gab eine Zeit, wo die Kraft der klassischen Bildung in der ersten Begeisterung für die entdeckte Herrlichkeit des echten Altertums und für die bewunderungswürdige Strenge und Gesetzmäßigkeit der lateinischen Sprache so überschätzt wurde, daß man überhaupt eine normale Entwicklung des menschlichen Kopfes ohne das Studium der lateinischen Sprache wenigstens für unmöglich hielt. So urteilte z. B. der Philosoph Fichte, fortgerissen von seiner konstruierenden Rhetorik. Daß war auch die Meinung des edlen Thiersch und manches anderen streng rechtgläubigen Philologen. Allerdings behaupte ich, selbst auf die Gefahr hin trivial zu erscheinen mit diesem Ausdruck, daß auch ein bloß elementarer Kursus in der lateinischen Grammatik für jeden eine herrliche Geistesgymnastik ist; aber der großen Menge der Lernenden, für welche es sich gar nicht um eine einstige aristokratische Kultur des Geistes handelt, kann durch einen weniger schweren und ihnen näher liegenden Unterrichtsstoff ein für sie durchaus ausreichender und dabei nachhaltigerer Erfolg gesichert werden. Andererseits kann sich auch das Genie den großen Umweg durch die alten Sprachen ungestraft ersparen. Ihm ist eben möglich, was gewöhnlichen Sterblichen selbst von guter Befähigung nicht möglich ist, nämlich Homer, Sophokles, Plato, Horaz aus Übersetzungen kennen zu lernen. Sein für alles echt Menschlich empfängliches Ahnungsvermögen läßt ihn mit Blitzesschnelle Geheimnisse entdecken, welche andere mit philologischen Hebeln und Schrauben ihrem Autor nicht abzuwingen vermögen; ja selbst

ohne alle Berührung mit dem Altertum würde sein ideenhaftes Auge das ewig Bedeutsame der alten Kultur allenfalls auch unter den modernen Einkleidungen wiedererkennen. Oder ist uns Goethe, der wenig Latein und ganz wenig Griechisch wußte, nicht ein wahrer Offenbarer antiker Denk- und Empfindungsweise geworden? Kann sich irgend ein Philologe rühmen, mit all seiner Sprachkenntnis, tiefer in das Wesen des Altertums herabgestiegen zu sein? Hat er die Alten nicht sogar besser verstanden als der ihnen auch verwandte und dabei philologisch geschulte Lessing? Für die Höherstrebenden jedoch, welche nicht mit der genialen Leichtigkeit jener wenigen Auserwählten auf Andeutungen hin sich die freie und edle Menschlichkeit der alten Kultur aneignen können, anderseits aber Geschmeidigkeit und Selbständigkeit genug besitzen, um im langjährigen, angestrengten Ringen mit den nicht bloß fremden, sondern fremdartigen alten Sprachen die Keime eigener Vorzüge nicht absterben zu lassen, für diese, sage ich, wird auch heute das Erlernen der alten Sprachen, so geleitet, wie es nach vernünftigen pädagogischen Grundsätzen geleitet werden müßte, während der Knaben- und Jünglingsjahre die beste Hauptnahrung bleiben. In gewissem Sinne wird sie das allerdings der heutigen Zeit entfremden, aber doch nur dem Körper unserer Zeit, wo hingegeben das Innerliche und Substanzielle, welches sich im Wechsel der Zeiten zwar nicht durchaus gleich bleibt, aber doch, so weit wir auch zurückblicken mögen, im Vergleich zur Wandelbarkeit der Oberfläche nur geringe Veränderungen erlitten hat, ihrem Verständnis auf diesem Wege näher gerückt werden wird als auf irgend einem andern. Der Realist antwortet freilich auch heute, was Antisthenes seiner Zeit dem Plato antwortete: *Ἀνθρώπων ὄρω, ἀνθρώποισινα δὲ οὐχ ὄρω*. Wir aber, die Humanisten, kennen mit den Weisesten und Besten aller Zeiten kein interessanteres und würdigeres Problem des Nachdenkens, keines auch, welches zum Lohn für treue Ergebenheit so sicher das Eigenste in unserer menschlichen Eigentümlichkeit erstarken und reifen läßt als eben diese *ἀνθρωπότης*. Im Prinzip sind ja alle, welche über pädagogische Fragen nachgedacht haben, längst davon zurückgekommen, ihrem Unterrichts im Lateinischen und Griechischen als höchstes Ziel ein niederdrückendes Quantum schwer zu erwerbender und noch schwerer zu verwendender sprachlicher Kenntnisse zu setzen. Keine Lehrthätigkeit kann natürlich darauf verzichten, den Schüler ein nicht zu spärlich bemessenes positives Wissen erwerben zu lassen und auch seinem Gedächtnisse eine energische Anstrengung zuzumuten, aber sie darf nicht mehr, wie früher, in diesem Streben aufgehen. In dem Maße als die pädagogische Hauptidee in den Köpfen der Lehrenden an Klarheit gewinnen wird, werden auch die Klagen über die Unfruchtbarkeit des klassischen Unterrichts verstummen müssen. In einem Punkte freilich werden die Vorkämpfer des Realismus stets dem Gymna-

sium gegenüber Recht behalten: das Gymnasium bildet unpraktische Menschen, welche lange Zeit Mühe haben werden, sich in die Verhältnisse des bürgerlichen und staatlichen Lebens zu finden, welche, wenn sie mit echtem Eifer sich den Hauptgegenständen des Gymnasialunterrichts hingegeben haben, nachher wohl gar mit Gleichgültigkeit Fragen von hervorragend praktischer Bedeutung gegenüberstehen werden. Der Vorwurf würde schwer wiegen, wenn er einer wäre. Jene bestbegabten Jünglinge, welche wir auf dem Gymnasium für ein tieferes Erfassen menschlicher Eigentümlichkeit und für ein historisch-philosophisches Verständnis der Gegenwart Vorbildern, dürfen gar nicht mit der altklugen Fröhreife gewöhnlicher Naturen das, was an der Oberfläche des Lebens vor sich geht, verstehen können. Sie reifen langsamer, und die Verwirrung, in welche sie durch die Realitäten und zahllosen gleichgültigen und unvollkommenen Gestaltungen des Lebens versetzt werden, ehrt sie vielmehr. A veritate discendo abalienati sunt, würde man allerdings lateinisch redend von ihnen sagen müssen. Diese veritas ist aber nicht jene höhere Wirklichkeit, welche Schiller in seinem Aufsätze über naive und sentimentalische Dichtung unter dem Namen der Wahrheit als das Objekt der echten Poesie bezeichnet, sondern die gewöhnlich so genannte Wirklichkeit, welche für jeden, „der weit entfernt von allem Schein nur in der Wesen Tiefe trachtet“, stets etwas mit vielen Unvollkommenheiten Behaftetes gewesen ist, nach Plato ein Schatten, kein würdiger Gegenstand der Kunstnachahmung in Schillers Augen, sondern nach seinem verachtungsvollen Ausdrucke dem Affentaleute der gemeinen Nachahmung zu überlassen.

Diese von den Idealisten mit Geringschätzung behandelte Wirklichkeit ist nun aber nach der idealistischen Lebensauffassung selbst nichts anderes als die in die Erscheinung getretene Idee, wenn auch stets eine getrübe und nicht zur Vollkommenheit herausentwickelte. Deshalb pflegt sich der echte Idealismus früher oder später mit dem Leben auszusöhnen; ja diese zuerst verachtete Wirklichkeit wird ihm lieb und ehrwürdig, sobald er sie als das Arbeitsfeld zu betrachten gelernt hat, auf welchem er den in den Jahren stillen Reifens geahnten und geschauten Ideen einen möglichst reinen Ausdruck geben soll. Auch die praktischen Römer, denen lange Zeit alles überflüssig, ja schädlich zu sein schien, was für die Geschäfte des öffentlichen Lebens nicht direkt tauglich machte, betrachteten alle Geisteskultur mit mißtrauischen Augen und wollten deshalb den Einfluß der Schule nicht länger dauern lassen, als durchaus nötig schien: in der Schule des Lebens selbst sollte der junge Römer einen höheren und besseren Kursus durchmachen, um die weltfremde Blödigkeit und auch Unwahrheit, welche sich im Schatten der Schule seiner bemächtigt hatte, wieder abzuschütteln. Man hüte sich jedoch zwei äußerlich ähnliche, im Grunde aber durchaus verschiedene Gemütszustände mit einander zu verwechseln.

Die lebensvollsten Schöpfungen der wahren Kunst werden zunächst von allen mit eben solcher Deutlichkeit als etwas von der Wirklichkeit Abweichendes und in den Rahmen der täglichen Verhältnisse nicht Einfügbares empfunden, als die blutlosen Schatten und rosenfarbenen Truggestalten des falschen Idealismus. Nur zu leicht greift auf allen Gebieten der ehrlich Strebende statt nach der Vollkommenheit nach der daneben liegenden Verkehrtheit, durch den Schein der Ähnlichkeit und durch die stärker ausgeprägten Züge derselben getäuscht. *Decipimur specie recti* — *professus grandia turget*. Aber soll man wegen des möglichen Ruhms überhaupt darauf verzichten, über das gefahrlose Gewöhnliche hinauszustreben? Durch Irrtümer führt der Weg zur Wahrheit. Wessen Kräfte nicht ausreichen, um siegreich mit den Mühen dieses steilen Weges ringend und im Kampfe erstarkend den Gipfel der wahren Menschenbildung zu erklimmen, der bleibe vorsichtig in der Ebene. *Un tiens vaut mieux que deux tu l'auras*. Besser ein einfacher, aber natürlich gereifter Sinn, als so ein verunglücktes Zwitterwesen, welches das Naheliegende verloren und das in der Ferne Liegende nicht erreicht hat, welches sich für die Erde zu gut dünkt und für den Himmel doch nicht reif ist. Will der Staat der Gefahr einer weit verbreiteten Verschrobenheit und Unzufriedenheit entgehen, so muß er für diese Majorität der Durchschnittsmenschen Schulen eröffnen, welche sie ohne schwächende Überanstrengung ihre Natur erfüllen helfen und sie ohne zu weite Umwege mit der Oberfläche des Lebens und der Gesellschaft, inmitten derer sie zu wirken haben werden, bekannt machen. So wird er sich ein Heer treuer und verständiger Arbeiter schaffen, welche auf dem Gebiete des Handels, der Industrie und der Verwaltung seine Ehre und seinen Wohlstand kräftig zu fördern imstande sind.

Damit aber die Aufgabe der allgemeinen Erziehung für erledigt gelten, hiesse auf den Adel der menschlichen Natur verzichten. Die unvermeidlichen Auswüchse und die großen Gefahren des höheren Bildungsganges berechtigen uns nicht, überhaupt damit zu brechen. Es ist dem Menschen eingeboren und das königliche, eigenste Vorrecht seiner Natur, über die nächsten, unabweisbaren Bedürfnisse mit seinem Seluen und Denken hinauszueilen, nicht in der Gegenwart aufgehen zu wollen, rückwärts die Vergangenheit zu durchmessen und seinen Blick in die Weiten einer fernen Zukunft zu senden. Es ist ihm ein unabweisbares Bedürfnis, nach dem Woher und dem Wohinaus zu fragen und auch den Kern seines eigenen Wesens erfassen zu wollen. Oder ist es nur eine vornehmere Form der Neugier, ist es nur, um die lästige Leere seines Innern auszufüllen, wenn er so gerne dem Worte des Dichters und der Kunde von fernen Völkern, fernen Zeiten lauscht? Wer heute nur in der Gegenwart oder in einer dieser Gegenwart sehr nahe liegenden und im Denken und Empfinden ungefähr gleichen

Vergangenheit lebt, wird, falls er nicht zu jenen verschwindend wenigen Genialen gehört, von tausend Fäden des Irrtums umspinnen, sobald er sich mit seinem Denken und Wollen über eine sehr bescheidene Höhe hinauswagt. Trägt jene höhere Auffassung des Lebens auch nicht direkt dazu bei, den Handel und die Industrie zu beleben, den Nationalwohlstand und die militärische Widerstandskraft zu mehren, die Angelegenheiten der Stadt und des Staates unsichtig zu ordnen und zu leiten, so ist sie doch darum kein überflüssiger Luxus, kein eitles, schöngeistiges Spiel. Sie breitet nicht bloß Glanz und Helle über das Leben, sondern läßt auch ihren Gewinn durch tausend Kanäle in den Volkskörper zurückströmen und bewirkt so ein allmähliches Steigen des geistigen und sittlichen Durchschnittsniveaus.

Man erwidert nun den Verteidigern des humanistischen Gymnasiums, diese so gerühmten Kulturvölker des Altertums und vornehmlich die Griechen seien doch den Instinkten ihrer eigenen Natur folgend und ohne Umweg zu jener viel bewunderten reinen und vollen Menschlichkeit gelangt. Weshalb sollten wir so gering von uns denken, uns das nicht auch zuzutrauen? Hat sich denn die Sonne seitdem verfinstert? Sind denn die Quellen der Offenbarung jetzt verstopft? Können wir uns denn nur noch am fremden Feuer wärmen, nur noch mit fremdem Auge sehen lernen? Für uns Deutsche zumal, die wir aus übergroßer Bescheidenheit und in bedauerlicher Unkenntnis unserer Vorzüge aus dem Nachahmen bisher noch nicht herausgekommen seien, findet man es jetzt, wo wir politisch mächtig geworden sind, endlich an der Zeit, das geistige Joeh eines überlebten, uns nicht mehr fördernden, sondern hemmenden Klassizismus abzuwerfen. Wie teuer müßten überdies jene Kenntnisse bezahlt werden, und wie schnell gingen sie wieder verloren!

Ich will gern einräumen, daß für die große Menge selbst der Höhergebildeten die Kenntnis der alten Sprachen und die vielleicht gewonnene Vertrautheit mit den Hauptwerken der römischen und griechischen Litteratur sich heute nicht mehr als dauernder Besitz für das Leben festhalten läßt. Die Ansprüche auf allen Gebieten sind so hoch, daß kein anderes Interesse sich daneben behaupten kann. Wenn es also auch nicht hinweggeleugnet werden kann, daß das Altertum nur selten heute in dem Gedankenkreise derer, welche das Gymnasium durchgemacht haben, noch einen ehrenvollen Platz einnimmt, so ist es doch übereilt, daraus zu schließen, daß die jahrelange Arbeit der Schule in der Mehrzahl der Fälle vergeblich gewesen ist. Alle Kenntnisse fallen der Zeit zum Raube, und wenn man sich sträubt einzugestehen, daß für die, welche für das Gymnasium überhaupt geschaffen waren und nicht gar zu ungeschickt unterrichtet worden sind, eine Erhöhung der Kraft geblieben sein muß, so verlangt die Billigkeit, daß man auch für die anderen Schulen das gleiche trostlose Resultat einer absoluten

zlosigkeit proklamiert. Auch das beste Gedächtnis läßt allmählich alles entweichen, was durch keine Veranlassungen des Lebens und des Berufs aufgefrischt und erweitert wird. Weshalb sollten die Gymnasialkenntnisse schneller schwinden als tausend andere, schon in den unteren Klassen einfacher Schulen mitgeteilte Kenntnisse, an welche kaum je durch die Vorgänge des täglichen Lebens eine Erinnerung geweckt wird? Man wird freilich weiter einwenden, daß jenes Bild der klassischen Vollkommenheit doch in den Augen der Schüler, welchen man es jahrelang vorgehalten habe, nicht von so garinnender Schönheit sein müsse, weil sie es sonst auch ohne andere Aufforderungen von Seiten ihres künftigen Berufs wie ein heiliges Palladium hüten würden. Sie sind allerdings heute nicht mehr, sie, die fern von der Schule, als Männer noch, sehnsüchtig nach Iphigenie im Scythenlande, das Land der Griechen mit der Erde suchen. Aber sollte dies wirklich beweisen, daß das Altertum die Vorzüge des modernsten Lebens gegenüber seine anregende Kraft nicht mehr behaupten kann? Die pietätlose Hast, mit welcher die Erinnerungen an die Schule entweichen läßt, ist vielmehr ein trauriges Zeichen der Zeit überhaupt: der Reichtum und die Mannigfaltigkeit der täglichen Eindrücke und Pflichten gestattet den Kultus unserer eigenen Vergangenheit nicht mehr. Nur Männer von ganz energischer Bewältigungskraft haben noch Zeit übrig, die angefangenen Fäden weiterzuspinnen oder auch nur das Vorbeue festzuhalten und gelegentlich im stillen Nachdenken zu vertiefen; selbst die Männer der Wissenschaft haben so viel zu thun, um nur auf ihrem Spezialgebiete auf dem Laufenden zu bleiben, daß sie für die eigentliche Bildung ihrer selbst nur wenig Zeit und Interesse erübrigen können. So hat man sich abgewöhnt, eine Aufgabe, welche die private Hauptarbeit des ganzen Lebens sein müßte, als mit den Knabenjahren abgeschlossen zu betrachten. Die Last der eigentlichen Geschäfte und die Fülle der in ununterbrochenem Strome sich darbietenden geistigen Anforderungen, welchen man nicht ausweichen kann, gestattet kein freies Ausklingen, kein Wiederaufnehmen, kein Anknüpfen. Unser Reichtum selbst droht uns arm und flach werden zu lassen, wir leben wie Sklaven in unserem freien Jahrhundert. Höher als die politische Freiheit, höher auch als jene, welche Herzog von Egmont gegenüber als des Freisten Freiheit bezeichnet, steht die andere, welche uns gestattet, unseres eigenen Innern uns zu freuen und das herangezogene Fremde in ruhiger Arbeit uns zu assimilieren und so in wirklichen Besitz umzuwandeln.

Daß die klassische Bildung aber heute die Höherstehenden nicht ein niederziehendes Gewicht verhindert, mit unbefangener Thätigkeit ihre Ziele zu verfolgen, und auch nach dem Abgange von der Schule dauernd fortfährt entfremdend zu wirken und an dem geschickten Ergreifen der Gegenwart zu verhindern, kann durchaus nicht zugegeben werden; im Gegenteil muß man sich

wundern, wie wenig es der ganzen Denkweise der heutigen Gebildeten anzumerken ist, daß sie durch die Schule des Altertums gegangen sind. Darf man jenen Gewinn auch als einen unverlierbaren betrachten, den ihnen die langjährige Beschäftigung mit dem edelsten und fruchtbarsten Lebrobjekte durch Schulung ihres Denkens gebracht hat, so ist es doch verwunderlich, daß die alte Kultur in der Seele dieser Schüler im allgemeinen heute keinen Niederschlag hinterläßt und in keiner recht erkennbaren Weise beiträgt, Klarheit, Bewußtsein und Weihe in ihre Lebensauffassung zu bringen. Sollte wirklich die moderne Seele schon so erstarbt sein, um im Nu alle anders gearteten Zuflüsse zu neutralisieren? Ich glaube nicht, daß dies der Grund ist. Ein mit voller Klarheit erfafstes Bild, ein in der Tiefe erfafster Gedanke hat eine zähe Widerstandskraft und wird oft zu einem wahren Leuchtturm an der klippenreichen Küste des Lebens. Die Potenzierung der geistigen Kraft aber ist schwer zu konstatieren. Schon im Interesse seiner Selbsterhaltung also sollte das Gymnasium des realistischen neunzehnten Jahrhunderts es sich angelegen sein lassen, seinen Schülern auch Gedanken und Anschauungen in die Seele zu arbeiten, welche von diesen selbst als *κρήματα ἐς αἴσι* empfunden werden. Nach dieser Seite hin muß mehr geschehen, wenn sich das Gymnasium siegreich behaupten soll.

Nichts liegt mir ferner, als hiermit der Einschränkung des grammatischen Unterrichts das Wort reden zu wollen. Die Grammatik ist, zur Hälfte durch die Pedanterei und Ungeschicklichkeit vieler ihrer Verkünder, halb auch durch die Übertreibungen eines an sich richtigen Unterrichtsprinzipes in eine unverdiente Mißgunst geraten. Allerdings ist es ein großer Fortschritt unserer Pädagogik, daß sie jetzt nicht mehr als das Höchste, sondern nur als Mittel zu etwas noch Höherem betrachtet wird; aber schon, finde ich, ist man über die vernünftige Mitte nach der entgegengesetzten Seite hinausgegangen und opfert in den unteren und mittleren Klassen einen Teil ihrer segensreichen Wirkungen zu Gunsten oft von Realien, deren Bildungswert, nicht bloß für diese Stufe, sondern überhaupt, auch an dem Hauptziel des Gymnasiums gemessen, doch sehr gering erscheint. Zwischen einer nur grammatische Zwecke verfolgenden Betreibung der Lektüre und zwischen der entgegengesetzten, welche nur auf Durcharbeitung des Inhaltes gerichtet ist, liegt eine dritte in der Mitte. Je weiter nach unten, desto mehr muß die Grammatik herrschen, so jedoch, daß ihrem abstrakten Geiste durch fortwährende Beispielbildungen, welche sich in den Gedankenkreis des Schülers einfügen, ihn durcharbeiten und erweitern, das Jugendfeindliche genommen wird. Je weiter nach oben, desto mehr tritt sie zurück: nunmehr gebührt es sich, eine volle und glückliche Ausnutzung des Gelesenen sich zum Ziel zu setzen, so jedoch, daß an Stelle der entlassenen Grammatik die Synonymik, Stilistik, Ästhetik zur Würdigung der Form und

nit zum tieferen Erfassen des Inhaltes zur Hülfe gerufen werden. n niedern Schulen, d. h. denen, welche auf geradem Wege ktisch brauchbare Menschen bilden wollen, ist es durchaus aubt, die Grammatik stiefmütterlich zu behandeln; wenn das mnasium aber erst anfängt sich ihrer zu schämen, sich in der rnotdürftigsten Weise mit ihr abzufinden und sie als etwas er Gottes für seine höheren Ziele nicht ganz zu Entbehrendes behandeln, so liefert es damit eine wichtige Position, welche b auch heute noch in ungeschwächtem Verteidigungszustande indet, vorschnell den Gegnern aus, und der Anfang vom Ende da. Man fahre fort die Pedanterien der Grammatiker zu be- nppen, aber die Grammatik selbst bleibe uns doch etwas Ehr- rdiges. „Die Grammatik“, sagt Teichmüller (Pädagogisches, rptat 1881, S. 24), „ist das Fundament, der Eckstein, die Säule, Krone des Gymnasiums, und höher Gebildete unterscheiden a vom Volke hauptsächlich dadurch, dafs sie mit grammatischem wufstsein sprechen, d. h. dafs sie nicht blofs unbewufst denken, idern das Denken selbst zum Gegenstand des Denkens gemacht en, soweit dies durch die Sprache und ihre Form möglich ist. bst die Mathematik steht als Bildungsmittel in dieser Beziehung it zurück.“ Dieses Lob ist zu stark, wirkt aber herztärend einer Zeit, wo man aufhört zwischen öder Pedanterei und em scharfen Betreiben der Grammatik einen Unterschied zu chen. Dafs der richtig betriebene grammatische Unterricht e Marter ist, leugne ich: im Gegenteil fühlt sich der Schüler ger und klarer dabei werden; dies aber ist das wahrhaft Genufsch- che aller geistigen Thätigkeit.

So hoch aber auch dieser formale Gewinn, allem zum Trotz, s über die formale Bildung von praktischen Leuten gespottet rden ist, angeschlagen werden mufs, so ist es doch eine berechnete rderung, dafs das Gymnasium zum Lohn für so grofse An- engungen auch einen nicht zu leicht verwehbaren und, wenn ht direkt, so doch indirekt fruchtbaren Gedankenvorrat seinen hülern mitgebe. Wenn diese segensreiche Wirkung häufig ver- fst wird, so hat man den einen Grund davon allerdings in der en beleuchteten Ungunst unserer Zeit zu suchen, welche teils n einzelnen in seiner Stellung eine so schwere Arbeitslast auf- egt, dafs ihm zur Pflege der in der Jugend gelegten Bildungskeime ne Zeit und Sammlung übrig bleibt, teils auch durch den bunten ichtum ihrer Geistesschätze fortwährend zu Neuem lockt und eine wahrhaft fördernde, beseligende und belebende Vertiefung das schon Erworbene immer seltener werden läfst. Wie wenige men sich rühmen mit diesem oder jenem Buche eine wirkliche undschaft geschlossen zu haben! Und doch sind dies die edelsten undschaften, wie sie auch in hervorragendem Grade die Kraft itzen das Leben lebenswert zu machen! Mehr noch als damals heute Goethes Spott berechtigt: „Zwar sind sie an das Beste

nicht gewöhnt, allein sie haben schrecklich viel gelesen.“ Beson-
glücklich charakterisiert Seneca diese Gefahr: „Nusquam est,
ubique est. Vitam in peregrinatione exigentibus hoc eventus
multa hospitia habeant, nullas amicitias. Idem accidat necessi-
his, qui nullius se ingenio familiariter applicant, sed omnia cui
et properantes transmittunt“.

Aber aus diesen Gründen allein erklärt es sich doch nicht,
dafs gebildete Männer von heute so selten Erinnerungen an
Altertum in sich aufsteigen fühlen und deshalb leicht auch in
schmähenden Reden mit einstimmen, die in allen Blättern
Blättchen jetzt gegen das Gymnasium geschleudert werden.
einer eigentlichen Herrschaft über die alten Sprachen, und
es auch nur für die Zwecke der Lektüre, glaubt man heute
auch andere Objekte als Hauptobjekte betrachtet werden so
dem Schüler nicht mehr verhelfen zu können. Dafür läßt
sich auf genauere Sacherklärungen ein. Früher, als wenig-
aus der römischen Litteratur der Schüler ein größeres S
bewältigte, konnten die Schriftsteller mehr durch ihren eig-
Geist wirken, als dies bei der heutigen Beschränkung der Les-
möglich ist. Dieser große Mangel kann nur durch ein k
Erfassen der bei der Erklärung zu verfolgenden Ziele ausgegli-
werden. Ich behaupte nämlich, dafs man heute an den Gvi-
sien im allgemeinen, beeinflusst durch den politisch-historis-
Geist der Zeit und durch die Vorliebe, mit welcher auf
Universitäten, dem antiphilosophischen Zuge der heutigen Wis-
schaft gemäß, der Körper des Altertums behandelt wird, gar
das Wesentliche und eigentlich Bildende bei der Erklärung
alten Schriftsteller in den Vordergrund des Interesses stellt.
behandelt die Geschichte des Altertums, namentlich die Kr-
geschichte, viel zu ausführlich, und nicht blofs in den Geschi-
stunden. Nur was öffentlich ist und einem Ereignis ähnlich
imponiert unserer Zeit: wenig geschärft ist heute unser Blick
dem individuellen Leben das ewig Bedeutungsvolle zu erken-
Man war früher weniger darauf aus, die zahllosen Kriege, we-
sich auf dem Boden des Altertums abgewickelt haben, mit
ihren, im höheren Sinne durchaus gleichgültigen Wandlu-
kennen zu lernen und mitzuteilen, als sich in hervorrag-
Charaktere zu vertiefen, in denen sich das Wollen und De-
der Alten ganz besonders glücklich verkörpert zu haben so-
So drang man wirklich in die Seele des Altertums ein, wäb
die heutige Behandlung es sich mehr angelegen sein läßt, an
Oberfläche jedes Körnchen gewissenhaft abzusuchen. Welche
beiden Behandlungsweisen einen größeren pädagogischen
hat, kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Die heutige
würde, trotzdem sie die äußere Erscheinung des Altertums
einer greifbaren Klarheit herausgearbeitet hat, dennoch schw-
eine wirkliche Begeisterung entzündet haben; der früheren

elche allerdings durch moderne Lichtstrahlen in ihrer Wirkung einiger gehemmt wurde, gelang es doch wirklich ohne alle Überstreuung, etwas von der Seele des Altertums blofszulegen und durch Liebe und Enthusiasmus zu entzünden. Charakteristisch in dieser Hinsicht die Äußerung des ganz antik gesinnten Montaigne, auf das Jahr der Zerstörung Karthagos käme nichts, aber die Charaktere Hannibals und Scipios seien einzuprägen.

Gegensatz dazu scheint die heutige Schwärmerei für quellenhaft glaubigte und der Zeit nach gesichtete Thatsachen alle psychischen und ethischen Erörterungen als schöngeistigen Quark zu rachten, der nur in höheren Töchterschulen an seiner Stelle. Wie könnte man Plutarch sonst so misfachten, ihn, den Freund der Jugend nicht blofs, sondern auch der besten Geister herer Zeiten, ihn, an den sich auch Schillers edle Jugendgeister entzündet und genährt hat? Wie könnte man auch einen Schriftsteller wie den Quintus Curtius, der viel Anklänge an die besten Eigenschaften besitzt und diese Eigenschaften gerade bis zur höchsten Stufe entwickelt zeigt, wo sie die Phantasie und den Geist der Jugend sympathisch berühren, dem Cäsar opfern, welcher in der engeren Beziehung von unschätzbarem Werte ist, dessen politische und militärische Nüchternheit aber wie etwas ganz Fremdes an dem Geiste der Jugend herantritt? Nach den in Programmen veröffentlichten Aufsatzthemen zu urteilen, läßt man sich bei

Erklärung Ciceros von dem gleichen Grundsätze leiten, als wenn man die gemeinsamen Bemühungen gewissermaßen eine aus dieser Quelle hergeleitete Geschichte eines kurzen Zeitraums

in allen einzelnen Ereignissen zu gewinnen, während man sich vielmehr das interpretierte Litteraturwerk als eine lebendige Poesie betrachten sollte, welcher mit Verständnis lauschend man das Wehen einer fremden, ganz anders als die unsrige, gekleideten Zeit vernehmen und so durch die Vergleichung mit der selbst sowie die Erscheinungen der Gegenwart tiefer erfassen können könnte.

In Übereinstimmung mit der herrschenden Tendenz des heutigen Unterrichts giebt man den Reden Ciceros vor seinen rhetorischen und philosophischen Schriften den Vorzug. Hochverehrte Männer, denen offenbar das Gedeihen der Gymnasien sehr am Herzen lag, haben ihre ganze Autorität aufgeboten, um die Aufmerksamkeit der Lehrenden nach dieser Seite hin zu lenken. Ich fürchte nicht einen zu starken Ausdruck zu gebrauchen, wenn ich behauptete, daß es der Weg des Todes ist, den das Gymnasium da einschlägt. Wie kühl redet Eckstein von Ciceros philosophischen Schriften, wie nachdrücklich empfiehlt er die Reden, welche für die Geschichte Roms oder für die Geschichte Ciceros von Bedeutung seien! Ausgeschlossen aber will er vom Gymnasium sehen (l. Unterricht S. 635) die Rede pro Archia poeta z. B. und die Rede pro Roscio Amerino, d. h. zwei Reden, welche vor allen andern

eindringlich zu dem Schüler reden. Was die letztere Rede auszeichnet und für das Studium unserer Jugend ganz besonders geeignet erscheinen läßt, ist die sittliche Wärme und Wahrheit, mit welcher Cicero seinen Klienten verteidigt. Kühn bleibt das Unterfangen des jungen Redners immerhin, wenn auch das Wagnis nach allseitiger Aufklärung der Verhältnisse heute etwas weniger groß erscheint als früher. „Der jugendliche Cicero“ sagt Halm (S. 13) „erscheint in ihr noch ganz im Gewande der Unschuld; die tiefe Überzeugung von der Gerechtigkeit seiner Sache hebt und belebt seinen Ausdruck.“ Cicero selbst, auf der Höhe der Technik angelangt, urteilte etwas kühl über diese glänzende Erstlingsrede. Wirklich geschmacklose Überladungen aber sind nur wenige darin, und die starke Anspannung des Ausdrucks entspricht recht gut der Größe des Gegenstandes. Eckstein will sie aber von der Schule ausschließen, weil es eine rein privatrechtliche Rede sei, d. h. weil sich nichts Erkleckliches aus dieser Quelle gewinnen läßt, um die an Bildungselementen so arme und dem jugendlichen Sinne so wenig sympathische politische Geschichte dieser paar Jahre kennen zu lernen. Stellt andererseits die berühmte Sestiana, von der Nägelsbach (Gymnasialpädagogik, S. 123) im Tone höchster Feierlichkeit redet, stellt dann die nicht minder warm empfohlene Rede pro Murena, von der Hirschfelder (Zschr. f. G.-W. 1873 S. 251) sagt, sie verdiene in Prima mehr gelesen zu werden als alle philosophischen Schriften, Verhältnisse dar, welche würdig sind, mit Aufbietung der Hauptkraft eines ganzen Semesters dem Schüler in voller Tagesklarheit gezeigt zu werden? Ich bestreite überhaupt, daß Ciceros Reden recht lebendige Zeitgemälde sind: statt Portraits bieten sie Karikaturen, statt treuer Schilderungen von Zuständen effektvolle und auf bestimmte Absichten berechnete Darstellungen. Die Rede pro Archia poeta andererseits ist für die Geschichte Roms allerdings von geringer Bedeutung und so gut wie bedeutungslos für die Geschichte Ciceros; aber dennoch halte ich sie für die Schulrede *καὶ ἔσοζον*. Aus beredtem und berufenem Munde tönt hier dem Schüler das Lob der humanen Bildung, zu welcher ihm der Verkehr mit den Geisteswerken des Altertums verhelfen soll. Ist das alles auch extra causam, so handelt es sich doch dabei um einen großen, ewig interessanten Gegenstand. Wie schön und wahr ist ferner der Enthusiasmus, mit welchem hier von den Wissenschaften, von der Poesie, von dem Ruhme geredet wird? Dem Manne, der auf der Höhe der modernen Bildung steht, genügt vielleicht diese Behandlung der geistigen Interessen und des Ruhmes nicht: für den Jungling kann man sich nichts Anregenderes und Stärkenderes denken als eine so warme, stolz steigende, überall vom festen Glauben an die Macht des Guten und Schönen durchwehte Darstellung in einer so fein und dem römischen Geiste durchaus gemäß gestalteten Sprache. Bedeutungslos ferner mag diese Rede

in für die äussere Geschichte Ciceros: sie ist aber durchaus nicht bedeutungslos für die Erkenntnis seines innern Lebens. Verlohnt sich denn nicht, das der Schüler erfahre, was Cicero unter *missio humanissima et liberalissima* versteht? wie er über das Verhältnis von *natura* und *doctrina* dachte? welches in seinen Augen das Ideal menschlicher Entwicklung war? (*illud nescio quid aclarum ac singulare*) welche Bedeutung er der Poesie beilegte für die menschliche Bildung im allgemeinen und für die Ausbildung des Redners im besonderen? Und verlohnt es sich nicht, über die Verherrlichung des Ruhmes nachzudenken? Hängt diese auch nicht mit den grossen Ereignissen aus Ciceros Leben zusammen, so wirft sie doch ein helles und freundliches Licht auf die treibenden Hauptkräfte von Ciceros Seele. Er bezeichnet die Liebe zum Ruhm als *nimis acer fortasse, verum tamen honestus*. Die Liebe zum Ruhm galt ihm als der reinste Antrieb zur Tugend, und er konnte sich keinen sittlichen Adel ohne jene Liebe denken. *Trahimur omnes studio laudis et optimus quisque maxime gloria ducitur*. Unter dem Einflusse des Christentums hat sich allerdings ein höheres transcendentes Ideal der Sittlichkeit gebildet, von welchem sich bei den alten Philosophen nur Andeutungen finden. Hier bei Cicero aber haben wir die natürliche, naive, menschliche Anschauung des in seiner Strebefreude und Erfolgssicherheit noch nicht geknickten Altertums, welche doch heute die natürliche Denkweise der Jugend ist.

Unser unspekulatives Zeitalter hat die unverkennbare Neigung, auch am Altertum als *ἀδιάφορον* zu betrachten, was nicht ergebnisartig ist. Eine politische Rede, und beträfe sie einen innerlich noch so unbedeutenden Vorgang, einen nichtssagenden Gesetzesvorschlag, wird heute höher gestellt als ein Buch, das über die Pflichten oder über das höchste Gut oder über die Freundschaft oder über die Gerechtigkeit oder über die Verachtung des Todes handelt. Daher kommt es, das Ciceros Reden zu viel und seine philosophischen Schriften zu wenig gelesen werden. Wie wohl redet Eckstein (a. a. O. S. 641) selbst vom Cato maior und vom Laelius! Und doch sind dies zwei Schriften, welche in ihrem ganz hervorragenden Grade den geistigen Bedürfnissen der reiferen Jugend entsprechen! Eigentlich müßte es Eulen nach Athen tragen heissen, etwas zum Lobe dieser Bücher zu sagen! Ist doch gewiss ein Gewinn, wenn dem Schüler im Cato maior das Ideal des römischen Mannes und Greises im verklärenden Lichte der griechischen Humanität gezeigt wird, wenn man mit ihm die einzelnen Sätze dieser Weisheit zu einer einheitlichen Lebensauffassung sammelt. Aus Catos Munde redet allerdings Ciceros Bildung zu uns, so jedoch, das man in dieser Auffassung das Lebens und des Alters die reife Frucht von Catos Individualität zu erkennen glaubt. Natürlich muß diese Schrift für die erste Stufe aufbewahrt bleiben. Man verliert allen Respekt vor

pädagogischen Autoritäten, wenn man von Eckstein hört, da „Büchelchen“ könne schon in Obertertia gelesen werden.

In höherem Grade noch als wegen der Form verdient auch der Laelius wegen des Inhaltes mit den Primanern gelesen zu werden. Weder die Gespräche über die Freundschaft im zweiten Buche von Xenophons Memorabilien, noch auch Platons Lysis noch auch die beiden herrlichen Bücher der Nikomachische Ethik, das achte und neunte, könnten dem Schüler so reich Anregung und Belehrung gewähren als diese Schrift. Was der Cator maior und Laelius noch einigermaßen vor der Verachtung geschützt hat, ist dies, daß hier die moralphilosophische Betrachtung mit der Geschichte amalgamiert ist.

Viel leichter noch entschließt man sich, auf die Bücher de officiis, de natura deorum, auf die Tuscul. disp. zu verzichten. In dem Maße aber, als diese philosophiefeindliche Stimmung in sich greift, mehrt sich für das Gymnasium die Gefahr seine Feinde zu unterliegen. Denn das ewig Bedeutsame am Altertum ist nicht seine politische Geschichte, sondern die Lebensauffassung der Alten, ihr Humanitäts- und Kunstideal. Wenn das Gymnasium also mit Vernachlässigung der rhetorischen und philosophischen Schriften fast nur die politischen Reden Ciceros liest, wo diese doch Positives und Substantielles bieten, während in jene doch alles auf ein müßiges und dem Schüler nicht einmal recht verständliches Gerede hinauslaufe, dann durchschneidet es offenbar die Wurzeln seiner Kraft.

Wenn wir inmitten einer so selbständigen und reichen Kultur auch heute noch für diejenigen, welche kräftig genug organisiert sind, mit Zurückdrängung näherer Interessen ein so langes Verweilen in einer fernen, verschwundenen Welt für wünschenswert halten, so müssen wir auch einen durchaus würdigen Preis dafür aussetzen können. Die Herrschaft über die alten Sprachen hat längst aufgehört, höchstes Bildungsziel zu sein. Dafür hat man mit glänzendem Scharfsinn nachgewiesen, daß das Sprachstudium als solches das menschlichste Studium ist, daß es richtig betrieben das menschliche Bewußtsein erhalten, veredeln, erweitern müsse wie kein anderes. Man hat ferner oft gezeigt, daß dieser segensreiche Einfluß auf unser gesamtes Seelenleben in sehr viel höherem Grade aus dem Studium der alten Sprachen gewonnen werden könne, und daß im Vergleich zu den heilsamen Erschütterungen, die wir beim Erlernen des Griechischen und Lateinischen erleiden, ein Bad in den Wogen einer mit unserer ganzen Anschauungs- und Denkweise stets sehr übereinstimmenden modernen Sprache von ziemlich indifferenten Wirkung ist. Als schönste und bester Gewinn jedoch muß sich aus dieser Beschäftigung mit den klassischen Sprachen und Litteraturen die Klärung des modernen Bewußtseins und ein historisch-philosophisches Verständnis der modern-menschlichen Eigentümlichkeit ergeben. Natürli

ann das Gymnasium seinen Zöglingen bis zum Abgange nur die Anlage zu seiner solchen Betrachtungsweise einbilden. In diesem Sinne sich und seine Zeit verstehen lernen, ist nicht blofs die höchste Bildungsaufgabe in der Jugend, sondern während des ganzen Lebens strebt die fortdauernde stille Selbstbeobachtung und Beobachtung anderer diesem Ziele zu. Ohne Zweifel ist freilich der Reichtum der modernen Litteraturen gröfser, und die Fülle der Anregungen, die von dieser Seite her gewonnen werden können, geradezu unermesslich. Man wird auch nicht behaupten können, dafs die grofsen Denker und Dichter der modernen Völker in Konventionellen befangen gewesen seien und, durch den Nebel von Vorurteilen etwa verhindert, die Natur nicht von Angesicht zu Angesicht geschaut haben. Gestehen wir, dafs die Führer der modernen Kultur nicht blofs reich sind, sondern auch wahr und tief. An Anschaulichkeit, gereifter Klarheit, typischer Bestimmtheit und zum Erfassen einladender Einfachheit jedoch stehen sie gegen die Griechen und Römer zurück. In dem Altertum soll der höher strebende Schüler also die Urformen menschlichen Wollens und Leibesstrebens kennen lernen und so der bunten Mannigfaltigkeit des Lebens an reinen Ausprägungen armen modernen Lebens gegenüber einen festen Standpunkt gewinnen. Wir betrachten das klassische Altertum als das am glücklichsten bezeichnende Stück menschlicher Vergangenheit, mit welchem in Verbindung zu bleiben nicht etwa blofs eine Ehrenschild ist, sondern auch das beste Mittel gegen das Altern und Konventionellwerden der modernen Kultur. Wie der Mann seine verwickelte und vornehm verhüllte Natur aus den einfachen Regungen der Kinderseele kennen lernt, so erkennt auch der moderne Mensch die einfachen Grundmotive des menschlichen Wollens überhaupt am besten aus dem klassischen Altertum, welches die Klarheit des Kindes mit harmonischer Tiefe verbindet. Zwar fahren auch unsere Dichter und Philologen fort, jene *ἀνθρωπότης* zu offenbaren und täuschende Umhüllungen zu zerreißen, aber sie schaffen in einer alt gewordenen Sprache, mit alternden Denkformen, und was sie sagen, ladet sie eher zum flüchtigen Hinnehmen ein, während selbst die klarsten und einfachsten Gedanken, die in lateinische oder griechische Form einkleidet sind, nie ohne eine gewaltige, rekonstruierende Selbsttätigkeit erfaßt werden können.

Damit der Segen der klassischen Bildung aber zur Wirklichkeit werde, in denen wenigstens, deren Natur sich jenem Ziele einer vollen und wahren Menschenbildung entgegensehnt, mufs das Gymnasium es stets bei der Interpretation als die oberste Aufgabe betrachten, die kulturhistorische Seite sowie das ethisch und psychologisch Bedeutungsvolle hervorzukehren. Die kriegsgeschichtlichen Einzelheiten von Cäsars gallischem Feldzuge sowie seines Entscheidungskampfes mit Pompejus selbst könnte man dem Schüler ersparen, jedenfalls wäre es ein viel zu ärmliches Ziel,

wenn Derartiges als sachlicher Gewinn der lateinischen Stunden während eines ganzen Semesters erstrebt würde. Aber man folge den Aufforderungen der Lektüre, um den damaligen Zustand Roms verstehen zu lehren; man arbeite auch Charaktere, die für die damalige Gesellschaft oder für das Altertum selbst bedeutsam sind, zu der Klarheit und Wahrheit heraus, welche von den Zeichnungen des dramatischen Dichters verlangt wird. Auch aus Ciceros Leben würde ich nicht zu viel gleichgültiges Detail geben der bloßen äußern Vollständigkeit halber: nur durch Erweckung eines ethischen Interesses können Thatsachen im Gedächtnis festgeankert und für die Unterrichtszwecke fruchtbar gemacht werden. Der Universitätslehrer darf es sich gestatten, die äußere Geschichte einer kleinen Sparte Zeit, selbst wenn sie ohne alle menschliche Bedeutsamkeit ist, mit unbegrenzter Ausführlichkeit zu behandeln, und der gelehrte Wettstreit wird so oft Lieblingsprobleme an Stellen entstehen lassen, welche ohne Schaden für unser Verständnis der alten Kultur ruhig in der Nacht der Vergessenheit liegen bleiben könnten. Die Schule aber darf solche Schwankungen des Studienbetriebs auf den Universitäten nicht mitmachen: was sie in ihren Methoden und Zielen bestimmt, ist etwas stets Gleichbleibendes: die entwicklungsbedürftige und auch entwicklungssehnliche Knaben- und Jünglingsnatur. Jetzt, wo das klassische Unterrichtsideal von allen Seiten angefeindet wird, wo man vor der bloßen Tradition keinen Respekt mehr hat, jetzt, sage ich, gilt es, den innersten und anregungskräftigsten Geist des Altertums hervorzukehren. So behandelt wird es auch heute noch mit siegreichem Glanze die Bildungskräfte des Realismus überstrahlen. Zwar ist es überhaupt verkehrt, von dem Kampfe des Humanismus und Realismus auf dem Boden des Unterrichtswesens zu reden. Ein Reales, von so durchschlagender Bedeutung auch die Kenntnis desselben für das materielle Gedeihen des Staates sein mag, ist doch für Schulen, die nicht Fachschulen sein wollen, als Unterrichtsobjekt nicht brauchbar, wenn es entweder an sich zu geringe Kraft besitzt, die echt menschliche Anlage in dem Lernenden zu zeitigen, oder auch wenn seine menschenbildende Kraft nur auf Umwegen und durch eine schwer zu handhabende Methode in Wirksamkeit gesetzt werden kann. Jedenfalls wird also der Humanismus der eigentliche Genius der Schule bleiben, und nur diese Frage hat einen Sinn, ob man mit schwerer Mühe und großem Zeitaufwande die für ein tieferes Erfassen ihrer Zeit und des Lebens überhaupt Befähigten zu diesem Ziele auch ferner durch den Umweg der alten Sprachen und der alten Kultur führen soll, oder ob die modernen Sprachen und die moderne Kultur, deren Aneignung leichter ist und außerdem praktische Nebenvorteile gewährt, jetzt die Führerschaft auf dem vielbetretenen Bildungswege übernehmen können.

Man darf gewiß zugeben, daß das Gymnasium sich in die

tolle, welche ihm inmitten einer gereiften modernen Kultur zugefallen ist, noch nicht gefunden hat. Die bloße Aufnahme moderner Sprachen und der Naturwissenschaften sowie die Verstärkung des mathematischen Unterrichtes genügte noch nicht, um dem modernen Geiste sein Recht zu teil werden zu lassen: der lateinische und griechische Unterricht selbst mußten eine Umgestaltung erfahren. Man hat damit begonnen, indem man mit einer weniger reichen erfahrungsmäßigen Kenntnis der lateinischen Sprache sich begnügte, um den disziplinierenden Geist dieser strengen Sprache dafür lieber walten zu lassen, wozu nicht, wie früher, unablässige Übungen nötig sind. Von Seiten der Wahl und der Behandlung der Lektüre bleibt aber noch viel zu tun übrig. Wir dürfen nicht damit zufrieden sein, unseren Schülern bei der Interpretation eines Autors ein kleines Stück von der ausgedehnten Erscheinungsfläche des griechischen und römischen Altertums zu beleuchten. Das wäre wirklich kein Ziel, eines so langen und angestregten Ringens würdig. Und wenn das so zu gewinnende historische Wissen noch vollständig wäre! Mit dem Geiste des Altertums soll der Schüler vielmehr Fühlung gewinnen! Im Anschauen der relativ einfachen und reinen Kultur des Altertums soll er sich fähig machen, die verwickelte moderne Kultur zu verstehen. Denn nur einer oberflächlichen Betrachtung ergibt sich diese leichter; beim Nähertreten verwirrt sie durch ihren Mangel an Naivetät und einheitlicher Färbung. Was uns täglich umgiebt, wird uns durch die Gewohnheit schnell vertraut. Aber haben wir es darum auch verstanden? Es ist viel schwerer, sich der leitenden Ideen der Neuzeit zu bemächtigen und ihre Verzerrungen von ihren edlen und triebkräftigen Elementen zu sondern. Wie viel durchsichtiger sind die litterarischen, gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse der Alten, wie viel durchsichtiger ist vor allem ihre ganze Denk- und Empfindungsweise selbst! Überall Einfachheit, Natur und Wahrheit, überall auch die Klarheit der Quelle! Das entsprechende Moderne zeigt andererseits stets den reichen Wogenschwall des erstarkten Stromes, aber auch die eigentümlich temperierte und unbestimmte Färbung des Stromes, der sich aus zahllosen, nur selten völlig daran Zuflüssen genährt hat. Es handelt sich also bei der Beschäftigung mit dem Altertum heute um nichts Geringeres, als eine tiefere Lebensauffassung in unseren Zöglingen vorzubereiten, sie die Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst, der Litteratur, die die gesellschaftlichen Zustände und die Formen des Staates in ihrer eigentlichen Wesenheit erfassen zu lehren, vor allem auch ihnen die Urelemente ihres eigenen Wollens in dem verdeutlichenden Spiegel einer einfachen und doch der Hauptsache nach vollständigen und reifen Kultur, die fast noch durch keine konventionelle Zuthaten getrübt ist, zu zeigen. Zum Glück ist es dazu nicht nötig, mit dem Schüler die ganze alte Litteratur zu

durchstürmen. Lebt die Seele des Altertums ja doch in jedem einzelnen, gut ausgewählten Litteraturwerke, spricht doch schon aus den Bezeichnungen der Sprache und aus den Wortverbindungen die Auffassung und das Wollen der Alten zu uns! Wie kann man also behaupten, dafs das Gymnasium sein Ziel nicht von fern erreiche, weil nach so langer Beschäftigung mit den alten Sprachen die Schüler ja doch nicht griechische und römische Schriftsteller wie ein modernes Buch mühelos lesen könnten, und weil infolge so geringer Fertigkeit von ihnen später, nachdem ihr Leben eine andere Richtung genommen, kein griechisches oder lateinisches Buch weiter gelesen würde? Darauf ist eben dies zu antworten: Das Altertum ist ihnen eingepflanzt worden und zwar nicht als eine zerstörende und dem modernen Leben entfremdende, sondern als eine nebelverscheuchende Kraft, die es ihnen leichter macht, sich in dem reichen, aber verwirrenden Bilde der modernen Kultur zurecht zu finden. In so viel lateinischen und griechischen Stunden kann, selbst an dem einfachsten Gedankenstoffe, für das Aufhellen echt menschlicher Denk- und Empfindungsweise sehr viel geschehen, wobei auch dieses ein grofser Vorteil der alten Sprachen ist, dafs sie auf den überhaupt Verständnissfähigen im Notfalle durch sich, selbst bei mattem und ungeschicktem Unterrichte eine ziemlich bedeutende Wirkung ausüben. Positive Hindernisse legen der Wirkung des Altertums nur jene energischen Pedanten entgegen, welche mit Eifer allerhand dargebotenen Kram unter fortwährendem Drohen mit dem Gespenst des Examens einfordern, ohne dem sehnsüchtigen, unbewussten Verlangen des Knaben und Jünglings, in sich ein klares Bild vom Leben zu schaffen, durch die Behandlung ihres Gegenstandes je irgend welche Nahrung zu bieten. Das sind die schlimmsten Lehrer, wiewohl sie oft für die tüchtigsten gehalten werden.

Berlin.

O. Weiffenfels.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Franz Anton Specht, Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Eine von der historischen Kommission bei der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift. Stuttgart, J. G. Cotta, 1885. XII u. 114 S. 8 M.

Im April 1879 stellte die historische Kommission bei der bayerischen Akademie der Wissenschaften die Preisaufgabe „Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts“, sie verlangte „quellenmäßige und kritische Forschung, sowie eine anschauliche, auch für einen weiteren gebildeten Leserkreis anziehende Darstellung“ und setzte den 1. April 1883 als Termin für die Ablieferung der Arbeiten fest. Als Sieger ging Herr Dr. Franz Anton Specht, katholischer Religionslehrer am Königl. Realgymnasium in München, mit dem hierher Besprechung vorliegenden Werk aus der Preisbewerbung hervor.

Es ist gewiss ein erfreuliches Zeichen, daß die historische Kommission sich veranlaßt gesehen hat, eine solche Aufgabe zu stellen, denn es beweist dies, welchen Wert man in den leitenden Kreisen unserer Geschichtswissenschaft dem Schulwesen als Faktor des allgemeinen nationalen Entwicklungsganges beimißt. Nicht jedoch nur dem geschichtswissenschaftlichen Interesse ist die Stellung der Aufgabe Rechnung getragen worden, sondern zugleich dem praktischen an dem Wohlergehen unserer heutigen Schule. Nur aus der Verfolgung ihres Lebens und Wachstums bis zu den ersten Ursprüngen zurück läßt sich das ihr innewohnende Entwicklungsgesetz erschließen und damit sagen, was ihr frommt.

Die historische Kommission hat das Glück gehabt für die Ausführung ihres Gedankens den rechten Mann gefunden zu haben, dem sie ihm den Preis zuerkannt hat, bedarf es keines längeren Beweises dafür, daß der Verf. den im Ausschreiben an die Arbeit gestellten Ansprüchen völlig genüge geleistet. Von dem reichen Quellenmaterial, das er herangezogen, giebt er in den An-

merkungen fortlaufende Belege, jeder Satz des Textes stellt sie als eine wohlverstandene Thatsache dar; allgemeinere Zusammenfassungen und Charakteristiken werden verschmäht, das Urtheil des Verfs tritt darum aber doch bestimmt erkennbar hervor, meist in einem einzelnen bezeichnenden Beiwort oder irgend einer kurzen wohlverständlichen Wendung. Mehrfach gewinnt die Darstellungsweise sogar einen Anflug von einem ganz ungezwungenen Humor, der beste Beweis, wie frei der Verf. über den von ihm behandelten Dingen steht: er hält sich streng sachlich, aber der Stoff lastet nicht auf ihm und uns, er bekundet seine eigene Denkweise, aber er hält sich in wissenschaftlicher Freiheit über allem, was Partei heißt. Die freie Sicherheit, mit welcher der Verf. in seinem Bereiche schaltet, findet ihren Ausdruck auch in der Art der Auswahl aus der Stofffülle: von dem, was er giebt, möchte man nicht viel entbehren, und wiederum rundet sich alles zu einem anschaulichen Ganzen für die Vorstellung. Dem alles entspricht die anspruchslose, natürlich gefällige Form, in welcher die Sprache sich durchweg bewegt.

Eine Übersicht über die Entwicklung des Unterrichtswesen vom Beginn des Frankenreichs bis zu den Tagen Ludwigs des Frommen macht den Anfang, darauf folgt als mittlerer Haupttheil des Werkes eine systematisch geordnete Vergegenwärtigung der gesamten inneren und äußeren Schulverfassung Deutschlands während der Zeit, da das Mönchtum das Unterrichtswesen beherrschte, also bis in die Mitte des Zeitalters der Kreuzzüge hinein, und hieran reiht sich zum Schluß eine Übersicht über die Geschichte der hervorragenderen einzelnen Schulanstalten während dieses Zeitraums.

Ihre Signatur erhält die ganze mönchische Bildungsepoche durch den ungelösten Zwiespalt zwischen dem Bildungsideal und den Bildungsmitteln.

Jenes besteht in der Einführung in den Lehrgehalt der christlichen Kirche, diese beruhen auf den Schriftwerken der Heidentums. Indem nun in der mönchischen Auffassung der Geist des heidnischen Altertums als ein böser Feind des Christentums verabscheut wurde, mied man ängstlich jedes Eindringen in den inneren Sinn der alten Schriftsteller; da jedoch andererseits die Schriftwerke der christlichen Kirche nun einmal in der Sprache Roms vorlagen und die ganze Sprache der Kirche die lateinische war, so konnte man doch wiederum die alten römischen Heiden als Muster für sprachliche Schulung nicht entbehren. So schwankt man zwischen Zuneigung und Abneigung, zwischen Liebe und Haß den Alten gegenüber hin und her. Man pries Cicero als „*rex eloquentiae latinae*“ und feierte Vergils Kunst „*Omnibus excellens docuit nos Musa Maronis*“, aber man eiferte auch wieder gegen Cicero und Vergil und die anderen Heiden und suchte sie auf den Schulen durch christliche Schulbücher zu ver-

ängen, Vergil durch den „*disertissimus atque christianissimus*“udentius, die äsopischen Fabeln des Avian und Catos Sittenrücke durch einen vorzüglich geistlichen Schriften entlehnten id zu dem Zweck hergestellten „*Liber proverbiorum*“. Der Gegensatz erscheint in seiner schärferen Ausprägung zwischen den den, den Schulen, den einzelnen Männern, ja innerhalb des Lebens der Einzelnen. Strenger abwehrend als die alten Benektiner und namentlich als die Angelsachsen verhalten sich die uniacenser, freier gesinnt ist Tegernsee, abweisender zur Zeit thloh's St. Emmeran zu Regensburg, während dem zuletzt Genannten in dem aus St. Emmeran hervorgegangenen Abt Wilhelm on Hirschau ein dem Studium der Alten freundlich gesinnter eutsamer Gegner erstand; ja Othloh selbst und ebenso der robst Arnold von St. Emmeran waren einst in ihren jüngeren agen ebenfalls eifrige Freunde Latiums gewesen, bis sie später en „Unterschied zwischen Licht und Finsternis, zwischen Gott ad Belial“ erkannten und nun die „Fallstricke des Teufels“ meidend nur noch heilige Schriften lasen.

In folgenreichster Weise tritt der nämliche Gegensatz in den ildungsfragen zwischen Karl dem Großen und seinem Sohne udwig dem Frommen ans Licht.

Das Gleichgewicht in der Wirksamkeit der das öffentliche eben gestaltenden Kräfte, welches, wie überall, so auch der eriode Karls des Großen den Charakter der Größe und Vollommenheit verleiht, spiegelt sich auch in der Gestaltung des ildungswesens unter der Fürsorge dieses großen Herrschers eutlich wieder. Nirgends wieder, weder vorher noch nachher im ittelalter, sind die Gegensätze des Antiken und des Christlichen, er Katholizität und der Nationalität, des Geistlichen und des Weltchen, des korporativen und des staatlichen Sinnes in dem Grade nander angenähert worden wie damals. Karls Liebe zu den eien Künsten trägt einen humanistischen Charakter, und doch ellt er die ganze weltliche Bildung in den Dienst der christlichen eligion. Kein einzelner anderer Mann hat mehr als Karl zur erstellung einer einheitlichen Geisteskultur, der römischen, unter en von ihm im erneuten imperium Romanum geeinten germaischen und romanischen Völkern gethan, und darum blieb er doch ut deutsch, trug sich nach der Weise der Väter und pflegte eutsches Volkstum in Sprache und Litteratur, aus innerem perönlichem Bedürfnis nicht minder als in kirchlich und politisch zieherischer Absicht. Wie sein ganzer innerer Reichsbau auf er engsten Verbindung der kirchlichen und politischen Gewalten ruhte, so erstrebte er auch eine gemeinsame gediegene Bildungsundlage für die Männer des Kirchen- und Staatsdienstes. Die om.-Stifts- und Klosterschulen sollten nicht exklusiv kirchliche äparandenanstalten, sondern gemeinsame geistige Pflegestätten r alle zu höheren Lebensstellungen, geistlichen und weltlichen,

bestimmten Knaben werden und demgemäß die Summe der damaligen humanen Bildung, das von den Alten überkommene Trivium und Quadrivium neben der kirchlichen Gelehrsamkeit aufs eifrigste pflegen. Die höhere Bildung und nicht die vornehmere Geburt bildete bei Karl die Maßgabe für Beförderungen. Auch in der Frauenwelt machte sich ein lebhafter Anteil an den Studien geltend, die gelehrten Freunde des Königs wirkten auf die Frauen des Hofes ein, die Töchter mancher vornehmen Familie wurden zu Hause von geistlichen Lehrern unterrichtet, die Schulen der Nonnen weitestgehend mit denen der Mönche. Als eine Art von Mittelschulen sind die „Pfarrschulen“ zu betrachten, zu deren Haltung jeder Pfarrer verpflichtet wurde, und die, zunächst bestimmt „Ministranten“ für das Pfarramt heranzubilden, nach Karls Verfügungen ebenfalls für jedermann zugänglich sein sollten. Endlich liefs es Karl sich eifrig angelegen sein, dafs niemand im Reiche alles und jedes Unterrichts bar bliebe, die Pfarrer wurden aufs strengste angewiesen, allen ihren Pfarrkindern, groß und klein, zum mindesten das athanasianische und das apostolische Glaubensbekenntnis sowie das Vaterunser einzuprägen, wobei die Verwendung von Übersetzungen in der Volkssprache gestattet wurde. Bildung galt Karl eben nicht als ein Privaterbeil einiger Bevorzugten, sondern als ein sittliches Gut, das zu verbreiten die religiöse und staatsmännische Pflicht gleichmäfsig gebieten.

Recht viel anders wurde vieles von dem seit Ludwig dem Frommen. Nachdem der gewaltige Geist erloschen, der die verschiedenartigen und mannigfach einander bestreitenden Kräfte in einem großen einheitlichen Organismus zusammengehalten, gewannen die zersetzenden Tendenzen die Oberhand, und was vordem in gemeinsamem Dienste sich ergänzte, schied sich feindlich von einander. Und dies geschah wie im staatlichen Leben im allgemeinen so auch im Unterrichtswesen. Die klassische Bildung wurde von oben her scheinbar angesehen, das Volkstümliche in Sprache und Litteratur verfiel in Mißachtung, die Schulen wurden zu Präparandenanstalten für den Kirchendienst herabgedrückt und verschlossen sich der Laienwelt, die Stifter wurden in der Hauptsache zu Versorgungsanstalten für den Adel. Nur unterbrochen und aufgehalten, aber nicht rückgängig gemacht wurde dieser Entwicklungsgang durch die bildungsfreundliche Herrschermacht der sächsischen Könige. In ängstlicher und spröder Wahrung der eigenen korporativen Interessen traf man unter Ludwig dem Frommen an den Kloster- und Domschulen die Einrichtung, die dem Kloster für ihre Lebenszeit übergebenen Knaben, die „oblati“, und die künftigen Domherren, die „*scholares canonici*“, in völlig abgesonderten „inneren Schulen“ ganz getrennt von denen zu unterrichten, welche zu Weltgeistlichen bestimmt waren, für die dann eine eigene „äufsere Schule“ begründet wurde. Darin blieb man jedoch der guten alten Sitte getreu, auch armen Knaben die Zulassung nicht zu

erwehren und ihnen aus den Mitteln der Klöster, z. T. aus den eigens dazu gestifteten Benefizien, Unterstützung zu gewähren.

Die Einprägung der Kirchenlehre und die Übung in den gottesdienstlichen Gebräuchen bildete überall die Hauptsache, die Beschäftigung mit den Fächern des Trivium und des Quadrivium, also mit Grammatik, Rhetorik, Dialektik einerseits, und mit Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik andererseits, richtete sich gemeinlich nach der Schätzung der Brauchbarkeit der einzelnen Gegenstände als Hilfsmittel für das Kirchliche, es sei denn, daß einmal ein oder der andere Lehrer sich zu diesem oder jenem Wissenszweige persönlich näher hingezogen fühlte und darin eine besondere Stärke besaß.

„Als die erste und vornehmste aller sieben freien Künste galt die Grammatik. Bei weitem die längste Zeit während des ganzen Schulunterrichts beschäftigte man sich mit der Erlernung derselben. Sie bildete die Grundlage aller übrigen Wissenschaften. Auf einem am Hofe Karls des Großen vielbewunderten Gemälde, das die sieben freien Künste verherrlichte, war die Grammatik als eine Königin dargestellt, mit der Krone auf dem Haupte, ruhend unter dem Baume der Erkenntnis. In der Rechten hielt sie ein Messer, um die Sprachfehler auszumerzen, und mit der Linken schwang sie die Geißel, das Sinnbild ihrer Herrschaft in der Schule.“ Sehr begreiflich erscheint diese ihre Herrscherstellung, da es für den künftigen Diener der römischen Kirche kein Wissen und Können gab ohne die Fähigkeit, das Latein richtig zu lesen, zu sprechen und zu schreiben. Und das bot die Grammatik, die man als die Kunst bezeichnete, „die Dichter zu erklären und richtig zu sprechen und zu schreiben.“ Die Dichter, unter ihnen besonders den Vergil, bevorzugte man vor den Prosaikern, um größere prosodische Festigkeit zu erreichen, durch das leichtere Auswendiglernen mehr Sprachstoff zu bieten, und aus Gefallen an der Zierlichkeit der Diktion. Ein gut angefertigtes „*dictamen metricum*“ galt als der Gipfel der Schülerleistungen und überragte die Hochschätzung eines „*dictamen prosaicum*“. Die peinvolle Vorstufe zu der überwiegend auch nur formalistischen Behandlung der Autoren bestand in der aller Sprachanleitung vorhergehenden mechanischen Einlernung des Psalters und der darauffolgenden wörtlichen Einprägung des Donat. Die Rute kam hierbei selten zur Ruhe: „Schüler sein“ und „unter der Rute stehen“ waren gleichwertige Ausdrücke. Auf eine vereinzelte rühmliche Ausnahme einer vorgeschritteneren pädagogischen Kunst, die des Schlagens entbehren konnte, treffen wir bei dem hochgebildeten Notker dem Stammler von St. Gallen. Über das von den Erfordernissen des Kirchendienstes vorgezeichnete praktische Bedürfnis ging man in der Beschäftigung mit den Sprachen wenig hinaus. Das Griechische bildete keinen Lehrplanmäßigen Gegenstand. Kenntnis darin war bei den Mönchen sehr selten und auch dann meist sehr dürftig.

St. Galler Mönche des zehnten Jahrhunderts, die etwas davon verstanden, zeichneten mit Stolz als „*Ellinici fratres*“. Noch viel weiter zurückgedrängt sah sich die Muttersprache. Gab man doch dem jüngeren Notker von St. Gallen, der Klassisches und Biblisches ins Deutsche übertrug, weil es „*aut vix aut non integre capienda forent in lingua non propria*“, deswegen den besonderen Beinamen „der Deutsche“. Wohl aber benutzte man gern, wie der „*Waltharius manu fortis*“ Ekkehard's I von St. Gallen und die von Bischof Pilgrim von Passau veranlafste lateinische Bearbeitung des Nibelungenliedes beweist, deutsche Dichtung als Stoff zu metrischen Exercitien im Latein.

Die Rhetorik, von den Alten ausgebildet vornehmlich zu den Zwecken der forensischen Beredsamkeit, fand als „die Kunst in öffentlichen Angelegenheiten schön zu reden“ im Stilleben der Mönchsschulen weniger Beachtung; unter ihrer Firma beschäftigte man sich hier dagegen mit dem Kanzleiwesen und dem kanonischen Rechte.

Eine gröfsere Aufmerksamkeit widmete man der Dialektik, der sprachlich verkörperten Logik, wozu der die theologische Streitfertigkeit herausfordernde Investiturstreit einen verstärkten Antrieb mit sich brachte.

Das Quadrivium fristete aufser der Musik meist nur ein bescheidenes Dasein neben dem Trivium. Gute Mathematiker und Astronomen gab es nur wenige. Die Arithmetik interessierte die meisten nur soweit, als der „*Computus*“, die kirchliche Zeitrechnung, in Betracht kam, oder behufs einer auf die Bibel angewandten Zahlenmystik. Vor Karl dem Grofsen feierte man sogar mangels richtiger Berechnung das Osterfest an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten. Etwas mehr Geschmack fand man häufiger an der den Sinn unmittelbarer anregenden Astronomie. Von der Geometrie blieb vieler Orten nur der Name übrig, unter dem man dann etwas Länder- und Völkerkunde zu treiben liebte. Die Musik dagegen wurde als ein Hauptbestandteil des Gottesdienstes mit vieler Hingebung gepflegt; in ihr allein glückte es auch den frühmittelalterlichen Gelehrten, durch die Aufstellung ihrer Notenschrift, über die Alten hinauszugelangen. Nicht minder unermüdlich war man in der Anhaltung der Knaben zum richtigen Singen, die Art jedoch, wie dies geschah, liefs auch bei diesem Unterricht viel Thränen fliefsen.

Das Formalistische und Mechanische des ganzen Unterrichtsbetriebes, welches den Geist der Jugend nicht zum Genufs seiner selbst gelangen liefs, dazu die geistige und leibliche Qual der die Nachtruhe wie die Tagesarbeit unterbrechenden Chorgebetlitanen von täglich vierstündiger Dauer, und endlich die starre Absperrung der Zöglinge von der Aussenwelt, wodurch Herz und Gemüt der Knaben so mancher erfrischenden und befreienden Einwirkung entbehren mußten: dies alles nötigte zu einem System des Rigo-

smus, um durch Härte der Zucht auszugleichen, was man der Natur vorenthielt. Unerbittlich und immer drohend wie das Verhängnis umlauernde der Aufseher, der „Circator“, mit seinem Tafelstock die Geängstigten, um die Schuldigen beim Vorsteher zur Strafe zu bringen; selbst die für Erholung und Kurzweil bestimmten Stunden und Tage machten hierin keine Ausnahme. Und diese waren karg genug zugemessen. Ferien gab es nicht, sondern nur Vakanztage. In je strengeren Zwang für gewöhnlich die Jugend eingeschmürt wurde, um so toller und ungeberdiger tobte sie sich natürlich da aus, wo es einmal die Gelegenheit gestattete. In Frankreich war hierfür, namentlich in späterer Zeit, das „Schulhofsspiel“, wobei die Rollen zwischen Lehrern und Schülern vertauscht wurden, ein Treiben, bei dem zuletzt solch grober Ungehorsam einrifs, dafs das Spiel von den Bischöfen gänzlich verboten werden mußte.

Dafs der ganze, durchaus nur für den Klerus eingerichtete, Unterricht eine Übung in der Weltentsagung und unterrichtliche Vorbereitung zum Kirchendienst abweckende Zuschnitt des mönchischen Schulwesens nicht dazu angethan war, den Adel zu bewegen, seine für das Lehrenhandwerk bestimmten Söhne diesen Lehranstalten anzuvertrauen, liegt auf der Hand. Schlimm genug nur, dafs nun, zumeist nur mit Ausnahme der mutmaßlichen Thronfolger, die große Masse des jungen Adels, in der Salier- und Staufenzzeit wenigstens, überhaupt ganz ohne Schulbildung aufwuchs und höchstens von den Vätern eine geringe Unterweisung in der Religion empfing. Zu dem damaligen geistigen und politischen Übergewicht des Klerus hat es notwendig viel beigetragen. Mit dem Klerus teilten sich nur die Frauen der höheren Stände in die wissenschaftliche Bildung. Die Töchter in den Nonnenklöstern oder daheim sorgfältig erziehen zu lassen blieb die Regel. Das erhöhte die Stellung der Frau, verfestigte aber auch wieder bei der klerikalen Richtung auch des weltlichen Bildungsgangs den Einfluß des Klerus auf das öffentliche und das Familienleben. Erst mit den Wirkungen der Kreuzzüge, durch welche der geistige Gesichtskreis der Männer sich erweiterte und Weltbildung und Weltlust von Frankreich her in die Heimat unserer Ritter und Frauen herüberkam, änderte sich dies ein wenig.

Im Zeitalter der Kreuzzüge überlebten sich die alten Dom- und Klosterschulen, um neuen Bildungen, den Stadtschulen und weltlichen herrlichen Unterrichtsanstalten Platz zu machen. Ihr bleibendes Verdienst darf man darin erblicken: sie pflanzten die Überlieferung der alten Bildung durch die früheren Jahrhunderte des Mittelalters hindurch fort und brachten sie in eine nähere Beziehung mit dem Christentum, sie wirkten, namentlich durch das Beispiel der Nonnenklöstern gegebene, fördernd auf die geistige Entwicklung der Frauenwelt ein, und sie bildeten die Durchgangsstufe, durch welche allein in den Zeiten der Feudalität es auch dem

Armen und Geringen ermöglicht wurde zu höheren Lebensstellungen emporzusteigen, indem er dem Dienst der Kirche sich widmete.

Die Ursachen des Verfalls der Dom- und Klosterschulen liegen teilweise schon hinter der Zeit der Kreuzzüge zurück. Schädlich erwies sich vielfach ihrem Bildungsbetrieb die Cluniacenserrichtung, nämlich da, wo deren Weltflucht als Weltfeindschaft auftrat, lähmend auf die Studien wirkte ferner der Investiturstreit, indem er den Besitz der Kirchenämter unsicher machte, inneren Zwist in die Stifter und Klöster und schweren und langen Bürgerkrieg herbeiführte. Die allgemeine Tüchtigkeit der meisten Schulen sank, nur einzelne Lehrer übten hier und dort noch etwas länger eine Anziehungskraft aus, ein Umstand, der ein unruhiges Hin- und Herziehen der Schüler von Schule zu Schule mitverschuldete. Stärker und stärker wurde aber außerdem währenddessen der Zudrang junger Deutscher zu den Schulen des Auslands und namentlich nach Paris. Und endlich, da die mönchischen Schulen nicht in der Verfassung gewesen waren unserem jungen Waffennadel etwas für ihn Taugliches zu bieten, so warf sich derselbe während des kameradschaftlichen Verkehrs auf den Kreuzfahrten geistig ganz den Franzosen in die Arme und brachte ein Bildungsideal heim, dessen Keime weiter treibend und sich auf andere Kreise ausbreitend dem alten mönchischen den Boden allmählich verkümmerten.

Der Übergang von der klerikalen zu einer freien weltlichen Bildung war für uns eine Notwendigkeit, daß er aber mit einer so gefährlich starken Hingebung an französische Art und Kunst einsetzte, war eine traurige Folge davon, daß wir damals keine staatliche Gewalt mehr im Reich hatten, welche in der Weise Karls des Großen für die Unterhaltung von Schulen Sorge getragen hatte, die nicht einseitig zur Auferziehung von Klerikern, sondern zu humaner und nationaler Ausbildung der gesamten Jugend des Vaterlandes, je nach den Bedürfnissen der einzelnen Volksschichten, befähigt gewesen wären. Was die geschwächte Reichsgewalt nicht mehr auszuführen vermochte, haben dann hernach die Stadtoberkeiten und die Landesgewalten mit steigendem Erfolge in die Hand genommen.

Ref. würde es gern gesehen haben, wenn auch der Verf., entsprechend der historischen Einführung im ersten Abschnitt seines Buches, in einem eigenen Abschnitte zum Schluß die soeben behandelten Fragen nach den Ursachen des Verfalls der Dom- und Klosterschulen im Zusammenhang erörtert hätte, während er so nur gelegentlich Streiflichter darauf fallen läßt. In den diesem Schlußteil vorangehenden Darlegungen hat sich Ref. bemüht das Wesentlichste aus dem reichen Inhalt des Werkes herauszuheben und im Anschluß an den Gang der großen Weltereignisse vorzuführen.

Wilhelm Fries, Lateinisches Übungsbuch für Tertia im Anschluß an Caesar bell. Gall. nebst Phrasensammlung und Memorierstoff. Erste Abteilung: Für Unter-Tertia. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1885. geb. 1,20 M.

Wer Fries' Ansichten über den lateinischen Elementar-Unterricht kennt, wird es mit Freuden begrüßt haben, daß ihm die Fortsetzung und Neubearbeitung der Übungsbücher von Busch übertragen worden ist. Denn von ihm konnte man am ersten erwarten, daß er den Hauptfehler jener sonst recht brauchbaren Bücher, die geringe Anzahl von zusammenhängenden Übungsstücken, vermeiden bzw. beseitigen würde. Und diese Hoffnung ist er in dem oben genannten Übungsbuche für Untertertia vollständig erfüllt, ja er ist vielleicht sogar dabei über das rechte Maß hinausgegangen. Er bietet nämlich nur zusammenhängende Stücke und verlangt, „daß das Übungsbuch erst dann zur Benutzung komme, wenn die Regeln möglichst an Beispielen der Lektüre selbst entwickelt und durch andere Beispiele mündlich befestigt und geübt sind“. Und dies Verfahren ist bei der Beschaffenheit des Buches allerdings notwendig. Denn wenn auch die grammatischen Regeln darin ziemlich oft zur Anwendung kommen, so genügen diese Fälle doch nicht, um die Regeln einzuüben, sondern der Lehrer ist gezwungen, die dazu nötigen Beispiele selbst zu bilden. Zweckmäßiger dürfte es gewesen sein, wenn bei den einzelnen Abschnitten den zusammenhängenden Stücken eine genügende Anzahl Einzelsätze vorausgeschickt worden wäre.

Dieser Mangel erscheint jedoch nur von untergeordneter Bedeutung. Für bedenklicher halten wir jedenfalls einen anderen Mangel. F. hat sich leider, der alten, schon öfter getadelten Praxis der Übungsbücher folgend, in der Reihenfolge der behandelten Regeln „im wesentlichen dem Gange der Grammatik angeschlossen“. Er beginnt mit Übungsstücken zur Kasuslehre und will dann die wichtigsten Regeln der Syntax des Verbs in der Reihenfolge, wie sie die Seyffertsche Grammatik bietet, geübt wissen. Uns scheint es zunächst richtiger, den in eine neue Klasse eintretenden Schülern möglichst frische Nahrung zu geben und dadurch ihren Lerntrieb zu reizen, statt ihnen eine während des letzten Schuljahrs oft durchgekaute Speise, mit nur wenigen frischen Brocken vermischt, vorzusetzen und dieselbe mindestens ein weiteres Vierteljahr lang verarbeiten zu lassen. Ferner halten wir es für ratsamer, die Reihenfolge des durchzunehmenden Stoffes nicht nach dem Gange der Grammatik, sondern einerseits nach der Wichtigkeit, welche die einzelnen Regeln für die Lektüre haben, und andererseits nach dem Grade ihrer Schwierigkeit zu bestimmen. Es dürfte darum am zweckmäßigsten sein mit den Konjunktionen dum (während), postquam, ubi (c. Ind. Pf.), ut, e, quin, quominus und der Lehre vom Acc. und Nom. c. inf. zu beginnen und die Repetition und Vervollständigung der Kasuslehre

nebenhergehen zu lassen. Die für den Schüler recht schwierigen Regeln über den unabhängigen Indikativ und Konjunktiv werden am besten für Obertertia verspart. Im übrigen kann man mit der Auswahl des grammatischen Stoffs, die F. getroffen, wohl zufrieden sein; zu viel Regeln werden jedenfalls nicht verlangt. Der Gebrauch des Futurums in Indikativ-, Konjunktiv- und Infinitiv-Sätzen, der Unterschied zwischen Gleich- und Vorzeitigkeit sowie die Lehre von den Bedingungssätzen ist neben einer großen Anzahl von Einzelheiten aus den übrigen Abschnitten der Obertertia vorbehalten. Die eine oder andere von den zuerst genannten Regeln könnte man vielleicht schon in Untertertia üben. Jedenfalls wäre zu wünschen, daß in dem für Obertertia in Aussicht gestellten Übungsbuche recht früh und oft Gelegenheit geboten würde, diese nicht gerade schwierigen, aber große Aufmerksamkeit erfordernenden Regeln anzuwenden.

Der Hauptvorzug des Buches, der Anschluß an die Lektüre entspricht einer Forderung, die jetzt von allen Seiten mit vollem Rechte gestellt wird. Und zwar hat F. dem vorliegenden Teil seines Übungsbuches die drei ersten Bücher de bell. Gall. von erstem beginnend, zu Grunde gelegt, während die übrigen in den für Obertertia bestimmten Teile verarbeitet werden sollen. Diese Einrichtung, welche manches für sich hat, macht es freilich unmöglich, das Buch in einer ungeteilten Tertia zu gebrauchen; auch ist eine in Rücksicht auf die Repetenten so wünschenswerte Abwechslung in der Lektüre ausgeschlossen. Außerdem wäre es wohl wegen der größeren Schwierigkeit des ersten Buches zweckmäßiger gewesen, mit dem zweiten zu beginnen. Jedenfalls wird man gut thun, den besonders schwierigen zweiten Teil des ersten Buches samt den betreffenden Abschnitten bei F. zu überschlagen und die in diesen Stücken geübten Regeln (Ablativ Orts- und Zeitbestimmungen, synt. conv. und Tempora) auf andere Weise zu befestigen, zumal es nur den wenigsten Anstalten möglich sein wird, bei sorgfältiger Lektüre die drei ersten Bücher in Untertertia vollständig zu bewältigen.

Alle diese Bedenken, welche die Anordnung des Stoffes bei uns hervorgerufen hat, verhindern uns jedoch nicht, das Friessch Buch recht hoch zu stellen und es den Fachgenossen auf wärmste zu empfehlen. Außer den schon erwähnten Vorzügen heben wir noch Folgendes hervor: der Schüler wird durch die Übungsstücke nicht nur in seinen grammatischen Kenntnissen befestigt, sondern er wird auch zum lateinischen Periodenbau zur richtigen Stellung der Sätze und Satzglieder, zur verbalen Übersetzung deutscher Substantive und zur Beobachtung anderer stilistischer Eigentümlichkeiten zweckmäßig angeleitet. Der Ausdruck, welcher in vielen anderen Übungsbüchern, z. B. auch in den mit Unrecht so weit verbreiteten Ostermannschen, nur zu sehr geeignet ist, das Sprachgefühl der Schüler zu verderben, ist

i F. durchweg gut deutsch, ohne sich von der lateinischen Form soweit zu entfernen, daß der Schüler zu große Schwierigkeiten zu überwinden hätte. Zu leicht macht es F. freilich dem Schüler nicht, und es dürfte sich wenigstens im ersten Semester empfehlen, die Übungsstücke in der Schule erst durchzunehmen, ehe er ganz durchübersetzen zu lassen, ehe der Schüler zu Hause seine Kraft daran übt. Es ist dies um so notwendiger, da es unterlassen ist, wenn erst später zu behandelnde Regeln zur Anwendung kommen, am Fusse der Seite die nötige Anweisung geben.

Eine sehr willkommene Zugabe ist der Anhang. Er enthält nächst ein Verzeichnis der wenigen Vokabeln, welche der Schüler außer den in den betreffenden Cäsarkapiteln vorkommenden Ausdrücken nötig hat. Daran schließt sich eine Zusammenstellung der wichtigsten von Cäsar in den ersten drei Büchern vorkommenden Phrasen, einerseits sachlich, andererseits nach den am häufigsten vorkommenden Verben geordnet. Den Schluss bildet ein aus Cäsar recht passend zusammengestellter lateinischer Memorierstoff, der von allen denen gern benutzt werden wird, die zur Hebung des Sprachgefühls geeignete Stellen aus den Cäsarkapiteln auswendig lernen lassen.

Mülheim a. d. Ruhr.

H. Fritzsche.

D. Müller und J. Lattmann, Griechische Grammatik für Gymnasien. Auf Grundlage der vergleichenden Sprachforschung bearbeitet. 1. Teil: Formenlehre. Vierte verbesserte Auflage. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1886. 192 S. 1,80 M., geb. 2, 20 M.

Die vorliegende vierte Auflage weicht nur in einigen Punkten von der dritten ab, und auch diese Abweichungen sind nicht so bedeutend, daß dadurch der Gebrauch früherer Auflagen erschwert würde. Der Abschnitt „Zerlegung der Verbalendungen“, welcher bisher am Schluß der ersten Konjugation stand, findet in der dritten Auflage seinen Platz aus praktischen Gründen unmittelbar hinter dem ersten Paradigma *τύπτω*. Zu erheblichen Kürzungen des früher gebotenen Stoffes, entsprechend der Neugestaltung des griechischen Unterrichtsplans, haben sich die Verfassers nur verstanden bei der Wortbildungslehre, die auch so noch ein den heutigen Bedürfnissen entsprechendes Material für die wichtigsten Wortbildungsgesetze bietet. Nach des Ref. Ansicht wäre auch eine Sichtung des im Vokabular enthaltenen Wortschatzes, sollte dasselbe den Zwecken der ersten Unterrichtsstufen nutzbar gemacht werden, unbedingt erforderlich. Die jetzige Form mit der übergroßen Fülle der zum Memorieren und Flektieren dienenden Nomina und Verba ist verwirrend und unpraktisch. Was sollen wir mit Wörtern wie *πάγων, σταγών, ἀκρών, ἀπτεῖς, ψάρ, φθείρ* die Laus, *μύωψ, κατήλιψ, σκόλοψ*

u. v. a. anfangen? Um die Lautgesetze zur Anschauung bringen, bedarf der Lehrer dieser Beispiele nicht. Aber zugeben auch, daß jene und ähnliche Wörter aus praktischen Gründen mit aufgenommen sind, warum fehlen dann Beispiele für die Feminina auf $\nu\sigma$ im § 29?

Der Übersichtlichkeit wegen haben die Verfasser im Text alle deutschen Bedeutungen weggelassen, sind aber diesem Prinzip nicht durchweg treu geblieben. Das wirkt recht störend z. B. in § 37 „Besonderheiten und Unregelmäßigkeiten der III. Deklination wo man die deutsche Bedeutung eines Teils der Nomina in dem Abschnitte selbst findet, die der übrigen aber hinten im Vokabular aufsuchen muß. Ähnlich S. 7 σοφίας περί propter sapientiam ἄρα „auf denn“ — das Ausrufungszeichen fehlt hinter der Übersetzung —, S. 10 ἐν χρῶ „dicht daneben“ — die ursprüngliche Bedeutung „an der Haut“, die sich Soph. Aj. 773 u. Xenoph. Hell. 1, 7, 8 findet, war zuerst anzuführen, das Gar auch als Anmerkung zu behandeln. Dagegen ist die Redensart τίμις εἶναι S. 35 nicht übersetzt.

Nicht einverstanden ist Ref. mit der Auffassung der Endung εως, εων u. s. w. im § 7 als einsilbiger, da dem die Accentuation bei darauffolgendem Enklitikon widerspricht. Die Annahme von metathesis quantitatum ist auch hier wohl die einfachste trotz der Kasusformen mit langen Endungen, deren Accentuation dadurch Analogie zu erklären wäre.

S. 25 „ἀνῆρ folgt in der Accentuation den einsilbigen Wörtern“, doch wohl „außer im Dat. Plur.“ S. 53 Anm. 2 muß durch den Druck hervorgehoben sein, da von dem Gebrauche der Pron. person. anstatt der possess. die Rede ist. S. 74 ff. w. anstatt des Sternchens, welches sonst Ausnahmen in der Betonung bezeichnet, um Irrungen zu vermeiden, ein anderes Zeichen: Hinweis auf die folgende Bemerkung zu setzen. § 83 mußte bei ἐπιθῆν auf § 95 hingewiesen werden. S. 133 war ἡγέθην nicht echt attisch durch den Druck hervorzuheben.

Von Druckfehlern außer den im Verzeichnisse angeführt und dem allerdings wenig störenden Fehlen des Accents auf α lautendem ε̄ sind noch folgende zu verzeichnen: Linke Kolumne des Druckfehlerverzeichnisses unterste Zeile l. 73 st. 70, rechte Kolumne ist 109 zu streichen. S. 2 ὄν statt ὄν, S. 37 Gesandte statt Gesandte, S. 62 ῥύψιον statt ῥύψειν, S. 67 ist μεθον streichen, S. 84 ist § 117, 3 angezogen anstatt 115 und § 117 statt 97, S. 104 muß es heißen § 105, I, 1 statt 107, S. 111 fehlt bei θῆ der Accent.

Zum Schluß kann Ref. es sich nicht versagen, dem vorliegenden Werke, das bei guter Ausstattung und verhältnismäßig billigen Preisen allen wissenschaftlichen und didaktischen Anforderungen der heutigen Zeit entspricht, was auch von kompetenter Seite genugsam hervorgehoben ist — vergl. Zeitschr.

für österreich. Gymnasialwesen 1864 S. 877, Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1865 S. 334 ff., 1877 S. 468, Zeitschrift für d. Gymnasialwesen 1878 S. 242 — die wohlverdiente Anerkennung zu wünschen, die bei der großen Fülle von griechischen Grammatiken und bei dem zur Zeit so beliebten Gebrauch von Kompendien nicht so leicht zu erreichen ist. Wenn die augenblicklich unter der Presse befindliche, jedenfalls nach ähnlichen Prinzipien wie die Formenlehre bearbeitete Syntax derselben Verfasser an das vorliegende Werk auch nur einigermaßen heraufreicht, so ist damit der Schule ein Gesamtwerk geliefert, das in der Hand jedes Sekundaners und Primaners zu sein der Wunsch aller derjenigen Lehrer sein wird, welche an der dem griechischen Unterricht gebührenden Bedeutung nicht gerüttelt sehen wollen.

Wongrowitz.

R. Schröter.

- 1) K. A. J. Hoffmann, Neuhochdeutsche Elementargrammatik. Mit Rücksicht auf die Grundsätze der historischen Grammatik bearbeitet. 11. Aufl., besorgt von Chr. F. A. Schuster. Halle a. S., Max Grosse, 1885. XI u. 212 S. 1,80 M.

Die Herausgabe des seit einer ganzen Reihe von Jahren bekannten und eingebürgerten Buches von K. A. J. Hoffmann hat Chr. F. A. Schuster seit der 8. Aufl., die 1872 erschien, besorgt. Irgend welche wesentlichen Neuerungen oder Änderungen sind in der den Fachkreisen von jeher bekannten Grammatik nicht vorgenommen worden. Ihre Entstehung fällt in eine Zeit, in welcher auf den höheren Lehranstalten noch eine Einführung in das Mittelhochdeutsche gegeben wurde. Die Beschäftigung mit der deutschen Sprache in ihrem früheren Zustande ist durch die neuen Lehrpläne aus der Zahl der Unterrichtsgegenstände entfernt worden. Unter diesen Umständen ist es um so weniger erfindlich, was da ein Lehrbuch „mit Rücksicht auf die Grundsätze der historischen Grammatik“ auf der Schule soll. Blicken wir einmal in die Darstellung von Kap. 1 der Formenlehre, die Lautlehre enthaltend, hinein! Dasselbst wird der Entstehung der Laute, mehrfach unter Heranziehung des früheren Lautstandes und unter Vergleichung mit demselben gegeben. Das kann von den Schülern unserer höheren Lehranstalten, wie sie jetzt sind, wohl kaum verstanden werden, ja kaum von Interesse für sie sein. Aber nicht allein in diesem Kapitel, sondern auch weiterhin finden sich solche Hinweisungen auf das Ahd. und Mhd. und Anklänge daran mehrfach. So willkommen dieselben namentlich, soweit sie die Abstammung betreffen, dem Lehrer und jedem des Ahd. und Mhd. kundigen sein werden, für den Schüler, der nichts davon versteht, sind sie bedeutungs- und wertlos. Über das sonst klar und übersichtlich geordnete Buch hier viel zu sagen schien nicht nötig. Dasselbe ist, wie bereits erwähnt, dazu viel zu bekannt. Einige

Bemerkungen können jedoch hier nicht unterdrückt werden. Die auf S. 1—10 gegebene litterargeschichtliche Einleitung scheint nicht praktisch. Sie ist viel zu kurz, als daß sie eine wirkliche Einführung in den Gegenstand ermöglichte. In die Litteraturgeschichte einzuführen, ist doch überdies garnicht die Aufgabe der Grammatik. Mit den wenigen Zahlen und Namen auf den wenigen Blättern ist der Sache nicht gedient. Da hätte sich eher noch eine kurze Übersicht der Erscheinungen der Zeitfolge nach in tabellarischer Anordnung empfohlen.

Das Kapitel von der Rechtschreibung (angepafst der amtlich für die Schulen angeordneten) S. 19 ff. ist recht eingehend und übersichtlich. Die Darstellung, welche sich mehrfach nicht mit Angabe des Thatsächlichen begnügt, sondern wiederholt auch die Begründung desselben bietet, hätte vielleicht auch weniger ausführlich sein können. Am Schlusse des Buches finden wir auch ein orthographisches Wörterverzeichnis (S. 201 ff.). Wie schon die Vorrede sagt, ist dasselbe in dieser neuen Auflage um eine große Zahl von gebräuchlichen Fremdwörtern vermehrt worden. Wir können nicht zugeben, daß damit der Schule ein besonders wichtiger Dienst geleistet wird. Aufgabe derselben ist nach unserer Ansicht, dem Gebrauch der Fremdwörter soweit wie möglich zu steuern und an Stelle derselben, wo dies irgend angeht, deutsche Ausdrücke zu setzen. Das Wörterverzeichnis macht denn nun stellenweise mehr den Eindruck eines Fremdwörterbuches als den einer Zusammenstellung von Wörtern, die Deutschen zum Gebrauch empfohlen werden sollen und die in eine deutsche Grammatik hineingehören.

- 2) J. C. A. Heyse, Leitfaden zum gründlichen Unterricht in der deutschen Sprache für höhere und niedere Schulen, sowie zum Selbstunterricht. 25. verbesserte Auflage, besorgt von Otto Lyon. Hannover, Hahnsche Buchhandlung, 1885. VIII u. 156 S. 1,20 M.

Unter den Leitfäden für den Unterricht in der deutschen Grammatik ist ohne Zweifel der nun bereits in der 25. Auflage vorliegende Heysesche einer der ältesten und vielleicht auch verbreitetsten. Ursprünglich nicht von Heyse selbst ausgearbeitet, sondern auf Grund seiner größeren grammatischen Werke von einem seiner Anhänger verfaßt, ist derselbe später in die Hände des bekannten Sprachforschers selbst übergegangen. Diese 25. von Otto Lyon besorgte Auflage sollte keine völlige Umarbeitung sein; der Herausgeber wollte sich nur darauf beschränken, Veraltetes und Unrichtiges, was bis dahin noch immer in dem Buche verblieben war, auszuschneiden. Nach einer sich über fünf Seiten erstreckenden Einleitung litterar- und sprachwissenschaftlichen Inhalts, die wir doch für gar zu wenig eingehend erklären müssen, folgt die Grammatik selbst in vier Teilen (Laut- und Schriftlehre, Wortlehre, Satzlehre und Verslehre, Metrik). Diese Übersicht zeigt uns die gewöhnliche grammatische Anordnung. Weil

der Herausgeber von durchgreifenden Umgestaltungen völlig absteht, hat er auch Franz Kerns Vorschläge in Bezug auf die Satzlehre, obwohl sie ihm manches Beachtenswerte zu enthalten scheinen, noch nicht benutzen zu dürfen geglaubt. Dabei deutet er ganz gelegentlich an (Vorrede S. VI), daß er Kerns Unterscheidung von Subjekt und Subjektswort als zu philosophisch für die Schule für durchaus ungeeignet halte. Wenn er nun aber auch in der Satzlehre selbst (S. 86) in einer Anmerkung erklärt, die Unterscheidung zwischen Subjekt und Subjektswort, welche man neuerdings aufgestellt habe, sei als „zu gesucht für die Schule zu vermeiden“, so können wir das nicht billigen. Es lag ja gar kein Grund vor, hier eine derartige Bemerkung einzufügen. Daß der Verf. nicht auf Kerns Standpunkt steht, war ja ohnedies in der ganzen Darstellung sichtbar. — Übrigens weist die Satzlehre ebenso wie auch die andern Teile des Lehrbuches eine große Reichhaltigkeit von Beispielen auf, was für den Lehrer von Wichtigkeit ist.

Wenn der Herausgeber nun auch sonst nicht Neuerungen getroffen hat, so hat er doch auf einem Gebiete wenigstens mit der Überlieferung gebrochen, nämlich auf dem der Verslehre. Er hat, dem Vorgange anderer in neuerer Zeit folgend, grundsätzlich die Betonung zum Ausgang genommen. Es wäre nun nachgerade an der Zeit, daß dies überall in Schulbüchern geschehen möchte. Die Länge- und Kürzezeichen können ja zur Bezeichnung der Hebungen und Senkungen immer beibehalten werden. Daß übrigens dabei auf den Unterschied zwischen den alten Sprachen und der deutschen hingewiesen wird (wie hier S. 142) halten wir für ganz in der Ordnung. Wozu aber nach Aufgabe des Grundsatzes von der Länge und Kürze der Silben eine Aufzählung sämtlicher in der alten Verslehre üblichen Versfüße erfolgt (S. 145 f.), ist uns ganz unerfindlich. Mit jenem Grundsatz kann man, ohne der Sache zu schaden, auch jene Bezeichnungen, wenigstens der großen Mehrzahl nach, fallen lassen.

Das Buch richtet sich in dieser neuen Auflage nach der für die preussischen Schulen amtlich angeordneten Rechtschreibung. Da es aber auch in vielen österreichischen Schulen eingeführt ist, so hat der Herausgeber auf Wunsch der Verlagshandlung überall, wo sich Abweichungen finden, die österreichische Schreibung in Klammern dazugefügt. Er meint, das sei bei der verhältnismäßig geringen Zahl von eingeklammerten Worten (und, fügen wir hinzu: Wortbruchstücken) nicht sonderlich störend. Wir glauben doch. Bei der Unsicherheit, welche auf dem Gebiet der Rechtschreibung noch immer herrscht, würden wir es für um so weniger angebracht halten, der lernenden Jugend ein Buch in die Hand zu geben, in welchem sie in der von ihr verlangten Schreibung der Wörter durch den Inhalt der Klammern so oft abgeführt und in ihrer eigenen Schrift irre und wankend gemacht wird.

Schließlich können wir eine Bemerkung nicht unterdrücken. Der Titel sagt „für höhere und für niedere Schulen“ glauben kaum, daß das Buch in niederen Schulen (das doch wohl in Volksschulen) praktische Verwendung könnte; eher noch in höheren Schulen, für die es seinem Tone nach besser paßt.

- 3) H. Th. Traut, *Methodisches Hilfsbuch bei dem Unterricht in der Grammatik der deutschen Sprache. Mit Beispielen und Aufgaben. In vier Kursen. Für höhere Lehranstalten. I. Sechste Klasse. 19 S. 0,20 M. II. Kursus: Fünfte Klasse. 0,25 M. III. Kursus: Vierte Klasse. 24 S. 0,25 M. IV. Dritte Klasse. 24 S. 0,25 M. Bernburg, J. Bacmeister.*

„Es kam mir“, sagt der Herausgeber im Vorwort zu „bei Ausarbeitung meines Schulbuches in vier Kursen hauptsächlich darauf an, die Elementarmethode mit der Sprachwissenschaftskunst in Verbindung zu setzen und mit Rücksicht auf die der höheren Lehranstalten mittel- und althochdeutschen Formen nebst den gegenwärtigen Mundarten, sowie französische und englische Sprachformen zu benutzen. An geeigneten Stellen haben auch die Altertümlichkeiten in unserer heutigen Sprache Platz gefunden.“ In diesen Worten spricht sich der Verf. verfolgte Zweck aus. Wenn man dabei an die preussischen höheren Schulen denkt, so muß man sich wahrlich wundern, doch jetzt schon mehrere Jahre verflossen, seitdem das Mitteldeutsche aus der Zahl der Unterrichtsgegenstände entfernt ist es dem Verf. übrigens mit seiner Verbindung der einfachen hochdeutschen Grammatik und der Sprachwissenschaft Er lehrt ein Blick in die Hefchen. Im ersten derselben sind dergleichen Anklänge noch am wenigsten, wenn sie auch nicht fehlen. In den folgenden Hefen werden sie allmählich zahlreicher. Wir sagten, im ersten Hefte finden sich solche Nachweisungen verwandtschaftlichen Beziehungen unserer jetzigen Sprache dem Ahd. und Mhd. noch weniger. Irren wir nicht, so ist das Hefte für die Sexta bestimmt; das heißt ja doch wohl die sechste Klasse. Was sollte auch der Sextaner mit solchen Bemerkungen was soll er mit den hie und da eingestreuten Hinweisen sein weit davon entfernt, dieselben gänzlich zu verurteilen; auch jetzt, nachdem die frühere Gestaltung unserer Sprache aufgehört hat Gegenstand des Unterrichts zu sein, möchten wir solche Hinweise auf den früheren Lautstand nicht ganz missen; indes dürfte Obersekunda oder Prima die dafür geeigneten Klassen sein, nicht die untersten Klassen bis Tertia einschließlic, für dieses Hilfsbuch bestimmt ist. Von größerem Interesse für Schüler unserer Tage sind vielleicht noch die gelegentlichen Hinweise auf das Englische und Französische; indes, daß auch die unteren Klassen noch nicht geeignet sind, braucht erst bewiesen zu werden.

Ein in mehrere Gruppen zerfallendes Buch ist an sich garnicht bel, obgleich wir grundsätzlich nicht einzusehen vermögen, weshalb cht der Schüler während der ersten vier Schuljahre auf dem ymnasium oder einer anderen höheren Lehranstalt für die deutsche rammatik ein und dasselbe Buch in der Hand haben soll. Ein ethodisches Fortschreiten vom Leichterem zum Schwierigeren, ein sbau des Einfacheren findet sich nun hier natürlich von Heft zu ft; aber richten wir, was ja wohl sehr berechtigt und von be- nderem Interesse ist, unser Augenmerk auf das für die unterste ufe bestimmte Heft 1, so möchten wir denn doch glauben, dafs s in demselben Gebotene über die Fassungskraft des Anfängers was hinausgeht. Es liegt das weniger am Inhalt des Gesagten, an der Form, wie es gesagt wird, hie und da an dem ziemlich verflüssigen Gebrauch fremdsprachlicher Ausdrücke. So heißt es (Heft 1, S. 9) „in welchem Falle das Adjektiv mit dem weggelassenen bstantiv kongruiert.“ Wunderlich ist es ferner, wenn in dem- lben Heft (S. 12) das Wort die Pluralisation steht. In rbindung hiermit erinnern wir an die Heft 4, S. 20, gebrauchte berschrift: *Difficile Ableitungen*. Aus anderem Grunde wieder ist ohl das auf derselben Seite stehende Wort *Partikelzusammen- stzungen* nicht sonderlich empfehlenswert.

Eine ganz besondere Sorgfalt hat der Verf., das gestehen wir em zu, auf die Auswahl der Beispiele verwendet. Dieselben nd meist aus den Schätzen unserer klassischen Dichterwerke ntlehnt, und mit Geschick entlehnt. Wir finden eine solche ntlehnung recht angebracht und geben uns durchaus nicht der efürchtung hin, dafs bei grammatischer Betrachtung von ichterstellen in der Jugend das Interesse an der Dichtkunst und r Geschmack für die Werke derselben schwinden werde. Wir einen, dafs solche Musterbeispiele imstande sind, ohne die iede und den Sinn für dichterische Schönheit zu beeinträch- zen, das Interesse für grammatische Verhältnisse zu erhöhen nd den Blick dafür zu schärfen. Aufser den Klassikern im rgeren Sinne sind auch aus neuerer Zeit namhafte Schriftsteller weilen herangezogen worden, insbesondere Gustav Freytag, f den unsere Jugend (wir meinen damit allerdings nicht die hüler der vier untersten Gymnasialklassen) nicht genug ngewiesen werden kann.

Wir kommen zum Schlufs unserer kurzen Betrachtung. Für en ist das Buch geeignet? Dasselbe in den Klassen benutzen, ir die es eigentlich bestimmt ist, wird an den höheren Lehr- nastalten Preussens unter den gegenwärtigen Verhältnissen wohl chwerlich jemand wollen; indes für jeden Lehrer des Deutschen nd für den Gebrauch in den oberen Klassen höherer Mädchen- chulen möchte es sich immerhin empfehlen. Endlich wird es er bereits weiter vorgeschrittene Schüler höherer Klassen icherlich mit Nutzen für seine gesamte sprachliche Ausbildung

lesen, und er wird auch Interesse daran finden. Allerdings dürft sich für diese genannten Zwecke hauptsächlich die beiden letzt Hefchen empfehlen.

Posen.

R. Jonas.

Gustav Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutsch Nationalliteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte. Marburg, N. G. Elwentsche Verlagsbuchhandlung, 1885 und 1886. Erste bis sechste Lieferung zu je 32 S. Folio. Jede Lieferung 2 M.

Das reichhaltige und glänzend ausgestattete Sammelwerk welches sich nach den bis jetzt vorliegenden vier Lieferungen (ist auf zehn berechnet) gleichmäfsig über alle Teile der Literaturgeschichte erstreckt, kommt durch ein umfassendes Anschauungsmaterial der geschichtlichen Kenntnis der Literatur zu Hilfe und kann somit auch auf pädagogischen Wert Anspruch machen. Von Ramlers Korrigierwut eine Vorstellung haben will, sehe S. 1 die Seite aus seinen lyrischen Gedichten, in der er eine Ode noch im Druck fast umgestaltete; was mußte aus den fremden Gedichten werden, mit denen er ebenso verfuhr? Dazu die lehrzeichnende Abbildung Ramlers und der Muse! Beides zusammen kann in der That dazu führen, unsere Vorstellung von diesem Manne zu gröfserer Deutlichkeit zu erheben. Das Gemachte (ein französischer Ziergarten, der sich auf einer Illustration zu Brockes Irdischem Vergnügen in Gott darstellt, giebt doch eine Ahnung von dem breitspurigen, gespreizten und gekünstelten Wesen dieses neun Bände umfassenden Gedichtes, an dem „der grofse Brocke“ schliesflich aus Gewohnheit und zur Übung weiter arbeitete.

Das grofse Format des Werkes sowie ein vorzügliches Nachbildungsverfahren setzen den Herausgeber in den Stand, die Abbildungen bis zur treuen Wiedergabe des Originals zu verwickeln; viele Titel von Büchern, Abdrücke von Flugblätterkompositionen u. s. w., deren Mafsstab über die jetzt gewöhnliche Buchform hinausgeht, sind hier in Originalgröfse gegeben, anderseits ist z. B. in den Chodowieckischen Illustrationen der Minne von Baruhelm die volle Feinheit der Gesichtszüge gewahrt, (der Referent sich erinnert in anderen Nachbildungen fast ausdruckslos gefunden zu haben. Als ein Beispiel für den reichen Inhalt mögen nur die „Bilder“ für Luther aufgeführt werden (S. 84—85) ein Porträt nach dem älteren Lucas Cranach vom Jahre 1520 und ein Holzschnitt von 1551 nach einem späteren Bilde von ebendemselben; Titel der ersten Ausgabe der Schrift von der Freiheit eines Christenmenschen, der ersten und der zweiten Bearbeitung der Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation, des Gesamtbuchs, des Neuen Testaments aus der Septemberbibel, Titel und Seite des ersten Druckes der vollständigen Bibelübersetzung (1534); der erste Druck des Liedes „Ein feste Burg“ und schliesflich eine Nachbildung der handschriftlichen Übersetzung von Psalm 34, 1—1

Außerdem haben die Nachforschungen des Herausgebers uns manches Neue zugänglich gemacht; zum erstenmal veröffentlicht finden wir in dem Bilderatlas ein Porträt von Reinh. Lenz aus Lavaters Sammlung, ein Schattenbild von Leopold Wagner S. 185; eine satyrische Darstellung des Malers Müller als Faun S. 186; Jugendbilder beider Stolberge S. 188, einen Schattenriß von Schiller S. 230. Bei dem Familienbild Wielands S. 175 mag zugleich auf die prächtigen Rambergschen Zeichnungen zu den Abderiten aufmerksam gemacht werden (S. 177). Mit „unseren Zeitgenossen“ S. 301 ff. kommen wir in das Zeitalter der Photographie, in dem die Porträts eintöniger werden und schmuckloser, wie die Büchertitel.

Der beigegebene Text beschränkt sich dem Zwecke des Werkes entsprechend auf knappe chronologische Angaben; was hier und da zur Charakteristik gesagt ist, geht eigentlich über den Rahmen hinaus, da eine solche begreiflicher Weise ohne Analyse der Werke keine volle Geltung besitzt. Bei den angestellten Proben auf Richtigkeit der Angaben hat nur eine nicht Stich gehalten: von Jacob Freys Gartengesellschaft giebt es schon einen Straßburger Druck aus dem Jahre 1557, also kann der auf S. 101 abgebildete Titel nach den darunter stehenden Angaben nicht der ersten Ausgabe angehören.

Berlin.

E. Naumann.

- 1) Montesquieu, *Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence*, erklärt von G. Erzgräber. 2. Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1885. 154 S. 1,50 M.

Der Wert dieses Montesquieuschen Werkes für das Gymnasium liegt darin, daß es die Kenntnisse des Schülers vom römischen Altertum ordnet und vielfach erweitert, zugleich auch zum Nachdenken über dasselbe anregt. Damit wird einer der Hauptzwecke des klassischen Unterrichts gefördert, durch Vergleichung zweier eigenartigen Kulturentwickelungen das Beobachtungs- und Urteilsvermögen überhaupt zu bilden. Für das Verständnis derartiger Betrachtungen erscheint aber die Vertrautheit mit den Thatsachen selbst, die der Beurteilung unterzogen werden, als notwendige Voraussetzung.

In den Anmerkungen der Ausgabe ist ein reichhaltiges Material zur sachlichen Erläuterung hinzugefügt; dasselbe besteht teils aus eigenen Zusätzen Montesquieus, teils aus Randbemerkungen Friedrichs des Großen zu diesem Werke, teils in Quellencitaten und in Urteilen anderer Geschichtsforscher. Referent sieht in diesen Zusätzen eine wirkliche Bereicherung des Buches; dagegen hätte er gewünscht, daß der Herausgeber die Berichtigungen der Ansichten Montesquieus auf die dringendsten Fälle eingeschränkt hätte. Eine solche Kritik des Autors thut naturgemäß

der Achtung des Schülers vor der ihm gestellten Aufgabe Eintrag. Auch die Erschütterung der geschichtlichen Überlieferung kann nicht Aufgabe eines solchen Schulbuches sein.

Die sprachlichen Erklärungen, welche sparsam und in kurzer Fassung hinzugefügt sind, bieten mannichfache Belehrung.

- 2) Michaud, *Histoire de la première croisade*, erklärt von F. Lamprecht. Zweite verbesserte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1885. 208 S. 2,25 M.

Die Wahl des Buches für eine Schulausgabe erscheint wohl berechtigt. Die Kreuzzüge können nur bei einer ins einzelne gehenden Darstellung recht zum Verständnis kommen. Michaud aber hat diese nach den Quellen in der leichten und lebendigen Weise gegeben, die manche französische Geschichtswerke gerade für die Jugend so lesbar macht. — Die historischen und geographischen Angaben des Verfassers hat der Herausgeber mit anerkennenswerter Gründlichkeit erläutert, beziehungsweise richtig gestellt. Aber es scheint dem Referenten, daß in den Anmerkungen mehrfach eine zu große Fülle von Einzelheiten gegeben ist. Referent möchte ebenfalls empfehlen, die Erläuterungen grammatischer und lexikalischer Art bei einer neuen Auflage auf dasjenige zu beschränken, was man nicht in Schulgrammatiken und mittleren Wörterbüchern ohne Mühe findet. Der Zweck, welchen der Herausgeber verfolgt, die Schüler zu phraseologischen Sammlungen anzuleiten, läßt sich ohnedem erreichen. Die vielen Hinweise auf früher gelesene Stellen hemmen eine Lektüre, welche besonders durch die Fülle des Stoffes wirken soll.

Das chronologische und das sachliche Register sind mit dankenswerter Genauigkeit und Übersichtlichkeit aufgestellt. Die Karte würde, um einen größeren Maßstab zu gewinnen, zweckmäßiger auf Vorder-Asien und die gegenüber liegenden Küsten beschränkt werden.

- 3) P. Lanfrey, *Histoire de Napoléon Ier. Rupture avec la Prusse. Entrevue de Tilsit 1806—7*. Erklärt von Friedrich Ramsler. 2. Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1885. 173 S.

Aus Lanfreys Geschichte Napoleons hat der Herausgeber den Teil ausgewählt, welcher den Zusammenbruch des deutschen Reiches und des preussischen Staates behandelt. Dies ist ein Thema, welches seine belehrende Bedeutung für uns noch heute nicht verloren hat, welches aber dem Deutschen meistens nur oberflächlich bekannt ist. Lanfrey gibt von der napoleonischen Politik sowie von den Kriegseignissen der Jahre 1806 und 1807 eine ungeschmeichelte und wirkungsvolle Darstellung. Nur ist es für die Schule nicht günstig, daß seine Behandlungsweise mehr eine reflektierende ist als eine einfach erzählende. Aus diesem Grunde, der auch den sprachlichen Ausdruck gelehrter macht, kann Referent das Buch nur für die Prima geeignet halten. Auch

öchte derselbe eine etwas genauere Kenntnis der neueren Geschichte als eine unumgängliche Voraussetzung hinstellen.

Die erklärende Arbeit des Herausgebers hat sich in bescheidenen Grenzen gehalten und das Erforderliche sorgfältig und kurz gegeben. Die hinzugefügten Karten von Kiepert und das Namensverzeichnis erhöhen noch die Brauchbarkeit des Buches.

Berlin.

G. Braumann.

org Busolt, Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaironeia. I. Teil: Bis zu den Perserkriegen. A. u. d. T. Handbücher der alten Geschichte II. Gotha, F. A. Perthes, 1935. 12 M.

Das oben angezeigte Buch enthält, wie es bei dem Namen des Verfassers nicht anders erwartet werden kann, in vollem Maße, was der Titel verspricht. Es bietet als ein wirkliches Handbuch der griechischen Geschichte zunächst in zusammenfassender Darstellung die wissenschaftlich gesicherten Ergebnisse der Forschung, während die Anmerkungen neben dem Nachweis der Quellen und der einschlägigen Litteratur sowohl die etwa streitigen Punkte, wie auch den gegenwärtigen Standpunkt der Forschung und die sich daraus ergebenden weiteren Aufgaben klarer und erschöpfender Weise erörtern, alles in einem den Bedürfnissen der „Studierenden und der Lehrer der Geschichte“ durchaus angemessenen Umfange. Auf die wenigen Punkte, bei denen in sachlicher Beziehung etwa abweichende Meinungen aufsert werden könnten, braucht daher nicht weiter eingegangen zu werden. Denn die wesentliche Bedingung, die in dieser Hinsicht ein brauchbares Handbuch zu erfüllen hat, ist erfüllt: allenthalben ist das Material geboten, aus welchem eine selbständige Ansicht gewonnen und begründet werden kann, wenn auch hier und da die kritische Behandlung der Quellen nach der Meinung des Ref. mehr von litterarischem und philologischem als von wahrhaft historischem Standpunkte aus unternommen zu sein scheint. Das ist beiläufig. — Anders nun freilich verhält es sich mit der zweiten Bedingung, von der die Brauchbarkeit eines solchen Handbuches abhängt, nämlich der Anordnung des Stoffes. Diese ist in der großen Reichhaltigkeit desselben nicht eine derartige, daß die ausfließenden Gesichtspunkte allenthalben klar genug zu Tage treten, sondern auch das Auffinden der Einzelheiten nicht eben handlich, der Überblick über das Zusammengehörige infolge dessen nicht gerade leicht gemacht worden ist. Wohl ist der Darstellung selbst eine sehr scharfsinnige Inhaltsangabe nach zwei in zehn Paragraphen gegliederten Kapiteln vorausgeschickt. Einmal aber wäre bei der so großen Fülle des Stoffes eine noch mehr ins Einzelne gehende Gliederung wohl geboten gewesen, wie z. B. in § 5 eine dem Auge erkenntliche Trennung der Übersicht über die dorischen und ionischen Monieen. So behandelt § 9 in ungetrenntem Zusammenhange die Geschichte der Tyrannis in den Isthmos-Staaten und die Solo-

nische Verfassung. Vor allem hätte § 10 in mindestens drei Unterabteilungen gegliedert werden sollen. Hiermit hängt ein anderer Übelstand zusammen, nämlich der, daß die fortlaufende Darstellung sehr häufig durch Exkurse unterbrochen werden muß; so gibt in § 9 die Geschichte des Tyrannen Kleisthenes von Sikyon die Veranlassung zu einem Exkurse über die Geschichte des Delphischen Heiligtums, über die Bedeutung der Amphiktyonien überhaupt, während das auf die olympische Amphiktyonie bezügliche an verschiedenen Stellen, so in § 3 und § 10, zusammengefaßt werden muß. Die Erwähnung der Aussendung der ersten athenischen Kleruchie nach Salamis führt in ähnlicher Weise zu einer Erörterung über die Verhältnisse der Kleruchien im allgemeinen. Nicht viel anders werden auch die litterarischen Erscheinungen einer Epoche meist nur in ihren lokalen Zusammenhängen behandelt. Und so möchte Ref. seine Bedenken hinsichtlich der Anordnung des Stoffes dahin aussprechen, daß es dem Verfasser nicht überall gelungen ist, die maßgebenden Gesichtspunkte mit genügender Deutlichkeit hervortreten zu lassen, das Zusammengehörige, z. B. in Verfassungsgeschichte, Kultus, Litteratur in übersichtlicher Weise zusammenzufassen. — Die Grundlage der Darstellung bilden vermutlich die Vorlesungen des Herrn Verfassers, woraus sich denn die mehrfachen Wiederholungen ein und derselben Bemerkung, fast mit den nämlichen Wörtern erklären würden. So heißt es z. B. S. 313: „Um 704 erbaute ein Korinthier den Samiern die ersten Trieren“, und unmittelbar vorher S. 310 „Um 704 erbauten deren vier der Korinthier Ameinokles den Samiern“, oder S. 321: „Nach Ps. Skymnos hätten die Kimmerier Abron, den Führer der milesischen Ansiedlung, erschlagen“ und S. 330: „Abron, der Führer der milesischen Ansiedlung soll von ihnen erschlagen worden sein“ u. a. m.

Es bleibt noch übrig auf eine Anzahl von Druckfehlern hinzuweisen, die zum größeren Teil zwar Druckfehler der gewöhnlichen Art sind, zum Teil aber auch als Schwankungen hinsichtlich der Schreibung griechischer Eigennamen oft störend empfunden werden. Es mag genügen die fehlerhaften, beziehungsweise die zu beanstandenden Worte und Formen hier aufzuführen. S. 79 Z. 2 v. u. orientalischen, S. 98 Z. 15 v. o. λέμβός. S. 107 Z. 8 v. o. Königschofs, S. 112 Anm. 2 Z. 3 v. u. Steffen für Steffen, S. 606 Anm. 3 Z. 6 v. u. Nietzsche für Nietzsche. S. 524 Z. 7 v. o. dieses für dieser. — Die Schreibung der Eigennamen schwankt z. B. zwischen Ilisos (S. 377 Z. 6 v. o.) und Iissos, Amprakia (S. 450) und Ambracia; neben Cherrones findet sich Chersones, neben Pangaion, Pangeion (S. 319), neben Alkmaioniden auch Alkmeoniden (S. 545). Zu ändern ist ferner S. 212 Z. 7 v. o. Thargetion in Thargelion, S. 244 Z. 7 v. u. Euryelos in Euryalos, S. 338 Z. 2 v. o. Alyattes in Allyattes. S. 130 Z. 1 findet sich eine sinnentstellende Interpunktion: es muß heißen: Ari-

stoteles, Herakleides Lembos, Sosilios. S. 28 Z. 1 v. u. ist wohl „der“ zu streichen. Stilistisch zu beanstanden sind Ausdrücke wie „lehnerne Westseite“ S. 382 Z. 12 v. o.; S. 364 Z. 8 v. o. das „höchste Citat“; S. 413 Z. 16 v. o. „späteren Anverwandten“.

Sehen wir jedoch von diesen nicht sonderlich ins Gewicht fallenden Einzelheiten ab, so haben vor allem wir Geschichtslehrer allen Grund dem Verfasser für seine treffliche Gabe zu danken. Und wenn Ref. oben seine Bedenken hinsichtlich der Anordnung des Stoffes aussprechen zu müssen meinte, so wird nach Abschluss des Werkes ein sorgfältiger Index auch diesem Mangel abhelfen. Dafs aber die Fortsetzung nicht allzu lange auf sich warten lassen wird, glaubt Ref. daraus schliefen zu dürfen, dafs sich schon in diesem vorliegenden ersten Bande zahlreiche Hinweise auf die Paragraphen des zu erwartenden zweiten finden. Möge diese Hoffnung sich bald erfüllen.

Züllichau.

Georg Stoeckert.

1) Friedrich Hofmann, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Viertes Heft. Neuere Geschichte. Von der Reformation bis zu Friedrich dem Grofsen. Berlin, Julius Springer, 1886. VI u. 104 S. 1,20 M.

Auch in dem vierten Hefte ist der Verfasser seinen Grundsätzen und seinem Verfahren treu geblieben, welches bei der Besprechung der früheren Hefte in dieser Zeitschrift von seiten des Referenten die gebührende Anerkennung gefunden hat. Auch hier ist der Stoff angemessen ausgewählt, die Erzählung einfach und klar, und der Verfasser läfst die Thatsachen allein reden. Einmal hat er, entgegen seinem sonstigen Gebrauche, eine allgemeine Reflexion angebracht, die mehrere Seltsamkeiten enthält. Vor der Erzählung von den Unruhen der sogenannten Zwickauer Propheten heifst es S. 12: „Wenn gegen alte und tiefeingewurzelte Sittenbräuche ein Aufruhr sich erhebt und nicht gleich in den ersten Anfängen unterdrückt wird, so gesellen sich den Angreifern immer Leute zu, denen die Führer der Bewegung nicht rasch genug vorwärts schreiben. . . . So erging es auch der Reformation.“ Das klingt fast so, als wollte der Verf. Luther als Angreifer, die Reformation als Aufruhr bezeichnen, und als ob er es fast beauptete, dafs dieselbe nicht gleich in den ersten Anfängen unterdrückt worden ist. Während H. vielfach, namentlich in der Geschichte der Reformation, mit vollem Rechte erkennen läfst, dafs er Protestant ist, fehlt es doch nicht an Stellen, an denen er diesen Standpunkt zu verleugnen scheint; ich sage scheint, denn es ist offenbar an diesen Stellen nur der Ausdruck unglücklich getroffen. So wieder S. 12, wo von dem Treiben der Zwickauer Propheten die Rede ist. „So entstand eine heillose Verwirrung: man rifs die Bilder aus der Pfarrkirche und verbrannte sie; man schaffte die Messe, die Ohrenbeichte und die Fasttage ab; man

erklärte die Gelehrsamkeit für schädlich“ u. s. w. Die Abschaffung der Messe u. s. w. hat der Verf. doch ganz gewiß nicht absichtlich als ein Beispiel der heillosen Verwirrung bezeichnet; es ist dieses ein Beweis, daß auch der sorgfältigsten Arbeit — und eine solche ist unstreitig das Hofmannsche Lehrbuch — das bonus dormitat anhaften kann. Und wenn S. 15 oben es heißt, daß Karl V. freie Hand erhielt, der übernehmenden Ketzerei entschieden entgegenzutreten, oder S. 18: „die katholische Reaktion hat Italien . . . von allen protestantischen Elementen gesäubert“, so sind diese Wendungen durch die etwaige Erklärung, sie seien im Sinne der Gegner gebraucht, kaum zu rechtfertigen. Noch weniger die Bemerkung S. 22, daß bei der Wiedereröffnung des Trientiner Konzils „die Protestanten keinen Vorwand mehr hatten, dasselbe nicht zu beschicken“. Sie hatten vielmehr einen starken Grund; und hatten sie denn für die Nichtbeschickung des ersten Konzils auch bloß einen Vorwand? Freilich giebt Hofmann S. 19 ihre Gründe gar nicht an.

Von sonstigen Ungenauigkeiten seien folgende erwähnt. S. 5: „dieser schon von Augustinus aufgestellte Satz von der Rechtfertigung allein durch den Glauben . . .“; aufgestellt ist dieser Satz bekanntlich schon von Paulus. S. 94 am Schlusse des Abschnittes über Peter den Großen: „Man durfte jetzt nicht mehr von Moskowien und vom Zaren reden; es gab einen Kaiser von Rußland“. Das klingt so, als ob statt Zar die Bezeichnung Kaiser eingeführt worden wäre, als ob also das Wort Kaiser, um zwar in dieser deutschen Form, jetzt in die russische Sprache wäre aufgenommen worden. Offenbar muß dafür der faktisch eingeführte Titel gesetzt werden, nämlich Imperator; Zar ist ja auch s. v. a. Kaiser, da beide Wörter aus Cäsar entstanden sind. Es ist übrigens auch nicht richtig, daß man seit 1721 nicht mehr vom Zaren reden durfte. Offiziell wird seitdem allerdings nur Imperator gebraucht, sonst aber hieß es noch weiter und heißt es immer noch Zar, in der gewöhnlichen Sprache wie auch in der Poesie. Moskowien ist überhaupt nie in Rußland Landesname gewesen, vielmehr nur im Auslande früher gebraucht worden, wie es noch im Charles XII la Moscovie heißt. In der Behauptung S. 2, daß Erasmus' Ausgabe des griechischen neuen Testaments besonders mit dazu beigetragen habe, „daß die kirchenfeindliche Richtung der Zeit immer mehr sich ausbreitete und befestigte“, ist der Ausdruck nicht getroffen, denn unter kirchenfeindlich versteht man etwas anderes, als was hier offenbar gemeint ist.

Die (übrigens mit Recht nur selten gegebenen) Charakteristika einzelner historischer Personen durch lobende oder auch tadelnde Ausdrücke enthalten nicht immer zutreffende Urteile. Wenn gelobt wird, darf auch der Tadel nicht unterlassen werden, falls die Gerechtigkeit einen solchen verlangt, wie bei Franz I. und

arl V. Ersterer wird genannt: „der ritterliche und ruhm-
egieriger“ (S. 8); letzterer: „ein edles junges Blut“ (S. 9).
19: „Der Kaiser hatte für den Krieg alles sehr umsichtig vor-
reitet“. Die „Umsicht“ müßte in der Schlaueit und Ver-
rellung gesucht werden, mit der er die allzu harmlosen Gegner
cher machte. Und trotzdem waren diese, wie H. selbst er-
hlt. schon vollständig schlagfertig, als Karl V. noch mit geringer
anschaft in Regensburg stand. Also das Gegenteil von Um-
cht. Ein perfider und engherziger Charakter, wie Karl V., der
is Deutschen schwerlich sympathisch sein kann, verdient nicht
n so uneingeschränkt günstiges Urteil, wie es ihm S. 24 ge-
rochen wird: „... entsagte . . . der Herrschaft, die er mit
oßer Einsicht und Kraft so viele Jahre rühmlich geführt hatte“.

61: „Gustav Adolf war nicht ausgezogen, um den Pro-
stantismus in Deutschland zu retten“. Sollte denn die Er-
ärung, die Gustav Adolf selbst bei seinem Abschiede vor den
eichsständen abgab, dafs ihn vorzüglich die Unterdrückung seiner
angelischen Glaubensgenossen treibe, gar keinen Glauben ver-
enen? Zu solchem Mißtrauen berechtigt uns das Verhalten
eses großen Königs gewifs nicht. Das Urteil über Karl I. von
ngland. S. 74 g. E.: „er besafs einen stärkeren Willen und eine
öfsere Charakterfestigkeit als sein Vater, war aber dabei in
ohem Grade treulos, so dafs man sich auf keine seiner Zusagen
lassen konnte“, enthält eine den Schülern gegenüber nicht
ngefährliche Begriffsverwechslung; es wäre ganz richtig und über-
ntimmend mit Macaulay, wenn die Worte „und eine gröfsere
arakterfestigkeit“ nicht von dem Verf. hinzugesetzt worden
ären; denn diese Eigenschaft ist mit Treulosigkeit unvereinbar;
e ist nur da vorhanden, wo der starke Wille auf ein edles
el gerichtet ist und sich edler, unverwerflicher Mittel bedient.
arum gerade: „der berühmte General Spinola?“ (S. 53).

Von den Überschriften der fünf Abschnitte entsprechen die
m zweiten und vierten nicht dem Inhalte der darin enthaltenen
ragraphen, denn in 2. „Gegenreformation“ wird auch von
r Reformation in England, den Hugenottenkriegen und dem
ederländischen Aufstände gehandelt: diese Bewegungen führten
m Siege oder doch zur Duldung des Protestantismus, passen
so nicht unter jene Überschrift. Es müßte wenigstens heißen:
egenreformation und Versuche zur Gegenreformation“ oder
nlich. Im Abschnitt 4, „das Übergewicht Frankreichs“, hat
ter § 2, mitten in der Geschichte Frankreichs unter Lud-
g XIV., die Geschichte der englischen Revolution ihren Platz
halten.

Ungenau ist die Angabe S. 98, dafs in dem Frieden von
20 Schleswig an Dänemark kam (statt: der Gottorpsche Anteil).

Der Stil und Ausdruck ist auch in diesem Hefte von muster-
tiger Einfachheit und Klarheit. Nur stört der nicht seltene

Gebrauch des Perfekts, wo, wie überall in der zusammenhängenden historischen Erzählung, das historische Tempus erfordert wird. Z. B. S. 13 g. E. „Später ist es den Wiedertäufern noch einmal gelungen . . . ; sie haben . . . ein wüstes Regiment aufgerichtet, sind aber bald . . . unterlegen“. S. 24: „Auf diesem Reichstag ist . . . der Religionsfriede zustande gekommen“. S. 19: „den Krieg hat Luther nicht mehr erlebt“; s. noch S. 48, § 1 z. A. Von einem historischen Faktum können wir deutsch im Perfektum nur dann reden, wenn dasselbe außerhalb des historischen Zusammenhangs mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand oder als Beispiel für etwas noch in der Gegenwart Gültiges erwähnt wird. S. 16, Zeile 6: „den protestantischen Ständen sollte zugelassen werden u. s. w.“ (vielmehr: sie wurden angewiesen. J.). S. 21, Zeile 14 steht Meinung statt Absicht.

Damit ist aber auch wohl alles gesagt, was an diesem vortrefflichen Lehrmittel auszusetzen ist; der Referent hat fast pedantisch alles, was ihm bei genauer Prüfung aufgefallen ist, registriert; er bedauert, daß es nicht möglich ist, daneben auch auf die zahlreichen wohl gelungenen und musterhaften Partien im einzelnen aufmerksam zu machen. Sein schon früher ausgesprochener Wunsch, Hofmanns Lehrbuch möge eine große Zukunft haben, werde hiermit wiederholt.

2) Friedrich Hofmann, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Zweites Heft. Römische Geschichte. Zweite Auflage. Berlin, Julius Springer, 1885. X u. 89 S. 1,20 M.

Die zweite Auflage dieses Heftes weist eine Anzahl von Verbesserungen auf; u. a. sind die meisten der in der Besprechung der ersten Auflage vom Referenten gemachten Vorschläge und Wünsche berücksichtigt worden und namentlich ist die Umarbeitung des Abschnittes über die Verfassung (S. 32 ff.) erfolgt. Warum aber S. 25 die Behauptung, daß im zweiten punischen Krieg die Entscheidung in Spanien erfolgte, stehen gelassen worden ist, vermag Ref. nicht zu ergründen. Auch Stil und Darstellung haben an einigen Stellen gewonnen, meist durch geringe Änderungen, z. B. in der Erzählung der *secessio plebis* S. 10 und des Bürgerkrieges S. 63. Störend wirkt noch immer der nicht seltene Gebrauch des Perfekts, wo das historische Tempus erfordert wird. S. 39 steht jetzt richtig: „das Avancement der Centurionen änderte sich so“ statt des früheren: hat sich geändert; ebenso ist S. 124 „die Fabier haben das mit Erfolg gethan“ jetzt das falsche Tempus verschwunden; doch finden wir noch S. 34 „die Censoren, deren Amt . . . vom Konsulat abgezweigt worden ist“, S. 71: „Augustus . . . hat die Parther gezwungen“; und ähnl. öfter.

Die Jahreszahlen standen in der ersten Auflage auch an Rande des Textes; diese Einrichtung ist jetzt leider fortgefallen. Es sei hier noch gegen die Richtigkeit eines Gedankens Zweifel

erhoben, den Hofmann S. 76 ausführt, wo die Rede ist von dem Zusammenströmen verschiedener fremder Kulte nach Rom und der dadurch erzeugten Verwirrung des Glaubens und Verwilderung der Sitten. Da heifst es: „Vergebens nahmen die Gebildeten ihre Zuflucht zu der Philosophie und die Ungebildeten zu dem krassesten Aberglauben; es zeigte sich, dafs der Mensch keine Ruhe findet ohne eine Religion, welche seinen Zweifeln ein Ende macht und seiner sittlichen Natur genügt“. Die geschilderten zerrütteten Zustände sollen die Aufnahme und Verbreitung des Christentums erleichtert und gefördert haben, nimmt der Verf. mit vielen anderen an. Das sittliche Bedürfnis scheint indessen im allgemeinen kein Faktor für die Verbreitung des Christentums gewesen zu sein. Die sittliche Natur der Völker wie der einzelnen Menschen ist ja sehr verschieden; die unsittlichen und rohen werden eher gerade in einer unsittlichen, niedrigeren Religion ihr Genüge finden, da eine solche eben ihrer Natur entspricht. Ruhe haben viele aufserhalb des Christentums gefunden, und vielleicht noch mehr Seelen haben dieselbe im Christentum leider nicht gefunden. Dafs das Christentum den Zweifeln des Menschen ein Ende mache, diese Behauptung ist entschieden unhaltbar; im Gegenteil, es haben wohl die Bekenner keiner andern Religion von jeher so viel von Zweifeln zu leiden gehabt, wie die Christen. Wie viele Parteien und Schattierungen giebt es unter diesen! Zur Annahme des Christentums haben sehr verschiedene Faktoren bei den verschiedenen Individuen und Völkern gewirkt, bei den wenigsten aber wird es das gewesen sein, was hier betont ist. —

Referent wiederholt hier seine dringende Empfehlung des angezeigten Buches.

Reichenbach in Schlesien.

Feodor Rhode.

Krieger, Grundrifs der Zoologie für höhere Lehranstalten, insbesondere für Gymnasien. Mit 124 Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886. 111 S. 1,60 M.

Die Lehrer der Naturwissenschaften sind wohl darin einig, dafs der Unterricht in den beschreibenden Naturwissenschaften in den unteren Klassen vom Besonderen zum Allgemeinen fortschreiten mufs; ob aber auch die für die Schüler bestimmten Leitfäden dieser Weise abgefafst sein sollen — darüber gehen die Ansichten auseinander. Da ich mit der Darstellung des Verfassers dieses Grundrisses vollkommen einverstanden bin, so glaube ich nichts Besseres thun zu können, als wenn ich den Passus aus dem vorwort hier wörtlich wiedergebe, worin der Verfasser seine Grundsatze, die ihn bei der Abfassung seines Buches leiteten, ausspricht. Er sagt: „Der vorliegende Grundrifs der Zoologie soll ein Repetitionsbuch für den Schüler, nicht aber ein Leitfaden beim Unterricht sein. Er soll nicht wie die jetzt so beliebten „methodischen Leitfäden“ alles das bieten, was in den Unterricht gehört und

Gebrauch des Perfekts, wo, wie überall in der zusammenhängenden historischen Erzählung, das historische Tempus erfordert wird. Z. B. S. 13 g. E. „Später ist es den Wiedertäufern noch einmal gelungen . . . ; sie haben . . . ein wüstes Regiment aufgerichtet, sind aber bald . . . unterlegen“. S. 24: „Auf diesem Reichstag ist . . . der Religionsfriede zustande gekommen“. S. 19: „den Krieg hat Luther nicht mehr erlebt“; s. noch S. 48, § 1 z. A. Von einem historischen Faktum können wir deutsch im Perfektum nur dann reden, wenn dasselbe außerhalb des historischen Zusammenhangs mit Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand oder als Beispiel für etwas noch in der Gegenwart Gültiges erwähnt wird. S. 16, Zeile 6: „den protestantischen Ständen sollte zugelassen werden u. s. w.“ (vielmehr: sie wurden angewiesen.). S. 21, Zeile 14 steht Meinung statt Absicht.

Damit ist aber auch wohl alles gesagt, was an diesem vortrefflichen Lehrmittel auszusetzen ist; der Referent hat fast pedantisch alles, was ihm bei genauer Prüfung aufgefallen ist, registriert; er bedauert, daß es nicht möglich ist, daneben auch auf die zahlreichen wohl gelungenen und musterhaften Parteeen im einzelnen aufmerksam zu machen. Sein schon früher ausgesprochener Wunsch, Hofmanns Lehrbuch möge eine große Zukunft haben, werde hiermit wiederholt.

2) Friedrich Hofmann, Lehrbuch der Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Zweites Heft. Römische Geschichte. Zweite Auflage. Berlin, Julius Springer, 1885. X u. 89 S. 1,20 M.

Die zweite Auflage dieses Heftes weist eine Anzahl von Verbesserungen auf; u. a. sind die meisten der in der Besprechung der ersten Auflage vom Referenten gemachten Vorschläge und Wünsche berücksichtigt worden und namentlich ist die Umarbeitung des Abschnittes über die Verfassung (S. 32 ff.) erfolgt. Warum aber S. 25 die Behauptung, daß im zweiten punischen Kriege die Entscheidung in Spanien erfolgte, stehen gelassen worden ist, vermag Ref. nicht zu ergründen. Auch Stil und Darstellung haben an einigen Stellen gewonnen, meist durch geringe Änderungen, z. B. in der Erzählung der *secessio plebis* S. 10 und des Bürgerkrieges S. 63. Störend wirkt noch immer der nicht seltene Gebrauch des Perfekts, wo das historische Tempus erfordert wird. S. 39 steht jetzt richtig: „das Avancement der Centurionen änderte sich so“ statt des früheren: hat sich geändert; ebenso ist S. 12: „die Fabier haben das mit Erfolg gethan“ jetzt das falsche Tempus verschwunden; doch finden wir noch S. 34 „die Censoren, deren Amt . . . vom Konsulat abgezweigt worden ist“, S. 71: „Augustus . . . hat die Parther gezwungen“; und ähnl. öfter.

Die Jahreszahlen standen in der ersten Auflage auch am Rande des Textes; diese Einrichtung ist jetzt leider fortgefallen. — Es sei hier noch gegen die Richtigkeit eines Gedankens Zweite

erhoben, den Hofmann S. 76 ausführt, wo die Rede ist von dem Zusammenströmen verschiedener fremder Kulte nach Rom und der dadurch erzeugten Verwirrung des Glaubens und Verwilderung der Sitten. Da heifst es: „Vergebens nahmen die Gebildeten ihre Zuflucht zu der Philosophie und die Ungebildeten zu dem trassesten Aberglauben; es zeigte sich, dafs der Mensch keine Ruhe findet ohne eine Religion, welche seinen Zweifeln ein Ende macht und seiner sittlichen Natur genügt“. Die geschilderten verrütteten Zustände sollen die Aufnahme und Verbreitung des Christentums erleichtert und gefördert haben, nimmt der Verf. mit vielen anderen an. Das sittliche Bedürfnis scheint indessen im allgemeinen kein Faktor für die Verbreitung des Christentums gewesen zu sein. Die sittliche Natur der Völker wie der einzelnen Menschen ist ja sehr verschieden; die unsittlichen und rohen werden eher gerade in einer unsittlichen, niedrigeren Religion ihr Genüge finden, da eine solche eben ihrer Natur entspricht. Ruhe haben viele aufserhalb des Christentums gefunden, und vielleicht noch mehr Seelen haben dieselbe im Christentum leider nicht gefunden. Dafs das Christentum den Zweifeln des Menschen ein Ende mache, diese Behauptung ist entschieden unhaltbar; im Gegenteil, es haben wohl die Bekenner keiner andern Religion von jeher so viel von Zweifeln zu leiden gehabt, wie die Christen. Wie viele Parteien und Schattierungen giebt es unter diesen! Zur Annahme des Christentums haben sehr verschiedene Faktoren bei den verschiedenen Individuen und Völkern gewirkt, bei den wenigsten aber wird es das gewesen sein, was hier betont ist. —

Referent wiederholt hier seine dringende Empfehlung des angezeigten Buches.

Reichenbach in Schlesien.

Feodor Rhode.

R. Krieger, Grundrifs der Zoologie für höhere Lehranstalten, insbesondere für Gymnasien. Mit 124 Abbildungen in Holzschnitt. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1866. 111 S. 1,60 M.

Die Lehrer der Naturwissenschaften sind wohl darin einig, dafs der Unterricht in den beschreibenden Naturwissenschaften in den unteren Klassen vom Besonderen zum Allgemeinen fortschreiten mufs; ob aber auch die für die Schüler bestimmten Leitfäden in dieser Weise abgefaßt sein sollen — darüber gehen die Ansichten auseinander. Da ich mit der Darstellung des Verfassers dieses Grundrisses vollkommen einverstanden bin, so glaube ich nichts Besseres thun zu können, als wenn ich den Passus aus dem Vorwort hier wörtlich wiedergebe, worin der Verfasser seine Grundsätze, die ihn bei der Abfassung seines Buches leiteten, ausspricht. Er sagt: „Der vorliegende Grundrifs der Zoologie soll ein Repetitionsbuch für den Schüler, nicht aber ein Leitfaden beim Unterrichte sein. Er soll nicht wie die jetzt so beliebten „methodischen Leitfäden“ alles das bieten, was in den Unterricht gehört und

dem Lehrer eine bestimmte Methode vorschreiben, sondern die allgemeinen Resultate, die beim Unterricht je nach der Individualität des Lehrers auf diese oder jene Weise gewonnen wurden für den Schüler zum Zweck der häuslichen Repetition kurz zusammen fassen. So muß z. B. nach meiner Ansicht die Auswahl der als Typen für die einzelnen Abteilungen zu besprechenden Tiere dem Lehrer überlassen bleiben, da derselbe dabei auf die vorhandenen Lehrmittel Rücksicht zu nehmen hat. Dabei wurden keine Beschreibungen einzelner Tiere gegeben, sondern der Charakteristik der Abteilung nur die Namen der wichtigsten Vertreter — hier und da mit Andeutung besonderer Eigentümlichkeiten und bei fremdländischen Tieren mit Angabe des Vaterlandes — hinzugefügt.“ Ich habe diesen Grundriß meinem Unterricht zu Grunde gelegt und denselben als ein vortreffliches Schulbuch schätzen gelernt. Auch ich gehe von der Betrachtung einzelner Tiere aus und lasse dann erst das Allgemeine folgen. Allen Lehrern die den zoologischen Lehrstoff beherrschen und nicht nach Rezepten unterrichten wollen, kann dieses Büchlein, das die Verlagshandlung sehr gut ausgestattet hat, nicht warm genug empfohlen werden.

Leipzig.

F. Traumüller.

- 1) W. Rattke, Leitfaden für den geometrisch-propädeutischen Unterricht. Hannover, Helwingsche Verlagshdl., 1886. 29 S. 1 M.

Das kleine Heft des Verfassers, in welchem die zahlreichen eingedruckten Figuren gewiß den vierten Teil des Raumes einnehmen, bietet nur die einfachen geometrischen oder, wenn man von den beiden letzten Seiten absieht, wo noch kurz die Körper erwähnt werden, nur die planimetrischen Definitionen. Wir können dem Büchlein, welches weder nach Inhalt noch Form etwas Neues bietet, keinen besonderen Wert beilegen.

- 2) E. R. Müller, Planimetrische Konstruktionsaufgaben mit Anleitung zu deren Lösung für höhere Schulen. Methodisch bearbeitet. Oldenburg, Stalling, 1886. 66 S. 1,20 M.

Diese Sammlung ist trotz ihres geringen Umfanges recht reichhaltig und durchaus methodisch angelegt. Die ersten zehn Seiten geben die Fundamentalaufgaben, wo nötig, mit kurzen Beweisen. Dann folgen fast ausschließlich Dreiecksaufgaben — nur eine Seite gibt leichte Vierecksaufgaben — unter Berücksichtigung der Höhen, der Mittellinien, der Winkelhalbierenden der Seitenabschnitte, der Seitenaggregate und der um-, ein- und angeschriebenen Kreise. Auf S. 35—44 folgen dann Aufgaben über die Konstruktion von Punkten, Geraden und Kreisen; da gibt § 24 eine Zusammenstellung der geometrischen Örter, die natürlich vorher schon fortwährende Verwendung gefunden haben und § 26 allgemeine Betrachtungen über die Lösung von Kon-

struktionsaufgaben. Erst von S. 51 folgen dann Aufgaben, welche die Anwendung von Verhältnissen voraussetzen. Den eigentlichen Schluss macht das Apollonische Berührungsproblem. — Durch Anwendung einer konsequenten gleichförmigen Bezeichnung ist die Zeichnung von Figuren unnötig geworden und auf einen kleinen Raum dennoch eine große Fülle von Aufgaben zusammengedrängt. Teilweise sind den Aufgaben kurze Andeutungen der vorzunehmenden Hilfskonstruktion beigelegt; außerdem ist an einigen als Musteraufgaben, die recht zweckmäßig gewählt sind, gezeigt, wie eine verständig angelegte Analysis zur Lösung der Aufgaben führe; dann werden Konstruktion, Beweis und Determination in gedrängter Kürze, aber durchaus vollständig und scharf angeschlossen. Den einzelnen Klassen von Aufgaben, die nach den auftretenden gegebenen Stücken bestimmt werden, sind die zu ihrer Lösung erforderlichen Hilfskonstruktionen und Sätze im allgemeinen vorausgeschickt. So empfiehlt sich die Sammlung durch zweckmäßige methodische Behandlung, durch Gedrängtheit und Schärfe des Ausdrucks und durch Korrektheit, auch des Druckes.

Wir fügen noch einige Bemerkungen hinzu. S. 2. Die Unterscheidung von p und q , u und v , als rechts und links sollte heißen: an a , an b . — Wir würden es sehr gern sehen, wenn der Verfasser bei den einzelnen Aufgaben durch eine kleine, etwa in Klammern zugefügte Zahl die im allgemeinen mögliche Anzahl der Lösungen angeben wollte. In seinen Musterbeispielen hat er bei der Determination in erfreulicher Weise darauf Rücksicht genommen. Ein ausdrücklicher Hinweis ist aber gewiss für Schüler und vielleicht auch oft für Lehrer, die sich leicht mit der einfachen Lösung begnügen möchten, recht erwünscht und zur Aufmerksamkeit anregend. Dabei bemerken wir gleich, daß wir auf S. 21 mit der Entscheidung des Verfassers nicht einverstanden sind; er zählt nämlich bei der Aufgabe c, γ, h_c , wovon h kleiner als das in der Mitte von c bis zum Durchschnitt des Kreises errichtete Lot ist, zwei Dreiecke. Da sie beide kongruent sind, so dürfen sie bei einer nicht örtlichen Aufgabe nur für eines gelten. Denn es muß festgehalten werden, daß bei einer solchen alle kongruenten Lösungen nur für eine gelten. Der Unterschied, je nachdem h_c ebenso groß oder kleiner als das betr. Lot ist, besteht nur darin, daß im ersteren Falle $a = b$, im andern a ungleich b ist. Dieser Punkt ist besonders wichtig für die fundamentale Aufgabe § 5, 21, das Dreieck aus $a + b$, c und γ zu konstruieren, wo die zwei entstehenden Dreiecke ebenfalls kongruent sind, obgleich dies wegen der verschiedenen Lage nicht gleich in die Augen springt und auch der Nachweis dieser Kongruenz dem Anfänger nicht ganz leicht zu werden pflegt. — Andererseits war in § 7, 2: „gegeben r und c , gesucht γ “, wohl hervorzuheben, daß γ zweideutig ist. Die hinter 3 angedeutete Konstruktion, welche darauf

beruht, daß r , $\frac{1}{2}c$ und γ ein rechtwinkliges Dreieck bilden und welche den Satz vom Tangentensehnenwinkel nicht voraussetzt, kann übrigens jederzeit statt der unter 1 angegebenen angewendet werden. — In der Determination S. 24 muß es statt $\beta < 2R$, heißen: $\beta + \gamma < 2R$. — Viele der in § 12 in dem zweiten Absatz angeführten Aufgaben gehören eigentlich nicht dahin; da durch $\alpha - \beta$, und β oder α oder γ sämtliche Winkel gegeben sind, so hat man mit $p - q$ nichts zu thun. — S. 45, 7 sollte es heißen: „besteht in den beiden Kreisabschnitten, welche . . .“ und in 9 „der nach beiden Seiten verlängerte Radius KP .“ — Wir zweifeln nicht, daß sich das kleine Buch neben einem Lehrbuche, welches, wie das Kamblysche, den Aufgaben nur geringe Beachtung schenkt, recht geeignet erweisen wird.

Züllichau.

W. Erler.

- 1) K. Uth, Leitfaden für den Unterricht in der Planimetrie 3. Auflage. Kassel und Berlin, Theodor Fischer, 1886. X u. 111 S. 8.
- 2) A. Stegmann, Die Grundlehren der ebenen Geometrie. 3. Aufl., herausgegeben von J. Lengauer. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung, 1886. VI u. 217 S. 8.

Das erstere Buch erinnert in Bezug auf die Ausdehnung des Stoffes und der Beweise, sowie durch die gefällige Form an die Planimetrie von Kambly. Als Anhang sind zwei Sammlungen von Aufgaben zugefügt. Die eine enthält 1000 Nummern mit Konstruktionsaufgaben, die andere 250 Nummern mit Übungssätzen. Die Abweichungen von den bekannten Mustern sind geringfügig und scheinen uns nicht einmal vorteilhaft. Wir wollen nur drei Punkte besprechen. Die Winkel sind als Richtungsunterschiede definiert, die Parallelen als Linien, welche einander nicht schneiden. Bei dem Beweise des Hauptsatzes über die Parallelen ist gesagt, daß man von derselben Richtung weg durch gleiche Richtungsunterschiede zu Linien kommen müsse, welche gleiche Richtung haben. Diese Linien müßten aber parallel sein, denn wenn sie sich schnitten, könnten sie nicht gleiche Richtung haben. — Dieser Beweis ist nicht etwa ein mangelhafter Beweis, sondern geradezu eine Erschleichung. Betrachten wir zunächst die Definition des Winkels als Richtungsunterschied. In der Algebra wird der Größenunterschied $a - b$ erklärt als diejenige Größe, welche zu b addiert a hervorbringt. Ist nun auch der Richtungsunterschied eine Richtung, welche zur Richtung b addiert die Richtung a hervorbringt? Man ist doch hier ebenso gut wie in der Arithmetik berechtigt zu fragen, was das Wort „Differenz“ bedeuten soll. Wir wollen mit dieser Frage nur die Bemerkung einleiten, daß die Erklärung des Winkels als Richtungs-differenz gar keine Definition ist, sondern von einer solchen nur die Form hat. Diese Erklärung ist nichts als eine

erste Annahme der zu beweisenden Sätze. Mit dem Worte *inkeldifferenz* bezieht man sich nämlich auf die Größendifferenzen und macht durch das Wort allein geltend, daß diejenigen, welche für Größendifferenzen gelten, hier — bei den *inkeldifferenzen* — ein Entsprechendes haben. Man setzt also voraus, daß man von derselben Richtung weg durch dieselben *inkeldifferenzen* zu gleichen Richtungen kommen müsse, gerade so man aus derselben GröÙe durch Addition gleicher Größendifferenzen gleiche GröÙen bildet. Dieses ist aber eine Annahme und durchaus keine Folgerung, denn der „Richtungsunterschied“ ist nicht unter den Begriff „Größenunterschied“ — der Richtungsunterschied ist ja nicht wieder eine Richtung, sondern ein Ding ganz anderer Art —, und die für Größenunterschiede angemessenen Grundsätze dürfen nicht ohne weiteres auf Richtungsunterschiede ausgedehnt werden. Wenn man den Winkel Richtungsunterschied nennt, so hat das Wort Unterschied eine übertragene Bedeutung, und diese Übertragung hat nur deshalb einen Grund, weil sich ein geometrischer Satz findet, der den Sätzen über Größendifferenzen entspricht, weil man von derselben Richtung durch Antragung gleicher Winkel zu gleichen Richtungen kommt. Demnach darf man umgekehrt aus diesem Worte Richtungsunterschied, für welches gar nicht definiert ist, was unter Unterschied verstanden werden soll, die genannte geometrische Wahrheit folgern. Wenn aber der Verfasser wirklich als Grundsatz annehmen will, daß man von derselben Richtung durch gleiche Winkel (oder mit welchem Namen er diese Figur bezeichnen will) zu gleichen Richtungen komme, so raten wir ihm, diesen Grundsatz offen anzusprechen.

Weiter bemerken wir, daß dieses Buch die geometrischen *Orter* in das System nicht aufnimmt. Nur der Wortlaut dieser Sätze ist in den Übungen enthalten. Nun kann man aber für die Konstruktionsaufgaben weder die Analyse noch den Beweis der Richtigkeit führen, ohne die beiden Behauptungen zu kennen, die in jedem Ortssatze enthalten sind, von welchen die eine in der Analyse, die andere in dem Beweise gebraucht wird. Zwar liebt auch Kambly die geometrischen *Orter* nicht, aber er ist doch insofern konsequent, als er mit dem Buche keine systematisch geordnete Aufgabensammlung verbindet. Wenn man jedoch in dem Texte des Buches auf die Aufgaben einer solchen Sammlung hinweist, wie der Verfasser vorliegenden Buches es thut, und dennoch die Mittel zur Behandlung dieser Aufgaben aus dem System wegläßt, so halten wir dieses für ungerechtfertigt. Eine besondere Eigentümlichkeit des Buches ist, daß die Kreislehre zuletzt — nach der Ähnlichkeitslehre — behandelt wird. Euklid hat dieselbe im 3. Buche, und dies ist schon spät, denn Schnitte von Geraden unter einander und mit Geraden kommen schon früher vor. Man versteht also wohl den Wunsch, Teile der Kreislehre

früher zu behandeln, aber ganz unbegreiflich ist es, warum man die Kreislehre noch weiter zurückschiebt. Es hängt dieser Umstand mit der Einteilung des Buches zusammen. Das erste Kapitel behandelt unter dem Titel „Von der geraden Linie“ die Kongruenz, die Fläche und die Ähnlichkeit geradliniger Figuren, und der Kreis bildet das zweite Kapitel. Der Verfasser sagt: „Die elementare Planimetrie beschäftigt sich nur mit der Geraden und dem Kreise“ und macht geltend, dafs man durch diesen Umstand geradezu auf die obige Einteilung geführt werde. Er ist der Ansicht, dafs es unstatthaft sei, Kongruenz und Ähnlichkeit als Hauptteile hinzustellen, und behauptet, der Gleichheit könne nur die Ungleichheit gegenüberstehen, und dieses treffe in der genannten Einteilung nicht zu, weil die Ähnlichkeit wiederum die Gleichheit als besonderen Fall enthalte.

Das zweite Buch zeigt ebenfalls die gebräuchliche Behandlungsweise der Planimetrie. Es ist umfangreicher als das erstere, weil es manches behandelt, das sonst dem mündlichen Unterrichte überlassen bleibt, und die Beweise sehr eingehend führt, was den Schülern bei Repetitionen zu statten kommen mag. Es berührt angenehm, dafs die Beweise nicht lediglich mathematische Zeichen enthalten, wie manche andere Lehrbücher der Geometrie, welche äußerlich eher einer Arithmetik gleich sehen. Auch halten wir es für lobenswert, dafs in diesem Werke von vereinfachenden Bezeichnungsweisen Gebrauch gemacht ist. Wenn man, wie es bei ersterem Buche geschehen ist, darauf hält, dafs alle Winkel mit drei Buchstaben gelesen werden, so erschwert man das Lesen der Beweise ungemein und in geringerem Grade auch die Aufmerksamkeit der Schüler auf die an der Tafel geführten Beweise. Auffallenderweise ist auch hier wieder die Kreislehre an den Schluß gesetzt, was wir nach dem bei dem ersteren Werke bemerkten für schädlich halten. Der Fehler ist dadurch gemildert, dafs schon in § 11 bis 14 einiges über den Kreis gesagt ist. Sogar die Erklärung des geometrischen Ortes findet sich schon in § 13 mit der Angabe, dafs die Ortssätze zwei Nachweise erfordern. Wir glauben, dafs man an dieser Stelle noch ohne die Definition des Ortes auskommen könne (und sollte), wenn man den Umstand benutzt, dafs der Kreis durch Bewegung (Drehung der Strecke) beschrieben wird. Dem Buche ist eine Sammlung von sehr vielen Aufgaben angefügt, welche in 12 Anhängen unter die einzelnen Abschnitte verteilt sind. Die geometrischen Orter sind in derjenigen Ausdehnung behandelt, welche für die Lösung dieser Aufgaben notwendig und hinreichend ist. Die Stegmannschen Grundlehren der ebenen Geometrie gehören jedenfalls zu den besseren Lehrbüchern dieser Art.

Metz.

Hubert Müller.

DRITTE ABTHEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLLEN.

Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preußen XXI.

Der einundzwanzigste Band enthält die Verhandlungen der neunten Direktoren-Versammlung in der Provinz Pommern, welche am 20., 21. und 22. Mai 1895 zu Stargard i. P. abgehalten wurde. Es nahmen an ihr außer dem vorsitzenden Provinzial-Schulrat 24 Direktoren resp. Rektoren teil, durch welche 19 Gymnasien, von denen zwei mit Realgymnasien und eins mit einem Realprogymnasium verbunden sind, 1 Realgymnasium, 2 Progymnasien und 3 Realprogymnasien vertreten wurden. Die Direktoren waren auf Anregung des Herrn Geh.-Rats Gandtner zum ersten Mal zur Teilnahme eingeladen. Nicht erschienen waren die Direktoren der städtischen höheren Lehranstalten zu Stettin (eines Gymnasiums und zweier Realgymnasien), da, wie der Vorsitzende mittheilte, die Stettiner Stadtverordneten-Versammlung zu seinem lebhaften Bedauern ihnen die Mittel zur Bestreitung der Reisekosten versagt hatte. „Um so höher“, fuhr er fort, „dürfen wir es schätzen, daß die städtischen Behörden selbst der kleinsten und ärmsten unter den pommerschen Städten, in welchen sich höhere Schulen befinden, in Anerkennung des hohen Wertes, welchen neben den Beratungen über wichtige pädagogische Fragen der persönliche Verkehr auf diesen Konferenzen nach den hier und in vielen andern Provinzen des Staats gemachten Erfahrungen für das Gedeihen der höheren Schulen besitzt, den Vorstehern derselben die Teilnahme an dieser Versammlung ermöglicht haben.“ Aus den einleitenden Worten des Vorsitzenden entnehmen wir ferner, daß das städtische Gymnasium in Pyritz zum 1. April 1895 in das Patronat des Staates übergegangen ist und daß für einen großen Teil der übrigen städtischen höheren Lehranstalten in Pommern die Übernahme auf den Staat bereits beantragt war.

Verhandelt wurde über den Unterricht in der Naturbeschreibung, Physik und Chemie, über die lateinische Lektüre, über die griechische Lektüre und über die Behandlung deutscher Lesestücke in den unteren und mittleren Klassen. Wir teilen darüber Folgendes mit.

1. Verhandlung über den Unterricht in der Naturbeschreibung auf Gymnasien und Reallehranstalten nach Methode und Hilfsmitteln. Die Debatte führte zur Annahme folgender Thesen: 1. Der Zweck des naturwissenschaftlichen Unterrichts ist, den Schülern solche Kenntnisse von der Natur zu geben, daß sie sich für die Erscheinungen in der Natur interessieren, dieselben verstehen oder zu verstehen suchen und auch im späteren Leben ihr praktisches Verhalten gegenüber der Natur gemäß den Ergebnissen der Naturwissenschaft einrichten oder einzurichten suchen. 2. Der Zweck des naturbeschreibenden Unterrichtes ist, den Schülern der-

artige Kenntnisse auf dem Gebiete der Botanik, Zoologie und Mineralogie zu geben. 3. Dieser Unterricht hat daher die Aufgabe, a) unter Anleitung zum Beobachten dem Schüler eine Kenntnis derjenigen Pflanzen, Thiere und Mineralien zu geben, welche vermöge ihrer typischen Eigenschaften für die Erkenntnis der ihn umgebenden Natur am wichtigsten sind; b) Kenntnisse durch Erzeugung möglichst klarer und deutlicher Vorstellungen von den Objekten durch präzise Benennung derselben und durch einfache Verknüpfung der Vorstellungen unter einander möglichst behäblich zu machen; c) die dem Gedächtnisse dienende Verknüpfung der Vorstellungen zugleich so herzustellen, daß der Schüler ein möglichst vollkommenes geistiges Bild der einzelnen Objekte erhält, die Gesamtheit derselben vermöge ihrer Ähnlichkeit und Unähnlichkeit als eine gegliederte Einheit aufzufassen beginnt und aus der Entstehungsweise und der Bestimmung derselben eine erste Anschauung von der in der Natur waltenden Gemäßigkeit gewinnt. 4. Der Lehrer hat die Pflicht, bei dem beschreibenden Unterrichte durch sein Verhalten, bei Gelegenheit aber durch Mahnungen darauf hinzuwirken, daß das theoretische und praktische Verhalten der Zöglinge gegenüber der Natur dem sittlich-religiösen Grundsätzen entspricht. 5. Wirkungen des richtig erteilten Unterrichts in der Naturbeschreibung würden sein: a) Gewöhnung an genaue Beobachtung der Wirklichkeit, b) Bereicherung der Phantasie durch Bilder seltener Erscheinungsformen, c) Genauigkeit im sprachlichen Ausdruck für seltene Erscheinungen, d) Übung im Bilden von Begriffen, Urteilen und Schlüssen, e) Anregung des sittlichen Willens und Belebung des religiösen Gefühls. 6. Es empfiehlt sich folgende Pensumverteilung: Sexta: Großblütige Dikotyledonen. Säugetiere und Vögel. Betrachtung einzelner Repräsentanten der Art. Vergleichende Zusammenstellung des Unterrichts Gewonnenen, namentlich der für die Morphologie wichtigen Begriffe. Quinta. Schwierige Dikotyledonen und Monokotyledonen; Gliedertiere. Vergleichende Beschreibung des Gattungscharakters. Erweiterung der in Sexta gewonnenen Grundbegriffe. Quarta. Schwierige Monokotyledonen und Monokotyledonen; Gliedertiere. Vergleichende Beschreibung und Erweiterung des Familiencharakters. Vergleichende und erweiterte Zusammenstellung der morphologischen und biologischen Grundbegriffe. Anfang der Bestimmungsübungen. Tertia. Gymnospermen und Kryptogamen Ordnungen der Gliedertiere, niedere Tiere. Lehre vom Bau des menschlichen Körpers. Vergleichende Beschreibung. Einführung in das Linné'sche System, welches im einzelnen schon von Sexta an vorzubereiten ist. Zusammenfassung der Familien zum natürlichen System. Vergleichende und erweiternde Zusammenstellung des für die Morphologie und Biologie Wichtigsten. Bestimmungsübungen. Der botanische Unterricht ist in Untertia notwendig, in Oberertia unter Umständen zulässig. In der Mineralogie Kenntnis der einfachsten Krystallformen und einzelner besonders wichtiger Mineralien. 7. Es ist den Versuchen der einzelnen Anstalten überlassen, mit der Mineralogie in Oberertia eine Einleitung in die Chemie zu verbinden. 8. Bei der Stoffauswahl sind vor allem möglichst typische Exemplare zu berücksichtigen, deren Kenntnis für die weitere Schüler mögliche Erkenntnis der Natur am wichtigsten ist. Dabei ist auf die praktische Verwendbarkeit der Kenntnisse und auf ihre

für die übrigen Zweige der Bildung (auf die sogenannte formale Bildung) Rücksicht zu nehmen. 9. Der Unterricht in der Botanik muß auf die Kenntnis des natürlichen Systems hinarbeiten, mit dem Linnéschen System sind die Schüler daneben bekannt zu machen. 10. Auf den unteren Stufen ist vorzugsweise die fragende und vorzeigende, auf den oberen auch die fragende und vortragende Lehrform anzuwenden. 11. Das Vorzeichnen des Lehrers ist als ein vorzügliches Mittel zur Verdeutlichung des Gelehrten, das Nachzeichnen der Schüler als ein gutes Mittel zur Einprägung zu empfehlen.

II. Verhandlung über den Unterricht in der Physik auf Gymnasien und Reallehranstalten nach Methode und Hilfsmitteln. Als Zweck des physikalischen Unterrichts wurde „die Belebung und Pflege der Beobachtungslust und Beobachtungskunst“ bezeichnet. Dem Unterricht in der Physik soll in O. III ein Kursus der mathematischen Geographie vorausgehen. In II sollen behandelt werden die allgemeinen Eigenschaften der Körper, die Chemie, die Wärmelehre mit der Mineralogie, Magnetismus und Elektrizität, in I Mechanik, Optik, mathematische Geographie, Akustik. Für I wurde ein halbjähriger Wiederholungskursus (bezw. zwei Vierteljahrskurse zur Wiederholung) empfohlen. Unter den Ergebnissen der Beratung findet sich folgender Satz: „Für Realgymnasien ist es zweckmäßig, in II die grundlegenden Sätze aller Kapitel, ausgenommen die Optik, durchzunehmen, in I dieselben mit mathematischer Begründung erweitert zu wiederholen.“ In Beziehung auf die Methode des Unterrichts sprach der Vorsitzende in der Debatte den Wunsch aus, „dafs mit der Mathematik in der Physik nicht zu viel operiert werde“. Wir möchten uns hierzu die Bemerkung erlauben, dafs mit dieser Äußerung hoffentlich nicht das gegenseitige Verhältnis des physikalischen und mathematischen Unterrichts tangiert werden sollte.

III. Verhandlung über den Unterricht in der Chemie. An der Debatte beteiligten sich nach dem gedruckten Protokolle über dieselbe nur drei Mitglieder. Die Behauptung, dafs auch an den Gymnasien eine Einführung in die Chemie erforderlich sei, „da jetzt jeder gebildete Mensch eine Vorstellung von den Aufgaben und Anfangsgründen dieser hochwichtigen Wissenschaft haben müsse“, ist jedenfalls nicht so aufzufassen, dafs dadurch die Bedeutung der Chemie für das Gymnasium gekennzeichnet werden sollte. Eine Abstimmung fand nicht statt.

IV. Verhandlung über die Auswahl der auf den Gymnasien zu lesenden lateinischen Schriftsteller. Aus den nach der eingehenden Debatte gefassten Beschlüssen heben wir einen hervor: „Für die einzelnen Klassen werden folgende Lesestoffe bezeichnet: für IV notwendig Cornelius Nepos (im überlieferten Texte) und poetische Lektüre, wünschenswert sowohl einige Fabeln des Phädrus als anderes aus dem *Tirocinium poeticum*. Für VIII notwendig Cäsars *Bellum Gallicum* und Ovids *Metamorphosen*. Für OIII notwendig Cäsars *Bellum Gallicum* und Ovids *Metamorphosen*, wünschenswert Curtius, zulässig Cäsars *Bellum civile*, unzulässig Cic. *Cato maior*. Für III von Prosaikern notwendig Livius mit sehr sorgfältiger Auswahl nicht nur in den Büchern, sondern auch in den Teilen der Bücher, und Ciceros catilinarische Reden (wenigstens zwei), zulässig Cic. *pro Roscio Am.*, *pro Deiotaro* und *Cato maior*, von Dichtern notwendig Vergils *Aeneis*, zulässig Ovids *Fasti*. Für OII

von Prosaikern notwendig Livius wie in Ull, Sallustius (Catilina), Cicero de imperio Cn. Pompei, zulässig Cic. div. in Caeciliam, in Verrem ac II. liber I, IV, V, pro Sulla, pro Milone, or. Philipp. I und II, Laelius von Dichtern notwendig Vergils Aeneis, wünschenswert eine Auswahl aus den Elegikern, zulässig Ovids Fasti, Vergils Bucolica und Georgica Für I von Prosaikern notwendig Tacitus' Germania und Annalen in Auswahl, Cicero de oratore und Tusculanae oder de officiis, wünschenswert Cic. pro Sestio, zulässig Cic. de finibus und Briefe Ciceros; von Dichtern notwendig nur Horaz' Oden und Epistola sowie einige Satiren."

V. Verhandlung über die Auswahl der auf den Realgymnasien zu lesenden lateinischen Schriftsteller.

VI. Verhandlung über die Auswahl der auf den Gymnasien zu lesenden griechischen Schriftsteller. Von den angenommenen Thesen teilen wir folgende mit. In III ist in den ersten 4—8 Wochen das Lesebuch der Ull, dann Xenophons Anabasis zu lesen. In Ull sind notwendig: 1. die fortgesetzte Lektüre von Xenophons Anabasis; 2. dessen Hellenica oder Cyropädie mit Auswahl; 3. Homers Odyssee im Durchblick. Zulässig sind Auszüge aus Plutarch. In Oll sind notwendig: 1. Herodot in Auswahl; 2. Lysias in Auswahl; 3. Xenophons Memorabilien in Auswahl. 4. Homers Odyssee im Durchblick. In Ul sind notwendig: Platos Apolog und Crito; 2. Demosthenes' olynthische und philippische Reden mit Auswahl; 3. von Homers Ilias 12 Bücher mit Auswahl; 4. Sophokles' Antigone. Zulässig sind einige Stücke des Euripides und Thucydides mit Auswahl. Wünschenswert: einige kleinere Dialoge des Plato. In Ol sind notwendig: 1. Thucydides in Auswahl; 2. Platos Protagoras oder Phaedo in Auswahl; Ilias im Überblick; 4. von Sophokles eine Tragödie nach Auswahl. Zulässig eine weitere Tragödie des Sophokles und Demosthenes de corona; Platos kleinere Dialoge. — In allen Klassen ist in je einer wöchentlichen Stunde die Übung im extemporalen Übersetzen leichterer Stellen der ausgewählten griechischen Schriften notwendig."

VII. Besprechung über die Behandlung deutscher Lesestücke in den unteren und mittleren Klassen höherer Schulen. Aus der Reihe der dreißig angenommenen Thesen glauben wir folgende besonders hervorheben zu sollen. „Der Lektüre eines Lesestücks hat in der Regel eine kurze Vorbemerkung voranzugehen.“ „Dieselbe hat den Zweck, 1. die Erwartung der Schüler zu erregen, 2. diejenigen Thatsachen zu erläutern ohne deren Kenntnis das Lesestück oder Teile desselben beim ersten Lesen unverständlich bleiben müssen, 3. bei rein lyrischen Gedichten die Schüler soweit thunlich, in die Stimmung zu versetzen, welcher das Gedicht seine Entstehung verdankt.“ „Der Lehrer lese Gedichte und zuweilen auch kleinere prosaische Lesestücke erst ganz vor; bei größeren halte er nach den Hauptabschnitten inne.“ „Auf das Vorlesen seitens des Lehrers folgt eine Besprechung und zwar teils in der Form der belehrenden Mitteilung, teils der fragenden Entwicklung.“ „Nach der Erklärung folgt das Lesen der Schüler.“ „Die Erzählung des Inhalts der Gedichte, auch der erzählenden, ist im allgemeinen zu verwerfen.“ „Der Lehrer hat sich, wenn irgend möglich, einzurichten, daß mit dem Ende der Stunde die Besprechung eines Lesestückes oder größeren Abschnittes beendet ist.“

VIERTE ABTHEILUNG.

INGESANDTE BÜCHER.

1. Fr. Kirchner, Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe. S. 257 — 459. Schluss des Werkes. Vgl. diese Zeitschr. 1886 I. 251 Nr. 2 und S. 330 Nr. 1.

2. Aug. Vogel, Philosophisches Repetitorium für Studierende und Kandidaten der Philologie und Theologie. Erster Teil: Geschichte der Philosophie. Dritte Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1886. X u. 51 S. 2,50 M. — Der Verf. hat in dieser Auflage von größeren Änderungen abzusehen.

3. J. J. Bodmer, Die Sekundarschule Thalweil 1835 — 1885. Festschrift zur Feier ihres 50jährigen Bestandes. Im Auftrage der Sekundarschulpflege bearbeitet. Thalweil, Alfr. Brennwald, 1886. IV u. 106 S. nebst Beilage von 34 S. — Zunächst ist das Schriftchen für die ehemaligen Schüler der Sekundarschule bestimmt; der Verf. hat jedoch auch für weitere Kreise die kleine lokalgeschichtliche Skizze hier und da mit Reflexionen allgemeiner Natur durchflochten. Die Beilagen enthalten ein Verzeichnis der Mitglieder des Garantievereins, Angaben über den Schulkreis, Verzeichnisse der Mitglieder der Sekundarschulpflege Thalweil, der Lehrer an der Anstalt und der Schüler von 1835 — 1875.

4. M. Wetzel, Die wichtigsten lateinischen Synonyma. Separatdruck aus Schultz-Wetzels lateinischer Schulgrammatik. Paderborn und Göttingen, Ferd. Schöningh, 1886. 18 S. 0,30 M. — Das Schriftchen eignet sich auch für den selbständigen Gebrauch ohne die Schulgrammatik.

5. Jos. Schlüter, De satirae Persanae natura et indole. Programm des Progymnasiums zu Andernach 1886. 14 S. 4.

6. Anecdota varia Graeca et Latina. Ediderunt Rud. Schoell et Guil. Studemund. Volumen I: Anecdota varia Graeca musica metrica grammatica edidit Guilelmus Studemund. Berolini apud Weidmannos MDCCCLXXXVI. VI u. 313 S. 10 M. — Inhalt: 1) Tres rationes harmonici, ed. Adolfus Stamm. 2) Georgii Choerobosci exegesis de Hephaestionis enchiridion de metris, ed. Guilelmus Hoerschelmann cum eiusdem epilogomenis et epistula critica Guilelmi Studemund. 3) Appendix de codicibus aliquot Italicis ad Hephaestionem et Choeroboscum exegesis pertinentibus, scripsit Guilelmus Studemund (in 8 Kapiteln, S. 97 — 209). 4) Anonymi Ambrosiani de re metrica, ed. Guilelmus Studemund (in 5 Kapiteln und einer Appendix, S. 211 — 256). 5) Anonymi Laurentiani duodecim deorum epitheta, ed. Guilelmus Studemund. 6) Ausführliche Indices. — Ein Werk von überraschender Fülle des Inhaltes, welches mit einer Gelehrsamkeit und einem Fleiße bearbeitet ist, die der deutschen Wissenschaft wahrhaft zur Ehre gereichen.

7. Max Hecht, Orthographisch-dialektische Forschungen auf Grund attischer Inschriften. Zweiter Teil. Leipzig, Kommissionsverlag von Gust. Fock. 16 S. 4. 0,60 M.

8. H. Kanter, *Platos Anschauungen über Gymnastik*. Progr. des Königl. evang. Gymnasiums zu Graudenz 1886. 22 S. 4.

9. Franz Striſler, *De Stoicorum studiis rhetoricis*. Pars I. Diss. von Breslau 1886. 41 S.

10. Adolf Metz, *Über Wesen und Wirkung der Tragödie*. Berlin, Carl Dunckers Verlag (C. Heymoos), 1886. 79 S. 1 M.

11. J. Hoffory und P. Schlenther, *Dänische Schaubühne, die vorzüglichsten Komödien des Freiherrn Ludwig von Holberg*. 7. u. 8. Lieferung. Berlin, H. Reimer, 1886. S. 193—383. — Vgl. diese Zeitschr. 1886 S. 384.

12. J. C. N. Backhaus, *Vorschule der Englischen Sprache*. Unter besonderer Berücksichtigung der Aussprache und der Umgangssprache bearbeitet. Zweite, vermehrte Auflage. Hannover, Karl Meyer (Gustav Prior), 1886. VIII u. 218 S. 2 M., geb. 2,40 M. — In grammatischer Beziehung sind gegen die 1. Auflage einige Vervollständigungen eingetreten und die Übersicht vermehrt worden. Ein Inhaltsverzeichnis und ein Wörterbuch sind neu hinzugekommen.

13. Wilhelm Fleischbauer, *Über den Gebrauch des Konjunktivs in Alfreds altenglischer Übersetzung von Gregors Cura Pastoralis*. Erlangen, Andreas Deichert, 1885. 95 S. 1,50 M.

14. *Länderkunde der fünf Erdteile*. 6. und 7. Lieferung. Leipzig, G. Freytag, 1886. S. 161—224. Jede Lieferung 0,90 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1886 S. 384.

15. C. Spitz, *Lehrbuch der sphärischen Trigonometrie* nebst vielen Beispielen über deren Anwendung zum Gebrauche an höheren Lehranstalten und beim Selbststudium. Dritte, durchgesehene Auflage. Mit 42 in den Text gedruckten Figuren. Leipzig, C. F. Wintersche Verlagshandlung, 1886. VIII u. 175 S. 3,50 M. — Diese 3. Auflage, elf Jahre nach der 2. erschienen, ist, wie der Verf. selbst erklärt, mit geringen Ausnahmen, welche sich auf die genauere Ausrechnung einiger Beispiele beziehen, ein reiner Abdruck der zweiten Auflage.

16. Fr. Vormung, *Die reducierten Quer-Summen und ihre Anwendung zur Kontrolle von Rechnungs-Ergebnissen in leicht falscher Anweisung für Bau- und Rechnungs-Beamte, Kaufleute und Landwirte sowie statistische und sonstige wissenschaftliche Rechner*. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Förster. Eberswalde, in Kommission von Peter Wolframs Akadem. Buchhandlung, 1886. 16 S. 0,50 M. — Erörterung eines uralten, aber neuerdings unberücksichtigt gebliebenen Kontrollverfahrens für die Richtigkeit von Additions-, Subtraktions-, Multiplikations-, Divisions-, Potenzierungs- und Radizierungsrechnungen.

17. Aug. Stakemann, *Spruchsammlung insbesondere für höhere Lehranstalten und mehrklassige Schulen*. Nach dem kleinen Katechismus Luthers geordnete und nach Jahreskursen bezeichnete biblische Sprüche mit zwei Spruchregistern. Im Anhang der vollst. kl. Katechismus Dr. M. Luthers, dessen Katechismuslieder und die drei ökumenischen Symbole. 3., umgearb. Aufl. Oldenburg, Gerh. Stalling, 1886. XX u. 124 S. 1 M.

18. Ed. Schauenburg und Fr. Erk, *Schulgesangbuch für höhere Lehr-Anstalten*. Sechste Stereotyp-Auflage. Frankfurt a. M., A. Gestewitz, 1886. IV u. 79 S. 0,80 M. — Das Büchlein enthält Text und Melodie von 112 geistlichen Liedern und ist für den Gesangunterricht und für die Schandachten recht geeignet.

19. J. Schmarje, *Schule der Rundschrift für gehobene Volksschulen, Gewerbeschulen und höhere Lehranstalten*. 1. u. 2. Heft. Hamburg, J. F. Richter. Jedes Heft 0,30 M. — Normalschreibhefte mit methodischen Winken.

ERSTE ABTHEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Grundzüge eines Lehrplans für die deutsche Lektüre.

Die umfangreiche Litteratur, welche in den letzten Jahren über Ziele und Methode des deutschen Unterrichts erschienen ist, hat bisher nur einen zweifelhaften Erfolg aufzuweisen. Noch immer gehen die prinzipiellen Anschauungen über Wesen und Ziele des Unterrichts in der Muttersprache, namentlich in der Litteratur derselben, weit auseinander; und eine gewisse Gleichförmigkeit der äußeren Praxis, die sich allmählich herausgebildet hat, vermag den inneren Mangel einer festen, nach einheitlichen Grundsätzen geregelten Methode nur schwer zu verhüllen. Einen der Gründe dieses Misserfolges darf man wohl darin sehen, daß die bisherigen Erörterungen zu ausschließlich die letzten Ziele und dementsprechend die oberste Stufe des deutschen Unterrichts ins Auge gefaßt und den Zusammenhang derselben mit den unteren Stufen, die doch erst das Fundament für jene bilden, nicht hinreichend berücksichtigt haben. Der vorliegende Versuch vermag vielleicht dadurch, daß er die Aufgabe in ihrem ganzen Umfange gleichmäßiger zu übersehen und zu berücksichtigen strebt, dazu beitragen, dieselbe ihrer Lösung näher zu bringen.

Daß die Hauptaufgabe der deutschen Lektüre die Einführung in das Verständnis unserer klassischen Litteraturwerke ist, soweit herrscht wohl volle Übereinstimmung. Bereits hier aber erhebt sich eine Schwierigkeit mit der Frage, was man denn unter Verständnis einer Dichtung eigentlich zu begreifen habe. Es geht mit diesem wie mit manchem andern Worte, das wir täglich gebrauchen: wir haben eine allgemeine Vorstellung von seinem Inhalte, wollen wir aber einen exakten Begriff, ein pädagogisches Prinzip aus demselben gewinnen, so erheben sich sofort Zweifel und Schwierigkeiten, welche keineswegs auf Wortklauberei beruhen, sondern sehr entschieden praktische Bedeutung haben.

In einem absoluten Sinne nämlich kann man von einem Verständnis klassischer Dichtungen überhaupt nicht sprechen. „Ein echtes Kunstwerk“, sagt Goethe, „bleibt wie ein Naturwerk für unsern Verstand immer unendlich.“ Das Verständnis jedenfalls, welches unsere Schüler für solche Werke haben, ist ein beständig wachsendes und sich erweiterndes, so daß der Primaner mit ganz anderem Eindringen, mit weit aufgeschlossenerem Sinne auch die einfachsten Gedichte betrachten und genießen wird, als sie der Tertianer gelesen hat. In diesem Sinne giebt es kein größeres Dichterwerk, welches nicht dem Verständnis auch des gereiftesten Schülers noch Aufgaben stellte, die er nur mit Anstrengung und nur unter dem Beistande des Lehrers bewältigen kann. Wollte man nun, wenn auch nicht ein scheinbar absolutes, so doch das höchstmögliche Verständnis zum Maßstab für die Schülerlektüre machen, so würde man dahin geführt werden, alle klassischen Litteraturwerke ohne Unterschied erst auf der letzten Stufe des Unterrichts zu lesen (wie denn z. B. Hiecke Der Deutsche Unterricht S. 96 in seinem Sinne sicherlich mit Recht davor warnt, mit Knaben Schillersche Balladen zu behandeln, da ihnen der Sinn für die Formen dieser Dichtungen notwendigerweise noch fehle). Eine pädagogische Stufenfolge, welche die verschiedenen Altersstufen berücksichtigt, würde sich auf diese Weise garnicht ergeben.

Nun aber ist doch das, was der Dichter zunächst und vor allen Dingen beabsichtigt, ein unmittelbarer Eindruck, den seine Schöpfung auf den unbefangenen Leser hervorbringen soll. Der Dichter will zunächst auf Fantasie und Gemüt wirken, auf den Verstand nicht oder doch nur insofern derselbe jene weitere Wirkung zu vermitteln hat. Mit einem Wort, der Dichter verlangt ein Nachempfinden, welches auf unmittelbarer Anschauung seines Werkes, nicht auf einem verstandesmäßigen Ergreifen seiner Intentionen beruhen soll. Wird diese Anschauung hervorgebracht, wird jene Empfindung bewirkt, so ist das Werk in gewissem Sinne verstanden. Nur auf dieses anschauliche Verständnis, nur auf die Empfänglichkeit für den unmittelbaren Eindruck kann es uns ankommen, wenn wir mit Tertianern Schillersche Balladen, mit Untersekundanern Goethesche Dramen lesen. Und das Kriterium, nach welchem Auswahl und Reihenfolge der Lektüre für die einzelnen Alterstufen zu bestimmen ist, wird immer die Frage sein: Vermag der Lehrer seinen Schülern die lebendige Anschauung vom Inhalt eines Werkes zu erwecken?

Aus der so gewonnenen Anschauung nun kann ein höheres, weil bewufsteres Verständnis hervorzunehmen: dasselbe beruht auf der Fähigkeit, die Intentionen des Dichters und die Kunstmittel, durch welche dieselben realisiert werden, von einander abgesondert zu betrachten und verstandesmäßig zu ergreifen. Es ist freilich wahr, daß die Intentionen des schöpferischen Geistes nicht immer

bewufste sind, dafs „der Dichter seine Gestalten als lebende und konkrete erschaut und geschaffen“ hat und dafs verstandesmäfsige Erörterung derselben „häufig genug zu Erwägungen führt, an welche der Dichter gar nicht gedacht hat“¹⁾. Aber der unproduktive, der empfangende Geist, er kann sich die „Fülle der Gesichte“, den unendlich reichen Inhalt des vom Dichter Geschauten doch nur zu eigen machen, wenn er denkend und forschend in das Kunstwerk einzudringen sucht, um sich so zum Bewufstsein zu bringen, was der Künstler in einer höheren Art von Bewufstheit anschauend zusammengefafst hat.

Das wesentlichste Hilfsmittel für diese Art des Verständnisses bildet die Kenntnis der historischen Beziehungen eines Kunstwerks. Jede dichterische Intention wächst aus der persönlichen Eigenart des Dichters hervor; der Stoff dagegen wird — nur ausnahmsweise haben ihn klassische Dichter frei erfunden — von ausen gegeben; er ist bereits ein historisch Überliefertes. Die Form eines Dichterswerks endlich erklärt sich wesentlich aus dem litterarhistorischen Zusammenhange, in welchem dasselbe entstanden ist, denn alle künstlerische Form beruht auf Überlieferung und Konvention; sie geht entweder unmittelbar aus einer solchen hervor, oder sie stellt die Weiterbildung derselben dar. Es bedarf mithin zur Begründung dieses Verständnisses eines bestimmten Mafses biographischer Kenntnis von der Persönlichkeit des Dichters, sodann eines litterarhistorischen Wissens hinsichtlich des Zusammenhanges eines Kunstwerks mit der vorhergehenden oder gleichzeitigen Poesie; endlich der Kenntnis des Stoffes, aus welchem der Dichter geformt hat; denn indem wir diesen letzteren von dem Kunstwerk als solchem²⁾ zu scheiden wissen, eröffnet sich uns die Möglichkeit in die Werkstatt des Dichters zu sehen, zu beobachten, in welcher Weise und mit welchen Absichten er seinen Stoff verändert und geformt hat. Das Charakteristische dieser Art der Auffassung ist mithin, dafs sie nicht wohl aus der blofsen, wenn auch noch so eingehenden Analyse des einzelnen Werks gewonnen werden kann. Dem gereiften Leser ergibt sie sich zwar bis zu einem gewissen Grade aus der Lektüre selbst, doch geschieht dies nur vermittelt der historischen Kenntnisse, die er sich früher erworben hat und zu denen er den neuen Eindruck in Beziehung setzt. Wie sehr aber das richtige Verständnis überhaupt an die Kenntnis der historischen Beziehungen eines dichterischen Werkes gebunden ist, beweist u. a. die Geschichte der modernen Auffassung von antiker Poesie und Kunst. Es sei daher erlaubt, diese Art der Auffassung als historisches Verständnis zu bezeichnen, um sie so dem zuerst geschilderten anschaulichen

¹⁾ Schrader, Erziehungs- und Unterrichtslehre S. 451. Wenn Schrader hinzufügt: „und nicht gedacht haben kann“, so trifft das doch nur eine Umkehrte, nicht jede Art der analytischen Behandlung.

²⁾ „Von dem Inhalt des Kunstwerkes“ würde F. Hiern sagen (siehe dessen Unterscheidung Zur Methodik des deutschen Unterrichts S. 37 Anm.).

Verständnis gegenüber zu stellen. Und es leuchtet ein, daß, wenn wir mit den Schülern Litteraturgeschichte und Metrik treiben, der Zweck dieser Studien eben ist, ihnen Hilfsmittel für das historische Verständnis an die Hand zu geben, daß mithin die Anbahnung desselben bereits jetzt ein wesentliches Ziel des deutschen Unterrichts in den oberen Klassen bildet.

Noch eine dritte Stufe des Verständnisses läßt sich unterscheiden; es ist dies die im engeren Sinne ästhetische, die kritische Auffassung. Dieselbe beruht auf der Kenntnis der philosophisch festgestellten Kunstgesetze und auf der vergleichenden Beziehung zwischen dem allgemeinen Gesetz und dem einzelnen Falle. Jede Beurteilung eines Kunstwerks muß ja aus einer solchen Vergleichung hervorgehen, wenn sie irgend Wert haben soll. Es leuchtet ein, daß die höchstmögliche Art des Verständnisses erst im kritischen Urteil ihre Bethätigung findet, anderseits aber nimmt die kritische Thätigkeit eine besondere Stellung für sich ein, und es ist an sich recht wohl denkbar, daß einem Leser, einem Schüler das historische Verständnis eines Kunstwerks in umfangreichem Maße eröffnet wird, ohne daß er dabei zu einer kritischen Auffassung angeleitet zu werden braucht.

Klar ist es freilich, daß diese Arten des Verständnisses nicht schroff einander gegenüberstehen, daß vielmehr, namentlich zwischen der zweiten und dritten, eine Verwandtschaft, ein allmählicher Übergang stattfindet. Sind doch die Kunstgesetze — in der Form und Begründung wenigstens, wie sie seit Aristoteles bis heute die Ästhetik beherrscht haben — nichts anderes als induktive Schlüsse und Abstraktionen aus kunsthistorischen Thatsachen. Die historische Auffassung, verallgemeinert, begründet eben das kritische Verständnis. — Anderseits aber sind die bezeichneten Stufen des Verständnisses doch so scharf von einander geschieden, daß jede, einzeln genommen, dem Unterricht ein besonderes Ziel und dementsprechend eine bestimmte Methode vorzeichnet.

Wenn man z. B. in U III Bertran de Born liest, so wird man, um ein anschauliches Verständnis zu erreichen, nur weniger historischer Erläuterungen bedürfen. Freilich wird man den Schülern klar zu machen haben, was ein Troubadour ist, „der mit Schwert und Liedern von Ort zu Ort“ zieht, sonst aber gibt es, abgesehen etwa von den Ortsnamen Montfort, Perigord und Ventadorn in dem Gedichte nichts, was sich nicht von selber versteht oder für das Verständnis unwesentlich wäre. Im übrigen darf man alle die Fragen, deren Beantwortung z. B. Laas (D. d. Unterr. S. 345) bei Besprechung dieses Gedichtes aufwirft, für unwesentlich und untergeordnet erklären. Es wäre ein schlechtes Gedicht, das für die acht Strophen, aus denen es besteht, eines Kommentars von einem halben Dutzend historischer Anmerkungen bedürfte, ohne die „das ganze, volle Verständnis“ des vom Dichter Gewollten gehemmt wäre. Mag man ihnen immerhin mitteilen, wer der König und

„sein bester Sohn“ gewesen sind; die Namen Heinrich und Gottfried sind Tertianern leerer Schall, soweit sie nicht aus dem Gedichte Farbe gewinnen. Historische Namen und Daten werden der Gedichtskennntnis und dem Gedächtnis der Schüler zugute kommen; für das anschauliche Verständnis des Gedichtes sind sie entbehrliche Luthat und können leicht zum drückenden Ballast werden. — Würde man dagegen das angeführte Gedicht in Prima besprechen, so würde man im Gegensatz zu dem früheren Verfahren den historischen Stoff so weit geben, wie er irgend in Betracht kommen könnte. Man würde dann zeigen, wie Uhland diesen Stoff vereinfacht hat, wie er z. B. aus dem zweifelhaften Charakter des treitsüchtigen Troubadours alle andern Züge weggelassen hat, bis es ein Bild von der sieghaften Hoheit eines wahren Dichtergeistes ein und ungetrübt hervortritt; wie die Gestalten des Königs, der Tochter, des Sohnes absichtlich jedes individuellen Zuges entkleidet sind, damit sich in ihnen der Grundgedanke des Gedichtes in ungezügelter Allgemeinheit wiederspiegeln: die Majestät des Dichtergeistes, der jede weltliche Größe sich beugt. Man würde ferner zu zeigen haben, wie der Dichter durch Konzentration auf eine einzelne Scene, durch einseitige Hervorhebung des Gefühlsvorganges und durch absichtliche Unterdrückung von Namen, Motiven und jedem äußeren Apparat dem Inhalt die rechte Balladenform verliehen hat und wie durch dieses Verfahren das Gedicht zugleich eines reizvolle Helldunkel der Beleuchtung erhält, welches jeder echten Ballade eigen ist. Es ist klar, wie aus einem solchen Verfahren den Schülern zugleich das Verständnis für die Intentionen des Dichters und für das Wesen der betreffenden Kunstform erwachsen muß. Es ist freilich auch anderseits klar, daß der unmittelbare Eindruck, die teilnehmende Anschauung des dargestellten Vorganges, welche der Dichter hervorrufen will, auch ohne jene verstandesmäßige Vermittelung in voller Stärke ermöglicht werden kann. Die stufenweise Vertiefung des Verständnisses, welche eine pädagogisch geleitete Lektüre anstrebt, besteht also nicht darin, daß der anfängliche Eindruck auf der höheren Stufe verstärkt, sondern darin, daß er bewußter wird, daß der Schüler lernt, sich über die empfangenen künstlerischen Eindrücke verstandesmäßige Rechenschaft zu geben.

Auch das anschauliche Verständnis eines Gedichtes kann, wie wir eben gesehen haben, die Kenntnis gewisser historischer Beziehungen fordern, allein dieselbe wird durchschnittlich sehr allgemeiner Art sein, und die Schüler werden sie, wenn die Auswahl der Lektüre richtig getroffen ist, größtenteils bereits mitbringen. Je vollendeter ein Kunstwerk ist, desto geschlossener ist es in sich und desto geringere Voraussetzungen und Ansprüche stellt es daher an die historische Kenntnis seiner Leser. So beruht z. B. die nicht recht viel bewunderte Kunst Schillers, Haupt- und Staatsaktionen zu dramatisieren, einzig darauf, daß er die Handlung auf sich selbst

stellt, sie von ihrer historischen Voraussetzung gleichsam löst und dem Leser nur das rein Menschliche des Vorgangs zeigt. So wird z. B. in der Jungfrau von Orleans der Stoff fast zur Einfachheit des Mythos reduziert. Kein Wort über Entstehung und Dauer des Krieges, über dynastische Verhältnisse, über nationale Gegensätze zwischen Engländern und Franzosen. Wir sehen nichts als ein Volk, das, von einem erobernden Nachbarstaate widerrechtlich angefallen, um seine Existenz kämpft; der Himmel selbst nimmt für die gute Sache Partei. Man braucht, um Schülern die Handlung des Dramas anschaulich zu machen, kein Wort über die Geschichte der englisch-französischen Kriege zu sprechen (höchstens die Stellung Burgunds fordert eine Erklärung). That man es doch, so ist es offenbar weniger der Eindruck des Dichterwerks, welcher gefördert wird, als die historischen Kenntnisse der Schüler, welche sich festigen, indem sie zu lebhaften künstlerischen Eindrücken in Beziehung gesetzt werden. Wollte man hier zu weit gehen, so würde der Eindruck des Kunstwerks sogar leiden, und es ist daher vor jedem Zuviel bei der ersten Interpretation ausdrücklich zu warnen. Im Gegensatz hierzu wird man, wenn man in Prima eine historische Dichtung Schillers durchspricht, Zug um Zug zu vergleichen haben, worin der Dichter von der Geschichte abgewichen ist. Die Kunst der Vereinfachung, der Konzentration und der Vertiefung des Stoffes zeigt sich dem jugendlichen Leser hierdurch anschaulich. Zum Verständnis der Form wird ein Hinweis auf den Bau der antiken Tragödie, sowie auf das französische Trauerspiel, dessen Technik auf Schiller so großen Einfluß geübt hat (am deutlichsten in Maria Stuart), erforderlich sein, endlich wird ein vergleichender Blick auf Shakespeares Königsdramen durch den Gegensatz erst das volle Verständnis eröffnen für das, was Schiller gewollt und erreicht hat.

Man sieht, daß die historische Auffassung bis nahe an die kritische herangeführt werden kann, dennoch bleibt fast überall eine deutlich sichtbare Grenzlinie bestehen. Hat z. B. die Lektüre in Ull ein anschauliches Verständnis von Goethes Egmont begründet, so wird die Besprechung in Prima die Schillersche Kritik wesentlich mit zu berücksichtigen haben. Man kann dieselbe benutzen, um den Gegensatz in Charakter und Veranlagung beider Dichter anschaulich zu machen, und man wird aus diesem wiederum die Verschiedenheit der Auffassung ableiten. In Schillers Auffassung tritt das Heroische, bei Goethe das menschlich Liebenswürdige, harmonisch Schöne hervor. (Dabei darf auf die entsprechende Verschiedenheit in der Auffassung der Telsage hingewiesen werden.) Etwas ganz anderes jedoch wäre es, in Anknüpfung an diese Kritik den Schüler zu lehren, „ob das Drama der Geschichte folgen muß, was Begriff und Aufgabe eines historischen Dramas sei u. s. w.“ (Laas S. 305). Dieses letztere Verfahren wäre es, durch welches ein kritisches Verständnis angebahnt würde. Daß auch bei Beschränkung auf

Die historische Auffassung der Schüler sich im Stillen sein Werturteil bilden wird, ist freilich wahrscheinlich und kann sogar wünschenswert sein, allein eine solche Anregung ist offenbar ganz etwas anderes als die Anleitung, ein ästhetisches Urteil auszusprechen und zu begründen.

Aus dem Bisherigen erhellt nun bereits unmittelbar die praktische Bedeutung, welche der geschilderten Abstufung des Verständnisses innewohnt. In den unteren und mittleren Klassen ist es die erste Stufe, das anschauliche Verständnis des Gelesenen, was der deutschen Lektüre als naturgemäßes Ziel vorgesteckt ist; in den oberen Klassen ist es die zweite Stufe, das historische Verständnis, welches der Unterricht anzustreben hat. Die dritte Stufe, das kritische Verständnis, wird zwar von einer Anzahl namhafter Autoritäten als das eigentliche und letzte Ziel des deutschen Unterrichtes angesehen, liegt aber, wie weiter unten nachgewiesen werden soll, außerhalb des Bereiches des Gymnasiums.

In der That entspricht die herrschende Praxis ungefähr dem geschilderten Verhältnis. Es ist wirklich die lebendige Anschauung des Gelesenen, welche in den Mittelklassen, es ist das historische Verständnis, welches in den oberen Klassen dem Lehrer der Litteratur mit mehr oder weniger bewußter Schärfe und Klarheit als Ziel vorzuschweben pflegt. Um diese Scheidung mithin zu einem methodischen Prinzip zu erheben und den gesamten Lehrplan danach zu gestalten, ist es nur nötig sie schärfer zu fassen und konsequenter anzuwenden.

Die genaue Feststellung der Ziele bezeichnet zunächst eine Beschränkung gegenüber dem bisherigen Verfahren, wo es wesentlich dem Ermessen, auch wohl dem Können des Lehrers überlassen blieb, bis zu welcher Höhe der Anschauung er die Schüler führen wollte. Andererseits ergibt sich daraus, daß man die Lektüre mancher Werke auf eine frühere Stufe als bisher verlegen kann, wenn man nämlich an der beschränkten Aufgabe, sie zum anschaulichen Verständnis zu bringen, festhält. Im ganzen betrachtet, würde der Lehrplan folgende Gestalt gewinnen: Der Unterricht in den mittleren Klassen bis incl. U II (die untersten Klassen sind hier als bloße Vorbereitungsstufen nicht berücksichtigt) soll den Schülern ein anschauliches Verständnis derjenigen Litteraturwerke vermitteln, welche ihrer Altersstufe zugänglich sind. Dies aber sind in Quarta und Tertia die Uhlandschen und Schillerschen Balladen, das mittelhochdeutsche Volksepos, die historischen Werke Schillers; in U II die Schillerschen Dramen außer den Jugendwerken und der Braut von Messina, Goethes Götz, Egmont, Hermann und Dorothea.

Der Unterricht der oberen Klassen hat nun zunächst die Bekanntschaft mit denjenigen Werken zu vermitteln, welche zwar noch in den Bereich des Gymnasiums gehören, aber auch zu einem anschaulichen Verständnis erst auf der letzten Stufe desselben gebracht werden können -- und es leuchtet ein, daß die

Zahl dieser Werke nicht gering ist¹⁾. Sodann aber und hauptsächlich hat der Unterricht in den drei obersten Klassen unter Zugrundelegung des in den unteren Klassen Erreichten die historische Auffassung anzubahnen, und diesem Zweck allein dient es, wenn auf den oberen Stufen Poetik und Litteraturgeschichte getrieben werden.

Bei dieser Zweiteilung springt zunächst die Analogie mit dem Geschichtsunterricht in die Augen. Auch dieser ist ja auf den preussischen Gymnasien durchweg in der Art organisiert, daß — nach einer biographischen Vorbereitung in den untersten Klassen — in den Mittelklassen eine anschauliche Kenntnis der wichtigsten Thatsachen und eine gedächtnismäßige Einprägung der grundlegenden Daten angestrebt wird. Auf dieser Grundlage baut sich dann in den obersten Klassen ein Unterricht auf, der den Schülern, soweit das innerhalb des Gymnasialunterrichts möglich ist, eine Kenntnis des pragmatischen Zusammenhangs und der kulturgeschichtlichen Entwicklung der antiken, deutschen und vaterländischen Geschichte vermitteln soll. Für die Geschichte beginnt dieser obere Kursus bereits in U II, was durch den Umfang des Stoffes unabweislich geboten ist. In Parallele damit suchte Laas auch für das Deutsche eine Trennung durchzuführen, welche den vier obersten Klassen des „Obergymnasiums“ eine besondere Stellung anweist. Allein sowohl die Verteilung des Lehrstoffes als die Frequenzverhältnisse der Klassen machen es für das Deutsche natürlicher jene prinzipielle Vertiefung der Methode erst in O II vorzunehmen. Bis zur U II besteht ein großer Teil der Schüler aus Aspiranten für das Freiwilligenzeugnis; für diese wird es hinlänglich sein, wenn sie von den aufgezählten Meisterwerken der vaterländischen Litteratur eine anschauliche Kenntnis gewonnen haben. Zu gleicher Zeit ist hiermit auch für die höhere Bürgerschule ein abschließendes Ziel gegeben, das den sonstigen Verhältnissen und Zwecken dieser wichtigen Anstalten genau entsprechen dürfte. Die oberen Gymnasialklassen begründen dann — im Zusammenhang mit dem geschichtlichen Unterricht und der fremdsprachlichen Lektüre — das historische Verständnis; sie geben damit zugleich den Abschluß der vom Gymnasium zu vermittelnden historischen Bildung und die Grundlage für die kritische Bildung, welche nur auf der Universität erworben werden kann.

Eine eingehende Darlegung der auf diese Prinzipien zu begründenden Auswahl und Reihenfolge der Lektüre würde den

¹⁾ Es giebt eine ganze Klasse von Dichtungen, welche für einen Übergang zwischen beiden Erklärungsarten geeignet sind, weil sie einem blofs anschaulichen Verständnis gar nicht zugänglich sind, der Dichter vielmehr von vorne herein auf eine bewußte, reflektierende Auffassung gerechnet hat. Es sind dies die lyrisch-didaktischen Gedichte Schillers (zum Teil auch die Goethes); „zu dem Verständnis solcher Gedichte gehören durch Studien zu erwerbende litterar historische und philosophische Kenntnisse“ F. Kern a. a. O. S. 41.

ahmen dieses Aufsatzes überschreiten. Zudem hat der Verf. ne entsprechende Erörterung ausführlicher für die mittleren, kürzer für die oberen Klassen in dieser Zeitschrift 1885 S. 559 ff. gegeben, ausgehend von dem Vorschlag, die Volksepen bereits in Tertia zu lesen. Es wird daher genügen den Lehrplan der Lektüre, wie er sich als Resultat dieser Erörterungen ergibt, in einer tabellarischen Übersicht zur Anschauung zu bringen.

Untere Stufe.

Quarta: Leichtere Schillersche und Uhlandsche Balladen.

Unter-Tertia. 1. Sem.: Gudrun. — 2. Sem.: Schwierigere Balladen Schillers und Uhlands.

Ober-Tertia: Nibelungenlied.

Unter-Sekunda: Leichtere klassische Dramen. Hermann und Dorothea. Dazu in allen Klassen ausgewählte Prosa-Stücke, namentlich historischen Inhalts.

Obere Stufe.

Ober-Sekunda. 1. Sem.: Repetierende Besprechung der Volksepen. Übersicht über die Geschichte des Sagenstoffes. Übersicht über die erste Litteraturblüte. Ausgewählte Musterstücke, namentlich aus Walther. -- 2. Sem.: Übersicht über die Geschichte der deutschen Sprache. Lektüre: Luther. Hans Sachs. Zum Schluß: Übersicht über die Entwicklung der deutschen Litteratur bis 1730.

Unter-Prima. 1. Sem.: Klopstock. Herder. Shakespeare. — 2. Sem.: Lessing.

Ober-Prima. 1. Sem.: Schiller. — 2. Sem.: Goethe.

Wenden wir uns nach diesem Überblick über die Gegenstände der Lektüre nunmehr zu den Folgen, welche die geforderte Zweiteilung für die Methode jedes der beiden unterschiedenen Kurse hat.

Zunächst nämlich müssen wir auf die Frage gefaßt sein: ob man denn überhaupt für die untere Stufe noch von einer Methode der Erklärung sprechen könne? Scheint es nicht als ob, um jenen unmittelbaren Eindruck hervorzurufen, der Lehrer nichts zu thun habe, als das Gelesene durch sich selbst wirken zu lassen, als ob ihm höchstens bliebe, gelegentliche sachliche oder sprachliche Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen? Es entspricht dies wesentlich den Anschauungen, welche die sogenannte synthetische Richtung von der Aufgabe des deutschen Unterrichts auch in den oberen Klassen hat. Wenn dem aber so sein sollte, wäre es dann nicht besser, die Lektüre überhaupt der Privatthätigkeit der Schüler zu überlassen? Denn ohne Frage ist es Zeitvergeudung, die Lehrstunden einfach durch fortlaufendes Lesen auszufüllen, das nur gelegentlich etwa durch eine Bemerkung des Lehrers unterbrochen wird.

Allein der Schluß beruht auf einer falschen Voraussetzung. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß der Eindruck einer Dichtung wie der Reflex in einem Spiegel hervorgebracht wird, während die empfangende Seele sich völlig passiv verhält; es wäre eine

falsche Alternative, daß der Geist des jugendlichen Lesers weder gar keinen oder den richtigen Eindruck empfängt. Knabe ist nicht gewohnt, einen größeren Zusammenhang gleichzeitig zu übersehen und festzuhalten. Er hält Nebensächliches für das Wesentliche und umgekehrt; er nimmt Identisches Verschiedenes oder er wirft Verschiedenes zu einem Eindruck zusammen: weder die Zeitfolge noch die ursächliche Verknüpfung einer Handlung faßt er immer richtig. Hieraus folgt nun schon die Aufgabe des Lehrers: er hat einmal darauf hinzuwirken, daß der Schüler das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden lernt, zweitens, daß er die Hauptpunkte richtig verknüpft, in der Erzählung also den Fortschritt der Handlung klar vor Augen sieht. Endlich giebt es in jedem Gedichte einen Hauptpunkt, an welchem die Handlung hängt. Diesen Mittelpunkt, der stets den Schlüssel des Verständnisses bildet, muß der Schüler unter Beihilfe des Lehrers aufsuchen. Die Analyse darf nicht weiter gehen, als für das Verständnis erforderlich ist; allein auch das anschauliche Verständnis kann nur auf einer klaren Auffassung, nicht auf einem verworrenen Eindruck beruhen. Diese Auffassung zu erzielen ist die Aufgabe des Lehrers¹⁾.

So wird — um zu einem oben angeführten Beispiel zurückzukehren — die Besprechung von Bertran de Born außer den notwendigen sprachlichen und sachlichen Erklärungen etwa folgenden Gang einzuschlagen haben: Wer spricht zu Anfang, in der Mitte, am Schluß? Gegensatz der Stimmung in der ersten und in der zweiten Rede des Königs; aus der ersten spricht Haß und Hohn, aus der zweiten Rührung und Ehrfurcht. Welche Stimmung in Bertrans Antwort hat die Umwandlung hervorgebracht? Da der Dichter einst der Stolz der Königstochter gewesen ist, daß sein Sehnsuchtslaut war, der ihr Herz verzaubert hat, muß der Vater weicher stimmen und die Versöhnung vorbereiten. Was aber führt diese selbst herbei? Die Schilderung vom Tode des Sohnes; dem Sohne, der sich sterbend vergeblich nach der Verzeihung des Vaters gesehnt hat, kann dieser nicht länger groß sein. Die Liebe, die der Sterbende dem Freunde bewahrt hat, muß die Verzeihung, die jenen nicht mehr erreichen kann, diesem zuwenden. Wie der sterbende Sohn die Rechte des Freundes statt derer des Vaters ergriffen hatte, so muß der verzeihende Vater die Hand dem überlebenden Freunde an Stelle des Sohnes reichen. Hier also liegt der Wendepunkt des Gedichts. — Man wird es bei solchen Besprechungen schwerlich zum Vorwurf machen können

¹⁾ Freilich giebt es Gedichte welche nur durch sich selbst wirken können und deren Eindruck durch jedes erläuternde und umschreibende Wort abgeschwächt wird: solche Gedichte — es gehören alle rein lyrischen dazu — bilden eben keinen geeigneten Gegenstand für die Klassenlektüre. Vgl. hierüber das in dieser Zeitschrift 1855 S. 539 Bemerkte.

dafs sie Überflüssiges erörtere oder dafs sie durch zersetzende Reflexion den lebendigen Eindruck zerstöre. Nicht um verstandesmäfsig zersetzt und zergliedert, sondern gerade um lebendig und anschaulich zu werden, bedarf der Inhalt einer solchen Erörterung; denn es ist einleuchtend, dafs die Handlung dem Schüler nicht anschaulich geworden ist, so lange er nur den unbestimmten Eindruck hat: Der König wird durch Bertrams Rede gerührt, so lange er nicht deutlich vor Augen sieht, was es ist, das den König umstimmt. Auf der andern Seite aber ist es klar, dafs der Leser, welcher den Wendepunkt der Handlung zu bezeichnen weifs, das Gedicht versteht, auch ohne dafs er den historischen Hintergrund desselben kennt.

Einen Unterschied in der Behandlung bedingt die Verschiedenheit, welche zwischen Ballade und ausgeführterer poetischer Erzählung (auch wohl als Romanze bezeichnet) besteht. In der ersteren ist es nicht schwer die wesentlichen Punkte der Handlung aufzufinden, da der Ton der Ballade es erfordert, dafs aus dem Halbdunkel, das über dem Ganzen liegt, nur eben die Hauptpunkte in hellere Beleuchtung heraustreten; wohl aber sind hier häufig Zwischenglieder zu ergänzen, das Verhältnis der Zeitfolge und der ursächlichen Verknüpfung ergibt sich nicht immer von selbst und verursacht dem jugendlichen Leser Schwierigkeiten. (Es sei hier nur an die Goethesche Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen erinnert.) Umgekehrt ist in der rhetorisierenden Romanze z. B. Schillers zunächst für jeden einzelnen Abschnitt aus der rhetorischen und poetischen Hülle den Kern herauszuschälen, das wesentliche Moment zu finden. Die Verbindung dieser Momente zur fortschreitenden Handlung ergibt sich dann in den meisten Fällen von selbst oder doch ohne weitere Schwierigkeiten, da der Gang der Erzählung nur selten irgendwie verwickelt ist. Dasselbe gilt für das Epos. Auch hier sind die Momente der fortschreitenden Handlung aus den zahlreichen epischen Retardationen (Schilderungen, Gesprächen, Episoden etc.) herauszuheben, die Verknüpfung derselben zum Fortschritt der Handlung wird dann im allgemeinen wenig Schwierigkeiten bereiten.

Eine Feststellung der Gliederung im grofsen ist hierdurch bereits unmittelbar gegeben. Die Gliederung nach Beendigung eines längeren Gedichtes oder eines gröfseren Abschnittes des Epos zusammenfassen und überblicken zu lassen, wird sich gewifs empfehlen und ist für die schriftliche Reproduktion, die sich eventuell an die Lektüre knüpft, geradezu unerläfslich. Doch ist hier vor jedem Zuviel zu warnen. Der einfache Gang epischer Gedichte wird nicht verständlicher dadurch, dafs man einen Dispositionsapparat von Abteilungen und Unterabteilungen, Buchstaben und Zahlen darauf verwendet, vielmehr schafft man durch dieses Verfahren dem Schüler Schwierigkeiten da, wo keine vorhanden sind, und raubt ihm dadurch leicht die Unmittelbarkeit des Genusses.

Dafs in Bertran de Born zuerst und zuletzt der König, in der Mit Bertran und zwar zuerst von der Tochter, dann vom Sohne d Königs spricht, wird man im Laufe der Besprechung von d Schülern hervorheben lassen. Ihnen diese Disposition mit a, b, α , β anschaulich zu machen, wäre schwerlich von Nutzen. Etwas weiter wird man in dieser Hinsicht bei der prosaisch Lektüre gehen. Da dieselbe in vielen Fällen der Reprodukti zur Unterlage dient, so ist hierdurch schon zu einer scharf Grenzbezeichnung der verschiedenen Abschnitte eine Nötigke gegeben. Zudem ist der Gang der Darstellung auch in den hi torischen Werken keineswegs immer so einfach wie im Ep Charakteristiken, allgemeine Betrachtungen u. s. w. sind nie immer leicht zu übersehen, zumal in der rhetorischen Darstellu Schillers. Doch wird man sich auch hier, wenigstens Tertianer gegenüber, auf das Notwendigste beschränken und namentlich n komplizierten Subordinationsverhältnissen dem Knaben nicht oh Not Schwierigkeiten machen. Jedenfalls geht Hiecke in sein „Probe der Erklärung eines Prosastückes in Tertia“ (im Anha zu D. d. U. S. 290:ff.) viel zu weit in dem Mafse von Übersic der Komposition, das er Tertianern zumutet.

In der UI wird mit dem Beginn der dramatischen Lektü die Aufgabe des erklärenden Unterrichts komplizierter. Die Ve aussetzungen werden mannigfaltiger, die einzelnen Momente lös sich aus dem verwickelten Gewebe schwerer ab, und die Übersic über das Ganze ist für den ungeübten Leser leichter getrübl Dem entsprechend fordert das Verständnis eine schärfer eindri gende Analyse, sowie häufigere Rekapitulationen. Hierzu kom für UI noch ein anderes. Bis jetzt haben die Schüler ganz u mittelbar den Eindruck des Gedichtes auf sich wirken lassen. Fragen nach den Intentionen des Dichters verstehen Tertianer der Regel gar nicht. Nun soll aber von OII ab die ganze Erklärung weise auf das Verständnis der Intentionen des Schriftstellers al zielen. Es erscheint daher geboten, dafs der Unterricht in d UI die Schüler allmählich dazu überleitet, solche Gesichtspunk überhaupt zu fassen. Es geschieht dies am besten durch d Hinweis auf gewisse einfache Kompositionsgesetze, z. B. Kontrasti rung und Steigerung. Dafs dieselben nicht zufällig in einem Bran zu Tage treten, wird auch dem Knaben verständlich, und so g wöhnt er sich denn allmählich an die Fragen: „Was hat der Dicht gewollt? Wie hat er es erreicht?“ Fragen, welche die Oberstuf des Unterrichts beherrschen sollen. Dasselbe Resultat aber berei in den mittleren Klassen aus einem Vergleich zwischen dem Ro stoff des Gedichtes und der Behandlung des Dichters gewinn zu wollen, wäre verfrüht und nur geeignet den Knaben in Ve wirrung zu setzen. Tertianern den Stoff zu Schillerschen u Uhlandschen Balladen vor oder nach der Lektüre mitzuteile wozu die vorhandenen Kommentare leicht verführen könne

kann unmöglich dazu führen, ihnen den Inhalt des Gelesenen anschaulich zu machen. Vielmehr wird dadurch das Interesse des Knaben leicht von dem Wesentlichen ab- und auf Nebensächliches umgelenkt. Der charakteristische Unterschied der beiden Stufen ist es eben, daß auf der unteren das Gelesene ausschließlich der doch fast ausschließlich aus sich selbst zu erklären ist, während auf der höheren die Meisterwerke unserer Litteratur aus ihren historischen Voraussetzungen, aus den Bedingungen ihrer Entstehung, soweit dies möglich ist, begriffen werden sollen.

Die Methode nun, oder genauer die verschiedenen möglichen Methoden dieser höheren Erklärungsart darzulegen, ist die Aufgabe, welche die bekanntesten Werke über den deutschen Unterricht sich anstecken haben. Den grundlegenden Arbeiten von Laas und Hecke, zu denen sich jetzt F. Kern gesellt, einen neuen Versuch hinzuzufügen, würde die Grenze dieser Abhandlung überschreiten. Wohl aber erscheint es angemessen, uns das Verhältnis zu vergegenwärtigen, in welchem die hier aufgestellten Anschauungen zu den Grundsätzen jener Pädagogen stehen. Daß die Kritik gerade an die Genannten anknüpft, rechtfertigt sich von selbst, denn einmal stehen ihre Prinzipien den hier verteidigten Grundsätzen näher als die der sogenannten synthetischen Richtung; sodann haben Laas' Arbeiten in dem letzten Jahrzehnt einen fast dominierenden Einfluß auf die Gestaltung des deutschen Unterrichts gewonnen; diese Arbeiten aber fußen auf dem Buche Heckes.

„Die wahre und vollständig abschließende Erklärung“, sagt Hecke D. d. U. S. 148, „ist auf ein Doppelpeltes gerichtet: erstens auf den Nachweis des Poetischen der Formgebung — dies Wort im weitesten Sinne genommen, wo es also alle poetischen Mittel vom Metrum, Reim und Ausdruck an bis zur Komposition, Gruppierung der einzelnen Parteen u. s. f. begreift, auch die Wahl und Haltung der Charaktere noch mit eingeschlossen —, zweitens auf die Echtheit und Wahrheit des Pathos und Ethos, auf die Festigkeit gleichsam und Tragbarkeit der idealen Grundlage, auf welcher der Dichter sein Gebäude auführt. Diese zweite Aufgabe ist eine mehr philosophische, die erstere aber die eigentlich ästhetische im engeren Sinne.“ Nun ist allerdings den Schülern auch die Aussicht in die höchste Art der Kunstbetrachtung, welche eben jene beiden Momente in sich vereinigt, zu eröffnen, „indessen ist es doch vorzugsweise die ästhetische Seite der Auffassung, welche für die Behandlung in der Schule ins Auge zu fassen ist. Für die praktischen Erzeugnisse macht die ästhetische Auffassung die Hauptsache aus, die denn auch von früh an methodisch ausgebildet sein will.“ (S. 132.)

Die Art, wie diese Ausbildung „von früh an“ praktisch vor sich gehen soll, wird S. 150 ff. ausführlich vorgezeichnet. Danach soll die vollständige Erörterung eines in der Schule besprochenen Gedichtes größtenteils schon auf der unteren Stufe, jedenfalls aber in den Mittelklassen folgende fünf Gesichtspunkte umfassen (S. 156):

„1) Was ist erzählt? 2) In welchen Abschnitten ist erzählt? 3) Wie ist erzählt? (Besprechung der Darstellung im Ganzen und des Ausdrucks im Einzelnen, Besprechung der Charaktere, Entwicklung des Vermafses.) 4) Was ist das Grundthema des Erzählten? 5) Mit welchen anderen Gedichten läßt sich das gerade vorliegende schicklich vergleichen?“ Zu diesen fünf Punkten treten dann in den oberen Klassen noch vier weitere hinzu (S. 160 ff.): „1) Das plastische Moment (d. h. der Einblick in die Mittel der dichterischen Gestaltung). 2) Das musikalische Moment (Klang, Metrum, Reim). 3) Der Grundton des Gedichtes: die glückliche Wahl des Einzel-Ausdrucks, sowie die Haltung der Charaktere desselben im Ganzen. 4) Die Ökonomie des Gedichts, die Anlage und der Bau desselben.“

Solchen Ansprüchen gegenüber kann es nicht Wunder nehmen, wenn alles, was in der deutschen Litteratur an Dichtungen überhaupt in Betracht kommt — mit einziger Ausnahme etwa der Balladen Uhlands und Schwabs — für die mittleren Klassen zu schwierig genannt wird, wenn auch größere Cyklen dieser Dichter (also doch wohl Eberhard-Romanzen u. s. w.) nach Sekunda gelegt werden, wenn von dramatischen Dichtungen eigentlich nur Tell und Ernst von Schwaben („auch wohl“ der Götz, der Wallenstein) der Sekunda, mit diesen wenigen Ausnahmen aber alle Meisterwerke der deutschen Litteratur der Prima zugewiesen werden. Man sieht: es ist der Standpunkt, der im Anfang unserer Untersuchung gekennzeichnet worden ist: das höchstmögliche Verständnis wird zum Maßstab genommen und dementsprechend fast alles einigermaßen Wichtige für die letzte Stufe aufgespart. Freilich sucht Hiecke, wie wir gesehen haben, eine pädagogische Stufenfolge herzustellen, indem er eine Anzahl von Gesichtspunkten erst in den Unterricht der oberen Klassen einführen will, und in seiner Erörterung der Prosalectüre schreibt er sogar ganz systematisch für jede neue Klasse einen neuen Gesichtspunkt vor, der zu den vorigen erweiternd hinzutritt. Wenn wir indessen die fünf Punkte betrachten, nach welchen die Erörterung in den unteren und mittleren Klassen geregelt werden soll, so finden wir, daß bereits die beiden ersten hinreichen, um ein anschauliches Verständnis zu begründen, und selbst bei diesen sind bereits mancherlei Einschränkungen möglich. Nun aber bildet diese Erörterung bei Hiecke schon für die Unterstufe nur die Grundlage, auf welcher sich die Anleitung zum ästhetischen Verständnis aufbaut. Bereits in Quinta (oder Quarta) werden Einteilungen nach dem Wechsel des Ortes, Übungen „eine sinnvolle Überschrift oder ein treffendes Motto“ zu finden, vorgeschlagen; von dem Tertiärer werden Vergleichen nach „Stoff und Charakter verlangt; späterhin kann auch die Zusammenstellung von Gedichten nach Verwandtschaft des Tones und Charakters der Darstellung gefordert werden.“ Kurz man sieht: Hiecke will von Anfang an auf eine bewußte, verstandesmäßige Aneignung des vom Dichter Gewollten hinaus; es ist ungefähr die zweite Stufe des Verständnisses, wie wir sie oben präzisirt

haben, die ihm als das Ziel des Unterrichts schon in den Anfängen desselben vorschwebt; dasselbe kann nach seiner Meinung zwar zunächst nur unvollkommen erreicht, muß aber von früh an erstrebt werden. Die Scheidung zwischen unmittelbarem, anschaulichem Verständnis (Stufe 1) und verstandesmäßig vermittelter Auffassung (Stufe 2 und 3) ist ihm entweder nicht zu vollem Bewußtsein gekommen, oder er unterschätzt die Bedeutung, welche die erstere für den Unterricht hat. Die bewußteren Arten des Verständnisses schweben ihm als Ziel des Unterrichts bereits auf einer Stufe vor, wo alle Anstrengung sich noch auf das anschauliche Verständnis richten muß. Daher kommt es denn, daß Hieckes Vorschläge und Interpretationsproben häufig den Eindruck des einseitig Verstandesmäßigen machen, während diesem warm und tief empfindenden Pädagogen in Wahrheit nichts angelegener ist, als ein lebendiges Mitfühlen und Mitdenken durch den Unterricht zu erwecken.

Die eben gerügte Unklarheit kann man Laas nicht zum Vorwurf machen. Er spricht das richtige Prinzip aus, wenn er sagt (Der Deutsche Unterr. a. h. L. S. 354): „Wir nehmen in den ersten fünf Jahren des höheren Unterrichts noch vorzugsweise die Anschauung, das receptive Vermögen und das Gedächtnis, im zweiten je länger je mehr Verstand und Urteil in Anspruch.“ Freilich hat er für die methodische Ausführung dieses Prinzips in seiner ersten Hälfte wenig gethan. Sein Interesse ist hauptsächlich den obersten Klassen zugewandt; was er über die mittleren und unteren Stufen des Unterrichts beibringt, ist sowohl weniger ausgeführt als auch weniger durchdacht wie das, was er für die oberen Stufen geleistet hat.

In diesem seinem eigentlichen Felde nun sucht er zwar die Übertreibungen Hieckes auf ein rechtes Maß zurückzuführen; er tadelt es als „Verstiegenheit“, daß dieser aus der Lektüre Aufsatzthemen wie die folgenden schöpft: „Über das philosophische Element in Schillers ganzer Poesie. Versuch einer Charakteristik Chlunds. Wodurch sind die zahlreichen Monologe in der Iphigenie und im Tasso bedingt?“ Er selbst jedoch knüpft Aufsatzthemen wie diese an die Lektüre: „Warum kann und will der Dichter kein Philosoph sein? Wie würde der Graf Caylus über Klopstocks Messias geurteilt haben? Sind Goethes Iphigenie und Tasso keine Dramen? Was sind sie sonst? Ist der Schluss des Goetheschen Tasso im Sinne des Aristoteles und Lessing befriedigend?“ — Man sieht, der Unterschied ist nicht allzu groß. Beide Reihen von Themen zeigen eine entschiedene innere Verwandtschaft. Das Prinzip, auf dessen Boden Laas steht, ist offenbar dasselbe wie bei Hiecke: über das Maß, bis zu welchem es anwendbar ist, läßt sich dann wohl streiten.

Die „Besprechungen“, durch welche Laas dem richtigen Verständnis der Lektüre „fortwährend zu Hülfe kommen“ will, sind 1. *litterarhistorisch*, 2. *ästhetisch*; sie müssen die Schüler „all-

mählich dahin führen, dafs sie das Gelesene mit dem richtigen Blick ansehen und in wahrhaft gebildeter Weise schätzen“. (S. 293.)

Der „ästhetischen“ Behandlungsweise läfst Laas eine eingehende apologetische Darstellung zu teil werden. Zu der ästhetischen Reflexion gehört nach ihm „vor allem die Frage nach dem Grundgedanken, nach der poetischen Intention des Dichters“; es gehört sodann die Einsicht in die künstlerische Einheit des Ganzen dazu, also das was Hiecke „Ökonomie des Kunstwerks“ nennt. Dafs man den Hinweis auf diese Punkte bei der Lektüre unserer Klassiker den Schülern der obersten Klassen nicht vorenthalten soll, ja dafs man sie bisweilen selbst zum Aufsuchen derselben veranlassen darf, darin kann man Laas ohne weiteres beipflichten. Zweifelhaft erscheint es freilich, ob man solche Betrachtungen, namentlich die der ersteren Kategorie wirklich mit dem Namen „ästhetisch“ zu beehren Veranlassung hat. Sie scheinen vielmehr einen Bestandteil jeder eingehenden Interpretation auszumachen, sofern dieselbe das Ganze eines Kunstwerks im Auge hat und zu einer bewußten verstandesmäfsigen Aneignung bringen will. Man braucht um den Namen nicht zu streiten: mögen diese Betrachtungen immerhin ästhetische heifsen, jedenfalls gehören sie wesentlich zu den Mitteln, die wir der zweiten Stufe des Verständnisses und der Interpretation zugewiesen haben: sie dienen dazu, die Einsicht in die Intentionen des Dichters zu begründen und damit der anschaulichen, empfindenden Auffassung eine verstandesmäfsige, bewußte zur Seite zu setzen.

Nun aber kommt bei Laas noch ein wesentliches Moment hinzu, und dieses erst bildet sein eigentliches und letztes Ziel „Der Lektüre-Unterricht soll die Schüler allmählich dahin führen dafs sie das Gelesene mit dem richtigen Blick ansehen und in wahrhaft gebildeter Weise schätzen.“ (S. 305.) „Und was soll der auf der höheren Schule erzogene Jüngling für eine Rolle spielen, wenn in gebildeter Unterhaltung das Urteil über ein Theaterstück schwankt, wenn in den Büchern, aus denen er sich informieren möchte, die divergierendsten Meinungen ihm entgegentreten? Vielleicht sieht ein ernsterer Jüngling schon aus den Urteilen, dafs es wünschenswert wäre, Prinzipien des Urteils zu haben.“

Hier sehen wir deutlich, worauf Laas hinauswill: das ästhetische Urteil soll gebildet werden, der Gymnasialabiturient soll imstande sein selbständig und doch nach den festen, autoritativen Gesetzen der Kunst Geschmacksurteile zu fällen, d. h. er soll auf dem dritten der oben gekennzeichneten Standpunkte stehen: dem kritischen.

Auch hier ist man geneigt, ein Wort, das Laas gegen Hiecke geschrieben hat, auf ihn selbst anzuwenden (S. 104): „Man kann nicht zweifeln, dafs, würde ein talentvoller Schüler nach den Vorschlägen des Verfassers privatim gebildet, er zuletzt die geistige Reife haben müßte wie der mit reichem Wissen, edler Gemüthswärme und geistiger Klarheit ausgerüstete Lehrer selbst.“

Allein das Gymnasium will doch selbst auf der obersten Stufe nicht Männer bilden, sondern nur die Grundlage zur Bildung des Mannesalters legen. Verlangen wir in der That von gehenden Studenten, daß sie mit gereiftem, selbständigem Urteil auf die Universität ziehen? Wozu ist dann noch die akademische Bildung? Soll nicht vielmehr erst durch diese ein solches Urteil begründet und gefestigt werden? Und das gründliche und ernsthafte Streben nach Selbständigkeit wird schwerlich gefördert durch eine frühreife Fertigkeit des Urteils. Trotz der verschiedenen Proteste, die Laas gerade gegen diesen Vorwurf hebt, ist es nur zu wahrscheinlich, daß schematische Oberflächlichkeit und äußerliche Redefertigkeit erzeugt wird, wenn man junge Leute zur Selbständigkeit des Urteils erziehen will in dem Alter, wo weder ihre Urteilskraft noch ihre positiven Kenntnisse für eine solche hinreichen. Bilden wir nur das Gefühl für das Richtige und Große in unsern Schülern aus, das Gefühl, aus dem doch jedes ästhetische Urteil, wenn es irgend welchen Wert haben soll, hervorzunehmen muß, und wir können die Fertigkeit und Fertigkeit dieses Urteils selbst getrost der akademischen Ausbildung überlassen. Jenes Gefühl aber wird erzeugt und wach gehalten nicht bloß durch ein schweigendes Anschauen klassischer Dichtungen, das auf die Dauer vermutlich gar leicht in ein stumpfes Austarren übergehen würde, sondern dadurch, daß diese Dichtungen nach Form und Inhalt dem Schüler zum bewußten Verständnis kommen, daß die historischen Bedingungen ihrer Entstehung, soweit sie dem Jünglings-Knaben faßbar sind, deutlich hervortreten, daß „die Schüler einen Blick in das innere Leben großer Geister gewinnen, die Sympathie in ihnen erwacht, die den Geburtsschmerzen, unter denen die Schöpfungen, welche den Ruhm unserer Nation ausmachen, zur Welt gebracht sind.“ (Hiecke S. 177; vergl. 246.) Diese zweite Stufe des Verständnisses ist die höchste, zu welcher der Schüler geführt werden kann; sie sollte dem deutschen Unterricht des Gymnasiums billig als das letzte Ziel vorzuheben. Die dritte Stufe des Verständnisses, das kritisch-ästhetische Urteil, gehört nicht mehr in den Bereich des Gymnasialunterrichts.

Führt man den Schnitt an der bezeichneten Stelle, scheidet man alles das, was auf die Ausbildung der kritischen Fertigkeit direkt hinzielt, aus Laas' Vorschlägen aus, so wird man in der That das Wertvolle in denselben von dem Unhaltbaren gesondert haben. Nur darf man selbstverständlich nicht der Meinung sein, daß man damit gethan, wenn man etwa aus seinen „Materialien für praktische Übungen“ das vierte Kapitel, welches die „Themata ästhetisierenden Charakters“ enthält, streicht; vielmehr wird durch diese solche Verrückung des Zieles die ganze Gestalt des deutschen Unterrichts der Oberstufe ein wesentlich einfacheres Aussehen gewinnen, es wird sowohl Litteraturgeschichte wie Poetik mannigfache Einschränkungen erfahren.

Dem es soll nicht gesagt sein, daß mit der Ausbildung des ästhetischen Urteils auch die Elemente der Poetik aus dem Unterricht ausgeschieden oder auf die dürftigen Anfänge beschränkt werden müßten, welche dem Tertianer bereits gegeben zu werden pflegen. Eine ausführliche Darlegung der Regeln und Einteilungen welche man als Poetik zusammenzufassen pflegt, wird im Gegenteil als integrierender Teil des deutschen Unterrichts der Prima gefordert werden müssen. Man kann dabei entweder, wie es in den „Lehrstoff“ F. Kerns geschieht, das Schema der Poetik geradezu der Primanerlektüre zu Grunde legen, oder man wird, wie es der Verf. bevorzugen würde und in dieser Zeitschrift 1885 S. 542ff ausgeführt hat, für die Gestaltung dieser letzteren den historischen oder vielmehr biographischen Zusammenhang wählen, jedoch ein beschränkte Anzahl von Stunden ausschließlich der Poetik widmen die dann natürlich nur aus der bereits absolvierten Lektüre Anschauung und Interesse gewinnen kann. Ja, wer diesen letzten Weg einschlägt, wird mit fähigen Schülern auch wohl noch weiter gehen und eine Zusammenstellung der wichtigsten Kunstgesetze der Poetik mit ihnen durchsprechen können. Im allgemeinen wird es meines Erachtens hinreichend sein, wenn der Lehrer bei der Lektüre von Lessings Litteraturbriefen und Dramaturgi die in Betracht kommenden wesentlichsten Gesetze der Dichtkunst mit seinen Schülern durchspricht. Aber auch eine solche Besprechung in der Art, wie es Laas vorschlägt und S. 316f des weiteren ausführt, an Aristoteles' Poetik anzuschließen, bietet zwar erhebliche Schwierigkeiten, vielleicht aber wird es doch die Mühe lohnen, die von Laas geforderten 16—20 Stunden darauf zu verwenden. Nur muß man sich darüber klar bleiben, daß eine solche Besprechung durchaus propädeutischer Natur sein muß und mit der logischen und psychologischen Propädeutik, wie sie in Prima gelehrt wird oder vielmehr bis vor kurzem gelehrt zu werden pflegte, in Parallele zu stellen ist. Diese Parallele zieht auch Laas selbst S. 314. Aber doch vergißt er, daß es eben Propädeutik ist, die hier gelehrt wird, d. h. Anfänge, die nicht weiter geben sollen als Anregungen für künftige Studien und denen ein Einfluß auf die Gestaltung des Unterrichts im ganzen nicht eingeräumt werden darf. Eine philosophische Bildung kann das Gymnasium seinen Schülern nicht mitgeben; es genügt, wenn es das Rüstzeug überliefert, durch welche sie später erworben werden kann, und wenn es Anregungen hinzufügt, die den Jüngling veranlassen können, dereinst dieses Rüstzeug zu nützen.

Berlin.

Rudolf Lehmann.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

2. Mach, Der relative Bildungswert der philologischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichtsfächer der höheren Schulen. Vortrag gehalten vor der Delegiertenversammlung des deutschen Realschulmännervereins zu Dortmund am 16. April 1886. Leipzig bei G. Freytag, Prag bei F. Tempsky. 29 S. 0,40 M.

Die Realschulmänner wissen in ihren Versammlungen leider viel Übles von unsern Gymnasien zu sagen. So auch Herr Mach. Die Gymnasien sind ihm „lateinisch-griechische Häuser, in welchen unsere Kinder einen guten Teil ihrer Tage verbringen und deren Atmosphäre sie auch außerhalb dieser Zeit unausgesetzt umgiebt.“ Er hält diese Thatsache für so wunderlich und abgemackelt wie den Vorschlag des Maupertuis, eine lateinische Stadt zu gründen. Wie Mach behauptet, wird in den Gymnasien 9—10 Jahre lang nur dekliniert, konjugiert, analysiert und extemporiert, um den Verstand zu „betäuben“; Worte und Formen, Formen und Worte sind es, die der Jugend in trostloser Methode immer wieder geboten werden: ein gehaltloser Gedächtniskram. Ihn tört die Thatsache nicht, dafs in sämtlichen Klassen noch nicht der dritte Teil der Lehrstunden dem Lateinischen gewidmet wird, dafs das Griechische in den drei unteren Klassen überhaupt nicht, in den drei oberen nur in 7 wöchentlichen Stunden getrieben wird. Das Wort als den Träger des Gedankens, den Wert der Sprache weifs er so wenig zu schätzen, dafs er kühn behauptet, es seien nur „abstrakte Schattengestalten“, welche der sprachliche Stoff biete, während in der Mathematik „konkrete lebendige Bilder auftreten“ sollen. Beides wird ihm der nicht lauben, der etwas von Sprachen und Mathematik versteht. Ist er ein kompetenter Richter in Sachen humanistischer Bildung, er das griechische und römische Altertum charakterisiert wie folgt: „Sollen uns die Griechen mit ihrer beschränkten kleinstädtischen Anschauung, mit ihrem Aberglauben, mit ihrem ewigen Praxelbefragen immer die höchsten Muster bleiben? Aristoteles mit seiner Unfähigkeit von Thatsachen zu lernen, mit seiner Fortwissenschaft, Platon mit seinem schwerfälligen schleppenden

Dialog, mit seiner unfruchtbaren, oft kindlichen Dialektik, sind sie unübertrefflich?“ Dazu die Anmerkung, dafs Herr Mach diese „Schattenseiten bei der Lektüre in deutscher Übersetzung aufgefallen sind“ — der beste Beweis für die Unzulänglichkeit, ja Schädlichkeit der Übersetzungen, die nicht blofs das Urtheil verwirren, sondern auch den Geschmack und den Stil verderben. — „Die Römer mit ihrer wort- und silbenreichen prahlenden prunkenden Äußerlichkeit und Gefühllosigkeit, mit ihrer beschränkten Philisterphilosophie, mit ihrer wütenden Sinnlichkeit, mit ihrer in Tier- und Menschenbetzen schwelgenden grausamen Wollust, mit ihrem rücksichtslosen Mißbrauchen und Ausbeuten der Menschen, sind sie nachahmenswerte Muster? Oder soll vielleicht unsere Naturwissenschaft an Plinius sich erbauen, der Hebammen als Gewährsmänner citirt und selbst auf ihrem Standpunkt steht?“

Der Leser sieht, dafs man nicht bei den Römern in die Schule gegangen zu sein braucht und doch in der Rhetorik etwas leisten kann. Es ist aber ein wahrer Jammer, dafs man dergleichen Zeug lesen und gar rezensieren mufs. Begreifen denn die Realschulmänner nicht, dafs sie durch Vorkämpfer wie Herr Mach aus Prag ihre Sache gründlich in Mißkredit bringen?

Blankenburg am Harz.

H. F. Müller.

Hermann Schmidt, Elementarbuch der lateinischen Sprache. Erster Teil: Die Formenlehre für die beiden untersten Klassen des Gymnasiums. 9. Aufl., völlig neu bearbeitet von Leonhard Schmidt. Halle, Hermann Gesenius, 1886. VI u. 332 S. 2 M.

Das neu bearbeitete lateinische Elementarbuch eines um das höhere Schulwesen sehr verdienten Mannes und trefflichen Kenners der alten Litteraturen, des im Jahre 1883 zu Wittenberg, dem Orte seiner langjährigen segensreichen Wirksamkeit, verstorbenen Gymnasialdirektors Dr. Hermann Schmidt, hatte sich schon in seiner früheren Gestalt in den Kreisen der Fachgenossen vielfacher Anerkennung zu erfreuen; das beweist am besten die Zahl der bisherigen Auflagen. Die jetzige, von dem Sohne des Verewigten mit Liebe zur Sache und eingehender Sorgfalt für das gegenwärtige Bedürfnis umgearbeitete wird, wie wir hoffen, dem Buche zu den alten Freunden noch neue hinzugewinnen. Die Grundrichtung des Werkes ist gegen früher in keiner Weise geändert worden. Über dieselbe geben folgende Worte der Vorrede zu dieser neuen Auflage am besten Aufschluß, die wir deshalb auch hierher setzen: „Hermann Schmidt wollte durch sein Elementarbuch die Schüler in die lateinische Sprache in der Weise einführen, dafs sie nicht nur in dem Wissen des Pensums der Formenlehre gefestigt würden, sondern auch ein unwillkürliches Verständnis für die mannigfache Anwendung der erlernten Formen im lebendigen Zusammenhange des Satzbaus gewännen; aus welchem Grunde er es für zweckmäfsig hielt, die

büler „ex usu“ mit manchem Syntaktischen bekannt zu machen, ihnen als Regel erst auf höherer Stufe entgegentritt, sowie ihnen als Übersetzungstoff neben den einzelnen Übungssätzen eine große Anzahl zusammenhängender Lesestücke zu bieten und für Lesestücke möglichst anregenden Inhalts, in der richtigen Erkenntnis, daß mit dem Interesse für den Inhalt sich zugleich die Lust an der Beobachtung der Form steigert.“ Wenn nun aber, wie bemerkt, an dieser Grundrichtung nichts geändert ist, zeigt die neue Auflage doch mancherlei Abweichungen von den früheren Bearbeitungen, welche, namentlich im Hinblick auf die früheren Bestrebungen auf dem Gebiet des lateinischen Elementarunterrichts, als wesentliche Verbesserungen angesehen werden müssen. Entsprechend den jetzt allgemein geltend gemachten Anforderungen hat L. Schmidt so früh als es irgend anging neben den einzelnen Sätzen auch zusammenhängende Stücke gewählt, welche eine vielseitige Verwendung des angeeigneten grammatischen Stoffes und der gelernten Vokabeln ermöglichen und in die Sprache wirklich einzuführen imstande sind. Seinem Zweck entsprechend bot das auch bereits H. Schmidt, aber in der neuen Bearbeitung sind namentlich in dem für Sexta benannten Teile alle Stücke entlegeneren Inhalts entfernt und durch solche ersetzt, die dem gesamten Unterrichtsstoff der Klasse näher liegen. Damit fiel denn natürlich auch eine nicht geringe Zahl entlegenerer und immerhin nur selten gebrauchten Vokabeln fort, deren Erlernung das Gedächtnis beschwert, ohne wirklich zu nützen. L. Schmidt hat das Hauptgewicht auf Fabeln und Gedichten gelegt und dieselben überdies inhaltlich und in der Form der Darstellung dem kindlichen Verständnis und Gemüt vollständig angepaßt. Noch mehr als früher ist darauf geachtet worden, daß die Schwierigkeiten nur ganz allmählich wachsen, daß alles Neue durch das Vorhergehende gründlich vorbereitet ist. Ein Blick in den Lehrgang bestätigt uns das überall. Für diejenigen, welche das Buch etwa noch nicht genauer kennen sollten, sei hier im folgenden eine kurze Übersicht über seinen Inhalt gegeben. Der Lehrgang zerfällt in zwei Hauptabteilungen. Die erste enthält „Lateinische Sätze und Lesestücke.“ Dies ist die eigentlich grammatische Abteilung. Sie zeigt drei Abschnitte: A. Vorübungen, welche nach H. Schmidt den Zweck haben „den Angelernten, ehe er an die eigentliche Grammatik tritt, einigermaßen mit dem Stoffe der Sprache, deren Regeln er lernen soll, und namentlich mit jenem geschlechtlichen Grundtypus und gleichsam im Accord der auf- us, -a, -um ausgehenden Nomina bekannt zu machen.“ Wir glauben es wohl, daß bei richtiger Benutzung die Vorübungen dieser Vorübungen im Verlaufe des Unterrichts ähnliche Früchte tragen kann. Auf sie folgt B. der systematisch angeordnete grammatische Kursus mit einer großen Fülle von neuem Lesestoff. In demselben kommt die gesamte

Formenlehre ausschließlich der sog. unregelmäßigen Verba zur Behandlung. Ein Anhang dazu bietet 38 sprichwörtliche lateinische Wendungen. Teil C. umfaßt das sich an den grammatischen Lehrgang genau anschließende *Vocabularium*, in dessen einzelnen Abschnitten die Wörter alphabetisch geordnet sind. Die zweite Hauptabteilung enthält auf etwa 100 Seiten „Deutsche Sätze und Lesestücke“, die sich ebenfalls wieder an jenen grammatischen Lehrgang im ersten Teile anschließen. Den Schluss bildet ein Anhang zur Einübung des *Ablativus absolutus* und des *Participium coniunctum*, welcher eine ganze Anzahl lateinischer und deutscher Sätze dienen.

Aus dem Gesagten erkennt man den methodischen Gang im allgemeinen. Dafs derselbe ein stetig fortschreitender und ununterbrochener ist, wurde bereits bemerkt. Überdies dürfte es wohl nur wenige Bücher geben, in denen sich eine so große Fülle von Stoff zur Einübung und Befestigung des Erlernten findet wie hier, und — fügen wir gleich noch eins hinzu, was eine ganz besondere Beachtung verdient — die eine Auswahl des Lehrstoffs bieten, welche gleich sinnig und mit gleich gutem Geschmack getroffen ist wie die hier gebotene. Darauf hat der Herausgeber seine ganz besondere Sorgfalt verwendet: das war es vielleicht auch, wo die früheren Bearbeitungen am ehesten eine Verbesserung erfahren durften. Endlich müssen wir noch einen Vorzug des Buches besonders hervorheben: von Anfang an ist durch sorgfältige Bezeichnung auf die Quantität der Silben Gewicht gelegt. Wir wissen ja, wie schwer es den Schülern fällt, sich an die lateinische Silbenmessung zu gewöhnen; da ist es denn von ganz besonderem Werte, wenn derselben gleich von vornherein die gebührende Beachtung geschenkt wird: dafs dabei die positionslangen Silben als Längen angenommen worden sind (wie S. 331 f. ein Nachtrag verlangt), dürfte wohl kaum irgendwo Anstofs erregen.

Posen.

R. Jonas.

W. Gidionsen, Vorlagen zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische im Anschluß an das erste Buch von Ciceros *Tusculanen*. Ein Hülfsbuch für Lehrer. Schleswig, J. Bergas, 1886. II. u. 31 S. 0,80 M.

Seitdem sich die Überzeugung Bahn gebrochen, dafs es nicht blofs wünschenswert sondern auch notwendig ist, die Lektüre in den Mittelpunkt des fremdsprachlichen Unterrichts zu stellen, und dafs diese, um mit den „Erläuterungen zu den Lehrplänen vom 31. März 1882“ zu reden, ihre Verwertung zu finden haben bei den Übungen im Lateinschreiben, die erfahrungsmäßig den wichtigsten Beitrag zur Vertiefung der Lektüre in Hinsicht auf Sprache und Gedankeninhalt abgeben, zeigt sich ein erfreuliches Streben, durch Veröffentlichung der meist in eigener Praxis ge-

sammeln Übersetzungsmaterialien dem unterrichtenden Lehrer die Mühe der Zusammenstellung zu erleichtern oder ihn derselben ganz zu überheben. Ist auch die nächste Absicht bei diesen Entwürfen stets die gleiche, nämlich Sicherung des formal bildenden Einflusses der Klassenlektüre, so ist doch das Verfahren hinsichtlich der Gestaltung des Inhaltes ein verschiedenes: die einen stellen die Materialien zusammen unter Festhaltung des logischen Zusammenhanges, zuweilen auch der strengen Reihenfolge der Paragraphen und Kapitel des Textes; die andern verzichten dabei auf die Wiedergabe des übersichtlichen Gesamtinhalts, sie greifen einzelne Hauptgedanken heraus, spinnen dieselben unter Verwendung des Phrasenschatzes der Quelle weiter aus oder nehmen sie als Mittelpunkt, um welchen sich verwandte, selbständige Gedanken und Ausführungen krystallisieren. Unverkennbar ist diese zweite Art der Zusammenstellung umständlicher, mühevoller und doch dem angestrebten Zweck nicht mehr entsprechend als jene erste. Meines Erachtens sollte man bei der Ausbeutung der Lektüre in phraseologischer und stilistischer Beziehung die weitere Aufgabe der Stilübungen nicht aus dem Auge verlieren, daß dieselben in der übersichtlich gehaltenen Form gleichzeitig den Inhalt des Gelesenen fester einprägen, als es durch die Lektüre bereits geschehen ist. Unbedingt notwendig ist das letztere allerdings nicht, aber zweckmäÙig und um so mehr zu empfehlen, als ja die Auswahl selbst auf diesen geraderen und näheren Weg hinführt. Je weiter man von diesem ablenkt, um so öfter ist man naturgemäÙ auch zur Aufrichtung von Wegweisern, d. h. zur Angabe von Belegstellen gezwungen. Bleibt man dagegen auf dem Wege der übersichtlichen Inhaltsangabe, so bedarf es um so seltener einer Zurechtweisung durch Citate; in ruhigerem, müheloserem Vorwärtsschreiten gelangt man zu demselben Ziele, zur Verwertung der Lektüre für die formale Bildung.

Der Verfasser der „Vorlagen“ ist bei seiner Arbeit den bezeichneten mühseligeren Weg gegangen. Er hat es seit Jahren geliebt, „Gedanken, ja Einfälle, die ihn bei der oft wiederholten Lektüre und unterrichtlichen Behandlung des Ciceronianischen Werkes kamen, in der Sprache des Werkes zu kleineren oder größeren Ganzen auszuspinnen, und zwar in der Weise, daß er das sprachliche Material, Phraseologie wie Satzform, aber auch geeigneten Gedankenstoff, von vornherein dem ganzen Umfange des Buches, bald hier, bald da, entlehnte.“ In 17 nach Inhalt und Umfang verschiedenen Abschnitten hat er das erste Buch der Tuskulanen zu Stilübungen verwertet und eine überaus reiche Ausbeute des phraseologischen und lexikalischen Schatzes zusammengetragen. Die meisten dieser Abschnitte stehen mit dem Inhalt des Originals nur in loser Verbindung und sind zu selbständigen Ausführungen abgerundet, die zum größten Teil

recht ansprechen. Es gilt dies besonders von Abschn. II, III, IV, VI, VII, XII, XIII, XIV.

Die Vertiefung in den meist interessanten Inhalt der Stilübungen wird dagegen sehr gestört durch die zwischen den Zeilen gedruckten, angehäuften Doppelcitate (Hinweisungen auf Seite und Zeile des Textes). Daß der Verfasser bei seinem Verzicht auf die übersichtliche Inhaltsangabe des Originals viel öfter zu diesen Citaten genötigt war, als wenn er sich enger an dasselbe angelehnt hätte, ist durchaus natürlich. Die Stilübungen umfassen etwas mehr als 30 Seiten; zwischen den Zeilen stehen c. 1150 Citate, denen noch c. 260 Anmerkungen besonders angehängt sind. Ich gebe dem Verfasser gern zu, daß man nach Aufsuchung aller dieser Notizen es zu „jenem Bescheidwissen“ im ersten Buche der Tuskulanen bringen werde, „das jeder, der einen Autor in der Schule zu interpretieren hat, vor allen Dingen anstreben sollte“, kann aber nicht einsehen, warum „diese strengste Aneignung des Musters“, welche „die Beherrschung des antiken Idioms“ vermitteln soll, gerade durch diese, gewiß mit großem Fleiß zusammengetragene „Mosaikarbeit“ erstrebt werden müßte; die Verarbeitung des Textes nach Maßgabe des Originalinhalts würde diesem Zwecke der Stilübungen nicht minder Rechnung tragen und die Citate auf ein geringes Maß zurückführen.

Sollen die „Vorlagen“ zunächst auch, wie der Verfasser durch seinen Rezensenten in der „Philologischen Rundschau“ zu betonen veranlaßt worden ist, ein „Hilfsbuch für Lehrer“ sein, so glaubt er democh, daß „des in der Schule ohne weiteres (auch ohne vorangegangene Lektüre des Buches?) Verwendbaren, oder, wenn das nicht, so doch zu eigener Produktion Anregenden nicht ganz wenig hier geboten sein dürfte.“ Dieser Bestimmung aber, fürchte ich, wird gerade die Anhäufung der Citate im Wege stehen, schon aus dem rein äußerlichen Grunde, weil das Diktat unverhältnismäßig viel Zeit in Anspruch nehmen würde. Die 70 Citate zu Abschnitt I z. B., der ungefähr für zwei Übungen ausreicht, verteilen sich auf 30 verschiedene Seiten des Textes, die nach Intention des Verfassers alle nachgeschlagen, also auch beim Diktat angegeben werden müßten. Ich habe nur die Mühe nicht verdriessen lassen, die sämtlichen Citate und Anmerkungen zu den neun ersten Abschnitten nachzusehen — es sind genau gezählt 570 —, bin aber bei aller Anerkennung des lobenswerten Fleißes, mit dem die „Mosaiksteinchen“ zusammengesucht sind, bald zu der Überzeugung gelangt, daß eine große Zahl von Citaten durchaus entbehrlich ist, da ihre Kenntnis bei einem Primaner, der schon mindestens zwei Jahre Cicero gelesen, vollends aber bei einem Lehrer des Lateinischen in Prima als selbstverständlich vorauszusetzen ist. Nachstehend gebe ich eine kleine Auswahl der mir am meisten überflüssig er-

enden Citate mit dem Bemerken, das meine weiteren Aufwendungen dem Verfasser zur Verfügung stehen.

bedeutungen und Ausdrücke wie: an censemus, an censes (sollten wohl), quin etiam (ja auch), ut ait (wie — sagt), n (und da), et quidem (und zwar), quid aliud nisi (was als), vereor ne (fürchte das), si qui (wer etwa), quasi (als ob), vel potius (oder vielmehr), nisi forte (es sei denn si non (wobei gedruckt: wenn nicht), potius (lieber), ut (wie du weißt), per se (an sich), quoniam (weil ja), atqui (aber), tantum abest ut-ut (weit entfernt), alter-alter (der — der andre), etsi und quamquam (korrektiv), sin autem (aber), quatenus (wie weit), accedit quod (dazu kommt das), existieren), inquam (sage ich), nonne vides (siehst du nicht), m (was mich betrifft), non quia (nicht als ob), habeo quod (Grund zu), omitto dicere (ich will nichts davon sagen), (wähne), cum (wenn, als, nachdem), quam maxime (möglichst), utinam, (das doch), etiam atque etiam (immer wieder) befür die Übersetzung keines besonderen Hinweises, noch für die konsekutive Bedeutung von ut, die Übersetzung des Genetiv in den Wendungen „verraten, aussehen nach, zeigen“, die relative Anschließung u. ä. Überflüssig sind ferner die Citate da, wo die Übertragung eine fast the oder allgemein bekannte ist; z. B. in laboribus et per vivere (in Mühen und Gefahren leben), maiora moliri (eres unternehmen), laudi dare (zum Lobe anrechnen), nec nec mortuus (weder im Leben noch im Tode), mortem consciscere (sich das Leben nehmen), vincla carceris rum- (die Fesseln des K. zerreißen, nicht „zerbrechen“), qui est de animo (Schrift über die Seele), generi humano (für das Menschengeschlecht Sorge tragen), sententiam e (die Meinung ändern), casus incerti (ungewisse Fälle), ex parte (zum großen Teil), spectaculum (Schauspiel), sine causa (nicht ohne Grund), optimus quisque (der jedes Beste), vitiosus (fehlerhaft), quodam modo (gewisser Maßen), (sich hingeben), brevi (in kurzer Zeit), mihi curae est (acht mir Sorge) u. a. m. Auf S. 5 Z. 9 ff. lassen sich für die Phrase librūm evolvere gegebenen Citate (5, 22 u. 13, u. einem (13, 22 ff.) zusammenziehen; dsgl. S. 16 Z. 14 (vestigia signatur). Bezüglich der Asyndeta S. 6 Z. 31, Z. 37, S. 13, Z. 32, S. 15 Z. 32 bedurfte es nur der Nummerung des „und“. Die Übersetzung quid igitur in „wie nun“, ferner adsensio elabitur in „die Zustimmung ver-“ dürfte wohl einer bessern Wendung fähig sein. Ungenau oder unklar sind die Citate: S. 6 Z. 40 (47, 27), S. 10 (32, 2), S. 11 Z. 6 (41, 30) u. Z. 28 (32, 22), S. 14 (41, 16) S. 20 Z. 2 (15, 4) u. Z. 10 (28, 10).

noch sind diese formellen Ausstellungen von untergeordneter

Bedeutung und bei einer neuen Auflage leicht zu heben. Ich fasse mein Urteil dahin zusammen: die „Vorlagen“ sind mit vielem Fleiß und Geschick zusammengestellt; ihre Verwendung für die Schule ist jedoch durch die Anhäufung der Citate — eine notwendige Folge der Verzichtleistung auf den logischen Zusammenhang des Originals — erschwert. Als Vorbereitung des Lehrers auf die Behandlung der Lektüre des 1. Buches der Tusulanen, als private Stilübungen sind dieselben zu empfehlen. Wer dieselben bearbeiten will, muß zuvor eine Separatzählung der Seiten des Müllerschen Textes in der Weise vornehmen, daß S. 276 u. s. w. der Gesamtausgabe in S. 1 u. s. w. umgeschrieben wird.

Euskirchen.

P. Doetsch.

- 1) W. Willmanns, Deutsche Schulgrammatik nebst Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung nach der amtlichen Festsetzung. Sechste, umgearbeitete Auflage. Berlin, Paul Parey, 1885. Erster Teil für die untersten Klassen bis Sexta, herausgegeben von H. Poppelreuter und W. Willmanns. 98 S. 0,75 M. Zweiter Teil für die Klassen von Quinta bis Tertia. 146 S. 1,25 M.

Die vortreffliche Grammatik von Willmanns hat unter steigender Anerkennung ihres Wertes eine Verbreitung weit über den Kreis hinaus gefunden, für den sie ursprünglich bestimmt war; besonders konnte sie als ein unentbehrliches Rüstzeug in der Hand der Lehrenden gelten. Dem Unterricht paßte sie sich bei der bis dahin getroffenen Auswahl und Behandlung des Stoffes mehr an in den mittleren als in den untersten Klassen oder auf der Vorbereitungsstufe höherer Lehranstalten. Für die letzteren macht die neue Auflage das Buch nun gleichfalls geeignet. Es zerfällt in seiner gegenwärtigen Gestalt in zwei auch äußerlich getrennte Teile. Das Pensum für Sexta ist aus der Masse des Lehrstoffes ausgesondert, durch eine Darstellung der grammatischen Grundbegriffe nach vorwärts erweitert und mit den gesamten Regeln über Rechtschreibung in innige Verbindung gesetzt worden. Hiermit ist der Inhalt des ersten Teiles gegeben. Der Unterrichtsstufe entsprechend ist eine Reihe von Beispielen und Übungsaufgaben hinzugefügt und den Paradigmen ein größerer Raum als bisher zugewiesen. Ein Unterricht, dem dieses Buch zu Grunde liegt, wird mit Erfolg auf die sofortige Anwendung des Erlernenen in verbundenen grammatischen und orthographischen Übungen gerichtet sein, wozu auch wechselseitige Hinweise bei den einzelnen Paragraphen dienen.

Auf den zweiten Teil für Quinta, Quarta und Tertia kommt der Hauptinhalt der vorangehenden Ausgaben, nur daß jetzt die beiden ersten Abschnitte derselben in einen zusammengezogen und die allgemeinen Auseinandersetzungen über Orthographie, nachdem

praktischen Anweisungen in den ersten Teil übergegangen, hier zu fallen.

In der Behandlung des einzelnen hat die sechste Auflage zahlreiche Ungestaltungen erfahren. Neu bearbeitet ist insbesondere die Lehre von den Modis, eins der schwierigsten Kapitel der deutschen Grammatik. An Stelle der theoretisch gewonnenen Grammatik der alten Sprachen entstammenden Begriffsbestimmung des Indikativs als des Modus der Wirklichkeit, des Konjunktivs als des Modus der Vorstellung, wozu alsbald bemerkt werden mußte, daß der erstere auch vorkommt, ohne die Wirklichkeit zu behaupten, und der letztere nicht immer steht, um eine Vorstellung zu bezeichnen, ist jetzt aus Beobachtung des deutschen Sprachgebrauches die Thatsache getreten (§ 121), daß der Indikativ unter allen Umständen stehen kann; damit sind besonders konjunktionslosen substantivischen Nebensätze einbegriffen, welche in den alten Sprachen nicht kennen. (In: „Er meldet, die Feinde sind geflohen“ drückt sich keineswegs nur die Wirklichkeit aus.)

Die Einteilung der konjunktivischen Sätze sind den beiden Klassen der eine Forderung enthaltenden Sätze mit präsentischen Konjunktivformen (§ 122, § 123) und der eine Wirklichkeit aussagenden Sätze mit imperativen Konjunktivformen (§ 122, 2. § 124) als dritte Gruppe hinzugefügt die Sätze, in denen beide Konjunktive mit dem Indikativ wechseln (§ 122, 3). In diesen Sätzen, die das ganze Gebiet der indirekten Rede mit ihren mehrfach untergeordneten Nebensätzen umfassen (ausgeführt in § 125) wird die Aussage als Nebensatz bezeichnet. Die Darstellung dieses ganzen Gebietes hat auf Grund sprachlicher Beobachtung Deutlichkeit und Genauigkeit gewonnen.

Dankbar sind wir dem Verfasser für die Hinzufügung der kritischen Bemerkungen am Schlufs. An belehrenden Beispielen sind hier in knaptester Form diejenigen Grundzüge des Stils aufzuweisen, die mit klarem Ausdruck der grammatischen Verhältnisse zusammenhängen, deren Befolgung also einem jeden notwendig, aber auch möglich ist.

Möge das Werk auch in seiner neuen Gestalt, an der sprachliche Forschung und pädagogischer Blick gemeinsam gearbeitet haben, fortfahren, Sicherheit grammatischer Kenntnisse und richtigen Gebrauch der deutschen Sprache zu verbreiten.

Otto Lyon, Handbuch der deutschen Sprache für höhere Schulen. Leipzig, B. G. Teubner, 1855. Erster Teil: Sexta bis Tertia. VIII u. 268 S. 2,40 M. Zweiter Teil: Für obere Klassen. VIII u. 242 S. 2 M.

Im ersten Teil des Handbuches liegt eine auf sprachwissenschaftlicher Grundlage mit Umsicht gestaltete Bearbeitung des grammatischen Lehrstoffes vor, die in Verteilung des Stoffes das Maß des allgemein Üblichen trifft. In sprachgeschichtlicher Behandlung geht das Buch über den nächstliegenden Zweck hinaus;

aus der Laut- und Worthildungslehre werden die wichtigsten Thatsachen erst auf höheren Stufen, und alles, was den Kreis der deutschen Sprache überschreitet, etwa bei Erörterung des indogermanischen Sprachstammes (Teil 2 S. 155) verwertet werden können.

Der für die oberen Klassen bestimmte zweite Teil umfaßt eine Stilistik, Poetik und Litteraturgeschichte. Die Stilistik behandelt die hervorragendsten Eigenschaften des deutschen Stils, die Anwendung von Bildern und Figuren, Regeln über den einfachen und den zusammengesetzten Satz und schließt mit Bemerkungen über die Mittel zur Ausbildung des Stils, wozu neben dem Studium der Muster die Aufsätze gehören. Der Schüler findet hier wertvolle Winke und Warnungen, die ihn auf einen einfachen, sachgemäßen Ausdruck führen. Die Grundlage für alle Behandlung des Stils in der Schule bleibt naturgemäß die eigene schriftliche Arbeit des Schülers und die Korrektur mit den daran geknüpften Erläuterungen des Lehrers; auch auf diesem Gebiete geht das Lernen von Einzelercheinungen aus, zu deren Zusammenfassung die „Stilistik“ herangezogen werden kann. In der Ausführung steht der Verf. auf dem allein berechtigten Standpunkt der Beobachtung des Gebrauchs unserer besten Schriftsteller und der lebendigen Entwicklung gesprochener Rede. Neben dem Abschnitt über Disposition (§ 39) erwartet man noch eine Anweisung zu der der Disposition vorangehenden Thätigkeit der Invention. Es ist ein leidiger Trost, wenn dem Schüler gesagt wird: Bevor man an die Darstellung selbst geht, muß der Gegenstand nach allen Seiten durchdacht sein, und der Stoff, den man dabei gefunden hat, muß geordnet werden. Erfahrungsmäßig macht das Aufsuchen des Stoffes viel größere Mühe als die Verarbeitung des aufgefundenen. Aus diesem Gesichtspunkte erhält das in § 40 aufgenommene Schema der aphthonianischen Chrie erst seine Berechtigung; denn wenn sie „nur eine Schulform“ wäre, „die bald abgestreift werden muß, da im Leben weder Redner noch Schriftsteller von dieser Form Gebrauch machen“, so wäre sie überflüssiger Ballast in einem Schulbuch. Wenn dagegen der Schüler angeleitet wird, die einzelnen Teile der Chrie mit Freiheit zu gebrauchen, nach Maßgabe des in seinem Thema angedeuteten Gedankenkreises umzustellen, auszuwählen oder zusammenzuziehen, so gelangt er zu den Anfängen einer Topik, die ihn auf die Fundstätten des Stoffes leiten wird. So ist z. B. das Contrarium ein wesentliches Mittel, um in vielen Fällen zum Verständnis eines Themas zu gelangen, so ist die Causa ein Teil jeder Abhandlung, selbst in historischen Darlegungen führt sie zur genetischen Entwicklung der Thatsachen aus ihren ersten Gründen (zu den *αἰτίαι ἀσθλοῖς* des Thukydides). Daß die Chrie vielmehr eine Anweisung zur Auffindung des Stoffes enthält, als eine durchgeführte Disposition, ergibt sich schon aus

er Gleichstellung ungleichwertiger Teile; eine Disposition erhält man erst, wenn man dem Exordium (A) und der Conclusio (C) die Zwischenliegende (als B) entgegensetzt und innerhalb dessen zwischen positivem und negativem Beweis (Expositio, Causa et Contrarium) sowie Schlufs aus Analogie (Simile) und äußerer Tätigkeit (Exemplum, Testimonium) unterscheidet. Erst so wird dem Schlufs eine „Recapitulatio“ als Zusammenfassung des Sagten von höherem Gesichtspunkte möglich, während sonst diese Art des Schlusses eine ermüdende Wiederholung bildet.

Chrie, in diesem Sinne behandelt, ist ein wertvoller Teil aller Compositionsübungen, sie eröffnet den Weg zu den Mitteln der Composition. Im vorliegenden Buche würde also der § 40 umzuformen und mit dem vorangehenden zu vertauschen sein.

In der Poetik schließt sich der Verf. denjenigen neueren Forschern an, die mit Entschiedenheit das deutsche Betonungsgesetz durchgeführt haben. Er gründet seine Metrik auf den Unterschied schwerer (hochbetonter), leichter (meist tonloser) und wankender (tieftoniger) Silben, von denen letztere ihre Geltung durch schwere oder leichte von ihrer Stellung erhalten, und sucht den beibehaltenen alten Bezeichnungen der Wortfüße einen entsprechenden Inhalt zu geben. — Mit den Bemerkungen über die Dichtungsgattungen kann man einverstanden sein, es fehlt jedoch in § 51, der vom Drama handelt, jede Erwähnung des Chors, die, wo von der Stellung des griechischen Dramas, von Äschylus, Sophokles, Euripides, von Aristoteles die Rede ist, nicht übergangen werden dürfte, wenn sie nicht auch schon durch die „Braut von Messina“ gerechtfertigt würde.

Der Abrifs der Litteraturgeschichte will eine gedrängte Übersicht über die beiden Blüteperioden geben. Die Ausführung dieses ganz richtigen Gedankens bleibt aber in der zweiten Hälfte zu sehr in dem, was man so Litteraturgeschichte nennt, stehen. Der Zweck eines Schulbuches, das Verständnis zu fördern und zu eigenem Studium anzuregen, verlangt eine präzisere Angabe der Hauptwerke auch bei den neueren Dichtern, die der Verf. für die mittelalterlichen meist gegeben hat. Klopstock, Lessing, Herder, Schiller und Goethe fällt es nicht so sehr auf, daß von dem Inhalte ihrer Werke fast nichts berichtet wird. Die entsprechenden Abschnitte zerfallen in je zwei gleiche Teile, einen längern, „das Leben“, und einen kürzern, „Werke“ behandelnden. Für Klopstocks Messias werden Nachrichten über Entstehung beigebracht, der Inhalt wird mit den Worten abgethan: „Er besang in diesem Werke die Erlösung der Menschheit durch Christus und erzielte mit diesem erhabenen Stoffe eine außerordentliche Wirkung.“ Drei Zeilen darauf nennt die Kritik: es fehlt an Bewegung, an Handlung, an lebendigen Charakteren. Woher also die außerordentliche

Wirkung? Weshalb hat Lavater mit demselben erhabenen Stile gar keinen Erfolg gehabt? Das wird doch wohl an der Behandlung liegen. Wer will, mag immerhin den selbst vom Schiller hervorgehobenen Eindruck, den das Gedicht auf jugendlich empfindliche Gemüter macht, durch Kritik zerstören, dem Schüler zu aber ein Handbuch den Plan des Gedichtes gerade deshalb zu legen, damit er erst das Ganze verstehen und überschauen kann ehe er es zu beurteilen wagt. Auch bei Lessing thun die wenigen Bemerkungen über seine ästhetischen Anschauungen den Schüler nicht genüge, der neben und über die Klassenlektüre hinaus sich zu unterrichten sucht und eines Wegweisers bedarf unter Herder ist eine charakterisierende Inhaltsangabe wenigstens der „Ideen“ durchaus nötig. Die Schrift vom Geist der Epiischen Poesie ist litterargeschichtlichen Inhalts. Bei Schiller und Goethe schrumpft die Behandlung der Werke zu einem bloßen Kataloge zusammen. Wir halten das Verständnis der Meisterwerke unserer Dichter für nicht so leicht, daß Lernende dazu je Rathes entbehren könnten, sondern möchten gerade, weil jene nicht allem gelesen werden müssen und gelesen werden, diejenigen Hülfsen gewähren, die falsche Auffassung ausschließen. So wäre es für einen Schüler immer wünschenswert, aus dem Buche zu sehen zu können, wieso Goethes Drama Götz von Berlichingen welches nur „einen Raubritter des sechzehnten Jahrhunderts vorherrlichte“ (S. 219) eine „Tragödie vom tiefsten Gehalt“ (S. 161) zu nennen ist. In dieser Hinsicht ist also eine Vervollständigung des Buches, wenn es in den obersten Klassen mit Erfolg gebraucht werden soll, wünschenswert, selbst wenn sich Rath dazu nur durch eine Kürzung der vorangehenden Teile gewinnen läßt. Daß der Erfolg aber nicht ausbleiben wird, dafür bürgt die Anlage des Ganzen.

Der Druck ist mit Sorgfalt überwacht; Teil 2 S. 15 ist indessen stehen geblieben: in ein Hundeloch kriegen sie kriechen; S. 175 mit ähnlicher Verwechslung Albhart; S. 211 bleibt zu verbessern: Uhland, seit 1829 Professor der deutschen Litteratur in Tübingen, die er . . . 1833 wieder niederlegte. Irreführend ist der Bericht über Kleists Tod: in der Schlacht bei Kunersdorf, 12. August 1759, kämpfte er als Major mit und starb für sein Vaterland (S. 209).

Berlin.

Ernst Naumann.

- 1) J. Buschmann, Deutsches Lesebuch für die Oberklassen höherer Lehranstalten. Trier, Fr. Lintzschs Buchhandlung, Erste Abteilung: Deutsche Dichtung im Mittelalter. 3. Aufl. 1881. 179 S. 1,20 M. — Zweite Abteilung: Deutsche Dichtung der Neuzeit. Nebst einem Abrisse der Poetik. 3. Aufl. 1881. 416 S. 3 M.

Schon die früheren Auflagen des oben genannten Lesebuches — die zweite erschien 1881 — entsprachen den Anforderungen

der Cirkularverfügung des preussischen Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten vom 31. März 1882 „insofern, als dieselben neben einer kurzen Übersicht über den Entwicklungsgang der deutschen Nationallitteratur nur denjenigen Erscheinungen eine ausführlichere Behandlung gewährten, welche einen bleibenden Wert für das deutsche Volk und insbesondere für die nationale Erziehung unserer Jugend gewonnen haben (Vorwort zur 3. Aufl.).“ Eine wesentlichere Umgestaltung konnte darum auf Grund des gedachten Ministerialerlasses in der vorliegenden dritten Auflage nur der erste Teil, die deutsche Dichtung im Mittelalter enthaltend, erfahren, insofern als anstatt des Urtextes gute Übersetzungen zu bieten waren. Aber auch in dieser Hinsicht hatte der Verf. vorgearbeitet; denn bereits zugleich mit der zweiten Auflage des Lesebuches war eine Parallelausgabe erschienen, für solche Lehranstalten bestimmt, welche die Kenntnis der mhd. Sprache nicht in den Bereich des Unterrichts zogen. — Die deutsche Dichtung im Mittelalter gliedert sich dem Verf. in drei Abschnitte: der erste von den ältesten Zeiten bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts, der zweite von der Mitte des 12. bis zur Mitte des 14., der dritte von der Mitte des 14. bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts sich erstreckend. Der erste wie der dritte Abschnitt werden verhältnismässig knapp behandelt (S. 22—30; & 159—179); dem zweiten dagegen, welcher die sogenannte erste Blüteperiode unserer Nationallitteratur umfaßt, ist gebührendermaßen der breitere Raum zugewiesen worden (S. 31—159). Eine jede der drei Perioden wird durch eine gedrängte litterarische Skizze, die jedoch nichts Wesentliches vermissen läßt, eingeleitet; denjenigen Dichtungen resp. Dichtern, aus (von) denen Proben mitgeteilt werden, gehen zudem besondere orientierende Bemerkungen voraus. Die Auswahl der zur Lektüre empfohlenen Stücke ist durch die Rücksicht auf den litterarischen Wert wie durch die andere auf die pädagogische Zweckmäßigkeit bestimmt. Als der ersten Periode angehörend werden mitgeteilt das Hildebrandslied, das Wessobruner Gebet, ein Abschnitt aus dem Muspilli, sowie relativ kurze Stücke aus dem Heliand und aus Otfrieds Krist. Der Inhalt der zweiten Periode zerfällt in vier Abteilungen: Volksepos, Kunstepos, lyrische Dichtung, didaktische Dichtung. Den Löwenanteil hat mit vollem Recht das Volksepos erhalten: aus dem Nibelungenliede (S. 35—91) sind vierzehn meist umfangreichere Abschnitte gegeben, aus der Kudrun (S. 91—110) fünf. Zudem sind bei beiden Dichtungen die zwischen den einzelnen Abschnitten vorhandenen Lücken durch kurze Inhaltsangaben, gewissermaßen durch einen verbindenden Text, ausgefüllt, so daß der Schüler in die Lage versetzt ist, dieselben auch einigermaßen in ihrer Totalität zu erfassen und dergestalt auf sich wirken zu lassen. Als Repräsentanten des Kunstepos (S. 111—134) erscheinen in Proben als größeren, teils geringeren Umfangs Hartmann von Aue, Wolf-

ram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Unter den Vertretern der lyrischen Dichtung (S. 135—157) ist selbstverständlich Walther von der Vogelweide besonders reich (mit 29 Nummern) bedacht. Eine Auslese aus den Sprüchen Freidanks endlich repräsentiert die didaktische Dichtung (S. 157—159) der zweiten Periode. Als litterarische Denkmäler aus der dritten Periode werden vorgeführt für die epische Dichtung Proben aus (dem niederdeutschen) Reineke de Vos, für die lyrische Proben des Meistergesangs sowie des weltlichen und geistlichen Volksliedes; auch die in diesem Zeitraum zuerst auftretende dramatische Dichtung findet schließlic in zwei Nummern Berücksichtigung. Sämtliche Proben erscheinen, wie bereits gesagt, in Übersetzungen (vorzugsweise nach Simrock); nur die der lyrischen und der dramatischen Dichtung des dritten Abschnitts angehörenden Stücke sind im Urtext gegeben. Den Übersetzungen aber sind — ganz nach dem Sinne des Referenten — ziemlich zahlreiche Proben im Urtext beigelegt. Dieselben sollen, wie der Verf. im Vorwort bemerkt, „den Schülern dienen, dem Schüler gelegentlich einen durch den Vortrag des Lehrers geklärten tieferen Einblick in die Eigentümlichkeit der früheren klassischen Periode unserer Nationallitteratur gewähren, ihn auch womöglich anregen sich später selbst eingehender mit der Sprache unserer Altvordern zu beschäftigen.“ Als „Einleitung“ ist dem ganzen Werke vorausgeschickt ein kurzer Abriss der Geschichte der deutschen Sprache, in höchst instruktiver Weise illustriert durch eine Reihe von Sprachproben deutscher Prosa vom 9. bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts (S. 1—21).

In derselben Weise wie die erste ist auch die zweite Abteilung des Lesebuches, die „deutsche Dichtung in der Neuzeit“, bearbeitet. Auch hier werden drei Abschnitte unterschieden: 1) deutsche Dichtung im Zeitalter der Reformation; 2) deutsche Dichtung vom Beginn des 17. bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts; 3) deutsche Dichtung von der Mitte des 18. bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die beiden ersten Perioden sind, wie es die Natur der Sache erfordert, nur kurz dargestellt (S. 1—24; 25—78). Als litterarischer Repräsentant auch der deutschen Dichtung im Zeitalter der Reformation gilt mit vollem Rechte vor allen Luther; neben ihm finden Hans Sachs und Johann Fischart gebührende Beachtung. Unter den der zweiten Periode der „Periode der (gelehrten) Nachahmung“, angehörenden Dichtern mögen als solche, die mit zahlreicheren oder bedeutenderen Beiträgen vertreten sind, genannt werden Martin Opitz, Andrei Gryphius, Albrecht von Haller, Edwald Christian von Kleist, Christ Fürchtgott Gellert. Den Hauptbestandteil des Buches macht selbstverständlich die Darstellung der dritten Periode aus, der Zeit der klassischen Vollendung der deutschen Poesie (S. 79—390). Wie es bei der Bearbeitung der vorigen (zweiten) Periode nötig war, so heißt es bei der Bearbeitung der dritten Periode, so heißt

sich der Verf. hier gewissermaßen in einem *embarras de richesse*. Er hat sich seiner Aufgabe mit Umsicht und Geschick entledigt, indem er zunächst die dramatische Poesie aus seinen Mitteilungen grundsätzlich ausschloß und sodann nur die namhaftesten Dichter mit ihren reifsten Erzeugnissen zu Worte kommen ließ. Auch so noch ist die Zahl der Autoren, welche, zum Teil mit einer ganz erheblichen Anzahl von Dichtungen, Aufnahme gefunden haben, groß genug (39). Den breitesten Raum nehmen natürlich diejenigen beiden Dichter ein, welche den Höhepunkt dieser zweiten Blütenperiode unserer Litteratur bezeichnen: Goethe und Schiller, jener mit 53, dieser mit 57 Nummern. In der getroffenen Auswahl tritt die geistige Physiognomie derselben, soweit es ohne Eingehen auf ihre sonstige litterarische Produktion, insbesondere auf ihre dramatische Dichtung, möglich ist, klar und bestimmt hervor: Goethes Größe in der Lyrik, Schillers in der episch-lyrischen und der didaktisch-lyrischen Poesie. Um Goethe und Schiller, in irgend einem Sinne auf sie hinweisend — wie dies die den dritten Abschnitt einleitende litterargeschichtliche Skizze näher erörtert —, gruppieren sich die übrigen Dichter dieses Zeitraums. Als dem glänzenden Doppelgestirn vorausgehend sind Klopstock und Wieland einerseits, Lessing und Herder anderseits, inzwischen die Glieder des Göttinger Dichterbundes, aufgeführt worden. Doch haben mit gutem Grunde nur Klopstock und Herder eine eingehendere Berücksichtigung erfahren. Denn die übrigen sind teils nicht bedeutend genug, teils treten sie vermöge der Tendenz, welche ihren Dichtungen vorzugsweise innewohnt (wie Wieland), oder weil ihre Stärke nicht gerade auf den Gebieten der epischen und lyrischen Poesie liegt (wie es bei Lessing der Fall ist), aus dem Rahmen des vorliegenden Buches heraus. So ist beispielsweise Wieland nur mit zwei Abschnitten aus dem „Oberon“, Lessing nur mit einer Anzahl von Sinngedichten und Fabeln vertreten; von Herder dagegen ist nebst einigen eigenen Dichtungen lyrischen Charakters eine ganze Reihe von Nachbildungen fremdländischer poetischer Produkte (wenngleich in kleinerem Drucke) mitgeteilt, und Klopstocks dichterische Individualität wird nicht nur in einzelnen Gesängen aus dem „Messias“, sondern vornehmlich in 14 seiner schönsten Oden zur Anschauung gebracht. Von den Dichtern, welche der Goethe-Schillerschen Epoche folgen, sind Uhland, Rückert, Platen und Geibel besonders ausgezeichnet worden. Unter Uhlands Gedichten vermißt Ref. nur ungern „Des Sängers Fluch“. Dafs unter den Dichtungen namentlich dieses dritten Abschnittes manches dem Schüler schon von früher her Bekannte (ich denke besonders an Schillers und Uhlands Balladen und Romanzen) mitgeteilt worden ist, liegt in dem Plane des Werkes, welches dem Unterrichte in der Litteraturgeschichte dienen will und demgemäß eine allseitige, möglichst vollständige Zeichnung der aufgeführten dichterischen Persönlichkeiten bieten muß. Dafs sich gleichwohl

der deutsche Unterricht auf der oberen Stufe, soweit er auf Lektüre gegründet ist, wenigstens was die Litteratur der Neuzeit angeht, an dem vorliegenden Lesebuche nicht genügen lassen kann und soll, leuchtet sofort ein, wenn wir in Erinnerung bringen, daß dasselbe ja von der dramatischen Poesie überhaupt nichts enthält und auch eine so bedeutende und unter allen Umständen zu behandelnde epische Dichtung wie Goethes „Hermann und Dorothea“ nicht darbietet. Jedenfalls aber giebt es für den Unterricht in der deutschen Nationallitteratur durch seine „Übersichten“ den Rahmen her und durch seine Proben zu einem guten Teile auch dessen Füllung. — Beigegeben ist dem Werke ein kurzer „Abriss der Poetik“, welcher in drei Abschnitten von dem sprachlichen Ausdruck in der Poesie, von dem Vers- und Strophenbau und von den Dichtungsarten handelt, sowie eine „Zeittafel der namhaftesten Werke Klopstocks und Wielands, Lessings und Herders, Goethes und Schillers.“ Ausstattung und Druck sind rühmenswert.

- 2) J. Buschmann, Deutsches Lesebuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Erste Abteilung (für die unteren Klassen). 5. Aufl. Trier, Fr. Liesch Buchhandlung, 1885. 361 S. 2,20 M.

Über die für die unteren Klassen höherer Lehranstalten bestimmte erste Abteilung des Buschmannschen Lesebuches, die, wie sie in 5. Auflage vorliegt, bereits ziemlich Eingang gefunden zu haben scheint, möchte Ref. in aller Kürze Bericht erstatten. Die Anlage des Buches ist recht durchsichtig. Der erste Teil (ungebundene Rede) enthält in sieben Abteilungen: Märchen; Schwänke und Sagen; Fabeln; Parabeln; Erzählungen und Geschichten; Beschreibungen und Schilderungen; Sprüche (S. 1—240); — der zweite Teil (gebundene Rede) in ebenfalls sieben Abteilungen: Lieder; Sprüche; Fabeln; Märchen; Schwänke und Sagen; Erzählungen und Geschichten; Rätsel; Sprichwörter (S. 241—361). Aus dieser Inhaltsübersicht geht bereits hervor, daß in dem Buche ebenso sehr auf die pädagogische Forderung einer möglichst gleichmäßigen Entwicklung der verschiedenen Geisteskräfte, als auf die andererseits eines möglichst ebenmäßigen Fortschrittes vom Leichterem zum Schwereren Bedacht genommen ist. Die Lesestücke, durchweg von mäßigem Umfange, bieten in ihrer beträchtlichen Anzahl — 165 Nummern der Prosa, 171 der Poesie; hier die Rätsel und Sprichwörter, dort die Sprüche nicht eingerechnet — für einen Zeitraum von 2—3 Jahren hinreichende Abwechslung. Neben Bekanntem und Bewährtem, das überall in Lesebüchern begegnet, findet sich auch viel probewahriges Neues. Daß die deutschen Sagen nicht, wie es wohl öfter geschieht, hinter denen des klassischen Altertums zurücktreten, vielmehr dieselben, wenigstens was die Anzahl der Nummern anbetrifft, beträchtlich überwiegen, kann nur Billigung finden; daß unter den Liedern des zweiten Teiles auch die patriotischen nicht fehlen, bedarf keiner

wähnung. — Der Druck ist, soviel ich bemerkt habe, korrekt; die Ausstattung vortreflich.

) Franz Linnig, Deutsches Lesebuch. Erster Teil. Mit besonderer Rücksicht auf mündliche und schriftliche Übungen. Für untere Klassen höherer Lehranstalten. 7. verb. Aufl. Paderborn und Münster, Ferdinand Schöningh, 1895. 447 S. 2,60 M.

Der Inhalt des Buches zerfällt in vier Abteilungen. Die erste enthält in vier Abschnitten: Märchen, Fabeln, Parabeln und Erzählungen, Lehrpoesie; die zweite behandelt nach den Regeln des klassischen Altertums die deutsche Heldensage, bringt in einem dritten Abschnitt deutsche Volkssagen und Volksschwänke und schließt an vierter Stelle mit der lyrischen Poesie; in der dritten Abteilung findet neben der alten Geschichte die deutsche Geschichte ihren Platz, ein besonderer Abschnitt — der elfte des ganzen Werkes — „vom deutschen Vaterland“ ist der patriotischen Dichtung gewidmet, den Beschlufs macht die epische Poesie; die vierte Abteilung endlich bietet eine Reihe von Beschreibungen, die mit einer Kollektion von Lesefrüchten zu schliessen. Nach diesen Gesichtspunkten die Anordnung des Materials erfolgt ist, lässt sich ungefähr vermuten. Der Verf. wollte in der 1. Abteilung (in Prosa und Poesie) dasjenige mitteilen, was eine entschieden lehrhafte Tendenz zeigt; darauf in der 2. (Sage) und in der 3. (Geschichte) dasjenige darbieten, was der erzählenden Dichtung angehört; die 4. Abteilung schliesslich der Beschreibung, in der relativ schwierigeren Form der Prosadarstellung, vorbehalten. Das poetische Element des Buches, welches über die drei ersten Abteilungen verteilt ist, hat sich dabei wohl oder übel dem gewählten Schema anbequemen müssen. Dafs in der 1. Abtl. die didaktische Poesie ihre Stelle hat, ist ja ganz angemessen. Aber es leuchtet nicht so sehr ein, weshalb die 2. Abtl., welche die Sage in ihren verschiedenen Formen behandelt, gerade mit der lyrischen Dichtung abschliessen müfste: mit ebendemselben, wenn nicht gröfserem Rechte würde m. E. hier das stehen, was in der dritten Abschnitt der 3. Abtl. (Geschichte) unter dem Titel „deutsche Poesie“ bringt. Und wenn der elfte Abschnitt „vom deutschen Vaterland“ lediglich patriotische Dichtungen teils lyrischen, teils epischen Charakters enthält, so schließt sich derselbe zwar passend an die im zehnten Abschnitt behandelte „deutsche Geschichte“ an, verletzt jedoch das offenbar auf der Form der Dichtung beruhende Prinzip der Einteilung des in dem Buche behandelten poetischen Elements, demzufolge, da die dramatische Dichtung ausgeschlossen ist, nur die Titel der epischen, der lyrischen und etwa der didaktischen Poesie als zulässig erscheinen. Es endlich der letzte Abschnitt („Lesefrüchte“) ganz aus dem gewählten Schema herausfällt, liegt auf der Hand. Mag also auch die grofsen und ganzen die Anordnung eine pädagogisch zweckmässige sein: die Durchführung derselben im einzelnen vermag

Ref. als eine besonders gelungene nicht anzuerkennen. Doch ist ja einem Lesebuche gegenüber die Frage nach der Gliederung des Stoffes im Grunde eine untergeordnete. Wichtiger ist die Frage nach dem Inhalte des Dargebotenen. Und in dieser Hinsicht kann sich Ref. mit der getroffenen Auswahl im allgemeinen nur einverstanden erklären. Eine reiche Fülle des Anregenden und Belehrenden ist in den einzelnen Abschnitten des Buches ausgiebig verbreitet. Und wenn auch, wie es nicht wohl anders sein kann, manches dem Interesse des Schülers auf derjenigen Entwicklungsstufe, welche das Buch voraussetzt, noch ferner liegt, — so ist doch, so viel ich sehe, nichts in demselben enthalten, was die Fassungskraft des Schülers geradezu übersteigt; nichts wenigstens was dem Verständnis desselben, wenn auch nur durch die Thätigkeit des Lehrers, nicht zugänglich gemacht werden könnte. Dem Verf. ist offenbar vor allem daran gelegen, daß der Schüler das, was er liest, auch versteht; daß er das zu Lesende nach Möglichkeit zu seiner geistigen Besitze, mit dem er frei zu schalten vermag, erhebt. Das Lesebuch enthält auf dem Titel die zusätzliche Bemerkung „mit besonderer Rücksicht auf mündliche und schriftliche Übungen“, und in dieser Anleitung zur Behandlung des dargebotenen Lesestoffes besteht sein eigentümlicher Vorzug, zum mindesten sein unterscheidendes Merkmal gegenüber andern Büchern der Art. Freilich nicht alle Abschnitte gleichmäÙig, sondern vorzugsweise nur die in dieser Hinsicht dankbarsten, diejenigen, welche Stücke lehrhaften Charakters enthalten, hat der Verf. mit die bezüglich erläuterten Bemerkungen ausgestattet. Er verfährt dabei gewöhnlich in der Weise, daß er zunächst durch Fragen den Inhalt eines Lesestückes ermitteln resp. das Verständnis desselben sicher stellen läßt, auch wohl den Grundgedanken selbst angeht und sodann im Anschluß daran Aufgaben stellt, die mannigfaltiger Weise eine erweiternde Fortführung oder auch eine mehr oder minder freie Nachbildung des Gelesenen bezwecken. In den „Lesefrüchten“ insbesondere giebt er Musterbeispiele für die ausmalend veranschaulichende, individualisierende Prosaversion einzelner Gedichte, die in den vorausgehenden poetischen Abschnitten angetroffen werden. So hat er durch Lehre und Beispiel dafür Sorge getragen, daß der Schüler zu einer selbständigen Reproduktion des Gelesenen angeleitet wird, die ja anerkanntermaßen erst die Probe für die vollständig gelungene geistige Aneignung desselben bietet. — Anhangsweise ist dem Buche beigefügt eine kurzgefaßte „Grammatik in Lehre und Beispiel“. Dieselbe giebt zunächst einen „Abriss der Orthographie“ und erteilt sodann in zwei Abschnitten, „zur Wortlehre“ und „zur Satzlehre“, das Wissenswürdigste aus den Gebieten der Formenlehre und der Syntax.

- 1) A. Zauritz, *Übersetzungsaufgaben aus dem Deutschen ins Französische in grammatischer Stufenfolge nebst Synonymen und einer stilistischen Anleitung für die oberen Klassen höherer Lehranstalten*. Berlin, Haude und Sponersche Buchhandlung, 1884. V I u. 187 S. 1,60 M.

Das Buch ist sowohl der Grammatik von Plötz als auch denen von Knebel und Benecke angepaßt. Die Stücke, welche zum Teil ganz ansehnliche Forderungen an den Übersetzer stellen (vgl. No. 16), sind mit großer Sorgfalt angelegt und wohl geeignet, das Interesse des Schülers zu wecken für Sitte, Geschichte und Litteratur der Nation, mit deren Sprache er sich beschäftigen soll. Beigegeben sind ein Wörterverzeichnis, eine kurze Synonymik und ein Abriss der französischen Stilistik: nicht auswendig zu lernende Regeln, sondern einige praktische Hinweisungen auf Verschiedenheiten, in welchen der Genius der französischen Sprache von dem der deutschen abweicht.

- 2) Eug. Ad. Müller, *L'Aide de la Conversation française avec questionnaires et dictionnaire français-allemand*. Hanovre, Charles Meyer, 1885. 144 S. 1,90 M.

Enthält eine ganz stattliche Anzahl kurzweiliger Geschichten und Anekdoten. Beigelegt ist jedem Stück ein „questionnaire“, durch welches eben die Unterhaltung angeregt und gefördert werden soll. Rechtfertigen läßt sich indessen diese Zugabe nur unter der Voraussetzung, daß der Schüler das Buch in die Hand bekommt zu schriftlicher Beantwortung der Fragen, — was man nicht durchweg gutheissen wird. Ein Lehrer, der für die Besprechung der gelesenen Erzählungen etwa einer Anleitung bedürftig wäre, wie sie ihm hier geboten wird, hätte zweifelsohne seinen Beruf verfehlt.

- 3) Adolf Rothenbücher, *Hauptregeln der französischen Syntax nebst Übungsbeispielen*. Cottbus, B. Jäger, 1895. V u. 70 S. 0,80 M.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die meisten französischen Schulgrammatiken zu umfangreich sind und mehr Stoff bieten, als der Schüler zu verarbeiten vermag. Man kann es daher dem Verf. nur Dank wissen, wenn er sich möglichst der Kürze und Knappheit befleißigt. Doch ist es sicher ein Mangel, wenn das Ziel mit dadurch erreicht wird, daß stellenweise französische Redewendungen einfach ohne weitere Erklärung zusammengestellt werden: es galt doch wohl vielmehr, aus den einzelnen sprachlichen Erscheinungen eine recht präzise und klare Regel zu abstrahieren. Überflüssig zu sagen, daß in dem Büchlein vielfach systematische Ordnung fehlt.

Berlin.

E. W. Mayer.

- 1) A. Gindely, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die oberen Klassen der Mittelschulen. Bd. I: Das Altertum. Sechst. umgearb. Aufl., mit 89 Abbildungen und 6 Karten in Farbendruck XVII u. 320 S. Bd. II: Das Mittelalter. Sechste, verbesserte Aufl. mit 77 Abbildungen und 8 Karten in Farbendruck. XI u. 203 Prag, F. Tempsky, 1885/86. 1,80 u. 1,60 fl.
- 2) A. Gindely, Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die unteren Klassen der Mittelschulen. Erster Teil: Das Altertum. Achte, umgearb. Aufl., mit 38 Abbildungen und 6 Karten Farbendruck, 146 S. Zweiter Teil: Das Mittelalter. Achte, umgearb. Aufl., mit 24 Abbildungen und 8 Karten in Farbendruck. 113 Prag, F. Tempsky, 1886. à 93 kr.

Diese neuen Auflagen der in Österreich verbreiteten, aus ins Italienische übersetzten Lehrbücher sind unter Berücksichtigung der 1884 dort erlassenen „Instruktionen für den Unterricht in Gymnasien“ umgearbeitet worden, wobei das größere Lehrbuch der alten Geschichte um sechs Bogen gekürzt worden ist. Da noch leidet die Darstellung in demselben noch an unnötiger Breite. Der Grundsatz, daß der gedruckte Grundriß nur eine Stütze für den mündlichen Unterricht sein soll, ist bei der Abfassung nicht maßgebend gewesen. Schon das beigefügte Verzeichnis „Ausdrücke fremder Namen“ beweist dies. Der Schüler muß nicht dem Munde des Lehrers, nicht aus dem Buche lernen, wie Abdu Abydus, Acanthus etc. auszusprechen sind. Auch manche Wendungen im Texte lauten so, als wolle das Buch den Lesenden spielen, z. B. S. 99 beim Anfang des peloponnesischen Krieges: „Aus den bisherigen Mitteilungen ist ersichtlich, daß Sparta und Athen einander mit wechselseitiger Eifersucht und Feindseligkeit betrachteten.“ Der Stoff ist übersichtlich gegliedert, aber es fehlt an kurzen Zusammenfassungen der Resultate am Ende der Perioden. Bei den Hauptabschnitten finden sich einleitende Bemerkungen über Quellen und neuere Bearbeitungen, aber wörtliche Anführungen aus den Quellen sind nur sehr vereinzelt gegeben und doch ist es von so großer Wichtigkeit, daß die bedeuten Unterstützung, welche der Sprachunterricht des Gymnasiums dem Geschichtsunterricht bietet, auch im Lehrbuch hervortreten.

Ein eigentümlicher Vorzug des Buches besteht in der Beigabe kunsthistorischer Abbildungen, welche die verschiedenartige Kultur der vergangenen Jahrhunderte im Anschluß an das geschichtlich darüber Erzählte veranschaulichen sollen. Ägyptische Tempelbauten, assyrische Reliefdarstellungen, Akropolis und Eretheion, Figuren vom Parthenon und die Laokoongruppe, griechische Trachten nach Vasenbildern, römische Bauwerke u. s. w. werden dem Schüler zur täglichen Anschauung dargeboten; gewiß wirksamer, als wenn sie im Unterricht gelegentlich gezeigt werden. In dem kleineren Lehrbuch ist eine Auswahl dieser Abbildungen unmittelbar zwischen den Text gesetzt; in dem größeren bilden die Abbildungen einen besonderen Anhang, begleitet von dem Prof. Alwin Schultz in Prag verfaßten „Erläuterungen zur Kunst

und Kulturgeschichte“. Dieselben sind anregend geschrieben, doch ist es gewiß keinem strebsamen Schüler lieb, wenn er S. 293 liest: „Es würde hier zu weit führen, die Meister der griechischen Plastik aufzuzählen“, und nur über Pheidias, Praxiteles, Lysippos einige kurze Angaben findet. Weiterhin sind zwei Seiten mit Abbildungen griechischer Kopfbedeckungen und Fußbekleidungen ausgefüllt, die kein historisches Interesse haben. Ganz oberflächlich ist S. 300 des griechischen Wohnhauses gedacht. Die beigegefügtten Karten, welche für beide Lehrbücher dieselben sind und in einer für den Gebrauch bequemen Weise sich angeheftet finden, können den historischen Atlas nicht ersetzen; sie bieten das Hauptsächlichste, aber Alt-Italien ist zu klein, Gallien sehr unvollkommen, auf der Karte von Griechenland fehlen Namen wie Naupaktos, Elateia, Tanagra.

Hinsichtlich des Inhalts ist das Streben nach Gründlichkeit unverkennbar; über einzelne Punkte der griechischen Geschichte ist Folgendes zu bemerken. Es ist nicht erweislich, daß bereits Solon den Rat in vier Prytanieen geteilt und die Zahl der Heliasten auf viertausend festgesetzt hat. Die Leiturgieen der athenischen Bürger und die Rechenschaftspflicht der Beamten hätten erwähnt werden müssen; fälschlich wird S. 94 Perikles die Einführung des Volksversammlungssoldes zugeschrieben. Bei der athenischen Erziehung S. 72 hätten die Gymnasien genannt werden müssen. Die Spartaner haben ihr Zuspätkommen bei Marathon nicht mit der allgemeinen Behauptung „ihr Heer ziehe nie vor dem Vollmonde aus“, entschuldigt; vgl. Duncker, A. G. 7, 122. Herodots Zahlenangaben über Xerxes' Heerscharen sind als übertrieben zu bezeichnen. Die Schlacht am Eurymedon ist nicht 469, sondern 465 anzusetzen. Das erste Jahr des peloponnesischen Krieges ist so dargestellt, als hätten die Athener sich nur hinter ihre Mauern zurückgezogen und keinen Kriegszug unternommen. Die Angabe bei Diodor 14, 10, daß die siegreichen Spartaner durch Lysander Tributsummen von jährlich tausend Talenten bekommen hätten, ist nicht so zu verstehen, als hätten sie den befreiten Staaten dauernd einen „Jahrestribut“ (S. 105) auferlegt. Als Gegner des Demosthenes in Athen sind nicht nur Phokion und Aischines (S. 116), sondern vor allen Eubulos zu nennen. Hinsichtlich der griechischen Litteratur erregt die Behauptung Anstofs, in der Ilias sei ein einheitlicher Plan so wenig ersichtlich, daß der Gedanke an einen Urheber des ganzen Gedichts ausgeschlossen werde (S. 84); von Simonides heißt es sehr unzureichend: „er besang die Heldenthaten der Griechen in den Kriegen gegen die Perser in kurzen Epigrammen“; geschmacklos ist die Äußerung über Demosthenes: „im Kampfe gegen den eindringenden macedonischen Einfluß hielt er seine unsterblichen Reden, die stets mehr oder weniger gegen Philipp gerichtet waren“. Dagegen sind die tragischen Dichter und die wichtigsten Philosophen treffend charakterisiert.

An der Darstellung des Mittelalters ist die Objektivität zu loben, mit welcher der Gegensatz von Kaisertum und Papsttum behandelt ist. Beide erscheinen nacheinander als herrschende Gewalten. Die Vorherrschaft des Kaisertums ist dem 9. bis 11. Jahrhundert eigentümlich; dann kommt durch die Kreuzzüge das Papsttum zum Siege, aber durch den Mißbrauch seiner Macht zu weltlichen Zwecken (S. 114. 169) verschuldet es selbst den Niedergang seines Ansehns, welcher zugleich mit der Bildung nationaler Reiche das Charakteristische der letzten Periode des Mittelalters ist (S. 2). Aber bei dem Investiturstreit hätte doch der Grund, weshalb Heinrich IV. nicht nachgeben wollte, nämlich die reichsfürstliche Stellung der Bischöfe, hervorgehoben werden müssen, und bei dem Satz des Wormser Konkordats „die kirchlichen Wahlen sollen frei sein“ hätte der Zusatz „in Gegenwart des Kaisers“, welchen die päpstliche Urkunde enthielt, angeführt werden müssen. Die beigegebenen Abbildungen veranschaulichen besonders die kirchliche Baukunst; man möchte wohl auch die Kaiserpfalz zu Goslar, die Wartburg, die Marienburg aufgenommen wünschen, und neben den Darstellungen der Trachten auch charakteristische Vorgänge, z. B. Turnier und Belehnung. Doch treten aus dem, was geboten ist, die Eigentümlichkeiten des Mittelalters hinlänglich hervor.

Das kleinere Lehrbuch empfiehlt sich durch faßliche und anregende Darstellung für den Gebrauch in Mittelklassen. Es giebt in klein gedruckten Zusätzen einzelne Züge, die zur näheren Ausführung beitragen, ohne dafs die Erzählung des Lehrers dadurch überflüssig würde.

3) F. Junge, *Geschichtsrepetitionen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten*. Berlin, Franz Vahlen, 1885 126 S. 1,20 M.

Zur Stütze der in Prima neben dem regelmässigen Unterrichtspensum vorzunehmenden Repetitionen wird hier ein Bächlein mit übersichtlicher Anordnung dargeboten, welches zwischen Lehrbuch und Tabelle die Mitte hält, indem es zu den Daten kurze Bemerkungen hinzufügt, welche auf den Gang der Entwicklung und die Ergebnisse hinweisen.

Das Vorwort geht von der Bemerkung aus, dafs bei den Repetitionen gröfserer Abschnitte oft mangelhafte Leistungen sich zeigen „zum nicht geringen Teil wohl darum, weil es den Schülern unmöglich war, das gesamte aufgegebene Gebiet in ihrem Lehrbuche zu überschauen . . . Das Lehrbuch wird in den meisten Fällen zu umfangreich sein. Die Gefahr, dafs das Nebensächliche die Hauptsachen erdrückt, liegt nahe. Die Tabelle aber bietet immer zu wenig“ u. s. w. Hiergegen ist einzuwenden, dafs das Lehrbuch, wenn es zweckmässig gewählt und im früheren Unterricht richtig benutzt worden ist, den Schülern so bekannt geworden sein mufs, dafs sie es als Primaner mit Leichtigkeit zur Repetition benutzen können. Es wird sich sogar öfters

gen, daß für wichtige Abschnitte das Nachlesen einer ausführlichen Darstellung hinzukommen muß, wenn bei der Repetition zusammenhängendes Bild sich ergeben soll. Das Interesse Schüler kommt dieser Forderung auch willig entgegen, wenn frühere Unterricht das Verständnis geweckt hat und wenn immer Darstellungen ihnen empfohlen werden. Zu den für geeigneten gehören in erster Reihe die vom Verfasser neu ausgegebenen Bücher von David Müller (Das Altertum, s. Bd. S. 238 dieser Ztschr., Geschichte des deutschen Volkes, Bd. 37 58). Wo dieselben als Lehrbücher benutzt werden, möchte man sich ein das Wesentliche heraushebender Auszug die Repetition erleichtern, denn jene Bücher beschränken sich nicht auf unmittelbar zu Erlernende. Meistens aber wird man kürzere Lehrbücher in Gebrauch haben, welche auch die Geschichte der erteutschen Staaten umfassen. Als ein solches könnte auch das vorliegende gelten, aber es beansprucht seiner Anlage nach die selbständige Geltung und Autorität, die ein Lehrbuch den Schülern gegenüber haben muß, indem es sie durch mehrere Vorlesungen begleitet. Es schließt sich mit seiner andeutenden Darstellung an D. Müller an, bietet die Daten übersichtlich gruppiert, stellt gleichzeitige Vorgänge auf verschiedenen Schauplätzen durch die gesondert anschaulich neben einander und schickt bei den einzelnen Perioden die wichtigsten Erscheinungen in Religion, Wissenschaft und Kultur der Übersicht der Begebenheiten voraus. Man kann es zur Repetition gute Dienste leisten, aber wir möchten nicht raten, daß die Repetitionsthätigkeit sich auf das Lernen dieses Büchlein beschränke.

7. Junge, Der Geschichtsunterricht auf Gymnasien und Realgymnasien nach den preussischen Verordnungen vom 31. März 1882. Ein erweitertes Vorwort zu David Müllers Geschichtsbüchern für Lehrer der Geschichte. Berlin, Franz Vahlen, 1886. 38 S.

Die kleine Schrift bespricht in anregender, jedoch nicht erlösender Weise zuerst die Lehraufgabe, wie sie mit weiser Beschränkung in den preussischen Verordnungen aufgestellt ist, und die Verteilung der Pensa und die Behandlung des Unterrichts auf den einzelnen Lehrstufen. Verfasser dringt darauf, daß der Unterricht nicht nur zum Wissen, sondern auch zum Handeln führen soll, daß der Schüler seine Kenntnisse mit einiger Selbstständigkeit verwerten lerne. Er hebt dies besonders hervor bei den Repetitionen in den oberen Klassen, doch hat er dabei die Bestimmung der preussischen Prüfungsordnung „Kenntnis der chemachenden Begebenheiten im Zusammenhang ihrer Ursachen und Wirkungen“ nicht genug berücksichtigt. Es liegt in dieser Bestimmung ein steter Antrieb, die Einzelheiten in Verbindung zu bringen und das Verständnis der Entwicklung anzubahnen.

Was über die Benutzung der Lehrbücher von D. Müller gesagt wird, ist gewiß annehmbar, ohne daß die Unbrauchbarkeit

anderer Lehrbücher damit erwiesen wäre. Darin aber wird dem Verfasser nicht beistimmen, dafs auf der Mittelstufe (Quarta und Tertia) nach der Erzählung des Lehrers der betreffende Abschnitt des Leitfadens noch vorgelesen und besprochen werden soll (S. 20. 22); so elementar darf der Gymnasialunterricht nicht verfahren. Ich verweise auf Schraders Erziehungs- und Unterrichtslehre S. 513: „Über die notwendige Hülfeleistung bei Wiederholungen geht der Zweck des Leitfadens nicht hinaus, der der Unterricht selbst mufs durch den lebendigen Vortrag des Lehrers vollzogen werden“, wobei dann auch der „eingestreute Fragen“ gedacht ist. Ebenso ist es unpraktisch, wenn auf vorbereitenden Stufe (Sexta und Quinta) die Schüler nur Nacherzählen lernen, aber noch keine bestimmten Data sich einprägen sollen. Man lasse diesem Alter, das so gern auswendig lernt, die Freude an der Erwerbung grundlegender Kenntnisse im Anschlufs an die gehörten und wiedergegebenen Erzählungen. Man gebe auch nicht in Sexta nur Sagen- und Erzählungen, wie der Verfasser S. 14 verlangt, sondern nach den griechischen Sagen die Hauptsachen der alten Geschichte in biographischer Weise darzustellen, das verlangt schon der lateinische Unterricht in dieser Klasse, welche den jungen Gymnasiasten zuerst in das Altertum einführt. In Quinta mögen dann die deutschen Sagen und die Hauptsachen der deutschen Geschichte folgen. Referent darf aus der Praxis der hiesigen Anstalt versichern, dafs bei solcher Einteilung des vorbereitenden Kursus (worüber die preussischen Verordnungen nichts ausdrücklich vorschreiben) und mit Benutzung kurzer Vorträge, welche die Hauptdata in gröfserem Druck geben, die Schüler einen Vorrat geschichtlicher Kenntnisse nach Quarta mitbringen, welcher beim Sprachunterricht sehr dienlich ist und das weitere geschichtliche Lernen sehr erleichtert.

Lübeck.

Max Hoffmann.

- 1) **Gustav Richter, Grundriss der allgemeinen Geschichte der oberen Klassen von Gymnasien und Realgymnasien. Drittes Teil. Als neue Bearbeitung des Grundrisses von R. Dietsch. Neue Bearbeitung zweite Auflage. Leipzig. B. G. Teubner, 1886. X u. 147 S. 8.**

Als die Ziele, denen der Verf. der neuen Bearbeitung nachgestrebt hat, bezeichnet das Vorwort: 1) durchsichtige Anordnung, 2) angemessene Auswahl des Stoffes, 3) eine nach dem Bedürfnisse der Schule bald kurz zusammenfassende, bald ausführliche Darstellung, 4) Durchdringung des Stofflichen mit den beherrschenden Ideen, namentlich durch orientierende Überblicke über den allgemeinen Entwicklungsgang der einzelnen Zeitepochen, 5) Berücksichtigung gesicherter Ergebnisse der neueren Forschung. Das letztere ist sicherlich geschehen, wie u. a. die Partie S. 10 über Wallenstein und die Notiz über Napoleons Geburtsjahr

-Tag beweist; von wissenschaftlicher Seite verdient G. Richters Arbeit wohl alles Lob. Betrachten wir dieselbe aber als Schulbuch, so müssen wir einiges daran aussetzen. Von den zuerst genannten vier Zielen ist auch das dritte als erreicht zu bezeichnen, das zweite und vierte zum Teil, das erste dagegen dürfte kaum erreicht sein. Mit Voranschickung der Erklärung, daß das Buch seine großen Vorzüge besitzt und namentlich durch die meist recht ansprechende und geschmackvolle Darstellung, den objektiven Ton, die Zuverlässigkeit des Inhalts, die Richtigkeit der Beurteilung historischer Charaktere, recht brauchbar sein wird für solche höhere Lehranstalten, in denen ein Lehrbuch in den Händen der Schüler gewünscht wird, welches noch viel mehr leistet, als was dieselben wissen müssen (eine Ansicht, die freilich nicht teilt, der vielmehr Lehrbücher wie das von Friedrich Hofmann vorzieht, ohne jedoch derselben ihre Berechtigung absprechen zu wollen), — mit Voranschickung dieser Erklärung wenden wir uns jetzt zu den Punkten, in denen dieses Lehrbuch doch nicht unbedingtes Lob verdient.

Die Disposition, welche übereinstimmend mit dem Texte auch in der Inhaltsangabe S. VI—X geboten wird, welche letztere zugleich als Register dient, ist höchst kompliziert. I A II 1 b enthält die Begründung der habsburgischen Hausmacht, weiter eingeteilt in a, b, c, wobei schon die doppelte Bedeutung der römischen Ziffern und der lateinischen Buchstaben verwirrt macht. In den bayrischen Erbfolgekrieg finden wir unter II, zweiter Abschnitt, A III 2 a; England als Republik unter II, erster Abschnitt, I 2 b; den Feldzug von 1812 unter III, erster Abschnitt, 2 1 e u. s. w. Trotz dieser mühsamen Anlegung eines pyramidalen Gebäudes oder vielleicht gerade deswegen ist es schwer, sich zurechtzufinden. Einzelne Partien sind unter eine nicht passende Überschrift gekommen, wie S. 13 die Reformation in der Schweiz in das Kapitel: „Die Kriege des Kaisers und ihre Rückwirkung auf die Reformation“. Die Türkenkriege Katharinas II. sind zu suchen in dem Kapitel II, zweiter Abschnitt, A III, „Friedrichs des Großen äußere Politik seit dem siebenjährigen Kriege“. Dazu kommt, daß in der Inhaltsübersicht die Überschriften der Haupt- und Nebenteile nicht durch verschiedenen Druck unterschieden sind; dadurch ist die künstliche Disposition unübersichtlich, also nutzlos gemacht worden.

Es hiefse einen falschen Maßstab anlegen, wollte man tadeln, daß manches weniger Wichtige sich hier findet, denn der Richtersche Grundriß will eben nicht lediglich das Wichtige ringen. Etwas anderes aber ist es, daß manches erwähnt wird, das nur in ganz ausführlichen Darstellungen einen Platz zu erhalten pflegt. Selbst das Datum wird von nicht wenigen Ergebnissen angegeben, welche kaum der Historiker von Fach zu nennen braucht, wenn er nicht Spezialgeschichte betreibt. Was

in Scio und der Bucht von Tschesme, bei Almanza geschah, welchem Datum die batavische Republik eine neue Verfassung erhielt und die Kapitulation von Baylén erfolgte, u. a. der Art gehören kaum in einen Grundriss. Dagegen vermissen wir u. a. die Grundzüge der preussischen Staats- und der deutschen Reichsverfassung.

Nur wenige Stellen sind etwas unverständlich. S. 35: „Gustav Adolf sah durch die Pläne des Kaisers . . . den protestantischen Glauben und damit sein Thronrecht gefährdet“ (man sieht nicht, was für ein Thronrecht gemeint ist). S. 93: „Österreich bedroht im Bunde mit Rußland Preussens Interessen in Polen“ (man denkt sich nicht, was Österreich that und welche Interessen das waren). S. 121 „Napoleon hatte durch seine Siege in der Krone und in Italien die Verträge von 1815 gestürzt.“ Der Verlauf der Hugenottenkriege wird S. 26 nicht klar: „die Hugenotten behaupteten sich in fünf weiteren Kriegen, während für Heinrich IV. die Macht der Guisen immer bedrohlicher wurde“ u. s. w. Man sieht nicht, was zwischen beiden vorgefallen war, warum eine Volksaufrühr entstand und der König den Heinrich von Guise ermorden liefs u. a., kurz der Zusammenhang ist hier nicht recht zu erkennen. S. 97 heifst es: „England verhiels Malta zu räumen“, es war eher nicht erwähnt worden, dafs die Engländer Malta besetzt hatten. Wenn es vom Reichsdeputationshauptschlufs S. 98 heifst: „das deutsche Reich wurde durch diese territoriale Umwälzung nicht nur in seinem Rechtsbestand, sondern auch in seinem inneren Zusammenhalt faktisch aufgelöst“, so sollte man eher das Gegenteil annehmen; es hätte das Reich in seinem inneren Zusammenhalt vielmehr durch diese Umwälzung gewonnen, wenn dieselbe nicht durch französischen Einflufs zustande gekommen wäre.

Ein wichtiger Bestandteil dieses (wie jedes historische Schulbuches sind die angefügten chronologischen Tabellen. Dieselben enthalten eine meist passende Auswahl der Zahlen, welche auswendig behalten zu werden verdienen. Doch sind hier einige Ausstellungen zu machen. Einzelne Partien zeichnen sich durch Übersichtlichkeit und gute Wahl der aufgenommenen Fakten Namen und Zahlen aus, z. B. der siebenjährige Krieg und das Zeitalter der französischen Revolution und des ersten empirischen. Aber nicht überall ist es dem Verfasser so gelungen; das Prinzip ist nur das wirklich zu Lernende und zu Behaltende aufzunehmen hat er nicht überall befolgt, es müfste denn sein, dafs er die Daten 1505—1515 Almeida und Albuquerque in Ostindien, 1541 Gonsalvo da Cordova vertreibt die Franzosen aus Neapel, 1691 Schlacht bei Salankemen u. a. für wichtiger und unentbehrlicher hält als etwa die Schlachten aus dem Krimkriege oder den großen indischen Aufstand. In einigen Fällen stimmen die

¹⁾ Dies noch dazu großgedruckt.

Angaben in den Tabellen nicht mit denen des Textes überein. Nur den deutschen Zollverein ist dort nur das Jahr 1834 angegeben, S. 115 nur das J. 1819; für die Stempelakte das J. des Erlasses 1765, S. 82: 1766 die Stempelakte zurückgenommen; in der Tabelle steht: 1778 Bündnis Frankreichs und Spaniens mit Nordamerika, im Texte S. 83 ist nur ein Bündnis mit Frankreich erwähnt, erst weiter unten bei dem Friedensschlusse treten auch Spanien und Holland auf. S. 125 heißt es: „nach einer Reihe glänzender Gefechte in den Tagen des Juni . . .“, erst in der Tabelle sind sie einzeln genannt; umgekehrt sind im Text mehrere im J. 1866 vorkommenden Schlachtorte genannt, die in der Tabelle (meist mit Recht) fortgelassen sind. In der Tabelle steht: 1788—1792 russisch-österreichischer Türkenkrieg; Friedensschlüsse zu Szistowo und Jassy. Im Texte finden wir nach längerem Suchen S. 75 in einer Anmerkung unter der Überschrift „Friedrich des Großen äußere Politik nach dem 7jährigen Krieg“ die Notiz: „Im Frieden zu Jassy, welcher den zweiten Türkenkrieg beendete, wurde der Dnjestr die Grenze Rußlands.“ Von Österreich und Szistowo ist bloß in der Tabelle die Rede; aus dieser ist die ganze Angabe ebenso wie u. a. 1774 Friede zu Kutschuk-Kainardsche zu streichen. Dafs manches im Texte steht, was in den Tabellen fortfällt, ist gewifs in der Ordnung; der umgekehrte Fall darf aber nicht vorkommen. Auch in der Tabelle passen die Überschriften der einzelnen Abschnitte nicht immer zu den einzelnen Angaben; z. B. unter „B. Italienische und Türkenkriege“ steht 1512 Kreiseinteilung in Deutschland, 1515 Vertrag zu Wien zwischen Maximilian und Wladislaw von Ungarn und Böhmen. Die Notizen: 1564 Michel Angelo † und 1582 Gregorianischer Kalender stehen unter „Reformation in Deutschland“. Der Friede zu Château Cambresis, die Vereinigung Portugals mit Spanien, Camoens †, Ostindische Kompagnie in England und in Holland, diese Fakta finden sich unter der Überschrift: „Religionskämpfe in den übrigen europäischen Staaten“; und die Auffindung von Herculaneum und Pompeji (die Zahl 1738 ist übrigens nicht richtig), sowie die Aufhebung des Jesuitenordens 1773 stehen S. 141 unter „A. Preußen und Österreich, Deutschland“, endlich der nordamerikanische Krieg unter der Überschrift „1848. Napoleon III.“

Aus dem Obigen erhellt, dafs es leicht möglich sein dürfte, durch Abstellung der hier offen dargelegten Mängel Dietsch-Richter künftig zu einem recht empfehlenswerten Hilfsmittel zu machen. Vor allem muß der Anhang, der die Tabellen enthält, gründlich umgestaltet werden.

2) Paul Goldschmidt, Geschichts-Tabellen zum Gebrauch in höheren Schulen. Zweite, verbesserte Auflage. Berlin, Julius Springer, 1886. 48 S. 0,60 M.

Die Goldschmidtschen Tabellen sind „so geordnet, dafs die Kolonnen, welche die Geschichte der einzelnen Völker enthalten,

nebeneinanderstehen“. Der Verfasser verspricht sich von dieser Einrichtung den Vorteil, daß die Gemeinsamkeit in der geschichtlichen Entwicklung der Völker deutlich vor die Augen treten werde und der Schüler ebensowohl die Geschichte eines einzelnen Volkes verfolgen wie eine ganze Epoche in ihrem Zusammenhange überblicken könne, wie es in dem Vorworte zur zweiten Auflage heißt. Wie dadurch die „Gemeinsamkeit in der geschichtlichen Entwicklung der Völker“ deutlich vor die Augen treten könnte, ist nicht recht verständlich; erstlich kann eine Tabelle diesen Zweck überhaupt nicht erfüllen, zweitens wird dieses Gemeinschaftliche durch Nebeneinanderstellung gleichzeitiger Ereignisse darum nicht deutlich, weil eben diejenigen Fakta, welche eine analoge Entwicklung verschiedener Völker zeigen, in den seltensten Fällen gleichzeitig sind. Z. B. die Angaben über Einführung der Konstitutionen können in einer solchen Tabelle nicht zusammenstehen. Was soll aber sonst unter dem obigen Ausdrucke verstanden werden, wenn nicht Derartiges? Man kann aber bei der Einrichtung dieses Lehrbuches auch die Geschichte eines einzelnen Volkes oder Staates nicht im Zusammenhange überblicken. Für die Zeit bis 30 vor Chr. lauten die Überschriften der 4 Kolonnen: Asien, Afrika, Griechenland und Macedonien (resp. umgekehrt), Rom. Unter „Afrika“ finden wir Ereignisse aus der ägyptischen, karthagischen und numidischen Geschichte, unter Asien die jüdische, die persische Geschichte u. s. w., sowie einiges aus der römischen, was in Asien geschehen ist. Die Fakta der punischen Kriege sind von einander gerissen; die in Italien stehen unter „Rom“, die in Afrika und Spanien unter „Afrika“; also z. B. Hamilkar in Spanien, Hannibal zerstört Sagunt, Zama, — diese finden wir in einer anderen Kolonne, als diejenigen Fakta, deren Schauplatz Italien war. Dieses Verfahren geht weiter. Die Angaben: 197 Schl. bei Kynoskephalä und 168 Schl. bei Pydna, stehen unter „Macedonien und Griechenland“; 88 Mithridates läßt die Römer in Asien ermorden, 64 Mithr. †, unter „Asien“; aber: 200—196 und 171—167 die Kriege gegen Philipp und Perseus von Macedonien, ferner 88—84 Mithridatischer Krieg, 63 Beendigung des Mithr. Krieges, unter „Rom“. Ähnlich in der neueren Geschichte. In Tabelle VII stehen die Friedensschlüsse von Cambry und Crespy getrennt, jener unter Frankreich, dieser unter Deutschland (die Schl. bei Pavia auch unter Frankreich); in Tabelle VIII die Schlacht bei Warschau unter Preußen, Friede zu Oliva unter Schweden, in der Tabelle zur brandenburg.-preuß. Gesch. Warschau unter Brandenburg, Oliva unter Preußen! Dieses Arrangement zerstört die Übersichtlichkeit, und es scheint statt eines Prinzips hier Willkür zu herrschen, wenn nicht etwa Flüchtigkeit anzunehmen ist. Die Angaben über die Zeit Napoleons sind verteilt in die Kolonne: Deutschland, Preußen, Frankreich, wodurch zum Teil wieder Zusammengehöriges getrennt

d; z. B. steht Tilsit unter Preußen, Königreich Westfalen
 ter Deutschland. Nicht recht begründet dürfte es sein, daß
 preußischen Geschichte drei nebeneinanderstehende Kolonnen
 acht sind: Königreich Preußen, Hannover und Ostfriesland,
 Schleswig-Holstein; und in der Tabelle S. 30—31 „Zur Ge-
 schichte andrer deutscher Länder“ besondere Kolonnen gerade
 Bayern, Pfalz, Württemberg, Sachsen, Elsass-Lothringen,
 Preußen. Warum gerade diese Auswahl getroffen ist, erfahren
 wir nicht; mit demselben Rechte könnten doch auch anderen
 Provinzen und Staaten, resp. Ländern, eine besondere kleine Ta-
 belle gewidmet sein, z. B. Braunschweig, den Hansestädten. Daß
 mehrere Daten doppelt gegeben sind (und zwar teilweise in ver-
 schiedener Form), z. B. 1744 Ostfriesland preussisch, 429 Van-
 den nach Afrika u. a., ist unerheblich. Mit der getroffenen
 Auswahl muß man bei einigen der Tabellen ganz einverstanden
 sein, bei andern fällt auf, daß manche ziemlich unwichtige zum
 Vorkommen bestimmt sind (1463 Ulrich Cirksena Graf von
 Ostfriesland, 929 Schlacht bei Lenzen, 1180 Kloster Lehnin,
 1222 Schl. am Kremmer-Damm, und manches andere aus der
 preussischen brandenburgischen Geschichte; auch aus der römischen
 Geschichte, z. B. 247 die Jubelfeier unter Philippus Arabs,
 Regierungsjahre von Septimius Severus und Caracalla); —
 während aus d. Jahre 1866 keine Schlacht außer Königgrätz und
 Solferino, aus dem Jahre 1870—71 nur ca. 8 Fakta erwähnt sind,
 auch diese wieder getrennt, nämlich die Schlachten und Ka-
 pulationen und die Kaiserproklamation in der Tabelle zur preuß.
 Geschichte S. 28, der Frankfurter Friede aber S. 24 unter
 Deutschland. — Eigentlich stärkere Fehler finden sich wenige;
 unter allerdings ein recht fataler, S. 28: „Schlacht bei Wörth
 August.“ Die eine der beiden berühmten Schlachten hat also
 das Datum der anderen erhalten, welche selbst gar nicht genannt
 ist. In einem solchen Schulbuche, welches verhältnismäßig bei
 so geringem Umfange mit nicht allzu großer Mühe herzu-
 stellen ist, muß — namentlich in einer zweiten Auflage — unbe-
 dingte Sorgfalt und Korrektheit der Angaben das mindeste sein,
 was man beanspruchen darf. Hierbei macht es keinen Unter-
 schied, ob solche Fehler dem Verfasser oder dem Setzer zur
 Last fallen; jedenfalls beeinträchtigen sie die Brauchbarkeit des
 Buchs stark. In diesem Falle scheint den Verfasser die
 Schuld zu treffen, während z. B. die 3 Fehler in den Geschlechts-
 listen zur römischen Geschichte (Tiberius Gracchus † 131,
 C. † 52, Drusus † 9 nach Chr.) Druckfehler sein mögen. In
 der Tabelle VIII ist die Angabe Karl I. † (die Jahreszahl ist aus Ver-
 sehen fortgelassen) vor die Angabe „1640 das lange Parlament“
 gesetzt; es fehlt ganz: 1649—60 England Republik. Einzelne
 kleinere Ungleichmäßigkeiten fallen weniger in das Gewicht;
 während z. B. von den übrigen größeren europäischen Staaten

die jetzigen Fürsten genannt sind mit dem Jahre ihres Regierungsantritts, fehlt diese Angabe bei Italien.

Reichenbach in Schl.

Feodor Rhode.

- 1) C. Nieberding, Leitfaden beim Unterrichts in der Erdkunde. Vollständig umgearbeitet von Wilhelm Richter. 19. Auflage. Paderborn und Münster, F. Schöningh, 1886. VIII u. 148 S. 0,50 M.

Der Leitfaden nähert sich den Wünschen derjenigen Lehrer, welche am liebsten nur kurze Tabellen im erdkundlichen Unterrichts statt eines ausführlicheren Beschreibungen und Entwicklungen gebenden „Lehrbuches“ verwendet sähen, er ist geschrieben mit dem vorsichtigen Bestreben, den Vorschriften der neuen Lehrpläne für Preußen möglichst sich anzufügen und mit Rücksicht auf die thatsächliche (soll wohl heißen: leidlich wenig bedeutende) Stellung der Erdkunde im Gesamtorganismus der Schule, speziell des Gymnasiums“. Denn für das letztere ist das Buch bestimmt, und zwar, da ihm ein vorbereitender Kursus fehlt, eigentlich für die Klassen von IV bis IIIa. Ob es nach der, gegenüber früheren Auflagen, vorgenommenen Vermehrung des Lehrstoffes auch für die oberen ausreicht, hängt ganz von der Art ab, wie hier die Repetitionen gestaltet werden sollen; werden dieselben nur Wiederholungen des Lehrstoffes der früheren Klassen sein, so mag es auch bis in die Prima hinein genügen. Der ausführenden Bede des Lehrers, dem hie und da Winke in Form des kategorischen Imperativs oder der imperativen Ellipse („Zeichnung!“ — „Die wichtigsten Epochen in der Geschichte der Niederlande!“ — „Bedeutung einiger Städte im Mittelalter!“) erteilt werden, ist außerordentlich viel überlassen, vielleicht zuviel, und man kann sich die Frage vorlegen, ob es da nicht besser sei, entweder nur Tabellen zu geben, oder aber dasjenige, dessen Behandlung durch Winke als wünschenswert bezeichnet wird, dem Schüler irgendwie auch gedruckt, und wäre es auch nur im Auszuge, vor die Augen zu bringen. Vornehmlich gilt dies von der allgemeinen Erdkunde, welche auf 21 Seiten viel zu dürftig behandelt ist, aber durch andeutende „Zusätze“ und parenthetische Winke für den Lehrer die weitesten Perspektiven eröffnet. — Der Text ist sorgfältig durchgesehen und unter stärkerer Berücksichtigung der physikalischen Seite brauchbar gruppiert.

- 2) Paul Buchholz, Hilfsbücher zur Belegung des geographischen Unterrichts. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1886. V. Bändchen der größeren Ausgabe. Charakterbilder aus Europa. VI u. 180 S. 1,60 M. Desselben kleinere Ausgabe. IV u. 92 S. 0,80 M.

Der Verf. plant die Herstellung einer Reihe von 10 Bändchen, welche außer den Charakterbildern aus den einzelnen Erdteilen und aus Deutschland die Pflanzen- und Tiergeographie, die Völkerkunde und die allgemeine Erdkunde behandeln sollen und von denen bis jetzt drei erschienen sind. Das Unternehmen ist ein ganz eigenartiges, denn von den umfangreichen „Charakterbildern“

die in hinreichender Menge den Büchermarkt füllen, unterscheidet es sich durch die engere Auswahl der zu behandelnden Gegenstände und durch die Beschränkung auf diejenigen Gesichtspunkte, welche hervorragend dazu geeignet sind, dem Schüler einen richtigen Einblick in die großen Züge eines Landes und seine Eigenart zu eröffnen. Diese Auswahl ist gut getroffen, die Schilderungen lesen sich angenehm, und die etwas weiter ausgreifenden Einleitungen über die Weltstellung der Länder und ähnliche Verhältnisse überschreiten nicht den Gesichtskreis der Schule, so laßt diese Bücher — nach dem vorliegenden zu urteilen — wohl lazu geeignet erscheinen, den Lehrer vor Mißgriffen in die Masse des geographischen Stoffes zu bewahren. Ihre Benutzung wird durch eine geschickte Paraphrasierung erleichtert, welche es gestattet, ohne langes Suchen das jeweilig Nötige herauszugreifen. Dem Lehrer ist zu empfehlen, daß er dem Schüler die Lektüre der billigen kleinen Ausgabe anrät, welche 8 Bändchen der größeren begleitet und durch Kürzung des Inhalts der letzteren oder durch Weglassung ferner liegender Teile auf einen geringeren Umfang gebracht ist. Bedauerlich ist bei der kleineren Ausgabe von Europa die Fortlassung der Kapitel: Rom, Vesuv, St. Gotthardstraße und Vierwaldstättersee. Neben den mancherlei Vorzügen der Bücher fallen etliche Kühnheiten der Diktion nicht allzusehr ins Gewicht. Eine nachträgliche Jagd auf Fremdwörter aber ist dem Verf. zu empfehlen. Etliche Versehen laufen hier und da mit unter; denn daß „den Kriegsschiffen Rußlands die Levante geöffnet sei“ ist irrtümlich, da die baltische Flotte hierbei nicht in Betracht kommen kann; daß die Gestaltung der Ostsee derjenigen des schwarzen Meeres ähnlich sei (S. 28 der größeren Ausg.), ist eine sehr kühne Behauptung; der große St. Bernhardspaß ist nicht „höher als alle andern Alpenübergänge“ (S. 111); dafür, daß der Föhn der Alpen wahrscheinlich in der Sahara seine Heimat habe, wird der Verf. noch erst den Beweis liefern müssen, und bei der Aufzählung der Gebirgspforten, welche die Geschichte Ungarns beherrscht haben, hätte auch der Thatsache Erwähnung gethan werden sollen, daß dieses Land durchaus und schutzlos im Machtbereich des Nachbarn liegt, welcher die Ostalpen besitzt.

- 3) J. R. Ritter v. Lorenz-Liburnau, Anleitung zum Kartenlesen. Wien, E. Hölzel, 1885. 18 S. Groß 8. Mit 58 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln. 1 M.

Das Büchlein leitet, ohne irgendwelche mathematischen Vorkenntnisse vorauszusetzen oder zu geben und ohne auf die verschiedenen Projektionsarten einzugehen, in leicht faßlicher Darstellung zum Verständnis der Bedeutung, welche den verschiedenen kartographischen Zeichen für die Gestaltung der Erdoberfläche anwohnt, und befähigt auch in gewissem Maße zum Nachbilden von Karten. Die trefflichen, in reichster Fülle eingefügten Abbildungen haben besonders die Darstellung der Höhendimensionen durch Schraffen, Schummerung und Höhenschichten zum Gegenstande.

- 4) A. Thomas, *Etymologisches Wörterbuch geographischer Namen*, namentlich solcher aus dem Bereiche der Schulgeographie. Breslau, F. Hirt, 1886. IV u. 192 S.

Seit dem Erscheinen der Werke von Egli, Oesterley-Förstemann und des Handatlas von Spruner-Menke ist die Erklärung der geographischen Eigennamen ein vielbehandelter Gegenstand geworden, und die wissenschaftliche Forschung zeitigt jetzt in steigendem Maße auch Früchte, welche für die laufenden Bedürfnisse der Schule mundgerecht zubereitet werden. Eine gleiche Aufgabe löst das vorliegende Buch, indem es für eine große Anzahl der am häufigsten in Rede kommenden Namen die brauchbarste Erklärung ohne weitläufige Entwicklung darbietet. Es ist wohl geeignet zur Unterstützung des Lehrers, der nicht jedesmal in einem der oben genannten Werke oder in einem Spezialwerke nachschlagen kann oder mag, und wird ihn befriedigen, da die etymologische Deutung durchweg das Richtige getroffen zu haben scheint. Als zweifelhaft fällt allerdings auf die Deutung von Buxtehude als des „Anlegeplatzes für die Böcke genannten Schiffe“, da wegen der Stromverhältnisse der Unterelbe darartige Fahrzeuge auch früher schwerlich in größerer Anzahl an jenen Ort gelangt sein werden als jetzt. Anzufechten ist gleichfalls Harburg als „Burg auf der Heide“, denn es liegt zwar an der Berührungsstelle von Heide und Marsch, gehört aber weit mehr dem Alluvialboden der Elbe an; *Sumpfburg*, vom mhd. *hōr* und *hār* = *Sumpf*, ist viel besser begründet. — Anderseits verlangt die Zahl der Namen auch bei knappster Beschränkung auf das Notwendigste etliche Ergänzungen, denn es sollten nicht fehlen Namen wie: Lille, Celle, Krefeld, Aschaffenburg, Cannä, Zorndorf, Wangerooß u. a. m., und es ist für die gesteigerte Brauchbarkeit des Buches erwünscht, daß solche Ergänzungen zusammen mit dem bereits vom Verf. selbst für nötig erachteten Anhang

Norden.

E. Oehlmann.

- A. F. G. Th. Gaußs, *Die Hauptsätze der Elementarmathematik für höhere Lehranstalten*. 2. Auflage 1885. I. Arithmetik und Planimetrie. VIII u. 163 S. 2,75 M. II. Stereometrie und Trigonometrie. 67 S. 1,40 M. Buzlau, G. Kreuzschmer.

Der Schlußsatz der Vorrede zur ersten Auflage: „Von den benützten Hilfsmitteln hebe ich das vorzügliche Buch von Baltzer, die Elemente der Mathematik, hervor“ ist geeignet, das Interesse des Lesers zu wecken. Die Baltzerschen Elemente zeichnen sich ja durch eine seltene Gründlichkeit, Klarheit und Einfachheit aus, und wenn dieselben mehr ein Handbuch für den Fachmann — speziell für den Lehrer — als ein Schulbuch darstellen, so liegt der Grund nur darin, daß der in diesem Buche behandelte Stoff weit über die Anforderungen unserer Schulen hinausgeht. Über die Art, in welcher der Verfasser sein Vorbild benutzt hat, soll bei den einzelnen Abschnitten das Nötige gesagt werden.

Die Arithmetik beginnt nach Erledigung der Grundbegriffe in § 2 mit der Erklärung von Summe und Differenz. Auffallender Weise schließt sich die Erweiterung des Zahlgebietes durch Einführung der negativen Zahl hier unmittelbar an, bevor mit den gewöhnlichen Zahlen irgend welche Operationen vorgenommen worden sind. Die Definition der negativen Zahl in § 2, 4 enthält einen Widerspruch. Nachdem gesagt ist, daß das Symbol $a-b$ für $b > a$ ohne Sinn sei, wird dasselbe unter der Voraussetzung $b = a + p$ auf die Form $0 - p$ gebracht, welche somit durch die vorausgehende Bemerkung ebenfalls als Symbol ohne Sinn gekennzeichnet ist. Nun aber heißt es: „Daher denkt man sich, um an jene lästige, die freie Wahl der Zahlen beengende Bedingung nicht gebunden zu sein, die Reihe der natürlichen Zahlen rückwärts über 0 fortgesetzt. Die Zahlen, welche eine Einheit, zwei Einheiten u. s. w. weniger als Null enthalten, werden durch $-1, -2 \dots$ bezeichnet und negative Zahlen genannt.“ — Das heißt doch: „Weil es keine Zahlen giebt, die kleiner als 0 sind, so denkt man sich solche!“ Baltzer dagegen sagt in § 7, 3: „Wenn der Minuend kleiner ist als der Subtrahend, so kann die Differenz in Form eines Subtrahenden (ohne Minuenden) angegeben werden. z. B. $7-9 = -2$ bedeutet, daß von 7 Einheiten nicht mehr als 7 Einheiten abgezogen werden können, daß also noch 2 Einheiten zu subtrahieren bleiben.“ Das Symbol $-p$ bedeutet ihm also, daß man p Einheiten abzuziehen schuldig bleiben müsse. Man kann sich demnach die negativen Zahlen hier wohl denken: $-p$ bedeutet p Einheiten Schulden, und Baltzer zieht in der That später in § 3, 4 den Gegensatz von Vermögen und Schulden zur Erläuterung herbei, was Gauß nicht thut. Wenn nun Baltzer weiter sagt: „Um alle Subtraktionen ohne Ausnahme ausführen zu können, setzt man die Reihe der natürlichen Zahlen rückwärts über 0 fort“, so weiß man doch, was man unter negativen Zahlen zu verstehen hat, und schließt, daß eben unter „Ausführung der Subtraktion“ nur die Angabe der Differenz als Subtrahend, d. h. die Feststellung der Schuld zu denken sei. Baltzer behauptet auch nicht kurzweg, daß die negativen Zahlen weniger Einheiten als 0 enthalten, was sehr paradox klingt, sondern: „die positiven Zahlen betragen mehr als Null. Von den negativen Zahlen muß gesagt werden, daß sie weniger als Null betragen, weil eine Differenz abnimmt, wenn ihr Subtrahend wächst.“ Hiermit ist gesagt, daß es sich um eine Ausdrucksweise handelt, in welcher eine Erweiterung des Begriffes „kleiner als“ liegt, was nicht übersehen werden darf. Es geht aus dieser Vergleichung hervor, daß die Baltzersche Darstellungsweise jedenfalls nicht verbessert wurde. Weil bei Gauß die gewöhnlichen Hilfsmittel zur Versinnlichung verschmährt werden, so wollen wir noch eine andere Definition heranziehen, welche dasselbe thut. Hermann Schubert (System der Arithmetik und Algebra) erklärt: „ $a-b$ soll auch für den Fall, wo a gleich oder

kleiner ist als b , als eine Zeichenvereinigung aufgefaßt werden, welche, wenn sie auch keine Zahl darstellt, doch der Definitionsformel der Subtraktion $(a - b) + b = a$ gehorchen soll.“ Man mag an dieser Definition in Beziehung auf ihren pädagogischen Wert tadeln, was man will, so muß ihr doch unbedingte Klarheit zugesprochen werden. — § 3 beschäftigt sich in 12 Nummern mit den Hauptsätzen der Addition und Subtraktion, sofern sie sich auf Summen, Differenzen und einzelne algebraische Zahlen beziehen. § 4 handelt in 6 Nummern von dem Polynom. Wir halten es für wünschenswert, daß man die Sätze über Summen und Differenzen in die Sätze über Polynome eingehen läßt, um den Schülern eine geringe Anzahl von Hauptsätzen geben zu können, doch behandeln die Lehrbücher und Aufgabensammlungen diesen Gegenstand in derselben Weise, wie es hier geschehen ist.

In § 5, welcher den zweiten Abschnitt beginnt, sind an die Definition des Produktes sofort die Erweiterungen angeschlossen, nämlich die Definitionen der Multiplikationen mit 1, 0 und der negativen Zahl. Die letzte derselben heißt: $a(-p)$ bedeutet die negative Zahl $(-ap)$. Als Motiv für diese Definitionen ist angeführt, daß bei dem Produkte gewöhnlicher Zahlen die wiederholte Verminderung des Multiplikators um 1 eine ebenso oft sich wiederholende Verminderung des Produktes um den Multiplikand zur Folge hat und daß dieser Regel allgemeine Geltung verschafft werden soll. Daran schließen sich mehrere Folgerungen mit Beweisen, welche verschiedene Fälle zu erörtern haben, und zuletzt der Beweis der Vertauschbarkeit beider Faktoren in allen Fällen. Wir halten die gewöhnliche Methode für vorteilhafter: sie besteht darin, daß das Hauptgesetz der Vertauschbarkeit der Faktoren bei dem Produkte gewöhnlicher Zahlen aufgestellt wird und daß nachher die allgemeine Gültigkeit desselben als leitendes Motiv für die erweiternden Definitionen benützt wird. Man hat dann einmal nicht nötig, Beweise zu führen, und spart zweitens das Herbeiziehen einer andern Thatsache, welche doch von geringerer Bedeutung ist als das Kommutationsgesetz. Der Rest des zweiten Abschnittes, welcher über Quotienten und Produkte handelt, schließt sich im allgemeinen der üblichen Behandlungsweg an. Zu Anfang des dritten Abschnittes (Potenzierung, Radizierung und Logarithmierung) tritt bei der Potenzlehre nach unserer Ansicht wieder zu Tage, daß es Nachteil mit sich bringt, die Erweiterungen a^1 , a^0 , a^{-p} gleich bei der ersten Definition einzuführen. Der Verfasser muß bei dem Satze $a^m \cdot a^n = a^{m+n}$ die wenig tröstende Bemerkung machen: „die Zahl der zu unterscheidenden 16 Fälle reduziert sich, da die Faktoren eines Produktes vertauscht werden dürfen, auf 10.“

Bei der Wurzelrechnung und Logarithmenrechnung ist besonders die Einfachheit der Beweise zu loben, welche sich bei Baltzer findet, aber vielen Verfassern von Schulbüchern in Händen gekommen ist. Die Beweise aller Regeln über

Operationen beruhen ja, Dank der Fassung der Definitionen, auf derselben Beziehung, welche in der gemeinen Arithmetik als Probe auftritt $12:3=4$, weil $3 \cdot 4=12$; $\sqrt{+2}$ ist eine zweite Wurzel als 4, weil $(+2)^2=4$; $\log^{10} 100=2$, weil $10^2=100$. Nun umgeben die Lehrbücher besonders gerne die Beweise der Sätze über Logarithmen mit so viel Beiwerk, daß der Schüler nur mit dem Gedächtnisse und nicht mit dem Verstande arbeiten kann. Sollte man die Beweise der Divisionsregeln ebenso führen, wie die Beweise über Logarithmenregeln sich in einem weit verbreiteten Lehrbuche gestalten, so käme man auf folgende Form:

Beweis: Man setze $(a+b):c = a:c + b:c$
 $a = c \cdot x$, also $x = a:c$
 und $b = c \cdot y$, also $y = b:c$.
 Dann ist:
$$\frac{(a+b)}{c} = \frac{c \cdot x + c \cdot y}{c} = x + y = \frac{a}{c} + \frac{b}{c}.$$

Setzt man nun für x und y die Werte ein und vertauscht die Seiten der Gleichung, so erhält man

$$(a+b):c = a:c + b:c.$$

So ist nun allerdings der Beweis dieser Divisionsregel in dem neuesten Lehrbuche nicht geführt, sondern es ist einfach gesagt:

$$(a:c + b:c) \cdot c = a + b.$$

Warum verfährt man nicht ebenso einfach bei den Regeln über Logarithmen? Sollte es nicht hinreichen, mit Gauß zu sagen: „Die Wohl $\lg a + \lg b$ ist gleich dem Logarithmus von $a \cdot b$, weil man die Basis β mit $\lg a + \lg b$ potenzieren muß, um $a \cdot b$ zu erhalten“?

Die höheren Teile der Algebra sind sämtlich schön behandelt und nicht schwieriger dargestellt als es eben sein muß, wenn man allgemeine Beweise geben will. Vor dem „zu viel“ und „zu wenig“ hat der Verfasser sich gleichmäßig gehütet, und herrscht sachgemäße Einfachheit wie bei Baltzer. Unsere Ausstellungen betreffs der Arithmetik beziehen sich also lediglich auf das Bestreben des Verfassers, die mögliche Allgemeinheit so schnell zu erreichen, als er kann, ein Bestreben, welches wir in demselben Maße bei keinem andern Lehrbuche getroffen haben. Die wissenschaftliche Befriedigung, welche auf diesem Wege gefunden werden kann, ist sicherlich gering, denn Erweiterungen müssen in jedem Falle angefügt werden, weil einheitliche Definitionen nicht möglich sind. Bei der Potenzlehre ist aber die Grenze dieser Bemühungen noch enger gezogen. Nicht nur, daß man keine einheitliche Definition der Potenz geben kann, es ist nicht einmal möglich, alle Erweiterungen mit einem Schlage hinzustellen. Die Potenzen mit gebrochenen Exponenten müssen jedenfalls erst später eingeführt werden. — Beruht denn aber, möchten wir fragen, überhaupt die Wissenschaftlichkeit darin, daß man die Erweiterungen augenblicklich dem ersten Begriffe einer Funktion anläßt, anstatt zuerst aus der Aufstellung dieses Begriffes die einfachsten Folgerungen zu ziehen? Wir glauben dies nicht. Hier ist auf der anderen Seite, daß der Verfasser einen Nach-

teil in pädagogischer Beziehung hat, denn das allmähliche Fortschreiten vom Besonderen zum Allgemeinen, vom Einfachen zum Zusammengesetzten ist anerkanntermaßen eine pädagogische Grundregel. Dabei darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß der Verfasser in der Vorrede sagt, das Buch solle nichts weiter als die Grundlage für die nicht oft genug anzustellenden Repetitionen bieten und nur die Resultate des Unterrichts enthalten; keineswegs solle dasselbe den Gang und die Methode des Unterrichts wiedergeben. Wir haben dabei nur das eine Bedenken, daß ein Buch, von dessen Gang der Lehrer so bedeutend abweichen muß, dem Unterrichte einen entsprechend geringeren Nutzen bringt.

Der erste Abschnitt der Planimetrie enthält eine Zusammenstellung von Erklärungen und Grundsätzen. Die Erklärungen sind sehr klar gefaßt. Für die Parallelen wird selbst als Grundsatz angegeben: „Eine Gerade, welche eine von 2 Parallelen schneidet, schneidet auch die andere.“ Wir ziehen diese Form der gewöhnlichen (durch einen Punkt kann man nur eine Parallele u. s. w.) vor. Auch später bei dem Hauptsatz der Parallelentheorie ist zu loben, daß die Deckung der beiden Seiten der Figur durch eine halbe Umdrehung herbeigeführt wird; hierdurch allein wird die Anschauung sicher vermittelt. Wir könnten noch manche Einzelheiten auführen, welche lobenswert sind, aber im allgemeinen ist doch die Behandlungsweise der Planimetrie und auch der Stereometrie zu wenig von derjenigen vieler anderer Lehrbücher abweichend, als daß eine ausführliche Besprechung nötig wäre. Eingehend sind auch diejenigen Teile behandelt, welche sich auf Potenzen, harmonische Punkte und Strahlen, Ähnlichkeitspunkte u. s. w. beziehen. Diejenigen Paragraphen, welche bei Mangel an Zeit weggelassen werden können, sind in der Vorrede bezeichnet.

Der erste Abschnitt der Stereometrie (gerade Linien und Ebenen im Raum) ist durch gute Anordnung bemerkenswert, welche nur Gleichartiges zusammenstellt. Mit Vorliebe ist die Sphärik behandelt im Hinblick auf die sphärische Trigonometrie, welche der Verfasser als obligatorischen Unterrichtsgegenstand auf dem Gymnasium eingeführt zu sehen wünscht.

Die Trigonometrie zeigt eine Abweichung von den bekannten Schulbüchern, welche uns einer eingehenden Besprechung wert scheint. Die gewöhnliche Methode ist der analytischen Geometrie entlehnt und beruht auf der Lehre von den rechtwinkligen Koordinaten, obgleich die eigentliche Definition der Koordinaten umgangen wird. Der Sinus und Kosinus eines Winkels wird eben je nach der Richtung einer Strecke positiv oder negativ gesetzt. Diese Darstellungsart wird als die vorzüglich wissenschaftliche und im bewährte hingestellt, aber man kann die Sache doch in einem ganz anderen Lichte betrachten. Wenn wir sehr wenig nützliche Lehrbücher ausnehmen, welche Richtung und Vertikalen in Strecken lediglich zur Bestimmung von Abständen

brauchen, so können wir sagen, daß unsere geometrischen Schulbücher ebensowenig wie die Euklidischen Elemente die Richtung von Strecken in Betrachtung ziehen, daß eine Unterscheidung von positiven und negativen Strecken nirgends stattfindet. Wie kann man unter diesen Umständen beim Beginne der Trigonometrie sagen, daß man einen Kosinus negativ nehmen wolle, weil eine Strecke nach der negativen Seite hin gerichtet sei. Ein Leser von gereifterem Verstande, als man ihn bei Schülern gewöhnlich zu finden pflegt, müßte sich sagen, die Sache scheine ihm eher umgekehrt zu liegen, man nehme wohl diese Strecke deshalb negativ, weil man einen negativen Kosinus des stumpfen Winkels zu haben wünscht; im andern Falle hätte man gar nicht nötig die Richtungen zu unterscheiden, was man in der Planimetrie auch nicht thut. Die Funktionen wären alsdann sämtlich ohne Vorzeichen zu nehmen, was ja viel einfacher wäre. Den tieferen Grund, warum für jenen Kosinus ein negativer Wert gewünscht wird, findet man aber nirgends erwähnt. Die genannte übliche Ableitungsweise der Funktionswerte entbehrt also jeder Basis. Aber man kann sogar aus jedem beliebigen Schulbuche erkennen, daß dieser Ableitungsweise auch keine Folge gegeben wird. Man betrachte z. B. die Ableitung des Kosinussatzes in unsern Lehrbüchern. Es wäre zu erwarten, daß auf den Dreiecksseiten positive Richtungen ausgewählt würden, daß der Kosinus des Winkels nun thatsächlich negativ genommen würde, weil die betreffende Strecke nach der negativen Seite gerichtet ist. Dem ist aber nicht so: es werden auch hier die Strecken nur absolut, d. h. ohne Vorzeichen genommen, und erst zuletzt wird für den Kosinus des spitzen Nebenwinkels der Wert $(-\cos \alpha)$ eingesetzt. Ähnliches zeigt sich bei der Ableitung von $\sin(\alpha + \beta)$. Wohl wird dieselbe Figur verwendet, welche in der analytischen Geometrie zur Transformation der Koordinaten gebraucht wird; während aber im letzten Falle auf allen Linien der Figur, ausgenommen den radius vector des Punktes, positive Richtungen ausgewählt sind, so ist dies bei der trigonometrischen Ableitung nur bei zweien der Fall. Die Gültigkeit der abgeleiteten Formel muß deshalb für alle verschiedenen Fälle bewiesen werden, und die anfänglich bei den Definitionen so viel versprechende Allgemeinheit leidet bei jeder Anwendung Schiffbruch. Licht wirft auch auf diesen Gegenstand die Behandlung der Trigonometrie in Baltzers Elementen der Mathematik. Baltzer benützt in der Planimetrie die Richtung und die Vorzeichen von Strecken in ausgezeichneter Weise. Er hätte also sicherlich das Recht, jene der analytischen Geometrie entliehenen Definitionen trigonometrischer Funktionen aufzustellen. Er thut dies aber nicht, sondern verlobt in dem als „Trigonometrie“ bezeichneten Abschnitte einen andern Weg, welchen wir nachher besprechen wollen, und später in der „Goniometrie“ benützt er die Methode von Möbius. Baltzer hat also jene in den Vorreden unserer Schulbücher als „altbewährt“

bezeichnete Methode nicht für die beste gehalten. Wir sind nun ebenfalls der Ansicht, daß diese Methode nicht für die Trigonometrie, sondern nur für die analytische Geometrie passend ist. Es wäre, um sie anwenden zu können, nötig, daß die analytische Geometrie vor der Trigonometrie vorausginge oder mindestens, daß der Trigonometrie ein Kapitel vorausgeschickt würde, welches sich mit Gegenständen der analytischen Geometrie beschäftigt. Das letztere hat neuerdings Petersen in seiner Trigonometrie in hervorragender Weise zur Ausführung gebracht. Für das Beste halten wir jedoch, gar nicht aus dem Gebiete der eigentlichen Trigonometrie herauszutreten, wie es Baltzer thut. Derselbe sagt einfach: Der Kosinussatz gilt auch für stumpfwinkelige Dreiecke, wenn man unter dem Kosinus eines stumpfen Winkels den Wert versteht, welcher dem Kosinus des spitzen Nebenwinkels entgegengesetzt ist. Man folgt auf diese Weise dem Prinzip der Ausnahmslosigkeit, weil als Motiv für die Erweiterung der Begriffe aufgestellt wird, daß man den Grundlehrsätzen allgemeine Gültigkeit verschaffen wolle. Demselben Prinzip folgt man in der Arithmetik, wenn man die Potenzen mit negativen Exponenten oder die Potenzen mit gebrochenen Exponenten definiert, um den Regeln $a^m : a^n = a^{m-n}$ oder $\sqrt[m]{a^n} = a^{n:m}$ allgemeine Geltung zu verschaffen. Das jüngst erschienene System der Arithmetik und Algebra von Dr. Hermann Schubert hat hauptsächlich den Zweck, dieses Prinzip allgemein zum schärfsten Ausdruck zu bringen. Wenn wir uns entschließen würden, dasselbe Prinzip auch auf die Trigonometrie anzuwenden, so würde nicht nur die Übereinstimmung mit der Algebra erzielt, es würde auch der glänzende Schein durch die Gründlichkeit ersetzt, die Schüler könnten zum vollen Verständnis gebracht werden, was gegenwärtig nicht möglich ist und auch nicht denkbar ist ohne den Einblick in die Mängel der jetzigen Methode. Es ist auch in der That schon mehrfach versucht worden, das Prinzip der Ausnahmslosigkeit in trigonometrische Schulbücher einzuführen, aber mit wenig Erfolg. Zunächst behandeln die meisten Kritiker solche Versuche mit Geringschätzung und sprechen die Ansicht aus, daß auf diese Weise pädagogische Vorteile unter Preisgebung der Wissenschaftlichkeit errungen werden sollten. In der That verhält sich die Sache gerade umgekehrt. Die jetzige Methode ist diejenige, mit deren Wissenschaftlichkeit es am schlechtesten bestellt ist. Hierdurch erklärt es sich, daß wohl ein berühmter Gelehrter wie R. Baltzer sich erlauben darf, dem herrschenden Vorurteil entgegen zu treten, daß aber die Verfasser von Schulbüchern sich mit diesem Vorurteil abfinden müssen, wenn sie auf Erfolg rechnen wollen. Es ist aus den genannten Gründen dem Verfasser des vorliegenden Buches sehr hoch anzurechnen, daß er der Wahrheit die Ehre giebt und sich den Vertretern der besten, aber leider zu sehr vernachlässigten Methode beigesellt, wenn er sagt: Für die

Winkel in den verschiedenen Quadranten gilt die Bestimmung, daß der Sinus eines Winkels im ersten oder zweiten Quadranten als eine positive Zahl, der Sinus eines Winkels im dritten und vierten Quadranten als eine negative Zahl, der Kosinus eines Winkels im ersten oder vierten Quadranten als eine positive Zahl und der Kosinus eines Winkels im zweiten oder dritten Quadranten als eine negative Zahl in Rechnung eingehen soll, weil nur unter dieser Bedingung die folgenden Lehrsätze allgemeine Gültigkeit haben. Gauß hat auch diese Definitionen lediglich in der Absicht aufgestellt, die Darstellung von den früher gerügten längeln zu befreien, denn er zieht aus ihnen durchaus keine didagogischen Vorteile. Durch sein schon in der Arithmetik erdortretendes Bestreben, alle Erweiterungen sofort auf die erste Begriffsklärung folgen zu lassen, kommt er genau auf dieselbe Reihenfolge des Lehrstoffes, welche in allen Lehrbüchern der Trigonometrie zu finden ist. Wir billigen das zwar nicht, können aber dem Buche diesen Umstand nicht zu seinen Ungunsten anrechnen, da es sich doch nur um den Vergleich mit andern Lehrbüchern handelt. Wir glauben sogar, daß die neue Definitionsart leichter Eingang findet, wenn durch dieselbe zunächst in der Anordnung des Lehrstoffes nichts geändert wird.

Wir müssen außerdem noch lobend hervorheben, daß die Lehrsätze, welche der eigentlichen Trigonometrie angehören, aus einem einzigen Fundamentalsatze ($a = 2r \cdot \sin \alpha$) heraus entwickelt sind. Die Vorrede sagt hierüber: „Die analytische Entwicklung der Hauptsätze der ebenen und sphärischen Trigonometrie aus einem, natürlich in voller Allgemeinheit bewiesenen Fundamentalsatze halte ich für dem Wesen der Trigonometrie allein angemessen.“ Die sphärische Trigonometrie ist mit besonderer Vorliebe behandelt und leistet besonders in der Diskussion der verschiedenen Fälle alles mögliche. Das Buch enthält nach unserer Ansicht manches Interessante. Die Beantwortung der Frage nach der Brauchbarkeit in Schulen hängt hauptsächlich davon ab, ob der Lehrer mit den von uns betreffs der Arithmetik geäußerten Bedenken übereinstimmt oder nicht.

Metz.

Hubert Müller.

Nachtrag.

Nach meiner im 6. Heft dieser Zeitschrift veröffentlichten Besprechung der neu erschienenen Lattmann-Müllerschen Lehrbücher (Kurzgefaßte lateinische Grammatik 5. Aufl., Lateinische Formenlehre und Hauptregeln der Syntax) möchte es scheinen, daß dieselben dazu bestimmt wären, die früher erschienenen holländischen Unterrichtsbücher derselben Verfasser vollständig zu ersetzen. Demgegenüber werde ich von den Herren Verlegern (Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen) um die Mitteilung ersucht, daß sowohl die „Lateinische Schulgrammatik 3. Aufl. 1872“, als auch die „Kleine lateinische Grammatik 3. Aufl. 1874“ auch fernerhin im Buchhandel bezogen werden können, ferner daß die „Lateinische Formenlehre und Hauptregeln der Syntax“ ein neues für sich stehendes Lehrbuch bilden, das zu der „Kleinen lateinischen Grammatik“ keiner Beziehung steht.

Eberswalde.

August Teuber.

DRITTE ABTHEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLLEN.

Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preußen XXII.

Der zwanzigste Band enthält die Verhandlungen der vom 27. bis zum 29. Mai 1885 in Görlitz abgehaltenen siebenten Direktoren-Versammlung der Provinz Schlesien. Es waren 34 Gymnasien, 2 Progymnasien, 7 Realgymnasien, 1 Realprogymnasium, 2 Oberrealschulen und 5 höhere Bürgerschulen vertreten; es fehlten die Vertreter von 3 Gymnasien, einem Realgymnasium, einem Realprogymnasium und einer Oberrealschule. — Es wurden über fünf Gegenstände verhandelt.

I. In welcher Art ist das Turnen an den höheren Lehranstalten für die körperliche und sittliche Erziehung der Jugend fruchtbringend zu machen, und welche Hindernisse stehen der Förderung dieses Unterrichtsgegenstandes im Wege? Wenn den angenommenen Thesen als Aufgabe des Turnunterrichts bezeichnet wird den Körper der Schule gesund zu erhalten, die Schüler körperlich kräftig und gewandt zu machen und, wie der übrige wissenschaftliche und technische Unterricht, sie an Ordnung und pünktlichen Gehorsam zu gewöhnen, so müssen wir ungern die Erziehung zum Gemeinsinn als eine der wichtigsten Aufgaben des Turnunterrichts. Der Turnunterricht kann, wie es in der These heißt, nur dann seine Aufgabe erfüllen, wenn er in den Händen tüchtiger gebildeter Lehrer der Anstalt ruht. Die These, nach welcher solche Schüler vom Turnunterrichte dispensiert werden dürfen, welche ein ärztliches Attest nachweisen, daß das Turnen ihrer Gesundheit theilhaftig sei, spricht mit Recht nur von einem Dürfen, nicht von einem Müssen. Wäre es aber nicht gut gewesen, von dem ärztlichen Atteste, das doch ein ärztliches Gutachten sein sollte, zu verlangen, daß es sich unter Angabe der Gründe näher darüber ausspreche, welche Übungen dem Schüler nachtheilig seien? Nach unserer Erfahrung werden Mißbräuche sonst nicht vermieden werden. Daß an jeder Anstalt für jeden Schüler im Winter wie im Sommer wöchentlich zwei obligatorische Turnstunden erteilt sind, möchten wir im Hinblick auf die bekannte Ministerbefehlsfügung vom 27. Oktober 1882 wenigstens für den Sommer nur als Minimalforderung ansehen. Woher soll da die Zeit kommen, auf den Stufen Frei-, Ordnungs- und Gerätheübungen, sowie Turnspiele, wenn die 7. These fordert, zu betreiben? Wenn der

diese die Verpflichtung auferlegt wird, den Schülern Gelegenheit zu verlichen Übungen außer den obligatorischen Turnstunden zu geben, so : darin sicher eine Anerkennung unseres Bedenkens. Wenn nur für die oberen Klassen ein Massenturnen empfohlen wird, die unteren Klassen gen in Abteilungen von 40—50 Schülern turnen sollen, so müssen wir gen die Erfahrungen, welche wir mit einem gemeinschaftlichen Turnen r Schüler gemacht haben, als recht erfreuliche bezeichnen. Dafs jede re Lehranstalt einen Turnplatz und eine Turnhalle haben mufs, die in ichter Nähe des Schulgebäudes liegen mufs, ist auch unsere Meinung. so dürfte nur zu billigen sein, dafs die Turnhalle höchstens zwei den hinter einander benutzt werden soll. Endlich können wir unsere :zug der Forderung nicht versagen, dafs in jeder Universitätsstadt eine alt errichtet werden möge, auf der sich die Studierenden des höheren faches die Befähigung zur Erteilung des Turnunterrichtes erwerben en.

II. Wie lehrt man Latein sprechen? Die Versammlung sah von · Beschlufsfassung über bestimmte Thesen ab. Referate sind nicht ab- zekt. Auf die Äußerungen des Referenten und die Thesen des Kor- enten können wir hier schon des Raumes wegen nicht eingehen.

III. Über Ziel und Methode des geographischen Unterrichts. urden folgende Thesen angenommen: „1. das Ziel des geographischen rrichtes ist Bekanntschaft mit der Erde als Weltkörper, Kenntnis der ielichen Beschaffenheit der Erdoberfläche und Verständnis für den Einfluss ieben auf das Menschenleben und die Entwicklung der Völker. 2. Dies läfst sich mit der durch die neuen Lehrpläne festgesetzten Stundenzahl chen, wenn in der Sekunda wöchentlich und in der Prima alle vierzehn eine Stunde auf die Geographie verwandt wird. 3. In den Klassen- ren und im Abiturientenzeugnisse ist die Censur in der Geographie der in der Geschichte zu trennen. 4. Der geographische Unterricht in iexta beginnt mit den aufsereuropäischen Erdteilen. Ein vorbereitender rricht in der Heimatkunde gehört dem Elementarunterrichte an. 5. Der matische Unterricht in der mathematischen Geographie fällt dem Lehrer Mathematik oder Physik in der obersten Klasse zu. 6. Namen und :en sind auf das äufserste einzuschränken. Zahlenverhältnisse sind durch leichungen anschaulich zu machen. 7. Die Karte ist der Mittelpunkt geographischen Unterrichts. 8. Durch Einführung der neuen Längen- Flächenmafsse in den Unterricht der unteren Klassen ist die alleinige endung dieser Mafse auf allen Stufen anzubahnen; die Lehrbücher en dem entsprechend abgefafst sein. 9. Geographische Namen sind episch auszusprechen mit Ausnahme derer, die im Munde des deutschen es eine Umwandlung erfahren haben. 10. Es ist wünschenswert, dafs kompetenter Seite ein orthoepisches Verzeichnis der fremden geo- ischen Namen aufgestellt werde. 11. Für alle Stufen ist ein auf nschaftlicher Grundlage beruhender und nach methodischen Grundsätzen eiteter Atlas und Leitfaden notwendig; die Wandkarte mufs mit der : im Atlas übereinstimmen. 12. Der Unterricht mufs durch gute An- ungsmittel belebt werden.“ — Ref. ist der Meinung, dafs in Beziehung ie Methodik des geographischen Unterrichts mancher wichtige Punkt örderung bedarf. Wir nennen nur einige. Welche Stellung ist der schen Geographie zu geben? Welche Mittel giebt es, die das geo-

graphische Wissen zu befestigen und zu sichern geeignet sind, und w geographische Wissen ist als festes Gedächtnismaterial dem Schüler prägen? Nach welchen Grundsätzen ist bei der Auswahl des Lehr und bei seiner Verteilung auf die einzelnen Lehrstufen zu verfahren? ist die Karte zu benutzen? Was ist vom Kartenzeichnen und vom K lesen zu halten? Was hat der Lehrer der Geographie von dem der Heimat zu fordern? Wie läßt sich im Unterrichte die Geographie mit der Gesel mit den Naturwissenschaften, mit der Mathematik in Verbindung s Ref. hat es bedauert, daß von allen diesen Fragen nur sehr wenige i mitgeteilten Thesen beantwortet worden sind.

IV. Über Gebrauch und Mißbrauch der Nachhülfe-Privatstunden. Gedruckte Referate liegen nicht vor. Es wurden stehende Thesen angenommen: 1. Nachhülfestunden sind im allgemeinen bloß überflüssig, sondern sogar vom Übel. 2. Dagegen kann der Nach Unterricht nützlich sein und seitens der Schule empfohlen werden, a) der Schüler in einem einzelnen Gegenstande zurückgeblieben und die An nicht vorhanden ist, daß er aus eigener Kraft die Lücke ausfüllen v b) wenn ein Schüler unverschuldet einen Teil seines Klassenpensum säumt hat. 3. In den letzten drei Monaten des Jahreskurses dürfen hülfestunden von Lehrern der Klasse Schülern derselben nicht werden. 4. Nachhülfestunden von Seiten der Lehrer der Prima an primaner sind nicht gestattet. 5. Der Schüler hat seinem Ordinarius teilung zu machen von dem Privatunterricht in Gegenständen, welche Lehrplan der Anstalt nicht aufgenommen sind. 6. Am Tanzunterricht auswärtige Schüler nicht ohne Erlaubnis des Direktors teilnehmen; heimische haben die schriftliche Genehmigung der Eltern oder des mundes dem Direktor vorzuzeigen.

V. Die Fürsorge der Schule für die auswärtigen Zügl mit besonderer Berücksichtigung des Pensionswesens. nommen wurden folgende Thesen: „1. Die Schule ist nicht nur Unterr sondern auch Erziehungsanstalt. 2. Die Schule hat demnach die Pflicht, dem erziehenden Unterricht auch das leibliche Wohl der auswärtigen Zü im Auge zu behalten. 3. Die Schule hat die auswärtigen Schüler zur lichen Ausfüllung der freien Zeit anzuregen und anzuleiten.“ — Da b vorgerückten Zeit eine gründliche, der hohen Wichtigkeit des Gegenst angemessene Erledigung nicht möglich war, beschloß die Versammlung Antrag des Vorsitzenden nach Annahme vorstehender Thesen, die Ver lung abzubrechen unter dem Ausdrucke ihres lebhaften Dankes für die Anregung, die sie durch die Arbeiten der Referenten empfangen.

H. Kei

VIERTE ABTHEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. Rich. Falkenberg, Geschichte der neueren Philosophie von Nikolaus von Kues bis zur Gegenwart. Im Grundriß dargestellt. Leipzig, Zeit u. Comp., 1886. VIII u. 493 S. 6 M.

2. Der Gymnasial-Lehrplan und die Instruktionen für den Unterricht an den österreichischen Gymnasien. (Nach dem Ministerial-Erlasse vom 26. Mai 1884, Z. 10. 128.) Verhandlungen des Vereins „österreichische Mittelschule“ in Graz. Wien, Karl Graeser, 1886. V u. 307 S.

3. Supplementheft zu Band 37 (Jahrgang 1886) der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. Herausgegeben von W. v. Hartel und J. Schenk. Wien, Carl Gerolds Sohn, 1886. 161 S. 2 M. — Als der neue Lehrplan und mit ihm die neuen Instruktionen für die österreichischen Gymnasien erschienen waren, kündigte die Redaktion der Ztschr. f. d. öst. in einem Artikel, der das Verhältnis des neuen Lehrplans zu dem Organisationsentwurf im allgemeinen erörterte, an, daß sie eine Besprechung der Lehrpläne und Instruktionen für die einzelnen Unterrichtsgegenstände durch berufene Fachmänner einleiten werde. Die von bewährten Kräften ausgearbeiteten Referate für die einzelnen Lehrfächer liegen hier vor, verfehrt um einige Aufsätze, welche unaufgefordert von mehreren Seiten der Redaktion zugestellt wurden. Es sind im ganzen 16 sehr lesenswerte Artikel.

4. Rob. Thuli, Die klassische Philologie in der Schweizerischen Gymnasialpädagogik. Beigabe zum Programm der St. Gallischen Kantonschule für das Schuljahr 1886—1887. St. Gallen 1886. 50 S. und eine Tabelle.

5. Programm (37. Ausweis) des vom h. k. k. Ministerium für C. u. U. durch Erlaß vom 9. Nov. 1884 Z. 21500 mit dem Rechte der Öffentlichkeit verliehenen fürsterzbischöflichen Privat-Gymnasium Collegium Borromäum zu Salzburg am Schlusse des Schuljahres 1885—1886. Salzburg 1886. 64 S.

6. Skizze eines Lehrplanes einer internationalen Schule. Wien, O. Konegen. 7 S.

7. J. H. Kühnlein, Natur und Kunst. Festspiel zu einer Frühlingsfeier. München, Theodor Ackermann, 1886. 27 S. 0,80 M. — Die hübsche Ausstattung liegt in prachtvoller Ausstattung vor. Beigegeben sind die Noten im Vorspiel, Melodram, Chorgesang (Sopran und Alt), zweites Melodram und Schluschor.

8. Aeschylus Perser, erklärt von W. S. Teuffel. Dritte Auflage, bearbeitet von N. Wecklein. Leipzig, B. G. Teubner, 1886. VI u. 119 — Dem Hsgb. stand ein Handexemplar des Verf.s zu Gebote, welches reichliche Zusätze zu den Litteraturangaben der Einleitung enthielt. In der Gestaltung des Textes und des Kommentars ist Wecklein selbständig verfahren und hat die von ihm als notwendig erkannten Änderungen ohne weiteres angenommen. Der kritische Anhang erfährt eine vollkommene Umgestaltung.

9. Ettore de Ruggiero, Dizionario epigrafico di antichità italiane. Fasc. 1: Abacus—Achaia. Roma 1886. 32 S. mit je 2 Spalten, 4°.

10. M. Fabi Quintiliani institutionis oratoriae libri decem. Edidit Ferdinandus Meister. Vol. I: lib. I—VI. Lipsiae sumptis fecit G. Freytag, Praga sumptis fecit F. Tempsky 1886. X u. 289 S. 75 kr.—1,20 M. — Die Praefectio orientiert sehr gut über Hss. und frühere Ausgaben. Die Texteskstitution ist mit Besonnenheit und Sachkenntnis vorgenommen. Die Auswahl der unter dem Text verzeichneten Varianten (es sind nur wenige) giebt zu Ausstellungen keine Veranlassung (die Sache hat ihre Schwierigkeiten) dennoch scheint es, als wenn der Verf. etwas freigebiger hätte sein können. Papier und Druck sind zu loben, wie dies seit zwei Jahren regelmäßig bei der Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum edita curante Caroli Schenkl der Fall ist, zu der auch diese Ausgabe gehört.

11. Eduard Kurtz, Die Sprichwörterammlung des Maximus Planudes, erläutert. Leipzig, August Neumanns Verlag (Fr. Lucas), 1880. 47 S. 1,50 M. — Es sind 275 Sprichwörter, welche E. Piccolomini in das Laurentianus entdeckte und 1879 in unvollkommener Weise herausgab (vgl. H. Usener in DLZ. 1881 Sp. 123). Dieselben werden hier einer gründlichen philologischen Behandlung unterzogen, erläutert, übersetzt, mit den nun jetzt im griechischen Volke gangbaren Sprichwörtern verglichen und in Form, Inhalt und Sprache untersucht.

12. Wilhelm Soltau, Prolegomena zu einer römischen Chronologie. Berlin, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung (Hermann Heyfelds) 1886. 188 S. 5 M. (Historische Untersuchungen, herausgegeben v. J. Jastrow, Heft 3.) — 1) Einleitung: Angabe der Probleme. 2) Die Flavianusinschrift u. das Censorenprotokoll. 3) Die Diktatorenjahre. 4) Folgerungen aus d. Deutung der Diktatorenjahre für andere Probleme der römischen Chronologie. 5) Polybius' Bericht über die Gallierkriege. 6) Die Enniusfestspiele an d. Nonen des Juni. 7) Die Waffenstillstandsverhandlungen von 203—202 v. Chr. 8) Die Beseitigung der Kalenderverwirrung. 9) Tiefere Ursachen der Kalenderverwirrung. 10) Das altitalische Sonnenjahr. 11) Drei Probleme d. römischen Chronologie. Hierzu als Anhang: a) Die Antrittstermine d. Konsuln. b) Verzeichnis der vorgenommenen Textesänderungen. c) Verzeichnis der wichtigeren Quellenstellen. d) Verzeichnis der citirten Werke. e) Register.

13. Johannes Schrott, Gedichte Oswalds von Wolkenstein des letzten Minnesängers. Zum erstenmale in den Versmaßen des Originals übersetzt, ausgewählt, mit Einleitung und Anmerkungen versehen. Mit einer Bildnis des Dichters und einem Facsimile seiner musikalischen Compositionen. Stuttgart, J. G. Cotta, 1886. XXXI u. 214 S.

14. R. Bertin, Die Lehre von der Interpunktion oder Zeichensetzung mit erläuternden Beispielen aus deutschen Dichtern und Denkern. Zweite, erweiterte und verbesserte Auflage. Minden i. Westf., J. C. C. Brun 1886. 16 S. 0,25 M.

15. G. Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 5. u. 6. Lief., enthält Bogen 25—28, 29a, 30—31 (Goethe und Schiller). Marburg, N. G. Elwert, 1886. 4 M. Vergl. die Zeitschr. 1886 S. 511 No. 20 und S. 556 (Rezension der ersten 4 Lief.).

16. O. Schulze, Französische und englische Briefe zur Einführung in die Handelskorrespondenz. Für Schulen zusammengestellt u. mit Anmerkungen versehen. Gotha, G. Schloßmann, 1886. IV u. 30 S.

17. A. Wiemann, Wörterverzeichnis nebst Redensarten Charles XII (Buch V u. VI). Ebenda 1886. 40 S. 0,40 M.

18. Derselbe, Englische Schüler-Bibliothek. 26. Bändchen Gullivers Voyage to Broodirgnag. 106 S. 27. Bändchen: 6 Erzählungen u. A Book of golden Deeds II. 112 S. Ebenda 1886. à 0,60 M.

19. Washington Irving, The life and Voyages of Christoph Columbus. Vorgeschichte und erste Entdeckungsreise. Erklärt von O. Schridde. 2. Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1886. X u. 208 S. 2,10 M.

20. Robert Southey, The life of Nelson. Erklärt von O. Rittig. Mit 2 Schlachtplänen und 3 Schiffsfiguren. Ebenda 1886. X u. 152 S. 1,80

21. Leo Türkheim, Englische Parlamentsreden. Ebenda 1886. S. 2,40 M. — Vier Reden von dem älteren und dem jüngeren Pitt, von e und von Fox.
22. Fr. Glauning, Lehrbuch der englischen Sprache. Gram- und Übungsbuch. Erster Teil. Laut- und Formenlehre. 2. Auflage. lingen, C. H. Beck, 1886. VIII u. 216 S. 2,40 M.
23. E. H. Lindberg, Deutsch-Schwedisches Elementar- und mporalienbuch. Hamburg, J. F. Richter. 82 S. 1 M.
24. Derselbe, Deutsch-Schwedisches Gesprächbuch mit einer Grammatik. Ebenda. 143 S. 1,50 M.
25. Gottlob Egelhaaf, Analecten zur Geschichte. Stuttgart, g von W. Kohlhammer, 1886. VI und 284 S. 5,40 M. — Der Inhalt st 16 Artikel, 3 zur griechischen Geschichte, 7 zur römischen, 6 zur chen. 8 Stücke sind schon früher veröffentlicht worden; dieselben sind Berücksichtigung der später erschienenen Litteratur überarbeitet worden; eke sind vollständig neu, und zwar 1) Die kriegerischen Leistungen des les, 2) Die Schlacht bei Chaironeia, 3) Der Abfall Capuas zu Hannibal, nnibals Sendschreiben an die Rhodier, 5) Die Schlacht im Teutoburger le, 6) Zur Würdigung Karls des Großen, 7) Ein Vorspiel des Bauern- es aus Oberschwaben, 8) Zur Überlieferung der Hildesheimischen Stifts-
26. Bernhard Gerathewohl, Die Ritter und die Rittercen- en zur Zeit der römischen Republik. München, Theodor Acker-, kgl. Hofbuchhändler, 1886. 103 S. 2 M. — „Zumpt und Marquardt ideln den Ritterstand und die Ritter der Kaiserzeit in gediegenster und öpfender Weise, aber was die Geschichte der Ritter vor der Kaiserzeit gt, so sind sie zu unrichtigen Resultaten gelangt . . . Wir werden uns lares Bild von den Verhältnissen der historischen Zeit zu entwerfen haben, as nach den Berichten des Polybius, Livius und Cicero klar vor Augen n, und werden anderseits die Zeiten vor und nach der Gracchischen Be- ng scharf auseinander halten müssen.“
27. W. Fix, Beiheft zur Territorialgeschichte des preussischen Staates. : Lieferung: Begründung des neuen deutschen Reiches unter ifsens Führung; Erweiterung desselben durch Elsafringen und Darstellung der Entwicklung dieses Landes. n, Verlag der Simon Schroppschen Hof-Landkartenhandlung (J. H. Neu-), 1886. 72 S.
28. Das Wissen der Gegenwart. Deutsche Universal-Bibliothek für dete. Leipzig, G. Freytag und Prag, F. Tempsky, 1886. Band 50: oleon I. Eine Biographie von August Fournier, erster Band (von leons Geburt bis zur Gründung seiner Alleinherrschaft über Frankreich). 3. mit einem Bildnis Napoleons. Band 51: Der Schall. Eine populäre ellung der physikalischen Akustik mit besonderer Berücksichtigung der k von Adolf Elsas. 216 S. mit einem Porträt (Chladni) und 80 in ext gedruckten Abbildungen. Band 52: Der Ozean. Eine Einführung e allgemeine Meereskunde von Otto Krümmel. 242 S. mit 77 Ab- ngen.
29. Hans Scherer, Übersicht der vaterländischen deutschen :ichtsbeschreibung. (Aus der Einleitung zu der deutschen Verfassungs- ichte.) Heidelberg, Georg Weifs' Verlag, 1886. 95 S. 1,50 M. — chrift enthält die Grundansichten des Verf.s über den Entwicklungsgang deutschen Geschichtsbeschreibung und deren Hilfswissenschaften, um den erenden einigermassen zu orientieren. Die Gesichtspunkte, von denen erf. hier bei seiner Beurteilung ausging, gedenkt derselbe in einem anderen tz über das Problem der Geschichte noch näher darzuthun.
30. Konr. Fischer, Friedrich der Große als Erzieher seines es. Ein Gedenkbuch zum 100. Jahrestage seines Todes, 17. Aug. 1786. n ein Porträt Friedrichs II. Mit einem Vorwort von Dr. Joh. Chr. ob Schumann, Reg.- und Schulrat in Trier. Trier, Heinrich Stephanus, X u. 214 S.

31. Georg Curtius' Kleine Schriften, herausgegeben von E. Windisch. Erster Teil: Ausgewählte Reden und Vorträge; mit einem Bildnis des Verfassers und einem Vorwort von Ernst Curtius. Leipzig, Verlag von S. Hirzel, 1886. XXVIII u. 172 S. — Inhalt: 1) Über die Pietät. 2) Franz Bopp. 3) Jakob Grimm. 4) Wilhelm v. Humboldt (eine Anzeige). 5) Karl Lachmann (eine Anzeige). 6) Über den König. 7) Über den Beruf der Universitäten. 8) Über die Bedeutung des Studiums der klassischen Litteratur. 9) Über die Geschichte und Aufgabe der Philologie. 10) Philologie und Sprachwissenschaft. 11) Sprache, Sprachen und Völker. Voran geht ein Vorwort von E. Curtius, welcher den Lebens- und Bildungsgang seines Bruders mit vieler Wärme schildert. Der zweite Teil, welcher in kurzer Zeit zu erwarten ist, wird eine Auswahl der streng wissenschaftlichen Abhandlungen bringen.

32. Universal-Bibliothek der bildenden Kunst. Leipzig, Verlag von Bruno Lemme. Lfg. 1: Lukas Cranach, 32 S. kl. 8 mit 5 Illustrationen; Lfg. 2: Hans Holbein der Jüngere, 37 S. mit 8 Illustrationen; Lfg. 3—5: Hans Holbein d. J. Todtentanz, 62 S. mit 27 Illustrationen; Lfg. 6: Teniers, Vater und Sohn, 27 S. mit 13 Illustrationen; Lfg. 7: Tintoretto, 35 S. mit 13 Illustrationen; Lfg. 8 u. 9: Paolo Veronese, 50 S. mit 14 Illustrationen. — Preis pro Lieferung 20 Pf.

33. H. A. Daniel, Illustriertes kleineres Handbuch der Geographie. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage, bearb. v. W. Welkenhauer. 1. u. 2. Lieferung mit Illustrationen. Leipzig, Fues' Verlag (R. Reisland), 1896. S. 1—96. Vollständig in 36 Lfg. à 2½ Bg. à 0,50 M.

34. Länderkunde der fünf Erdteile, 8. und 9. Lfg. (Europa) Leipzig, G. Freytag, 1896. S. 225—288. Jede Lfg. 0,90 M. Vgl. dem Zeitschr. 1896 S. 576 No. 14.

35. A. Loeffler, Der menschliche Körper. Für die Volksschule bearbeitet. Mit einer Abbildung des menschlichen Skeletts. Minden i. Westf. J. C. C. Bruns, 1886. 14 S. 0,25 M.

36. A. Kleyer, Die Chemie in ihrer Gesamtheit bis zur Gegenwart und die chemische Technologie der Neuzeit. Bearbeitet nach eigenem System unter Mitwirkung der bewährtesten Kräfte. Mit zahlreichen Illustrationen. 1. bis 3. Heft. Stuttgart, Julius Maier, 1886. S. 1—48. Jedes Heft 0,25 M.

37. O. Henke und O. Tietz, Turn- und Wanderlieder für Schulen höherer Lehranstalten. Barmen, Hugo Klein, 1886. IV u. 83 S. 0,50 M.

38. Taschenliederbuch (zugleich Notizbuch) für deutsche Knaben und Jünglinge. Zusammengestellt von einem praktischen Schulmann. Kassel, Johannes Falsbender. 61 S. 0,80 M.

39. Musikalische Jugendpost. 1. Jahrgang, Quartal II. Kassel, F. J. Tonger. S. 97—212. Vierteljährlich 6 Nummern mit Illustrationen und Musikstücken. 1 M.

40. Jul. Knoevenagel, Neue abgekürzte Kurrenschrift (bald Stenographie) für jedermann, zum Selbstunterricht und für Schulen. Mit 6 Schrifttafeln. Hannover, Carl Mayer (Gustav Prior), 1886. 8 S.

ERSTE ABTHEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Das Wesen unseres Gymnasiums.

II.

Obgleich die meisten Angriffe gegen das Gymnasium den alten Sprachen und dem Altertum überhaupt gelten, so hat es doch auch nicht an besonderen Anfeindungen des Griechischen gefehlt. Meine Absicht ist jetzt nicht, denen zu antworten, welche die Überzeugung von dem hohen Bildungswerte und der fortwährenden Vorbildlichkeit des Griechentums ohne Einschränkung einfach für ein philologisches Vorurteil erklären: ich wende mich vielmehr an die, welche auch inmitten unserer selbständigen und überreichen Kultur den Geist des Hellenentums auf den höheren Schulen fortleben lassen wollen, dabei aber der Ansicht sind, daß es einen weniger anstrengenden und zugleich zuverlässigeren Weg giebt diesen Geist zu übermitteln als die umständliche Lehrmethode unserer Gymnasien. Auch in dieser Zeitschrift ist neuerlich der Vorschlag gemacht worden, sich an fakultativen Kursen im Griechischen genügen zu lassen¹⁾. Wir ständen heute anders zum Griechischen als vor hundert Jahren. Damals habe die Kenntnis dieser Sprache für den deutschen, falls er nicht zu französischen oder lateinischen Übersetzungen greifen wollte, den unentbehrlichen Schlüssel zum Eingang in die Schatzkammern der griechischen Litteratur gebildet. Heute aber redeten die Werke der griechischen Meister in unserer Muttersprache zu uns. Ja, die Erlernung der griechischen Sprache wird in jenem Aufsatze geradezu als ein Sperrschloß für die meisten Schüler bezeichnet. Denn die Empfindung der Mühsal bei der Lektüre würde selbst auf der obersten Stufe nicht hinreichend überwunden; Übersetzungen aber, die eine ausgedehnte Kenntnis des Griechentums

¹⁾ Rethwisch, Über die österreichische Gymnasialverfassung. Zeitschr. Gymn. 1885 S. 657—677.

verschaffen könnten, seien verpönt. Mehr Erfolg als von der jetzigen Behandlung des Griechischen verspricht sich der Verfasser jenes Artikels davon, wenn die Lektüre der griechischen Klassiker in Übersetzungen natürlich, dem deutschen Unterrichte zugewiesen würde.

Nichts liegt mir ferner, als die zahllosen praktischen Vorschläge zur äußern Umgestaltung des höheren Unterrichtswesens um neue bereichern zu wollen. Jedoch scheint es mir nicht unzeitgemäß, jenen Vorschlag, welcher gewissermaßen von dem Zeitgeiste getragen wird, zu beleuchten und zu prüfen, ob sich wirklich in so einfacher Weise ein nennenswerter Erfolg erzielen läßt. Zunächst wiederhole ich, daß eine Bildung, welche mit Verlust der eigenen Kraft erkauft worden ist, vielmehr eine Verbildung ist, und daß demnach jeder von dem Gymnasium, der Stätte der höheren und schwerer zu erwerbenden Bildung, ferngehalten werden sollte, dessen Kraft nicht ausreicht, die von uns gebotene Geistesnahrung sich wirklich zu assimilieren. Für die einzelnen Zweige des praktischen Lebens mag es im ganzen gleichgültig sein, ob die dazu erforderlichen Kenntnisse und Geschicklichkeiten mit freudiger Leichtigkeit oder im Schweiß des Angesichts erworben sind, wenn sie nur erworben sind: für das Ziel, welches sich jeder Unterricht setzen muß, ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß zwischen dem dargebotenen Objekte des Unterrichts und der Bewältigungskraft des Schülers ein richtiges Verhältnis bestehe. Deshalb muß man es als ein nationales Unglück und als eine nationale Gefahr bezeichnen, daß mit der bescheidenen Durchschnittsintelligenz auf der Schule jetzt so oft Ziele verfolgt werden müssen, für welche die schwache Kraft des Lernenden offenbar nicht ausreicht. Anstatt so viel von Überbürdung zu reden, sollte man sich lieber häufiger das Unglück der stumpf machenden Überanstrengung ausmalen, zu welcher viele teils durch ihren eigenen Ehrgeiz, teils durch den gutgemeinten Ehrgeiz ihrer Eltern gezwungen werden, teils auch durch die Not der Verhältnisse, weit mehr als eine durchaus subalterne Karriere nur durch das Thor eines Abiturientenexamens betreten werden kann. Es ist eine triviale Wahrheit, daß eines sich nicht für alle schickt. Die Unterrichtsmethode ist doch nicht allmächtig, und nicht auf jedem Stamm läßt sich alles pflücken. Können nun auch nicht für die unendlich verschiedenen Grade der Befähigung ebensoviel verschiedene Schulen gegründet werden, so sondern sich doch die Intelligenzen ganz sichtbar in mehrere Hauptklassen. Die unterste Klasse bilden die, welche eine zur Wahrung ihrer individuellen Existenz ungefähr gerade ausreichende Ausrüstung besitzen neben einigen Anklängen von ästhetischen und metaphysischen Instinkten, die aber zu unbedeutend sind, um sich nach einer schulmäßigen Ausbildung zu sehnen oder um eine solche auch nur ertragen zu können. Selbst derartiger Schüler haben wir viele auf un-

Gymnasien. In eine mittlere Klasse würde ich die klugen praktischen Köpfe setzen, welche das Nächste sicher ergreifen und durchaus dazu gemacht sind, in der Gegenwart zu leben, die Kunst der Umstände auszunutzen und auch voraussehend das zum materiellen Gedeihen Notwendige zu erkennen. Auch in diesen ist die religiöse, ästhetische, philosophische Anlage nicht stark genug, um jahrelang den Druck einer feineren Ausbildung tragen zu können, und ihr Gutes würde in dieser Arbeit verfließen. Auch für sie ist das Gymnasium nicht. Natürlich kann selbst die einfachste Schule nicht auf das Ziel verzichten, nur Menschlichkeit überhaupt zu bilden; es darf ihr nicht genügen, in den Jahren des Werdens die zum Fortkommen notwendigen Kenntnisse mitzuteilen, sondern auch hier schon gilt es als die höhere Aufgabe des Unterrichts, mit Hilfe des behandelten Unterrichtsstoffes die Anlage des Schülers zu entfesseln und so in ihr gemäßen Reifezustand herbeizuführen. Auch die Schüler der mittleren Klasse indessen können wir nicht ohne Schaden für ihre Entwicklung den weiten Umweg durch das klassische Altertum führen wollen. Sie sind für das Handeln und direkte Wirken geschaffen. Sie jahrelang in einen fremden Anschauungs- und Denkkreis bannen, hiefse ihre eigentümliche Kraft schwächen und ihrem Blick die sichere Klarheit nehmen. Ihnen ist bestimmt, in der Nähe besser zu sehen als feiner organisierte Naturen. Man lasse also ihren Geist im Erlernen vornehmlich des Nützlichen und direkt Verwertbaren reifen; dem bescheidenen Realismus ihrer Anlage wird in den klassischen Werken der nationalen Litteratur eine passendere Nahrung geboten werden als in dem klassischen Altertum. Auch sie freilich werden zu ihrem Nutzen einige Jahre das Joch der lateinischen Sprache tragen, so lange wenigstens, bis sich einst unter den realistischen Unterrichtsobjekten eines dieser wunderbar disziplinierenden Grammatik an formalem Bildungswert als ebenbürtig erwiesen hat.

Für das Gymnasium aber durch ihre Anlage bestimmt sind die Naturen einer dritten, höheren Klasse, welchen der Trieb zuhört, in sich ein reines Bild des Lebens und menschlicher Eigentümlichkeit erstehen zu lassen. Es ist nicht ihre Art, mit steter Geschäftigkeit sich auf der Oberfläche zu tummeln; auch wenn sie sich in einem praktischen Lebensberufe im gewöhnlichen Sinne des Wortes nützlich machen, hören sie tausend Aufforderungen, die sie in die Tiefe locken. Sie können nicht besinnungslos, wie die praktischen, handelsfreudigen Naturen in der Gegenwart leben. Alles in ihnen drängt auf ein Bewusstwerden der Menschlichkeit hin. Für ein historisch-philosophisches Erfassen der Gegenwärtigen wohnt ihnen der Trieb und die Anlage inne. Sie werden sich selbst zum Objekt und suchen nach dem Beständigen in ihrem Wesen. Von der fertigen Erscheinung der Gegenwart treibt es sie zurück in die Vergangenheit; denn

als geworden möchten sie das Gegenwärtige verstehen. Wie vi Aufschluß gewährt nicht ein einziger sicherer Vergleichungspunkt! Da zeigt sich im klassischen Altertum eine hervorragende glückliche und bezeichnende Ausprägung des Menschlichen. Wie kann bei der Tendenz ihres Innern näher liegen, als an diese Quelle der Erkenntnis schöpfen zu wollen? Irgendwo, an einer vorsichtig gewählten Punkte der Vergangenheit, müssen sie Fuß fassen, um für die Trübungen der Gegenwart ein Korrektiv zu haben. So wird ihnen denn die Welt des Altertums eine Art intellektueller Rettungsinsel, wohin sie sich zum Überschauen und Besinnen aus dem verwirrenden Strome der modernen Kultur gelegentlich zurückziehen. Im Anschauen jener jugendlichen, einfachen, normalen Menschlichkeit gewinnt ihr sich trübender Blick immer wieder die Kraft, das Richtige vom Falschen zu unterscheiden. So zeitigt sich in ihnen ein aufgehelltes menschliches Bewußtsein. Sie lernen feststehen und werden nicht von dem Wechsel der neu auftauchenden und über das Ziel hinauschießenden Meinungen hin- und hergeworfen. Dieses ist der Gewinn, welchen das Gymnasium seiner Idee nach seinen berufenen Schülern verschaffen soll, abgesehen von dem jetzt fortwährend angezweifelt und doch nicht hinwegzuleugnenden Gewinne, welche das Studium so außerordentlich gesetzmäßig, schön und reich entwickelter Sprachen dem Geiste bringen muß. Die so Gebildeten sind bestimmt, die Lehrer ihres Volkes in des Wortes weitester Bedeutung zu werden und die Fackel der Erkenntnis weiterzutragen. An der Oberfläche des Lebens finden sich die Schüler der mittleren Klasse später besser zurecht, wie sie auch ohne Zweifel sehr viel geschickter sind, sich selbst nicht bloß Wohlstand und Ansehen zu verschaffen, sondern auch an dem materiellen Gedeihen des Staates erfolgreich mitzuarbeiten. Aber die Menschheit würde ihre Ehrentitel verlieren und dem Leben würd doch, selbst wenn es durch die Bemühungen jener Mittleren noch so klug geordnet und noch so behaglich gestaltet wäre, die Kronen fehlen, wenn man jene praktisch zwar nicht gleich fruchtbar, aber doch dem eigentümlichsten und edelsten Verlangen der Menschenseele entsprossenen Vertiefungen und Besinnungen an das eigentliche Wesen einfach als müßige Träumereien, als ein staats- und gesellschaftsfeindliche Entfremdung verwerfen wollte. Für diese Klasse von Schülern hat jeder Staat, welcher die Wurzeln seiner Kraft nicht absterben lassen will, Lehranstalten mit der Organisation etwa unserer Gymnasien nötig; wenn er sich nicht Hüter der Idee erzieht, läuft er trotz seines Reichtums, trotz seiner militärischen Stärke, trotz seines politischen Einflusses, trotz der klugen Geschäftigkeit, mit welcher er sich die Kräfte der Natur dienstbar macht und das Leben behaglich einrichtet, doch Gefahr, ins Barbarentum zu verfallen und von dem gerade sich zu entfernen, welches von den denkenden Mensch

aller Zeiten als das eigentliche Kulturziel bezeichnet worden ist. Wenn aber eine solche Verflachung des Lebens erst allgemein geworden ist, wird es auch mit der Macht, dem Einflusse, der Blendenden äufsern Erscheinung des Staatskörpers bald ein Ende nehmen. Eine Weile wohl kann mit dem Wurm im Innern der Schein des Lebens und der Gesundheit noch fortbestehen, so dafs sie Recht zu behalten scheinen, die Anfeinder idealer Nutzlosigkeiten, aber auf die Dauer kann der Verfall nicht ferngehalten werden, wenn es dem individuellen Drange einiger weniger, hervorragend für jene höhere Betrachtungsweise Befähigter, überlassen bleibt, unbekümmert um den Lärm des Tages mit dem Genius der Menschheit ein Zwiegespräch zu pflegen.

Fragt man nun, ob es nicht geraten ist, auch für diese dritte Art von Schulen das Griechische abzuschaffen und sich daran genügen zu lassen, die griechische Kultur durch die Vermittelung einerseits des Lateinischen, anderseits des Deutschen kennen zu lehren, damit die freigewordene Kraft sich dem modernen Idealismus und Humanismus zuwende, so glaube ich diese Frage verneinen zu müssen. Wird so unterrichtet, wie die Idee des Gymnasiums es verlangt, und besuchen nur diejenigen das Gymnasium, welche für diese höhere Schule geschaffen sind, so können sie, ohne Schaden für ihre moderne und nationale Seele, das Griechische sowohl wie das Lateinische in den Jahren ihres Werdens lernen. Für die ägyptische Kultur geschieht genug, wenn eine kleine Anzahl von Gelehrten vorhanden ist, denen es zur genufsreichen Beschäftigung wird, sich darin zu vertiefen; das Griechentum aber ist von ewig menschlicher Bedeutsamkeit, und die Schulen eines civilisierten Staates würden nur dann darauf verzichten dürfen, wenn es aufser Zweifel wäre, dafs auch die grofse Menge der besser Befähigten nicht Kraft genug besitzt, um dieser Aufgabe zu genügen, ohne sich selbst zu verlieren. Denn eine Kultur, welche nicht blofs die Fehler des Lernenden ausrottet und ihn vor Abwegen vielleicht schützt, sondern auch die guten Keime seiner eigenen Natur am Emporkommen verhindert, ist durchaus zu verwerfen, so glänzend auch ihr Aushängeschild sein mag.

In einer Zeit wie die unsrige müssen wir uns allerdings mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit vor übereilten und zu weitgehenden Versprechungen hüten. Die Bildung ist etwas so Verwickeltes und mannigfaltig Beeinflusstes, sie zeigt sich, auch wenn sie echt ist, so verhängnisvoll bereitwillig, auszuarten und gewissermassen zu oxydieren unter den Einwirkungen des Lebens und der Gesellschaft, dafs es unter allen Umständen naiv ist, von der zeitweiligen Hingabe an diesen oder jenen Gegenstand der Erkenntnis mit Sicherheit eine andauernde intellektuelle und moralische Hebung und Veredelung der ganzen Natur zu erwarten. Niewohl die körperlichen Wirkungen viel sicherer zu berechnen sind, hüten sich doch verständige Ärzte den Erfolg ihrer Verord-

nungen als sicher zu preisen. In viel höherem Grade ziemt es uns mit Zurückhaltung und Resignation zu reden. Selbst wenn der Gymnasialunterricht keiner Verbesserung mehr fähig wäre, so müßten wir uns doch darauf gefaßt halten, daß hier und da unter Primanern und Studenten, die jahrelang humanistisch bearbeitet worden sind, die Bestialität gleichwohl sich herrlich offenbaren könnte. Nur wenn mit sicherem Urtheil ausgesuchte Schüler, die unter jahrelanger Abdämmung aller anderen bildenden und verbildenden Zuflüsse des Lebens und der Gesellschaft mit vollendeter Kunst nach der Idee des humanistischen Gymnasiums unterrichtet worden wären, sich gleichfalls empörende Roheiten zu Schulden kommen ließen, dürfte man darin eine wirkliche Niederlage des humanistischen Bildungsgedankens erblicken.

Einen Teil der verkehrten Lobeserhebungen, welche dem Gymnasium gesendet werden, und die ungerechten Anfeindungen, die sich dagegen erhoben haben, muß man auf die Vieldeutigkeit des Wortes Idealismus zurückführen. Einem guten Unterrichte genügt es allerdings nicht bloß Kenntnisse mitzuteilen, ja es genügt ihm nicht bloß Einsicht zu schaffen: dieser Einsicht soll überdies die Triebkraft zum Ausbau des Innern eingeblendet werden. Von welcher Überschätzung der pädagogischen Kunst aber zeugt es und von welcher Verkennung der Riesenstärke des dem angeborenen Charakter gemäßen Wollens, wenn man meint, einige Jahre gut geleiteter und fruchtbarer geistiger Thätigkeit genügen, um für immer während des ganzen kommenden Lebens das leidenschaftliche Wollen der kühlen und vernünftigen Einsicht gehorsam zu machen. Man stelle sich doch auch nur so einen Weisen von neunzehn Jahren mit fertiger Persönlichkeit und unentwegbarer Richtung des Willens auf das Gute vor, welcher die reife Frucht eines ganzen, gut vollbrachten Lebens schon gepflückt hätte! Muß ihm nicht bei seiner Gottähnlichkeit bange werden, wenn er den Blick in die öden Weiten seines zukünftigen Lebens vorausschickt? So wenig wir uns also daran nützen lassen, die Köpfe unserer Schüler nur mit gelehrtem Kram aus der Altertumswissenschaft zu füllen, so sehr wir im Gegentheil bemüht sind, ihnen Nahrung zu bieten, die sie sich zum Segen genießen und willig in ihr inneres Leben aufnehmen, so dürfen wir uns doch nicht rühmen, mit einem Schlage ihnen den Erdensohn abgestreift und sie in Wesen umgewandelt zu haben, welche für immer alles Gemeine weit hinter sich gelassen haben. Wessen wir uns aber rühmen können, ist dies, ihnen eine Kraft eingepflanzt zu haben, welche sich regt gegen das Platte, Verzerrte, Unwahre, Schlechte. Wer dieser Kraft aber in zuversichtlichem Tone eine unversiegbare Frische und freudige Weiterentwicklung und einen stets durchschlagenden Erfolg gegen das andringende Feindliche verspricht, verspricht zu viel und führt, nebenbei bemerkt, auch gar keine christliche Sprache.

Was den eigentlichen Idealismus des Wollens und Handelns betrifft, so wäre es Frevel an der menschlichen Natur, wenn man wähen wollte, daß er sich nur durch eine schulmäßige Kultur des Geistes erwerben ließe. Ex angulo licet in caelum subsilire. Der Kopf kann arm und das Herz sehr reich sein. Beispiele heroischer Opferfreudigkeit und liebevollsten Entsagens bei großer Schwäche des Denkens sind zu allen Zeiten nicht selten gewesen; umgekehrt hat viele eine jahrelange Hingabe an die edelsten Gegenstände menschlichen Nachdenkens wohl klüger und vorsichtiger gemacht, ohne jedoch den eigentlichen Idealismus des Wollens in ihnen zu zeitigen. In gewissem Sinne ist allerdings der sokratische Satz richtig, daß dem tiefen und wahren Wissen des Guten das Thun des Guten als notwendige Folge entspricht; andererseits unterschätzte aber derselbe Sokrates mit dem Erkenntnisstolze der Alten den Wert jener angeborenen Tugend, die er doch selbst als eine Tugend von Gottes Gnaden (*ἑρὶς μοίρα*) bezeichnet, wenn er meint, daß sie erst durch das begriffsmäßige Erkennen des Guten zur echten, unverlierbaren Tugend entwickelt werden könne. Vom Erkennen zum Wollen geht es über einen schwindelerregenden Abgrund: eine schmale Brücke führt hinüber, und selbst Kühne haben oft nach langem Bangen erst den Mut sie zu betreten. Ohne Zweifel aber lebt in dem klar erkannten Guten und Wahren eine stärkere gewinnende Kraft, als wenn die bessere Einsicht nur leise dämmert. Wir schaffen also günstige Vorbedingungen für den Idealismus des Handelns, indem wir im Antiken wie im Modernen die Eigenart der menschlichen Natur zeigen, ihre Häßlichkeit wie ihre Würde und Schönheit beleuchten, dem Schüler vorführen, wie hoch sie sich erheben, wie tief sie sinken kann, und wie sie aussieht im Glanze ihrer eigentümlichen Vorzüge strahlend, damit er ihre vornehm trügerischen Umhüllungen durchschauen, ihre geistigen Verflachungen wie ihre moralischen Verkümmernngen hassen lerne. So ver helfen wir ihm dazu, daß er sich eine würdige Lebensauffassung bildet. Aus der Ferne und aus der Nähe führen wir an ihn heran, was geeignet scheint ihm seine eigenen inneren Erfahrungen in das rechte Licht zu setzen, sie zu vervollständigen und auszunutzen. In dem Einzelnen und Zufälligen lehren wir ihn das Wesentliche zu erkennen. Bei dem allen leitet uns aber nicht der Gedanke des aufklärenden Rationalismus, der nützliche Lehren der Klugheit in die Seelen pflanzen und Wahnvorstellungen beimpfen will, dabei aber oft die im Abgrund liegende Wahrheit erkennt. Nein, die Mannigfaltigkeit der zur Bearbeitung des geistlichen und erkenntnissehnsüchtigen Geistes aufgebotenen Bildungsgenien soll vor einer schnell fertigen, aber flachen Aufassung des Lebens bewahren. Vor allem deshalb ist es ja erforderlich, daß die Kenntnis des Altertums nicht bloß in den Vorlesungen einiger Gelehrten fortlebt, sondern unter den bildenden

Kräften unserer Zeit eine einflußreiche Stellung einnehme, damit der moderne Geist sich nicht uneingeschränkt entfalte und durch solches Gegengewicht vor Einseitigkeit bewahrt bleibe.

Man verweist immer auf den Reichtum unserer Kultur, um zu beweisen, daß wir nicht mehr nötig haben, wir, die selbständig Gewordenen, so mühereiche Schuljahre durchzumachen, um dann, endlich am Ziele des Gymnasiums angelangt, dennoch sehr vielerlei nicht zu wissen, was vor allem in der Gegenwart zu wissen nötig scheint. Man verweist uns auch wohl spottend auf eben diese bewunderten Griechen, welche nie einer fremdländischen Anschauung einen nennenswerten Einfluß auf sich gestattet haben. Darauf ist zu antworten, daß wir heute nicht mehr ungestraft wie ehemals die Griechen bloß den Gesetzen der eigenen Natur nachleben können. Damals reichten die natürlichen Impulse zur Entwicklung aus, und unter der Gunst der Umstände entstand eine glückliche, harmonische Reife der Menschennatur auf dem Boden Griechenlands, in welcher wir, trotzdem unser Denken schärfer und unser Empfinden feiner geworden ist, den noch auch heute noch ein stärkendes und läuterndes Vorbild verehren, eine Offenbarung der Menschheit, direkt aus der Hand der Natur, in allem Wesentlichen von bezeichnender Klarheit, von dem glücklichsten Mischungsverhältnisse und mit geringeren konventionellen Zuthaten versetzt als irgend ein Typus des Menschen der uns aus der Litteratur und aus der Geschichte anderer Völker entgegenblickt. Eine solche Entwicklung können wir, die Vorgesrittenen, heute für uns nicht mehr hoffen. Gewiß würden die Erleuchteten unter den Griechen staunen, wenn sie unser komplizierten Vorkehrungen zur Erwerbung einer Bildung sähen die ihnen so mühelos zugefallen ist. Unser Reichtum und unser Selbständigkeit sind es ja aber gerade, die uns zu solchen Umwegen zwingen. Wo viel Licht ist, ist auch starker Schatten. Wir wandeln nicht mehr an der schützenden Hand der Natur schon bedarf es eines künstlich geschärften Ohrs, um ihre Mahnungen und Abmahnungen zu hören. Unsern Sinn für das Natürliche also wieder zu schärfen, und um die Verhältnisse unserer Zeit nicht stets durch die gefärbte Brille betrachten zu müssen welche sie uns selbst aufgesetzt hat, haben wir das Griechentum nötig. Es läge allerdings näher, zum Verständnis unseres deutschen Wesens an den Stätten der höheren Bildung unserer eigenen älteren Kultur eine lebendige Gegenwärtigkeit zu verschaffen. Dieser Kultur fehlt aber leider der Vorzug einer reifen und allen wesentlichen Seiten unseres Wesens genügenden Vorbildlichkeit, so gern man auch einräumen wird, daß der Tiefe und dämonischen Kraft einzelner in der deutschen Vergangenheit lebender Empfindungen das Griechentum nichts Ebenbürtiges gegenüberzustellen hat. Übrigens ist die Welt des alten Germanentums durch eine weitere Kluft von dem jetzt nur noch wenig volks

tümlichen und klimatisch fast gar nicht mehr gebundenen modern-deutschen Empfinden getrennt als die Welt des Hellenentums.

Doch das alles räumen wir ein, höre ich die aufgeklärten Freunde des Altertums sagen. Wir wollen ja das Griechentum als erziehende Macht gelten lassen; aber eben deshalb, damit sich in reicherer Gewinn daraus ziehen lasse, schlagen wir vor, es sei die Hauptsache nach indirekt wirken zu lassen und vor allem die deutschen Stunden, als die bei geschicktem Unterrichte am fräftigsten wirkenden, zur Bundesgenossenschaft herbeizurufen. Die langjährige Anstrengung des Griechischlernens auf den Gymnasien, findet man, führe weder zu einer wirklichen Herrschaft über die griechische Sprache, so dafs der Schüler kaum je, falls er nicht Philologie studiert, nachher sich zur Freude und zum Nutzen in den Schriften der Griechen weiter lese, noch sei die jetzige Behandlungsweise der alten Schriftsteller, wie sie jetzt auf den Gymnasien herrschend schein, überhaupt geeignet, das Wesen griechischen Geistes fühlen zu lehren. So stehe denn das Resultat für jeden unbefangenen Blick in einem schreienden Mißverhältnis zur aufgewandten Mühe. Mehr als ein kleines Stück philologisch interpretierten Griechentums, meint man, würde mit Hilfe von Übersetzungen ein großes Stück humanistisch interpretierten Griechentums nützen. Von den Vorteilen, welche das Erlernen der griechischen Sprache gewährt, sieht man dabei ab, als weil man diese gerühmte bildende Kraft des Sprachunterrichts überhaupt für einen philologischen Wahn hält, teils weil man meint, dafs mit einer scharfen Betreibung des Lateinischen auch dieser Seite hin genug geschehen ist.

Zunächst wäre der Vorschlag zu erwägen, durch Übersetzungen den Schüler mit dem Hellenentum bekannt zu machen. Vor kurzem erst ist in dieser Zeitschrift mit musterhafter Klarheit auseinandergesetzt worden¹⁾, dafs Sprachkunde Volkskunde ist, dafs das Studium von Grammatik und Wörterbuch zugleich Kulturstudium ist. Man hat darauf hingewiesen, dafs die Sprache nicht blofs Form für nationalen Geistesinhalt, sondern selbst ein solcher ist, dafs sie nicht blofs Schlüssel ist zu Schätzen, sondern zugleich selber ein Schatzhaus. In Übereinstimmung mit W. von Humboldt wurde der Satz aufgestellt, dafs in jeder Sprache eine eigentümliche Weltanschauung liege und dafs die Erlernung einer fremden Sprache die Gewinnung eines neuen Standpunkts der Weltanschauung sein solle. Deshalb behauptet Willmann, litterarische, mal dichterische Werke seien mit allen Wurzeln nur auszubilden, wenn man in die Sprache eindringe. In dem Worte und in ihm werde die Sache ergriffen.

Je verschiedener zwei Sprachen sind, um so unzureichender

¹⁾ O. Willmann, Das philologische Element der Bildung. Zeitschr. f. nationalw. 1886 S. 65—86.

wird der Ersatz sein, den Übersetzungen dem Unkundigen bieten können. Ich will einräumen, daß ungewöhnlich befähigte Menschen selbst aus einer ungenügenden Übersetzung ein der Hauptsache nach richtiges Bild von einem alten Dichter gewinnen können; aber für die große Menge der im gewöhnlichen Sinne Befähigten giebt es keinen andern Weg, die Vorzüge der griechischen Litteratur kennen zu lernen, als die griechische Sprache zu lernen. Man könnte nun freilich glauben, was dem einzelnen Litteraturwerk in der Übersetzung abgehe, würde reichlich durch die Masse des Mitgetheilten ausgeglichen, so daß die Schüler nach der empfohlenen Methode dennoch eine ausgedehntere Kenntniß des Griechentums gewinnen würden als bisher. Dem würde aber nicht so sein: durch geschickte Referate könnte wohl eine äußerliche Kenntniß von der griechischen Litteratur verschafft werden, aber nicht durch Übersetzungen, wie sie bis jetzt gewesen sind. Diese Übersetzungen sind nicht bloß im einzelnen ungenau und ungeschickt, sondern sie fälschen für das gewöhnliche Auge geradezu das Bild des alten Autors. Man beobachte den Eindruck auch für gut geltende Übersetzungen selbst auf gebildete aber des Griechischen unkundige Männer und Frauen machen, und man wird sich gestehen müssen, daß man einen griechischen Schriftsteller, zumal einen griechischen Dichter nur verstehen und genießen kann, wenn man unter dem Banne der griechischen Sprache sieht, empfindet und denkt. Mit einer feineren und mannigfaltigeren Sinnlichkeit als wir erfassen die Griechen Dinge, und vieles, was in unserer Sprache in Abstraktes umgemünzt ist und womit wir wie mit unwandelbar festen Wertoperieren, ist bei ihnen noch flüssig. Unsere Sprache will sich nie ohne Affektation der jugendlichen Sinnlichkeit der Alten bedienen, und mit der höchsten Anstrengung stets müssen wir beim Übersetzen mit der abstrakten Geistigkeit unserer Sprachorgane ringen. Da ist es denn kein Wunder, daß selbst gerühmte Übersetzungen griechischer Meisterwerke sich so lesen, als sei dabei vielmehr auf eine Karikatur des Originals abgesehen gewesen. Lessing rief seiner Zeit in den Litteraturbriefen an: „Gesetzt, alles ginge unter, nur die deutsche Litteratur nicht. Wie erbärmlich müßten Horaz und Virgil erscheinen!“ Allerdings hat sich die deutsche Sprache im Übersetzen unablässig geübt. Könnte man aber heute viel günstiger urteilen?

Der beste Beweis für die nicht bloß schwache, sondern sogar abstoßende Wirkung der deutschen Übersetzungen aus dem Griechischen ist, daß sie trotz der einladenden Verherrlichungen des Griechentums nicht gelesen werden. Das ist umso mehr zu verwundern, als im vorigen Jahrhundert von den Gebildeten die griechischen Meisterwerke offenbar viel in französischen Übersetzungen gelesen worden sind. Bei näherem Hinschauen jedoch erklärt sich das Rätsel. Jene französischen Übersetzungen nahmen es mit

freue gegen ihr Original nicht sehr genau und begnügten sich, die Hauptlinien des Gedankens zu reproduzieren, nie aber fiel es ihnen ein, dem Original zu Liebe ihrer eigenen Sprache eine verweifelte Anstrengung zuzumuten oder gar sie offenbar zu mißhandeln. So entstanden lauter flüssige und glatte Übersetzungen, die in dem gebildeten Publikum gewiß oft ein bewunderndes Staunen erweckten, wie doch so alte Schriftsteller schon so menschlich reden konnten. Dem philologisch gesinnten Lessing war dieser Art, sich die Alten mundgerecht zu machen, ein Greuel: wie der Mann über die Kohlen schienen sie ihm über die Schwierigkeiten hinüberzueilen. Die deutschen Übersetzer hingegen zeigten auch bei dieser Arbeit ihre nationale Eigentümlichkeit und wollten, vor dieser bange Wahl gestellt, lieber ihre Sprache mißhandeln als die griechische. So konnte es geschehen, daß Übersetzungen entstanden, die man oft nur mit Hülfe des Griechischen und Lateinischen verstehen konnte, und die dem Leser eine so marternde angeweihe bereiten und ihm so ungelenk und unnatürlich vorkommen mußten, daß er wohl gar glaubte, man treibe mit ihm einen Spafs, wenn man ihm von dem Zauber und der natürlichen Aumut der griechischen Poesie redete.

Zwar hat man es dem Deutschen oft nachgerühmt, daß er seit der glücklichsten Treue sich den Meisterwerken fremder Litteraturen übersetzend annähern könne. Vielseitige Bildsamkeit hat man als seinen eigentümlichsten Zug gepriesen. Die Vorbeilebung eines guten Übersetzens aber sei ein tiefes Nachempfinden fremder Eigenart. Vor allen andern Nationen, sagt man, verdienige der Deutsche mit Wärme echtem Gehalte auch in der ungewohntesten Tracht. Nachdem er längere Zeit als irgend ein anderes Volk gebraucht hatte, um aus den unterwürfigen Nachahmungen fremder Litteraturen zum Bewußtsein seines selbständigen Wertes emporzutauchen, folgte auf eine Periode freier originaler Schöpfungen in seiner Litteratur eine andere, vielgeehrte Periode, in welcher er durch Übersetzungen sich das Beste aus allen Zeiten aneignete. D. Fr. Straufs vergleicht deshalb die deutsche Litteratur einem Museum, in welchem sich neben efflichen Originalen gelungene Gypsabgüsse von allen vorhandenen Meisterwerken befinden. Namentlich haben die Meister der romanischen Schule, welche ja selbst zugleich groß waren in der Kunst des Übersetzens, diese zum Übersetzen geschickt machende Bildsamkeit des deutschen Charakters wiederholentlich gepriesen, vor allem A. W. v. Schlegel, selbst der größte aller Übersetzer. Im Gegensatz zu der einseitigen Befangenheit anderer Nationen fand man in dem Deutschen den Trieb und die Anlage, sich in die Vorzüge der verschiedensten Nationalitäten hineinzudenken, hineinzu fühlen und so einen kosmopolitischen Mittelpunkt für den menschlichen Geist zu stiften. Diesem Mangel an einer bestimmten einseitigen Richtung schrieb man das langsamere Reifen

des deutschen Genius zu, schloß aber aus eben dieser weitstimmbarkeit unserer Natur, daß in der Folge entschiedene Überlegenheit auf unsere Seite kommen würde.

Was die Übersetzungen modernsprachlicher Meisterwerke trifft, so mag dieses Lob als verdient gelten; daß aber ein merkwürdigem Erfolge von Deutschen aus dem Griechischen Lateinischen übersetzt worden ist, muß doch wohl in Abrede gestellt werden. Auf diesem Gebiete hat ihre Objektivität holzige Früchte getragen. Um Andersgeartetes einfach in das Gedachte und deutsch Empfundenes zu übersetzen, dazu sind sie zu gewissenhaft; andererseits war die Aufgabe eines wirklichen Übersetzens aus dem Griechischen und Lateinischen eine so schwere, als daß sie selbst mit der deutschen, von großem Altertümern damals schon gebildeten Sprache gelöst werden konnte gleich diese von allen modernen Sprachen das willigste Element ist.

Die Grundsätze und die Schwierigkeiten des Übersetzens von A. W. v. Schlegel, der zugleich der gründlichste Theoretiker dieser Kunst war, in feinsinnigen Abhandlungen erörtert. Hierher gehört vor allem was er über Shakespeare, über den dramatischen Dialog, über Poesie, Silbenmaß und Sprache geschrieben hat, sowie seine Rezension des Vossischen Homer. Mit dieser Feinheit sieht man ihn bemüht, den richtigen Punkt in der Übereinstimmung der beiden Sprachen zu finden, wo der Eigentümlichkeit der Sprachen die Treue des Übersetzens versteht er nicht. Unter Treue des Übersetzens versteht er nicht die äußerliche Genauigkeit, sondern die Wahrheit der Wiedergabe. Hier ist die Art, aus dem Geiste der fremden Zeit heraus, unbekümmert um die Genauigkeit im einzelnen, zu übersetzen, entspricht seinem Ideal, noch auch Vossens harte Gewissenhaftigkeit lieber den Charakter des Ganzen zu verfehlen, ehe sie sich entschließt vom Einzelnen etwas zu opfern.

Es gibt für jede Sprache gewisse Grenzen, die man überschreiten darf, weil sonst die Übersetzung in „selbständiges Rotwelsch“ ausartet. Wegen dieser nie auszugleichende Verschiedenheit der Sprachen bleibt nach seiner Meinung poetische Übersetzen, zumal aus den alten Sprachen, eine unvollkommene Annäherung. Eine Ilias in reinem und durch Gräcismen entstelltem Deutsch scheint ihm unmöglich. Der Übersetzer befindet sich daher im Kampfe mit dem herrschenden Gebrauch und mit der Grammatik, welche doch die Hüterin des Normalen ist. Aber das schlagene Neue dürfe nicht in entschiedenem Widerspruch mit dem entschieden Feststehenden treten. Gesetze der Ähnlichkeit und Verwandtschaft herrschen in der Sprache. Je größer die Freiheit neben diesen Gesetzen, nicht wider dieselben in ihr stattet ist, um so geschickter findet er sie zum poetischen Gebrauch. Ein Übermaß positiver Gesetzgebung in einer Sp

welches keinen Spielraum läßt für die Entwicklung origineller Anlagen, gilt ihm als ein großes Übel. Der Deutsche leide weniger darunter als andere Sprachen; aber man dürfe diese Freiheit nicht mißbrauchen und der Sprache ihrer Natur Widerstrebendes aufdrängen. Alles Launenhafte, welches der Analogie zuwider ist, muß beim Übersetzen zurückgewiesen werden. Man darf auch nicht vergessen, daß der Sprachgebrauch selbst an sich ohne innere Notwendigkeit gültig ist, und daß die bloße philosophische Grammatik keine lebendige Sprache erfinden kann. Aber nicht alles, was so scheinbar tyrannische Streiche des oft verklagten Sprachgebrauchs. Charakteristische Eigentümlichkeiten seiner Sprache darf der Übersetzer nicht verletzen, er muß solche von zufälligen Eigenheiten wohl zu unterscheiden wissen.

Man ermesse daraus die Schwierigkeiten des Übersetzens aus dem Griechischen ins Deutsche. Hat selbst Vofs, fragt Schlegel, bei all seiner Gelehrsamkeit, bei all seiner reifen Selbständigkeit den Ton und die Farbe im ganzen und im einzelnen in seiner berühmten Homerübersetzung getroffen? Wie oft, antwortet er, fehlt es ihm an zartem Gefühl, an der einschmeichelnden Gabe der Anmut! Wie oft vermißt man den linden Hauch der griechischen Muse! Wie oft ist er seltsam, kühn, überladen, gekünstelt und steif! Wie viel Spuren mühsamer Entstehung zeigt er im Vergleich zu der kunstlosen Leichtigkeit der ionischen Muse! Sein überspanntes Streben nach buchstäblicher Treue macht die Übersetzung unklar und undeutsch.

Besondere Schwierigkeit bereiten dem Übersetzer die Beiwörter. Sie gehören zum Charakter der homerischen Sprache, die wohl lautend auch den geringsten Dingen etwas nachzurühmen weiß. Ihr eigentümlicher Mittelwert ist schwer durch eine Übersetzung zu treffen. Durch die beharrliche Wiederkehr verlieren diese Beiwörter nun zwar den ablenkenden Nachdruck, ohne aber anderseits zu bloßen Titulaturen zu werden. Viele von Vossens Neubildungen, von welchen doch ein großer Teil diesen Epithetis gilt, bezeichnet Schlegel als unglücklich, viele Zusammensetzungen weist er als sprachwidrig, ja als fehlerhaft zurück. Wir können hinzufügen, daß die Sprache nur wenig von dem, was Vofs übersetzend geneuert hat, als ihr gemäß anerkannt hat, und daß anderseits eine geradezu unübersteigliche Schwierigkeit für den Übersetzer bei diesen Beiwörtern darin liegt, daß er durch die ungewöhnlich kühne Wortbildung, zu der er, wenn er nicht verzichten will, gezwungen ist, stets eine stärkere und auffallendere Wirkung hervorbringt, als in der Absicht der epischen Poesie liegt, welche eben aus innerer Notwendigkeit, ohne Anstrengung, nicht den empfänglichen Sinn anregende, aber nicht mit solcher alternden Kraft sich aufdrängende Anschaulichkeiten schafft. Die Hauptschwierigkeit, welche es bisher zu keinen gefälligen und dabei doch die griechische Seele wiederspiegelnden Übersetzungen

hat kommen lassen, ist in der Jugendlichkeit und mühelosen Sinnlichkeit der griechischen Darstellung zu suchen¹⁾.

Wenn also eine so vielbewunderte Übersetzung selbst wie die Vossische Homerübersetzung dem Kenner wie dem Nichtkenner vielfach steif und barock vorkommen muß, wenn derselbe Voss trotz aller seiner Sprachkenntnis und seiner Übung in späteren Jahren Übersetzungen von alten Dichtern zustande brachte, deren Sprache sogar unglaublich hart und verrenkt ist, so ist es wohl klar, wie wenig man hoffen darf, die griechische Litteratur durch Übersetzungen zugänglich zu machen. Der Vorschlag, unserer Jugend die große Anstrengung des Griechischlernens zu ersparen und sie durch Übersetzungen mit dem Besten und der griechischen Litteratur bekannt zu machen, ist von einer so bestechenden Einfachheit und Verständigkeit, daß er immer wieder gemacht werden wird. Übersetzungen aus dem Griechischen können jedoch von dem Geiste des griechischen Autors nur das Grobfällige mitteilen; in dem Maße aber, als sie mehr zu leisten sich bemühen, laufen sie Gefahr nicht bloß ein mattes, sondern ein verzerrtes Bild zu geben. Von einer ästhetischen Würdigung nach Übersetzungen kann also vollends nicht die Rede sein. Daraus folgt, daß, wer das Griechentum kennen lernen will, die Mühe des Griechischlernens sich nicht ersparen kann. Man hält uns wohl das Beispiel berühmter Männer vor, welche ohne Kenntnis der Sprache tief das Wesen des griechischen Geistes erfaßt haben. Das beweist aber nichts; das Genie wandelt seine eigenen Bahnen, und nicht ungestraft würden gewöhnliche Sterbliche mit derselben überspringenden Kürze ihren Zielen zustreben.

Allerdings aber muß zugegeben werden, daß dem Schüler indirekt durch den erörternden Vortrag des Lehrers von der griechischen Kultur ihren Hauptzügen nach ein richtiges Bild verschafft werden könnte, so gut als von manchem andern, was man ihn nicht selbst bis zur Quelle verfolgen lassen kann. So haben denn auch manche behauptet, es entstehe in dem Schüler aus dem wenigen, was man mit ihm gelesen habe, gar kein lebendiges oder auch nur annähernd vollständiges Bild vom Altertume, so daß der merkwürdige Fall oft eintrete, daß Schüler der Gymnasien der Welt der Alten fremder gegenüberständen als andere nicht humanistisch gebildete, denen man in den deutschen Stunden und beim Geschichtsunterrichte manches dahin Zielende mitgeteilt hätte. Diese Anklage ist beschämend, und wo sie etwa verdient sein sollte, deutet sie auf eine von Grund aus verkehrte Unterrichtsmethode. Jedenfalls trifft sie das Gymnasium selbst nicht. Auch darf man doch wohl unter allen Umständen annehmen, daß der jahrelange tägliche Verkehr mit der griechischen Sprache, selbst wenn der Unterricht sehr matt und äußerlich war, griechische

¹⁾ Vgl. auch F. A. Wolf, Ist Homer auch übersetzbar?

Denk- und Empfindungsart in das eigene Innere des Lernenden hat hinüberdieseln lassen. Dies aber ist das Wichtigere, und man wird es dem gegenüber nicht gar so hoch anschlagen dürfen, wenn ein nicht humanistisch gebildeter Schüler an der Oberfläche seines Geistes ein größeres Quantum leicht abfragbaren Wissensstoffes über die Geschichte, Litteratur und Kunst des Altertums zu liegen hat. Käme es nur auf solches Wissen um das Griechische an, so könnte man allerdings den griechischen Sprachunterricht abschaffen. Wer also meint, daß auch ferner an unsern Gymnasien die beiden alten Sprachen zu lehren sind, muß ein Ziel anzugeben wissen, welches nur mit Hilfe der griechischen Sprache selbst erreicht werden kann.

Von einer eigentlichen Würdigung der griechischen Litteratur nach Übersetzungen kann aus den oben erörterten Gründen keine Rede sein. Man wirft dem Gymnasium nun aber vor, daß es nur ein geringer Bruchteil dieser Litteratur sei, welchen es zur Kenntnis des Schülers bringt, und daß die griechische Sprache bis zum Abgange für ihn viel zu schwierig bleibe, als daß man hoffen dürfe, er werde darin nachher im Leben selbst ein ausreichendes Mittel besitzen, sich in andere Hauptwerke der griechischen Litteratur zu vertiefen. Wie nun ein gut unterrichteter Schüler nach absolviertem Klavierunterricht nicht bloß einige wenige Stücke korrekt muß spielen können, sondern auch die Fähigkeit, ja das Verlangen erworben haben muß, in andere, nicht zu schwere, sich selbständig hineinzutönen, so scheint man auch vom Gymnasium erwarten zu dürfen, daß es seine Schüler mit einer für selbständiges Lesen ausreichenden Sprachkenntnis und sogar mit einem gewissen sehnsüchtigen Verlangen, Griechisches weiter zu lesen, aus seinen Räumen entlasse.

Allerdings lesen wir nicht viel mit unsern Schülern, und man darf auch wohl behaupten, daß die lateinischen und griechischen Schriftsteller an manchen Gymnasien mit einer alles Interesse ertötenden Langsamkeit gelesen werden. Namentlich die Jüngeren, die eben erst von der Universität kommen, glauben im Pressen der Worte und im Wittern von Schwierigkeiten gar nicht weit genug gehen zu können. Gleichwohl wird in diesen Fällen nur zu an sich richtiges Prinzip einseitig gehandhabt und auf die Spitze getrieben. Es ist uns Menschen leider nicht gegeben, im Streben nach dem Richtigen uns auf die Dauer vor der veränderten *παράχθασις* zu hüten. Jedem Stande drohen seine beider Fehler. Wer kann es leugnen, daß wir unsere Gründlichkeit oft in Pedanterie ausarten lassen? Und sind wir nicht von Natur schon Pedanten, so ist immer Gefahr, daß uns die Fehler unserer Schüler dazu machen. Als Ingredienz, in nicht zu starker Dosis, ist die Pedanterie nun allerdings in der Schule heilend und erleichtert den Sieg über die Fahrigkeit der Jugend; zur Lehnherrschaft aber in der Unterrichtsmethode erhoben ertötet

... eines vielmehr zu machen und er
des Schülers nach Ordnung und Ver-
Vorstellungen um diesen Mittelpunkt z
sollen wir so lesen, daß dadurch Entwic
hervorgerufen werden. Auf diese We
das Viele bewältigen. Das Beste les
in der Schule, weil es der großen Mei
zu werden verdient, sondern auch weil
sten resümiert und mannigfaltiges wer
nach erfüllt zeigt. Eine einzige Tragödi
Sinne erklärt, bringt dem Schüler m
lesewütig für sich ganze dramatische
Eine große Gefahr droht freilich bei c
samlesen: es kann die Interpretation l
Gedankengehalts wie der formellen Schö
darf deshalb nicht vergessen, daß das Ge
darin besteht, alles zu sagen. Aber he
Gefahr fliehen und die segensreiche Wi
Güte des Zufalls erwarten, wenn man,
lich der Werke der deutschen Littera
Erläuterungen enthält und das Gelesene
wirken läßt? Nicht alles Erklären ist
Vermitteln ein lästiges und die Weibe
Dazwischentreten. Zu den Aufgaben
überhaupt in erster Linie, sich in die
setzen zu lernen und aus ihren Antw
noch weiterer Erläuterungen bedarf. Di
vor bewahren durch Überklarheit les-

der obersten Stufe aufgehört sprachliche Stunden zu sein, befindet sich auf einem ebenso bedenklichen Irrwege. Auch in Prima ziemt es sich, scharf die Form zu erörtern und klar die Wortbedeutungen erfassen zu lehren, einmal weil man anders wirklich auch nicht der sachlichen Erklärung gerecht werden kann, sodann weil die Lektürestunden durch eine schlaffe Behandlung der Form ihre disziplinierende Kraft einbüßen. Es gilt ja hier auch, lesen zu lehren und von der Oberflächlichkeit des halben Verstehens und flüchtigen Hinnehmens zu befreien. Mehr als einfachere Zeiten hat unsere Zeit, in der von allen Seiten Bücher unaufhörlich locken, eine solche Gewöhnung nötig. Diese Erziehung zur intellektuellen Gewissenhaftigkeit ist doch auch eine wichtige Aufgabe des Gymnasiums. Man hat wohl übertreibend gesagt, lateinisch und griechisch müsse man lernen, um des Deutschen wirklich mächtig zu werden. So viel aber wenigstens steht außer allem Zweifel, daß eine wirklich gründliche, d. h. weder schlaffe, noch mikrologische Erklärung des Wortsinns in den lateinischen und griechischen Stunden den Schüler nach dem Verhältnis seiner Kraft auch im Gebrauche seiner Muttersprache geschickt machen muß. Außerdem lernt er so die Vollendung des Klassischen schätzen und gleicht lesend bald nicht mehr der Kuh, welche Blumen und Gras unterschiedslos mit stumpfer Gleichgültigkeit in sich hineinfrisst. Wer sich dieses Zieles bei seinem sprachlichen Unterrichte bewußt bleibt, braucht es wahrlich nicht auf sich zu beziehen, wenn er das Gymnasium des öden Formalismus anklagen hört.

Was die Sacherklärung betrifft, so ist es allerdings ihre Aufgabe, dem Schüler, trotzdem man ihm nur einige Hauptwerke der griechischen Litteratur erklären kann, dennoch ein leidlich vollständiges Bild des griechischen Wesens zu verschaffen. Über die Bedeutung der klassischen Welt für die höhere Erziehungsaufgabe der Gegenwart ist teils oben, teils in einem früheren Aufsatze gesprochen worden. Die Sacherklärung würde das behandelte Stück danach nicht bloß als Musterbeispiel der ganzen Litteraturgattung behandeln müssen, sondern es auch als einen Ausfluß der antiken Lebensauffassung erfassen lehren. Wer das Wenige, was er mit seinen Schülern hat lesen können, in diesem Sinne interpretiert hat, braucht sich nicht getroffen zu fühlen, wenn man über den geringen Umfang unserer griechischen Lektüre spottet und uns zuruft, ein so winziger Ertrag stände augenscheinlich nicht im richtigen Verhältnis zu den vorbereitenden Mühen. Wie man die Hauptkräfte einer Sprache an einem einzigen in dieser Sprache geschriebenen Buche, besonders wenn es mit einiger Vorsicht ausgewählt ist, kennen lernen kann, so genügt auch ein einziger, einem Volke wirklich gemäßer Schriftsteller, um die Denk- und Empfindungsweise dieses Volkes klar zu legen. Darum aber handelt es sich bei dem griechischen Unterrichte nicht um eine encyclopädische Kenntnis der zahllosen Ausstrahlungen des grie-

chischen Geistes. Diese kann der Gebildete sich aus seinem Konversationslexikon holen. Wie kann man jenes Ziel aber durch Übersetzungen griechischer Klassiker erreichen wollen? Die Sprache selbst jedoch zieht von dem ersten Tage an, wo sie gelernt wird, mit leise zwingender Kraft in den Ideenkreis des Volkes, welches sie sich geschaffen hat. Wie viel aber kann ein geschickter Unterricht nicht thun, um diese natürliche Wirkung der Sprache zu verstärken! Sind nun aber Xenophon, Plato, Demosthenes, Homer, Sophokles und die andern, die sonst wohl noch gelesen werden, nicht glückliche Dolmetscher der griechischen Art? Mit welchem Rechte also wirft man uns vor, dafs unsere Resultate mit dem griechischen Unterrichte kläglich seien? Sicherlich werden diese Schriftsteller nicht überall so interpretiert, wie sie interpretiert werden sollten. Aber man gönne dem Gymnasium doch die Zeit, sich den Anforderungen des Jahrhunderts anzubequemen; es ist ja eifrig bemüht, sich passende Methoden zu suchen. Man antworte auch nicht, es habe sich überlebt; schon längst müßten für alle Teile des Unterrichts in einem Institute so ehrwürdigen Alters die fruchtbarsten Gesichtspunkte gefunden und allgemein anerkannt sein. Seit wann ist es denn Gebrauch, über die Ziele des Unterrichts nachzudenken? Man lehrte das Latein und das wenige Griechisch früher naturalistisch, und in der That kam es damals weniger auf feine Erwägungen über die Auswahl und Behandlung der alten Schriftsteller an. Die Herrschaft des Altertums hatte ja auf den Schulen noch nicht in dem modernen Geiste einen gefährlichen Gegner gefunden. Jetzt muß es sich mit einem Teil der einst gewidmeten Zeit begnügen und muß das Interesse des Schülers mit andern Gegenständen teilen. Was sich früher ungefähr als Endresultat ohne bewußtes Streben infolge der zahlreichen und nicht durch Heterogenes entkräfteten Eindrücke einstellte, soll heute als Frucht aus verhältnismäßig wenigen Eindrücken gewonnen werden. Dies kann nur durch eine klug berechnete Kunst der Interpretation erzielt werden. Sollte es aber wirklich nicht erzielt werden können? Sollten nicht wirklich schon viele Lehrer ihre Schüler in jenen Schriftstellern den Hauch griechischen Lebens fühlen lassen? Sollten sie wirklich so selten sein, die Lehrer, welche ihre Schüler, so interpretierend, in dem Staate, der Gesellschaft, der Kunst, der Litteratur der Griechen die verständlicheren Erscheinungen wesentlicher, in der Tendenz der menschlichen Natur liegender Bestrebungen erkennen lehren, um ihnen so den Aufenthalt in der griechischen Welt zu einer Art von propädeutischem Kursus für das tiefere Erfassen der Gegenwart zu gestalten?

Die Gegenwart selbst ist stets etwas Schwankendes und Einseitiges. Schon deshalb ist es gefährlich, seine ganze Bildung aus ihr allein zu schöpfen. Insofern nur ist ihre Einseitigkeit berechtigt, als dadurch meist der Schaden einer vorhergehenden

den, entgegengesetzten Einseitigkeit ausgeglichen wird. So ist auf eine hyperspekulative Periode, welche auf das unverdrossene Stoffsammlern und das gewissenhafte Beobachten des Naheliegenden wie auf eine klägliche Handlangerarbeit herabsah, eine entgegengesetzte Periode des stolzen Empirismus gefolgt, welche ihrerseits dem Körperlichen, Sichtbaren, Thatsächlichen, Ereignishaften eine zu hohe Bedeutung beilegt und das früher allein geschätzte Innere und Moralische nicht nach Gebühr würdigt. Auch die Schule, welche doch den sich stets gleich bleibenden Interessen des werdenden Menschen zu dienen hat, ist durch diesen Umschwung ins Schwanken geraten. Indem sie die Naturwissenschaften unter ihre Lehrobjekte aufnahm, hat sie, sich selbst auch, denke ich, zum Nutzen, ihrer Zeit den schuldigen Tribut gezahlt; wenn sie aber auch in der Geschichte und bei der Interpretation der alten Schriftsteller den größeren Teil ihrer Zeit und Kraft darauf verwendet, den Körper vergangener Zeiten zu rekonstruieren und sinnlich gegenwärtig zu machen, so huldigt sie ihrer Zeit zu stark und verkümmert sich ihre Erfolge. Das wichtigste und interessanteste Erkenntnisobjekt und zugleich dasjenige, welchem sich jeder normale Mensch in seinem dunkeln Drange entgegensehnt, ist der Mensch und zwar der innere Mensch; die äußeren Lebensformen aber, welche er sich schafft, die privaten wie die öffentlichen, haben nur dann eine höhere Bedeutsamkeit, wenn man in ihnen einen charakteristischen Ausdruck von etwas Innerlichem zu erkennen vermag. Dieselbe Norm lehrt aus den Ereignissen der Geschichte das Bedeutende, d. h. auch für kommende Jahrhunderte wirklich Interessante und Bildungskräfte von der überwiegenden Masse des Gleichgültigen zu sondern. Es scheint mir nun, daß das heutige Gymnasium, fortgerissen durch die Strömung des Jahrhunderts, seine Gründlichkeit bei der Behandlung der alten Schriftsteller nicht genau auf den richtigen Punkt richtet. Man wählt am liebsten, was für die Geschichte Roms und Griechenlands von Bedeutung ist, d. h., um es genauer auszudrücken, was für eine ganz kurze Strecke politischer und militärischer Geschichte von Bedeutsamkeit ist, Schriftsteller aber und Dichter, welche sich nach dieser Seite hin nicht eben ergiebig zeigen, die man aber nicht gut aus der Schule verweisen kann, sucht man nach Kräften durch die Interpretation im Lichte der politischen und militärischen Ereignisse ihrer Zeit zu zeigen. Bedeutend für die Schule und in erster Linie zu berücksichtigen ist vielmehr das, was uns das Innere des antiken Menschen enthüllt. Erst wenn dieses erfaßt ist, gewinnt das Äußere des antiken Lebens, sowohl des privaten als des öffentlichen, eine sinnvolle Bedeutung.

Am treuesten spiegelt sich die Seele des Griechentums in den Meisterwerken ihrer poetischen Litteratur. Homer und Sophokles zeigen mit gewinnender Klarheit die Hauptmotive antiken Lebens. Sie sind selbst jugendlich und einfach und deshalb,

geschickt interpretiert, dem einfachen Sinne der Jugend zugänglicher als Shakespeare, Goethe und Schiller, welche in einer selbsterwählten, verwinkelten Kultur wurzeln. Die alten Dichter lassen sich bei ihrer Seelenmalerei an wenigen, klar erkennbaren und sich nachweisbaren Zügen genügen, während die modernen Dichter nuancenreiche und dadurch für den noch nicht gereiften Sinn schwerer zu verstehende Charaktere gezeichnet haben. Ohne Zweifel sind sie tiefer in die Geheimnisse des menschlichen Wesens hinabgestiegen als die antiken, und es ist eine kindliche und unseres Jahrhunderts nicht mehr würdige Vorstellung: zu glauben, Homer und Sophokles hätten für alle Zeiten endgültig und in jeder Hinsicht unübertrefflich das Menschentum offenbart. Ein moderner Mensch kann in ihren Werken keine ausreichende Befriedigung seines poetischen Sehnsens finden; aber ein Vorzug bleibt den alten Dichtern dem modernen Reichtum gegenüber unverloren: sie enthüllen die Hauptkräfte, welche auch heute noch mit unverminderter Stärke in uns fortwirken, mit einer Naivität und Deutlichkeit, an welche kein moderner Dichter mehr heranzureichen kann. Dazu kommt die naturgemäße Einfachheit ihrer Technik. Nicht bloß sich selbst lernt der werdende Mensch an ihnen, sondern auch heute aus diesem Elementarbuch der Menschheit kennen, sondern auch das Wesen der verwinkelten modernen Poesie wird ihm verständlicher sein, wenn man ihn mit diesen ältesten Formen echter Poesie bekannt gemacht hat, welche Offenbarungen aus erster Hand sind, ohne doch die Rohheit erster naturalistischer Versuche zu zeigen.

Jede wahre Poesie birgt in sich eine latente Philosophie und lehrt, ohne lehren zu wollen. Eine Dichtung also, welche nicht in einer Lebensauffassung wurzelt, würde sich nur das Lob einer anmutigen Täuschung erringen und bloß einen flüchtigen Genuss verschaffen können. Es fragt sich nun, ob der klassische Unterricht sich daran genügen lassen kann, diese in den Meisterwerken ihrer Litteratur verkörperte Lebensauffassung der Alten durch eine psychologische Interpretation in ein helles Licht zu setzen, oder ob man noch einen Schritt weitergehen und auch das Reflektieren der Alten über ihre Natur und die daraus abgeleiteten Pflichten d. h. die alte Philosophie in den Kreis der Schulbetrachtungen ziehen müsse. Ich bin durchaus dieser letzteren Meinung. Die Philosophie hat in dem Leben der Alten eine viel zu wichtige Rolle gespielt, als daß man sie ausscheiden könnte, ohne es wesentlich unvollständig zu bleiben. Ethische Betrachtungen standen im Vordergrund des gebildeten antiken Bewußtseins und man darf wohl behaupten, daß das Altertum mit seiner Philosophie erst seine Reife erlangt hat. Die griechische Mythologie wurde frühzeitig durch die außerordentliche poetische Begabung dieses Volkes verflacht und mit Verflüchtigung ihrer kulturhistorischen Bestandteile rein poetisch weitergestaltet. Ihren tiefen

halt übernahm die Philosophie, welche sich dann bald unter dem Einflusse des allgemeinen Interesses bemühte, durch willkürliche Deutungen hinter jenen heiteren Göttergestalten Homers einen ernsten Sinn nachzuweisen, bald auch sie offen anfeindete und sich ihnen etwas Besseres gegenüberstellte. Zwar haben die Griechen sich die Liebe zu Homer nicht nehmen lassen; aber er füllte bald die Seele keineswegs aus. Für das, was sie bei ihm vermissten, setzten ihnen die Philosophie Ersatz, von der man dreist behaupten konnte, daß sie früh die Religion der Griechen wurde. Wie kann man nun von einer Kulturperiode eine ausreichende Einsicht verfaßten, ohne die religiösen Vorstellungen beleuchtet zu haben?

Freilich nicht in ihrer ganzen Ausdehnung ist die Philosophie für die Schule brauchbar oder auch nur nötig, um die ewig Bedeutsame der alten Kultur zu erfassen. Man kann ganz auf die Physik der Alten verzichten, welche wie ein Kinderwunder erscheint im Vergleich zu dem, was die heutige Zeit zu gegenüberzustellen vermag. Wenn einer von den besten Gelehrten des Altertums urplötzlich wiedererstände und tausend veränderte Fragen an uns richtete, könnten wir im gleichen Tone erstotzer Überlegenheit ihm erwidern, wie jener ägyptische Priester dem Solon in Platos Timäus: *Ἕλληνες αἰεὶ πατρός εἰστε, ἄνθρωπον δὲ Ἕλληνα οὐκ ἔστιν. — Νέοι ἐστέ τὰς ψυχὰς πάντες.*

Auch aus der Metaphysik der Alten eignet sich nur wenig für die Schule, nur so viel etwa aus der Lehre des Pythagoras und Heraklit, als nötig ist, um die Idee Platos erfassen zu lassen. Einen Schüler freilich zur Universität zu entlassen, ohne ihm den idealistischen Grundgedanken Platos klar gemacht zu haben, wäre für die alte Schule, welche sich als vornehmste Hüterin des Idealismus betrachtete, eine Schande ohne gleichen. Vor allem aber beleuchte man die ethischen Prinzipien der alten Philosophie mit dem Wichtigsten aus ihrer Politik, d. h. ihrer Lehre vom Staate, als Erziehungsziel. Wie sehr überragen diese an Bedeutung für das Bildungsziel des Gymnasiums die Elemente der Aristotelischen Logik! Die Moralphilosophie der Alten bietet eine Reihe typischer Lebensauffassungen, für welche sich in dem innern Leben aller Völker Analogieen finden und für welche doch nirgends ein so klarer Ausdruck den natürlichen Erkenntnisdrang gleich glücklich befriedigender Ausdruck geschaffen worden ist wie von den Griechen. Auch von dieser Seite betrachtet bietet das klassische Altertum den hochgebildeten und höherer Bildung Strebenden einen Elementarkursus von wahrhaft idealer Vollkommenheit.

Man kann freilich antworten, es hiefse überflüssige Mühe aufwenden, heute, wo die gesamte Litteratur mit Philosophie durchtränkt ist, auch noch mit der alten Philosophie die Jugend zu beschäftigen. Die ethischen Prinzipien der Alten seien längst erwunden und wie ein aufgehobenes Moment — so lautet der gewöhnliche Ausdruck — in das weiter strebende Denken der mo-

dernen Zeit aufgenommen. Das kann höchstens so weit zugegeben werden, als die alte Philosophie Wissenschaft ist. Sofern sie aber Kunst ist, d. h. Darstellung und Spiegelung des Lebens, bleibt sie von unzerstörbarer Bedeutsamkeit und wird die Lehrerin und Bildnerin auch der kommenden Jahrhunderte sein. Eben weil die Moralphilosophie, welche einem unausrottbaren Bedürfnisse der gebildeten Natur entspricht, wie ein wahrer Proteus in zahllosen verschiedenen Gestalten in den reflektierenden modernen Litteraturen auftaucht, eben weil die Litteratur selbst heute, wo die Philosophie nicht nach Gebühr geschätzt wird, nicht ein Jahr älter werden kann, ohne dem Gehalt nach, was in der Ethik der Alten lebensfähig ist, zu reproduzieren, ist es für unsere Gymnasien eine doppelte Notwendigkeit, unsere Zöglinge aus den ersten krystallklaren Quellen dieses mächtig angeschwollenen Stromes trinken zu lassen. In den Schriften der alten Philosophen stellen sich diese ethischen und psychologischen Urprobleme, zu welchen das menschliche Nachdenken hindrängt, mit einer Ursprünglichkeit, mit einer unaffektierten, weder durch Heuchelei, noch litterarischen Ehrgeiz, noch andere Nebenabsichten verunstalteten Wahrheit und Klarheit dar, wie sie das köstliche Vorrecht der ersten Erfinder ist, die eine *res integra* behandeln¹⁾. Mit einer so heiligen Naivetät als die alten Philosophen, die griechischen sowohl wie die römischen, kann kein moderner über das Menschenschicksal, über die Tugenden, Laster und Pflichten, über das höchste Gut, über die Freundschaft, über das Alter, über den Tod und andere Themata der Art reden. Hier atmet man reine, staubfreie Luft, ganz abgesehen von den hohen unverlierbaren Vorzügen der Darstellung, welche den meisten unter ihnen eigen sind. Dem Manne, welcher sich auf lange Jahre an die neueren Philosophen verloren hatte, muß, wenn er dann mal wieder zu Plato oder den Fragmenten der früheren Philosophen zurückkehrt, oder auch in Ciceros Tuskulanen, in seinen Schriften über die Pflichten, über das Alter, über die Freundschaft oder in den Sermonen des Horaz liest, so feierlich sehnsüchtig zu Mute werden, wie Fausten beim Klange der Osterglocken. Jene Gedanken würden nicht schwinden, wenn wir plötzlich beschlössen, in Zukunft nur modern zu sein, nur aus den modernen Geistesprodukten all unsere Jugend-, all unsere Mannesbildung zu schöpfen; aber zu einer so jugendfrischen, durch ihre naive Ursprünglichkeit so wirkungsvollen Darstellung dieser Gedanken würde es unsere ältliche Civilisation nicht mehr bringen können. Ich halte deshalb dafür, daß die Philosophie der Alten in viel stär-

¹⁾ Auch Paulsen (Geschichte des gelehrten Unterrichts S. 775) gesteht, daß die einfache Sachlichkeit, die ehrliche, von allen Rücksichten freie Wahrhaftigkeit der griechischen Philosophen in der modernen Welt ohne gleichen sei.

erem Maße, als jetzt gewöhnlich geschieht, auf der obersten Stufe des Gymnasiums herangezogen werden muß.

Freilich werden es nicht sowohl die griechischen als die römischen Schriftsteller sein, aus welchen der Schüler die alte Philosophie wird kennen lernen müssen. Bei den Griechen ist die Philosophie, so zu sagen, über zu viele Bücher zerstreut, als als man sie dem Schüler in wünschenswerter Vollständigkeit vorführen könnte. Xenophon und Plato reichen für diesen Zweck nicht aus, und wenn man selbst aus der Ethik und Politik des Aristoteles, welche für die Schule durchaus nicht zu schwere, unkbare Abschnitte enthalten, manches zu Hilfe rufen wollte, würde dennoch vor allem die Lehre Epikurs und Zenos fehlen. In dieser Verlegenheit kommt uns das Lateinische zu Hilfe, welches uns in Cicero und Horaz zwei Schriftsteller mehr griechischen als römischen Geistes bietet, welche in durchaus glücklicher Weise gerade die für die Jugendbildung geeignetsten Teile der alten Philosophie reproduzieren. So schließt das Lateinische auf der ersten Stufe mit dem Griechischen einen Bund. Allerdings ist das Lateinische überhaupt bestimmt, nicht sowohl den römischen als den antiken Geist zu übermitteln: wenn man absieht von den ganz einzigen Vorteilen, welche das Erlernen der lateinischen Sprache dem Schüler gewährt, wird das spezifische Römertum einer so großen Beachtung auf der Schule gar nicht wert erscheinen dürfen. Das Wichtigste für die Jugendbildung ist dem römischen Leben ist das Bild des römischen Mannes, mit seiner Würde, seinem unerschütterlichen Pflichtgefühl, seiner steten Bereitwilligkeit, die volle Kraft mit Vernachlässigung selbst seiner heiligsten individuellen Interessen dem Ganzen zu weihen. Lange bevor Zeno dieses Ideal in seinen Weisen aufstellt hatte, waren viele in Rom solche rigidi virtutis satellites gewesen. Selbst der ureigene römische Charakter also bietet einen Beitrag zum Verständnis der griechischen Philosophie.

Von einer wie unnatürlichen Unvollständigkeit würde nun das Gymnasium sein, wenn es sich bloß an dem Lateinischen gegen lassen wollte. Sobald der Unterricht über das allerdings nur bemerkenswerte Ziel, die Kräfte der lateinischen Sprache für die Bildung der Schüler auszunutzen, hinausgeht, weist alles sich in den lateinischen Stunden nach Griechenland hinüber. Wir können unmöglich das gelobte Land dem Schüler nur aus der Ferne zeigen. Erst mit dem Griechischen wird dem heutigen Gymnasium der deutliche Charakter einer humanistischen Lehranstalt gegeben. Wie könnten wir uns auch mit fakultativen Sprachen begnügen! Diese Sprache ist viel zu schwer, und die Anforderungen, welche die kanonischen Werke ihrer Litteratur bieten, sind zu zahlreich und zu tief gehend, als daß das alles nebenbei Zugabe zu dem Lateinischen und Deutschen bewältigt werden könnte.

In einem wichtigen Punkte freilich wird das Gymnasium sich einer Reform bequemen müssen, um auch in Zukunft allen Widersachern zum Trotz selbst an seinen höheren Wert glauben zu können; man wird sich ernster, als bisher geschehen ist, bemühen müssen, den Gewinn des lateinischen und griechischen Unterrichts für das Deutsche fruchtbar zu machen. Ich will damit nicht sagen, daß man alles Übersetzen aus dem Lateinischen und Griechischen als eine Übung in der deutschen Sprache behandeln solle, wie viele gewollt haben. Dieser Grundsatz führt, fürchte ich, auf Abwege. Im Gegenteil, es wäre ein schlechter Unterricht, welchen die gewonnene Übersetzung wirklich resümierte. Ohne auf die wichtigsten Vorteile zu verzichten, dürfen wir nicht zu frei übersetzen, und selbst wenn wir frei übersetzen wollten, würden wir jenes „gute Deutsch“, welches manche im Tone der Verzückung als reinsten Ertrag der lateinischen und griechischen Stunden preisen, doch noch nicht erjagt haben¹⁾. Bis jetzt ist eine wirkliche Übersetzung aus den alten Sprachen in gutem Deutsch ein ungelöstes Problem. Wie können wir also hoffen, tagtäglich mit unsern Schülern zu erreichen, wonach selbst die Meister unserer Sprache bis jetzt vergeblich gesucht haben? Ich vermute übrigens, daß die Vertreter jener Ansicht sich der vollen Schwere ihres Wortes nicht bewußt gewesen sind. Gewiß meinen sie nichts weiter, als daß man die Perioden passend auflösen lassen und den Schüler anhalten soll *nescio an* durch „vielleicht“ zu übersetzen, *ἔχων ξίφος* durch „mit einem Schwerte“, *nummulis acceptis* durch „gegen schnödes Geld“, *haec* durch „die gegenwärtigen Verhältnisse“, *invidia huius nominis* durch „das Gehässige dieses Namens“ u. s. w. So entsteht ein im einzelnen signifikantes Deutsch, welches aber gerade deshalb, weil die Eigentümlichkeiten des Deutschen darin potenziert sind, von dem guten Deutsch meist sehr weit entfernt ist.

Allerdings soll die Beschäftigung mit dem Griechischen und Lateinischen auch die Muttersprache besser verstehen lehren und das Sprachbewußtsein überhaupt aufhellen. Doch darüber hinaus läßt sich noch ein höherer Gewinn erreichen. Der geistige Ertrag selbst der lateinischen und griechischen Lektüre muß in die deutschen Stunden geleitet und teils für den deutschen Aufsatz, teils für die Beschäftigung mit der deutschen Litteratur fruchtbar gemacht werden. Allerdings ist es zunächst die Aufgabe des lateinischen Aufsatzes, die Eindrücke der altklassischen Lektüre zu reproduzieren und zu verarbeiten; aber gerade, damit sich der Schüler dem Altertume mit geistiger Freiheit nahelern und sich gewöhne, das von dort Herüberschallende in sein

¹⁾ Niemand geht in dieser Hinsicht weiter als Steinmayer in seiner „Entgegnung“ auf die höchst geistvollen „Betrachtungen eines Ungenannten über unser klassisches Schulwesen“ (Leipzig bei Abel 1851).

neres Leben aufzunehmen, sollte man auch für deutsche Aufzete Themata von dort her holen. Was von jedem Aufsatzthema er gilt, daß der Geist des Schülers sich mit einer gewissen müden Bereitwilligkeit ihm muß vermählen können, gilt von den dem Altertum entlehnten Aufgaben im höhern Grade. Ich zeige das deshalb, weil aus dem Buche von Laas z. B. sich eine ganze Reihe Themata zusammenlesen ließe, welche den Schüler nur anlassen, gleichgültigen und sein Inneres gar nicht berührenden antiquarischen Stoff zusammenzusuchen und zu ordnen. Besseres jedenfalls findet man bei Wendt in seinen Aufgaben zu unseren Aufsätzen aus dem Altertum¹⁾.

Vollends aber bei der Besprechung Lessings, Herders, Goethes und Schillers finden wir die reichste Gelegenheit an das Altertum anzuknüpfen, und nicht minder häufige Gelegenheiten bieten sich bei der Interpretation der alten Schriftsteller, nach den Ideen der heutigen Zeit und den Schöpfungen und Lebensauffassungen unserer Geistesheroen hinüberzuweisen. Diese Beziehungen müssen durchaus mehr gepflegt werden. So erst kommt Einheit und Zusammenhang in die Unterrichtsthätigkeit unseres Gymnasiums, so allein auch kann das Gymnasium dem schweren Vorwurf entgehen, es mache seine Zöglinge nicht geschickt, das moderne Leben zu verstehen, sondern entfremde vielmehr der Gegenwart.

Im allgemeinen wäre es wünschenswert, daß wir unseren Schülern etwas einseitiger zu sein gestatteten und dafür an unsere Lehrenden, die Forderung einer etwas größeren Vielseitigkeit stellten. Von der segensreichsten Wirkung für die Entwicklung unserer Gymnasien würde es z. B. sein, wenn alle Lehrer des Lateinischen und Griechischen, welche diese Stunden in den oberen

¹⁾ Offenbar zielt Wendt auf Laas, wenn er (Aufgaben zu deutschen Aufsätzen aus dem Altertume S. 10) sagt: „Bei der Wahl der Aufgaben an Homer waltete das Bestreben ob, solche möglichst zu vermeiden, welche in antiquarischer Natur und in verbreiteten Büchern schon bearbeitet zu sein sind. Auch ist von einer Besprechung, z. B. der Einzelheiten der Opferbräuche, von einer Beantwortung der Fragen, wie die homerischen Menschen essen und sich kleiden, von einer Beschreibung der Schiffe oder Wagen u. a. irgend welche Vertiefung in die eigentliche Dichtung kaum zu erwarten.“ Demgemäß scheinen ihm diejenigen die Aufgabe einer vernünftigen Interpretation ganz schief aufzufassen (S. 5), welche das Wesen derselben in ausführliche Erörterung der Antiquitäten setzten. Es sei damit nie mit dem Grammatischen. „Was zum Verständnisse des betreffenden Werkes beiträgt, ist notwendig; was darüber hinausgeht, vom Übel. Wohl er kommt es darauf an, auch die unausgesprochenen Gedanken eines Dichters oder Redners zu begreifen, sich aus dem Wortlaute eines Werkes in die geistige Welt zu erheben, welche es uns erschließen will, die Gestalten eines Epos und Dramas oder einer geschichtlichen Erzählung so klar vor dem innern Auge des Lesenden ersehen zu lassen, wie sie vor der Seele des Poeten oder Historikers gestanden, und vor allem, das Gemüt des Lesenden für die Empfindungen und Ideale empfänglich zu machen, welche die Seele des Dichters, Redners oder Erzählers bewegt haben.“

Klassen geben, es als eine Ehrenpflicht betrachteten, sich auch für den Unterricht im Deutschen in Prima fähig zu machen oder fähig zu erhalten. Privatstudien, welche sich auf dieses Ziel richten, nötigen uns zu den leitenden Gedanken der modernen Zeit Stellung zu nehmen, wie sie anderseits eine gewisse Weite des Blickes geben, welche uns vor der Gefahr behütet, in nichtiger Stoffkrämerei zu verkümmern. Heute, wo die Philologie auf den Universitäten nicht mehr als Humanitätsstudium betrieben wird, ist es nötiger als je, für die Einseitigkeit der dort meist angenommenen Geistesrichtung nach einem solchen Korrektiv zu suchen. Wer mit einigen wirklich großen und freien Geistern der modernen Zeit vertrauten Verkehr pflegt, wird kräftiger den korrumpierenden Wirkungen der gelehrten Thätigkeit wie auch des Unterrichtens selbst widerstehen können. Wer andere Menschen bilden will, muß sorgen, daß er selbst ein wahrer und vollständiger Mensch bleibe.

Berlin.

O. Weiffenfels.

ZWEITE ABTEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Titii Livii ab urbe condita liber I. Für den Schulgebrauch erklärt von Max Heynacher. Gotha, F. A. Perthes, 1885. 101 S. Vgl. σ in der Berl. Phil. Wochenschr. 1885 Sp. 1000f. Bl. f. d. bayer. Gymn. 1885 S. 453.

Im „kritischen Anhang“ sind die Abweichungen vom Wortlaut der Textausgabe H. J. Müllers zusammengestellt. Ich hebe daraus Folgendes hervor. Herausgeber liest 9, 3 *magnas sibi opes* mit Mg., was ohne Berechtigung ist. — 9, 5 *ac plerisque rogitantibus*; der Abl. abs. soll die Art und Weise der Abweisung angeben. — 12, 3 Interpunktion wie Mg., die ich nach wie vor verwerfe. Verf. giebt an, daß ich *ad veterem portam Palatii* „nach“ zum vorigen Satze ziehe. Ich verstehe nicht, was „nach“ bedeutet. — 13, 2 *sanguine se* nach Mg., kaum berechtigt. — 14, 7 steht die reine handschriftliche Überlieferung *circa densa obsita virgulta* = „rings herum in dem dicht angepflanzten (gewachsenen) Gesträuch“. *Densus*, heißt es, stehe vereinzelt statt des Adverbs. Vermutlich soll man sich bei *obsitus* = „gewachsen“ eigentlich *natura* hinzudenken (= „von der Natur angepflanzt“) und den ganzen Ausdruck = dem deutschen „dicht gesät“ denken. — 14, 9 *cum eo equis ierant*, was dem Hsgh. einer Erklärung nicht bedürftig schien. — 15, 4 *nulla ab arte*; auch hierzu keine Bemerkung über *ab*. — 23, 6 *tametsi vana adferebantur*; vgl. die unten angeführte Erklärung hierzu. — 23, 8 ist *Tuscis vulscis* die Hss.) fortgelassen. — 25, 2 *animi intenduntur*, wie auch Rücking; vgl. dagegen meine Bemerkung im Anhang zu d. St. — 25, 13 *quo prope* „man erwartet bei *quo* statt des Positiv einen Komparativ“. Der Schüler wird stutzen und die Überzeugung gewinnen, daß Livius sich erheblich versehen hat. Hier mußte doch mindestens etwas mehr zur Erklärung gegeben werden. — 26, 8 *de provocatione*, was heißen soll „in Gemäßheit der Befehlung“ und wofür *de sententia, de consilio* (in dieser nackten Hinstellung beides auffallend) als Analoga angeführt werden. — 27, 5 *hi et in acie*. Dieses *et* zu verstehen, ist dem Scharfsinn des Schülers überlassen. — 30, 2 *Tullios* (Hss.); man sollte den konservativen Standpunkt in der Kritik nicht übertreiben. — 31, 1

pluisse. Hier ist Priscians Zeugnis mehr wert als die Gesamtheit der Hss. — 31, 8 *his* „mit Frigell nach den meisten Hss.“ Auf die meisten kommt's wohl nicht an; außerdem haben MPF *is*, d. i. *iis*. — 32, 8 *fuert* mit folgender Erklärung: „*fuert* ist entweder der bei *quicumque* sehr seltene Konjunktiv, Perf. oder d. Futur II. Dies jedem Manne (nämlich „sagt er“, im Präsens!), der ihm zuerst begegnen wird.“ Was wird den Schülern in der Zeit des Kampfes gegen Überbürdung alles als Hülfe und Erleichterung geboten! — 32, 10 *cum his*, „sc. *verbis*, nach diesen Worten“. Die Autorität des Buches wird vermutlich den Schüler hindern, sich und den Lehrer zu fragen, ob das möglich und denkbar ist. — 32, 12 ist die von den Hss. gebotene und nicht zu beanstandende Wortfolge mit Recht beibehalten; so auch Wfsb.¹ Aber die zahlreichen anderen Stellen, an welchen ich früher irrthümlicherweise im Anschluß an M von einer Änderung absehen zu müssen geglaubt hatte, sind nicht in Erwägung gezogen. — 35, 3 *cum se* . . . „zu *cum* ergänze *diceret*.“ Und wo soll der Schüler den Nachsatz hierzu finden? Madvig deutet denselben wenigstens § 6 an; hier nichts dergleichen. Ich halte die Ellipse 48, 2 für ganz natürlich, 35, 3 ist sie nach meiner Meinung ganz unmöglich. — 39, 3 *videsne* „mit Frigell nach den besten transalpinischen Hss.“ Warum wohl der Hsgh. sich mit so allgemeinen Angaben begnügt und die Siglen der Hss. verschmäht? Dergleichen orientiert nicht, erspart dem Leser das Nachschlagen bei Frigell oder anderswo nicht und bliebe am besten fort. — 41, 3 *mea sequere* ohne *consilia*. Man sollte es sich nicht entgehen lassen, Vahlens Abhandlung im Berliner Lektionskatalog 1876/77 zu lesen. — 41, 4 *versus*. Die Lesart hielt ich für abgethan; aber es erneuert sich alles in der Welt, und wenn man diesen Text betrachtet, fühlt man sich angenehm um Jahrzehnte in die Vergangenheit zurückversetzt. — 42, 2 *cum* (nicht *quin*) *invidia*; die La., welche Madvig und ich „nach jüngeren Hss.“ haben sollen, steht aber auch in dem sehr wichtigen Codex R, der nicht zu den jüngeren Hss. gehört, und ist die allgemein acceptierte. Hsgh. fügt noch hinzu, daß *quia* dem Schüler schwer klar zu machen sein dürfte, ein Argument, das gewiß nicht zur Empfehlung einer anderen La. dienen kann. Wunderbar, daß Hsgh. es für leicht gehalten, dem Schüler die Stelle klar zu machen unter der Behauptung, *invidia* sei Abl. causae und zu übersetzen mit „bei“. — 43, 11 sind die Worte *primum peditum vocabantur* beibehalten „mit den Hss., vgl. meinen Kommentar l. l.“ Der Kommentar giebt eine bloße Übersetzung, aus der hervorgeht, daß *primum* = „zuerst“ ist. — 43, 13 *regionibus collibusque*; gleichzeitig wird Weissenborns Konjektor *regionibusque (et) collibus* sehr ansprechend genannt. Sie mag es sein, aber die andere La. ist mit Recht vorgezogen. — 48, 4 *exsanguis cum se amisso regio comitatu domum reciperet, ab iis* . .

ch Frigell Epil. 67. Aber *amisso* ist durchaus nicht probabel. — 2 in *eo*, „siehe den Kommentar“, wo sich findet „vgl. *tenere servitute, in officio*“. Livius sagt stets *foedere teneri* ohne *in*. — 11 *redisset*. Frigells Befürwortung des Singularis ist nicht übergehend; der Temporalsatz bezieht sich nicht auf *uter*, sondern den dabei zu denkenden Genetiv, welcher im Plural stehen sollte, wie *uter* selbst eine Mehrheit andeutet. — 58, 5 *vel vi trix*; dazu im Kommentar, auf den verwiesen wird, die Note: *[vi]* einschränkend, auch nur durch Gewalt siegreich“. — 1 *quacumque dehinc vi possim, exsecuturum*, obwohl Livius *dehinc* nicht kennt; *exsecuturum* ist im Kommentar übersetzt mit „schon verfolgt werden“.

Als Abweichungen sind auch diejenigen Stellen aufgeführt, denen ein zu tilgendes Wort von mir in eckige Klammern eingeschlossen, vom Hsbg. aus dem Text entfernt ist (21. 4. 43. 5. 54, 5).

Die Anlage des Kommentars ist die bei den Schulausgaben des Pertheschen Verlages bekannte. Wenn praef. 4 *et immensi* und *et legentium* korrespondieren sollen, so darf wohl kein Punkt zwischen stehen. — Zu 1, 5 *Aborigines Troianis studio ac fide* *sere* giebt die Anmerkung: „*cedere* alicui aliqua re“, nichts weiter. — Zu 3, 1 ist die erste Note: „*stetit* puer, verblieben Knaben unter . . .“ „Abl. instrum.“ — Zu 7, 2 ist angegeben: *c deinde* (*de-inde*), sc. *pereat*. Mit der Parenthese wird der Schüler nichts anzufangen wissen. — Bei 9, 1 gehört die Frage und Antwort „Wie lange?: *hominis aetatem*“ zu der erst folgenden Anmerkung. — Würde nicht 11, 6 „*sacris* (wofür?) ziehe zu *iam petitum*“ statt „(wofür?)“ besser gesagt: „(,für die . . .)“?

12, 8 wird die „eigentümliche Attraktion im Relativsatz“ dem Schüler besser erspart. — 12, 9 fehlt wohl „oder“ vor „der“. — 17, 7 „*ad laevam*“ d. h. ostwärts, denn *dextras ad meridiem* *se partes dixit*. Stimmt das zusammen? — 22, 6 „*omnium rerum*. In den Kasus obliquis ist das substantivische Neutrum nicht nachzuahmen.“ Also ist *omnium* doch Neutrum und nicht *rerum*“ verkehrt. Richtiger zu 1, 1; es genügte ein Hinweis auf diese Stelle. — 23, 6 „nicht lehnte es (das Colloquium) ab, wengleich nur vergebliche Vorschläge gemacht wurden, und rückt zur Schlacht aus.“ Dafs der Konzessivsatz „aus dem Munde des Schriftstellers gesprochen sei, welcher einen Entscheidungskampf zwischen Rom und Alba für unvermeidlich und zur Folge jede Verhandlung für eitel hält“, wird der Schüler natürlich glauben, aber schwerlich verstehen. — 23, 9 „*iam n*“ = *cum primum*.“ — 24, 1 kann die Bemerkung: „er (Livius) sagt: *mens est, traditum est ut*“ mit den letzten drei Worten nur heil stiften. — Das *ἐν δὲ ἀδρόν* spielt in der Ausgabe eine wichtige Rolle. Nicht nur *tabulis cerave* (24, 7), sondern auch *am atque ex edicto* (27, 2) wird so erklärt. — 25, 2 steht

„*quippe*] = *nam*“; aber 55, 9 ist *quippe summam* . . . wiedergegebenen mit „allerdings eine Summe . . .“ — 42, 2 nimmt Hsbg. *invidia* als Abl., also Servius als Subjekt von *faceret*, was wohl nicht jedem möglich zu sein scheinen wird. — 43, 3 (*machinas*) *ferrent*: „in Bewegung setzen sollten“. — Zu 48, 3 *medium arripit Servium* (er faßt ihn mitten um den Leib) ist angemerkt: „*medium*] mitten in der C. (= Curie), adverbial“. — 55, 9 wird die Verbindung *magnificentia operum* erklärt mit „= *opera magnifica*“, während die Worte, wenn sie behalten werden sollen, als *magnificentiae opera* = „Werke der Prachtliebe“ zu bezeichnen sind.

In der Einleitung S. 3 sind folgende zwei Sätze bemerkenswert: „ . . . als deren (der Periochä) Verfasser der im 2. Jahrhundert nach Christus lebende Julius Florus gilt, weil sie sich in dessen Handschriften gewöhnlich finden“. „Livius' Werk ist die erste Weltgeschichte in lateinischer Sprache.“

H. J. Müller.

P. Speidel, Elementarstilistik der lateinischen Sprache in Übungsbeispielen zur Syntaxis ornata und Synonymik für Schüler von 13—15 Jahren. 2. Aufl. 1. Bdeh. VII u. 132 S. 2. Bdeh. IV u. 180 S. Heilbronn, Scheurlen, 1885 u. 1886.

Die Anordnung des Werkchens ist die, daß der Stoff der Synt. orn. in einzelnen Regeln (in der Reihenfolge: Substantivum, Adjektivum, Pronomen, Verbum, Adverbium, Präposition) vorgeführt und zu jeder Regel eine doppelte Reihe von leichteren und schwereren Beispielen gegeben wird. Außerdem sollen an diesen Beispielen 112 Synonyma eingeübt werden, über welche am Ende der beiden Hefte nach Böderlein Belehrung erteilt ist.

Der zweiten Auflage vorgeklebt ist ein Auszug aus einer Besprechung der ersten Auflage in der Z. f. G.-W. 1868 S. 440, welcher mit den Worten beginnt: „Das ist ein in seiner Art ganz vortreffliches Buch.“ Es thut mir leid, daß ich diesem Urteile nicht zustimmen kann. Was zunächst die Regeln betrifft, so mag man mit der Auswahl des Stoffes im ganzen einverstanden sein, aber weder ist die Fassung immer präzise und klar, noch kann ich die Methode, die Regeln vielfach nur in Worten, ohne Beispiele zu geben, gutheißen. So lautet gleich § 1: „Deutsche Adjektiva, auf denen ein besonderer Nachdruck liegt, werden im Lateinischen durch entsprechende Substantiva ausgedrückt.“ Versteht das der „12jährige“ Schüler so ohne weiteres und ohne Beispiel? § 11 lautet: „Deutsche Adverbien und adverbiale Ausdrücke (Substantiva mit Präposition) werden im Lateinischen mit Vorliebe durch Adjektiva oder Participia in prädikativer Weise ausgedrückt (modus agendi als bleibende Eigenschaft des Subjekts hingestellt).“ Schülern ganz unverständlich und außerdem

nicht einmal richtig, da dieser Gebrauch sich auf ganz bestimmte, nicht eben zahlreiche Fälle beschränkt. § 3 heißt es: „Bei Zeitbestimmungen durch die (periodischen, nicht lebenslänglichen) Staatsämter werden im Lateinischen Konkreta gesetzt (consul etc.), für die deutschen Abstrakta (Konsulat u. s. w.).“ Danach wäre *Clodius in tribunatu leges perniciosissimas tulit* (Seyff. § 202) geradezu falsch. Was soll sich der Schüler unter einem „mehr (als quis) selbständigen *aliquis*“ denken, wenn nicht einmal ein Beispiel hinzugefügt wird? § 54 Zusatz 2 lesen wir: „Am Schluss der Lehre von dem Gebrauch der Verba mag noch die Regel stehen, dafs“ u. s. w. Soll das vielleicht der Schüler auswendig lernen?! — Die Beispiele sind sämtlich aus Klassikern genommen, Cicero, Livius, Cäsar u. a., die deutsche Übersetzung ist gut und geschmackvoll. Schön, aber ich habe zwei Bedenken: 1) scheinen mir viele Beispiele zu schwer und zu abstrakt, wie z. B. § 5, 2: „Die einen glauben, die Natur sei eine vernunftlose Kraft, andere aber, sie sei der Vernunft und Ordnung teilhaftig und ihre Geschicklichkeit könne keine Hand, keine Kunst, kein Künstler durch Nachahmen erreichen“ und 2) sind die Beispiele für die Einübung der einzelnen Regel viel zu umständlich. Der oben angeführte Satz z. B. soll, wenn ich richtig verstehe, nur *emo artifex* einüben, und so finden sich fast auf jeder Seite Sätze von 5, 6 und mehr Zeilen, in denen nur eine einzige Regel zur Anwendung kommt. Hier liegt nach meiner Ansicht ein Hauptfehler der vom Verf. befolgten Methode. Auf dieser Stufe des Unterrichts, d. h. bei uns in Nord-Deutschland in Unter- und Ober-Sekunda, wo wir übrigens, nebenbei bemerkt, nicht 13—15-, sondern 15—17 jährige Schüler haben, muß zu einer bestimmten Regel ein kurzes lateinisches Beispiel von der Grammatik und in Unterrichte mehrere solche deutsche vom Lehrer selbst gegeben werden, beides am besten im Anschluß an die gleichzeitige oder die vorausgegangene Lektüre, ein Übungsbuch aber muß unbedingt zusammenhängende Stücke bieten, in denen eine ganze Gruppe und später ganze Gruppen von Regeln zusammengefaßt sind. Will man solche Stücke aus deutschen Originalschriften nehmen — Sp. giebt im Anhang eine Zahl von Übungsstücken aus Roths griechischer Geschichte — gut, aber dann wird immer eine Überarbeitung, ein „Zurechtmachen“ nötig sein, sonst möchten einerseits die Regeln viel zu selten zur Anwendung kommen, andererseits die Aufgaben zu schwer werden. — Über die Auswahl der Synonyma endlich will ich mit dem Verf. nicht rechten, denn die wird stets zum guten Teil subjektiv bleiben, auch gegen die Fassung ihrer Unterschiede will ich nichts sagen; allein auch hier vermisse ich die erläuternden Beispiele, welche dem Schüler die Sache in der Regel klarer machen als langes Reden, und praktisch ist eine Anordnung ganz gewiß nicht, die alles bunt durch einander bringt, z. B., um

ganz beliebig herauszugreifen, I S. 122: strafen, weil, Herr, Miene; II S. 168: Tapferkeit, Saum, schwer, Wald.

Am Schlusse der Vorreden macht der Verf. ausdrücklich bekannt, dafs jetzt „der lateinische Text zu beiden Heften durch jede Buchhandlung zu beziehen ist“. Im allgemeinen lesen unsere Schüler ja keine Vorreden, diese Stelle aber finden sie ganz sicher: und dann — ?

Mühlhausen i. Th.

O. Drenckhahn.

F. Holzweifsig, Übungsbuch für den Unterricht im Lateinischen im Anschlusse an Holzweifsigs lateinische Schulgrammatik. Kursus der Sexta. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt (O. Goedel), 1885. VII u. 172 S. 1,50 M.

Im Anschlusse an seine Schulgrammatik veröffentlicht F. Holzweifsig ein lateinisches Übungsbuch für Sexta, in dessen Bearbeitung ihn, wie auch die Vorrede kundgibt, wesentlich das Beispiel der Pertheschen Lesebücher geleitet hat. Beschränkung des Stoffes auf das Regelmäßige (nur in der dritten Deklination sind einige Ausnahmen der Genusregeln zugelassen), Vorführung neuer grammatischen Formen an möglichst vielen Beispielen, Musterbeispiele über den einzelnen Lesestücken, das Streben nach zusammenhängenden Stücken oder wenigstens inhaltsverwandten Sätzen: das sind Vorzüge, die das Buch mit den Pertheschen teilt. Dazu kommen in der zweiten Abteilung (S. 75—138) deutsche Sätze und Übungsstücke. Ein Wörterverzeichnis, nach Paragraphen geordnet und durchgehends mit Angabe der Quantität und des Genus versehen, bildet den Schluß.

Denjenigen Freunden des Pertheschen Verfahrens, die des Übersetzens aus dem Deutschen ins Lateinische nach einer gedruckten Vorlage nicht entraten zu können glauben, kann das brauchbare Buch mithin ebenso empfohlen werden, wie die lateinischen Übungsstücke von Bonnell, welche jetzt, nach denselben Grundsätzen von P. Geyer und W. Mewes bearbeitet, bereits in zweiter Auflage vorliegen (Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin, 1885).

Berlin.

Ernst Naumann.

Ferdinand Weck, Homers Odyssee. Für den Schulgebrauch erklärt. Buch I—III. Gotha, F. A. Perthes, 1886.

F. Weck, durch seine auf eigener Forschung beruhenden Beiträge zur Erklärung homerischer Personennamen im Programm des Lyceums zu Metz 1883 wohl bekannt, hat es übernommen, nach den in Perthes' Verlage geltenden Grundsätzen die Odyssee zu bearbeiten, und hat seine Aufgabe, wenn man nach dem zunächst vorliegenden ersten Heft urteilen darf, richtig und dem Plane entsprechend gelöst. In einem kurzen Vorwort (S. V—VIII) giebt er an, in wie weit der Text verändert ist; er hat die Verdoppelung des π und τ in arsi bei pronominalen Wörtern, die

eine willkürliche nennt, fallen lassen, hat das demonstrative $\acute{\omega}\varsigma$ in Erleichterung für die Lernenden stets $\acute{\omega}\varsigma$ (zum Unterschied von den relativen $\acute{\omega}\varsigma$, $\acute{\omega}\varsigma$, $\acute{\omega}\varsigma$) geschrieben und hat uralte Entstellungen, wie er sie nennt, als $\acute{\epsilon}\pi\epsilon\alpha \pi\iota\epsilon\rho\acute{\omicron}\nu\epsilon\iota\tau\alpha$, $\acute{\omega}$ oder $\acute{\omega}$ $\pi\acute{\omicron}\nu\omicron\iota$, $\acute{\epsilon}\iota \delta' \acute{\alpha}\gamma\epsilon$, $\theta\epsilon\acute{\omega}\nu \acute{\epsilon}\nu \gamma\omicron\nu\acute{\iota}\nu\alpha\sigma\iota \kappa\acute{\epsilon}\lambda\tau\alpha\iota$ rückgängig gemacht, was im Kommentar erläutert. Sodann erklärt er die Liedertheorie für einen verhängnisvollen Irrtum und meint, daß an dem überlieferten Bestande des Gedichtes und der herkömmlichen Ordnung der Verse nicht gerüttelt werden dürfe, so lange nicht alle Mittel der Auslegungskunst erschöpft seien; durch Anwendung gar einfacher Mittel verschwänden die unheimlichen Klammerzeichen. Im Kommentar selbst hat er viel Fleiß auf die Erhellung des Sinnes und des Gedankenzusammenhangs verwendet, die Etymologie namentlich zur Deutung der stehenden Wörter nur dann beigebracht, wenn er seiner Sache ganz sicher zu sein glaubte, und alles Grammatische, Dialektische, Prosodische samt den sogenannten Realien der mündlichen Mitteilung ihrem geben; auch verspricht er eine genauere und ausführlichere Begründung neuer Lesarten und Erklärungen demnächst in einer für Fachmänner bestimmten Veröffentlichung nachzuholen. Zuletzt erklärt er, daß die homerische Frage als ein wissenschaftlich noch durchaus ungelöstes Problem nicht in die Schule gehöre. — Danach könnte man nun warten mit der Anzeige, bis jene Begründung erschienen wäre, aber sie wird wohl erst kommen, wenn der Herr Verf. die Herausgabe der Odyssee beendet hat, und das wird bei der sorgfältigen und gewissenhaften Art der Erklärung, die er übt, erst nach Jahresfrist möglich sein; die Probe derselben aber, die in diesem Hefte vorliegt, ist schon jetzt jeder Besprechung wert, und die besonderen Erklärungen können auch ohnedem angeführt werden. Ich beschränke mich im ganzen auf das erste Buch.

Um zunächst zu zeigen, wie der Herr Verf. die unheimlichen Klammerzeichen beseitigt oder Verdächtigungen einzelner Verse zurückweist, wähle ich 1, 275; 2, 131; 3, 245. Düntzer meint, lafs V. 269—278, aber auch 90—92 „wohl zu streichen“ sei, da V. 279 sich „sonderbar“ an V. 278 anschliesse, weil Athene ja schon V. 271 angefangen habe, sich an Telemach zu wenden. Weck fafst in V. 275 $\mu\eta\tau\acute{\epsilon}\rho\alpha \delta' \acute{\epsilon}\iota \omicron\iota \theta\upsilon\mu\acute{\omicron}\varsigma \acute{\epsilon}\rho\theta\omicron\rho\acute{\alpha}\iota\tau\alpha\iota \gamma\alpha\mu\acute{\epsilon}\sigma\theta\alpha\iota$, $\acute{\alpha}\psi \acute{\iota}\tau\omega \acute{\epsilon}\varsigma \mu\acute{\epsilon}\gamma\alpha\rho\nu \pi\alpha\tau\epsilon\rho\acute{\omicron}\varsigma \mu\acute{\epsilon}\gamma\alpha \delta\upsilon\nu\alpha\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\iota\omicron$ das Wort $\acute{\omicron}\iota$ = $\tau\iota\nu\iota$ als bezüglich auf das Subjekt in $\acute{\iota}\tau\omega$ und erläutert: „der komme nicht hierher, wo sich Penelope jetzt befindet, sondern eher zurück dahin, woher sie gekommen“; dann ist der Inhalt von $\mu\eta\tau\acute{\epsilon}\rho\alpha$ — $\delta\upsilon\nu\alpha\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\iota\omicron$ nur eine „weitere Ausführung des von den Freiern zu machenden Vorschlags; denn die Botschaft an die Volksversammlung“, meint er, „kann mit der einen Zeile 274 leicht abgemacht sein“. In V. 279 ist dann $\sigma\omicron\iota \delta' \acute{\alpha}\lambda\tau\acute{\omega}$ = $\lambda\iota\rho$ aber für deine Person“, und der Sinn: „mögen die Freier

es halten, wie sie wollen“. Dafs aber οἱ = *τινι*, d. h. „ohne bestimmte Beziehung“ sein könne, zeige V. 392 οὐ μὲν γὰρ τι κακὸν βασιλευμένῳ· αἴψα τὲ οἱ δῶ — ἀφρησιὸν πέλειται, aber ich fürchte, dafs dies Beispiel nicht als beweisend anerkannt wird, hier οἱ auf das in βασιλευμένῳ liegende βασιλεύς sich beziehen und entweder = αὐτῷ oder wenn man will, = τοιοῦτω ist. Das ist doch noch anders, als wenn es so absolut in einem Satz wie εἰ οἱ θυμὸς ἐφορμᾶται sich findet; hier stimme ich nicht bei, leichter wird es im zweiten Falle.

In Buch II sind eingeklammert die Verse 131, 132: ζῶει ὃ γ᾽ ἢ τέθνηκε· κακὸν δὲ με πόλλ' ἀποτίνειν Ἰκαριῶ, αἰ κ' αὐτὸ ἐκὼν ἀπὸ μητέρα πέμψω. Düntzer schließt den Satz nach V. 131 πατήρ δ' ἐμὸς ἄλλοθι γαίης und ergänzt ἐστίν. Weck sagt, dafs nichts zu ergänzen sei, und erklärt: indem Telemach „dazu kommt, das auszusprechen, was er zuerst vom Vater „draufset in der Welt“ aussagen wollte, besinnt er sich der Ungewifsheit darüber und bildet das Prädikat in eine kurze Frage um, falls wir nicht noch einfacher eine besonders kräftige Heraussetzung des Subjektes annehmen wollen, weil es durch ὄγε wieder aufgenommen ward“. Gewifs ein richtiger Gedanke; läfst man V. 132 ζῶει etc. stehen, kann man nicht anders als in dieser Weise erklären; die Verschiedenheit von der bisherigen Erklärung zeigt sich erst im Folgenden. Hier hatte Düntzer zu πόλλ' ἀποτίνειν bemerkt: „von einer Mitgift bei der ersten Heirat kann nicht die Rede sein“, während Weck πόλλ' als Accusativ des Inhaltes oder Adverb mit der Bedeutung „schwer“ (vgl. πολλὰ λισσόμενος inbrünstig) auffafst und πόλλ' ἀποτίνειν auf den Inhalt des Bedingungssatzes bezieht, so dafs der Sinn wäre: „wenn ich schicke, muß ich es schwer büfsen“. Dies ist eine ansprechende Erklärung.

Endlich in Buch III hält er die Verse 244—246 für echt, da der alte Nestor Schmeicheleien nicht ungern gehört habe; auch Düntzer ed. 1863 verwarf sie nicht, wohl aber Ellendt im Programm Königsberg 1861 S. 14. Hingegen hielt Düntzer V. 236—238 mit den Alexandrinern für unhaltbar, weil der Gedanke „ungehörig“ sei; andere gingen noch weiter und klammerten V. 231—238 ein. Weck verwirft die Verse nicht, sondern erklärt V. 236 ἀλλ' ἢ τοῦ u. s. w. für eine „Einschränkung des σαώσαι“ in V. 231 mit dem Sinn: „sollte er gestorben sein, giebt es keine Rettung mehr.“

Was nun die vier uralten Entstellungen, welche er im Vorwort anführt, betrifft, so darf es uns nach des Verf.s Abhandlung über ἔπειτα πιερόεντα in den Jahrb. für Phil. und Pädag. 1884 S. 433—444 nicht wundern, wenn er ἔπε' ἀπιερόεντα (Od. I, 122) schreibt = „angelegentlich, eindringlich“ von ἀπιω ἀπιερος (17 57 τῆ δ' ἀπιερος ἐπλετο μῦθος) ἀπιερόεις. Hinsichtlich der andern drei angeführten stehenden Wörterverbindungen ist mir nicht erinnerlich, ob der Verf. sich irgendwo ausführlich geäußert hat; er erklärt ὃ πόποι als Optativ eines reduplizierten Aorist

in W. *ὄπ*, schreibt *ὄπόποι*, erg. *τις* = „siehe einer“ (Od. 1, 32) und hält die Verlängerung des *ο* als Auslautes in arsi für nicht äkten; er folgt der Erklärung von *εἰ δ' ἄγε* = *εἰδ'*, *ἄγε* (Od. 2, 271), indem *εἶδε* Imp. von dem noch in manchen Formen bei Homer nachweisbaren Präs. von *οἶδα* und Nebenform von *ἴσθι* sei wie *ἄνωγε* = *ἄνωχθι* = „wisse“ oder wie die Volks- und Umgangssprache sage „weist du, weist“, gleichsam als Übergangsformel zu einem Vorschlag, und faßt endlich *θεῶν ἐν γούνασι κεῖται* als *θεῶν ἐν γ' οὔνασι κεῖται* mit der Bedeutung = „in den von den Göttern gesandten Träumen“, so daß *οὔνασι* zu *ὄναρ* gerechnet wird und der Ausdruck dazu dient, fromme Wünsche und Träumereien abzuweisen (Od. 1, 267).

Für die Erschließung des Sinnes giebt er Nachhülfe teils durch kurze Hinweisungen, wie er 1, 26 bei *παρήμενος* notiert: *οὐκ ἔτιρο* zu *ἐτέροπετο*, 1, 249 zu *τελευτήν* „den Vollzug“ nämlich der Hochzeit, und *δύναται* = bringt es dahin, oder durch was weitere Ausführung wie 1, 53 zu *αὐτός*, 1, 96 zu *ὡς εἰποῦσ'*, 255 zu *εἰ γὰρ*, 1, 278 zu *φίλης ἐπὶ παιδός*; besonders aber ist er in dankenswertester Weise den Partikeln Beachtung geschenkt und fast stets, wo mehrere neben einander stehen, eine Erklärung beigefügt, wie zu *τε* 1, 50 in *ὄθι τ'*, zu *οὐδέ νυ σοί κε*, 1, 59, zu *μὲν δὴ* 1, 82, zu *ἵνα* 1, 95, zu *ὡς δὴ ἐγώ γ'* .. 1, 217; zu *νῦν δ'* 1, 219, zu *ἦ δέ κε* 1, 240, zu *ἐπεὶ ἄρ δὴ* 231, zu *ἦ δὴ* 1, 253, zu *τί τ' ἄρα* 1, 346, zu *νί τ'* 1, 347 s. f., und dadurch den Sinn der Stellen dem Verständnis näher gebracht. Von den stehenden Beiwörtern erläutert er zu 1, 68 *μῆροχος* „als Weiterbildung von *γαιήριος*, wie *αἰγίοχος* von *αἶος*, etwa „der Erde Herr“, als *ἐνοσίχθιος* oder *ἐνοσίχθων* (vgl. vögr. Metz S. 26 *χος* Deminutivform); von Namen faßt er *Πατραχαιοί* = „Vollachäer“, nicht „Gesamtachäer“, als eine Ehrenbezeichnung für Achäer vom reinsten Blute, ebenso *Πανέλληνες* 2, 530 und ähnlich *Ἑτεόκρητες* Od. τ. 476; auch an lokalen Namen wie *Ἐφύρης* 1, 259, *Ρεΐθρω* 1, 186, *Νηίω* 1, 186 geht nicht ohne Hindeutung vorüber.

Auch grammatische, dialektische und prosodische Anmerkungen hlen nicht ganz; ob sie nötig, steht dahin, wie 1, 234 *ἐβόλοντο*, t. *ἐβούλοντο*, 1, 243 *κάλλιπεν* = *κατέλιπεν*. Aufgefallen ist mir ferner 1, 226 *εἰλαπίνη* „der Auslaut fließt mit dem Anlaut des folgenden Wortes zusammen“, im Vergleich mit 1, 298 *ἦ οὐκ ἴοννε* (Synzese)“. Ob die Erklärung zu 1, 6 *ἰέμενός περ* konzessiv, *πέρ* att. *καίπερ*“ richtig ist, möchte ich bezweifeln; *μενός* ist zwar konzessiv, aber *πέρ* heißt „sehr“, als Kasus zu *εἶ* = über, und hat ebenso wenig wie *καίπερ* = sogar sehr konzessive Bedeutung. Nicht deutlich ist wohl die Anmerkung 6 „*ὡς* = *οὕτως*, zu unterscheiden von *ὡς*, welches = *ὡς*“; müßte wohl heißen: wenn es gleich *ὡς*, denn sonst könnte der Schüler „ist“ ergänzen und, wenn er eine andere Ausgabe

benutzt, in der $\omega\varsigma$ mit der Bedeutung „so“ geschrieben wird $\omega\varsigma$, in Unklarheit geraten. Zu 1, 20 $\rho\acute{o}\sigma\phi\iota$ „hier = att. $\pi\lambda\eta\nu$, $\chi\omega\rho\acute{\iota}\varsigma$ “ möchte ich für zuträglicher halten, die Worte zu streichen und $\rho\acute{o}\sigma\phi\iota$ = „getrennt von“ der Erklärung des Lehrers überlassen. Ob in 1, 37 $\pi\rho\acute{o}$ wie in $\pi\rho\acute{o}\epsilon\eta\kappa\epsilon$ $\pi\rho\acute{o}\iota\alpha\psi\iota$ = „nach vorn, ent“, wie entsenden zu $\epsilon\dot{\iota}\pi\omicron\mu\epsilon\nu$ als entbieten gehört, oder doch $\pi\rho\omicron$ als „vorher“ aufzufassen, stelle ich der Erwägung anheim. Zu 1, 62 $\omega\delta\acute{\upsilon}\sigma\alpha\omicron$ ist „ingressiv“ unverständlich; was soll der Schüler damit anfangen? Ein paar Worte mußten hier das Ingressive von $\omega\delta\acute{\upsilon}\sigma\alpha\omicron$ verdeutlichen.

In 1, 95 wird $\gamma\iota\alpha$ zu $\rho\acute{o}\sigma\tau\omicron\nu$ bezogen und mit „wo immer ihn zuverlässige Kunde bei Menschen (epexeget. zu $\gamma\iota\alpha$) sein läßt“ übersetzt; das scheint etwas gesucht zu sein, sowohl dem Sinne als der Satzverbindung nach; Fragen nach der Rückkehr und bei welchen Menschen ihn die Kunde sein läßt, ist zwar ein natürlicher Gedankenzusammenhang, aber in der Verbindung der Wörter würde ich dann nach $\acute{\alpha}\chi\omicron\upsilon\sigma\epsilon$, trotz des parataktischen Prinzips, lieber $\eta\delta'$ missen, so daß es hiesse: ob er etwa hört, wo er weilt; auch ist durch Beläge zu erhärten, ob $\kappa\lambda\acute{\epsilon}\omicron\varsigma$ $\acute{\epsilon}\chi\epsilon\iota$ $\tau\iota\mu\alpha$ = „die Kunde hält einen dort, = läßt einen dort sein“ sich noch findet. Nach 1, 298 möchte man nach wie vor $\kappa\lambda\acute{\epsilon}\omicron\varsigma$ auf Telemach beziehen. Von Orest heißt es V. 298: $\acute{\epsilon}\lambda\lambda\alpha\beta\epsilon$ $\kappa\lambda\acute{\epsilon}\omicron\varsigma$; ebenso ist es mit $\kappa\lambda\acute{\epsilon}\omicron\varsigma$ $\acute{\epsilon}\chi\epsilon\iota$ $\tau\eta\lambda\acute{\epsilon}\mu\alpha\chi\omicron\nu$; dann ist aber $\gamma\iota\alpha$ final. Zu 1, 124 möchte ich fragen: was ist mit der Erklärung $\acute{\omicron}\tau\iota\sigma\acute{\iota}$ $\sigma\epsilon$ $\chi\epsilon\eta$ att. $\acute{\omicron}\tau\iota\omicron\nu$ $\sigma\omicron\iota$ $\delta\epsilon\tau$ gewonnen oder deutlicher geworden? In 1, 130 $\epsilon\dot{\iota}\sigma\epsilon\nu$ $\acute{\alpha}\gamma\omega\nu$ ist mit der Übersetzung „führte auf“ die Richtung nach — hin gegeben, aber nicht das $\epsilon\dot{\iota}\sigma\epsilon\nu$ = setzte, also das wirkliche sich Niederlassen. Ebenso dürfte 1, 165 $\acute{\epsilon}\lambda\lambda\alpha\phi\rho\acute{o}\tau\epsilon\rho\omicron\iota$ η $\acute{\alpha}\gamma\eta\upsilon\iota\omicron\tau\epsilon\rho\omicron\iota$ die Partikel η nicht mit „oder“ zu geben sein. Zu 1, 174 $\omicron\upsilon\delta'$ $\mu\acute{\epsilon}\nu$ ist $\mu\acute{\epsilon}\nu$ „beteuernd neben $\mu\acute{\eta}\nu$, $\mu\acute{\alpha}\nu$ “ erklärt, es ist aber doch nur in bestimmten Verbindungen, wie η $\mu\acute{\epsilon}\nu$, $\omicron\iota$ $\mu\acute{\epsilon}\nu$, $\kappa\alpha\dot{\iota}$ $\mu\acute{\epsilon}\nu$ beteuernd. Die Notiz ist zu allgemein. Recht ansprechend ist die Bemerkung zu 1, 365, daß $\sigma\kappa\iota\omicron\sigma\epsilon\nu\iota\alpha$, sonst auch Beiwort der Phäakenberge, auch bei $\mu\acute{\epsilon}\gamma\alpha\rho\alpha$ nur angewendet wird, wenn der Abend naht. Schon aus dem Angeführten sieht man, wie genau der Verf. dem Sinne nachgegangen ist.

Prosodische Bemerkungen sind wenig gegeben, wie es im Plane lag, nur 1, 41 ist bei $\mu\acute{\epsilon}\lambda\epsilon\iota\tau\alpha\iota$ hervorgehoben, daß im Konjunktiv ϵ und η nach Bedürfnis wechseln, und 1, 70 bei einem aus $\acute{\omicron}\omicron\nu$ konjizierten $\acute{\omicron}\omicron\upsilon$, daß ϵ konsonantisch sei. Man müßte $\acute{\omicron}\omicron\upsilon$ in dieser Bedeutung und Stellung wohl erst noch nachweisen. — Druckfehler sind mir im ersten Buche nur aufgefallen im Kommentar S. 6 Z. 3: 67 statt 76: $\mu\epsilon\tau\acute{\rho}\iota\theta\omicron$ statt $\mu\epsilon\tau\acute{\rho}\iota\theta\epsilon$, S. 8 Z. 1 „von der“ statt „von dem“, da $\mu\epsilon\tau\acute{\rho}\iota\theta\omicron$ des Fremden steht. In Buch III steht V. 244 im Text $\acute{\alpha}\lambda\lambda\omega\nu$, in der Anmerkung $\mu\acute{\alpha}\nu\omega\nu$.

Weiterer Besprechung, als hier möglich ist, bedürfen die Erklärungen 1, 148 $\acute{\epsilon}\pi\epsilon\sigma\tau\acute{\epsilon}\psi\alpha\nu\tau\omicron$ = „sie hoben über oder kippten“;

1. 232. 233 μέλλεν. ὄφρα, wo ὄφρα mit „wenn nur“ übersetzt wird; 1, 254 δεῖν inferior es, nicht eges, womit dem Telemach eine besondere Schwäche als zu Recht ihm anhaftend zugegeben wird. Aus dem dritten Buche V. 332, wo τάμνετε μὲν γλώσσας weniger vom Opfer der Stierzungen erklärt, als vielmehr als bildlicher Ausdruck aufgefaßt wird = „brecht die Unterhaltung ab“ (γλώσσα = Sprache); K. Bernhardi „Das Trankopfer bei Homer“ (Progr. des Königl. Gymnas. Leipzig 1885) nimmt S. 2, S. 8 und S. 21 ein wirkliches Ausschneiden der Zungen an; der Ausdruck, sagt Weck, läßt sich auch mit 3, 341 γλώσσας δ' ἐν πυρὶ βάλλον vergleichen, denn wenn man II. 2, 340 heranzieht: ἐν πυρὶ δὴ βουλαὶ γενοίαιτο = „liesen sie in Rauch aufgehen“, d. h. in nichts, so ist auch hier bildliche Bedeutung. Ebenso dürfte 3, 340 ἐπορξάμενοι δεπάεσσι statt ἐπαρξάμενοι zugleich mit synkopiertem ορηγ in ορη gegenüber der Hinweisung Bernhardis auf die Glosse des Hesychius ἐπαρξάμενοι· σπείσαντιες ἐπισιάντιες, d. i. libierend, nachdem man (an den Altar oder Herd) herangetreten ist“ nicht allgemeiner Zustimmung sich erfreuen. Bernhardi fährt S. 21 fort: „und zwar δεπάεσσι, d. h. entweder „mit Bechern“, indem das Oberste des Mischkruges in Becher gegossen und aus diesen auf das Feuer libiert wurde, oder „für die Becher“, also gewissermaßen „zu Gunsten der Becher“, damit aus diesen nicht ebenfalls auf das Feuer libiert zu werden brauchte, sondern vom Platze aus die Weihespende ausgegossen werden konnte. Dafs unter den δέπα Schöpfgefäße verstanden werden können (Helbig, Das homerische Epos S. 260), glaube ich nicht: ἀφύσσεσθαι δεπάεσσι II. 3, 295 heifst vielmehr „sich in die Becher schöpfen lassen“; vgl. ψ 220.“

Aus alledem geht hervor, dafs diese mit vieler Sorgfalt und grofser Akribie gearbeitete Ausgabe ein recht brauchbares Hilfsmittel ist, um auch in die kleinsten Nüancen des Gedankens bei Homer einzudringen, und dafs ich nur wünschen kann, dafs die Herren, welche Homer in der Schule erklären, sich durch diese Anzeige veranlafst fühlen möchten, diese neue Leistung auf dem Gebiete homerischer Erklärung auch ihrerseits zu prüfen und ihr näher zu treten.

Naumburg a. d. Saale¹¹⁾.

H. S. Anton.

Ferdinand Schultz, Meditationen. Eine Sammlung von Entwürfen zu Besprechungen und Aufgaben für den deutschen Unterricht in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. Zweiter Band. Dessau, Paul Baumann, 1886. 242 S.

Die Besprechung des ersten Bandes dieser Meditationen konnte nicht in den panrhetorischen Ton der Anzeige von Becher (abgedruckt auf dem Umschlag d. 2. Bandes) einstimmen; ich hatte bei aller Anerkennung doch manches auszusetzen. Auch diesen zweiten Band kann ich nicht durchweg loben, ja ich wünschte,

er wäre überhaupt nicht erschienen. Denn er überschreitet die der Schule gesteckten Grenzen in bedenklicher Weise und schlägt Bahnen ein, auf die wir m. E. unsere Schüler nicht führen dürfen. Diese Behauptung versuche ich zu beweisen; auf Einzelheiten lasse ich mich nicht ein.

Schultz führt im Vorwort folgende Stelle aus einem Briefe von Ernst Laas an: „Ich brauche wohl nicht besonders zu sagen, dafs ich an der dem Büchlein eigenen Vertretung des modernen Humanismus meine innige Freude habe, die um so gröfser ist als auch, wie ich sehe, der Verfasser an den nötigen Komplementen, wie sie Geschichte, Geographie, ausländische Litteratur u. a. bieten, nicht vorbeigeht. Wir müssen auf unsern Gymnasien schlechterdings eine universale Propädeutik haben.“

Gerade an der „Vertretung des modernen Humanismus“ habe ich keine Freude. Wir wissen, was Laas darunter versteht: es ist eine Bildung ohne das Christentum, im Gegensatz zum positiven Christentum, vollends zur Konfession und zur Kirche. Schultz berührt religiöse Fragen höchst selten; wo er es thut, geschieht es in einer Weise, mit der ich nicht einverstanden bin. So sagt er im Rückblick auf die Meditation 78 „der Tempelherr in Lessings Nathan“: „So ist es also eine innere Läuterung und Wandelung, die uns in dem Charakter des Tempelherrn vorgeführt wird — das Ringen einer in den Banden einer engen Glaubensform befangenen Seele und das Durchdringen derselben zu reiner, freier Menschenliebe.“ In Lessings Sinne mag das gesprochen sein, aber ich stehe nicht auf dem Standpunkte Lessings und wünsche meine Schüler nicht auf diesen Standpunkt zu stellen. Wo „reine, freie Menschenliebe“ zu finden wäre aufser in Christo, der sie der Welt leidend und sterbend vorgelebt und in die Welt hineingelebt (nicht blofs hineingeredet) hat, wüfste ich nicht zu sagen. Doch das sind Glaubenssachen, möge ein jeder seiner Überzeugung und seines Glaubens leben. Genug, dafs ich mir kein Heil für meine Schüler verspreche von einer Religion, wie sie Lessing im Nathan predigt, d. h. von dem modernen Humanismus. —

„Wir müssen auf unsern Gymnasien schlechterdings eine universale Propädeutik haben.“ Was heifst das? Sollen die Gymnasiasten an jedes Wissensgebiet herangeführt werden, das in den Gesichtskreis eines gebildeten Menschen des 19. Jahrhunderts fällt? Sollen Schüler angeleitet werden über alle die Fragen zu „meditieren“ oder zu räsonnieren, die ihrem Lehrer etwa interessant sind? Wenn ich das Buch von Schultz ansehe, mufs ich das fast glauben. Da finden wir Meditationen über die Sprache, Gedächtnis und Erinnerung, über den Humor, das Glück und das Vergnügen, über Verkehr und Kultur der Neuzeit, die thüringische Saale, Hamburg und das Venedig Goethes; dazwischen wird gefragt, ob das platonische Gespräch „Laches“ nur ein nega-

es Urteil gebe, und mehrere Seiten hernach, inwiefern die
 isikalischen Gemälde in Drydens Ode auf den Cäcilientag den
 nsel müfsig lassen und ob der Stoff des Epos von Wolfram
 n Eschenbach „Parzival“ sich zur Fabel eines Musikdramas
 gne; da wird ferner untersucht, wie Schiller die Handlung eines
 amas „Egmont“ gestaltet haben würde und in welchem Sinne
 r Dichter seinen „Demetrius“ ein Gegenstück zur „Jungfrau
 n Orleans“ nennen konnte; wir vergleichen Freytags Roman
 ago“ mit der homerischen Dichtung, Siegfried und Frithjof,
 raz und Béranger, spüren dem Antiken in Dantes divina com-
 edia nach, erweisen die Phädra des Racine als Muster einer
 gelmäßigen Tragödie und machen uns klar, wodurch uns Cal-
 ron in seinem „standhaften Prinzen“ fesselt. Dazu kommen
 r Shakespearesche Dramen: Julius Caesar, Richard II, Hein-
 h IV und Heinrich V, und drei historische Themata: die rö-
 sche Staatsverfassung in ihrer Entwicklung bis zum Abschlufs
 s Ständekampfes verglichen mit der athenischen, die Ursachen
 r französischen Revolution verglichen mit denen der römischen,
 wiefern kann man den Untergang der Ostgoten in Italien eine
 agödie nennen? — alles entweder ungeeignet oder zu schwer,
 il die Schranken des Gymnasiums übersteigend. Ich fürchte,
 s sind Aufgaben, die einem ausgewachsenen Menschen zu
 affen machen. Einem jungen Manne sie vorlegen heifst ernten
 ollen, wo nicht gesät ist. Durch dergleichen Aufgaben überan-
 renge wir die Kräfte der Schüler, verwirren und zerstreuen
 ir die Geister, führen wir sie in die Breite statt in die Tiefe,
 nd das sollten wir gerade heutzutage vermeiden, wo ein gar zu
 elseitiges Interesse die liebe Jugend in Anspruch nimmt. Kon-
 ntrieren, Sammeln, Vertiefen: darauf kommt es an. Wenn ein
 rmaner auf der Schulbank über alle möglichen hohen Dinge
 meditiert“ hat, so liegt die Gefahr nahe, dafs er sich einbildet,
 s alles auch zu wissen, dafs er oberflächlich wird in seinem
 enken und vorschnell aburteilt über viele Dinge, blofs weil er
 e einmal „gehabt“ hat. Ich verspreche mir nichts von einer
 lchen „universalen Propädeutik“, halte es vielmehr mit den
 oetheschen Maximen:

Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
 Wenn man ihn wohl zu pflegen weifs!

Wer etwas Tüchtiges leisten will,
 Hätt' gern was Grofses geboren:
 Der sammle still und unerschläft
 Im kleinsten Punkte die grösste Kraft.

Und was mufs der arme Lehrer des Deutschen alles wissen,
 s alles lehren! Man kann es kaum von ihm verlangen. Ich
 gne nicht, dafs mir die Forderung durchaus natürlich und ge-
 ht erscheint, in den deutschen Stunden sollen eben deutsche
 rache und Litteratur gelehrt werden. Gleichwohl bin ich nicht

engherzig und billige es, wenn für die deutschen Aufsätze oder Vorträge auch die andern Disziplinen des Gymnasialunterrichts in weiser Beschränkung herangezogen werden; auch gegen gute allgemeine (moralische) Themata habe ich nichts. Von dieser Art sind bei Schultz die Meditationen: die Zeit Philipps von Schwaben im Lichte der Gesänge Walthers von der Vogelweide (nur anders ausgeführt: nicht nacheinander, sondern nebeneinander), die Lebensanschauungen Walthers von der Vogelweide, Horaz und die Natur, das deutsche Vaterland Klopstocks, Kolonos im Lichte Sophokleischer Dichtung, Odoardo Galotti, gleicht der Pylades der Goetheschen Iphigenie seinem von ihm selbst als Vorbild erwählten Helden? Alphons der Zweite, Herzog von Ferrara, Philipp II. und Ferdinand I. im Lichte Schillerscher Dramen, Germaniens Befreier nach Heinrich von Kleists „die Hermannschlacht.“ Das sind passende Stoffe für Schüler-Meditationen, im ganzen 10 von 40. Hätte Schultz diese dem ersten Bande eingefügt und die andern 30 für sich behalten, so hätte er Lehrern und Schülern einen hinreichenden Dienst geleistet.

Blankenburg am Harz.

H. F. Müller.

Gedichte Walthers von der Vogelweide, übersetzt und erläutert von Bruno Obermann. Berlin u. Stuttgart, Spemann (Collection Spemann 100). 212 S. 1 M.

Nach der mit einer absurden Einleitung versehenen und auch im übrigen sehr wenig zu empfehlenden Übersetzung des Nibelungenliedes von Werner Hahn hat die Collection Spemann als zweite Publikation aus dem altdeutschen Gebiete vorliegende Übersetzung der Gedichte Walthers von der Vogelweide erscheinen lassen. Verf. will nicht, wie Hahn, durch Neuheit glänzen, sondern giebt Walthers Leben und Dichten einfach und klar nach Wilmanns, nur etwas optimistischer als dieser, was nicht vom Übel ist. Einige allgemein verbreitete Unklarheiten laufen mit unter, so die Herleitung der „adeligen“ Geburt Walthers aus dem Titel „Herr“. Ich verweise der Kürze halber über diesen Punkt auf die Einleitung zu meiner Parzival-Übersetzung¹⁾. Ferner: „Ihr (der 'adligen' Sänger) Musikinstrument war die Geige.“ Hier hätte man wenigstens eine kurze Erläuterung darüber gewünscht, was man sich unter „Geige“ (*gige*) vorzustellen hat, wäre es auch nur nach Schulz' „Höfisches Leben“ gewesen, wo freilich mancherlei Unrichtiges zu finden ist. Die allgemeinen Sätze über Entstehung und Wesen des Minnegesangs S. 13 u. 14 hätten nach dem Buche von Becker „Der altheimische Minnegesang“ präziser gestaltet werden können. Überhaupt wären einige Ausführungen über die unter den Minnesängern wahrzunehmenden Schulen oder Gruppen und ihr Verhältnis zum französischen Einfluss sehr wünschens-

¹⁾ Berlin, Friedberg und Mode, 1885.

ert gewesen. S. 18 ist der Ausdruck „sagen“ im Gegensatz zu „singen“ mißverständlich angewandt. Er ist terminus technicus für die epische Dichtung und was mit ihr verwandt ist. Unter diesem Gesichtspunkt fielen die „Sprüche“.

Der Übersetzung selbst ist die Pfeiffer-Bartsche Ausgabe zu Grunde gelegt. Verf. ist ihr ohne weiteres und mit Verzicht auf eigene Kritik gefolgt, giebt auch nach ihr seine Erläuterungen zu den einzelnen Gedichten unter dem Texte. Dieselben bewegen sich nur in den allgemeinsten Umrissen; eine große Anzahl könnte ganz fehlen. Der Text der Übersetzung zeigt die unvermeidlichen Schwächen jeder Übersetzung aus dem Mittelhochdeutschen, besonders der gereimten, nämlich viele Flickwörter und nicht selten sehr oder weniger inhaltlose Umschreibungen. Indessen ist im Hinblick auf Klarheit, Korrektheit, Geschick und Geschmack anzuerkennen. Einzelheiten könnten ja gerügt werden; so, wenn der Verf. in dem bekannten Liede „*ir sult sprechen willekomen*“ den Anfang der zweiten Strophe übersetzt: „Deutschen Frauen will ich sagen solche Botschaft, daß sie sicher nun desto mehr der Welt behagen.“ Das ist unverständlich; man kann nur übersetzen „von deutschen Frauen etc.“ In demselben Liede mußte auch in der vierten Strophe der Gegensatz von Weib und Frauen wenigstens durch einen Druck hervorgehoben werden. So wird der eine dies, der andere jenes zu verbessern haben, indessen sind uns grobe Irrtümer, die man sie in Übersetzungen so vielfach findet, nicht aufgestoßen. Das Buch ist daher zur Benutzung in den Schulen wohl zu empfehlen, wenn man den kleinen Druck der Reclamschen Ausgabe beachtet, die ihrem Zwecke ebenfalls entspricht.

Schöneberg b. Berlin.

G. Boetticher.

-) Kromayer, *Alte Geschichte*. Ein Lehr- und Lesebuch für mittlere Klassen höherer Lehranstalten. 2. verm. u. verb. Aufl. Altenburg, H. A. Pierer, 1884. 116 S. 1 M.
-) A. Thomas, *Leitfaden für den ersten Unterricht in der alten Geschichte*. Hannover, C. Meyer, 1886. 82 S. 0,80 M.
-) Knaake, *Lehrbuch der alten Geschichte für die oberen Klassen höherer Lehranstalten*. Hannover, C. Meyer, 1886. 146 S. 1,40 M.

Die beiden erstgenannten Bücher sind für Quarta berechnet und in fasslicher, zusammenhängender Darstellung geschrieben. Das Wichtigste aus der alten Geschichte soll erzählt werden, „ohne einen lebendigen Vortrag des Lehrers, der ohne Zweifel die Hauptrolle sein muß, zu ersetzen oder zu beengen, aber doch auch auf solcher Weise, daß der Schüler bei der Erinnerung an das in der Schule Gehörte das Buch leicht versteht und gern liest“ (Kromayer). „Das Anlehnen des Schülers an das Lehrbuch ist durchaus nicht zu perhorrescieren, vorausgesetzt, daß der Stoff der Klasse durchgearbeitet und den Schülern zum Verständnis gebracht ist. Im übrigen ist das Buch so angelegt, daß der

Lehrer reichlich Gelegenheit behält, das erläuternde und belebende Wort eintreten zu lassen“ (Thomas). Hinsichtlich des Inhalts ist das Buch von Kromayer bedeutend reichhaltiger, es erwähnt die Tyrannen Kypselos, Periander, Kleisthenes, Polykrates, die delphische Amphiktyonie, Kirrha, Epimenides, die Seisachtheia, die Namen der vier solonischen Volksklassen u. s. w.; in der römischen Geschichte Cincinnatus, Brennus, Gavius Pontius, den cimicischen Wald, Marcellus bei Clastidium u. a. Das Buch von Thomas, aus der Praxis eines Real-Gymnasiums hervorgegangen, hat diese Namen nicht und geht überhaupt in der Beschränkung des Stoffes zu weit. Es ist besser, daß das Buch zu viel bietet als zu wenig; der Lehrer wird lieber einiges, was ihm minder wichtig scheint, übergehen, als neue Namen hinzufügen wollen. Hr. Kromayer aber thut anderseits zu viel, wenn er in Anmerkungen dem Lehrer Winke giebt über Schilderungen, die er an passender Stelle einfügen könnte, und über Bücher, die der Schüler nachlesen möge, z. B. S. 11: „Hier sind dem Schüler die 'messenischen Kriege' von Hertzberg in die Hand zu geben“, „Gedichte des Tyrtäus heranzuziehen“; S. 15: „Verlesung der betreffenden Stellen aus Solons Gedichten“; S. 29: „Für diese ganze Zeit sind geeignete Partien aus 'Stoll' den Schülern in die Hand zu geben“. Wohlgemeint, aber der Schüler darf solche Winke in seinem Schulbuch nicht lesen; sie schaden der Autorität des Lehrers, auch wenn sie gewissenhaft befolgt werden.

Inkonsequent sind leider beide Bücher in der Schreibung der Namen; Kromayer schreibt S. 8: *Ephesus*, *Chios*, S. 9: *Eunomos*, *Charilaos*, S. 26: *Sestos*, *Abydos*, S. 35: *Chalcidice*, *Nikrias*; Thomas S. 4: *Chios*, *Rhodos*, *Abydos*, *Ephesus*, weiterhin *Cimon*, *Citium*, aber *Piräeus*, S. 23 gar zweimal *Mytelene*. Was von der orientalischen Geschichte zu merken ist, flechten beide Bücher vor den Perserkriegen ein, doch hat Kromayer eine „Vorbemerkung“ am Anfang des Buches, welche die Hauptvölker der alten Geschichte übersichtlich zusammenstellt. Mag der Unterricht sofort mit den Griechen beginnen, das Lehrbuch ist dem Leser größere Vollständigkeit schuldig. Was Kromayer nun weiterhin S. 18 über Ninive und Babylon, S. 19 über Kyros, S. 20 über Cheops, die Hyksos, Ramses, Psammetich lehrt, stört allerdings den Zusammenhang der griechischen Geschichte empfindlich und läßt es wünschenswert erscheinen, daß Unterricht und Lehrbuch zu der naturgemäßen Behandlung der orientalischen Völker am Anfang und in einleitender Weise zurückkehren.

Das Buch von Kromayer findet seine Ergänzung für die Oberstufe des Unterrichts in dem Bd. 36 S. 484 dieser Zeitschrift besprochenen „Leitfaden für den Geschichtsunterricht“ von demselben Verfasser, das Buch von Thomas in dem oben angezeigten von Knaake, welches aus der Praxis desselben Realgymnasiums hervorgegangen ist. Die beiden letzteren stimmen nach Inhalt

und Anordnung in wünschenswerter Weise überein; nur hie und da finden sich Differenzen, die leicht zu beseitigen wären. Die Eroberung Olynths setzt Th. 347, Kn. 348, die Eroberung Vejis Th. 396, Kn. 395; bei Salamis standen nach Th. 370 griechische Schiffe gegen 750 persische, nach Kn. 360 gegen 800; beide Angaben sind ungenau. Nach Th. lernten die spartanischen Knaben Deklamieren, Tanzen, Singen, etwas Schreiben und Lesen“, nach Th. wurde neben den gymnastischen Übungen „jede individuelle Ausbildung erstickt und unbedingter Gehorsam gefordert“, und Thukydides machte die Spartaner „mit Zurücksetzung jeder geistigen Ausbildung zu Herren des Landes“. Im übrigen empfiehlt sich das Buch von Knaacke dadurch, daß es die Wirkungen der Begebenheiten, sowie bedeutungsvolle Wendungen der Ereignisse durch gesperrt gedruckte Sätze hervorhebt. Wohl gelungen erscheint die Darstellung des Verfalls der römischen Republik seit der Gracchenzeit, dagegen ist die athenische Verfassungsentwicklung nicht vollständig genug dargestellt und mit unbeweisbaren Behauptungen ausgestattet, z. B. daß der Areopag „ein Veto gegen alle Beschlüsse des Rats und der Volksversammlung“ gehabt habe, oder daß nach Solons Bestimmung die Volksversammlung „jährlich viermal unter Leitung des ersten Archonten stattfand“. Auch fehlen manche griechische Benennungen, die ein für Oberklassen der Gymnasien bestimmtes Buch enthalten müßte, z. B. *κρυπτεία*, *σεισάχθεια*, *ἐπώνυμος*, *θεσμοθέται*, *λειτουργία*. Die Bedeutung der Griechen für Kunst und Wissenschaft wird in einigen besonderen Abschnitten dargestellt, doch ist über Homer und die Lyriker zu wenig gesagt; die Charakteristik des Euripides ist nicht zutreffend; von Skopas wird ohne ein Wort des Zweifels behauptet, er habe „die Niobidengruppe und die Aphrodite von Melos“ geschaffen; vom Hermes des Praxiteles, vom Zeusaltar zu Pergamon ist nicht die Rede. In dem einleitenden geographischen Abschnitt erscheinen noch die „keraunischen und kambunischen Berge“ als Nordgrenze Griechenlands. Die griechischen Namen erscheinen meist in lateinischer Schreibung, doch mit vielfacher Einführung des K; falsch ist Xantippus S. 27 und 95. Endlich sind einige stilistische Vergehen zu tadeln: S. 8: „Somit hatten die Hellenen die beseligende Gewißheit auf ein Fortleben nach dem Tode“; S. 25: „Vergebens entwickelte Themistokles im Kriegsrat die vortreffliche Stellung bei Salamis, wo dem Feinde ihre größere Schiffszahl nur hinderlich sei“; S. 41: „Nachdem die beiden Triebfedern des Krieges gestorben waren, gewann die Friedenspartei in Athen die Oberhand“; S. 77: Die Klienten „lebten als Erbpächter eines Teiles des Gemeindelandes oder betrieben ein Gewerbe. Sie sind den Geschlechtern der Patrizier zugeteilt und werden von ihrem Schutzherrn rechtlich vertreten. Später gingen sie in den Stand der Plebejer auf.“ Doch ist die Darstellung, im ganzen betrachtet, klar und richtig, und das Buch darf für solche

Schulen, welche ihre Zöglinge nicht tiefer in das Altertum einführen, als brauchbar bezeichnet werden. Für Gymnasien hat D. Müllers Abrifs (vgl. Bd. 38 S. 238 dieser Zeitschrift) mit seiner lebensvolleren Darstellung und den im Wortlaut zugefügten Quellenstellen weitaus den Vorzug.

- 4) K. Lohmeyer u. A. Thomas, **Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Geschichte bis zum westfälischen Frieden.** Halle, Buchh. des Waisenhauses, 1886. 98 S.
- 5) K. Lohmeyer u. A. Thomas, **Hilfsbuch für den Unterricht in der brandenburgisch-preussischen Geschichte.** Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1886. 110 S.

Die beiden Bücher zusammen sollen, nach Angabe des Vorworts zu dem erstgenannten, den für die Tertia höherer Lehranstalten vorgeschriebenen Stoff umfassen und abschließen. Die deutsche Geschichte nach dem westfälischen Frieden fügt sich allerdings naturgemäß an die preussische an; nur muß die Auflösung des deutschen Reichs 1806 dann mehr hervorgehoben werden, als es in dem zweitgenannten Büchlein geschieht. Es ist aber nicht ratsam und durch die Lehrpläne von 1882 keineswegs geboten, in Obertertia nur preussisch-deutsche Geschichte zu lehren und die hervorragenden Persönlichkeiten und Ereignisse der außerdeutschen neueren Geschichte dabei nur gelegentlich zu berühren. Was der Schüler aus dem vorliegenden Büchlein über Ludwig XIV., Wilhelm III., Karl XII., Peter den Großen, Katharina II., Napoleon I. erfährt, ist recht wenig, und wenn man bedenkt, daß diese historischen Gestalten dann erst wieder im Prima-Unterricht vorkommen, so liegt die Forderung nahe, daß neben dem Leitfaden der preussischen Geschichte auch ein Leitfaden der allgemeinen neueren Geschichte in Obertertia gebraucht werde, seien es auch nur Tabellen. Die wachsende Bedeutung Preussens wird nur dann verständlich, wenn der Schüler auch die Hauptereignisse in andern Staaten in chronologischem Zusammenhang lernt, mag auch manches von dem, was etwa der Leitfaden bietet, noch nicht gelernt werden. In dem Hilfsbuch für die ältere deutsche Geschichte finden sich für die wichtigsten anderweitigen Ereignisse, z. B. die Begründung des Islam und den ersten Kreuzzug, eingeklammerte Abschnitte; in dem zweiten Büchlein ist auf solche Hilfe verzichtet, der Unterricht aber wird manches heranziehen müssen, wenn die Kenntnis der neueren Geschichte nicht ganz lückenhaft bleiben soll. Natürlich bleiben die vaterländischen Ereignisse die Hauptsache, und so wird es auch auf den zahlreichen Gymnasien gehalten, die keinen besondern Leitfaden der preussischen Geschichte haben.

Die Darstellung in beiden Büchern ist zusammenhängend, kurzgefaßt und dem Verständnis des Schülers angemessen. Bei Friedrich Barbarossa möchte man, im Gegensatz zu seinem Enkel Friedrich II., hervorgehoben wünschen, daß er noch als macht-

voller Herrscher in Deutschland waltete und bei seinen Romzügen das Wohl Deutschlands keineswegs aus den Augen liefs. Bei dem frühen Tode Heinrichs VI. mufste bemerkt sein, dafs hier die Wendung in der deutschen Geschichte von der Reichseinheit zur Vielherrschaft der Fürsten sich entscheidet. Die brandenburgisch-preussische Geschichte, welche beim Jahre 1648 sich an die deutsche Geschichte anschliesst, wird mit der Erzählung der Geschichte des Ordenslandes Preussen bis 1618 begonnen; dann erst folgt die Geschichte Brandenburgs von den Askaniern an; dann die gemeinsame Geschichte Brandenburg-Preussens. Diese Abweichung von der herkömmlichen Anordnung erklärt sich zunächst daraus, dafs die beiden Verfasser in Ostpreussen wohnen und die dortigen höheren Schulen besonders im Auge haben. Es ist aber auch ein methodischer Vorteil, wenn die brandenburgische Geschichte nicht beim Jahre 1648 unterbrochen wird, um die Ordensgeschichte einzuschalten, sondern vielmehr diese mit der älteren deutschen Geschichte im Zusammenhang stehende Partie vorweg behandelt wird. Doch ist Brandenburg der Kern des Staates, und seine Geschichte reicht weiter zurück. Die Verfasser erklären ferner, sie seien gerade dadurch zur Abfassung des betr. Hilfsbuches veranlafst worden, dafs in den sonst vorhandenen Leitfäden die Geschichte des Ordenslandes zu kurz und in unkritischer Weise behandelt werde. Man mag ihnen gern zugestehen, dafs ein näheres Eingehen auf dieselbe lohnend ist und von patriotischer Bedeutung für jeden Deutschen, sowie dafs manche Einzelheiten auf Grund der neueren Forschungen, wie sie in Lohmeyers „Geschichte von Ost- und Westpreussen“ (1890) verwertet sind, anders erscheinen als nach dem älteren Hauptwerk von Joh. Voigt. Die segensreiche Kolonisationsthätigkeit des Ordens, welcher seine Mitglieder aus dem gesamten deutschen Adel gewann, die weise Verwaltung des Landes und die Gemeinschaft mit dem Hansabunde, die im 15. Jahrhundert eintretende innere Zwietracht und der Verfall des Ritterstaates, alles dies wird in der Übersicht, welche sich doch auf die ersten 17 Seiten des Büchleins beschränkt, mit Eingehen auf die Regierungen der wichtigsten Hochmeister dargelegt; doch möchte man noch kräftigere, anschaulichere Schilderung wünschen und am Schlufs eine Nachricht über den Schwertbrüderorden, der sich in Livland noch bis 1561 behauptete; Walther von Plettenberg sollte nicht ungenannt bleiben.

Die ältere Geschichte Brandenburgs wird nur auf 10 Seiten behandelt, doch mit Erwähnung alles Wesentlichen; nur möchte der Askanier Otto mit dem Pfeil, Albrecht Achills Fehde mit den schlesischen Herzögen und die Erwerbung der Administration des Erzstifts Magdeburg schon unter Joachim II. nachzutragen sein. Von 1618 an wird die Darstellung ausführlicher und schliesst mit der Neugründung des deutschen Reichs 1871; doch werden die

Staaten desselben in sonderbarer Reihenfolge aufgezählt und dabei Braunschweig vergessen, dafür aber Lauenburg als eigener Staat genannt. Dieses Ländchen ist allerdings erst 1876 dem preussischen Staat einverleibt worden, aber die Verfassungsurkunde des deutschen Reichs vom 16. April 1871 sagt schon: „Preussen mit Lauenburg, Bayern, Sachsen“ u. s. w. Das von Frankreich abgetretene Gebiet des Reichslandes hat nicht 250, sondern $263\frac{1}{2}$ Quadratmeilen. Im übrigen bietet das Büchlein in einfacher Darstellung gerade das nötige Material, doch auch nicht mehr; manche ältere Leitfäden der preussischen Geschichte, z. B. der von Pierson, bieten in kleinerem Druck allerlei Zusätze und weitere Ausführungen, die den Schüler zu eigenem Nachdenken veranlassen: eine löbliche Sitte, die man nicht aufgeben sollte etwa aus Furcht, der Lehrer möchte das alles zu lernen verlangen.

6) J. Tauscher, *Geschichte der Jahre 1815 bis 1871*, kurz zusammengefaßt. Gotha, F. A. Perthes, 1886. 300 S. 5 M.

Die Geschichte unseres Jahrhunderts bietet der Behandlung im Unterricht besondere Schwierigkeiten, weil sie eine große Fülle von Ereignissen umfaßt und weil viele derselben noch recht verschiedener Beurteilung unterliegen. In den nationalen Unabhängigkeits- und Verfassungskämpfen, welche den Hauptteil der politischen Begebenheiten ausmachen, sind vielfach Nachwirkungen der französischen Revolution erkennbar; anarchische Bestrebungen und gewaltsames Einschreiten zur Aufrechthaltung des Bestehenden durchkreuzen und hemmen die geschichtlich berechnete Fortentwicklung; das Kulturleben entfaltet sich in großartiger Weise, aber durch die politischen Unruhen und Verfall des religiösen Lebens bedroht. Für die Schule ist daher umsichtige Auswahl der wirklich bedeutenden Ereignisse geboten und Vermeidung einseitigen Urteils, wo es gilt, diese Ereignisse zu erklären. Das vorliegende Buch, aus der Praxis des Unterrichts hervorgegangen, empfiehlt sich durch einfache, anschauliche Erzählung und Vermeidung stofflicher Überfülle als Lesebuch für reifere Schüler, aber der konfessionelle und konservative Parteistandpunkt des Verf.s tritt doch öfters zu einseitig hervor. Mit Recht weist er darauf hin, daß das Christentum die Anfechtungen, welche es in theologischen Streitigkeiten, in kirchlichen und politischen Bewegungen erfuhr, siegreich bestanden hat, aber die im Lauf der letzten Jahrzehnte hervortretende Stärkung und Belebung christlicher Denkweise wird nur insoweit anerkannt, als sie der konfessionellen Richtung entspricht (S. 11. 6S. 218). Das Urteil über die Berliner Generalsynode von 1846 lautet (S. 68): „Die überwiegende Mehrzahl der Geistlichen war dem Unglauben der Zeit und seiner geistigen Öde verfallen“. Bei den deutschen Verfassungskämpfen erklärt er sich als Gegner der „auf englisch-französischem Liberalismus“ beruhenden konstitutionellen Staats-

form (S. 21. 72. 79) und sieht nur in ständischer Gliederung die Grundlagen einer „organischen und nationalen Entwicklung“, denn der Liberalismus mit seiner „rein formalen Denkweise“ (S. 101) besitzt „nicht die geistige und moralische Kraft, den immer weiter fortschreitenden destruktiven Bestrebungen irgendwo ein Halt zu gebieten“ (S. 223). Hat er nicht doch mancher früher von den Regierungen geübten Willkür Schranken gezogen? Ist er schlechtweg ein ausländisches, dem „nationalen“ Sinne fremdes Produkt? Übrigens sind die Verfassungen, welche Bayern, Württemberg, Baden 1818 und 1819 einführten, keineswegs blofs der französischen Charte von 1814 nachgebildet; es ist in ihnen die ständische Gliederung und die gesonderte Vertretung von Stadt- und Landbezirken gewahrt; vgl. Treitschke Deutsche Gesch. II S. 352. 374. 548 und Steins Denkschrift für Baden bei Pertz, kl. Ausg. II S. 302 f. Vom Inhalt der preussischen Verfassung von 1850 wird, trotz seiner besonderen Wichtigkeit, nichts Näheres angegeben, aber die Besorgnis ausgedrückt (S. 122), dafs durch die Anordnung des Wahlrechts eine „innere Zersetzung“ eintrete, welche nur durch das staaterhaltende Königtum abgewehrt werden könne. Über das allgemeine Wahlrecht in der deutschen Reichsverfassung von 1871 wird kein Urteil gefällt, und so wäre es auch wohl ratsam, das Wahlrecht in Preussen in einer für Schüler bestimmten Darstellung unbeanstandet zu lassen. Dafs aber das preussische Königtum seine staaterhaltende Aufgabe in dem Verfassungskonflikt 1862—66 aufs rühmlichste und mit dem Bewußtsein grosser Verantwortlichkeit durchgeführt hat, betont der Verf. mit Recht, wie es auch in den Darstellungen von liberaler Seite (vgl. O. Jäger, Geschichte der neuesten Zeit II S. 493. III S. 35. 217) durchaus zugestanden wird. Sehr mild beurteilt der Verf. die fehlerhafte Politik, welche zu der Demütigung Preussens in Olmütz 1850 führte, doch verschweigt er nicht, dafs Preussen damals nicht gut gerüstet war und dafs der Waffenstillstand mit Dänemark „nicht dazu beitragen konnte, sein Ansehen in Deutschland zu kräftigen“ (S. 164).

Dafs einzelne, besonders zur Warnung dienende Ereignisse von 1848, z. B. der Strassenkampf des 18. März in Berlin und die Ermordung zweier Abgeordneter in Frankfurt, im einzelnen erzählt werden, ist nicht für überflüssig zu erachten; zum Gegengewicht möchte man auch einige Szenen aus dem deutsch-französischen Kriege, der in klarer Übersicht erzählt ist, näher geschildert wünschen. Napoleon III. ist, ohne des Guten, was er für Frankreichs innere Verhältnisse gewirkt hat, zu gedenken, nicht sehr richtig charakterisiert als „ein eiserner Cäsar, eine neue Zuchtrute für Frankreich und für Europa“ (S. 99). Für Italiens Emporstreben zur nationalen Einigung zeigt der Verf. keine besondere Sympathie, auch nicht für die Befreiung Griechenlands; Frankreichs

innere Zerrüttung wird scharf hervorgehoben; am schlimmsten aber kommt England weg, dessen Entwicklung seit 1815 gar nicht in einem besonderen Abschnitt betrachtet, sondern beim Beginn des Krimkrieges mit dem Urtheil abgefertigt wird (S. 175): „Schon seit den zwanziger Jahren war Englands auswärtige Politik darauf gerichtet gewesen, überall in den westeuropäischen Staaten den Liberalismus zu fördern, um mit Hilfe desselben seine egoistischen Ziele zu erreichen.“

In der Schlufsbetrachtung weist der Verf. dem deutschen Reiche die besondere, schon seit der Gründung durch Karl d. Gr. ihm gesetzte Aufgabe zu, „Träger und Fortbildner der christlichen Staatsidee und damit zugleich für die Völker Europas ein Hort des Friedens zu sein“. Man wird die Erhaltung und Förderung eines christlichen Staatswesens als eine allen Kulturvölkern gesetzte Aufgabe ansehen müssen und dem deutschen Reiche gewiß einen hervorragenden Anteil an der Erfüllung dieser Aufgabe zuweisen. Um aber völlig zu ermessen, was in dieser Aufgabe liegt, müßte auch die Kultur unseres Jahrhunderts, welche ja trotz aller vorhandenen Gegensätze auf den Grundlagen des Christentums ruht, in der Darstellung mehr hervorgehoben sein; es würde damit zwischen den oft unerfreulichen politischen Vorgängen öfters ein Ruhepunkt gegeben sein. Goethe in Weimar, München unter Ludwig I., Gründung und Erweiterung des Berliner Museums, die ersten Eisenbahnen in Deutschland, die Verbindung der Erdteile durch regelmäßige Dampfschiffahrt und Telegraphen; das gehört auch zur Geschichte unseres Jahrhunderts und kann in abgerundeten Bildern dargestellt werden. Doch auch so enthält das Buch für Lehrer viel Beachtenswertes; für Schüler ist es nicht unbedingt zu empfehlen.

Lübeck.

Max Hoffmann.

Herm. Jaenicke, Die deutsche und die brandenburgisch-preussische Geschichte. Im Zusammenhange dargestellt. 1. Teil: Pensum der Untertertia. 2. Teil: Pensum der Obertertia. 2. verbesserte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1886. 1. Teil. 102 S. 1,20 M. 2. Teil. 123 S. 1,40 M.

Die erste Auflage des vorliegenden Werkes ist in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1881, 1. Heft) eingehend besprochen worden; es genügt daher, hier auf die Verbesserungen hinzuweisen, welche sich in der 2. Auflage finden. Der Verfasser war von mir und auch von andern Rezensenten darauf aufmerksam gemacht worden, daß ihn sein Streben nach Knappheit und Kürze im Ausdruck stellenweise zu stilistischen Härten geführt habe. Er hat es sich infolgedessen, und zwar mit rechtem Erfolge, angelegen sein lassen, diesem Vorwurfe zu begegnen. Jede Seite giebt Zeugnis davon; der erste Teil ist sogar vollständig umgearbeitet worden. Zwar ist er dabei um 17 Seiten Text gewachsen; doch ist dieser

Zuwachs fast ausschließlich der Darstellung und der Form zugute gekommen, während der Stoff eine Vermehrung gar nicht oder höchstens in den Anmerkungen erfahren hat. Ich meine aber, lafs auch der Text von jetzt ab so bleiben kann, wie er in der zweiten Auflage vorliegt, damit die späteren Auflagen von den früheren nicht zu sehr abweichen. Der gebotene Stoff ist nunmehr in völlig tadelloser: Druckfehler sind fast gar nicht vorhanden. An die Stelle der dürftigen Geschlechtstafel des Hauses Habsburg sind zwei recht brauchbare und ausführliche der Häuser Hohenzollern und Habsburg getreten. Da dem Buche die Vorzüge, welche es bei seinem ersten Erscheinen hatte, voll und ganz erhalten geblieben sind, und sich die zweite Auflage noch durch die Einführung der Paraphenenteilung, die Einschaltung von Rückblicken und die geschickte Verwendung der Anmerkungen auszeichnet, so verdient das Werk in seiner jetzigen Gestalt die wärmste Empfehlung.

Fraustadt.

Moritz Friebe.

- 1) E. S. Cornelius, Grundriss der physikalischen Geographie. Für höhere Unterrichtsanstalten bearbeitet. 6. verbesserte Auflage. Halle, W. Schmidt, 1886. 2,40 M.

Diese Neuauflage ist in der That eine mehrfach verbesserte. Der Verf. hat es sich angelegen sein lassen, seinen schätzbaren Grundriss durch allerlei Änderungen und Erweiterungen auf die Höhe des gegenwärtigen Standpunktes der Wissenschaft zu erheben.

Als Hilfsbuch für den Lehrer möchte dieser Grundriss wohl manchen guten Dienst leisten, da er fast durchweg klar und bündig die Hauptlehren der physischen Erdkunde (abgesehen von deren mathematischem oder astronomischem Teile) vorträgt. Allerdings ist der Standpunkt des Verf.s mehr der des Physikers als der des Geographen, und mitunter merkt man die Nachbesserung an gewissen Ungleichheiten, nicht nur an dem störenden Nebeneinander von Fufs- und Metermafs (sogar die Niederschlagshöhen werden auf S. 163 in Zollen ausgedrückt). Die nicht-meridionale Richtung der Passate wird auf S. 113 einseitig und ungenügend auf die verschiedene Rotationsgeschwindigkeit verschiedener Breiten zurückgeführt; erst später wird, ohne Hinweis auf die Bedeutung für die Passatheorie, die allgemeine Rechts-, bez. Linksabiegung jeder geradlinig einsetzenden Bewegung auf der Erde erwähnt. Die Definition der Isothermen (S. 67) als „Linien gleicher mittlerer Jahreswärme“ verschweigt die nötige Reduktion letzterer auf dem Meeresspiegel zur Bestimmung der isothermischen Lage eines Orts. Der Verf. meint zwar diesen Zusatz gleich auf den nächsten Zeilen zu bringen, aber der Anfänger würde gegenüber jener Definition den Zusatz wahrscheinlich kaum richtig erstehen: „Übrigens ist bei der Konstruktion der Isothermen die rhebung der Orte über dem Meeresniveau zu berücksichtigen“.

Das nämliche gilt von der hier gegebenen Definition der Isomalen (S. 79). Die Monats- und Jahres-Temperaturmittel von Halle auf S. 69 sind nicht ganz korrekt; besonders der Januar hat in Halle keineswegs ein Mittel von -2° , Halle liegt vielmehr noch im Raum westeuropäisch milder Winter ohne Frost-Januar, wenn auch der 0-Isotherme des Januar nahe benachbart. Die Darlegungen über die Vergletscherung Nord-Deutschlands (S. 210), welche letztere der Verf. zu Gunsten der Drift-Theorie beanstandet, sich sogar versteigend zu dem bedenklich apodiktischen Satze: „Die erratischen Blöcke der norddeutschen Ebene sind überhaupt nicht skandinavischen Ursprungs“, wären besser fortgeblieben.

- 2) R. Kiepert, Schulwandkarten der Länder Europas. Lief. 13 u. 14: Physikalische und politische Wandkarte von Spanien und Portugal. Berlin, D. Reimer, 1886. 5 M.

Die höchst verdienstliche Sammlung von Schulwandkarten für die einzelnen Länder Europas ist nun bis zur südwestlichsten Halbinsel unseres Erdteils fortgeschritten, an der sich die Meisterschaft von R. Kieper's Darstellung besonders glücklich bewährt hat.

Wieder erhalten wir Zwillingkarten. Beide geben in dem ansehnlichen Maßstabe 1 : 1 000 000 ein markiges Bild der pyrenäischen Halbinsel; die eine veranschaulicht nur das Relief mit den Flüssen und Stadtpunkten und ist stumm, die andere mit bloß gestrichelten Gebirgsangaben und Flüssen zeigt die Staats- und Provinzgrenzen in farbigen Linien und trägt vollen, aber nirgends belastenden Namensdruck.

In Korrektheit und technischer Vollendung sind diese Karten den vorangegangenen derselben Sammlung vollkommen ebenbürtig. Auf dem Reliefgemälde (der Name übertreibt nicht) verweilt der Blick aber mit gesteigertem Wohlgefallen, so fördernd erscheint hier die Manier, doppelt die Plastik des Bodens auszudrücken: die Böschungen je nach ihrer Steilheit mit verschieden dichter Schraffur, die Erhebungen (die gerade bei bloßer Hochflächenform wie hier in beiden Kastilien durch keinerlei Schraffierung ausgedrückt werden könnten) je nach ihrer absoluten Höhe in abgetönten Flächenfarben, die durch gelbliche in immer dunklere braune Nuancen übergehen. Diese Halbinsel ist ja garnicht zu verstehen ohne die Höhenlagen des Bodens auch außerhalb der Gebirge zu erwägen; an ihr lehrte uns Humboldt zuerst den didaktischen Wert von Durchschnittsprofilen, an ihr zeigt sich unter allen Ländern Europas am eindrucksvollsten der Wert eines guten Höhenschichtenbildes auch für den Schulunterricht.

- 3) H. Kiepert, Physikalische Wandkarte von Nord-Amerika. 7 M.
4) H. Kiepert, Politische Wandkarte von Nord-Amerika. Dritte, berichtigte Auflage. Berlin, D. Reimer, 1886. 7 M.

An brauchbaren Wandkarten Nord- und Südamerikas haben wir durchaus keinen Überflufs, und diejenigen Heinrich Kieper's

freuen sich wohl mit Recht der Bevorzugung, da sie Zuverlässigkeit mit geschmackvoller Ausführung vereinigen.

Die aus je 5 Sektionen bestehenden Kieperschen Wandkarten von Nordamerika liegen nunmehr bereits in dritter Auflage vor. Die Verbesserungen waren seit der vorigen Auflage nicht vielfach nötig. Doch sehen wir die Pflanzengrenzen, namentlich die Polargrenze des Baumwuchses jetzt genauer verzeichnet, und auch das Relief ist und da an der Hand neuerer Aufnahmen verbessert dargestellt. Insbesondere hat nun Grönland nach Nordenskiöld's mutiger Landreise sein Hochlandbraun weit über den alpinen Ostrand hinaus angelegt. Statt Havana wäre besser zu setzen Habana, statt Reykiavik Reykjavik.

Die Karte mit dem politischen Kolorit erscheint für den Schulgebrauch weniger vonnöten. Sie giebt (in der sonstigen Unterlage mit der physikalischen völlig übereinstimmend) nur die großen Staatsgebiete in Flächenfärbung, außerdem den verschiedenartigen Kolonialbesitz in Westindien. Die Einzelrepubliken Mittelamerikas hätten indessen jedenfalls verschiedenes Kolorit verdient. Die Teilstaaten und Territorien der Union sind nur mit dünnen roten Linien von einander getrennt, diejenigen Mexicos überhaupt nicht gesondert angegeben; letztere haben freilich auch für die Schule keine Bedeutung.

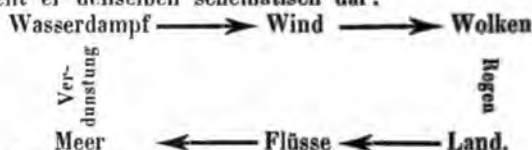
Halle.

A. Kirchhoff.

Heinrich Matzat, Erdkunde. Ein Hilfsbuch für den geographischen Unterricht. Zweite, umgearbeitete Auflage. Berlin, Paul Parey, 1886. 310 S. 2 M.

Auf den ersten Blick schon bietet sich diese zweite Auflage als eine verbesserte der ersten „Zeichnenden Erdkunde“ dar. Liegen ja sieben Jahre zwischen beiden Auflagen, und das der Verfasser diese Zeit hindurch auch auf dem Felde des geographischen Unterrichts nicht gerastet, das hat uns seine „Methodik“ dieses Unterrichtszweiges bewiesen. In dieser liegt nun aber zugleich der Schlüssel zur rechten Beurteilung des vorliegenden Lehrbuchs. Demselben fehlen die früher reichlich eingestreuten Dichterstellen, auch die Kartenskizzen über die wichtigsten Eisenbahnlinien sind in ihm gestrichen, — die ersteren wohl in der Voraussetzung, daß die Lesebücher den geeigneten Stoff darbieten, die letzteren, daß die immer besser werden- den Schulatlanten nur die wirklich wichtigen auch nachweisen werden. Da trotzdem noch die Seitenzahl von 300 auf 310 gestiegen, so ergibt sich schon hieraus eine beträchtliche Vermehrung des Inhalts. Ist dies nun auch bei neuen Ausgaben von Schulbüchern im allgemeinen gerade kein Vorzug, so kommt dieselbe hier jedoch in erster Linie, das Ganze zerfällt in fünf Bücher, dem ersten und letzten, der sogenannten „Allge-

meinen Erdkunde“ zu statten. Jenes, „Zur Heimatskunde“ überschrieben, enthält auf 21 Seiten die geographischen Vorbegriffe und einen kurzen Überblick über die Länderkunde. Schon hier tritt das bekannte Streben des Verfassers, klar und übersichtlich zu gliedern, deutlich zu Tage. Er nimmt zu dem Zweck, mehr als es sonst wohl geschieht, auch die graphische Darstellung in seinen Dienst. Wo er z. B. von dem Kreislauf des Wassers redet, stellt er denselben schematisch dar:



Bei dem meist so geringen Vorstellungsvermögen unserer jüngeren Schüler, darf man wohl in solcher Art nicht eine bloße Spielerei erblicken. Matzat legt wenigstens ganz besonderen Wert auf diese Anschaulichkeit. Deshalb schiebt er fast jedem Abschnitt eine schematische Übersicht voraus. Der allgemeinen Besprechung der Océane und Erdteile z. B.

Nördliches Eismeer

Großer Nordamerika Atlant. Europa Ind. Asien Großer
Ocean Südamerika Ocean Afrika Ocean Australien Ocean
Südliches Eismeer.

Ref. erwähnt das, weil hierin gerade eine Besonderheit dieses Hilfsbuches liegt, die zugleich erkennen läßt, daß es dem Verfasser auch nach dieser Seite mit der „zeichnenden Erdkunde“ noch immer Ernst ist. Das zweite Buch behandelt Deutschland und seine Grenzländer. Dafs hier nach geographischen Beziehungen die Anordnung getroffen und das ganze Gebiet zunächst in sieben Kapitel, die das Alpengebiet und sechs Stromgebiete behandeln, und diese wieder in 25 Landschaften, „methodische Einheiten“, gegliedert sind, ist nach Matzats bekanntem Standpunkt selbstverständlich. Die Reihenfolge dieser Glieder ist natürlich je von dem Ausgangspunkte und je nachdem sich der Geschichtsunterricht mit dem geographischen in Beziehung bringen läßt, abhängig, in ihr soll kein Zwang für den Gang des Unterrichts liegen. Dafs aber infolge dieser Einteilung mehrfach Wiederholungen nötig werden, worauf der Verfasser in dem Vorwort selbst hinweist, wird als eine Annehmlichkeit sicherlich nicht empfunden, muß um des Prinzipes willen aber ertragen werden. Innerhalb jedes Abschnitts findet sich ebenfalls wieder eine übersichtliche Gliederung und am Ende desselben die politischen Verhältnisse der Landschaft nebst ihren wichtigsten Städten aufgezählt. Am Ende jedes Buches gestaltet sich der Rückblick zu einer Gesamtübersicht, die namentlich bei Deutschland und Europa (S. 89—104 und 177—188) vortrefflich gelungen ist und manchen Fingerzeig zur praktischen Durcharbeitung des

toffes enthält. Die dispositionsartige knappe Form ist aber auch hierbei festgehalten. Das Ganze macht dadurch allerdings einen sehr tabellenartigen Eindruck, es bietet Gedächtnisstützen und ist offenbar, wenn man aus dem, was der Verf. über den Stoff des ersten Buches sagt (Methodik S. 312 Anm. 3), schliefen darf, auch wesentlich dazu bestimmt. Die Übersichtlichkeit drängt sich als Prinzip fast zu deutlich hervor. Man kommt nicht zum rechten Genufs eines größeren Ganzen. Und gerade hierin bleibt die Matzatsche Erdkunde hinter der Schulgeographie von Kirchhoff weit zurück. In dieser ist scheinbar gar kein Wert auf äußerliche Übersichtlichkeit gelegt, während jeder einzelne Abschnitt näher angesehen, ein wahres Kabinettsstück sauberster Durcharbeitung und wohlervogener Stoffanordnung ist. Doch das ist Sache des Prinzips, an sich läßt sich M.'s Standpunkt durchaus rechtfertigen und, was die Hauptsache ist, auf demselben sicherlich auch reiche Frucht schaffen. Aber eins vermißt Ref. schmerzlich: bei den politisch oder kulturgeschichtlich oft so wichtigen Städten und Gegenden einen Hinweis auf die geographische Bedingtheit; einige andere neuere Lehrbücher sind darin besser dem Vorgange Guthes und Kirchhoffs gefolgt.

Das dritte Buch behandelt das übrige Europa nebst Westasien und der Nordküste Afrikas. Das Zusammenfassen dieser Gebiete mit Europa wird bei dem engen Hand in Hand gehen der Geschichte mit der Geographie, wie es M. wünscht, nur zu billigen sein, ebenso wie er diesen Stoff in methodische Einheiten zerlegt. Namentlich hat Ref. die Gliederung des industriellen Englands in vier Steinkohlengebiete und ihre Hauptindustriellen, Centren und Haupthäfen wohlgefallen. Bei Griechenland und dem Orient giebt er mehr nur die Namen und politische Einteilung der sogenannten „alten Geographie“; auch bei Italien treten die modernen Verhältnisse hinter den alten etwas zurück. Im vierten Buch werden die fremden Erdteile besprochen, und wie schon bei den europäischen Ländern werden Vegetation, Tierwelt und Bevölkerung dabei in Betracht gezogen, so dafs man nichts Wesentliches vermißt.

Ganz besonders gut gelungen ist aber das fünfte Buch, welches die allgemeine Erdkunde in klarer und genügend eingehender Weise darstellt. M. beweist, dafs auch die sogenannte „mathematische Geographie“ (1. Kapitel), soweit die Schule auf sie reflektiert, sich sehr wohl im Zusammenhang mit der Geographie überhaupt behandeln läßt, vorausgesetzt, dafs dem Geographie-Lehrer, wie zu erwarten, die dazu notwendige mathematische Schulung nicht gebricht. Ein treffliches Kapitel ist das zweite, die physikalische Geographie handelnd. Hier zeigt die Klimatologie besonders, wie leicht es M. wird, wissenschaftliche Ergebnisse für die Schule nutzbar zu machen. Das dritte Kapitel beschreibt M. „Statistische Geographie“ und faßt darin

noch einmal Gröfse der Erdteile und Länder, Gruppierung der Menschen in Völker und Staaten und schliesslich ihre materielle und geistige Kultur übersichtlich zusammen. Ein Aussprache-Register füllt die beiden letzten Seiten des Buches.

Das ganze Werk gehört ohne Zweifel zu unsern methodisch brauchbarsten Hilfsbüchern, und da der Verf. in seiner Methodik zugleich eine authentische Interpretation gegeben, wie er im einzelnen verstanden sein und wie er das Buch überhaupt gehandhabt wissen will, so wird sich an der Hand desselben der geographische Unterricht trefflich fördern lassen. Mancherlei Aufgaben für die Schüler finden sich eingestreut und gehören mit zu den schon erwähnten Fingerzeigen auch für den Lehrer, der etwa nicht weifs, wie er, aufser mit dem Nachzeichnen, die Schüler zur Selbstthätigkeit, zur eigenen Beobachtung und Abschätzung geographischer Verhältnisse heranziehen soll.

Schliesslich erlaubt sich Ref. auf einige Kleinigkeiten, an denen er Anstofs genommen, hinzuweisen. In § 17 dürfte der Ausdruck „der mittelste Kreis dieser Spirale“ anzufechten und vielleicht durch „Windung“ zu ersetzen sein, da die Spirale doch nicht aus konzentrischen Kreisen besteht. Ebenso ist die Definition der „Längen- und Breitengrade“ in § 39 und 42 zu mifsbilligen, da wir doch durch Kirchhoff an die Auffassung der Grade als Erdstreifen zwischen den Parallelkreisen resp. Meridianen gewöhnt sind.

In § 79 wird la Perte du Rhone noch als vorhanden angenommen, während die früher den Rhonelauf verdeckenden Felsen seit einigen Jahren thatsächlich gesprengt sind. Vom „Plateau“ der Altmark wird § 192 gesagt, dafs es 150 m Höhe erreiche, und so ist es richtig, in § 180 kann wenigstens die Zahlangabe 170 m darauf bezogen werden, obwohl sie selbstverständlich zu „Lüneburger Heide“ gehört. Sollte man aber trotz der altmärkischen Hellberge überhaupt von einem „Plateau“ der Altmark sprechen können? Dasselbe dann aber auch noch mit zum Wesergebiet zu ziehen, ist wohl kaum angänglich. Der „Spreewald“ wird in § 199 als „eine Sumpf- und Waldlandschaft“ beschrieben. Thut man diesem interessanten Stück brandenburgischer Erde „voll trefflichen Grases für Rinderzucht“ (Kirchhoff) mit jener Charakteristik nicht Unrecht? Übrigens umfasst er auch nur den Spreebogen von O. nach W. und N., nicht mehr den Teil desselben, der sich wieder nach O. wendet. Von vier Seezonen bei Deutschland (§ 255) zu reden, indem die oberitalischen Alpenseen mit hineingezogen werden, ist wohl auch etwas gewagt. Die Riviera wird § 378 erwähnt, ohne dafs irgendwo gesagt würde, was man unter dieser versteht. Sehr gut ist die kurze Charakteristik der einzelnen Nationen, merkwürdigerweise fehlt dieselbe bei den Spaniern. Doch was soll Ref. noch weiter an Kleinigkeiten herummäkeln, die die Freude

in Ganzen nur beeinträchtigen könnten. Das Buch ist klar und methodisch brauchbar, und darum sei es den Fachgenossen anlegentlich empfohlen.

Bielefeld.

Th. Prenzel.

- 1) H. E. Roscoe und C. Schorlemmer, Kurzes Lehrbuch der Chemie nach den neuesten Ansichten der Wissenschaft. Mit zahlreichen eingedruckten Holzstichen und einer Tafel in Farbendruck. 8. vermehrte Auflage. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn, 1896. 484 S. 5,50 M.

Die großen Vorzüge, welche dieses kurze Lehrbuch der Chemie vor andern von gleichem Umfange voraus hat, sind allen Lehrern der Chemie hinlänglich bekannt. Es genügt daher, auf das Erscheinen der achten Auflage aufmerksam zu machen. Der Unterzeichnete, der dieses vortreffliche, äußerst klar geschriebene Buch auch in früheren Auflagen kennt, hat nur wenige Veränderungen für eine neunte Auflage in Vorschlag zu bringen. Nach seiner Ansicht kann die Beschreibung der Wage und der kurze Abriss der Krystallographie gestrichen werden, da in den Schulen, in denen dieses Lehrbuch eingeführt wird, die Wage im physikalischen und die Krystallographie im mineralogischen Unterricht durchgenommen werden. Der so gewonnene Raum könnte zur Erweiterung anderer Abschnitte, z. B. der physikalischen Eigenschaften der Elemente und der organischen Chemie, verwendet werden. Der Verleger hat das Buch vortrefflich ausgestattet.

- 2) M. Rosenfeld, Leitfaden für den ersten Unterricht in der anorganischen Chemie auf rein experimenteller Grundlage. Mit einem Anhang: Chemie der Kohlenstoffverbindungen. Mit 58 in den Text gedruckten Abbildungen. Freiburg i. B., Herdersche Verlags-handlung, 1896. 153 S. 2,40 M.

Der Verfasser dieses Leitfadens geht von der richtigen Ansicht aus, daß das Experiment die Grundlage des chemischen Unterrichts bilden müsse und daß die Gesetze daraus abzuleiten seien. Er beschreibt eine große Zahl instruktiver Versuche, von denen einige neu sind. Die Gliederung des ganzen Unterrichtsstoffes ist folgende: I. Physikalisch-chemische Erscheinungen: Verhalten der Körper zu Lösungsmitteln; II. Chemische Synthese: Verhalten der Körper zum atmosphärischen Sauerstoff, zu Schwefel, zu Chlor, Brom und Jod; III. Chemische Analyse; IV. Verbindungsgewichte; V. Gasdichte der Körper; VI. Salze: Salzsäure und ihre Salze, Salze der Schwefelsäure, der Salpetersäure, Kohlen-säure Salze u. s. w.; VII. Allotropie; VIII. Atmosphärische Luft; IX. Legierungen; X. Atomistische Theorie; XI. Systematische Übersicht der Elemente.

Der Anhang, die Chemie der Kohlenstoffverbindungen betreffend, gliedert sich in folgende Abschnitte: I. Fettkörper, Kohlenhydrate, III. Cyanverbindungen, IV. Aromatische Ver-

bindungen, V. Alkaloide, VI. Proteinstoffe. Die einzigen Abschnitte beigegebenen Fragen sind oft zu unbestimmt und meiner Ansicht nach überflüssig, da der Lehrer dieselben stellen muß. Der Verf. wendet in vielen Fragen das Wort „könnte“ an. So stellt z. B. folgende Fragen: „Wie könnte Wasserstoff auf erhitztes Kupferoxyd einwirken?“ „Welche Wirkung könnte Chlor auf Ammoniak haben?“ Der Verf. sagt, daß er, dem propädeutischen Charakter des Elementarunterrichts entsprechend, von einer Zusammenstellung des Materials nach systematischer Ordnung Abstand genommen habe. Dann hätte er aber auch die in dem Anhang verwiesene Chemie der Kohlenstoffverbindungen in derselben Weise wie die anorganische Chemie bearbeiten sollen. Dieser Anhang, der einen systematischen Abriss der organischen Chemie giebt, ist wohl nur ein Auszug aus einem größeren Lehrbuch der Chemie. Es werden hier die kompliziertesten Formeln aufgestellt, ohne daß vorher die Ableitung einer Formel gegeben worden ist. Die Zusammenstellung der Formeln in Reihen ohne Beschreibung der betreffenden Körper hat für die Schüler, für welche dieses Buch geschrieben ist, gar keinen Wert. Der Verf. hätte besser gethan, einzelne wichtige organische Verbindungen ausführlicher zu beschreiben. Ein Inhaltsverzeichnis habe ich ungern vermisst. Welche deutsche Schulen hat denn der Verf. bei Abfassung seines Buches im Auge gehabt? Gymnasien und Realgymnasien doch wohl nicht; denn auf diesen wird gar keine organische Chemie gelehrt (s. Lehrpläne für die höheren Schulen in Preußen vom 31. März 1882), und für die Oberrealschule wird nur die Kenntnis der wichtigsten Stoffe der organischen Chemie gefordert. Trotz der gemachten Ausstellungen verdient das vorliegende Buch die Beachtung der Lehrer der Chemie. Die Ausstattung desselben ist recht gut.

- 3) H. Bork, Die Elemente der Chemie. Leitfaden für den ersten Kursus in der Sekunda des Gymnasiums. Mit 23 Holzschnitten im Text. Paderborn und Münster, Ferdinand Schölkopf 1886. 68 S.

Den Lehrern der Chemie an Gymnasien wird hier ein ganz vortreffliches Büchlein dargeboten, bei dessen Abfassung der Verf. den Grundsatz befolgte: „Pauca sed matura.“ Der Verf. beginnt mit einer Betrachtung der physikalischen und chemischen Eigenschaften der atmosphärischen Luft, des Sauerstoffes, des Wasserstoffes und des Wasserstoffes, und leitet dann aus den durch Versuche gewonnenen Resultaten das Gesetz des festen Gewichtsverhältnisses der Elemente in einer chemischen Verbindung ab. Die folgenden Paragraphen behandeln: das Chlor, die Chlorwasserstoffsäure, die chemischen Symbole, den Unterschied zwischen chemischer Verbindung und Mischung, die Sauerstoffverbindungen des Stickstoffs, das Gesetz der multiplen Proportionen, das Ammoniak (Alkalisches Säuren, Salze). Hieran schließt sich das Gesetz der Verbind-

er Gase nach einfachen Volumverhältnissen, die Avogadro'sche Hypothese und die Wertigkeit der Atome. Die nächsten Paragraphen sind der Beschreibung des Schwefels, des Kohlenstoffes, Sulfuriums und ihrer Verbindungen, sowie der wichtigsten Metalle gewidmet. Der hier gebotene Lehrstoff kann bequem in einem Semester bewältigt werden.

1) F. Henrich, Tabellen zur qualitativen chemischen Analyse. Wiesbaden, Chr. Limbarth, 1886. 2 M.

Die Ansichten der Chemiker gehen darüber auseinander, ob Tabellen beim Unterricht in der analytischen Chemie andern Leitfäden vorzuziehen seien oder nicht. Tabellen haben den Vorzug der Übersichtlichkeit, aber sie verleiten den Anfänger leicht zu mechanischen Arbeiten. Ich würde einen anders gearbeiteten Leitfaden, z. B. den von Medikus, solchen Tabellen für Anfänger vorziehen. Der Verf. scheint sich bei Ausarbeitung seiner Tabellen die schon in der 12. Auflage erschienenen Tafeln von Will zum Vorbild genommen zu haben. Wenn die vorliegenden Tafeln für die praktischen chemischen Arbeiten in Realgymnasien und Oberrealschulen geschrieben sind, so hätten sie etwas einfacher gehalten sein können. Die seltneren Metalle hätten füglich weggelassen werden können. Die praktischen Arbeiten in den genannten Schulen sind, wie auch aus den Erläuterungen zu den Lehrplänen für die höheren Schulen in Preußen zu ersehen ist, auf ein geringes Maß zu beschränken. Ich wäre eher dafür, daß die Schüler der Mittelschulen sich vor allen Dingen einige praktische Fertigkeiten, z. B. im Bearbeiten des Glases u. s. w. verschaffen. Wenn ein Student diese Fertigkeiten beim Eintritt ins Laboratorium mitbringt, hat er vor andern schon viel voraus.

Leipzig.

F. Trau Müller.

1) H. Schubert, Sammlung von arithmetischen und algebraischen Fragen und Aufgaben, verbunden mit einem systematischen Aufbau der Begriffe, Formeln und Lehrsätze der Arithmetik für höhere Schulen. Erstes Heft. Für mittlere Klassen. Zweite Auflage. VI u. 224 S. Potsdam, A. Stein, 1886. 1,50 M.

Derselbe, System der Arithmetik und Algebra, als Leitfaden für den Unterricht in höheren Schulen. VI u. 222 S. Ebenda 1885. 1,50 M.

Das erste Buch erscheint nach der günstigen Aufnahme, die es gefunden, schon jetzt in zweiter fast unveränderter Auflage. Da es in dieser Zeitschr. Bd. XXXVIII S. 172 ausführlicher rezensiert ist, so genügt es hier kurz die frühere Empfehlung zu wiederholen.

Das zweite ist fast nur ein Abdruck von dem systematischen Teile des ersten Werkes ohne den hauptsächlich für Realgymnasien bestimmten Anhang. Veränderungen haben nur insoweit stattge-

funden, als einzelne Partien, die früher im Anschluß an die Aufgaben in Fragen erledigt waren, hier dem System an passender Stelle und in angemessener Form eingefügt sind. Zur Erläuterung der besprochenen Theorien hat hier und da auch eine Vermehrung der eingestreuten Beispiele stattgefunden. Das Neue ist mit gleichem praktischen Blick und formalem Geschick ausgewählt, wie das Alte. Das Ganze hat entschieden noch gewonnen, besonders auch durch den in § 36 hinzugefügten Überblick über die arithmetischen Operationen und Zahlarten. Als Kuriosum sei die Seite 154 stehen gebliebene Bezugnahme auf die „folgenden Übungsaufgaben“ erwähnt. Die Übungsaufgaben stehen nur im ersten Buch.

In einer Anzeige ist das zweite Buch mit der Bezeichnung Leitfaden der Elementarmathematik I. Teil angeführt. Hoffentlich brauchen wir nicht zu lange auf den II. Teil, also doch wohl die Geometrie, vorerst neugierig zu bleiben.

2) Th. Spieker, Lehrbuch der ebenen Geometrie mit Übungsaufgaben für höhere Lehranstalten. Mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. 17. Auflage. Potsdam, A. Stein, 1886. 2,50 M.

Derselbe, Lehrbuch der ebenen Geometrie mit Übungsaufgaben für höhere Lehranstalten. Mit vielen in den Text gedruckten Holzschnitten. Ausgabe B. Für mittlere Klassen. Potsdam, A. Stein, 1886. 1,60 M.

Nachdem die beiden letzten Auflagen des vorliegenden ersten Buches ausführlicher besprochen sind, glaubt Referent bei der nach kaum zwei Jahren nötig gewordenen 17. Auflage auf genaueres Eingehen verzichten zu können, um so mehr, als die Abweichungen von der früheren Form nur geringe sind. Die Bemerkungen in der letzten Rezension in dieser Zeitschrift (1885 S. 60) über Scheitel und Nebenwinkel sind berücksichtigt, ebenso wie die über die Kreisberechnung zu annehmbaren Veränderungen geführt haben. Die Existenz inkommensurabler Strecken ist an passender Stelle durch Seite und Diagonale des Quadrats nachgewiesen. Solche Stellen, welche bei der ersten Durchnahme unbeschadet des Zusammenhanges übergangen werden können, sind durch einen Stern kenntlich gemacht. Einer besonderen weiteren Empfehlung bedarf das bekannte Lehrbuch nicht.

Zugleich mit diesem erscheint ein Separatabdruck der beiden ersten Kurse als „Ausgabe B“ für solche Anstalten, deren geometrisches Pensum ein beschränkteres ist.

Zum Schluß noch eine kleine Bemerkung zu demselben Verfs. Trigonometrie, die im vorigen Jahre erschienen und in dieser Zeitschrift (1885 S. 782) von Professor Erler angezeigt ist. Die in den numerischen Beispielen zu trigonometrischen Aufgaben dort angewandte Bezeichnung $n. \lg \sin \alpha = \alpha$ erscheint doch wohl unzulässig. $n. \lg \sin \alpha$ kann nur $\sin \alpha$ bedeuten, nie α .

B. Wiese und W. Lichtblau, Sammlung geometrischer Konstruktionsaufgaben zum Gebrauch an Seminarien sowie zum Selbstunterricht. Mit 145 in den Text gedruckten Holzschnitten. V u. 220 S. Hannover, Carl Meyer, 1885. 2,80 M.

Eine recht reichhaltige Sammlung von Aufgaben liegt hier vor. Auf den ersten 34 Seiten zählt Ref. deren 299, und damit stehen wir erst bei den einfachsten Aufgaben über Parallelogramme. Das erscheint doch wohl als zuviel sowohl für Seminarien, in denen die Vorrede die zu Gebote stehende Zeit als sehr knapp schildert, als auch für den Selbstunterricht. Von den wichtigeren Aufgaben fehlt keine. Gewöhnlich wird für die Lösung ein Beispiel eingehender ausgeführt, und daran schließt sich eine Reihe verwandter Aufgaben, bei denen die Konstruktion nur zuweilen angedeutet wird. Wer nichts weiter sucht, wird hier befriedigt sein. Ref. kann trotzdem für das Werkchen sich nicht erwärmen; liegt der Grund dafür in der oft recht äußerlichen Anordnung. Zwar ist im Anfang das Wesen der Konstruktionsaufgaben klar und deutlich auseinandergesetzt. Es ist gezeigt, daß zur Bestimmung eines Punktes es stets darauf ankommt, zwei geometrische Örter zu finden. Dann fehlt aber jeder Hinweis darauf, wie in einem vorliegenden Falle diese Linien zu bestimmen sind. Die Aufgaben sind nicht nach den Methoden, die zu ihrer Lösung dienen, geordnet, wie das z. B. in dem Petersenschen Büchlein „Methoden und Theorien“ versucht ist, sondern es stehen lose neben einander: Dreiecks-, Vierecksaufgaben, Konstruktionen des Trapezes, des Trapezoides, Konstruktionen von Punkten, Linien und Winkeln im Kreise, Dreiecksaufgaben, in denen einer der Radien der mit dem Dreieck verbundenen Kreise gegeben sind etc. Die zweite Reihe von Aufgaben wird von der ersten abgetrennt, weil zu ihrer Lösung die Lehre von den Proportionen und der Ähnlichkeit erforderlich ist. Auch hier bleibt wieder die gesuchte Methode für das Einteilungsprinzip. Es folgen auf einander: Dreiecks-, Viereckskonstruktionen, Bestimmung von Linien im und am Kreise, Teilungs- und Verwandlungsaufgaben u. s. w. Der Lernende erhält im wesentlichen aufs Probieren angewiesen, nachdem ein Beispiel ihm vorgeführt ist. Die geometrischen Konstruktionen in gebräuchlicher Ausdrucksweise, verschiedene Lösungen der Aufgabe, die Annäherung eines Kreises annähernd zu rektifizieren, die Berührungsaufgaben des Apollonius und Hilfsmittel zur Lösung von Aufgaben bilden den Schluß. Der letzte Paragraph, der das Geometrische des ganzen Büchleins hätte bilden sollen, bespricht die wichtigsten geometrischen Örter und die wichtigsten Daten. Auch hier einzelnen läßt sich manches aussetzen. Gerade und Strecken werden durch die Bezeichnung nicht immer scharf unterschieden (S. 11 Aufg. 9). Senkrechte werden konstruiert statt „errichtet“. Aufgabe 188 S. 30 liefert die Figur zur ersten Lösung nur ein Dreieck, die zur zweiten zwei Dreiecke, die Notwendigkeit gewisser

Hilfslinien wird nicht immer nachgewiesen (s. Aufgabe 78, S. 57) u. s. w. Unter den „Vermischten Aufgaben“ des ersten Theiles finden sich neben streng lösbaren auch solche wie: in einem Kreis ein regelmäßiges 7-, 9-, 11-, 13-Eck zu konstruieren. Solche Aufgaben, die nur eine Annäherung zulassen, mußten überhaupt fortfallen oder für sich gruppiert werden. Also um zusammenzufassen: reichliches Material ist da, es fehlt nur noch an der praktisch verwertbaren, übersichtlichen Zusammenstellung nach den Methoden der Lösungen.

Berlin.

M. Schlegel.

J. Läser, Rechenbuch für Gewerbeschulen und höhere Lehranstalten, sowie zum Selbstunterricht und zur Fortbildung im Geschäftsrechnen. Weinheim, Ackermann, 1886. 124 S.

Der als Verfasser von Rechenbüchern schon bekannte Herr Verf. bietet uns hier ein neues, für Gewerbeschulen und höhere Lehranstalten bestimmtes. Es enthält die Rechnung mit decimalen Zahlen, mit gemeinen Brüchen, Anwendungen derselben, Prozentrechnungen, Konto-Korrente und besonders geometrische Berechnungen. Den ersten Teil bilden so wenig Aufgaben, daß es scheint, als sollten dieselben nur zur Wiederholung des bereits früher Gelernten dienen; die genaue Erklärung mancher Operationen widerspricht aber doch wiederum dieser Mutmaßung. Im Vergleich zu der früher an dieser Stelle (XXVIII 3. 4) besprochenen Art der Behandlung der Rechnung mit decimalen Zahlen hat der Herr Verf. den engen Zusammenhang der decimalen Einheiten mit den dekadischen noch mehr betont und für die Rechnung benutzt. Leider scheint er aber die bedeutenden Vorteile des abgekürzten Rechnens trotz meiner damaligen Empfehlung noch nicht recht erkannt zu haben, denn das Wenige, was er von demselben giebt, ist nicht genug, um Verständnis für dasselbe zu erreichen, zumal wenn die Fehlerbestimmung gar nicht berücksichtigt wird. Recht erfreulich ist die Empfehlung der österreichischen Subtraktions- und Divisionsmethode und ihrer großen Vorteile für die Rechnung; es scheint sich dieselbe doch nach und nach immer mehr Freunde zu erwerben. — Während der Herr Verf. im Anfang die Operationen oft begründet, sieht er bei der Lehre von den Brüchen und auch später ganz und gar davon ab und giebt nur Regeln, die doch nicht in einem Buche am Platze sind, das auch für den Selbstunterricht bestimmt ist. Zudem kommen Erklärungen vor, die ich nicht billigen kann: „Ist bei einer Division der Divisor größer als der Divident, so kann die Operation bloß angedeutet werden (?) und wir bekommen gebrochene Zahlen oder Brüche“ und „Brüche, deren Nenner 10 oder ein Produkt aus Faktoren (eine Potenz von 10 ist, heißen Decimalbrüche oder Decimalen“. Hiernach

äre $\frac{9}{10}$ ein Decimalbruch! Ich meine $\frac{9}{10}$ ist ein gemeiner Bruch, während 0,9 ein Decimalbruch ist. — Fast die Hälfte des Buches wird von den geometrischen Berechnungen eingenommen. In dieser solchen Ausdehnung gehören dieselben meiner Ansicht nach nicht in ein für Gewerbeschulen und höhere Lehranstalten bestimmtes Rechenbuch, zumal in einer Behandlung, die weit davon entfernt ist, wissenschaftlich genannt zu werden. Ich führe nur folgende Erklärungen an: „Wenn eine Strecke sich um einen ihrer Endpunkte dreht, so beschreibt der andere Endpunkt einen Kreis.“ „Eine gewisse der Kreislinie ähnliche, gesetzmäßig geogene, in sich zurückkehrende Linie (Kurve), gleichsam ein englischer Kreis (!), heißt Ellipse.“ Mir ist es nicht begreiflich, wie der Herr Verf., der doch Oberlehrer an einem Gymnasium ist, solche Erklärungen drucken lassen kann.

Soweit ich den Rechenunterricht auf höheren Lehranstalten ansehe, muß derselbe höhere Anforderungen an ein dem Unterrichte zu Grunde zu legendes Rechenbuch stellen als der Herr Verf. des vorliegenden; es mag vielleicht mit Vorteil auf gewissen Gewerbeschulen gebraucht werden können, aber nicht auf Gymnasien.

Berlin.

A. Kallius.

DRITTE ABTHEILUNG.

BERICHTE ÜBER VERSAMMLUNGEN, NEKROLOGE, MISCELLEN.

Lehrplan der Gymnasien im Königreiche Serbien seit 1881.

Von dem Lehrplane der serbischen Gymnasien geht uns folgende Übersicht zu. Sie beweist, daß wir Schulen mit solchem Lehrplane als Gymnasien nicht anerkennen würden.

Zahl.	Lehrgegenstände.	Klassen						
		I	II	III	IV	V	VI	VII
1.	Religionslehre	2	2	2	2	—	—	—
2.	Serbische Grammatik	5	4	4	4	—	—	—
3.	Alt slavische Grammatik	—	—	—	—	3	—	—
4.	Litteraturformen	—	—	—	—	3	—	—
5.	Geschichte der serb. Litteratur	—	—	—	—	—	3	3
6.	Lateinische Sprache	—	—	—	—	4	4	4
7.	Französische Sprache	—	—	—	—	5	5	5
8.	Geographie und Kosmographie	3	3	3	3	—	—	—
9.	Deutsche Sprache	4	4	4	4	2	2	2
10.	Geschichte der Serben	—	—	3	3	—	—	—
11.	Weltgeschichte	—	—	—	—	4	4	3
12.	Menschenkunde	2	—	—	—	—	—	—
13.	Botanik	—	3	—	—	—	—	—
14.	Zoologie	—	—	3	—	—	—	—
15.	Mineralogie	—	—	—	2	—	—	—
16.	Biologie	—	—	—	—	—	3	2
17.	Anthropologie und Hygiene	—	—	—	—	—	—	2
18.	Geologie	—	—	—	—	—	—	2
19.	Chemie	—	—	—	3	2	—	—
20.	Physik	—	—	3	—	3	3	—
21.	Arithmetik	4	4	3	—	—	—	—
22.	Algebra	—	—	—	4	3	3	—
23.	Geometrie	—	—	—	2	2	3	4
24.	Geometrisches Zeichnen	2	2	2	—	—	—	—
25.	Freihandzeichnen	2	2	2	2	—	—	—
26.	Kalligraphie	2	2	—	—	—	—	—
27.	Gymnast. u. milit. Übungen	3	3	3	3	3	3	3
		29	29	32	32	34	33	34
28.	Musik (nicht obligat.)	2	2	2	2	2	2	2
29.	Stenographie (nicht obligat.)	—	—	—	—	—	2	—
		31	31	34	34	36	37	36

VIERTE ABTHEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

1. G. Könnecke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 7. Lief., enth. Bogen 34 bis 37 und Halbbogen 38^a. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, 1886. 2 M. — Vgl. diese Zeitschr. 1886 S. 639. No. 15.

2. C. du Prel, Justinus Kerner und die Seherin von Prevorst. Mit einer photographischen Aufnahme von Justinus Kerner und Zeichnungen aus dem Skizzenbuche von Gabriel Max. Separatdruck aus dem Septemberheft der „Sphinx“ zum Kerner-Jubiläum. Leipzig, Th. Griebens Verlag (L. Fernau), 1886. 37 S. 1 M.

3. U. Schmidlin, Lehrbuch der englischen Sprache. Anleitung zur Erlernung der englischen Umgangs- und Geschäftssprache in 4 Stufen. III. Stufe. Die wichtigsten Regeln der Syntax. Zürich, Cäsar Schmidt, 1886. 103 S. 1 M.

4. J. Lehmann und E. Lehmann, Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache. Nach der Anschauungs-Methode mit Bildern. II. Stufe, I. Abteilung. Die Anschauung im Bilde. III. verbesserte und vermehrte Auflage. Mannheim, J. Bensheimer, 1886. XII u. 295 S. — Das Buch verfährt nach einer Methode, die ein Resultat der Kombination von früher angewandten Methoden ist. Im ganzen beruht dieselbe auf dem Prinzip der Induktion. Die Lektüre wechselt mit Konversation ab.

5. A. Bolm, Geschichtskalender. Ein Tagebuch der Geschichte und Biographie. Zweite Ausgabe. Berlin, F. Schönemann. Circa 40 Hefte à 50 Pf. — Von der neuen Ausgabe liegt das erste Heft vor, auf 48 Seiten die Ereignisse des 1. bis 18. Januar enthaltend. Der Verf. hat eine Anzahl Mitarbeiter gewonnen zur Prüfung der Daten und Berichtigung von Irrthümern, die sich in andern Sammelwerken finden. Die in zwei Bänden erschienene erste Ausgabe hat als ein Werk des Fleißes Anerkennung gefunden.

6. Wilh. Streit, Geschichtliche Gedenkstätten. Berlin, Theod. Hofmann. 56 S. 50 Pf. — Ein Hilfsbüchlein für den Unterricht, welches die wichtigsten historischen Ereignisse in geographischer Anordnung, nach Ländern und Provinzen, vorführt; doch nicht allzu reichhaltig, z. B. wird in Mecklenburg-Schwerin nur Rostock als Geburtsort Blüchers genannt; warum nicht auch Parhim als Geburtsort Moltkes, Güstrow als Residenz Wallensteins? Bei Paris sind die Ereignisse von 1572 an aufgeführt; es erscheint aber unter dem Namen Lutetia schon in Cäsars gallischem Kriege, es war Chlodwigs Residenz, wurde 885—86 von Graf Odo gegen die Normannen verteidigt etc.

7. K. A. Gutmann, Grundrifs der Weltgeschichte, für den Unterricht an den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Würzburg, Fr. Korn, 1885. 269 S. 2 M. — Eine zusammenhängende, faßlich beschriebene Darstellung, aus der Praxis des Unterrichts hervorgegangen und für den Unterricht in Quarta und Tertia wohl zu gebrauchen. Es sind die HAUPTERSCHEINUNGEN auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft wähnt und zu den politischen Ereignissen in Beziehung gesetzt. Ein An-

Leipzig G. Freytag, Prag F. Ten
Anfänge der Kultur in Nahrung,
ordnung, Sprache, Schrift, Relig
in ziemlich buntscheckiger We
Griechen, Germanen mit Nachri
Negern kombiniert.

10. Friedrich Meyer vo
der Sammlung „Das Wissen de
F. Tempsky 1885—86. — Land
und Kirchenwesen des großen ha
interessanter, durch zahlreiche Ab

11. A. Fokke, Rettungen
enthalt des Alkibiades in Sparta
II und 112 S. 2 M.

12. H. J. Bidermann, D
wechselnden Schicksale ihrer Ven
deutschen Landes- und Volkskun
97 S. 2,40 M.

13. K. Jansen, Polograp
Versuch die Ansiedelungen Norda
und Geschichte nachzuweisen. (H
1886. 79 S. 2 M.

14. Franz Toula. Miner
bellen. Mit 15 Figuren. Prag
1886. 161 S. 4 M.

15. O. Arndt, Gegen die
Paderborn und Münster, Ferd. Sc

16. H. Noé, Die Reise in
Titelbilde in Farben und vier s
und Taschen, Karl Prochaska. 75

17. Ders., Die Pioniere

18. Ders., Am Hofe der B
u. s. w. Ebenda. 76 S.

19. Ferd. Zöhler, Der ü

ERSTE ABTEILUNG.

ABHANDLUNGEN.

Zu den neuesten lateinischen Schulgrammatiken.

Ein Beweis für die gegenwärtig außerordentlich rege Thätigkeit auf dem Gebiet der lateinischen Schulgrammatik ist schon die Zahl der in kurzem Zeitraum erschienenen grammatischen Lehrbücher. Die neuesten derselben ermöglichen infolge ihrer Verschiedenheit in der Anlage eine Prüfung der verschiedenartigsten Prinzipien, die einer Schulgrammatik zu Grunde gelegt werden können. Ihre Existenzberechtigung finden dieselben vornehmlich in der Kürzung des Stoffes, welcher durch die Ellendt-Serffertsche Grammatik als den Bedürfnissen des Gymnasiums entsprechend fixiert ist. Die hauptsächlichsten Gründe, welche für Kürzung sprechen, sind: die Herabsetzung der lateinischen Unterrichtsstunden — wenn der Stoff schon früher kaum bewältigt werden konnte, um wieviel weniger jetzt bei geringerer Stundenzahl? — und die anscheinende Unwichtigkeit einer beträchtlichen Anzahl von Regeln, die wenig nützen, viel Zeit fordern und das Verständnis der Hauptregeln behindern. Wie einfach aber auch die Ausführung dieser begründeten Forderung, den Stoff zu beschränken, erscheinen mag, in Praxis wird dem Grammatiker in vielen Fällen die Entscheidung nicht leicht werden, ob eine Regel als wichtig zu halten oder als unwichtig auszuscheiden sei. Um daher bei der Kürzung des Stoffes objektiv zu verfahren, hat Stegmann (*Lat. Schulgrammatik*. Leipzig, Teubner, 1885) im Anschluß an Heynachers Forderungen, die in seiner Schrift: *Was ergibt sich aus dem Sprachgebrauch Cäsars im bellum Gallicum für die Behandlung der lateinischen Syntax in der Schule?* (2. Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1886) dargelegt sind, die Schriften Cäsars und Ciceros, soweit sie als Schullektüre in Betracht kommen, untersucht und durch Streichung dessen, was sich statistisch als selten erweist, eine Anzahl kleiner Erleichterungen, wie er glaubt, gewonnen. Man kann nicht leugnen, daß Stegmann mit aller Vorsicht das Prinzip Heynachers angewendet hat; trotzdem wird man die Resultate nur mit Bedenken annehmen

können. S. 121 ist die Regel der Intransitiva, die den Dativ regieren, um *maledico* und *supplico* gekürzt; aus welchem Grunde hat Stegmann in den Neuen Jahrbüchern (5. u. 6. Heft. 2. Abt. S. 232) entwickelt: „Zu entfernen ist . . . wohl *maledico* (7 mal) und jedenfalls *supplico* (6 mal) . . . Kein Bedenken ist zu erheben gegen *studeo*, *persuadeo* (aber *persuasum habeo* bei E.-S. und Heräus ist unclassisch), *invideo*, *obtrecto*, *studeo*, auch wohl nicht gegen *medeor* (20 mal). Seltener ist *nubo* (abgesehen von mehreren Stellen des Nepos 7 mal), aber seiner Bedeutung wegen wird man es nicht gern entbehren wollen.“

Wenn es der erste Zweck der Grammatik wäre, den Schüler für die Lektüre vorzubilden, so wäre gegen eine solche Statistik nichts einzuwenden. Ist das aber nicht der Fall, so müßte man billigerweise zunächst verlangen, daß in diese Statistik alle Schriften Ciceros aufgenommen würden. Für *supplico* würde sich dann z. B. das Zahlenverhältnis anders gestalten, da es in den Reden allein 17 mal vorkommt. Sollte aber nicht schon das 6 resp. 7 malige Vorkommen der Verba *maledico* und *supplico* beweisen, daß diese Verba wie ihre Konstruktion in der klassischen Sprache vollständig geläufig waren, mithin kein Grund, sie aus der Schulgrammatik auszuschneiden, und sollte nicht überhaupt in den meisten Fällen der relativ seltene Gebrauch von Worten bei Cicero mit dem zufälligen Inhalt seiner Schriften in Wechselwirkung stehen? So zieht denn auch Stegmann die Konsequenzen der Statistik nicht, wenn er *nubo*, das ebenso wie *supplico* nur 7 mal vorkommt, trotzdem in die Regel aufnimmt. Wie aber bei *nubo*, so mag auch bei *maledico* der Zufall gespielt haben, daß es in den klassischen Schriftwerken verhältnismäßig seltener vorkommt, und wie *nubo* so wird man auch *maledico* wegen seiner Bedeutung ungern entbehren wollen. Viel mehr wie gegen alle diese Verba müßte dann im Sinne Stegmanns gegen *obtrecto* protestiert werden, da es in sämtlichen Reden Ciceros nur 3 mal bei Cäsar gar nicht vorkommt. Fehlen aber diese Verba in der Schulgrammatik, dann dürften sie auch nicht als Vokabeln gelehrt werden und müßten in den Vokabularen für Quinta und Quart fehlen, da der Schüler sie bei der Anwendung falsch konstruieren würde; ein Grund mehr, *supplico* zu halten, das gerade den stammverwandten Worten *supplex*, *supplicium* wegen in ein Vokabularium gehört. Schließlich kann auch von einer Erleichterung bei solchen Regeln, dadurch daß ein oder das andere Verbum gestrichen wird, kaum die Rede sein: der Schüler lernt ja nicht Neues mit den Verben, sondern für eine Regel, die er lernen muß, hat er dieselben als Vokabeln zu behalten. Um auch noch die bisher unbeanstandete Phrase *persuasum habere* zu retten, die nach ihrer Bildung, auch wenn sie nicht vorkäme, gutes Latein wäre, so sagt Caesar BG. III 2: *Romanos . . . loca finitima provinciae adiungere sibi persuasum habebant*. Ebenso wenig ist au

vanere c. acc. unklassisch, was Stegmann S. 233 behauptet; ergl. Phil. XIII 45 *sin . . . me aliud fatum manet*; noch *timere* b absolut = *timere aliquem*, wie Sulla 59 *a quo quidem genere hominum*) *iudices ego nunquam timui*, und Phil. II 116 *quae est item vita dies et noctis timere a suis?* beweisen mögen.

Auch eine andere Anwendung der statistischen Methode in der Schulgrammatik erscheint nicht unbedenklich, wenn man die i. a. O. S. 230 angeführten Gründe prüft, die Stegmann be- wogen haben, in der Regel der sogenannten adiectiva relativa neben einigen seltneren Adjektiven auch *rudis* und *prudens* zu streichen: „Ferner fehlt besser . . . *rudis*, da es auch nach Kühner . . . häufiger bei Cicero mit *in* konstruiert wird . . . Ebenso wird *prudens* wohl mit dem Genetiv, aber ebenso gut mit *in* konstruiert. Der Schüler wird also beide Wörter, wenn er sie bei der Lektüre kennen lernt, richtig konstruieren, mag er sie nun dem deutschen entsprechend mit *in* oder nach Analogie von *peritus* c. gen. verbinden.“ Nach Analogie den Schüler konstruieren zu lassen, scheint hier nicht praktisch, weil der Gebrauch dieses Genetivs in klassischer Sprache auf wenige Adjektiva beschränkt ist, so daß trotz richtiger Analogie der Genetiv leicht zu einem falschen Adjektiv gesetzt werden könnte. Daß ferner der Schüler *rudis* und *prudens* dem Deutschen entsprechend in beiden Fällen richtig konstruieren wird und daher diese Adjektiva in der Regel entbehrlich sind, dürfte kein richtiger Grundsatz einer Schulgrammatik sein. Der Schüler soll doch nicht dem Deutschen einfach nachbilden, sondern vor allem, wo es geht, die Regel verstehen lernen; dazu scheint aber *prudens* gerade recht geeignet, das als Participium (*providens*) den gen. obiectivus hier sehr deutlich zur Anschauung bringt. Um so mehr stört aber das Fehlen von *prudens*, weil *inprudens* ange- führt ist. Müßte da nicht ohne obige Erklärung geschlossen werden, daß *prudens* von der Konstruktion c. gen. überhaupt ausgeschlossen werden solle?

Zum Schluß muß auch noch die Konsequenz der Statistik zurückgewiesen werden, nach der gewisse Regeln, weil sie sich in der Lektüre selten finden, in Gestalt von Anmerkungen einer späteren Stufe zuzuweisen seien (a. a. O. S. 230). Für die Regel über die Participia praesentis c. gen., auf welche sich diese Be- merkung bezieht, wäre dies nicht ratsam. Denn erstens paßt dieselbe wegen ihrer Einfachheit gerade für die Entwicklung der untern Stufe, zweitens vermittelt sie sehr zweckmäßig das Ver- ständnis des gen. obiectivus in seinen einzelnen Arten, z. B. *amans* c. acc. als Participium, c. gen. als Adjektiv — so *cupidus* c. gen. (*cupio*), und *cupiditas*, *amor* etc.

Wenn nun bei Stegmann die Kürzung wenigstens nach einem Prinzip und auch nicht allzu häufig durchgeführt ist, so scheint Weber (Elemente der lateinischen Syntax. Gotha, Perthes, 1886) in der Beschränkung des Stoffes ein durchgehendes Prinzip nicht

befolgt zu haben. Eine kurze Aufzählung mag beweisen, da hier willkürlich eine Menge von Regeln ausgelassen sind, die durchaus nicht in das Gebiet der sogenannten grammatischen Feinheiten gehören, sondern die allergewöhnlichsten syntaktischen Erscheinungen sind, deren Unkenntnis nicht weniger bei grammatischen Übungen als schon bei der Lektüre Ciceros selbst die Schüler behindern würde. So fehlen beim Ablativ die Adjectiva *nudus, orbis, liber* u. s. w., beim Abl. des Preises die Regel über *pluris, minoris, tanti, quanti*, beim Genetiv unter den Verben des Hochschätzens *ducere, putare*, unter den Verben des Erinnerens die Konstruktion mit *de* und *mihi in mentem venit*, beim Acc. c. inf. die Regel über den Konj. bei *oportet, necesse est* und *velle, nolle, malle*, und die Bemerkungen, wann statt des Nom. c. inf. der Acc. c. inf. eintreten muß; beim Gerund. ist der nicht seltene Dat. gar nicht erwähnt, das zweite Supinum nur in *difficile factu* und *dictu* als gebräuchlich angegeben; unter *quod* fehlen die Verba des Geschehens c. adv., *accedit quod* und *ut, non quod*, bei den Bedingungssätzen die Regeln über den irrealen Fall im Acc. c. inf. und *si minus, sin aliter*. Dagegen ist *sin vero* angegeben, dessen Gebrauch unklassisch ist. Am auffallendsten erscheint das Fehlen von *an* im einfachen direkten Fragesatz, so auffallend, bei der Vorliebe Ciceros für diese Konjunktion und der Wichtigkeit derselben für die Übersetzung deutscher Fragesätze, daß man hier fast an ein Versehen und nicht an Absicht glauben könnte. Und was setzt der Verfasser in den Raum, den er auf diese Weise gewonnen? Zunächst eine Menge von Bemerkungen, die nach Form und Inhalt recht wenig Wert für eine Schulgrammatik haben dürften. So z. B. S. 32 beim gen. qualitatis: „(Die Unterscheidung: innere und äußere, dauernde und vorübergehende Eigenschaften trifft nicht das Wesentliche des Unterschieds (zwischen gen. und abl. qualit.).“ Der Unterschied aber, den Weber giebt, scheint das Wesentliche des Unterschieds auch nicht zu treffen: „Der gen. qual. bedeutet, so zeigt sich ein Gegenstand nach Erfahrung und Umständen; der Abl. qual.: so ist der Gegenstand seiner Natur nach.“ Denn *senatus veste mutata erat* ist doch augenscheinlich kein Gegenstand seiner Natur nach, sondern schon eher nach den Umständen. S. 39 bei *interest*: „(Der Genetiv ist wohl ein Genetiv des Teils *interest* bedeutet dann: es ist bei der Sache, um die es sich handelt jemand oder etwas beteiligt.)“ Der Genetiv bei *interest* ist wohl am einfachsten wie der bei *esse* zu erklären; daß dies kein Genetiv des Teils ist, liegt auf der Hand. Die einfache Regel über die Konstruktion von *mihi nomen est* und *nomen dare* fällt fast eine Seite der Grammatik aus; der Anfang derselben ist nichtssagend, der Schluß in seiner Ausführlichkeit überflüssig (S. 16): „Die Wendungen den Namen haben, den Namen geben gehören im Lateinischen nur äußerlich zusammen. Die bei derselben übliche Konstruktion ist teilweise sehr verschiedener Art

. . Der Nominativ in der Konstruktion a) ist nach der deutschen Auffassung Prädikatsnomen, in der That ist er das Subjekt des Satzes und *nomen* das Prädikat. Der Accusativ in der Konstruktion b) ist nach der deutschen Auffassung Prädikatsnomen, in der That ist er das (unmittelbare) Objekt des Satzes und *nomen* das Prädikat.“

Weiter enthält die Syntax Regeln, die, an und für sich vielleicht ganz brauchbar, doch für eine lateinische Syntax nicht zu empfehlen sind. So z. B. S. 4 werden innere und äußere Objekte derart unterschieden, daß wenn Verbum und Accusativ einen Begriff bilden, bei transitiven und intransitiven Verben der Accusativ als inneres Objekt steht, während das äußere Objekt mit dem Verbum zwei Begriffe bildet. Nun stehen in einer Klasse *urbem aedificare, epistulam scribere, castra ponere* (aber *castra adoriri* äußeres Objekt wie *urbem delere*) und *vitam tutiorem vivere*. Doch dieser letzte Ausdruck ist im Lateinischen verhältnismäßig selten und für die Praxis gar nicht mit den andern zusammenzustellen (auch die Theorie scheint nicht unbedenklich), daher die kürzere gewöhnliche Unterscheidung in unsern Grammatiken durchaus vorzuziehen ist. Ferner sind gewisse Abschnitte in der Syntax mit besonderer Breite behandelt, die um so mehr gegen die übermäßige Kürze in anderen kontrastiert. Die Regeln über Subjekt und Prädikat z. B. sind auf 1½ Seiten eingengt, die schwierigen Einzelheiten über Rektion auf mehrere Subjekte nur in Beispielen zur Anschauung gebracht. Allerdings steht an der Spitze dieses Kapitels „zur Wiederholung“. Nach welchem Lehrbuch soll denn aber die eigentliche Durchnahme stattfinden? Die *oratio obliqua* dagegen (S. 112) enthält auf 3½ Seiten in drei Stufen neben den üblichen Regeln eine Menge von deutschen Sätzen, die offenbar nur zur Durchnahme in einer Klasse geeignet, für alle übrigen Ballast sind und daher in ein Übungsbuch gehören. Viel Raum nimmt auch die Einteilung ein, die der Syntax zu Grunde gelegt ist. Die meisten Abschnitte zerfallen nämlich in eine allgemeine Übersicht und in eine von dieser getrennte Zusammenstellung der Einzelheiten des Gebrauchs. Dadurch sind einmal fortwährende Wiederholungen bedingt, und die allgemeine Übersicht kann nicht so klar sein, als wenn, wie sonst üblich, die Einzelheiten durch den Druck markiert und den allgemeinen Regeln angefügt sind. In vielen Fällen besteht eine Regel überhaupt aus Einzelheiten, daher eine Trennung wie z. B. bei den *adi. relativis* unpraktisch erscheint. Unter A werden dieselben in der Übersicht (S. 33) behandelt: „Der Genetiv wird angewendet: als Genetiv der ergänzenden Bestimmung bei den Begriffen fähig, erfahren u. ä. Diese Art des Genetivs hat eine sehr weite Ausdehnung erhalten.“ Diese Regel, die übrigens im klassischen Latein keine sehr weite Ausdehnung hat, ist in dieser Form kaum verwendbar und bedarf schon hier der Vervollstän-

mit den ein- und zweigliedrigen
auffallende Kürze in beiden Größen
bei Meißner 159 Seiten, gegenüber
die die Syntax umfassen) wird
ordnung erreicht, von Holzweil
häufig etwas weitschichtigen R
durch Beschränkung der Lehrbe
geschichte Gruppierung von Beis
deutschen Text die Regel zur
praktische Anwendung macht sic
matik der Übelstand geltend, d
wichtigen Regeln keine Lehrbei
Lehrer gezwungen sein wird, di
die Regel über *tantum abest ut*,
hält: „tantum abest, ut . . . ut
dafs vielmehr, weit entfernt d
zweiten Gliede von tantum abes
Gegenteil) oder etiam (sogar)
dürfte auch der Untersekundan
erläuterndes Beispiel von dersel
Man wird also notgedrungen zu
das Lehrbeispiel neben die Re
man nicht etwa der Meinung is
eines oder mehrerer Beispiele
fehlen, um nur wenig anzufüh
über die oratio obliqua Beispie
kungen vom Indikativ in Zusätz
Relativsätzen mit dem Acc. c.

Das Prinzip Meifsners, welches das seiner Grammatik vorangestellte Motto charakterisiert: *praecedant exempla, sequantur praecepta*, ist zweifellos richtig für den Lehrer bei der Durchnahme der Regeln. Für den Schüler aber müssen die *praecepta*, die aus den Beispielen sich ergeben, fixiert werden. Denn ein Quartaner, auch Tertianer dürfte kaum imstande sein, den Weg der Abstraktion aus den Beispielen bei etwas schwierigeren Regeln noch einmal allein zu machen, auch wenn er die Entwicklung derselben in der Stunde verstanden hat. Nun wird er also den Text der Regel nur aus der Erinnerung an den Sinn derselben herstellen können, und das dürfte selbst einem vorgeschrittenen Schüler bei Regeln mit vielen Einzelheiten nicht leicht sein. Ferner verlangt die Abstraktion einer Regel aus Beispielen in vielen Fällen ein großes Material von Beispielen, die nutzlos sind, sobald die Regel verstanden ist, zu deren Erläuterung dann nur wenige Beispiele genügen. So kann die Regel über den Genetiv des Gerundiums kurz und klar gefasst werden: der Genetiv steht als a) *subiectivus* (*epexegeticus, causa, gratia*) b) als *obiectivus*: α) bei Substantiven, β) bei den Adjektiva relativa. Bei Meifsner (§ 329) sind unter a) Genetive bei Substantiven aufgezählt, b) die Adjektiva *cupidus, studiosus, peritus*, die genau genommen noch durch den Zusatz ergänzt werden müssen: „auch die andern *adiect. relativa*“, *causa (gratia)* ist erst in einem der dann folgenden Satzbeispiele zu finden. Überhaupt scheint die Unmöglichkeit, das Prinzip durchzuführen, bei vielen Regeln zugegeben zu sein, bei denen, wie in anderen Grammatiken die Regel, allerdings nie in Satzform, vorangestellt ist; z. B. § 339: „das (seltene) zweite Supinum (Abl. auf -u). In welcher Rücksicht? In Rücksicht worauf? Merke: *dictu, factu, auditu, visu, cognitu, scitu*“. Fast ebenso kurz und doch für Schulzwecke, scheint es, viel passender würde die Regel mit Zufügung von wenigen Worten lauten: Das zweite Supinum ist der Abl. der subst. verbal. d. 4. Dekl. und steht auf die Fragen: in welcher Rücksicht? in Rücksicht worauf? bei adjekt. und *fas nefas*. Die gebräuchlichsten Supina sind: *dictu* etc. Ebenso ist als Regel zu kurz, der Inhalt aus den Beispielen nicht zu erkennen: Anm. 1 § 319: „Der tapfer Kämpfende wird geehrt = (is) *qui fortiter pugnat* (nicht *pugnans!*) *honore afficitur*. Aber: *Fortiter pugnantibus non facile resisti potest*.“ Soll durch diese Gegenüberstellung der Nominativ oder der Singularis des Partic. statt eines Relativsatzes als ungebräuchlich bezeichnet werden? Die neunte Anmerkung zu den Fragesätzen § 254 giebt ein Beispiel, dem vorausgeschickt ist *nonne-non-non*. Diese Kürze macht die Regel falsch; denn es muß heißen: statt *nonne* zu wiederholen kann man *non* sagen, da wiederholtes *nonne* mindestens ebenso häufig ist. Deutschen Text vermisst man auch § 330 beim Dativ des Gerundii. Der Gebrauch desselben wird auf einzelne Wendungen beschränkt a) nach *tresviri*

hat. Schon der einfache Gr
ist, eine Regel zu streichen
mufs wohl eine lateinische
dem Lernstoff auch Bemerk
gerücktere Stufe bestimmt
bequeme Grundlage für n
sprachlicher Erscheinungen a
ist dann freilich eine äufser
Seyffertschen Grammatik, die
von den Bemerkungen ermö
Anmerkungen. Was hat dem
den Stoff in der Grammatik
durch den Lehrer wird ja di
vortrefflich sein, für den Sch
dem Lehrer oder Lehrerkolleg
was gelernt werden mufs? D
Vegentlichen Durchnahme und
sondern eine wichtige Ergänzun
mögen. Der Imperativ mit folge
rum, non faciam) gehört nicht
übergangen werden, wenn ma
Konjunktivs zum Verständnis
der blofse Konjunktiv nach de
mal die Unterscheidung des
rungssätzen erleichtert und
aubahnt. Der Sekundauer m
(Ell.-Sevfl. § 147 Anm. 2) d:

irklich eingetreten bezeichnet werden soll. Die anscheinend nbedeutendste Regel kann so wichtig genug werden, deswegen weil sie das Verständnis der Hauptregel vermittelt.

Wenn daher in der lateinischen Grammatik gekürzt werden soll, so wäre eine Kürzung auf Kosten des Stoffes, den die Ellendt-Seyffertsche Grammatik giebt, nicht ratsam, da es dort kaum eine Regel giebt, die absolut unwichtig erscheint. Am ehesten bieten die Lehrbeispiele Gelegenheit zum Streichen, und eine möglichst kurze Fassung derselben muß dem Schüler Erleichterung schaffen. Das Lehrbeispiel hat in erster Linie den Zweck, die Regel zu illustrieren. Diesen Zweck erreicht es dann am besten, wenn möglichst wenig Beiwerk da ist, welches die Aufmerksamkeit von den Worten, die erläutern sollen, ablenken muß. Zweitens wird die Kürze desselben um so notwendiger sein, da es gelernt und behalten werden soll. Wenn dies zugegeben wird, so folgt, daß die Forderung, jedem Beispiel einen möglichst inhaltvollen Gedanken zu geben, zurückgewiesen werden muß. Denn beides, Inhalt und Kürze, läßt sich nicht vereinen; selbst in längern Beispielen wird man in Praxis bei der großen Anzahl notwendiger Sätze, kaum einen überall anregenden Inhalt erreichen können. Für viele Regeln werden daher die einfachsten Satzverbindungen die zweckentsprechendsten sein z. B. *timeo ne venias, dubitari non potest, quin deus sit* u. a. Ebenso empfiehlt sich Vereinfachung bei Sätzen, die den Klassikern entnommen werden. Der einzige Grund, der für genaue Wortangabe spräche, wäre die Erhaltung des lateinischen Color; doch ganz ohne Veränderung läßt sich ein solcher Satz, der aus dem Zusammenhang gerissen wird, in den seltensten Fällen für eine Regel verwenden, der reine Color ist also doch nicht zu halten. Daher scheint das Beispiel, um nur wenig anzuführen, (Ellendt-Seyff. § 183): *quem non pudet, nunc ego non reprehensione solum, sed etiam poena dignum puto*, gekürzt in: *te omni poena dignum puto* instruktiver und leichter um Behalten und Lernen, § 194 *Caesar frumentum, quod essent olliciti, cottidie Aeduos flagitabat* ebenso ohne den Relativsatz, in: *Philosophia medetur animis: inanes sollicitudines detrahit, cupiditas liberat, pellit timores* (§ 168) sind die Zusätze zu *medetur animis* in jeder Weise zwecklos u. s. f.

Eine nicht unwesentliche Kürzung in vielen Abschnitten der Grammatik und zweifellos erhebliche Erleichterung für den Schüler dürfte ferner die engere Verknüpfung der zusammengehörigen Regeln mit sich bringen. Am evidentsten treten die Vorzüge dieser Forderung beim Acc. c. inf. und Sätzen mit *ut* zu Tage. Bei Ellendt-Seyff. stehen § 258, 2 zunächst die Verba, nach denen *ut* gesetzt wird, die Anmerkung 3 lehrt, daß nach verschiedenen Verben bald *ut*, bald der Acc. c. inf. folgen könne; § 290 behandelt den Acc. c. inf. als Subjekt, Anm. 1 den Konjunktiv nach *cesse est* und *oportet*, Anm. 3, wann statt des Acc. c. inf. als

können. Erstens erleichtert
ständnis der neuen Regel,
bekanntem verstanden wird,
mehr Interesse erweckt wer-
dere ohne Zusammenhang &
das doch gerade der Haupt-
zu sein, den Verstand zu
gischen Zusammengehörige
Sprache leicht erkennbar i-
sonders ein reiches Feld, be-
Regeln in den neuesten Gran-
es hierbei nicht auf die
Arten ankommt, sondern led-
dem Verständnis von Schüle-
einander zu bringen, bedarf
Beweises. Daher dürfte für
Ablativus zweckmäßig sein:
„verkaufen“ etc., b) mensura-
tionis, a) dignus ect., b) co-
e) Mangel, Überflufs haben, 5

Diese Forderungen aber
tischen Wert der Grammati-
Linie zu berücksichtigen. Es
herzustellen ist unmöglich, so
Methode des Unterrichts ge-
tik darauf Rücksicht nehmen
Stoffes für die verschiedenste

ccus., über den Konj. in irrealen Bedingungssätzen bei „können, ollen, müssen“ (vgl. a. a. O. S. 238), was leider in die Grammatik nicht aufgenommen ist. Schon eine teilweise Untersuchung ermöglicht also vielfache Verbesserungen von Regeln, wofern sie positiven Inhalts sind; naturgemäfs kann aber eine aufgestellte Ausnahme, die auf einer nicht vollständigen Berücksichtigung der klassischen Schriftwerke beruht, häufig fehlerhaft sein. So z. B. lehrt Stegmann (§ 173): „que, ve, ne werden den einsilbigen Präpositionen nicht angehängt, sondern gewöhnlich an das folgende Wort angeschlossen“, während doch *deque, inque, proque, perque exque* bei Cicero sehr häufig sind. § 230 Anm. „Impedio (erfordert den Infinitiv), wenn ein Objektsaccusativ dabei steht; man sagt nur *recuso ne*, aber *non recuso quominus* oder *quin*.“ *Impedio* c. acc. und *ne* steht Planc. 104 *plura ne dicam, tuae me . . lacrimae impediunt*, mit *quominus*: Sex. Rosc. 5: *formido, quae tot ac talis viros impediat, quominus . . . imp.* Pomp. 58 *neque me impedit cuiusquam inimicum edictum, quominus . . ; non recuso ne*: Cluent. 154 *illi non hoc recusabant, ne . . .* § 234 Anm. „non quin (nach negativem Hauptsatz) nicht als ob nicht.“ Mit positivem Hauptsatz: Phil. VI 6, *non modo consulem esse dico. sed etiam memoria mea praestantissimum . . non quin pari virtute . . alii fuerint*. Der gen. qualitatis wird (§ 145) beschränkt auf Zahlbestimmungen, sowie Angaben nach Gewicht, Wert, Art und Gattung. Die Anmerkung lehrt: „Abgesehen von diesen Verbindungen findet sich der gen. qual. ziemlich selten und nur in bestimmten Wendungen, namentlich im Singular mit den Attributen *magnus, tantus, summus, maximus*.“ Diese Regel trifft für Cäsar zu, doch bei Cicero ist dieser Genetiv weder selten noch an bestimmte Wendungen gebunden, noch auf jene Attribute beschränkt. Freiheit in der Wahl von Substantiven und Attributen zeigen genet. qualitatis aus Cicero wie *fortissimi animi, magni laboris, summi officii humanitatisque, multae artis, plurimi otii, parvae curae, sanae mentis, nullius consilii (imbecilli, optimi, minimi)* u. s. w.

Aufser den Fehlern, welche auf einer nicht genauen Kenntnis des klassischen Sprachgebrauchs beruhen, sind viele falsche Regeln in unsern Grammatiken durch das Bestreben entstanden, die gewöhnlichen Konstruktionen von den seltneren zu scheiden. Ursprünglich scheint hierdurch eine Vereinfachung für den Schüler bezweckt zu sein, der nur eine Konstruktion zu merken habe, und doch dürfte gerade das Gegenteil erreicht werden. *An non* und *necne* z. B. unterscheiden sich nach unseren Grammatiken in der Art, daß ersteres in direkten Fragesätzen, *necne* in indirekten zu brauchen ist. Gegen die Regel nun (Ellendt-Seyff. § 307, Anm. 1), daß *necne* in indirekter Frage stehen muß, kann nicht viel eingewendet werden, wenn auch Tusc. III 41 *Sunt haec tua verba, necne?* und Flacc. 59: *utrum voltis patri Flacco licuisse necne?* gesagt ist, zumal da *ne* im zweiten Glied der Frage sich

durch die Eigenart jedes Autors so auszudrücken liebt, ohne daß ist die Beschränkung von *an ne* nach Ciceronianischem Sprachge- setzen der Sprache, außerdem m riger, als wenn für „oder nicht“ Dasselbe trifft zu auf Ellendt-Seyff drücke des Fürchtens eine Negat *ut*, sondern *ne non*.“ *Ut* folgt a negativem Sinne stehen: Quinct. *contra Hortensium contendere?* *Soi praesens sustinere?* mit einer Ne *quidem est, ut tenere se possit*. In *minus* gleich starkem *non*, die in den Grammatiken bezeichnet *si non* angewendet. Derartige unseren Grammatiken fast auf je matik fehlt, die, mit philologisch Regeln zuverlässig ist.

Königsberg.

Über die Einrichtung von

Für den Unterricht im De
Gymnasien fort und fort die Zeit

Und was muß nun in diesen zwei (drei) Stunden nicht alles geübt werden! Rechtschreibung, Grammatik, Lektüre, Erlernen des Vortrages von Gedichten, Litteraturgeschichtliches, Metrisches, schriftliche Übungen verschiedener Art, insbesondere Aufsätze u. s. w.

bleibt für die Lektüre größerer dichterischer Werke nur wenig übrig, zumal wenn (wie in Pommern) in den Tertien alle 14 Tage, in den Sekunden alle 3 Wochen ein Aufsatz verlangt wird. Und die Zeit zerrissen ist nicht die Lesung eines größeren Werkes, die sich durch Wochen und Wochen, vielleicht durch das ganze Vierteljahr hinzieht! Freilich kann die Klassenlektüre zum Teil durch Privatlektüre ergänzt werden; aber diese nimmt, weil sie der Leitung und Überwachung bedarf, auch wieder einen Teil der für den deutschen Unterricht bestimmten Stunden in Anspruch.

Die in dem Obigen bezeichneten Übelstände, in Verbindung mit dem Wunsche, den Schülern persönlich näher zu treten und gleich sie vor unedleren Bestrebungen zu bewahren, haben den Verfaßter dieser Zeilen schon seit längeren Jahren zur Einrichtung von Lesekränzchen veranlaßt, zuerst mit Sekundanern, später auch mit Unterprimanern. Er hat an diesen Kränzchen, in denen er selbst mit verteilten Rollen gelesen wurde, in besonderem Maße Freude erlebt und ist der Überzeugung, daß auch für die Schüler, welche gern die ihnen solchergestalt dargebotene Hand ergriffen, eine Beteiligung daran nicht ohne gute Frucht in mehr als einer Hinsicht geblieben ist. Er kann daher seinen Amtsgenossen, insbesondere den Lehrern des Deutschen in oberen Klassen, die nicht schon in ähnlicher Weise die Klassenlektüre zu ergänzen gesucht haben, das Abhalten von Lesekränzchen nur empfehlen.

Sei es dem Einsender nunmehr gestattet, die von ihm auf diesem Gebiete gemachten Erfahrungen, besonders hinsichtlich der zweckmäßigsten Einrichtung solcher Lesekränzchen, an dieser Stelle darzulegen.

Was zuvörderst die Zahl der Teilnehmer betrifft, so wird eine Zahl von 8—10 das Angemessenste sein. Bei geringerer Zahl wird die Besetzung der Rollen in Dramen mit viel Personen zu große Schwierigkeit machen; bei mehr Mitgliedern wird nicht immer jeder mit einer Rolle bedacht werden können, was doch durchaus wünschenswert ist. Denn wer einmal da ist, will sich doch gern aktiv am Lesen beteiligen, nicht für den ganzen Abend zur Passivität verurteilt sein. Ist nun, wie meistens, die Schülerzahl der Klasse größer, so muß man allerdings eine Auswahl treffen, was ja auf verschiedene Weise geschehen kann. Einsender

der Regel in einer Hand vereinigt sein sollte, zusammen 12 Stunden (2 für Deutsch, 10 für Latein) angesetzt, aber es war auch für zulässig erklärt, die Verteilung dieses Unterrichtes an zwei Lehrer und bei großer Klassenstärke auf das Deutsche je drei Stunden wöchentlich in beiden genannten Sprachen zu verwenden. Hinsichtlich des Deutschen in Quinta enthält demnach der neue Lehrplan sogar einen Rückschritt.

arbeiten zum reinen ...
im allgemeinen mehr als der Somn

Ein möglichst früher Beginn
möglichst bald nach 7 Uhr) ist erf
einer Sitzung zu Ende gelesen
eine Hauptsache, worauf der Wert
Teil beruht, dafs jedesmal ein Dre
der Schüler, anders als in der Klas
lich den ungeschmälerten Eindruc
bekommt. Ist das Stück so lang, c
nicht bewältigt werden kann, so m
übergangen werden, unter kurzer
Lehrers.

Vor der eigentlichen Lesung w
Orientierung über den Dichter un
leitung vorausschicken, bei Geschi
betreffenden geschichtlichen Verhält
durch Erklärungen nur da, wo solc
unumgänglich nötig sind, unterb
Thätigkeit des Lehrers zurück, der
handlung liest und Lesefehler verb

Beim nächsten Male kann, c
schritten wird, als Epilog eine W
halt und Form gegeben werden.
Vorbereitung nicht verlangt; nur
vom Lehrer gemachten Entwurf
den Vertrauensmann ausgeteilt, so
vor der gemeinsamen Lesung einiç

Lessings, Goethes, Schillers Meisterdramen — soweit sie in dem Klassenunterrichte nicht schon behandelt sind¹⁾.

Th. Körner: Zriny.

H. v. Kleist: Der Prinz von Homburg; Das Käthchen von Heilbronn.

Müllner: Die Schuld²⁾.

Raupach: Die Schule des Lebens³⁾.

Gutzkow: Zopf und Schwert.

Halm: Der Fechter von Ravenna.

Raimund: Der Verschwender.

Grillparzer: Der Traum ein Leben⁴⁾.

Gottschall: Die Rose vom Kaukasus⁵⁾.

Paul Heyse: Meleager; Hans Lange.

Weilen: Graf Horn⁶⁾.

Fr. Reuter: Die drei Langhäuse⁷⁾.

n fremden Literaturen stellt obenan die englische mit

Shakespeare: Julius Cäsar; Macbeth; König Lear; Hamlet;

Sommernachtstraum u. s. w.⁸⁾.

s dem Spanischen ist vor allem zu empfehlen:

Calderon: Das Leben ein Traum⁹⁾.

¹⁾ Hierbei möchte Einsender auf den gewöhnlich vernachlässigten „Derius“ von Schiller hinweisen, der freilich nur ein Torso ist, aber was ein gewaltiger Torso! Man lese mit den Schülern die ausgeführten an-theilb Akte, dann den Entwurf, wobei einzelne bedeutende Scenen aus der itterführung des Stückes von Franz v. Maltitz, der sich genau an Schillers wurf gehalten hat, eingefügt werden, namentlich die Scene zwischen Derius und Andrei, die Scene zwischen Romanow im Kerker und Axinia. 1 schönen Prolog von Maltitz schicke man dem Ganzen voraus! Derselbe mit Maltitzens vollständiger Ausführung zu fuden in dem Supplementde zu Schillers sämtlichen Werken (Mannheim, Bensheimer, 1854).

²⁾ Als Vertreterin der ausgebildeten Schicksalstragödie — am besten in Stuttgartar Ausgabe (Verlag der Expedition der „Freya“, s. weiterhin), che in der Einleitung auch die ziemlich verwickelte Vorgeschichte des mas enthält.

³⁾ Hier hat man in dem Reclamschen Abdruck (Universal-Bibliothek 1800) an den eckigen Klammern, durch welche die bei der Aufführung zuzulassenden Stellen bezeichnet sind, auch einen Anhalt für die bei der ung etwa nötigen Kürzungen.

⁴⁾ Das Märchen des Ehrgeizes, wie Macbeth die Tragödie.

⁵⁾ Ein schönes zweiaktiges Drama, welches gerade wegen seiner Kürze lkommen sein wird, wenn das am vorhergehenden Abend gelesene Stück e längere Besprechung erfordert.

⁶⁾ Ein sehr interessantes, anschauliches Zeitbild aus der Geschichte nkreichs: Frankreich und Paris unter der Regentschaft — gewissermaßen Vorabend der französischen Revolution.

⁷⁾ Ein zu wenig bekanntes Werk des berühmten Dialekt-Dichters, in chem besonders durch die teils niederdeutsch, teils „messingsch“ redenden rder der Familie Kluckhohn der Reutersche Humor in heiterster Weise i Ausdruck kommt.

⁸⁾ In der Übersetzung von Schlegel und Tieck, welche auch in der Re- ischen Universal-Bibliothek überwiegt.

⁹⁾ In der Bearbeitung von West (Reclam U.-B. Nr. 65) auf Grundlage Übersetzung von Gries, die für diesen Zweck leider zu teuer ist.

veranstaltet ist. Das Drama mit L.
Halm, Gutzkow, P. Heyse, Reuter
falls die Schüler-Bibliothek der A
Exemplaren aushelfend eintreten kö
lich bei den teureren Sachen, nic
deres Exemplar zu haben.

Verfasser schließt mit dem
genossen, welche auf diesem Gebie
gefallen möge, dieselben gelegentl

Stolp.

ZWEITE ABTHEILUNG.

LITTERARISCHE BERICHTE.

Erich Gustav Kiefßling. Eine Auswahl seiner Joachimsthalschen Schulreden. Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von Albert von Bamberg. Berlin, Springer, 1886. XVII u. 252 S.

Wer Schulreden mit Teilnahme verfolgen will, muß persönliche Beziehungen mitbringen, jedenfalls zu dem Redner; am besten ist es, wenn er sich mit seinem Gemüte auch in die des Redners selbst versetzen kann, der die Reden gelten. Mir mußte diesem Maßstab die vorliegende Sammlung besondere Theile zu erregen. Denn zwei Drittel derselben (S. 1—161) habe ich selbst in der Aula des Joachimsthalschen Gymnasiums unter Kollegen vortragen hören von dem unvergeßlichen Manne, unser Führer war, der unser Gemüt und unsere Liebe gewonnen hatte, vor Schülern, die wir alle kannten nicht bloß durch den Unterricht, sondern durch den engern Verkehr des Privatlebens. Die hohe Gestalt des Redners, die sonore, mühevollen ganzen Raum beherrschende sympathische Stimme des Redners, alles wirkt noch bei der Lesung des gedruckten Wortes. Es ist die Kraft des Persönlichen, die sich da geltend macht. Wer als Fremder herantritt, kann sich durch andere biographische Mittheilungen, wie sie auch das schöne, prächtige Vorwort enthält, etwas orientieren, aber viel muß er nachdenken. Das liegt in der Natur dieser Redegattung.

Vor Kiefßlings Eintritt in die Direktion des Joachimsthalschen Gymnasiums waren die Reden vor dem ganzen Cötus auf besondere Festlichkeiten beschränkt, auf die Feier des königlichen Geburtstages, auf kirchliche oder politische Gedenktage und auf Abschieds-Entlassungen. Wenn Meineke die letzteren persönlich hielt, so freuten wir Lehrer uns sehr an der Eleganz und Originalität der Worte, an der Wucht der seltenen Persönlichkeiten; aber von den Schülern wußten doch nur wenige, wie eigentlich mit ihnen und ihren Lebensidealen meinte. In andern Reden beteiligten sich auch die Mitglieder des Cötus, so daß der Direktor zurücktrat. Im Alumnat trat der Alumnats-Inspektor neben dem Direktor für größere Gelegenheiten der Nächsterberufene; die eigentlichen Andachten wurden den Adjunkten und Ephoren ob. Kiefßling empfand die

wesenheit jedes Zwanges. Besondere
Seele so großen Aufschwungs fähig w
audachten zuweilen Empfindungen
sein geistliches Fortwachsen unverk
gleich mit fortrissen. Die Sammlu
Direktor Kiefsling auch aufser den
und gern die Anlässe benutzte, un
ganzen Cötus zu reden; er hatte
dem pädagogischen Einflufs der lebr
reichen amtlichen Leben hatte er s
dafs es uns wenigstens vorkam, a
und Trieb, das Rechte zu thun.
in jeden Stoff, wie viel wufste er vor
Mann wie Meierotto Gutes und Verst
er der älteren preufsischen Geschicht
Erhebendes und Vorbildliches abzu
dienste unsrer Herrscher um das
dafs der Schüler persönlich davon
ganz im Sinne des Herausgebers
ragende Liebe zur Beobachtung de
Dinge und Verhältnisse, auch des
pädagogische Arbeit beständig char
kritische Anregungen und Wünsche
Mitteilungen über heilsame oder
deren Zeuge er gewesen. Was ab
den er behandelte, er stellte ihn s
religiösen Zwecke, die das A und
... .. die sündliche un

ertraute Sprüche der heiligen Schrift. Nicht als ob er sich mit gelehrter Exegese oder, wie es andere vorgezogen haben, mit ausladender Phantasie in das Bibelwort tief hätte versenken wollen; er strebte nur, die großen Worte des Evangeliums in die Aufgaben der Erziehung und in die oft so unklaren Stimmungen der unendlichen Geister hineinwirken zu lassen. Auf schöne Weise verstand er dabei, die Gemüter der Alumnen immer wieder an das Elternhaus in der Ferne und dessen Hoffnungen und Erwartungen zu erinnern.

Es ist kaum nötig, diese Beobachtungen fortzusetzen, man müßte sie denn an eine Schilderung der Wirksamkeit Kieflings anknüpfen wollen, für die hier kein Raum und Anlaß ist. Und die die Reden hauptsächlich lesen werden, brauchen sich diese Verknüpfung nicht von andern darstellen zu lassen. Ihr dankbares Gemüt sagt ihnen alles der Art selbst.

Kreuznach.

W. Hollenberg.

A. F. C. Vilmar, Schulreden über Fragen der Zeit. Dritte unveränderte Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1886. 268 S. 2,80 M.

Die Verlagsbuchhandlung hat wohl daran gethan, diese Schulreden, welche Vilmar in den Jahren 1837—1849 im Gymnasium zu Marburg bei Entlassung der Abiturienten gehalten hat, wieder herauszugeben. Denn es sind nicht obenhin gesprochene Worte *ἐς τὸ παραχρῆμα ἀκούειν*: es sind tief geschöpfte, wohl durchdachte, dem Herzen entquollene Reden, die ihren Wert für alle Zeiten behalten. Ein Direktor kann daraus lernen, wie er seine scheidenden Zöglinge über ihren künftigen Lebensweg orientiert und sie hinweist auf das Eine, was not thut. Allerdings unter der Voraussetzung, daß er von diesem Einen selbst durchdrungen ist und auf positiv christlichem Standpunkte steht, mag er sonst auch die kirchlichen und politischen Überzeugungen Vilmars nicht teilen. Wie das unverfälschte, von der Kirche bewahrte und bezeugte Wort Gottes ihres Fußes Leuchte und ein Licht auf ihrem Wege sei, zeigt Vilmar seinen jungen Freunden in mannigfacher Deutung der Zeichen der Zeit. Mit scharfen Waffen geht er den Feinden, den Lichtfreunden und Junghegelianern, den Prespiraten und Volksverführern, zu Leibe; mit heiligem Zorn bekämpft er die Sünden und deckt er die Schändlichkeiten der Zeit auf. Zuweilen ist es, als hörten wir einen der alten Propheten strafend die Stimme erheben; aber zumeist vernehmen wir des Vaters ernste Rede, der treu besorgt seinen Kindern ans Herz legt, was nütze ist zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit. Kurz, Referent liest gern in dem inhaltsreichen Buche und freut sich an des Verfassers bedeutender und charaktvoller Persönlichkeit.

Blankenburg a. H.

H. F. Müller.

die Verff. einen (häufig recht entlegenen) Regeln zuzurichten und kümmern sich nicht um ein Elaborat, wenn es in lateinischer Sprache ein bestimmtes Gepräge zeigt. „Regeln an die Hand zu geben, so viel wie die deutsche und lateinische Sprache werden. Dieses Eindrucks konnte sich aus dem Gruberschen Übungsbuch ergeben, das dieselben auch allenthalben von tüchtiger Kenner des Lateinischen war, sein Bestreben, das grammatische Latein in eine Periode hineinzuarbeiten, hat sich im Deutschen noch im Lateinischen nicht durchsetzen werden konnten. Sollte daher das 18. Jahrhundert eine jährige Existenz hinter sich hat, die durch eine Umarbeitung desselben dem Deutschen mehr dem Lateinischen als dem Deutschen entspricht, liegt in des Herausgebers eigentümlichem Stil in Übersetzungsbüchern. „nur sehr wenig geändert“, denn er durch das lateinische Kolorit der lateinischen Denken angeleitet wird, die Modernisierung des Stils dem Tertiarismus verursacht.“ Also des lateinischen Lateinisch hinnehmen, wie „Endlich (S. 74), die beiden nicht uneinig waren, indem der eine abgeneigt war, weil er den Lysander nicht kam ein Friede zu stande“ — oder

ütes befleißigen“. Darf dem Übungsbuch gestattet werden, s bei jeder mündlichen wie schriftlichen Schülerleistung gerügt rden würde? Und glaubt man wirklich dadurch den zwölf- s vierzehnjährigen Knaben geschickter zum „lateinischen Denken“ machen? Auf diese Weise gewifs nicht; auch behauptet Ref., r jahrelang Tertianer unterrichtet, dafs letzteres auf dieser Stufe erhaopt nicht möglich ist.

Für das Lateinische hat es sich der Hsbg. zur Aufgabe ge- acht, im Anschluß an die Seyffertsche Grammatik und an Harres r Grundregeln“ u. s. w. alles Ungewöhnliche, Seltene und Un- assische auszulassen. Es ist durchaus anzuerkennen, dafs die ue Auflage in dieser Hinsicht einen entschiedenen Fortschritt gen die älteren aufweist; trotzdem mufs noch manche Begehungs- id Unterlassungssünde erwähnt werden. Zu ersteren rechnet Ref. e diejenigen in den Anmerkungen gegebenen Anweisungen, deren :folgen eine fehlerhafte oder unlateinische Übersetzung veranlafst. e Worte: „es steht mit den Menschen schlecht“ (S. 2) sollen ch A. 2 und 3 durch *esse* und den Dativ gegeben werden. *omnibus male est* ist zwar durch Civ. Verr. IV 95 *numquam tam ale est Siculis* belegt, indes ist doch der Ausdruck als vereinzelt i bezeichnen; geeigneter wäre *res humanae miserae* oder *perditae ut*. — Der römische Staat (S. 169, 5 *res*) *res Romana* gehört er poetischen und späteren Latinität an. — Er besiegte die Rö- er durch Hilfe (S. 18 A. 14 *per*) seiner Elefanten *vicit Romanos r elephantos* verstößt gegen eine bekannte Regel. — Er bat (S. l A. 10 *petere*) sie um sein Leben *vitam ab iis petivit* ist unlat. ir *mortem deprecatus est* oder *petivit, ut sibi parcerent* oder *se mervarent* u. dgl. — Die Bildung, welche den Neid heilt, ist och nicht erschienen (S. 26 A. 8 *apparere*) *ea humanitas, quae vidiae medeatur, nondum apparuit* ist wenig geschickt; zu ändern wa *ab ea humanitate . . . absumus*. — Sie wandten sich (S. 50 . 15 *adire*) an Krösus, dafs er ihnen Hilfe schickte *Croesum tierunt, ut sibi auxilium mitteret* ist ungebräuchlich (vgl. S. 120 . 6 v. u.). — Die Verfassung in Unordnung und Verwirrung ringen *rei publicae administrandae rationem perturbare et miscere* l. 150 A. 10) wird einfacher durch *rem publicam p. et m.* gegeben.

Mit Unterlassungssünden hat man es an den Stellen zu thun, o vor unrichtiger Übersetzung hätte gewarnt werden müssen. ie Treulosigkeit geziemt dem Romulus nicht (S. 15 Z. 18 v. o.) *fidia Romulum dedecet* ist unlateinisch für *Romulum perfidum e dedecet*. — S. 19 Z. 8 v. o. ein zweites Treffen zeigte die aferkeit der Römer — ergiebt die ungeschickte Übersetzung *undum proelium Romanorum fortitudinem ostendit*. — S. 42 . 8 v. u. Sein Geist war wohl erfahren in allen Verbrechen — *imus eius peritissimus erat omnium facinorum* unlateinisch für oder *Catilina e. p.* — S. 61 Z. 2 v. o. er sah sich um die offnung gebracht — erfordert einen Hinweis auf die Grammatik.

— S. 115 Z. 3 v. o. Die Zeiten versperreten den Zagen den höchsten Ehrenstellen — verleitet zur unkorrekten Überset *tempora intercludebant aditum*. — S. 121 Z. 5 v. o. sie en ihr Leben durch das Schwert — mußte auf *mortem abisciscere* o. dgl. aufmerksam gemacht werden.

Der Übersetzungstoff ist im wesentlichen derselbe geblie doch hat er in der Lehre von den Modis, Fragesätzen und sonders in der Or. obl. einige Bereicherungen erfahren, die zweckmäßig erscheinen, namentlich der Brief Lessings an C und die Rede des Erzbischofs von Mainz. Diese Stücke, s das nicht ohne Humor verfaßte Gespräch zwischen zwei Kn über eine Schweizerreise lassen schon den Tertianer ahnen, sich auch moderne Stoffe in klassischem Latein wiedergeben la

An Druckfehlern hat Ref. bemerkt: S. 15 steht Ziffer 3 2. — S. 26, Z. 12 v. o. fehlt hinter und „dabei“. — S. 3 12 muß *revera* in *re vera* getrennt werden. — S. 46 Z. 7 ist statt 3 „8“ zu lesen. — S. 50 gehört Ziffer 15 zu „was sich“. — S. 153 Z. 4 v. u. „os“ statt so. — *conditio* S. 6 l wird mit c geschrieben.

Berlin.

A. Reckse

S. Widmann, Materialien zu Extemporalien nach Cäsars b gallicum I—VII für Tertia und Sekunda. Erstes Heft. Pader und Münster, J. Schönigh, 1886. VII u. 51 S. 0,75 M.

In langjähriger Praxis hat der Verfasser Anlaß und Gele heit gefunden, eine Reihe von Extemporalien in strengem schlusse an die Cäsarlektüre auszuarbeiten; diese hat er au sammelt und veröffentlicht, um den Kollegen für ähnliche Arb einigen Anhalt zu bieten. So weit meine Durchsicht reich eine praktische Probe anzustellen hatte ich keine Gelegenhei habe ich die Zusammenstellung geschickt gefunden; sie wird geübten Lehrer zuweilen angenehm und dem noch ungeübte wifs förderlich sein, sogleich den richtigen Maßstab für seine forderungen zu finden. Dafs es natürlich im allgemeinen b ist, wenn der Lehrer seine Extemporalien selbst verfertigt, u dem jedesmaligen Standpunkte der Klasse anzupassen, weiß j und es ist auch dem Verfasser durchaus nicht unbekannt der Vorrede ist sehr bescheiden die Erwartung ausgesprochen Büchlein könne auch zum mündlichen Übersetzen verw werden. Diese Zurückhaltung ist mir nicht recht verstän denn was zum Schreiben gut genug ist, schickt sich ja wohl fürs Sprechen. An sich ist das Buch dazu entschieden reichend; eine andere Frage ist es freilich, ob es imstande wird, andere zu verdrängen, die sich bereits eingebürgert so weit meine Erfahrung reicht, gut bewährt haben.

Berlin.

Rudolf Schneider

to Kohl, Griechisches Übungsbuch zur Formenlehre vor und neben Xenophons Anabasis. I. Teil. Regelmäßige Formenlehre bis zu den liquiden Verben einschliesslich. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1886. VI u. 160 S. 1,20 M.

In diesem Buche ist das grammatische Pensum in sonst üblicher Weise verteilt worden. Der Verfasser beginnt mit der O-Deklination, wobei er nacheinander Maskulina, Adtiva, Neutra einüben läßt, schließt daran (II) die A-Deklination, bei er α purum, impurum, Maskulina auf $\alpha\varsigma$ und $\eta\varsigma$ untereidet, fügt (III) die Deklination der Feminina auf $\omicron\varsigma$, Adjektiva $\omicron\varsigma$, $\omicron\nu$, kontrahierte und attische Deklination hinzu und schließt (IV) mit der dritten Deklination, wo er zuerst in 3 Paragraphen die Mutastämme $-\rho$, $-\nu$, $-\lambda$, $-\iota\nu$, in 4 Paragraphen die Mutastämme $-\pi$, $-\gamma$, $-\kappa$, $-\chi$, Mask. und Fem. $-\delta$, $-\tau$, und Neutra $-\tau$, dann in je einem Paragraphen Stämme auf $\nu\tau$, $\kappa\tau$, synkopierte Deklination, Stämme auf $\epsilon\varsigma$, Neutrastämme auf $\alpha\varsigma$ und Feminina $-\iota$, Stämme $-\iota$ oder ν und ϵ , $\epsilon\nu$, ω , ν behandelt und mit Substantiven abweichender Bildung und Adjektiven der III. Deklination den Schluß macht. In diese die Deklinationen einübenden Paragraphen in 133 Lehrstücken auf 51 Seiten ist in passenden Zwischenräumen das Aktivum mit Ausnahme des Perf. und usqpl. eingestreut. Da die Überschrift von § 1 lautet: d. Präs. Akt. *παιδεύω* und hernach bei den einzelnen Tempora keine weitere Angabe hinzugefügt ist, so muß man annehmen, daß nur verba pura non contracta eingeübt werden sollen. Doch dem ist nicht so. Wir begegnen in den Lesestücken Futur- und Aoristbildungen von verba muta. Wenn diese Bildungen bei der Deklination der Mutastämme zum ersten Male auftreten, so könnte man darin, daß die Bildung des Dativus nur eine Analogie für die Futur- und Aoristbildungen böte, eine Entschuldigung für dieses Verfahren finden. Man würde es erstehen, wenn § 14 Formen wie *ἔτρεψε*, *ἔστρεψε* oder in späteren Stücken *ἔπεμψε*, *ἔγραψε* u. a. oder § 15 *ἄρξειν* lernt später *λέξω*, *ἔλεξεν* u. a. oder § 16 *ἔψευσε* sich findet; aber nicht zu billigen ist es, daß schon § 13 *ἀπέπεμψε*, § 14 *ἔλεξε* gelesen wird; noch mehr aber sind die Bildungen *ἐθανύμασαν*, *ἔσωσε* in Stück 113, *σώσας* in Stück 138 zu rügen, da der Schüler erst später in den Übungsstücken 133—186 lernt, daß die Verba auf $\zeta\omega$ einen τ -Stamm haben. Auffallend ist ferner, daß Bildungen des II. Aoristes sehr oft verwendet werden, ehe in dem Schüler ein Verständnis für diese Bildungen geweckt worden ist. In § 46 in den Lesestücken 139—200 werden die II. Aoriste eingeübt, und schon vorher findet man folgende: *ἀπήγαγεν* (St. 53. 55. 84. 99. 127. 148 und noch öfter), *ἀγαγών* (St. 110), *ἔφυγεν* (St. 53. 58. 103. 110. 126. 163. 171), *ἐβλάβη* (187), *τριβῆναι* (189), *ἐτράγησαν*, *ἀπολιπόντες*, *ἔξερέβη*, *περισιρμαφείς* 190, und sehr

viele in den Lesestücken 195—196. Von diesen Verben sind wenigstens vorher die Präsensia gelernt. *ἔβαλον* ist im Vokabular zu 55 angegeben; was nützt dem Schüler der Zusatz Aor. II *ἀπέθανεν* findet sich in 138 und *ἀπέκλιθον* 153 verwendet, da das an den betreffenden Stellen im Vokabular eine Übersetzung gegeben wird; für das letztere ist die Bedeutung zu Stück 19 angegeben. Das Perf. *παρεληλύθασι* tritt in 211 ohne Erklärung auf, obgleich unter den Vokabeln zu diesem Stücke *παρέκλιθον* übersetzt wird. *ἔδοξε* ist (196) zu früh verwendet. Man sieht gar nicht ein, warum im Vokabular nur *δοκῶ*, *δόξω* und nicht auch *ἔδοξε* angegeben ist. Das a verbo von *μάχομαι*, die Tempusbildungen von *βάλλω* (209) konnten ohne Bedenken für O. I. aufbewahrt bleiben. Auch *σωθήναι* (183) und *ἐπλασεν* (184) sind, da das bis dahin Durchgenommene keine Analogie bietet, zu früh verwendet. Da der Konj. Aor. erst 148 geübt werden soll so ist *στρατεύσητε* in 125 zu vermeiden. Ferner halte ich es nicht für praktisch, Komposita neben Simplicia im Imperativ im Imperf. und Aor. gleichzeitig einzuüben. So erscheint mir in *ἀπόλυε*, welches neben *θεράπευε* der einzige Imperativ ist, zu früh angewendet. Das Gleiche urteile ich über die frühzeitige Anwendung von *συλλέξω*, *συνέλεξα*. Eine Angabe, wann der Verf. *εἰμί* gelernt haben will, vermisst man ungern. Im Vokabular ist zu 3 die Bedeutung von *δούλι*, *εἰσί*, zu 12 von *εἶμι* zu 19 *ἔσται*, *ἔσονται* angegeben. Daneben findet sich ohne einen Hinweis im Vokabular in 7 *εἶ*, in 19 *παρήσαν* und *ἔστην* verwendet. Dafs der Verf. das Passivum der Verba pura non contracta erst, nachdem er in V die Komparative, in VI die Adverbia in VII die „Zahlworte“, in VIII Pronomina, in IX Perf. und Plur der Verba pura und in X das Aktivum der Kontrakta eingeübt hat in Beispielen anwendet, erscheint mir nicht als eine glückliche Wahl.

Wenn der Verf. mit den Maskulinis auf *ος* beginnt, dann die Adjektive auf *ος* verwendet, so ist zu rügen, dafs er in die dazu gehörigen Vokabeln die drei Endungen der Adjektiva einführt und lernen läfst, da dem Schüler die Endungen *α*, *η* und *ον* unverständlich sind. Ich habe stets gefunden, dafs der Schüler die Substantiva der kontrahierten zweiten Deklination besser behält, wenn sie mit den Verba contracta verbunden werden. Auch in den Lesestücken, in denen die Deklinationen eingeübt werden, werden Formen verwendet, die erst später erklärt werden: *γῆ* in Stück 77, während *γῆρας* erst in St. 95 eingeübt werden soll. Ehe die Bildung der Adverbia gelehrt ist, werden in Stück 1 schon Adverbia verwendet. Sollte es nicht praktischer sein, diejenigen Wörter der III. Deklination, welche in einzelnen Kasus abweichend accentuiert werden, zusammen einzuüben?

Zu jedem Stücke sind die Vokabeln angegeben. Hat der Schüler eine frühere Vokabel vergessen, so ist er nach der Richtung des Vokabulars nicht in der Lage, sie sich selbst zu

edächtnis zu rufen. Gegen diese Art, ein Vokabular anzufertigen, habe ich mich schon zu wiederholten Malen ausgesprochen; hier aber erneuere ich meinen Widerspruch um so mehr, als nicht alle Stücke in einem Jahre übersetzt werden können; es muß elmehr eine Auswahl getroffen werden. Die zu lernenden Vokabeln sind nicht durchweg passend ausgewählt. Wozu haben Wörterbücher wie πολλοί, πλείστοι, χείρ, παῖς, κύων, μέγας u. a., in jede Grammatik enthalten muß, eine Aufnahme gefunden?

Die Wahl der Stücke ist eine sehr glückliche. Der Inhalt ist zum größten Teil der griechischen Tierfabel, Heldensage und Geschichte entnommen. Mit griechischen Stücken wechseln solche deutsche ab, in denen das griechische Stück in etwas freierer Weise reproduziert wird.

Außer den vom Verf. angemerkten Druckfehlern habe ich noch folgende gefunden: ἀδελφέ (53), S. 129 fehlt vor ὁ ἦλος und in 8 ist 3 statt 2 zu schreiben. Nicht zu belegen ist die Form ἐμνήθη in 211.

Posen.

Gotthold Sachse.

Edmund Weiffenborn, Aufgabensammlung zum Übersetzen ins Griechische im Anschluß an die Lektüre von Xenophons Anabasis für die mittleren Klassen der Gymnasien. Zweite verbess. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner, 1886. VIII u. 232 S. 1,80 M.

Ich habe in dieser Zeitschrift 1886 S. 449—451 Weiffenborns „Aufgabensammlung zum Übersetzen ins Griechische im Anschluß an die Lektüre der Obertertia behufs Einübung der regelmäßigen Verba und Wiederholung der gesamten Formenlehre“ (1885 VIII u. 108 S.) besprochen und dieselbe als eine Neubearbeitung der ersten Auflage des vorliegenden Buches bezeichnet. Eine solche Auffassung lag nahe, denn in der That erscheinen nicht wenige Stücke aus der Aufgabensammlung für mittlere Klassen in neuer Bearbeitung in der Aufgabensammlung für Obertertia wieder (vgl. No. 15: „Persische Manneszucht“, 17. 18: „Verrat und Tod des Orontas“ mit No. 22 der Aufgabensammlung für Obertertia „Die gute Manneszucht der vornehmen Perser“, 28: „des Orontas Verrat“, 29: „Gericht und Tod des Orontas“). Dennoch war jene Ansicht ein Irrtum, wie das Erscheinen dieser dritten Auflage beweist.

Schade, daß sie ein Irrtum war! Man würde sonst glauben können, daß der Verfasser zur Erkenntnis der Wahrheit gekommen sei: daß der erste Teil seiner Aufgabensammlung für die mittleren Klassen nicht zu gebrauchen ist. So aber beweist es erst dieses Beweises.

Der für Obertertia bestimmte Teil dieses Buches umfaßt 11 Nummern, er zerfällt in 7 Kapitel, entsprechend den 7 Büchern der Anabasis. Irgendwelche Rücksicht auf den grammatischen Stoff der Obertertia ist nicht genommen: gleich in den

ersten 3 Stücken sind Formen folgender Verba anzuwenden *διαβάλλειν, συλλαμβάνειν, συγγιγνώσκειν, καθιστάναι, ἔχει δοκεῖν, ἀπιστάναι, ἀνιστάναι, ἐκβάλλειν, διδόναι, καταλείπει λέγειν, παρέχειν, λαμβάνειν, ἔρχεσθαι, αἰσθάνεσθαι, γίγνεσθαι ἐμβάλλειν, εἰδέναι*. Also mit Verständnis und aus eigener Kraft kann der Obertertianer kein Stück vor Bewältigung seines ganzen grammatischen Pensums übersetzen, namentlich wenn er wie Weissenborn in seiner Vorrede verlangt, „vom deutschen Text unmittelbar die griechische Übersetzung herunterlesen“ soll.

Es sind eben die 7 Kapitel dieses ersten Teils nichts weiter als eine Metaphrase der 7 Bücher der Anabasis.

Hier ist der Ort, auf die Bedeutung von Metaphrasen im griechischen Unterricht kurz einzugehen.

Weissenborn erwähnt mit einer gewissen Genugthuung, daß er zuerst den Versuch, „die Materialien zum Übersetzen ins Griechische der Klassenlektüre zu entnehmen“, gemacht habe. Das ist nicht ganz richtig; schon Seyffert-v. Bamberg geben Metaphrasen aus den 4 ersten Büchern der Anabasis, aber nur als eine kleine Abteilung ihres Buches, das im übrigen sich durchaus dem grammatischen Pensum anschließt, und in diesem Umfange kann man sich Metaphrasen wohl gefallen lassen. Der erste aber, welcher ganz von der Einübung der Grammatik absieht und nichts weiter als Metaphrasen der Lektüre giebt, ist allerdings Weissenborn. Soll ihm nicht die Parallele des Lateinischen zu seiner Neuerung veranlaßt haben? H. Schillers Aufsatz „Der lateinische Stil am Gynasium“ ist drei Jahre vor der ersten Auflage Weissenborns veröffentlicht, und die seitdem erschienenen Bücher von Uppenkamp, Köpke, Schultefs etc. mögen Weissenborn noch mehr von der Richtigkeit seiner Ansicht überzeugt haben. Aber man erlaube mir zwei Einwände. Die lateinischen Metaphrasen sind Stilübungen, sollen das die griechischen auch sein? Die lateinischen Metaphrasen werden ferner dem Schüler auf der obersten Stufe vorgelegt, wenn er die elementare Grammatik vollständig hinter sich hat; wer wollte einem Quintaner, der ein Buch zur Einübung der unregelmäßigen Verba braucht, Metaphrasen in die Hand geben! Nun, im gleichen Fall ist der Obertertianer gegenüber den griechischen unregelmäßigen Verben, ihm bietet man aber getrost ein Buch, das die Beherrschung der Formenlehre zur Voraussetzung hat.

Sind also Metaphrasen überhaupt für den griechischen Unterricht ersprieflich, so sind sie für Obertertia auf jeden Fall verfrüht. Darnach muß ich den ersten Teil dieses Buches ungeeignet verwerfen.

Anders steht es mit dem zweiten, für Untersekundaria bestimmten Teil. Derselbe zerfällt in folgende 4 Kapitel: Accusativ, Genetiv, Dativ, sämtliche Kasus. Der Stoff der 3 ersten Kapitel ist aus der Anabasis entlehnt, aber die Übungsstücke jedes 1

els aus allen 7 Büchern. Die Übungsstücke über sämtliche aus sind aus Nepos entnommen.

Aus diesen Thatsachen geht zweierlei hervor: 1) Die gebührende Rücksicht auf die Grammatik ist hier genommen worden.

Wir haben hier keine Metaphrasen mehr, wenigstens in praxi nicht mehr. Von den 75 Nummern dieses Teils sind 31 aus Nepos, 44 allerdings aus der Anabasis entlehnt; aber auf wieviel aufwandsreichen Gymnasien macht Xenophons Anabasis, wie Weissenborn in seiner Vorrede sagt, einen bedeutenden Teil der Lektüre der Untersekunda aus? Alle Gymnasien mit ungeteilter Sekunda und deren ist eine sehr stattliche Reihe — können in dieser Hinsicht die Anabasis nicht lesen lassen; die Anabasis ist einmal, und zwar in noch viel höherem Grade wie Cäsars B. G., nach Stoff und Darstellung ein Buch für Tertianer. Doch selbst für die Gymnasien, in deren Untersekunda die Anabasis Klassenlektüre ist, haben die Weissenbornschen Übungsstücke nicht den Wert der Metaphrasen, da dieselben für jeden Kasus gleichmäßig aus allen 7 Büchern der Anabasis entlehnt sind, das Wesen der Metaphrase aber gerade in dem Anschluß der Übersetzungsstücke an die jedesmalige Klassenlektüre besteht. So ist also das Prinzip des Verfassers durch die Praxis unschädlich gemacht, und wider seinen Willen kommt Weissenborn auf mein Prinzip heraus: Die jeweilige Klassenlektüre darf sich nie mit dem Inhalt der zu übersetzenden Übungsstücke decken.“

Ich habe also allen Grund, diese zweite Abteilung des vorliegenden Buches zu empfehlen. Ja, ich hätte es lebhaft bedauert, wenn ich, „der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb“, auch diese Abteilung hätte verwerfen müssen. Denn diese Stücke sind für alte und liebe Bekannte, sie sind sämtlich, wie auch die des ersten Teils, sehr geschickt abgefaßt, und zur Ausarbeitung meines eigenen Übungsbuches habe ich keine Aufgabensammlung so gern und so eindringend studiert wie die Weissenbornsche.

Zum Schluß bemerke ich, daß sich diese zweite Auflage mit Recht eine verbesserte nennen darf. Der Umfang des Buches hat sich wesentlich vergrößert (von 216 auf 232 S.), und diese Vermehrung ist hauptsächlich den Anmerkungen zu Gute gekommen. Die hier gegebenen Regeln sind schärfer und klarer wie in der ersten Auflage gefaßt, ich verweise besonders auf No. 6 Konsekutivsätze, No. 9 Verba der Willensäußerung. Überhaupt hat fast jeder Wink der Kritik ein aufmerksames Ohr gefunden; schreibt Weissenborn jetzt: Nominativ u. (nicht mehr c.) Infinitiv etc., Dareios, Klearchos u. s. w.

Max Erbe, Griechisches Lesebuch nebst deutschen Übungsstücken für Untertertia, hauptsächlich nach Arrians Anabasis. Weimar, A. Krüger, 1886. VIII u. 71 S.

Der Gedanke, aus Arrians Anabasis ein Lesebuch für Untertertia zusammenzustellen, ist nicht neu, schon 1883 liefs Justus

von Destinon sein „Griechisches Lesebuch für Untertertia, nach Arrians Anabasis bearbeitet“, erscheinen. Erbe ist wie Destinon ein entschiedener Anhänger des Dogmas: „keine Einzelsätze, sondern zusammenhängende Lektüre überall, auch für den Anfänger“; beide sind ferner der Ansicht, daß die Lektüre der Untertertia auf Xenophons Anabasis vorbereiten müsse. Aber woher diese zusammenhängende und auf Xenophons Anabasis vorbereitende Lektüre nehmen? Am einfachsten wäre eine Vorschule zu Xenophons Anabasis, d. h. ausgewählte Abschnitte der Anabasis, welche in einer dem grammatischen Pensum der Untertertia entsprechenden Weise zu bearbeiten wären. Aber das hiesse ja Xenophon „verstümmeln“ (Destinon), also *experimentum fiat in corpore vili*, und wer ist da geeigneter als Arrian! Steht doch der Inhalt seiner Anabasis der Xenophons nahe, ist doch sein Wortschatz dem Xenophons ähnlich!

Dies die Beweggründe, welche die Wahl der beiden Verfasser auf Arrian lenkten. Bin ich auch nicht überall mit ihnen einverstanden, z. B. nicht in der Ansicht, daß die Lektüre der Untertertia auf Xenophons Anabasis vorbereiten müsse, auch nicht in der Geringschätzung Arrians, so gestehe ich doch gern, daß die beiden Verfasser mit der *Ἀλεξάνδρου ἀνάβασις* einen glücklichen Griff gethan haben, denn Alexanders Heldengestalt zieht Schüler immer an.

Indes nicht die Wahl des Stoffes, sondern seine Bearbeitung ist für die Brauchbarkeit eines Übungsbuches entscheidend. Destinon hat nur griechischen Text und bindet sich an den gebräuchlichen Gang des grammatischen Unterrichts in keiner Weise: S. 3 seines Übungsbuches finden sich die Formen *παρεδέξατο, καλῶσόντες, νικήσας*, S. 1 *νικῶντων, παρακαλοῦσι, βοηθεῖ, ἡτιᾶται, νικῶσι, κρατεῖ, ἐνοικοῦντας, πολεμοῦντων*. Nun meint er, daß die Schüler schon mit dem Anfang des zweiten Quartals die Lektüre seines Übungsbuches beginnen könnten. Leider schweigt er über die ihm vorschwebende Methode, Grammatik zu treiben, völlig; aber so viel ist gewiß, ohne Nürnberger Trichter geht es dabei nicht ab. So weit kann sich ein Fanatiker der zusammenhängenden Lektüre verirren!

Erbe hat sich vor gleicher Verirrung zu hüten gewußt. Sein Übungsstoff zerfällt in 29 Nummern, von denen die beiden ersten, welche Buchstabier- und Leseübungen enthalten, von Prof. Uhle in Dresden herkommen. Nr. 3—25 behandeln in griechischen und deutschen Sätzen das grammatische Pensum der Untertertia, Nr. 26—29 geben eine Metaphrase der ersten 4 Kapitel von Xenophons Anab. lib. I. Von S. 44—68 folgt ein Wörterverzeichnis, welches die Vokabeln zu den einzelnen Nummern in fortlaufender Folge enthält; S. 69—71 bieten ein Register der Eigennamen. Nach einigen der 29 Nummern sind, meist jambische, Sentenzen eingefügt und zwar nach Nr. 5. 9. 16. 22. 25. 29 nicht weniger als 23. 86. 48. 71. 53. 13 Sentenzen.

Der eigentliche grammatische Stoff also wird auf 43 Seiten gehandelt oder vielmehr, rechnet man die 10 Seiten Sentenzen — sich ein grober Unfug und für das Prinzip der zusammengehenden Lektüre ein Schlag ins Gesicht — ab, auf 33 Seiten. Es ist gerade kein reichhaltiger Übersetzungsstoff, andererseits sind die Stücke schwer durchzuarbeiten. Denn Erbe weicht von der gewöhnlichen Einteilung des grammatischen Pensums nicht unüblich ab: er beginnt mit der 2. Deklination (Nr. 3), danach folgt die erste (Nr. 4), Adjektiva (Nr. 5), 3. Deklination (Nr. 6—8), regelmäßige Komparation (Nr. 9), zugleich wird in diesen selben Stücken durchgenommen das Praes., Impf. act. u. pass., Fut. u. praes. act. u. med. der verba pura; jetzt folgt in Nr. 10 Fut. u. praes. pass. der verba pura, Nr. 11 Fut. u. Aor. act. u. med. der verba muta, Nr. 12 Aor. pass. der verba muta, Nr. 13 Zahlen, Nr. 14. 15. 16 Verba auf *άω, έω, όω*, Nr. 17. 18 Pf. u. Plqpf. u. pass., Nr. 19 Repetition, Nr. 20 verba liquida, Nr. 21 c. II, Nr. 22 Konjunktive und Optative, Nr. 23 unregelmäßige Komparation, Nr. 24 Pronomina, Nr. 25 Repetition.

Man muß gestehen, daß diese eigenartige Stoffverteilung von dem Gedanken und Erfahrung zeugt, nur die Stücke 3—9 scheinen etwas Unmögliches zu verlangen. Neben einander geht da die Einübung der 3 Deklinationen und des verb. purum, und diese Vorpelleistung wird dem eben erst in Untertertia eingetretenen Schüler zugemutet. Ja, in einigen dieser Stücke muß er noch die dritte Schwierigkeit bewältigen, so in Nr. 6 ff. das tempore Augment und das Augment in Kompositis. Die Formen *ζήν* und *γενόμενος* in Nr. 5 sind wohl nur aus Versehen gesetzt worden oder wenigstens unerklärt gelassen.

Einzelsätze sind bis Stück 8 gewählt, jedoch von 5 an schon kleinere Anekdoten, von 9 an ist Arrian benutzt.

Der Druck des Buches ist sehr korrekt, die Ausstattung elegant. In einer Einführung desselben, glaube ich, kann vorläufig noch keine Rede sein, aber es stecken in demselben so selbstständige und eigenartige Ideen, daß es sich seinen Weg sicher bahnen wird.

Kreuzburg O.-S.

Wilh. Gemoll.

G. Klopstock, Der Messias. Im Auszug als Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von O. Frick. Berlin, Th. Hofmann, 1886. VIII u. 242 S. 1,40 M.

Kein aufrichtiger Lehrer des Deutschen wird sich die großen Schwierigkeiten verhehlen, die eine genuss- und erfolgreiche Lektüre des Messias in der Prima bietet. Die Schüler bringen vielfach dem neuen Stoff das hergebrachte, auch neuerdings oft wieder frisch genährte Mißtrauen entgegen, das zwar mehr den Wert der Tradition als wirkliche Berechtigung hat, aber wie jene tief und zäh genug wurzelt, um die Begründung eines inneren Verhältnisses von vornherein recht schwierig zu machen. Der

Lehrer selbst mag oft auch nicht selbständig und vorurteillos genug sein, um durch eigenes Beispiel und eigene Hingabe die Klasse mit fortzureißen. Man redet ja seit Lessing davon, daß man einen Klopstock mehr lobe als lese, man liest in autoritativen Litteraturgeschichten, die Handlung sei verschwommen, die Zeichnung der Gestalten nicht plastisch genug, die Sprache unklar, wer mag sich also nun die besondere Mühe geben, diese „offenkundigen“ Mängel zu verdecken oder für das Verständnis des aufmerksamen Lesers unwirksam zu machen? So ist es gekommen, daß der Messias in unseren meisten Schulen nur einen kläglichen Achtungserfolg erzielt, in der Lektüre der Familie noch mehr wie dies bei unseren anderen Klassikern in erschreckendem und zunehmendem Mafse der Fall ist, so gut wie nicht gekannt wird. Und da gerade bei dem Mangel an der Unterstützung des deutschen Hauses, eine Unterstützung, die in früherer Zeit eine überraschend grofsartige, fast schwärmerische war, der Schule noch mehr die Aufgabe zufällt, der Jugend unsere schöne Litteratur nahe zu bringen, sie darin heimisch zu machen und ihr so einen unvergänglichen Schatz von sittlichen, religiösen und ästhetischen Vorstellungen und Urteilen mit ins rauhe, unpoetische Leben zu geben, so war es eine der dankenswertesten und dankbarsten Aufgaben, die an einen Schulmann mit reichem Wissen, scharfem Verstand und warmem Herz für die Poesie herantreten konnte, theoretisch und praktisch darzuthun, daß es nur an uns und alten Vorurteilen, auch an falscher Methode liege, wenn der Messias eine so wenig hervorragende Rolle im Unterrichte und Leben spielte. Angeregt durch die bahnbrechenden Arbeiten von R. Hamel hat Direktor Frick in Halle die Lösung dieser Aufgabe in einer so ausgezeichneten Weise vollzogen, daß seine Arbeiten auf diesem Gebiete für den Lehrer des Deutschen kaum mehr entbehrlich sind. Es würde uns zu weit führen, wollten wir dem für allen erziehenden Unterricht so verdienstvoll wirkenden Pädagogen in seinen gehaltvollen Erörterungen über den Wert und die Schönheiten des Messias zu folgen versuchen. Wir müssen uns hier darauf beschränken, auf die eingehenden Ausführungen über die unterrichtliche Behandlung, die Frick im vierten Band des Sammelwerks: „Aus deutschen Lesebüchern. Epische, lyrische und dramatische Dichtungen erläutert für die Oberklassen der höheren Schulen und für das deutsche Haus, herausgegeben von Frick und Polack“ gegeben hat, alle, die ein Interesse an der Sache haben, dringend zu verweisen. Wenn die dort gegebenen Direktiven auch für viele Primen zu hoch sind, namentlich auch in Berücksichtigung der Zeit, die dafür zu Gebote steht, so wird das nie ein Fehler sein; denn wer auf dem Gebiete des Unterrichts Fachgenossen — und für diese sind in erster Linie jene Erläuterungen bestimmt — zu belehren unternimmt, wird immer sein Ziel möglichst hoch zu stecken haben.

Das Versprechen, das Frick im Nachwort zu jener Arbeit gab, bald eine Schulausgabe erscheinen zu lassen, um die Behandlung des Messias in der Schule zu erleichtern, hat er jetzt erfüllt. Diese eingehender zu betrachten, gebieten Stoff wie Herausgeber in gleichem Maße. Was Frick neu verlangt und in seinen Vorlesungen durchführt, ist, daß nicht einzelne Gesänge, wie z. B. zuletzt W. Herbst empfohlen hat, gelesen werden sollen, sondern daß die Schule nach Analogie ihres Verfahrens auf anderen Gebieten möglichst das ganze Dichtwerk darzubieten habe, daß so von dem Ganzen ein Durchblick zu gewinnen sei, der den Schauplatz, die Hauptpersonen und die Architektonik der Handlung in ihrer künstlerischen Eigenart und Berechtigung zur Anschauung zu bringen habe.

Man wird dieser Forderung von vornherein beistimmen. Denn ein jedes Werk will als ein Ganzes und kann nur als solches beurteilt, wenigstens gewürdigt werden. Wäre es mit dem Messias wirklich anders und böte er als ganzes Werk zu wenig Interesse, dann hätte die Schule die Zeit, die sie seither darauf verwandt hat, geradezu vergeudet. Denn man kann zwar die dichterische Eigenschaft Klopstocks in einigen Einzelheiten, namentlich in sprachlicher Beziehung, auch bei der Lektüre etwa des ersten Buches kennen lernen, die großartigen und wahrhaft bildenden Elemente aber, die ohne Zweifel nach der vor uns liegenden Darlegung in dem ganzen Werk enthalten sind, schätze, die zu heben erfahrungsgemäß für den Primaner wie für jeden Menschen von religiösem Sinn und dichterischer Empfänglichkeit eine sehr lohnende Aufgabe ist, werden nur dann auf uns wirken, wenn wir die wesentlichen Handlungen im Überblick bis zum Ende durchschauen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß alles gelesen werden müsse — bei den mittelalterlichen Epen geschieht es auch nicht —, aber die Auswahl muß so getroffen werden, daß die dichterische Absicht Klopstocks dem Schüler zum klaren Bewußtsein gelangt.

Wie das geschehen mag, hat uns Frick in seiner Schulausgabe gezeigt. Er hat also nicht den vollständigen Text gegeben, sondern nur etwa die Hälfte des ganzen Gedichts. Es mag dies erfahren von vornherein auf prinzipiellen Widerspruch stoßen, und im allgemeinen mit Recht. Aber wer einmal selbst die Erfahrung gemacht hat, wie gerade der ungegliederte Stoff in der zwar ungemein gehaltvollen, aber allerdings nicht immer allzu deutlichen Dichtung dem Schüler bei seinen Vorbereitungen oft abschreckende Schwierigkeiten darbietet, wird den Weg Fricks nicht unbeachtet lassen dürfen. Wir müssen uns doch wohl sagen, daß die Schule solchen Erfahrungen gegenüber nicht unzugewappelt bleiben kann, und wenn mir jemand einwendet, sei Sache des Lehrers, diese Gliederungen selbst vorzunehmen, müßte ihm viel mehr Zeit zu Gebote stehen wie jetzt, wo

wir — übrigens nicht zum Schaden des Unterrichts — gerade auf diesem Gebiete noch die Selbstthätigkeit unserer jungen Leute in erhöhtem Grade in Anspruch zu nehmen haben.

Das, was die vorliegende Ausgabe bringt, ist immer noch so reichlich bemessen, dafs ein Beschneiden den meisten Kollegen notwendig erscheinen wird. Ausgeschieden sind mit Rücksicht auf den Schüler alle Aufzählungen, die voraufliegende oder einer späteren Zeit angehörige Begebenheiten betreffen, eine große Anzahl von Abschnitten, die nicht zur eigentlichen Handlung gehören, z. B. die Auferstehungen und Erscheinungen der Heiligen, die langen Paraphrasen der biblischen Reden des Messias, die weitläufigen dogmatischen Reflexionen, Gebete und lyrischen Ergüsse, die die Handlung so häufig unterbrechen. Dafs auf diese Weise die einzelnen Gesänge sehr verschiedene Einbuße ihrer ursprünglichen Gestalt erfuhren, möge man daraus ersehen, dafs z. B. von den 721 Versen des ersten Gesanges 440, von den 1188 des zwanzigsten nur 107 aufgenommen sind.

Zur Erleichterung des Verständnisses sind ferner eine Reihe von Einrichtungen getroffen, die ich als entschieden nachahmenswert auch den Herausgebern unserer fremdsprachlichen Klassiker, wenigstens für Schulen, dringend empfehlen möchte. Denn nichts vermag dem Leser — und warum sollte der Schüler günstiger organisiert sein wie dieser? — ein Schriftwerk leichter zum Verständnis zu bringen, als wenn es auch äußerlich in übersichtliche Abschnitte gegliedert vor seine Anschauung tritt. Diese Abschnitte und Wendepunkte, Personen, charakteristische Äußerungen sind überall im Texte durch Hervorhebung im Druck¹⁾, unter dem Texte durch bezeichnende Überschriften kenntlich gemacht. Also eine Hauptaufgabe, die gerade bei dem Messias gar nicht ohne Schwierigkeiten war, findet der Schüler schon gelöst vor und kann also dadurch schon zu einer extensiveren Lektüre gelangen. Schon im voraus wird eine vortreffliche „Übersicht über die Architektonik der Haupthandlung des ganzen Messias“ gegeben, so dafs hieraus eine klare Totalauffassung gewonnen und die Erwartung erregt wird. Ebenso dient eine zum Schluß gegebene „Übersicht über die Gliederung der Nebenhandlungen und Episoden“ der Erleichterung eines Rückblicks und einer Zusammenfassung des Gewinns. Eine wahre Fülle von verwertbaren Beziehungen bieten die äußerlich sehr knappen Anmerkungen. Viele werden für den Schüler allerdings erst nach der Erklärung durch den Lehrer ins richtige Licht gestellt werden, allein dann sind sie wichtige Apperzeptionsstützen für die Repetition und werden zur Fest-

¹⁾ So werden gleich im Anfang durch ganz großen Druck in V. 6 die Widersacher des Erlösers Satan und Juda hervorgehoben; ebenso das bekannte den Entschluß als einen freien bekräftigende fünfmalige „ich will“ in dem Eilvertrag. In Strophen gegliedert erscheint der Siegesgesang im 17. Gesang.

haltung des Gewonnenen besser beitragen als das leidige, so oft überflüssige Nachschreiben. Da diese Anmerkungen wirklich das allgemeinste Interesse verdienen, so mögen wenigstens die Hauptansichtspunkte, nach denen sie gemacht sind, hier Würdigung finden. Zunächst bieten sie also eine Fixierung der Thematika. Dann machen sie auf die Schauplätze und ihren Wechsel aufmerksam. Der Parallelismus, der in der ganzen Dichtung wie ein Gesetz waltend nachgewiesen ist, wird als solcher bezeichnet. Sehr wichtig sind behufs einer innigen Verknüpfung mit dem übrigen Unterricht die zahlreichen Hinweise darauf, daß homerische Elemente im Messias ebenso zu typischen werden wie im Homer. Ferner ist angedeutet, daß sie im Messias erweitert, verklärt, auch in die unsinnliche (übersinnliche) Handlung hinübergenommen werden, daß, wie die Handlung des Messias den gesamten Kosmos umspannt, so auch die Elemente der Handlung einen Mikrokosmos des menschlichen und den Kosmos des Lebens überhaupt darstellen¹⁾. Das sind alles Punkte, die nicht äußerlich an den Schüler herangetragen werden sollen, sondern zu der man seiner regen Mitarbeit bedarf, und hierzu ist reichliche Anleitung in unserer Ausgabe gegeben. Eine Reihe von poetischen Mitteln sind knapp charakterisiert, z. B. S. 21 die malenden Verse, das Gleichnis S. 24, die Landschaftsbilder S. 40. Daß K. auch geradezu plastische Gruppen zeichnet, ist z. B. S. 71 und 99 angemerkt. Den verknüpfenden Pädagogen erkennt man auch wieder in dem Hinweis auf die gleiche bei Plato sich findende Anschauung zu S. 34, in dem Vergleich des Gottesleugners im Anfang des vierten Gesangs mit Talbots Tod in Chillers Jungfrau von Orleans III 6 zu S. 44, und zahlreichen anderen Parallelen. Verhältnismäßig wenig beachtet finde ich das Naturgefühl Klopstocks, das nicht nur in den Gleichnissen, sondern auch sonst in malenden Beiwörtern hervortritt und auf den Schüler sehr wohlthätig zu wirken geeignet ist. Die oft sehr einen psychologischen Motivierungen findet man zweckmäßig angedeutet. Öfters wird auf die Erläuterungen verwiesen.

Ich stehe also nicht an mich dahin auszusprechen, daß die Arbeit Fricks eine nach allen Seiten verdienstvolle ist. Sie zeigt im Verein mit den Erläuterungen in dem oben erwähnten Sammelwerk dem Lehrer knapp, aber überzeugend, wie man Schriftsteller als Erzieher lesen soll, sie deutet die Fäden an, an denen die Lektüre mit unserer Erkenntniswelt zusammenhängt und befruchtet, wie unter dem Schutze poetisch-schöner Form die Grundideen des Menschenlebens in Gott wirksam an den empfänglichen Schüler herangebracht werden können. Dem Schüler

¹⁾ So konnte namentlich sehr häufig auf das außerordentlich oft verwendete homerische Motiv der Teichoskopie hingewiesen werden ..

²⁾ Epische und lyrische Dichtungen 4, 357.

aber bietet sie ein Buch, das er, wenn richtig ange- nicht nach dem kurzen Sommersemester, dem die mäßige Behandlung zugewiesen ist, bei Seite legen, so gerne wieder zur Hand nehmen wird. Denn das Verwirrte und Verstiegene, weil zu oft Übersinnliche findet er hier der äußeren und inneren Anschauung aufs wirksamste nahe gerückt. Das wird nicht fehl gehen, wenn man die sichere Erwartung spricht, daß die Fricksche Ausgabe des Messias baldigst in unsere höheren Schulen finden und zur Belebung und Führung der Klopstockschen Poesie wesentlich beitragen wird.

Und wenn Frick selbst meint, der Einwand, daß der Messias, etwa in der Reclamschen Ausgabe, für den Schüler billiger zu haben sei, werde durch die Erfahrung noch an ihm vorgeschlagenen Behandlung hinfällig, so dürfen wir Schlüsse noch den weiteren, vom schulhygienischen Stand aus gewiß nicht zu unterschätzenden Grund für dieselbe her aussprechen, daß der sehr schöne, große, deutliche Druck bekannten Ausgaben gegenüber rühmlich auffällt. Träte der von manchen so gefürchtete „Schularzt“ in wirklicher Tätigkeit, so müßte es gewiß eine seiner ersten Pflichten sein augenschädlichen Reclamschen Ausgaben für den Schulgebrauch zu verbieten.

Gießen.

P. Dettweil

G. Humperdinck, Über den Vortrag epischer und lyrischer Dichtungen. Mit zahlreichen kommentierten Mustern monologischer und dialogischer Vortrag wie auch für Oberstufe führungen. Köln, M. du Mont-Schaubergsche Buchhandlung, IV u. 176 S. 3,20 M.

Die Kunst des Vortrags dichterischer Schöpfungen, Schätzung in unserer Zeit sich durch den zahlreichen Besuch Vorträgen berühmter Recitatoren bekundet, ist zum öfteren Gegenstand des Nachdenkens geworden. Dichter und Künstler sind besonders, welche ihre Gedanken hierüber an die Öffentlichkeit gebracht haben. Meist sind es aber praktische Winke und teilungen aus der Erfahrung, welche auf diesem Gebiet ge- werden; auf wissenschaftlicher Grundlage ist hier nur wenig gar nicht gebaut worden. Das vorliegende Buch des Sen- direktors Herrn Humperdinck „über den Vortrag epischer lyrischer Dichtungen“ mag in erster Linie als ein Versuch in diese Lücke auszufüllen.

Das Buch umfaßt zwei Hauptteile: 1) Abhandlung Wesen und Erfordernisse des monologischen und des geschäftlichen Vortrags dichterischer Stücke; 2) eine Chrestome poetischer Vorträge, welche auf Grund erläuternder Besprechung der Stücke zur Anordnung und Ausführung des Vortrags leitet.

Wir werden uns insbesondere mit dem ersten zu beschäftigen.

„Poesie ist eine redende, tonreiche Muse, sie will in schönem Vortrag gehört werden“. Allerdings kann man Poesie auch lesen: liest doch der Musiker selbst das Tonwerk aus der Partitur; aber wie die Musik erst durch das Erklingen der Töne ihre vollständige Macht erweist, so soll auch die Poesie nicht der Entbehrung der Wirksamkeit, die ihr vermöge der Natur ihres Organs, der Sprache, zusteht, entbehren — zu ertönen und vernommen zu werden. Wenn es S. 4 heißt: „die Sprache, welches Organ der Poesie, welches reicher, vielseitiger und gewaltiger ist als Skulptur, Malerei und Tonkunst“ u. s. w., so wissen wir nicht, ob wir hier einen Druckfehler vor uns und statt „welches“ „welche“ zu lesen haben, oder ob Sprache, Malerei, Tonkunst in eine Linie fallen sollen, was doch ein logischer Fehler sein würde, da der Einteilung ein einheitlicher Gesichtspunkt mangelt. In den folgenden Worten „sie, die das Menschenleben in tausendfachen Bildern, die Empfindungen des Herzens in ihren Tönen und Rhythmen verklärt“ geht das „sie“ wohl offenbar auf „Poesie“; in der Fortsetzung aber: „sie verlangt die Bedingung ihrer naturgemäßen Wirksamkeit, das Recht, unter empfänglichen Menschen zu ertönen und vernommen zu werden“ geht das „sie“ entschieden auf „Sprache“. Der richtige Gedanke, welcher dem Verfasser vorschwebt, ist nicht zu scharfem Ausdruck gekommen. Abgesehen hiervon können wir uns auch mit der etwas phrasenhaften, vor allem aber einseitigen Lobpreisung der Poesie auf Kosten der übrigen Künste nicht sonderlich befreunden. Haben doch insbesondere Malerei und Musik in unserer Zeit einen solchen Aufschwung genommen, daß sie eine Macht geworden sind ähnlich der Poesie, und ist es doch allen Künsten gemeinsam, das Menschenleben und die Empfindungen des Herzens zu verklären; nur in ihren Mitteln sind sie verschieden; dadurch aber wird die Schwäche der einen Kunst die Stärke der anderen.

Der Verfasser will von dem Vortrag von Dramen absehn und sich nur auf epische und lyrische Dichtungen beschränken. Die grundlegenden Elemente, welche er im folgenden behandelt, dürften aber ebenso sehr der dramatischen Poesie zu gute kommen.

In alten Zeiten fand keine Trennung der Poesie von der Musik statt; erst später löste sich das enge Band, und es entstand eine Stubenpoesie, von der Uhlands Märchen spricht. Da nun der Quell wahrer Poesie nicht versiegt, sondern im Volksliede fortlebte, so kam auch endlich die Zeit, wo berufene Meister dem Lauschen desselben nachgingen, und so gewann die Sprache die Eigenschaften wieder, die neben der Anschaulichkeit des Ausdrucks in ihren eigentümlichen musikalischen Eigenschaften liegen.

Neben dem Gesange, der sein Sonderleben fortführte, kam die redende Vortragskunst zur Geltung. Wenn derselben (S. 9) der Vorzug zugesprochen wird, daß sie sich „mit weit mehr persönlicher Unmittelbarkeit und mit der vollen Beredsamkeit des Wortes“ an die Hörer wenden kann, so ist dies, wie heut zu Tage die Sachen stehen, wohl im allgemeinen richtig, da die Töne mit ihrer ergreifenden Wirkung den Hörer von dem Worte abzuziehen pflegen (notwendig ist dies freilich nicht); wir dürfen aber nicht vergessen, daß bedeutende moderne Komponisten der „Beredsamkeit des Wortes“ die rechten Flügel zu verleihen bemüht gewesen sind — man denke an R. Schumann, vor allem an R. Wagner, dem die Musik recht eigentlich „die Kunst des Ausdrucks“ war; „persönliche Unmittelbarkeit“ müßten wir aber auch von jedem guten Sänger verlangen. Bei dem gewöhnlichen Schlendrian, wie er zu herrschen pflegt, singt der Sänger freilich nur die Töne und der Hörer hört nur diese. In Wahrheit sollten sich Recitator und Sänger verhalten wie zwei Geschwister, welche, in zwei verschiedenen Ländern aufgewachsen, ihr inneres Denken und Fühlen ein jeder in seiner heimischen Sprache vortragen.

Ähnlich sollte es sich auch bei dem chorischen Vortrag verhalten, über den H. (S. 15) urteilt: „in diesem (dem Gesangchor) überwiegt und unterdrückt der Reiz der Melodie, der Reichtum der Harmonie die Bedeutung des Wortes; der sprechende Chor dagegen wendet sich mit der unmittelbar zu Geist und Herz dringenden Beredsamkeit der schönen Sprache an die Versammelten“ u. s. f. Warum aber der Vortrag eines Dichterwerks in chorischer Aufführung den Charakter der Festlichkeit mehr haben solle als ein Gesangchor, ist nicht abzusehn. Uns will bedünken, daß das gerade Gegenteil der Fall sei und daß der H. Verfasser, verleitet durch die Wärme, mit der er seinen Gegenstand umfaßt, sich über die thatsächlichen Verhältnisse täusche.

Der Goetheschen Unterscheidung zwischen Recitation und Deklamation wird für die Vortragsobjekte der neueren Dichtkunst mit Recht keine durchgreifende Bedeutung beigemessen, obgleich die Recitation theoretisch als die objektive Wiedergabe der epischen, die Deklamation als die subjektive der lyrischen Dichtungsart entsprechen würde.

Während das Lied Gesang zu fordern scheint, verliert sich die Sangbarkeit, je mehr die Schilderung und die Reflexion Raum gewinnt. Naturgemäß; denn die Tonkunst zeichnet weder, hehmt sie, noch sind die Töne Zeichen von Vorstellungen, wie es die Sprachlaute sind. Dennoch ist zu beachten, daß die Musik die Mittel hat, nicht nur einen Vorgang, der durch das Gehör wahrgenommen werden kann, sondern auch einen unhörbar im Raum sich vollziehenden, letzteres vermöge der Ideenassociation, welche Raum und Zeit verknüpft, treffend wiederzugeben und so zu schildern. Als

che dem Gesang sich entziehende Dichtungen werden insbesondere elegische und Ideendichtung bezeichnet. Dafs die er-eifende Schönheit neuerer Balladen im ganzen mehr in einem t gesprochenen Vortrag fühlbar wird als im Gesangsvortrag . 10), gilt in gleicher Weise wie die oben angeführten Aus-rüche für den Schlendrian unsrer Tage. Gerade das Feld der allade ist ja so trefflich, besonders von C. Loewe. angebaut orden, der in dieser Gattung nicht nur als bedeutender Kom-onist sondern auch als vollendeter Recitator zu glänzen pflegte, ei dem „die Fülle süfser Sprachmusik“ (vgl. Palleske auf S. 11) icht verloren ging.

Aufsert sich das Subjektive naturgemäfs solo, so wird die emeinschaft durch den Chor darzustellen sein. Letzterer wird uferdem nicht nur da eintreten, wo Gespräch und Wechselrede ergegenwärtigt werden sollen, sondern auch da, wo Scenen, Ideen-änge, Gemütssituationen verschiedenen Charakters zu einem anzen verbunden sind und charakteristisch unterschiedenen usdruck heischen. Schillers Glocke, der Taucher, Klopstocks rühlingsfeier scheinen eine solche Recitation geradezu zu fordern; uch kann hier jener Symmetrie, die in den alten Chören die legel bildete, durch Zerlegung in Teilchöre Rechnung getragen werden. Die Gewöhnung an monologischen Vortrag hat bei uns as Chorsprechen in den Hintergrund treten lassen. Wir werden ber getrost das Urteil (S. 13) unterschreiben dürfen, dafs ein ut eingeübtes und verständnisvolles Konzert von Sprechstimmen Wirkungen zu erzielen vermag, mit denen die Individualisierungs-anst des einzelnen Recitators oder Deklamators nicht wetteifern ann. Die pädagogische Bedeutung solches gemeinsamen Wirkens arf daneben auch in Anschlag gebracht werden. Erfahrungen ieser Art hat jeder tüchtige Gesang- oder Turnlehrer sicherlich emacht.

Wie die Musik, wirkt auch die Poesie durch die akustische Be-chaffenheit des Materials, welches sie mit derselben gemein hat. ies gemeinschaftliche Material ist der Ton, der schon an sich einen indruck auf die vorstellende sowohl wie auf die empfindende Seele icht. Ferner aber wirkt sie gleich ihr durch den Gleichklang der öne. Die Musik verwertet diese Eigenschaften ihres Materials in Me-odie und Harmonie. Gemeinsam ist aber auch beiden Künsten der hhythmus, welcher, selbst losgelöst von dem Ton, eine elementare irkung ausübt, die in der Musik zu freierer ästhetischer Wirkung elangt. Die wirkungsvollen Eigenschaften des Sprachmaterials erden nun auch in der Poesie nicht nur in ihrer elementaren estalt benutzt, sondern, wenn auch in beschränkterem Mafse wie ei der Musik, ästhetisch verwertet. Die bewufste und zweckvolle nwendung derselben zur Wirkung auf Phantasie und Gefühl des örrers konstituiert die ästhetische Wirkung. Diese hat der örrer zur Geltung zu bringen. Über die Anforderungen an

diesen urteilt der Verfasser: Der Vortrag des Sprechers erfordert ebenso gut eine gute Stimme als Instrument und die Fähigkeit zu geschickter Behandlung derselben, wie dies beim Sänger der Fall ist. Der Vortrag kann schön sein der äußeren Form nach und doch der Seele entbehren; andererseits kann er durch subjektive Anempfindelheit von dem Verständnis des Dichters abführen.

Im vierten Kapitel führt H. aus, daß der deutsche Sprachlaut noch viel von der ursprünglichen Wirkung der Lautlänge bewahrt habe. Vorteilhaft wäre es gewesen, wenn diese höchst interessante Erscheinung etwas systematischer durch die drei Stufen der Sprachbildung, die interjektionale, die onomatopoeisch und die charakterisierende, verfolgt wäre. Das harmonische Element des Gleichklangs erscheint in der Poesie als Assonanz, Allitteration und Reim.

Sinnlicher Wohlklang wird, dem Wesen des Tones entsprechend, in erster Linie durch schöne Folge der Vokale erzielt. Die Möglichkeit zu dieser bietet insbesondere der Vokalreichtum des Italienischen, des Althochdeutschen; aber auch im neuhochdeutschen Gedichte empfinden wir oft diesen Wohlklang. Mit Recht macht H. auf die Harmonie der Laute mit der Vorstellung aufmerksam. Er nennt sie symbolisch. Wir würden darin vielleicht mehr eine Charakteristik erblicken, wie sie in der Thätigkeit der ersten Sprachbildner so merkwürdig hervortritt und wie sie in der Musik die interessantesten Wirkungen erzielt. (Vgl. des Referenten Schrift „Die Tonkunst nach Ursprung und Umfang ihrer Wirkung.“ Berlin 1883 S. 16 ff.). Wenn der Verfasser diese Wirkung eine „magische“ nennt, so will er damit andeuten, daß hier das Gefühl eine große Rolle spielt. Nicht wenige dieser Wirkungen lassen sich aber auch erklären, sowohl durch die Analogie von Farbe und Ton, sowie überhaupt durch die unbewußte von unsrer Seele vollzogene Assoziation der Wahrnehmungen, die durchs Auge zugeführt werden, also dem Raum angehören und der Wahrnehmungen des Ohrs, die der Zeit angehören.

Das fünfte Kapitel behandelt die Erfordernisse der Aussprache. Die Frage, ob wir eine Norm der Aussprache, eine „Orthoepie“ haben, wird dahin beantwortet, daß allerdings insbesondere durch den Verkehr der höflichen und großstädtischen Bühnen eine gewisse Übereinstimmung und ein gewisses Einverständnis erzielt worden sei, wenngleich nicht ohne Schwankel. Die Bemerkungen, welche hier über schwankende Aussprache z. B. des G, des R, auch der Vokale gemacht werden, sind treffend.

Das sechste Kapitel behandelt den schwierigsten Punkt der ganzen Lehre: den deutschen Rhythmus. Wir müssen bekennen, daß wir bei aller Anerkennung des Geleisteten von diesem Thema am wenigsten befriedigt worden sind. Zunächst fragen wir:

s nötig eine neue Terminologie einzuführen? Es ist ja richtig, lafs bei den Alten Arsis und Thesis gerade umgekehrt gebraucht wurde als bei uns. Wir aber brauchen diese Ausdrücke nun einmal in dem durch den Gebrauch geheiligten Sinne für Hebung und Senkung, warum da ändern? Und nun gar das unglückliche „Takttreff“ für ictus, wo wir in der Musik von einem „guten Taktteil“ reden! Wenn Rhythmus als eine solche Bewegung erklärt wird, in deren aufeinander folgenden Momenten sich gleichmäfsige Ordnungen wiederholen, wenn ferner der musikalische Rhythmus darin bestehen soll, dafs die Töne sich im Taktmafs d. h. Ordnungen von gleichem Zeitmafs folgen (S. 32 f.), so ist gerade das wesentliche Kennzeichen des Rhythmus darin nicht ausgedrückt, dieses ist nicht die „gleichmäfsige Ordnung“, noch das Taktmafs, sondern das Verhältnis der zusammengehörigen Teile, welches nicht nur ein quantitatives (Länge und Kürze), sondern auch ein qualitatives (Hebung und Senkung) ist. Rhythmus ist in jeder Bewegung eigen, mag sie sich als Bewegung des Körpers im Tanz darstellen oder als Stimmbewegung auftreten und dann im Tonwechsel eine Stimmung oder im Wortgefüge eine Vorstellung erwecken wollen, d. h. der Musik oder der gebundenen Rede angehören. Da die Wirkung einer solchen Bewegung auf unserer gesamten Organisation beruht, so müssen die Gesetze auch ein und dieselben sein, welche Erscheinungsform dieselbe auch annimmt. Dies erkannt und zum mindesten für die antike Poesie auch nachgewiesen zu haben ist das Verdienst unserer neueren Metriker wie H. Schmidt, Westphal u. a. Aus diesen Gründen ist es gar nicht so falsch, wenn Palleske (Kunst des Vortrags 139, 40) behauptet: „Ein und dasselbe Gesetz von Tonstärke und Tondauer beherrscht den griechischen wie den deutschen Vers“, wengleich das Vorhergehende: „vor der Physiologie verschwindet das Gespenst der griechischen Quantität“ und das Folgende: nach H. Schmidt und R. Westphal seien „alle deutschen Silben gleich lang“ mit Recht (S. 37) als unverständlich und irrig von Humperdinck bekämpft wird.

Von den vier Eigenschaften des Tones — dem Klange, der Dauer, der Stärke, der Höhe — ausgehend, wird (S. 33) unterschieden zwischen Lautart, Dauer, Tonstärke und Tonhöhe. Wichtig ist hier die Unterscheidung von Tonstärke und Tonhöhe. Es ist ersichtlich, dafs beides oft — wir dürfen sagen „meist“ — zusammenfällt, keineswegs ist dies aber immer der Fall. Läft sich aber wirklich eine Regel über die unterschiedliche Anwendung von Tonhöhe und Tonstärke aufstellen? Wird hier nicht individuelle Stimmbegabung, Willkür u. s. w. aller Regel spotten: Nicht mit Unrecht sprechen wir von „Hebung“ und „Senkung“ und meinen damit, dafs wir, wo wir betonen wollen, die Stimme heben, wo wir dies nicht wollen, sie senken. Es handelt sich hier nur um einen Stimmennachdruck, der bald durch Stimm-

verstärkung, bald durch Stimmerhöhung, bald und zwar in der Regel durch beides zugleich, ja wir dürfen hinzusetzen: bald selbst unter Verlängerung der Lautdauer bewirkt wird. Alle Gesetze der Lautphysiologie können über den Gebrauch, der einer engeren Differenzierung spottet, hinweg keine Bestimmungen treffen, die bei der ersten Anwendung uns im Stiche lassen.

Es wird behauptet: „der Accent der Alten war Tonerhöhung, wir sprechen unsere Stammsilben mit verstärktem Stimmenachdruck“ (S. 34). Es ist gewiß richtig, daß der Accent der Alten euphonischen Gesetzen, der unsere logischen folgt. Aber auch hier handelt es sich nur um eine „Betonung“, eine Hebung der Stimme, die eben so gut Stimmerhöhung wie Stimmverstärkung sein kann. Wie die Theorie hier sofort in die Brüche geht, das beweist der Ausspruch auf S. 35: „wie der griechische und lateinische Accent auf den Versrhythmus ohne Einfluß war, so hat auch in unserem Rhythmus Tonhöhe ohne Stärke keine Bedeutung“. Wenn aber weiter unten der Vers Gelleris im jambischen Maß als Beispiel für die Erhöhung einer schwächeren Silbe angeführt wird: „„Aus dem „vérwahrt“ und dem „béwahrt“, so kann der Verf. es nicht unterlassen hinzuzusetzen: „wobei übrigens auch Tonverstärkung im Spiel ist.“ Es heißt ferner: In dem jambischen Verse: „„Hell leuchten alle Sterne““ fällt der erste Takttreff nicht auf das hochbetonte „hell“, sondern auf „leucht“. Indessen, warum soll man „hell“ hoch betonen und nicht ebenso gut stark? „Hell“ ist ein begriffhaltiges Wort. Darum sollte man es nach der Theorie stark betonen, während es der logischen Beziehung gemäß hoch zu betonen wäre. Die Betonung des Wortes steht allerdings im Widerspruch mit der Versbetonung. Ein solcher Widerspruch beruht aber nicht etwa darauf, daß man das Wort einmal hoch, das andere Mal stark betont, sondern darauf, daß Wort- und Versaccent ganz verschiedene Bedeutung haben. Und damit kommen wir zu dem Punkt, in welchem wir hauptsächlich in unserer Ansicht von dem Verfasser abweichen. Wenn H. auf S. 37 behauptet: „wir haben in unserer Sprache lange und kurze Silben, unsere Verskunst verwertet die Silbendauer aber anders als die antike, und der Daktylus bedeutet nicht wie der griechische: lang, kurz, kurz, sondern stark, schwach, schwach“, so müssen wir erinnern, daß die Betonung, welche durch Stimmverstärkung bez. Erhöhung bewirkt wird, zugleich zwingt, auf der betonten Silbe zu verweilen. Hierdurch wird der betonten Silbe auch eine längere Dauer verliehen als der unbetonten, und in diesem Sinne dürfen wir allerdings von Länge und Kürze auch in Bezug auf sie sprechen. Ein Gleiches ist aber — und noch in verstärktem Maße — bei der rhythmischen Betonung der Fall, wo die Hauptsilbe sich deshalb nicht nur qualitativ als Hebung, sondern auch quantitativ als Länge von den Nebensilben unterscheidet. Insofern nun die Betonung des ein-

elnen Wortes nur entweder dieses vor andern hervorhebt oder als Wort selbst gliedert, hat sie eine wesentlich andere Bedeutung als die rhythmische, welche die elementare Wirkung der Bewegung durch Gliederung und die dadurch herbeigeführte Ordnung zu einer ästhetischen umschafft. Darum können denn auch Fort- und Versaccent sehr wohl im Widerspruch mit einander stehen; ja bisweilen liegt in solchem Widerspruch sogar ein besonderer Reiz. Die Dauer der betonten Silbe eines Wortes läßt sich nun zwar durch Bestimmung des Verhältnisses zu andern Silben im allgemeinen festsetzen, ist aber bei uns keineswegs so bestimmt, wie dies bei den Alten der Fall war. Freilich können wir von Natur, d. h. durch Vokal, lange Silben nicht kurz machen, aber andererseits können wir doch — ein Ersatz für die Positionslängen der Alten — die Silben schärfen und thun dies sehr häufig, so daß wir bisweilen aus einer im Sprachgebrauch unbetonten im Rhythmus eine betonte und dadurch aus einer kurzen, ja minimalen, eine lange machen. Machten dies die Alten etwa anders? Wurden nicht kurze Silben, wie *ἔλαβε, ἔμαθον, σενα* u. a. geschärft und darum geschrieben: *ἔλλαβε, ἔμμαθον, σσενα*? Rhythmus ist einmal in seinem Verlauf der Zeit untergeordnet; innerhalb derselben besteht aber kein anderes Verhältnis der einzelnen Teile zu einander als ein Längenverhältnis, welches die Musik daher durch Geltungszeichen ausdrückt. Wenn S. 39 beurteilt wird, daß die Tonstärke der einzelnen Silben unserer Sprache sich nicht immer gleich bleibe, so dürfen wir mithin ohne Anstand sagen, daß dies auch mit der Tondauer der Fall sei.

Noch zwei Bemerkungen: 1) Es ist falsch, daß in der antiken Prosodie ein für allemal jede kurze Silbe als einzeitig, jede lange als zweizeitig galt (S. 38); die antike Rhythmik kennt bekanntlich auch drei- und vierzeitige Silben. 2) Wenn bemerkt wird (S. 39), daß unsere Jamben Einheiten sind, die oft in ihren Teilen ungleiche Bruchverhältnisse bilden, so ist zu erinnern, daß eine ähnliche Erscheinung, wie die vom Verf. gemeinte, auch innerhalb der antiken Rhythmik bei den sogenannten logaödischen Versen vorhanden war. Hier wurde aber der Daktylus ebenso dreizeitig gemessen, wie der Jambus. Ein Gleiches dürfen wir auch für die deutsche Rhythmik annehmen, Man vergl.:

- 00 | - 0 | - 0 | -
πολλά τὰ δεινὰ κοῦδὲν ἀνθρώπων u. s. w.)

und: Zu Aachen in seiner Kaiserpracht.

Es ist nicht Hebungs- und Senkungsverhältnis, welches ungleiche Bruchteile zu einem Ganzen verbindet, wie dies Humperlinck annimmt, sondern die Bruchteile sind gleich, nämlich beide dreizeitig. Es ist daher auch kein Grund, hieraus, wie es S. 56 geschieht, Einwendungen gegen die Berechtigung einer taktzählenden Rhythmisierung herzuleiten. Allerdings irren Düntzer, Götzinger

sichtigen, sondern sich nicht
so kommt er unbewußt.
Die gesetzmäßige Ordnung
Bewegung an ein Zeitmaß
Taktgliedern ein längere
Stellung im Rhythmus un-
gleich den ursprünglich l-
heit, sondern es beruht auf
niger scharf ausgeprägten
Silben und bez. auf der M
(Man vergl. übrigens das
im Rhythmus Dauer ver-
S. 54 richtig ausgeführt
der Welt in Frieden“ un-
gebrechen“ daktylisch auf-
sung: „Erkenne dich, lei-
Glücklichen kann es an viel

Im 8. Kapitel behan-
Diese stehen der Prosa an-
ist hier die, daß jedes El-
erhält, wie es ohne metris-
Bei Goethe finden sich 8
Takten (Gesang der Gei-
mäßige (Ganymed). Letz-
Vergestaltung hinstrebt, is-
feier mit großer Kunst an-

Wenn der Verf. (S. 5
so ist ihm die Akrostichon-

Das 10. Kapitel behandelt Auffassung, Tempo und Tonmodulation. Die Auffassung mag immerhin subjektiv verschieden, darf aber nicht willkürlich sein. Das Tempo ist dem Charakter mäfs zu wählen. Langsam ist es im „Grab am Busento“, schnell im „Glück von Edenhall“. Bisweilen wird aufschnellende Bewegung („Taucher“), bisweilen ein Verweilen erforderlich sein.

Die Bedeutung der Erhöhung und Verstärkung des Tons im Vortrag wird klargelegt. Sie gewähren die Möglichkeit, das Bedeutende, Wichtige hervorzuheben. Der Ton besitzt aber auch die Fähigkeit, eine besondere logische Beziehung oder einen pathetischen Ausdruck dem Wortsinn beizulegen. Dies wird nachgewiesen in dem Satze: „das Bild ist schön“ bei der gewöhnlichen Aussage, der Frage, der Behauptung mit logischer und der mit rhetorischer Emphase.

Endlich wird die Klangfarbe oder Klangart einer Betrachtung unterworfen. Durch sie wird bald die Bestimmtheit des Erkennens, Glaubens, Entschlossenheit des Wollens, bald Unsicherheit, schwermütiges Schwanken u. s. w. dargestellt werden können. Bald errät der blofse Stimmklang Freude, Jubel, Beseligung, bald Schmerz, Trauer, Verzweiflung u. s. w. Hier bewegen wir uns wesentlich auf dem der Musik heimischen Boden.

Viel treffende Bemerkungen enthält auch das 11. Kapitel: Die Stimme und der chorische Stimmverein.“

Die Frage, ob auch individuelle Stimmeigentümlichkeit nachgeahmt werden darf, wird dahin beantwortet, dafs für komische Effekte dies vielleicht wirksam sei, dafs aber die Idealität der ernsten poetischen Sprache dadurch herabgedrückt werde.

Ein wesentliches Verdienst des Verfassers ist, dafs er der Bedeutung des Chorsprechens gerecht wird. (S. o.) Wir haben uns leider bei der Schwierigkeit der Einübung dieser Vortragsweise so entwöhnt, dafs wir derselben wenig Beachtung schenken. Für gröfsere Anstalten eignet sie sich aber vorzüglich.

Der zweite Teil giebt eine reiche Zahl von Beispielen, in denen die Lehren zur Anwendung kommen. Wir heben hervor 1) von Vorträgen für eine Stimme: Uhlands Glück von Edenhall, Fontanes Archibald Douglas, Klopstocks Die frühen Gräber; 2) von Mehrstimmigen-Vorträgen und chorischen Aufführungen: Klopstocks Frühlingsfeier, Schillers Taucher und Glocke, Goethes Mahomets Gesang, Chamisso's Tragische Geschichte. Vorausgeschickt sind den bedachten Einleitungen über die Auffassung derselben. Diese sind sinnig, doch will uns bedünken, dafs sie mitunter knapper und vornehmer hätten gehalten werden können; manches ist doch gar allgemeinverständlich.

In den Anweisungen erblickt man überall den geschickten Praktiker. Besonders gelungen will uns z. B. die Verteilung der Stimmen in der „Glocke“ erscheinen. Eine Gefahr ist freilich bei der Verteilung unter mehrere Stimmen. Es ist die, zu grofse

D. J. R. Müller, Lehr-
metrie, den neuesten
kursus. Oldenburg, St

Wieder ein auf den
Büchlein. Wir können n
spricht, welche wir von der
Unterrichts haben, inder
dafs dasselbe von der Betr
mit den elementaren Begr
Wege vertraut mache, dag
oder stereometrischen Lel
eben aus unmittelbarer A
beginnt mit der Geraden)
Strahlen und unbegrenzte
haften, rein arithmetischer
Reduzieren und Resolviere
früher im Rechenunterric
hätten wir Übungen im Me
Geraden erwähnt er berei
Bei den Dreiecken werden
aufgeführt und dann Aufga
nung eines Dreiecks gestell
sind, so kann es doch bed
den geometrischen Unterri
und a , h_c , α , ebenso a ,
Aufgaben aufgeführt sind.

sogar die für den Stumpf der Pyramide und des Kegels für V. Verwirrend ist die letzte Tabelle, wo unter $1000. 100. 10. 1$ u. s. w. q_{km} h_a a q_m gesetzt sind, was natürlich der Verf. nicht gemeint haben kann.

2) E. Pfeiffer, Lehrbuch der Arithmetik und Algebra für höhere Bürgerschulen. Jena, Mauke, 1896. 140 S. 1,90 M.

Der Verf. meint, vielleicht nicht mit Unrecht, daß Lehrbücher, die für die besonderen Bedürfnisse höherer Bürgerschulen berechnet wären, in geringerer Anzahl vorhanden seien und sich so das Erscheinen des seinigen, welches von den für Gymnasien und Realgymnasien mehrfach abweicht, rechtfertige. Nachdem wir das Buch des Verfs genauer durchgesehen haben, können wir sagen, daß es in vieler Beziehung seinem Zweck recht wohl entspricht. Was freilich den Inhalt anbetrifft, so unterscheidet sich derselbe kaum von dem Lehrstoffe, der auf Gymnasien behandelt zu werden pflegt. Denn daß die Kombinationslehre ausgeschlossen ist, fällt doch nicht ins Gewicht. Gleichungen, welche den 2. Grad übersteigen, finden sich ebensowenig wie bei Kambly; aber dieselben sollen ja auch auf Gymnasien nicht zur Behandlung kommen. Dagegen ist sogar die Exponentialreihe und die logarithmische Reihe aufgenommen, deren Konvergenz in recht geschickter Weise aus der Vergleichung mit einer geometrischen nachgewiesen wird. Daß diese Reihen zum Pensum einer höheren Bürgerschule gehören, müssen wir allerdings stark bezweifeln. Ebenso hätte sich der Verf. wohl die Ausziehung der Kubikwurzel, die wir überhaupt für einen ungerechtfertigten Luxus halten, ferner die Betrachtung und Ableitung der natürlichen Logarithmen, die Umwandlung der Logarithmen verschiedener Systeme ersparen können. Für höhere Bürgerschulen genügt es unbedingt, wenn sie mit den Briggschen Logarithmen sicher und verständnisvoll zu rechnen wissen und die Möglichkeit erkennen, den dekadischen Logarithmus zu berechnen, wozu der Verf. auf S. 56 die Anleitung gegeben hat. — Wesentlich und vorteilhaft dagegen unterscheidet sich die Behandlung des Stoffes, indem weniger auf genaue allgemeine Beweisführung als auf eine recht anschauliche, klare Ableitung der arithmetischen Lehrsätze Bedacht genommen ist. Schon auf den ersten Seiten wird die Zahlenreihe rückwärts und vorwärts über Null hinaus fortgesetzt und deutlich gemacht, wie die relative Größe algebraischer Zahlen zu beurteilen ist. Indem dann durch allmähliche Abnahme der gegebenen Zahlenwerte die gesetzmäßige daraus hervorgehende Veränderung der Rechnungsergebnisse verglichen wird, werden die Gesetze für die Rechnung mit algebraischen Zahlen recht geschickt entwickelt und erst nach der Entwicklung als Gesetze aufgestellt. In der That bringt diese Art der Ableitung die Lehrsätze dem Verständnis der Schüler recht nahe und genügt durchaus für die betreffenden Schulen.

Selbst die überaus wichtige Formel
die vielfache Übung auch in Zahlen-
Ausdrücken verlangt, fehlt gänzlich
Behandlung des Potenzierens und
der Binominalformel gefallen, in
ohne Beweis nach dem Pascalschen
Später folgt dann der genauere Satz
satzes für ganze positive Exponenten
allgemeinen Induktion. Ebenso von
Ausziehung der Quadratwurzel; r
gleich die Gestalt, nach welcher sich
lich $a^2 + (2a + b)b + [2(a + b) \cdot$
Logarithmen wünschten wir, daß
sammlung empfohlene Zeichen in
würde, um diesem überaus zweck-
mehr Eingang zu verschaffen. —
nungen ersten Grades mit einer
der quadratischen mit einer Un-
Klarheit und Einfachheit. Auf ein
zurück. Von den quadratischen
werden die am häufigsten vorkom-
Weise zweckmäßig gelöst. Bei
konnte wohl darauf hingewiesen
zeln der quadratischen Gleichung
unmittelbar aus den beiden Satz-
dratischen Gleichung ergibt. Es
tischen und geometrischen Reihe
gegründete Zinseszins- und Rent

Wir fügen noch einige Bemerkungen über Einzelheiten hinzu. Der Verf. erwähnt kurz auch die Rechnung mit imaginären Zahlen und zeigt in bekannter Weise, wie sie und die komplexen Zahlen sich in der Ebene bildlich darstellen lassen. Daher halten wir es für unberechtigt, wenn er S. 38 sagt: Gerade Wurzeln negativer Zahlen giebt es nicht; er mußte die Einschränkung hinzufügen: unter den bisher bekannten Zahlen. — Für das Ordnen einer Gleichung führt der Verf. S. 63 das Entfernen der Wurzeln an vierter Stelle an, während es die erste einnehmen muß. Es war wohl auch ein Wort darüber zu sagen, wie dasselbe geschehen müsse. — In der Normalform der quadr. Gl. $x^2 \pm ax = \pm c$ (S 86) sind die Doppelzeichen eben so unnötig als lästig. Auch auf den Bürgerschulen müssen die Buchstaben algebraische, nicht bloß absolute Zahlen bezeichnen. — Die Bestimmung über die Anzahl der Wurzeln ist an einigen Stellen noch mangelhaft. Wenn der Verf. S. 88 sagt: die Gl. $x^2 - 18x = -81$ hat nur eine Wurzel, so war es richtiger zu sagen, die beiden Wurzeln der allgemeinen quadratischen Gleichung sind in diesem Falle in eine zusammengefallen, die daher als eine Doppelwurzel zu bezeichnen ist, ebenso wie die beiden Durchschnittspunkte einer Sekante und eines Kreises für die Tangente in einen Doppelpunkt zusammenfallen. Denn es ist eben recht wichtig, darauf aufmerksam zu machen, daß man allerdings nur einen Wert erhält, daß aber derselbe beide Wurzeln in sich begreife. Übler ist die oberflächliche Bemerkung auf S. 100. Die Verbindung zweier Gleichungen 2. Grades mit 2 Unbekannten ergibt stets 4 Auflösungen, wie dies in Beisp. I, II, VIII der Fall ist. Wenn aber der Verf. meint, dies treffe nur in den wenigsten Fällen zu, vielmehr gehöre zu jedem Werte der einen Unbekannten meistens nur ein Wert der andern, so ergeben sich 2 Auflösungen nur dann, wenn nur die eine der beiden Gleichungen vom 2., die andere dagegen vom 1. Grade ist, oder eine einfache Verbindung beider Gleichungen eine solche vom 1. Grade ergibt. — Recht schön ist die Erklärung der negativen Wurzel in Aufgabe 4 auf S. 96, dagegen fehlerhaft die zu Aufgabe 1. Wenn man nämlich die Hypotenuse aus den beiden Katheten berechnen will, so fragt man überhaupt nur nach dem absoluten Wert derselben; die gesuchte Hypotenuse soll weder addiert, noch subtrahiert werden; daher hat das negative Vorzeichen oder überhaupt das Vorzeichen in diesem Falle keine Bedeutung. — Statt in der Lehre über die Reihen die 20 verschiedenen Aufgaben aufzuführen, ziehen wir es vor, die 5 Gleichungen aufzustellen, in denen abwechselnd eine der 5 Größen fehlt und deren jede daher 4 verschiedene Aufgaben enthält. — In der Zinseszinsrechnung halten wir es für recht wichtig, von vornherein darauf hinzuweisen, daß es sich niemals um Zinsen, sondern stets nur um ein Kapital handle, welches sich gesetzmäßig verändere, und daß man daher statt der Prozente p der gewöhnlichen Zinsrechnung den Zinsfaktor q einzuführen habe, welcher angebe, was

ausgegeben, die er mit ganz bes
aus umgearbeitete bezeichnet, in
befolgten Grundsätze beibehalten
Privatmitteilungen ihm zugegan
von Fehlern, Mißverständnissen
nutzt hat. Wenigstens dürfen w
Zahl unserer Bemerkungen sage
noch höherem Grade von den
gelten, die er selbst dankend in
daher auf unsere damalige Anze
drücklich hervor, daß sich die
vervollkommnet hat, als der Ver
Ableitungen genauer und ausfüh
in anderer Beziehung den Stand
Auge gefaßt, ferner die inzwi
Wissenschaft möglichst berücksic
Züllichau.

**Emil Grosse, Auswahl aus Dr.
veränderter Sprachform mit
Berlin, Weidmannsche Buchh.**

Diese Auswahl aus Luthers
1883 zur Feier des 400-jährig
und war für die Schüler des
berg i. Pr. bestimmt, dessen Di
Absicht desselben, seine Schüle
sondern auch mit den Schrifte

aufs. Nicht minder fruchtbringend als für den deutschen Unterricht wird ein solches Werk sich auch in den Religions- und geschichtsstunden erweisen, denn die Sprache Luthers, wie bedeutsam an sich sie auch sein mag, ist doch nur die Hülle weltewegender Gedanken und tiefreligiöser Lehren, welche die protestantische Jugend lebendig in sich aufnehmen und treu bewahren soll. Wie das vorliegende Werk den Unterricht zu fördern vermag, erkennt man beispielsweise recht bei der Betrachtung der 95 Thesen Luthers. Der Religions- wie der Geschichtslehrer begnügt sich damit, von denselben im allgemeinen zu erzählen oder eine Anzahl der Thesen den Schülern vorzulesen; und dennoch genügt weder das eine noch das andere, um den Schülern den Gedankengang in den Thesen vollkommen klar zu machen. Die Sache aber wird wesentlich erleichtert, wenn die Schüler den Text der Thesen vor sich haben und der Lehrer ihn erläutert. Dann kann es kaum fehlen, daß jene die volle Wucht des Angriffes auf die papistische Lehre vom Fegefeuer und dem Ablass erkennen und würdigen. Wenn ferner die Schüler in der 81. These die Klage lesen, daß die „unverschämte Predigt vom Ablass“ es den Gelehrten so schwer mache, des Papstes Ehre und Würde gegen die „scharfen und listigen Fragen des gemeinen Mannes“ zu verteidigen, so enthüllt ihnen dieser Satz die bedeutungsvolle Thatsache, daß das Volk lebhaft und eindringlich schon vor Luthers Auftreten die Ablassfrage erörterte und die Lutherschen Thesen, welche eine unmittelbare Tagesfrage bündig und schlagend zum Ausdruck brachten und ihre Lösung gaben, wie der Funke im Pulverfaß wirken mußten.

Was die Auswahl der Schriften selbst betrifft, so kann man Grosse darin beistimmen, daß er nicht von allem, was Luther geschrieben hat, etwas geben wollte, sondern nur die bedeutendsten und gewaltigsten Schriften und beachtenswerte Briefe und Vortreden des Reformators und auch diese in mehr oder minder gekürzter Form. Ein paar Psalmen (130 und 143) sind sowohl in der ersten wie in der letzten Gestalt der Übersetzung aufgenommen, damit der Schüler die unermüdliche Arbeit Luthers an seinem litterarischen Hauptwerke, der Bibelübersetzung, erkenne. Als Einleitung ist der Sammlung Luthers gemütvoller Brief an seinen jungen Sohn Hans — 1530 aus Koburg geschrieben — vorgesetzt. Dann folgen die Auslegung des Vaterunsers und die 95 Thesen in lateinischer Sprache und in der deutschen Übersetzung von Justus Jonas. Von den größeren reformatorischen Schriften sind mitgeteilt: An den christlichen Adel deutscher Nation (1520); Von der Freiheit des Christenmenschen (1520); der Sermon von guten Werken, stückweise (1520); Eine treu Vermahnung zu allen Christen sich zu vorhüten für Aufruhr und Empörung (1522); An die Rats Herrn aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen

Schriften ist durch das sorgenvoll
dingt. Sehr willkommen z. B. w
von Schriften und ganze Briefe
lebensfrische und lebensfrohe De
den großen Reformator menschl

Der ganzen Sammlung sin
merkungen über Luthers Sprach
Stellen und besonderer Ausdrü
letzteren hätten wohl besser i
Stelle unter dem Texte gefunde
dann bei der Lektüre sogleich v
Mühe des Nachschlagens überh
kungen über die grammatischen
Luthers ferner sind zwar eine
Lehrer, aber zu wissenschaftlic
Schüler, welche in der mittelhoch
richtet werden. Hinweise auf d
oder auf die Zeitwörter der sechs
u. u) müssen daher dem Schi
Zweifel kann ihm auch die Luth
bracht werden, wenn die Erörte
Form bewegt. — Im übrigen ab
als wohlgeeignet erachtet werde
reformatorischen und litterarisc
Zeugnis von der Macht seines G
zu geben.

Berlin.

eilung außerdem noch Erläuterungen für den Lehrer und ungen im Singen nach Ziffern, den beiden anderen einige Seiten xt, die Elementartheorie behandelnd.

Der Verf. nimmt für den Gesangunterricht in der Schule en Zeitraum von acht Jahren in Aussicht und läßt die Schüler den ersten drei Jahren Übungen nach Ziffern, welche die Stufen r Durtonleiter vertreten, bis zum Umfange einer Oktave und fserdem Lieder, im ersten Jahre einstimmig, im zweiten und itten zweistimmig nach dem Gehör singen. In den folgenden ei Jahren lehrt er die Noten, Pausen, Taktarten und Intervalle id in den beiden letzten die Versetzungszeichen, die Dur- und olntonleiter; daneben werden ein-, zwei- und dreistimmige ungen und Lieder gesungen.

Ob es mit Rücksicht darauf, daß dem Schüler vom Beginn s Gesangunterrichts an ein Notenheft in die Hand gegeben wird, icht zweckmäßiger sei, das Singen nach Ziffern, von dem später ie wieder die Rede ist, ganz aufzugeben und gleich von vorn- erein die Noten zu lehren, mit denen sich der Schüler im Ver- uf von drei Jahren vollkommen vertraut gemacht haben kann, äre zu erwägen. Immerhin würde hierdurch und — was sich eichfalls empfehlen möchte — durch Beschränkung auf ein- timmigen Gesang während der ersten drei Jahre Zeit gewonnen erden, um den Schüler in der Folge mit umfassenderen, gründ- cheren Kenntnissen auszustatten, als dies gegenwärtig geschieht. über Intervalle z. B. ist so gut wie nichts gesagt, nicht einmal, as unter einem halben und einem ganzen Ton verstanden wird. as Wort Rhythmus kommt überhaupt nicht vor; es scheint dem erf. gleichbedeutend mit Takt zu sein, wie er schon in den Er- äuterungen Tonleiter mit Tonart verwechselt. Auch über Takt- rten, Verwandtschaft der Tonarten und dergleichen ist in dem buche wenig zu finden. Dagegen enthält es manches Überflüssige, nrichtige, Sonderbare. Für überflüssig halte ich einen großen eil des Anhangs zu den Erläuterungen, wobei ich noch zu be- merken habe, daß e-i gesungen ebensowenig „ei“ lautet als e-u er“. Ferner werden Sätze wie: „Die Musik hat sieben Töne“, am Anfang eines Musikstücks wird stets angedeutet, wie viele ertel der einzelne Takt enthalten soll“, „es gibt 24 diato- ische Tonleitern“, „in der Durtonleiter kommen zuerst zwei uze Tonstufen, dann eine halbe, dann drei ganze und zuletzt ue halbe Tonstufe, macht 7 Stufen“, „auf jeden Ton r sechs Durtonleitern kann eine neue gestellt werden“, „fis ll nicht mehr fis, sondern f heißen“ vor der Kritik schwer- h bestehen können.

Im übrigen mag noch erwähnt werden, daß der ganze eoretische Teil dieses Buches sich fast wörtlich schon in

Damm's Liederbuch für Schulen vorfindet, welchem auch eine zahl Lieder entnommen zu sein scheint; wenigstens muß es

Kapitel beachten werde. Ich
lagen finden wir zunächst die
brüche" führt. Es scheint
zu sein, weil u. s. w." Dies
sich auch sachlich in nicht
gehenden durch Herrn Bussle

Ganz besonders tadelt
nennungen Hektometer, Dekat
jedoch, daß diese nur auf die
Übereinstimmung von km un
zeigen. Im ganzen übrigen J
fügungen gemäß diese Benen
der in seinem Rechenbuch (S
Qu, \mathcal{L} , oz u. s. w. gibt un
Benennungen Dekagramm, Dec
der Wörter Hektometer, Dek
Schüler auch aus anderen Wö
finden?

Sollte es ferner in der
Personen oder Familien zusan
mäßig unter sich zu verteilen
Wenn eine Aufgabe, in weld
Frage lächerlich gemacht wir
doch nicht mehr wissenschaftli
üblich über manchen Satz ein
Aufgabe des Kalliaschen Rech
Hühner haben ihm $1\frac{1}{3} + 1\frac{1}{6} =$
Alles endlich, was Herr

Replik.

Es ist mir selbstverständlich nicht möglich gewesen, die siebzehnte Auflage des Fölsingschen Rechenbuches mit allen denjenigen früheren Auflagen zu vergleichen, die von anderen bearbeitet worden sind, als von Herrn Hoffmann; deshalb konnte ich auch nicht genau feststellen, was von esem Herrn neu hinzugefügt resp. verändert worden ist. Die Veränderungen, die ich besprochen habe, sind infolge dessen von mir nicht Herrn Hoffmann zugeschrieben worden, ich habe ausdrücklich gesagt: „Abweichend von älteren Auflagen u. s. w.“ Wenn übrigens Herr Hoffmann als Bearbeiter der siebzehnten Auflage genannt ist, so vertritt er meiner Ansicht nach den Inhalt des Buches. Weiter findet es Herr Hoffmann wunderbar, daß ich Benennungen wie Hektometer tadle, der ich doch in dem von Harms und mir herausgegebenen Rechenbuche Aufgaben mit Ctr, Qu, // und oz zulieferte und Benennungen wie Dekagramm, Decigramm u. s. w. erwähnte; darauf habe ich nur zu erwidern, daß sich Herr Hoffmann doch die Aufgaben mit Ctr, Qu u. s. w. etwas genauer hätte ansehen und außerdem die Maß- und Gewichtsordnung des deutschen Reiches hätte studieren sollen, er würde dann gefunden haben, daß diese Aufgaben englische Gewichte behandeln, und daß das Dekagramm, das Decigramm u. s. w. in jener Ordnung vorgeschriebene Gewichte sind; weil aber diese Maße in den Verkehr nicht eingeführt worden sind, hat der Bundesrat keine abgekürzten Bezeichnungen dafür eingeführt. — Wenn dann Herr Hoffmann fragt, ob es nicht vorkommen könne, daß drei Personen 10 hl Kartoffeln kaufen, um sie in gleiche Teile zu teilen, so könnte es scheinen, als ob ich ein Resultat wie $3\text{ hl } 33\frac{1}{3}\text{ l}$ verwerfe. Ich sage ausdrücklich: „eine Rechnung kann wohl auf solche Brüche führen, in einer Aufgabe haben sie aber keinen Sinn“. Die von mir angeführte Aufgabe ist aber eine ganz andere (S. 80. 9): Ein Gutsbesitzer schickt $9\frac{3}{4}\text{ hl}$ Kartoffeln zur Stadt. Ein Käufer nimmt davon $3\text{ hl } 33\frac{1}{3}\text{ l}$ u. s. w. Da frage ich wohl mit Recht: Wer kauft $\frac{1}{3}\text{ l}$ Kartoffeln?

Was für einen Scherz Herr Hoffmann über die angeführte Aufgabe aus dem Rechenbuche von Harms und Kallius machen will, ist mir nicht klar geworden: meiner Ansicht nach kommt es viel häufiger vor, daß ein Huhn in einem Vierteljahr $1\frac{1}{4}$ Schock Eier legt, als daß jemand $33\frac{1}{3}\text{ l}$ Kartoffeln kauft.

Berlin.

A. Kallius.

Die diesjährige Versammlung der
vor mancher ihrer Vorgängerinnen ei
voraus, wie er nicht fehlen durfte in
liche Brüderpaar Wilhelm und Al
präsidenten der Einheit aller Wissen
Seele der Versammlung heraus gesproch
in seinem Schreiben hervorhob, daß
Geisteswissenschaften und den Natur
das Bewußtsein der Pflicht dazu treib
bekennen. Nicht minder freudigen W
der Universität derselben Idee berede
die Doppelheit, mit der die moderne
ästet: die Wissenschaft selbst ist E
meflichen Gebiete sie einsetze, wie t
grenze, als Wissenschaft strebt sie i
Fortschritt, jede tiefere Bewegung auf
Weite nach, weckt allenthalben neue
vollkommungen der Methode und, v
des wissenschaftlichen Geistes und de

Und noch ein Umstand ist es, d
Signatur aufprägt. Wenn in früheren
in theoretischer Hinsicht zur Bescheid
Naturerkennens betonten, so hat sich
und nicht unbegründete Siegeszuversi
als Werner Siemens war es, der
des „naturwissenschaftlichen Zeitalte
der Chemie im Bunde mit der Elektr
der unerschöpflichen Menge der überal
mittel diese selbst herzustellen und

kunft verwies, sprach er die feste Voraussicht aus, daß über kurz oder lang der letzte der Stoffe, die man bisher oft nur mit Mühe und Kosten aus einzelnen Pflanzen beschaffte, synthetisch dargestellt werden wird. Wie phantastisch auch solche Ideen zunächst scheinen mögen, man wird ihnen eine gewisse Berechtigung zuerkennen müssen, wenn man die Rede von Bergmanns (Über das Verhältnis der modernen Chirurgie zur inneren Medizin) beachtet, welche die allererstaunlichsten Fortschritte der Chirurgie in den letzten zwölf Jahren nicht sowohl der vervollkommenen Kunstfertigkeit als der vertieften naturwissenschaftlichen Erkenntnis zuweist. So durfte denn Virchow, der erste Geschäftsführer, bei aller ihm eigenen Nüchternheit und Besonnenheit, sein Schlusswort wie folgt zusammenfassen: „Wir kennen die Methoden, durch welche wir die Natur zwingen, nicht bloß sich uns zu erschließen, sondern auch ihre Kräfte in unsere Hand zu geben. Wie die Menschheit das verwerten wird, welche Einflüsse daraus hervorgehen werden für die Gesamtheit des politischen und wirtschaftlichen Lebens, das wird Sache der Nationen sein, welche von ihren naturwissenschaftlichen Lehrmeistern angeleitet werden. Aber daß wir diese Anleitung werden geben können, daß die Naturforschung berufen ist, den Nationen auch materiell zu helfen, wie sie sie geistig vorwärts bringt, das ist die siegesfreudige Zuversicht aller derer, welche in der Naturforschung stehen.“ —

Wenn es sich aber darum handelt, die Naturwissenschaft dem Leben der Nation dienstbar zu machen, so fällt dem naturwissenschaftlichen Unterricht eine hervorragende Rolle zu. Dies wurde namentlich von W. Siemens in der schon erwähnten Rede ausdrücklich anerkannt, indem er unseres „hoch entwickelten Unterrichtssystems“ gedachte, „durch welches die Errungenschaften der Wissenschaft, namentlich aber die wissenschaftlichen Methoden, in breitem Strome der Technik und dem Volksleben überhaupt in allen seinen Tätigkeitsformen zugeführt werden“. Noch bedeutsamer in dieser Hinsicht waren die Auseinandersetzungen, welche Virchow in seiner Eröffnungsrede, im Anschlusse an den Gegensatz der Methode der exakten und der spekulativen Wissenschaften, machte: „Das Verdienst von Buffon und Linné wird nur dem ganz klar, der sich aus dem Studium der Litteratur überzeugt, wie selbst die besten Geister des Altertums und des Mittelalters an dem Versuche gescheitert sind, brauchbare Diagnosen von Tieren und Pflanzen zu liefern. Aristoteles und Theophrast waren gewiß zu ihrer Zeit vortreffliche Beobachter, aber noch ist es nicht gelungen, jedes jagdbare Tier oder jeden Waldbaum wiederzuerkennen, die sie besprochen. Das Auge des Menschen, wenigstens des gelehrten Menschen, mußte erst erzogen werden, um die Merkmale der Dinge in wissenschaftlichem Verständnis zu fixieren. Auch die größten Gelehrten verhielten sich damals, wie unsere Jugend, die von den gelehrten Schulen in das akademische Leben eintritt, ohne die Fähigkeit, Größenverhältnisse, Formen, Farben und was es sonst für Eigenschaften der Körper giebt, auch nur mit annähernder Sicherheit zu bestimmen. . . . Noch jetzt fehlen vielen Völkern, und ich darf vielleicht hinzufügen auch dem unsrigen, ausreichende Farbenbezeichnungen, obwohl ihr Auge sehr wohl fähig ist, auch schwache Schattierungen der Farben wahrzunehmen. Das ist eben die Erziehung der Sinne, welche erst durch sprachliche Fixierung des Wahrgenommenen zu bewußtem Besitz gebracht und zu ihrem Verständnis ausgestaltet werden. Und dieses bewirkt zu haben.“

Sinnesorgans. Mangel an Interesse und an Fixierung und an Bezeichnung der Grund dieser scheinbaren Blödigkeit liegt angedeutet, was Naturwissenschaft Geisteswissenschaften im tiefsten Grade diesen die Fähigkeit zur Sammlung, die Zeit, welche die Vorbedingung jeder Wissenschaft ist das psychologische Moment, welches die scheinenden Disziplinen herstellt. Das ist ein Verdienst Virchows, welches

Es ist nicht das erste Mal, daß die Naturforscherversammlung Unterricht in früheren Jahren ist dies wiederholt schon mehrfach die Bildung einer besondern schaftlichen Unterricht ins Werk gesetzt. In diesem Jahr hat sich diese Sektion, sowohl als durch die Zahl der Vorträge und Sektionen ebenbürtig an die Seite gehalten, in denen die Herren St. Krumme (Braunschweig) und Direktor. Die Verhandlungen der Sektion waren in den ersteren traten dieselben beiden versammlungen zur Erörterung gekonnt und das Ziel der Entwicklung. Allerdings nahmen diese Probleme an, es handelte sich hier einerseits um die Disziplinen, andererseits um die

Das Verhältnis der Naturwissenschaften zum Griechischen, bildet

er die Nomenklatur verwendet. Da in vielen Fällen der Sinn der Fachwörter sich nicht mit der Bedeutung des neugebildeten Terminus deckt, so bleibt die Kenntnis der Terminologie eine bloße Vokabelkenntnis, deren philologische Interpretation, selbst wo sie gegeben werden kann, ohne Wert ist gegenüber der durch zu vermittelnden Sachkenntnis. — Der hier geführte Nachweis ist kaum von Wichtigkeit, weil er zur Klärung des Verhältnisses zwischen den Naturwissenschaften und dem Griechischen beiträgt. Man wird davon Abstand nehmen müssen, für das Griechische als Unterrichtsgegenstand dessen Bedeutung für die moderne Terminologie ins Feld zu führen, deren es auch so wenig bedarf, als der litterarische und ästhetische Wert des Griechischen von unvergleichlich größerem Gewichte ist, als seine beiläufige praktische Verwendbarkeit.

Die Beziehungen der Naturwissenschaft zur Sprache behandelte auch G. Schulz (Berlin) in dem Vortrage: „Die Naturwissenschaft im Dienste der Sprachwissenschaft“. Er verbreitete sich über die physiologischen Grundlagen des Lautsystems und die natürlichen Bedingungen des Werdens der Sprache; doch hatten seine Ausführungen keine Beziehung mehr zu den engeren Aufgaben der pädagogischen Sektion, während sie für das allgemeinere Problem des Zusammenwirkens der Wissenschaften nicht ohne Interesse waren.

Die Frage nach den „allgemeinen Zielen der Unterrichtsreform“ wurde von Prof. Ernst Häckel (Jena), dem bekannten Zoologen, zu Beginn der dritten Sektionssitzung erörtert. Er stellte unumwunden die Forderung auf, daß die Naturwissenschaft zur allgemeinen Grundlage der höheren Bildung werden müsse. Er verwarf die Einheitsschule, da hier nicht die allseitige naturwissenschaftliche Bildung der Realgymnasien, sondern die „einseitig formalistische Bildung der klassischen Gymnasien“ das Übergewicht haben würde. Andererseits gestand er zu, daß beide Anstalten noch große Mängel hätten und der Reform dringend bedürftig seien. Er forderte Gleichberechtigung des Gymnasiums und des Realgymnasiums für das Studium aller Fakultäten und beantragte, daß für eine allgemeine Sitzung der nächstjährigen Naturforscherversammlung ein Vortrag über das Thema der Unterrichtsreform vorbereitet werde. Ein weiterer Antrag des Redners, eine Petition an das Unterrichtsministerium bez. den Landtag ins Werk zu setzen, wurde von dem Vorsitzenden durch Hinweis auf die Statuten der Versammlung, welche die Fassung von Resolutionen untersagen, erledigt.

Wenn sich der Redner bei dem polemischen Charakter seines Vortrags im wesentlichen darauf beschränkte, die schon oft aufgestellten allgemeinen Thesen der Realschulbewegung zu den seinigen zu machen, so bot er doch im Zusammenhange damit auch einige spezielle anregende Ideen. Namentlich wünschte er die Bezeichnung „Naturgeschichte“ an Stelle von „beschreibender Naturwissenschaft“ wieder in ihr Recht eingesetzt zu sehn; der letztere Ausdruck sei nicht bezeichnend, denn alle Wissenschaften müßten mit der Beschreibung ihres Objekts beginnen; die biologischen Wissenschaften ständen hingegen den historischen, vor allem der vergleichenden Sprachwissenschaft, durch ihre Methode am nächsten, verdienten daher den Namen Naturgeschichte, im Gegensatz zur exakten Naturwissenschaft oder Naturlehre. Während diese Bemerkung ein interessantes Streiflicht auf die Beziehung der naturwissenschaftlichen zu den historischen Disziplinen wirft,

eine Perspektive eröffnet ist.
Vermittlung zwischen den
Disziplinen in Aussicht stellt

In der dem Vortrage H
Seite eine noch weitergehend
anderer auf den Widerspruch
Arzte das Gymnasialabiturium
professor die Art der Vorbil
dauert, daß durch die neue
des Realgymnasiums erheblic
sei, zumal auch infolge der
eine Abnahme der voll aus,
stehe, da eine Nebenfakultas
lich wurde zu Gunsten des ar
gehoben, daß dieses dem
2 Stunden zuweise und daß
schaftlichen Bildung der heut

Wie sich die allgemeinen F
einige prinzipielle Gesichtspun
deren Themata, welche in der
oder den anderen von zwei G
dieser Kreise hat zum Mittel
gemeinsame Band für die
müsse. Es folgt daraus, daß
formalen Ballastes zu entledi
zeichneten Gebieten zu entneh
Ausdruck in dem Vortrage
Berücksichtigung der R
den Elementen der Ste

tionen; lehrreich sei auch das Entwerfen von Netzen, lehrreicher als das Ausschneiden und Zusammenkleben von Pappmodellen. An einer Reihe von Beispielen erläuterte der Vortragende mehrere Gruppen von Aufgaben, die sich auf die Berechnung der Flächen- und Kantenwinkel, des Neigungswinkels zweier nicht in einer Kante zusammenstoßender Flächen und auf die vollständige Berechnung regelmäßiger Krystallkörper erstreckten. Er betonte aber auch, daß die äußerste Beschränkung des Lehrstoffs in der Auswahl dieser Übungen erforderlich sei, da es nicht auf eine erschöpfende Kenntnis, sondern darauf ankomme, das Kennen in Können umgesetzt werde. Als Gegenstände, welche aus dem Unterricht wegfallen könnten, bezeichnete er die Betrachtung der allgemeinen geometrischen Eigenschaften der Körper, die regelmäßigen Körper, die meisten Sätze über die dreiseitige Ecke (namentlich die Kongruenz betreffend), sowie die Begründung von Sätzen der sphärischen Trigonometrie durch Zurückgehen auf die Ecke. Als übrig bleibend ließ er nur Sätze über Punkte, Grade und Ebenen im Raume samt den zugehörigen Berechnungen gelten. Er sprach sich zum Schlusse zu Gunsten der Einheitsschule aus, die aber nicht einen Mittelpunkt, sondern wie eine Ellipse zwei Brennpunkte haben müsse; der eine derselben sei die Mathematik, der andre das klassische Altertum.

Mit diesem Vortrage in engem Zusammenhange steht der von J. Scholz (Berlin): Die neuere Geometrie auf den höheren Lehranstalten. Er stützte sich u. a. darauf, daß die darstellende Geometrie eine reiche Anwendbarkeit in Wissenschaft und Leben für sich habe, wohingegen er der synthetischen Geometrie nur einen geringen Zusammenhang mit anderen Teilen des Schulpensums beimäße. Während die synthetische Geometrie wegen ihrer allgemeinen Betrachtungsweise, wegen der bei Schülern meist noch mangelhaften Ausbildung des Raumanschauungsvermögens und wegen der Kürze der disponiblen Zeit den Schülern nicht ausreichenden Nutzen und Genuß zu bieten vermöge, so sei die darstellende Geometrie vermöge des Anhalts durch die Zeichnung und vermöge der eigenen Konstruktionsfähigkeit des Schülers in hohem Grade geeignet, das Anschauungsvermögen zu entwickeln und die Freude eigenen Könnens zu erzeugen.

In der Diskussion wurden die Vorzüge der neueren Geometrie von mehreren Seiten anerkannt, namentlich aber auch von dem Vorsitzenden (Bertram) darauf hingewiesen, daß keine Ausschließung und kein Gegensatz der beiden Methoden statuiert werden dürfe; vielmehr haben sich beide gegenseitig zu stützen, da einerseits die darstellende Geometrie das Anschauungsvermögen weckt, welches die synthetische Geometrie voraussetzt, und andererseits die schwierigeren Begriffe der darstellenden Geometrie dadurch zugänglicher zu machen sind, daß sie mit einer Diskussion der zugehörigen Gleichungen verknüpft werden.

In den bezeichneten Gedankenkreis gehören endlich noch zwei Vorträge, welche die Einführung physikalischen Lehrstoffs in den mathematischen Unterricht zum Inhalt haben; und zwar ist die Behandlung bei dem ersten von ihnen so gedacht, daß das vorgelegte Thema am Gymnasium in den mathematischen Lehrstunden der Prima, parallel mit dem Unterricht in der Wärmelehre, bearbeitet wird. Der Vortragende, A. Vofs (Berlin), hatte Die adiabatische Beziehung zwischen Druck und Volumen der „Gas“ zum Gegenstande gewählt. Er legte als Erfahrungsthatfachen die

Über die Fortpflanzungen. Er machte darauf stand in den elementaren knüpfte seine Darstellung an in einem Programm von 186 von Punkten, zwischen denen Entfernung gedacht) wirksam sobald irgend ein Punkt an Elongationen der einzelnen P vom Index 0, 2, 4 . . . als sich herausstellt, daß die I und aperiodisch wächst, un langsam abnehmenden Schwi Bewegungen einer ganzen Re in sehr großem Maßstabe v

Der zweite der beiden jenen Bestrebungen, welche Unterrichtsmethode und in diesen Kreis gehören als handlungen. Herr C. Müllers Skops im Schulunterrichte Stelle im Unterrichte einzusetzen Aufwand an Zeit und an Mühsal Fassungskraft der Schüler zu vermögen angepaßt sein. Was Kraft zur Bewältigung des Schers beim Demonstrieren mit den Objekten zu verlassen und nicht einbringt. Für diesen Zweck

ewegung, letztere führen das Chlorophyll sehr deutlich vor Augen. Auch das erste sichtbare Assimilationsprodukt, die Stärke, soll den Schülern (an rischen Kartoffelknollen) gezeigt werden. Im Anschlusse daran legte der Vortragende eine Reihe von botanischen Wandtafeln vor, die unter seiner Mitwirkung von Kny herausgegeben sind, und von denen eine Anzahl sich für den Schulgebrauch verwenden lassen dürfte.

Während der eben skizzierte Vortrag den botanischen Unterricht betraf, gehörten sämtliche noch übrigen Demonstrationen dem physikalischen Gebiet (in weiterem Sinne) an. Weinhold (Chemnitz), der Verfasser wertvoller Werke über physikalische Unterrichtstechnik, zeigte und erläuterte ein von ihm konstruiertes Vorlesungsthermometer, ein Luftthermometer mit konstantem Luftvolumen, automatischer elektromagnetischer Einstellung und direkter Ablesung der Temperatur auf einer grossen, aus ziemlicher Entfernung noch ablesbaren Skala. Bei den von ihm vorgeführten Versuchen über Wärmeentwicklung beim Erstarren, die Bestimmung des Siedepunktes und die Erhöhung desselben durch Drucksteigerung überraschte der Apparat durch seine treue, auch dem Gehör wahrnehmbare Wiedergabe der Temperaturveränderungen.

Nicht minder lehrreich waren die Versuche, welche Szymanski (Berlin) mit einem von ihm nach Kundts Vorgange konstruierten Manometer anstellte, um die Verdichtung und Verdünnung der Luft nicht nur in ruhenden, sondern selbst in fortschreitenden Schallwellen zu zeigen. Die von dem Vortragenden erfundene Ventilvorrichtung ermöglicht es, die Schwankungen der Luft-Dichtigkeit selbst über chladnischen Klangscheiben und über der rotierenden Sirenscheibe sichtbar zu machen. Die Leistung ist, obwohl mit den einfachsten Mitteln hervorgebracht, eine erstaunliche, wenn man erwägt, dass es auf die angegebene Weise gelingt, die schnell auf einander folgenden Verdichtungen und Verdünnungen der Luft zu sondern und nach Belieben nur die eine oder nur die andere zur Wahrnehmung zu bringen. Das Verfahren hat dadurch vor den manometrischen Flammezeigern (nach Bönnig) einen erheblichen Vorzug; es bedeutet einen wichtigen Schritt in der Lösung der Aufgabe, die nicht unmittelbar sichtbaren, nur durch Induktion und mathematische Analyse erschlossenen Naturvorgänge der sinnlichen Wahrnehmung zugänglich zu machen und darf damit einen hohen methodischen Wert für sich in Anspruch nehmen.

Endlich wurde eine Anzahl von neuen Apparaten, meist durch ihre Erfinder oder Verfertiger, vorgeführt. Zwick (Berlin) demonstrierte die Gesetze der elektrischen und magnetischen Induktion und damit das Prinzip des Grammeschen Ringes und der Dynamomaschine durch eine Reihe von Versuchen mit Hilfe des von ihm konstruierten Magnetringinduktors und eines neuen Demonstrationsgalvanometers. August (Berlin) zeigte verschiedene Formen des von seinem Vater, weil. Direktor des Köllnischen Gymnasiums in Berlin, erfundenen, von ihm verbesserten Skiostaten, d. h. einer Sonnenuhr, welche die richtige Einstellung ohne Kenntnis der Mittagslinie ermöglicht. Er selbst legte Modelle von Körperketten vor, deren Verhalten für die theoretische Behandlung der Kettenlinie von Interesse ist. Benecke (Berlin) erläuterte mehrere von Neu angegebene Modelle zur Demonstration des Parallelogrammes der Kräfte und der einfachen Maschinen. Pfeiffer (Berlin) betonte das Prinzip der Siemensschen Trommel auseinander, worauf eine von

der Sektion bei Gelegenheit
welche in Wiesbaden stattfand.

Die Erhebung der Sektion
dauernden Institution ist zu
begrüßen. Bedauerlich bleibt
alter Tradition in eine Woche
an höheren Unterrichtsanstalt
machen kann. Es wird dahingehend
sein, sich an der Versammlung
wenn ihnen, wie diesmal, sei
Entgegenkommen eine wenigstens
gestattet sein, den Wunsch
Versammlungen den Lehrern
die diesmal erlassene die Natur
Förderung, die aus einer solchen
kann nicht hoch genug angesehen
nicht sowohl auf den Arbeitern
erster Reihe auf der Möglichkeit
ten lebendigen Verkehr mit der
und aus dieser Berührung ein
Geistes zu schöpfen, die den

Es bleibt noch zu erwägen
schaftliche Ausstellung verbundene
naturwissenschaftlichen Unterrichts
als auf ihre Veranlassung erzielte
mitteln und Demonstrationsmittel
war. Die Ausstellung gab in
welche sich auf dem Gebiete der
Bemerkenswert war wie vor

VIERTE ABTHEILUNG.

EINGESANDTE BÜCHER.

Festschrift der Badischen Gymnasien. Gewidmet der Universität Heidelberg zur Feier ihres 500jährigen Jubiläums. Karlsruhe 1886.

4. — Inhalt: K. Hartfelder, Uebrigste Briefe von Rudolf Agricola; Zier, Die Lyriker Eumelus, Terpauder und Alkman in ihrem Verhältnis; E. Keller, Schillers Besuch in Schwaben 1793—94 und das „Die Ideale“; A. Ausfeld, Die Orosius-Rezension der Historia tri Magni de preliis und Babiloths Alexanderechronik; H. Funck, Vorschlag zur Einrichtung einer Universität in Karlsruhe aus dem Jahre 1761.

Festschrift zur fünfzigjährigen Jubiläumsfeier des Realgymnasiums am Zwinger zu Breslau am 15. Oktober 1886. Herausgegeben von dem Lehrerkollegium der Anstalt. Breslau. 164 S. — Inhalt: Wiegand, Die Vorgeschichte und Geschichte des Realgymnasiums am Zwinger 16—1886; K. Schmidt, Die Wertschätzung der Apokryphen; R. Jungermann, Anmerkungen zu Schillers Gedicht „Die Künstler“; O. Pohl, Cäsars Toga (Bell. G. IV 17); P. Thiemich, Petite Causerie de Jubilé; Adel, Die Seeschule und ihre Gegensätze in der englischen Litteratur; Hartmann, Der Mythos von der Geburt der Athene und seine bildliche Darstellung; J. Krebs, Kaiser Mathias und sein Hof im Jahre 1617; O. Schöningh, Die Maina, eine geographische Skizze; Hartmann Schmidt, Die Schweißgeräthe und die Mysterien von Samothrace; W. Richter, Über den Umfang, Umfang und Methodik des chemischen Unterrichtes auf dem Realgymnasium; A. Pettinger, Über den Unterschied der optischen Erscheinung und der perspektivischen Konstruktion.

J. Obermeier, Der Sprachgebrauch des M. Annaeus Lucanus im Programm des Kgl. Maximilians-Gymnasiums zu München 1886. — Eine sorgfältige, wohlgedachte Arbeit. Verfasser zeigt sich als scharfer Kenner des Lukan, der scharf zu beobachten und aus seinen Befunden besonnene Schlüsse zu ziehen weiß und zugleich in kritischen Urtheilen mit Behutsamkeit und gesundem Urtheil verfährt. „Den besten Text vor der Hand noch die Ausgabe von Weber (1825—1831)“, nämlich die von Korte hergestellten; und er wird wohl noch lange der beste sein, da der Tod die beiden vortrefflichen Männer so früh dahingelassen hat, von denen eine grundlegende Ausgabe zu erwarten war, Steinhardt hat die nötige Kraft für die Bearbeitung des von den beiden Gelehrten hinterlassenen kritischen Apparates gesucht werden, so wie es uns, als wenn wir auf Herrn Obermeier nachdrücklich hinweisen.

Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit Kommentaren: Fr. v. Schiller, Die Jungfrau von Orleans. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium von A. Funke. Bonn und Münster, Ferdinand Schöningh, 1886. 172 S. 1,20 M. —

mit ca. 2000 Illustrationen
druck. Leipzig, Schmidt u
und II. Band S. 1- 576.
S. 572. Das an dieser St
Arbeit des Verfassers und
ebenso das Lob, welches
Ein gediegener Inhalt ist in
sich, und hierzu hat der
einem Genuß, der durch
Thatsachen selbst, die ges
Regierungsantritt Caligulas
und Hadrians, deren Bedeu
wird. — Die Illustrationen
vorhandenen Originalen na
Buch kann zur Anschaffung
pfohlen werden.

7. Hans Delbrück,
tanismus. Probeheft der
fassers, welche im Verlag
werden. 1886. 32 S. 0.50
(1. Canossa, 2. Die Gothik
ausmachen. Die zweite Abt
uismus und Presbyterianist
England, 4. Der preufsische
berg und die socialpolitisch
teilung wird sein: 1. Prinz I
den Unterschied der Strateg
Offizierstand, 5. Über die B
ganze Werk soll noch im I
S. Fr. Jos. Scherer,
und Sage, Geschichte und
und Religionswissenschaft i
Anhang mit Ana- und Ep
Belehrung und Erheiterung t
mehrere Aufsätze. B. 1. 1.



JAHRESBERICHTE ✓

DES

PHILOLOGISCHEN VEREINS

ZU

BERLIN.

ZWÖLFTER JAHRGANG.

BERLIN.

WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG

1886.

Caesar, von R. Schneider
Caesar, von H. Meusel .
Ciceros Reden, von F. Lute
Herodot, von H. Kallenberg
Horatius, von W. Mewes.
Ovidius, von H. Magnus . .
Sophokles, von H. Otte . .
Thatsachen der attischen Fori

1.

Thatsachen der attischen Formenlehre.

1881 — 1885.

Unter den litterarischen Erscheinungen, welche in das Gebiet dieses Berichtes fallen, verdient die erste Stelle der vorläufige Abschluss des

opus inscriptionum Atticarum consilio et auctoritate academiae litterarum regiae borussicae editum.

Es sind seit dem letzten Jahresbericht erschienen: *voluminis tertius pars altera*, mit dem besondern Titel:

scriptioes Atticae aetatis quae est inter Euclidis annum et Augusti tempora — ed. Ulricus Koehler. Pars altera tabulas magistratum, catalogos nominum, istrumenta iuris privati continens. Berolini apud Georgium Reimerum. MDCCCLXXXIII

Es ist schon vorher: *voluminis tertii pars posterior*, mit dem besondern Titel:

scriptioes Atticae aetatis Romanae — ed. Guilelmus Dittenberger. Pars posterior. Berolini apud Georgium Reimerum. MDCCCLXXXII.

Daneben kommt in Betracht:

Illoge inscriptionum graecarum edidit Guilelmus Dittenberger. Lipsiae apud S. Hirzelium. MDCCCLXXXIII.

Dieses Werk geht zwar nicht von grammatischem, sondern von historisch-antiquarischem Interesse aus¹⁾, dient aber nicht bloß direkt, sondern durch einschlägige Anmerkungen und den fünften Theil (*Grammatica et Orthographica*) der Feststellung der Thatsachen der attischen Formenlehre.

¹⁾ Es zerfällt in folgende Abschnitte: Pars prior: I. usque ad finem belli Peloponnesiaci, II. a fine belli Peloponnesiaci ad Alexandri Magni mortem, III. ab Alexandri Magni morte ad Corinthum deletam, IV. aetas Romana. Pars altera: I. res publicae, II. res sacrae, III. vita privata.

... des 4. Jahrh
nachbarten Periode zur
Ergänzung der früheren
attischen Dialektes Beitr
in möglichst systematis
Ebenfalls in der er
Züricher Inauguraldissert
den Verlag der Weidma

Grammatik der atti

An diese höchst ven
und da der Nachbesse
Jahresbericht anlehnen,
scheint, allen weiteren :

¹⁾ Die Abschnitte sind:
devant une voyelle. § 2.
Oi alternant avec *o* devant
une voyelle. § 5. *Hi* alter
§ 7. Confusion de *ei* et de
Crase faite ou négligée. § 1
§ 12. *N* „euphonique“. § 13
thographe. § 16 — § 17.
nombre *πέντε*, *ἕξ*, *δέκα*. — (e
ou *-άρχης*. § 19. *Ἡ θεά* au
σχενδύλα ou *σχενδύλη*. § 22
γαῦλος. § 24. Genre de *λέων*
(*-εως* au lieu de *-αος*). § 2
des noms propres en *-ης*. § 2
du duel des noms contractes
§ 32. Décl. de *πῶς* *εἰς*

ttischen Dialekt zur Grundlage zu dienen. Über ihren in diesem Bericht nicht zu erschöpfenden Inhalt mag die folgende Übersicht orientieren:

I. Schrift. A. Alphabet. § 1. Attisches Alphabet. § 2. Ionisches Alphabet. B. Lesezeichen. § 3. Interpunktion.

II. Lautlehre. A. Vokalismus. a) Einfache Vokale. § 4. Der Vokal α . § 5. E -Laute. § 6. O -Laute. § 7. Der Vokal ι . § 8. Der Vokal υ . b) Diphthonge. § 9. Der Diphthong $\alpha\iota$. § 10. Der Diphthong $\epsilon\iota$. § 11. Der Diphthong $ο\iota$. § 12. Der Diphthong $\upsilon\iota$. § 13. Der Diphthong $ο\upsilon$. § 14. Die Diphthonge η und ω . § 15. Die Diphthonge α , η , ω . § 16. Quantität der Vokale. § 17. Elision. § 18. Krasis. § 19. Kontraktion. B. Konsonantismus. § 20. Aspiration. § 21. Geminatio. § 22. Metathesis der Liquidae. § 23. Konsonantenerweichung. § 24. Assimilation der Nasale. § 25. Ny ephelkystikon.

III. Flexionslehre. A. Deklination. § 26. A-Stämme. § 27. O-Stämme. § 28. D-Stämme. § 29. I-Stämme. § 30. Ü-Stämme. § 31. Eu-Stämme. § 32. S-Stämme. § 33. N-Stämme. § 34. Anomale Deklination. § 35. Kasusartige Endungen. § 36. Adjektiva. § 37. Pronomina. § 38. Numeralia. B. Konjugation. § 39. Verbalendungen. § 40. Augment und Reduplikation. § 41. Tempusbildung. § 42. Verba auf $-\mu\iota$. § 43. Bemerkungen über einzelne Verba.

IV. Syntax. Aus diesem Abschnitt kommt hier nur in Betracht § 49. Präpositionen (nach Form und Gebrauch).

Überall enthält der Text in knapper Darstellung die Resultate, wogegen die Anmerkungen die nach Möglichkeit genau citierten inschriftlichen Belege¹⁾ und Citate aus der einschlägigen antiken und modernen grammatischen Litteratur beibringen. Die Benutzung des Ganzen wird erleichtert durch ein Sach- und ein Wortregister.

Rücksichtlich der vorausgeschickten Quellenangabe S. VII—IX sei bemerkt, daß dem Referenten die Abhandlung: Mauritius Geyer, *Observationes epigraphicae de praepositionum Graecarum forma et usu*. Diss. Lips. 1880, erst jetzt bekannt geworden ist. Sie umfaßt drei Kapitel: de praepositionum elisione, de praepositionum variis formis, praecipue de earum assimulatione, observationes de praepositionum usu. Für diesen Jahresbericht hat sie nichts ergeben, ebensowenig die Hallische Dissertation von Hermann Muchau: *Observationes de sermone inscriptionum*

¹⁾ In einer neuen Auflage, die gewiß bald nötig werden wird, werden weckmäfsig die Citate aus dem *Ἀθήναιον* und den Mitteilungen des arch. Inst. möglichst durch solche aus Dittenbergers Sylloge, welcher eine große Verbreitung sicher ist, ersetzt werden, so Anm. 319 Syll. 13, 13; 501 Syll. 1, 30; 518 Syll. 52, 2; 527 Syll. 301; 546 Syll. 79, 67; 660 Syll. 101; 68 Syll. 13, 16; 697 Syll. 13, 58.

namen die erste (s. I'
Pronomina αἰῖός, ὁ αἰ
τερός, ἀμφω, ἀμφοτέρ
zweite, welche S. 19 f.
Pronomina ἀλλήλων, ἄ
(πόσος), ὅποῖος, οἷος,
τερός und οὐδείς, μηδ
sorgfältigen Arbeiten fal
Die Programmabhar
Königsberg i. Pr. von 18

**Max Hecht, Orthographisch
Inschriften,**

zu haben bei Fock in L
aus Band I und II des C.
angeblich alle mit ν end
verzeichnet, welche vor
eine Assimilation des St
kommt S. 35 zu dem Res
hatte die meiste Lebensl
vor den Gutturalen, und
viel späterer Zeit Anzeich
sprache lag wohl zwisch
sprach man ν vor β π ς
wahrscheinlich auch vor
mit Sicherheit für die W
für ἐάν und ὅταν und ν
von ...

Hiernach sind die Aufstellungen von Meisterhans a. a. O. S. 44 f. zu ergänzen und beurteilen. Vgl. Martin, Le manuscrit d'Isocrate Urbinas CXI S. 28.

Der Verfasser hat seine Forschungen auch auf die Vertauschung der Diphthonge $\eta\iota$ und $\epsilon\iota$, die Schreibungen $\gamma\acute{\iota}\nu\omicron\mu\alpha\iota$ $\gamma\acute{\iota}\nu\omicron\mu\alpha\iota$, $\gamma\acute{\iota}\nu\omega\sigma\kappa\omega$ $\gamma\acute{\iota}\nu\omega\sigma\kappa\omega$ und auf $\sigma\sigma$ und $\tau\tau$ ausgedehnt, hat aber die bezüglichen Aufzeichnungen wegen Mangel an Raum noch zurückbehalten müssen; hoffentlich kann der nächste Jahresbericht darüber berichten.

Auf die Inschriften gründet sich auch Dittenbergers Aufsatz: „Zur Griechischen Nominalflexion“ im Hermes XVII S. 34—41, auf welchen wir unten zurückkommen werden.

Endlich hat O. Riemann im Anschluß an die von ihm in höchstem Maße anerkannte Arbeit von Meisterhans in der Revue de philologie IX S. 169—184 einen beurteilenden und ergänzenden Aufsatz über die aus Inschriften zu gewinnenden Thatsachen der attischen Formenlehre veröffentlicht, der von neuem von seiner Sorgfalt und seinem gesunden Urteil Zeugnis ablegt. Der Schluß des Aufsatzes verdient an dieser Stelle wiederholt zu werden:

Il n'en est pas moins vrai qu'après ce travail de M. Meisterhans, il reste probablement, dans les inscriptions attiques jusqu'ici publiées, bien peu de faits intéressants qui n'aient pas encore été signalés, si ce n'est peut-être pour certains points de la syntaxe. C'est donc d'un autre côté que les philologues qui s'occupent de la question de dialecte attique devront maintenant tourner leurs recherches. D'une part, il faudrait étudier, plus complètement qu'on ne l'a fait, les grammairiens anciens, et chercher à déterminer, pour chaque question, dans quelle mesure leur doctrine est conforme à l'usage attique. D'autre part, il faudrait dépouiller les auteurs attiques eux-mêmes, réunir tous les exemples que les mss. des poètes ou des prosateurs donnent pour les différentes formes intéressantes des noms ou des verbes, faire en un mot pour le dialecte attique ce que Neue a fait pour le latin. Dans ce travail, il y aurait deux points auxquels il faudrait accorder une attention particulière: en premier lieu, quels sont les passages des poètes dramatiques où, dans les parties écrites en trimètres, le mètre garantit telles ou telles formes (en laissant de côté les formes qu'on pourrait avoir une raison de considérer comme *poétiques*)? En second lieu, quels sont les mss. des poètes ou des prosateurs qui ont conservé en général le plus fidèlement les formes attiques, et qui par conséquent pourront avoir une certaine autorité dans les cas douteux? Tout ce travail préparatoire n'a été fait qu'en partie; c'est seulement lorsqu'il sera érimé qu'on pourra composer une grammaire vraiment scientifique des formes du dialecte attique.

Wenn hier mit Recht in erster Linie eine gründliche Bearbeitung der alten Grammatiker gefordert wird, so liegt hierfür

1889).

Von dieser klassis
länder Rutherford f
dem Werk:

**The new Phrynichus be
Phrynichus with intr
London, Macmillan .**

Wie wenig hier f
des Textes geleistet ist,
Philol. Wochenschr. 18
üb. d. Fortschr. d. kla.
von Leopold Cohn im
von Sitzler in der Pt
die voranstehenden bei
dialect (S. 1—32) und
in deutscher Übersetzun
für klass. Philol. und
Atticismus. Zwei Abl
Übersetzt von A. Fuñck
sonderem Abdruck ersc
f. klass. Philol. 1884 S. 8
Lehren des Phrynichos :
Ausgabe nicht überflüssi
und 4. Jahrhunderts, auf
wesentlich beschränken,
schließt sich hier in de
dankbar anerkanntem E
nicht unberücksichtigt. :

torischen Syntax der griechischen Sprache. Herausgegeben von M. Schanz“ unter dem besonderen Titel:

Über den Dual bei den griechischen Rednern mit Berücksichtigung der attischen Inschriften. Würzburg 1882.

Von dieser Abhandlung, welche im philologischen Anzeiger XV S. 189—201 eine eingehende und gehaltvolle Rezension durch Jakob Wackernagel gefunden hat, gehören folgende Abschnitte hierher: Zusammenstellung der Dualformen I. bei den attischen Rednern, II. in den attischen Inschriften, S. 3—12, I. A. Dual der Nomina — S. 25, B. Dual des Artikels — S. 28, C. Pronomina — S. 30, D. Adjektiva und Participia — S. 38, E. Das Zahlwort δύο — S. 42, F. Der Dual des Verbums S. 50—55. Rückblick — S. 57. Aus dem letzten Abschnitt sei hier erwähnt, dafs für das Verschwinden der Dualformen bei den Rednern sechs bestimmte Jahre festzuhalten sind, 397 für den Dativ auf αιν der I. Dekl., 363 für den Nom. auf ω der II., auf ε der III., den Dativ auf οιν der III., den Dual beim Verbum, 352 für den Akk. auf ω der II., 348 für den Dat. auf οιν der II., 339 für den Akk. auf ε und den Gen. auf οιν der III., 321 für den auf αιν der I. und auf οιν der II. Dekl.

Über einen einzelnen Punkt im Gebrauch der Verbalformen bei den Rednern hat E. R. Schulze N. J. f. kl. Phil. 1883 S. 163 bis 166 gehandelt; s. unten S. 55.

Die Rezension des Platotextes hat Martin Schanz zu den gediegenen *Quaestiones Grammaticae* Veranlassung gegeben, die er seiner gröfseren Platoausgabe eingefügt hat:

Platonis opera quae feruntur opera omnia. Ad codices denuo collatos. Ex officina Bernhardi Tauchnitz. Lipsiae.

Über ihren Inhalt, soweit er hierher gehört, mag zunächst folgende Übersicht orientieren: Zu Vol. II fasc. 2. 1880 De aphaeresi pronomini εκείνος (ἐκείνωσ) adhibita; de nominibus in εἶα vel ἰα desinentibus; κεκτῆμην (ἐκτῆμην), κεκτῆο, μεμνήμην, μεμνήο, κεκτώμαι, μεμνώμαι; ἐστός. Zu Vol. V fasc. I 1881. ἀνύτειν; κτειν. fasc. II 1882 Ἰλισός, Κηφισιεύς, Λάρισα. — ἔνατος, ἐνάκις, ἐνεγήμοντα. — ὄστρειον et ὄστρεον. — ἐλεεινός tolerari posse videri. — ἐκλίην (non ἐκλίθη). Zu Vol. VI fasc. I 1882 φιλονικος. Zu Vol. VII 1880 πάσσοφος; βιβλος, βιβλίον; παῖσαι, φιλοπαΐσμων similia; ταξιάρχος, non ταξιάρχης; ἀνδρεία, at ἀνδρεία; Ἀκαδήμεια; δυοῖν, non δυεῖν; δυο, non δύο; νώ, σφώ; εἰστήκη (non ἐστήκη); εἶσω; ἦα, ἦεισθα, ἦει (ἦειν) — ἦτην — ἦμεν, ἦτε, ἦσαν. Zu Vol. VIII 1881. De forma ἀποκτεινύναι; πείνη, sed semper τόλμα, πρύμνα; ἐπαινέσομαι (non ἐπαινέσω). Zu Vol. XII 1879. πρῶος; ταῦτόν (et τὸ αὐτόν), τοιοῦτον, τοσοῦτον, τηλικούτον; ὄος; Ἄρης, Ἄρεως, Ἄρη; ἄστν, ἄστεως; Ἀπόλλω, Ποσειδῶ, rarius Ἀπόλλωνα, Ποσειδῶνα, in Legibus semper Ἀπόλλωνα; τοῖν, non ταῖν; plusquamperfectum non caret augmento in formis reduplicatis; prima persona sing. plusquamper-

des écoles françaises d
manuscrit d'Isocrate U
histoire-recension de F
1881 eine genaue Ang
dem Benseler-Blafssche
daran eine Reihe hierh
Erörterungen gegeben¹⁾
aus dem Marseiller P
1—30 enthält und von
504) herausgegeben wo
geben, als dafs er das
vor Konsonanten wie v
mögen auch die muster
(Leipzig 1885), auf wel
erwähnt werden, zu
S. 240 ff. nicht zu viel
Kenntnis der einschläg
mann in der Programma
in dialectum Xenophonte
orthographische Fragen
text γίγνεσθαι, γιγνώσ
φλαῦρος, θάρρος, θαρρ
αί, ἐθέλειν, ohne θέλ
ἐνεκεν, κλείειν, ετοιμος

Wie in dieser Ab
hörig herangezogen, aber
gelassen sind, so ist das
„grammatik“

-) Das Augment des griechischen Verbums,
-) Über die Adjectiva zweier Endungen auf $\omicron\varsigma$ im Griechischen,
-) u. 4) Die Comparation in der griechischen Sprache. I. u. II. Teil,

ür deren Charakterisierung es genügt auf das Jahresber. III
S. 8 Gesagte zu verweisen. Einzelnes wird unten zur Sprache
kommen.

Mit der zweiten Abhandlung berührt sich

Iodofredus Wirth, *De motione adiectivorum, quae in $\iota\omicron\varsigma$, $\alpha\iota\omicron\varsigma$, $\epsilon\iota\omicron\varsigma$, $\imath\omicron\varsigma$ terminantur*

im 4. Band der Leipziger Studien zur klassischen Philologie. 1881.

Der Unterschied zwischen beiden Arbeiten ist ein erheblicher. La Roche hat seine Sammlungen weiter ausgedehnt als Wirth, der nur die Epiker, Herodot, die Lyriker, die Dramatiker, Thukydides, Xenophon, die attischen Redner und Plato berücksichtigt, und behandelt alle Adjektiva auf $\omicron\varsigma$, anhangsweise auch die Adjektiva der dritten Deklination, aber er giebt Sammlungen, die noch kritisch geprüft und verarbeitet sein wollen. Dagegen bietet Wirth eine gründliche Sichtung und Durcharbeitung seines Materials, wie sich schon aus der folgenden Übersicht ergibt: P. I. *Grammaticorum sententias et leges quasdam inventas continens.* S. 4—16. § 1. Buttmani, Kruegeri, Kuehneri sententiae iudicantur. § 2. Non componuntur formae communes cum substantivis femininis in $\omicron\varsigma$ terminatis. § 3. Non componuntur formae communes cum personarum feminarum nominibus. § 4. Quaeritur num quid intersit, quibus suffixis adiectiva sint formata. § 5. De adiectivis quae a nominibus propriis formata sunt. § 6. De compositis. P. II. Quaeritur quae fuerit apud singulos scriptores fluctuatio. S. 16. § 7. De epicorum usu. § 8. De Herodoti usu. § 9. De poetarum lyricorum usu. § 10. De Thucydidis usu. § 11. De Xenophontis usu. § 12. De oratorum Atticorum usu. § 13. De Platonis usu. [Am Schluss dieses § findet sich eine alphabetische Übersicht des Gebrauchs aller Adjektiva auf $-\iota\omicron\varsigma$, $-\alpha\iota\omicron\varsigma$, $-\epsilon\iota\omicron\varsigma$ in der attischen Prosa unter 3 Rubriken: *Semper mobilia, parum sibi constant, semper communia*]. § 14. Cur apud poetas tragicos tam crebrae sint formae communes. § 15. Aechylus Sophocles Euripides quod ad formarum communium usum attinet inter se comparantur. § 16. Singulorum adiectivorum usus illustratur [die Anordnung ist hier tie oben für die Poesie angegebene]. § 17. De Aristophanis usu. [Am Schluss dieses § macht der Verf. folgende rückblickende und zusammenfassende Bemerkungen: I. Apud Ionicos scriptores poetasque lyricos rarus est usus formarum communium orum adiectivorum quae in $\iota\omicron\varsigma$ et $\epsilon\iota\omicron\varsigma$ terminantur, eorum utem quae in $\alpha\iota\omicron\varsigma$ prope nullus; praeterea communes terminationes apud epicos haud raro metri aut euphoniae rationibus ebentur. II. In prosa Attica numerus adiectivorum am-

Wochenschr. IV S. 506. Auch Ha Berlin, Weidmann 1881 steht zu t rekten Beziehung; s. Deutsche Litt

Dagegen verdient an dieser Stel beit, welche einer der neuesten Gri Grunde liegt, der Griechischen Kaegi. Berlin, Weidmann 1884¹⁾. U derung des Lernstoffs eine feste und die gesamte griechische Litteratur, s gelesen wird ²⁾), excerpirt und auf vorzugsweiser Berücksichtigung v und Hellenika, Lysias, Demo Platos Apol., Krito, Phädo, Protag Thukydidēs nicht wenige Former schieden, die bis dahin mehr oder dige Bestandteile derselben gegolte er S. V. VI. IX ²⁾). X. mittheilt und rückkommen wird, lassen wünsch veröffentlicht und damit ein wer auch einer wissenschaftlichen Gr jetzt darf noch gezweifelt werden, Grammatik aufgenommenen For Schriftstücken finden. So zweife

¹⁾ Vgl. Weiske Z. f. d. Gw. 1885 S No. 21. Saalfeld N. J. 1885 S. 341 f.

²⁾ S. die Zusammenstellung S. VII.

ίτας (s. u. S. 31) und das anomale *ἔειν* (Pl. Euthyd. 293 *ἠφίειν*) in den excerpierten Schriftstellern vorkommen. Umgekehrt darf man aus dem Fehlen einer Form in der Grammatik nicht auf ein Fehlen in den vorzugsweise berücksichtigten Schriftstellern schliessen. So fehlt *κατάγνυμι* in der Grammatik, aber bei Plato stehen Gorg. 469 D. 515 E. 524 C Formen von *κατέαγα*, Thüd. 86 A *κατάξη*; so fehlen ferner *καταδαρθάνω*, *ἀπεχθάνομαι*, bei Plat. Phädon 71 D. 72 B steht *καταδαρθάνειν*, Apol. 40 D *ατέδαρθεν*, ebenso Thuk. VI, 61, 2 an einer lesenswerten Stelle, *πεχθάνομαι* Pl. Apol. 24 A, *ἀπηχθάνομην* Xen. An. VII, 7, 10, *πεχθῆσεσθε* Lys. 31, 13, Formen des Aor. *ἀπήχθουμην* Thuk. I, 63, 1. Dem. Ol. 3, 21, des Perfekts *ἀπήχθημαι* Thuk. I, 75, Xen. Anab. VII, 6, 34. Eine künftige Auflage der Grammatik wird übrigens nicht verfehlen dürfen noch strenger zwischen dem Sprachgebrauch der attischen Poesie und Prosa zu unterscheiden, nur handschriftlich verbürgte schlechte Formen ganz wegzulassen, ebenso was nur Arrian, Lucian oder Plutarch angehört, oder zu den Ionismen des Xenophon zu rechnen ist, über Bord zu werfen, unter anderem auch das, was der folgende Jahresbericht bringt, für die Schulpraxis zu verwerten¹⁾.

Nunmehr stellen wir zusammen, was sich für die Formen der attischen Prosa des 5. u. 4. Jahrhunderts Neues ergeben hat.

Zur Lautlehre.

Schwanken zwischen *ε* und *ο*.

„Die Schreibung *Κόρυρα* findet sich schon im V., die Orthographie *Κέρυρα* erst im IV. Jahrhundert.“ Meisterhans a. a. O. S. 9.

Schwanken zwischen *υ* und *ι*.

„*Ἀμφικτιόνες* ist die Orthographie des V., *Ἀμφικιόνες* die gewöhnliche Orthographie des IV. Jahrhunderts.“ Meisterhans a. a. O. S. 12. Vgl. O. Riemann S. 177. „Die Schreibweise *βιβλίον* läßt sich verfolgen bis ins II. Jahrh. v. Chr.; seit dem

¹⁾ So werden die Formen *ἄχρισ*, *μέχρισ*, *ὄρων*, *Ἄσπην*, *ἔννατος*, *δύω*, *οὐκ*, *οὐκ*, *τρισκαίδεκα*, *τρισκαίδέκατος* (s. S. 62 u. 63) *ἐμπλήμι*, *ἦλων*, ferner die Imperativformen auf *-ωσαν* und *-σθωσαν*, die Optativformen auf *-έμεν*, *-έητε*, *-έητον*, *-έησαν* (u. a.), die Endung des Plusqpf. *-εισαν*, *διδόην* wohl künftig unterdrückt werden. — An dieser Stelle möchte Vf. einer andern ihm für den Jahresbericht zugegangenen Schulgrammatik gedenken: *Éléments de grammaire Grecque* par L. Roersch et P. Thomas, welche im allgemeinen in Bezug auf die Thatsachen recht korrekt abgefaßt ist, in der aber folgende schlechte Formen auffallen: *ὦ θεός*, *ἄστεις*, *ἀνάλωσα*. Der unverständliche Aorist *ἐχρήσθην* zu *χράσμαι* hätte ebenso fehlen sollen wie das zweifelhafte *ἀδελγε* (s. Kaegi S. IX f.) und die nicht bezeugten Formen *ἐγανσαι*, *ἐξήρασαι*. Über *βίωην* und *πέπραχα*, *ἀνέπραχα* neben *πέπραγα* und *ἀνέπραγα* und deren Bedeutung s. u. S. 54.

„Die Schreibweise
sich durch 56 Beispiele
vor Chr. — III. J. nac
Μουνηχιών sich im ga
IV. Jahrhundert und z
a. a. O. S. 13.

Übergang von ε

„In den voreuklidi
Ἀθηναία (vgl. den Inde
bis 378 v. Chr. (*Ἀθηναί*
ist *Ἀθηναία*, im ganze
VI. und 4mal aus dem
Anm. 490, vgl. S. 14 A
O. Riemann a. a. O. S. 5
Zeit Sylloge 101 findet ε
Dittenberger bemerkt: „
forma nominis antiquior
tum iam una in sermon

Über *Ἀθηναῖ* s. un
„*ἐλαῖαι, ἐλάας, ἐί*
bezeichnend; die Schreib
weise ohne Jota diejen
a. a. O. S. 14⁸). O. Ri
„La règle de Suidas, *ἐλα*
sans doute qu'une in
selbe führt jedoch S.

Mediceus gebotene und von Wecklein aufgenommene *ἐλαία* geschrieben hat, z. B. Pers. 615. Agam. 472. Ebenso hat er durchweg mit Porson *κλάειν* geschrieben, während Wecklein z. B. Sieben 639 *κλαίειν* aufgenommen hat, welche Schreibweise im Mediceus überall wiederzukehren scheint.

Über *ἄελ* sagt Meisterhans a. a. O., dafs es seit 361 v. Chr. herrsche. In der früheren Zeit gehen nach seinen Notizen die Formen *αίελ* und *ἄελ* nebeneinander her. Vgl. Sylloge S. 781. O. Riemann S. 51.

Über die Spuren der Form *αίελ* in der handschriftlichen Überlieferung des Aristophanes s. des Referenten Exercit. crit. in Ar. Pl. novae S. 2. Wenn F. Riemann a. a. O. S. 11 sagt: Apud Xenophontem longe praevalent in libris *ἄελ*, sed tantum abest, ut libri mss. spreverint ionicam formam, ut, quo meliores codd. sunt, eo crebrius eam suppeditent. Tamen in Anabasi praeter II 3, 13 vix unus locus extat, quo meliores libri omnes *αίελ* habeant, so ist der von ihm hieraus gezogene Schlufs, dafs *ἄελ* überall herzustellen sei, doch wohl aus der falschen Anschauung herzuleiten, dafs solche Fragen nach Majoritäten handschriftlicher Lesarten zu entscheiden seien. Dafs freilich die Abschreiber vielfach geneigt waren *αίελ* zu schreiben statt *ἄελ*, weist Schanz Plat. V, I S. XI an sehr belehrenden Verderbnissen (Symp. 182 e T richtig *ἄ εἶ τις*, B *αίελ τις*; Phaedr. 234 c T richtig *δεῖ*, B *αίελ*) nach.

Für die ältere Form *Πειραιεύς* (s. Index zu C. I. A. I S. 235) führt Meisterhans S. 14 ein Beispiel aus der Mitte des 4. Jahrh. an, für *Πειραιεύς* er wie Dittenberger Sylloge S. 781 und O. Riemann a. a. O. S. 50, abgesehen von der nicht datierten Inschrift II 770, nur solche aus eben dieser oder späterer Zeit.

αίετός behält in der klassischen Zeit immer den Diphthong bei, s. Meisterhans, O. Riemann, Dittenberger a. d. a. O. Hiernach wird auch bei Aristophanes überall mit den Handschriften *αίετός* zu schreiben sein gegen Wecklein Cur. epigr. S. 65.

Hier mag die Erörterung von O. Riemann S. 56f. über *πρᾶος* oder *πρᾶος* ihre Stelle finden: Il est douteux s'il faut écrire *πρᾶος* ou *πρᾶος*. Schanz (éd. de Platon, t. XII p. VI) cite, en faveur de cette seconde orthographe, ΠΡΑΙΑΙΣ dans une inscr. béotienne (C. I. G. 1598), et un passage de l'Etymologicum Gudianum (= Hérodien de Lentz, II, p. 573, 3, en note): *πρᾶος παρὰ τὸ ῥᾶον . . . ἔχει δὲ τὸ ἰῶτα*. Mais ce dernier texte peut sembler suspect: car il serait bien possible que ce fût l'étymologie *παρὰ τὸ ῥᾶον* qui eût fait inventer l'orthographe *πρᾶος*. Pour ce qui est de l'inscr. béotienne, qui est de l'époque romaine, je crois qu'il faut y lire *πραΐαις* (= *πραΐαις*). D'autre part *Πρᾶος* (nom propre) se lit 945, 20, dans une inscr. de la bonne époque (O y a encore la valeur de *ou*) et, dans l'Hérodien de Lentz, I p. 109, 5 *πρᾶος* (lisez: *πρᾶος*) figure dans la liste de *τὰ εἰς-ος καθαρὰ δισύλλαβα τῶ α μακροῦ παραηγόμενα*. L'orthographe *πρᾶος* me paraîtrait donc avoir plus

...messen. Dagegen tritt
gang verfolgen in den

κλήεις, λητιουργεῖ
Ἀρχενηίδης, Χολληίδης
Seit 300 v. Chr. be

dann in der römischen
Οἰνίς, λητιουργία“.

C. I. A. II 675, 44 (na
Z. 47. *κλείεις* angeführ

F. Riemann Observ. S.
κλειθρον in Anspruch.

spiele noch aus der 2
merkt, daß vom Jahre

Schreibung *Ἀρσισηίδης*
hinein, s. C. I. A. II

Phyllennamen, welche M
scheidende statistische Ü

S. 54.

Über den Übergang
eine tabellarische Übersich
zukommen sein¹).

Übergang von *ει*

„*δωρεά*“ (für älteres

Meisterhans a. a. O. S. 1
Jahresber. VIII, S. 194.

Beispielen sind aus der
C. I. A. II 872, B. 2 (341

ιδρύσεως und ähnlichen Verschreibungen, über welche man Meisterhans a. a. O. S. 21 f. und O. Riemann a. a. O. S. 51 nachzusehen hat. Weder Meisterhans noch Riemann stimmen ihm zu.

Über *δστρειον* und *δστρεον* bemerkt Schanz Plat. V, 2 VI auf Grund einer Zusammenstellung von handschriftlichen und Grammatikerzeugnissen: „Neque ex testimonio Athenaei neque ex praecepto, quod apud Photium legimus, potest colligi d-Platonem solam formam in *ε̄ι* tolerabilem esse; in his sibi et in aliis rebus rectissime exhibebimus scripturam testatam.“

Übergang von *ε̄ι* in *ι*.

Aus der Zahl der Wörter, die nach Meisterhans S. 24 f. auf Grund der Inschriften mit *ε̄ι* zu schreiben sind, seien hervorgehoben: die Buchstabennamen *πει* (Mitth. VIII [nicht IX¹⁾] S. 359 [3] und *χε̄ι* auf der freilich sehr dunkeln Inschrift C. I. A. II, B, 16 (317 v. Chr.), *ἀπότεισμα* (Sylloge 440, 27), *σοτεισσω*, *ἔτεισα*, *ἔτεισθην*, *Τεισαμενός* u. ä. Namen, *ἔξω*, *ἔμειξα*, *μεικτός* (s. Z. f. d. Gw. 1874 S. 621. Jahresber. VIII S. 211. 210, O. Riemann S. 91²⁾), *Ἀκαδημεια* (Sanz Plat. VII S. IX verweist auf Ar. Nub. 1005), *Λαύρειον*, *τεῖδαία*, *Φλειούς*, *Φλειάσιος* (s. o. S. 8.). Dagegen ist *οτινω* zu schreiben nach Meisterhans a. a. O. S. 88 Anm. 697 *οτινέτω* A. O. VIII, 408, 58 [= Syll. 13, 58] (439 v. Chr.); *οτινέτωσαν* C. I. A. II 611, 44 (300 v. Chr.); *ἀποτινέτω* 614, [lies 23] (281 v. Chr.), und nach Aesch. Prom. 112 *τινω*, Th. OC. 635 *τινει*. Für die Präsensform *μῆγγνμι* fehlen nach S. 87 noch inschriftliche Belege. „*οἰκτίρω*, *οἰκτιρῶ*, *ᾠκτίρα* die richtige Schreibweise“. Meisterhans S. 87. Vgl. Z. f. d. Gw. 1874 S. 621. Jahresber. VIII S. 210. Ein neues inschriftliches Zeugnis ist nicht hinzugekommen.

An dieser Stelle mag erwähnt sein, daß Schanz Plat. VI VII sich ausführlich für die unzweifelhaft richtige (s. Heller a. e. crit. in Pl. de rep. libros S. 8) Schreibung *φιλόνομος*, *φιλνομία* u. s. w. ausgesprochen hat. Vgl. Martin S. 23. Über Feminina auf *ε̄ια* und *ία* s. unten S. 22.

Übergang von *ο̄ι* in *ο*.

Die Form *στοά* hat Meisterhans S. 27 durch mehr inschriftliche Beispiele³⁾ belegt als Wecklein Cur. ep. S. 53, aber *στοά* hat auch er auf keiner attischen Inschrift gefunden. Bei Sophocles Eccl. 676. 684. 686 ist die vom Metrum ausgelassene Form *στοά* nur in den in vielen Fehlern überein-

¹⁾ Hierdurch erledigt sich der eine der Zweifel, welche O. Riemann S. 77 geäußert hat.

²⁾ Kirchhoff hat Aesch. Pers. 1023 *μεμίζεται* geschrieben, dagegen Agam. συμμείξω, Cho. 533 *ἔμειξεν*, Sieben 916 *μέμειχται*, Pers. 55 *πάμμειχτον*.

³⁾ Lies 325, b, 20. M. hat Sylloge 4 übersehen.

οιωα gewesen sei, wa
scheint.

Über *χροιά*, welche
an zwei Stellen durch das
in Ar. Plut. novae S. 23.

Über *ποιεῖν* stellt M
folgendes Gesetz auf:

„In diesem Verbum
gendem E-Laut (ε oder η), a
ποήσονται, ποήσας, πο
ποήσασθαι, πεπόηκεν, π
gegen nicht vor folgendem
ποιῶσι, ποιούσι, ποιούν
ἐποιούντο.“

Sollte sich dies Gesetz
wortung der Frage zu ben
wo der Vers eine Kürze
gisch zu schreiben ist od
863 mit AU *ποιῶν* und
ebenso 906, wo alle Ha
1205 mit AU *ποιούσι*,
allen drei Stellen die erste
keit dieser Schreibung er
citierten Pentameter (Caue

Εὐφρων ἐξέπε
Vgl. Zacher, De nomin. in

Der Diphthong *υι*.

besonders streng ist in dieser Hinsicht das vierte Jahr-
rt v. Chr., welches überall den einfachen Vokal aufweist“. In
den Inschriftenstellen (vgl. O. Riemann S. 53) ergibt sich,
bei den Participien die monophthongische Schreibung im
4. Jahrh. noch nicht nachgewiesen ist, sondern nur die diph-
thongische: C. I. A. I 273, b, 8. 13. 22 (420 v. Chr.). Für die ur-
sprünglich diphthongische Schreibung der Formen von *νόος*, welche
bis ins 4. Jahrh. nur noch aus metrischen Inschriften nachweis-
bar ist, der Kaiserzeit aber wieder viel häufiger ist als die mono-
phthongische, hat Meisterhans zu dem Jahresber. VIII S. 201
mehrere noch ein neues Beispiel aus dem 5. Jahrh. ange-
führt: aus Mitt. VII S. 220 *HYIE*. In den Schriftstellern des
4. Jahrh. *νόος* zu schreiben, liegt nicht mehr Grund vor als das
Perf. Act. auf *ῆα* statt auf *νῆα* bilden zu lassen. Schanz
VII S. VIII will *νόος*, aber z. B. *γεγονῆα* schreiben, was
konsequent erscheint. Er bezeugt zwar, daß im Parisinus
auf allen Stellen das *η* bei *νόος* nur übergeschrieben, aber
nicht, daß in demselben Codex bisweilen dasselbe bei jenen
Formen der Fall ist, und wenn Herodian ed. Lentz II 281, 29
*ἄρα εἰς νόον λήγοντα δύο ἐστίν, νόος καὶ γνῆος, ταῦτα δὲ οἱ
οὐκ ἀνεῖν τοῦ ἰ γράφουσιν* (Theogn. 49, 30), so wird ebenda
merkt: *οἱ Ἀθηναῖοι τὸ ἰ τὸ ἐν διφθόγγῳ ἀποβάλλειν πε-
ρὶ οἶον κλαίω κλάω ποιῶ ποῶ καὶ τὸ τετυφῆα καὶ γεγρα-
φῆα γεγραφῆα λέγουσιν* (Choerob. 832, 22). Es wird
wohl von den Participialformen gelten, was Schanz nur für
die Verbalformen geltend macht: „Tituli, grammatici testimonium, Parisini
inter se conspirant.“

er Diphthong *ωι*.

Meisterhans lehrt: „*ωι* verliert vor Vokalen (*α, ο, ω*) bis-
weilen Jota: *θωά* (411 v. Chr.); *σῶον* (426 v. Chr.); *λῶον*
(431 v. Chr.); *σῶῶ* (vor 456 v. Chr.)“, schließt sich also be-
sonders der Ansicht an, welche Z. f. d. Gw. XXVIII
entwickelt und Jahresber. III S. 5 gegen Cauer und Curtius
aufrecht gehalten worden ist. Für *ζῶον*, *ῶον*, *πρῶρα* (s. Z. f. d.
Gw. VIII S. 620 Jahresber. III S. 7) bringt O. Riemann S. 56
mehrere Belege bei. *Ζώιον* bietet auch der Urbinas Isocr.
I 104 Clarkianus Pl. Phaed. 113 A, Crat. 403 C, 423 C, 425 A
u. s. w.

Elision und Krasis.

Die Zusammenstellungen bei Meisterhans S. 32 f. und O. Rie-
mann S. 57 f. ergeben weder für die Elision noch für die Krasis
etwas von weiterer Bedeutung, lassen aber erkennen, daß
eine Krasis gerechtfertigt wäre, z. B. bei Plato die Krasis überall durch-
zuführen; s. Schanz Plat. V 1 S. XII.

Ebenso muß *θα*
werden wegen der *τ*
v. Chr.).

Auch in *ἄλλῃν* (s
v. Chr.) ist nur der *g*

So Meisterhans S
Observ. S. 9f., welche
arten und Nationalgra
θάσος u. s. w., für
Xenophon *θάλλος* u.
(Philol. Rundschau III
möchte.

Über *βορέας, βορ*
ραῖθεν führt O. Riema
17 (Anfang d. 4. Jahrh
Platon, Critias 112b, 1
tifs *πρόσβορος, κατά*
προσβόρους est gar:
D'après tout cela, je ne
double orthographe de
en éditant un texte att
mss.“ Über die Vermu
all *βορέας* hat, das VI
Antiochus von Syrakus
S. 188f.

Die Lautgruppe

„Abgesehen von *d*

Ny ephelkystikon.

Meisterhans reproduziert S. 47 das Ergebnis der von Hedde J. Maafsen angestellten Untersuchung; vgl. Jahresber. VIII 92. O. Riemann S. 59f. Letzterer citiert für *εἰκοσιν* vor *n* Vokal C. I. A. II Add. 834, b, II, 57 (329/28 v. Chr.), vor *n* Konsonanten 804, A, b, 74 (334/33 v. Chr.). Br. Keil er- t Maafsens Untersuchung a. a. O. S. 113ff., indem er zuerst

Grund der aus den Trimetern der Dramatiker zu ge- enden Thatsachen untersucht, ob es Konsonanten gäbe, vor hen das *ν* häufiger als vor andern aufträte. Er kommt zu

Resultat: Atheniensis in sermonis tenore pro lubitu et magis entes aptum literae usum quam scientes modo addidisse hanc o omisisse; quae progrediente tempore in hominum delicias abiit, ut rarissime non poneretur. In der Pause, wo der nas fast nirgends, der papyrus Massiliensis nirgends das *ν* *εφ.* nissen läßt, fordert es Keil für Isocrates gewiß mit Recht.

aber das *ν* *εφ.* nicht selten von den Abschreibern fehlerhaft ugefügt worden ist, weisen Korschel in dem Aufsatz „die ten Platonhandschriften und das *ν* *εφελκυστικόν*“ in den en Jahrb. f. klass. Phil. 1881 S. 552 und Heller in der ol. Wochenschr. 1881 S. 67f. nach. Der erstere, welcher

Isens Untersuchung nicht kennt, bemerkt über den Gebrauch Aristophanes: „Dieser zieht der Anwendung eines solchen *ν* Vokalen die Elision vor und meidet es vor Konsonanten h Möglichkeit. Sieht man ab von den Fällen, wo er alt- rische oder in der attischen Sprache nicht mehr ganz ge- nliche Formen aufgenommen hat, wie *τοῖσιν μαθηταῖσιν ἔχεν* u. a., für welche es ihm noch am besten zu passen ien, so gebraucht er es vor Konsonanten durchschnittlich kaum

50 Verse einmal; am häufigsten ist *ἔστιν*, von andern Verben r findet sich z. B. in den ersten 300 Versen der Wolken er dem erwähnten *κατέχεν* (v. 74) kein einziges Beispiel, nächste erst v. 343 (*εἴξασιν*). Aus dieser Thatsache, das stophanes einen so sparsamen Gebrauch vom *ν* *εφελκυστικόν* cht, ergiebt sich mit Bestimmtheit, das dasselbe von den igenossen des Dichters in attischer Prosa nicht durchgehends ewendet worden ist.“

Konsonantenerweichung.

„Eine Erweichung von *κ* in *γ* liegt vor in *γραφειον* (358 Chr.) gegenüber älterem *κναφεύς* (VI. Jahrh. v. Chr.)“ Meister- s S. 42, wo für *γραφειον* C. I. A. II 817 A 28 citiert wird. Da ie Inschrift (358/7 v. Chr.) nur wenig jünger ist, als der 2. tos des Aristophanes, ist ebenda 166 doch vielleicht *ὁ δὲ κφεύε γ'* zu lesen; s. Exerc. crit. in Ar. Pl. nov. S. 2.

Zur ersten Deklination.

Die nach Kirchhoffs Urteil älteste attische Inschrift (Mittheil. VI S. 107) zeigt schon die kontrahierte Form des Gen. Plur. $\delta\rho\chi\eta\sigma\tau\omega\tilde{\nu}$.

Über die Ausgänge des Dat. Plur. s. Jahresber. III S. Cauer de dial. Attica vetust. II S. 405 hatte gesagt: „ $\alpha\sigma\iota$ [for primigenia neque in vetustiore Attica neque in ceteris dia Graecis usquam exstat“, aber S. 408 sich geneigt gezeigt C. L. 40, 38 nicht $\mu\upsilon\theta\rho\iota\alpha\sigma\iota$, sondern $\mu\upsilon\theta\rho\iota\alpha\sigma\iota$ zu lesen. Dies jetzt Meisterhans S. 49 und fügt aus *IG*. VIII S. 408, 20 [= 13, 20] (439 v. Chr.) $\chi\iota\lambda\iota\alpha\sigma\iota$ hinzu [vgl. *Εφημ* 1884 S. Z. 10. 17], indem er sich für die Länge des α auf die ne stehenden Formen auf $\eta\sigma\iota$ beruft. Dittenberger liest $\chi\iota\lambda\iota\alpha\sigma\iota$ auch O. Riemann spricht sich S. 178 f. hierüber unentschieden aus. Meisterhans ordnet weiterhin die ziemlich zahlreichen Spiele für die Ausgänge $\alpha\sigma\iota$ nach Vokalen und $\eta\sigma\iota$ nach Konsonanten und setzt den Eintritt der gemeingriechischen Form auf 420 v. Chr. fest.

Über den Gebrauch der Dualformen auf $-\alpha$ und $-\alpha\iota\upsilon$ hat Meisterhans den attischen Inschriften folgende Thatsachen entnommen:

a. Die Substantiva der ersten Deklination auf $-\alpha$, $-\eta$, $-\alpha\varsigma$, $-\eta\varsigma$ bilden den Dual auf $-\alpha$, $-\alpha\iota\upsilon$: $\xi\sigma\chi\acute{\alpha}\rho\alpha$, $\kappa\lambda\iota\upsilon\alpha$, $\sigma\eta\mu\alpha\iota\upsilon\mu\alpha$, $\phi\iota\acute{\alpha}\lambda\alpha$; $\delta\rho\alpha\chi\mu\alpha\iota\upsilon$, $\eta\mu\acute{\epsilon}\rho\alpha\iota\upsilon$, $\sigma\eta\lambda\alpha\iota\upsilon$, $\iota\alpha\mu\iota\alpha\iota\upsilon$.

b. Die Adjektivformen auf $-\alpha$, $-\eta$ bilden den Dual gewöhnlich, doch nicht immer, auf $-\alpha$, $-\alpha\iota\upsilon$: $\acute{\alpha}\rho\gamma\upsilon\tau\alpha$, $\pi\omicron\iota\kappa\iota\lambda\omicron\chi\alpha\lambda\kappa\acute{\alpha}$, $\chi\rho\upsilon\sigma\acute{\alpha}$; $\lambda\iota\theta\iota\upsilon\alpha\iota\upsilon$ — aber auch vereinzelt $\lambda\iota\theta\iota\upsilon\omega$ ($\sigma\phi\rho\alpha\gamma\iota\delta\epsilon$)¹⁾.

c. In den Partizipialformen auf $-\alpha$, $-\eta$ ist der Dual $-\alpha$, $-\alpha\iota\upsilon$ ebenfalls nicht völlig durchgedrungen: $\kappa\alpha\lambda\upsilon\psi\alpha\mu\acute{\epsilon}\nu\alpha$ neben $\lambda\iota\pi\acute{\omicron}\nu\tau\epsilon$ (sc. $\Lambda\iota\delta\omega\varsigma$, $\text{Ε}\nu\nu\omicron\mu\iota\eta\ \tau\epsilon$).

d. Den Pronominalformen auf $-\alpha$, $-\eta$ fehlt der Dual auf $-\alpha$, $-\alpha\iota\upsilon$ gänzlich: $\iota\omicron\upsilon\tau\iota\omicron\iota\upsilon$ (sc. $\phi\iota\acute{\alpha}\lambda\alpha\iota\upsilon$), $\sigma\iota\upsilon$ (sc. $\kappa\lambda\iota\mu\acute{\alpha}\kappa\omicron\alpha\delta\epsilon\lambda\phi\alpha\iota\upsilon$).

e. Auch dem Artikel gehen Dualformen auf $-\alpha$, $-\alpha\iota\upsilon$ ab: $\sigma\eta\lambda\alpha$, $\iota\omega$ $\kappa\lambda\iota\mu\alpha\kappa\epsilon$: $\iota\omicron\iota\upsilon$ $\pi\omicron\lambda\acute{\epsilon}\sigma\iota\upsilon$, $\iota\omicron\iota\upsilon$ $\chi\rho\epsilon\iota\omicron\iota\upsilon$.

Keck hat a. a. O. S. 13 und 15 bemerkt, daß bei den attischen Rednern von keinem Nomen eine Dualform auf α und von keinem Adjektivum eine Dualform auf $\alpha\iota\upsilon$ vorkomme. Daß letztere nicht auch von den Inschriften gelte, ist jetzt durch von Meisterhans beigebrachte Zeugnis *IG*. S. 408, 49 [= S. 13, 49] $\sigma\eta\lambda\alpha\iota\upsilon$ $\lambda\iota\theta\iota\upsilon\alpha\iota\upsilon$ bewiesen. Eine Partizipialform $-\alpha\iota\upsilon$ hat auch Meisterhans aus den Inschriften nicht beigebrac

¹⁾ Auf den femininen Gebrauch von $\xi\mu\acute{\omega}$, $\acute{\alpha}\xi\iota\omega$, $\mu\acute{\omicron}\nu\omega$, $\acute{\alpha}\theta\lambda\iota\omega$ bei E Suppl. 140, El. 1064, Pl. Leg. 777 C, S. OC. 330 weist La Roche Progr. 1883 S. 18 Aum. hin.

über Jacob Wackernagel Philol. Anz. XV S. 196 *βουλευομέναι* S. 52, 2. Die beiden Beispiele aus den attischen Rednern, die Keck anführt, (Isocr. 7, 21) *νομιζομέναι* (so der Is.) und (Isae. 5, 16) *γιγνομέναι*, sind von ihm mit Recht gegen Cobet (Var. lect. S. 69 f. u. Nov. lect. S. 695) in Anspruch genommen, ebenso S. 35 in Übereinstimmung mit Weckers Formen *μολούσα, παθούσα, δεισάσα* bei Soph. OC. 1601 676 und Ar. Ran. 565, ferner *λελειμμένα, ζώσαιν, οὔσαιν, τώσαιν, ζώσαιν, θανούσαιν* bei Soph. Ant. 58. 3. OC. 1111. El. 985, obwohl er anderseits aus Homer, Hesiod, Pindar, Klees, Euripides und Aristophanes wie auch aus Plato und von Stellen anführt, wo die entsprechende Maskulinform als Femininum gesetzt ist. Unglücklich ist er dagegen darin, daß er in der Inschrift C. I. A. II 652 A, 45 mit ihm gegen Graux (Rev. de phil. I 263) *ἔχουσα* liest, und es *ἔχουσα* heißen muß; s. Dittenberger Sylloge S. 505, Riemann a. a. O. S. 69. Wackernagel Philol. Anz. XV S. 192 f. Meisterhans über die Pronominalformen festgestellt hat, stimmt Schmolting I S. 9, II S. 2 und Keck a. a. O. S. 29 überein. Keck verlangt mit Recht, daß Isae. 5, 15 *ταύταιν δὲ ταῖν πατρῴων* dem sonst regelmäßigen Gebrauch der Maskulinform bei attischen Rednern (*αὐτῶ, αὐτοῖν, ἀμφοτέροι* je einmal, dreimal) gemäß in *τούτων δὲ τῶν δ.* verändert werde. Er entscheidet sich er S. 26 f. der Ansicht, daß bei den attischen Rednern überall etwa überliefertes *τά* und *ταῖν* mit *τῶν* zu vertauschen sei. „Auch Äschylus, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Xenophon und Thucydides gebrauchten nur die eine Form, wie Bieber [de duali numero apud Epicos etc. Philol. 1864] S. 11—13 zeigt; ebenso Plato (vgl. Röper [De duali numero in Platonicis. Gedani 1878] S. 17)“. Vgl. Schanz. Plat. XII und Jahresber. VIII S. 197. 203. Wackernagel Philol. Anz. XV S. 198.

kontrakt der ersten Deklination.

Meisterhans führt S. 50 f. aus Inschriften folgende kontraktische Formen an: *Ἐρμῆς* (Anfang des 6. Jahrh.), *Ἀθηνᾶ*, seit dem Ende des 5. Jahrhunderts (seit 362 allgemein), *ῥῆ* aus dem 5., *κυνῆ, κωλῆ, σικῆ* aus dem 4. Jahrh. Über *βορῶς* s. S. 18.

Die Eigennamen auf *-ίνης*: *Ἀισχίνης* u. a. gehen nach Meisterhans nach der 1., nicht nach der 3. Deklination. Er führt an aus dem 5. Jahrh. nur eine Stelle an: C. I. A. I 299, 13, Hoffmann allerdings *Ἀισχίνου* liest, aber eben so gut *Ἀισχίνους* annehmen kann. Die übrigen Belegstellen sind nicht älter als 3. Zu der Heteroklisis der Eigennamen auf *ης* nach der

uuu ια ein Schwanke
S. VII f. und kommt
folgenden Feststellung
auf ια gehen bei
ἀμαθία δυσμαθ
οὐδενία εὐμαρία προ
auf εια:

εὐγένεια εὐέπει
εὐήθεια αἰσχροκέρδ
εὐλάβεια ἀκρίβεια ἀ

Dafs ἀνδρεία, a
schreiben ist, hat Sch
bietet Isocr. 4, 49. 145 1.

Aus den Zusamm
ergibt sich, dafs da
und ὠφελία Erörterte

Z

Über die Dativen
sich jetzt ein noch
Endung gefunden: C. I
O. Riemann bemerkt S
M. Meisterhans aurait
(446/5), on rencontre p
formule de serment, la

Kontrakta.

„Im Worte νόος

2. Jahrh. v. Chr. nur τὼ Θεῶ und τοῖν Θεοῖν. Dagegen macht jetzt O. Riemann S. 68 auf eine Inschrift des 5. Jahrh. (Εφημ. 1883 S. 167 f.) aufmerksam, wo nach Kumanudis Z. 26 κατ)ν Θεαῖ(ν gelesen wird.

2. Abgesehen hiervon haben die älteren Inschriften nur ἡ Θεός; das einzige Beispiel für Θεαῖς, welches Keck aus dem 4. Jahrh. anführt, ist aus dem Jahr 362: II add. 57, b = Sylloge 83, 9, τοῖς δῶδεκα Θεοῖς καὶ ταῖς σεμναῖς Θεαῖς, wo der Gegensatz die Wahl der Form nach der 1. Dekl. nahe legte. So findet sich, was Keck übersehen hat, τῶ Θεῶ καὶ τῇ Θεᾷ bereits auf einer Jahresber. VIII S. 197 nach O. Riemann citierten Inschrift des 5. Jahrh., welche jetzt Syll. 13 zu lesen ist.

Attische zweite Deklination.

Zu dem, was Jahresber. VIII S. 197 über die Accusativformen Κέω und νεώ bemerkt wurde, ist, z. T. nach Meisterhans S. 52, hinzuzufügen, daß die für Κέω citierte Inschrift jetzt Syll. 79, die zweite für νεώ citierte Inschrift jetzt C. I. A. II 836 B, b, 14, die erste Sylloge 101 (vgl. 367, 36. 38) zu finden ist und dieselbe Form ebenso 332 [nicht 322], 44 (271/265 v. Chr.) zu lesen steht.

ναός statt νεός kommt nach Meisterhans S. 53 und O. Riemann S. 70 vor dem 3. Jahrh. auf attischen Inschriften nicht vor. Indessen weist O. Riemann S. 179 auf eine delische Inschrift athenischen Ursprungs Bull. VIII S. 324 (2. Hälfte des 4. Jahrh.) hin, wo nach ihm Z. 17 ναοποιοί steht.

Im übrigen vergleiche man mit dem, was Jahresber. VIII S. 197 über λεώς und Komposita nach O. Riemann angeführt wurde, folgende Bemerkung von Meisterhans S. 53: „Λεώς erscheint in der Prosa (abgesehen von Zusammensetzungen wie Ἀριστόλεως etc.) nur als Name des Stammheroen der Phyle Leontis und hat in dieser Geltung immer die spezifisch attische Flexion. In der Zusammensetzung hingegen treten neben -λεως schon frühzeitig die dialektischen Formen: -λαος und -λας auf: Ἀρχέλαος, Ἀρχέλας.“

Das Z. f. d. Gw. 1874 S. 2 f. verworfene ἀνώγεων ist nach Cobets Konjektur bei Xen. Anab. V 4, 29 neuerdings sowohl von Matthias als von Rehdantz-Carnuth aufgenommen worden. Auch Antiphanes fr. 312 Kock wird ἀνώγεων gelesen. Doch steht auch hier diese Schreibung keineswegs fest. Rutherford S. 358 entscheidet sich in der Anabasisstelle für das Dindorfsche ἀνακειων; s. Zacher a. a. O. S. 119 f.

Mit Ausnahme der μεράρχαι der Athmonenser C. I. A. II 580, 3. 7 (324 v. Chr.) gehen im Attischen die von ἄρχω abgeleiteten Amtsnamen durchweg auf -αρχος, nicht auf -ἀρχης aus; s. Meisterhans S. 53 f. O. Riemann S. 68. Schanz Plat. VII p. VIII.

— 335 n. Chr.)⁴. Er hat
[ἐμ πό]λη hinzufügen kön
aus Isocr. 4, 73, 75, 13
weist Meisterhans S. 55
(= Syll. 52, 2] (394 v. Cl
S. 26 f.

ἄστειος, nicht ἄσ
dem Jahresber. VIII S. 20
Schanz, der überall bei Pla
dafs im Par. A Leg. V 7
nur Korrektur ist, währ
gewesen sein müsse¹).

Über πῆχεων, nich
Meisterhans citiert C. I. A.

Für die Substantiv
XVII S. 34 f. (vgl. Sylloge 5
tivus pluralis auf ἑης (vgl.
ἰππέης, aus welcher sich
Ihm treten bei Meisterhans

Das Verhältnis der For
Meisterhans S. 56, mit O.
stimmend, dahin, dafs -ῆς
noch bis 325 v. Chr. vork
350 häufig, seit 324 ausscl

Für die Dualform auf -
Dem. 23, 172 βασιλείων, (ἀριστέων,

o dem *εύς* ein *ε*, und solchen, wo ein anderer Vokal vorher-
be. Für die erstere gilt, daß im 5. Jahrh. auf Inschriften die
kontraktion ausnahmslos stattfindet und daß das von Meisterhans
56 beigebrachte *Ἐρετριέων* [Mitth. II S. 212, 5 (394 v. Chr.)]
s älteste Beispiel einer offenen Form dieser Art ist, wogegen
von 417 v. Chr. die Form *Οαέως* vorkommt: C. I. A. I 318, 8.
ernach berichtigt sich das Jahresber. VIII S. 200 Gesagte. Vgl.
ittenberger *Hermes* XVI S. 185.

Für den kontrahierten Acc. Plur. von Wörtern auf *-εύς*
it vorhergehendem Konsonanten führt Meisterhans als
estes Zeugnis an C. I. A. II 143, 7 (318/10 v. Chr.). Es dürfte
s Citat in II 243, 8 (306/1 v. Chr.) zu verbessern sein. Vgl.
hresber. VIII S. 200.

Über die Eigennamen auf *-κλής* stellt Meisterhans
57 Folgendes fest: „Schon die ältesten Inschriften zeigen im
m. Sing. der Eigennamen auf *-κλής* die kontrahierte Form:
ρακλής (VII.—VI. Jahrhundert). Doch begegnet die offene,
ilich nur vereinzelt, noch im V. und IV. Jahrhundert (Prosa)“.
naueres bietet Dittenberger *Hermes* XVII S. 35. Vgl. O. Riemann
71.

Nach Meisterhans bewahren diese Wörter auf Inschriften
ren regelmäßigen Genetiv auf *-κλέουσ* bis 329, die regelmäßige
ccusativform auf *-κλέα* bis 300 v. Chr.; erst nach diesen Terminen
den sich *-κλέου* und *-κλήν*; *-κλή* kommt in den attischen In-
schriften überhaupt nicht vor.

Die übrigen auf attischen Inschriften vorkommenden Eigen-
amen auf *-ης* nach der 3. Dekl. bringt Meisterhans Anm.
38 in eine Übersicht, zu einem jeden das älteste Beispiel seines
enetivs auf *-ους* notierend¹⁾. Unter diesen findet sich zuerst
ἡμοχάρης im Acc. auf *ην* gebildet: C. I. A. II 791, 38 (377
Chr.). Aus früherer Zeit citiert er *Τισσαφρόνην* C. I. A. I
t, b 14 (410/405 v. Chr.) und *Κλεοφράδην* C. I. G. I 538
. 380 v. Chr.) In Bezug auf die letztere Form sei daran er-
nert, daß bei Aristophanes *Eccl.* 129 *Ἀριφραδες, παῦσαι*
κλῶν, *Vesp.* 1280 *εἶτ' Ἀριφράδην πολύ τι θυμοσοφικώτατον*
erliefert ist. Über die hierher gehörigen Namen von Ausländern
merkt J. Sitzler *Gymnasium* I S. 41: „Während *Τισσαφρόνης*
nmer *Τισσαφρόνην* hat, *Ἀρταφρόνης* den Acc. *Ἀρταφρόνης*
uc. IV 50, wechseln *Ἀστιάγης*, *Κναξίαγης* u. s. w. zwischen
und *ην*.“ Aus der handschriftlichen Überlieferung des Demo-
henes, Hyperides und des Lykurg führt Kaibel *Hermes* XVII
416 Belege für *Εὐθυκράτη Λεωκράτη Ἀριστογένη Δημοχάρη*

¹⁾ Als Beispiel eines Wortes auf *-άλκης* führt er *Δημιά[λ]κος* aus einer
chrift der makedonischen Zeit *ΑΘ.* IV 199 an. Vgl. *Ar. Ach.* 134 *προ-*
ω Θέωρος ὁ παρὰ Σιτάλκους. — *ὄδλ* und 141 *τοῦτον μετὰ Σιτάλκους*
ἰνον τὸν χρένον.

Jahresber. VIII S. 199) u

Auch von den Wörtern auf *es* gebildet worden zu dafs Isocr. Paneg. 17 die *πολεις* bietet, erst von dafs der Archetypus *πόλι* wahrscheinlich gemacht, d ursprünglich *πόλις* gest: das Scholion zu Ar. Frösc *ἀττικὸν ὡς τὴν χεῖρα,*

Zu diesen Zeugnisse *πόλις* gesellt sich nun ei ed. Lentz II S. 322, 10 ff. S. 1190): *Ἄστὶ γινώσκουσιν κίβρανται οἷον Δημοσθέν τοῖς πληθυντικοῖς εἰς τῆ: μοσθένεις, Διομήδεις Διοκοῖς, ἀλλ' εὐρίσκονται οἷον ταρίχες ταρίχει, πικρατικῶ „τοῦ τῶ πικρατικῶν) καὶ ἐν ἱππῆς, καὶ βασιλεῖς βασιμόνων τῶν εἰς εὐς τοῦτ κίβραν τὰ δύο εἰς δξ ἢ δαγεχεν Herod. ed. Lentz*

So wird, wie die Dinge liegen, als Regel gelten dürfen, daß die Neutra auf *ος* und die Feminina auf *ις* N. A. Du. in guter eit mit regelrechter Kontraktion auf *-ει* bildeten. Ob diese Bildungsweise eine noch weitere Ausdehnung gehabt hat, die Beantwortung dieser Frage hängt davon ab, wie viel Gewicht der folgenden Grammatikerstelle zugeschrieben wird: Herodian ed. Lentz II S. 711, 29: *ἤνίκα συναιρείται ἡ εὐθεΐα τῶν δυϊκῶν, ἀντίως ἢ γενική τῶν ἐνικῶν μακροκαταληκτεῖ οἷον Δημοσθένος ἤμοσθένης Δημοσθένης Δημοσθένη, βασιλεύς βασιλέως ἀσιλέε βασιλῆ, πόλη πόλεως πόλεε πόλη. ἐπειδὴ οὖν τὰ εἰς ἰ τριγενῆ οὐδέποτε μακροκαταληκτεῖ κατὰ τὴν γενικὴν τῶν δυϊκῶν, οὐδὲ γὰρ γίνεται διὰ τοῦ εἰ καὶ ᾠ Ἀττικῶς, τοῦτου ἀρίων οὐ συναιρείται κατὰ τὴν εὐθεΐαν τῶν δυϊκῶν.* Nach der positiven Seite dürfte dieser Regel, soweit sie sich nicht auf die kontraktionsweise bezieht, nichts entgegenstehen, d. h. wir dürfen glauben, daß die Substantiva und Adjektiva der 3. Dekl. auf *ης* und die Substantiva auf *εύς* und *υς* einen kontrahierten N. A. Du. gehabt haben. Hiermit stimmt, daß Ar. Thesm. 282 in Ravennas im Text steht *περὶ καλλῆ* (= *περικαλλῆ*) und im Rand *δυϊκόν, τὸ ἐντελὲς περικαλλέε*; ferner das *πρῆσβῆ* (lies *πρέσβη*) in dem Fragment des Aristophanes 639 (Kock; gl. Herodian I S. 420, 14). Es ist aber möglich, daß durch jene Regel die Adjektiva dreier Endungen auf *υς* mit Unrecht von der Kontraktion ausgeschlossen worden sind; jedenfalls ist die Dualform *τραχεῖ* für eine Stelle sicher bezeugt durch (Choerob.) Herodian ed. Lentz II S. 711, 34f.: *δεῖ δὲ γινώσκειν ὅτι τὸ τραχὺς μόνον συναιρούμενον κατὰ τὴν εὐθεΐαν τῶν δυϊκῶν εἰς τὴν εἰ δίφθογγον παρὰ Ἴωνι τῷ τραγικῷ οἷον τὸ τραχέε τὸ τραχεῖ.* Zweitens ist das *HYIE* auf einer Inschrift, die nach Köhler älter als die Mitte des peloponnesischen Krieges ist (Mitth. VII S. 320), sicher ein Dual; *υῖός* aber wird wie *ἡδύς* flektiert und hat *υῖέος* im Gen. Sing. Was aber die Kontraktionsweise anlangt, so ist es schwer sich einzureden, daß nicht auch diese Wörter ohne regelrecht *-εε* in *-ει* kontrahiert haben sollten. Dieses *HYIE* lesen jedenfalls Meisterhans S. 63 und O. Riemann S. 170 beide *υῖεῖ*.

Hiernach dürfte zu berichtigen sein, was Keck S. 22 gesagt hat.

Die Z. f. d. Gw. 1874 S. 27 gegen die Dualform *ἰχθῦ* erobenen Zweifel teilt O. Riemann S. 74, übersieht aber, daß nach Kock Antiphan. fr. 194, 15 *ἰχθῦ δν* die Lesart des Marcianus ist.

Daß die kontrahierten Accusativformen von *Ἀπόλλων* und *Ποσειδῶν* nicht, wie Cobet will, auf die Schwurformeln beschränkt seien, war Jahresber. VIII S. 201 durch ein inschriftliches Zeugnis und zwei Aristophanesstellen nachgewiesen worden. O. Riemann fügt S. 81 Aischylos Suppl. 220 hinzu: *ἀγνόν τ' Ἀπόλλω ρυγάδ' ἀπ' οὐρανοῦ θεόν.* Weiterhin bemerkt er: „Ἰαὶ εὐε

Ποσειδῶν, empire, με
Ποσειδῶ et qu'il met
primitives Ἀπόλλωνα,
est question de la pre
dans la langue. Si ceci
indiquer que les formes
Ἀπόλλω et Ποσειδῶ.
Platon, cette variété de
cela me semble difficile
ici trop ingénieux“. Se
„Id etiam observatione
saepius formas detruncat
locis, quibus similitudo
veriloquio duorum nom
Nimirum hic minus a
usurpare“. Derselbe si
pleniores antiquiores put
quae in sermone quotidiana
Inde perspicuum, cur
semper Ἀπόλλωνα dixit

Ano

„Ἀργε. Der Accu
und Sylloge 171, 60. I
fr c 15 (Syll. 89, 40) z
Plat. XII S. IX.

Dafs sich zu dem Gen
funden hat, ist schon Z.

gehandelt. Es sind folgende Formen mehr oder weniger erzeugt:

Sing.			
Acc.	ἦρωα	ἦρω	ἦρων
Gen.	ἦρωος		ἦρω
Dat.		ἦρω	
Plur.			
Nom.	ἦρωες	ἦρωες	
Acc.	ἦρωας	ἦρωες	
Gen.	ἦρώων		
Dat.	ἦρωσι		
Dual.			
NA.	ἦρωε		
GD.		ἦρων	

Von diesen Formen sind die gesperrt gedruckten entweder schriftlich bezeugt, nämlich ἦρω C. I. A. II 1058, 25 yloge 440 (parte altera saeculi quarti vix recentior), ἦρωος A. II 778A 6 (2. Hälfte des 4. Jahrh.), ἦρώων C. I. A. II 966 34] (191 v. Chr.; vgl. Ar. Wesp. 392), ἦρων auf einer Inschrift britischen Museums bei Hicks, s. Jahresber. III S. 6, oder bei den Dichtern durch das Metrum gesichert, nämlich ἦρω ὄγ. 1490 εἰ γὰρ ἐντύχοι τις ἦρω, welche Stelle Rutherford der ebenso gut für ἦρωι in Anspruch zu nehmenden Stelle com. II S. 675, 18 = frgm. 174 Kock ἦρω Κέλῃτι δέρμα φυλήματα für seine Behauptung „The dative singular was in ἦρω, not ἦρωι“ hätte anführen sollen¹⁾, ἦρωσιν Ar. Vög. der Acc. Plur. ἦρωες Aesch. Agam. 516 ἦρωες τε τοὺς ἰαντας, εὐμενεῖς πάλιν.

Von diesen Formen sind drei auch durch Grammatiker bezeugt: die Accusative ἦρω und ἦρωες durch Thom. Mag. ed. II S. 169, 6: Ἦρω Ἀττικοί, οὐχ ἦρωα, καὶ ἦρωες ἐπιτυκῆς τῶν πληθυντικῶν, καὶ οὐχ ἦρωας, vgl. Phrynich. ed. II S. 158, Rutherford (a. a. O.), und ἦρω durch Moeris ἦρωες τοῦ ἰ Ἀττικοί, ὡς Ὀμηρος „ἦρω Δημοδοκῶ“, ἦρωι τοῦ ἰ Ἑλληνες. Daß Aristophanes einmal, wahrscheinlich in Ἦρωες, geschrieben habe: οἱ γὰρ ἦρωες ἐγγύς εἰσιν, vgl. Herodian (ed. Lentz I S. 424, 12. 13. Bekkers Anecdota 9; vgl. Frgm. ed. Kock 304), aber diese Nominativform wird Phrynichos a. a. O. verworfen: οἱ ἦρωες οὐ λέγουσιν, ἀλλ' οἱ ἦρες (so Pl. Cratyl. 398 D) τρισυλλάβως — ἀπαξ βιασθεῖς

¹⁾ O. Riemann fügt hinzu: „cf. Ἀθήναιον VIII S. 151, où EPOI = ἦρωε est attesté par le mètre dans une inscription métrique gravée au commencement de l'ère chrétienne, mais où l'on s'est efforcé de reproduire l'orthographe et les formes devant Euclide.“

455 ἦρω liest, wie C. Fr. II
(Plat. Cratyl. 397 D [398 I

Von diesen Formen
andere Deutung zu als aus
nation, aus welcher auch
alle in der 2. Kolumne
können. Über eine ähnlich
gibt O. Riemann a. a. O.

Von κέρως führt M
B 46 (410 v. Chr.), O. Ri
835/36, A, d, 20 an, bei
v. Chr.) A, d, 2 die kontr
nicht eine Abkürzung vor
klassische Zeit noch nicht
Formen des Wortes in an
eines Heeres gebraucht wor
μάρτυσι belegt Meist
(324 v. Chr.).

Die Notiz des Thom. M
ληνες bestätigt Meisterhans
835, c—l 89 (320—17 v.

„Der Plural στάδιοι
trischen Inschrift des IV. J:

„Zu σταθμά („Wag
nachweisen“ Meisterhans S.
durch das von O. Riemann

σταθμά

„Von *χείρ* findet sich der Dual *χειρῶν* (350—300 v. Chr.)“ Meisterhans S. 63.

Dies widerspricht der Regel Dindorfs Lex. Soph. S. 513: „*Leitima declinatio est χειρός χειρὶ χειρα χειρς χειροῖν χειρς χειρῶν ἔτρας, syllaba priore longa ubi altera brevis est, brevi vero ubi ltera longa est.*“

νίος. Über die Schreibweise *νός* s. o. S. 17. Über das Verhältnis der Formen nach der 2. und 3. Dekl. zu einander sagt Meisterhans: „An der Stelle von *νίος*, welche Form in einer poetischen Inschrift des V. Jahrhunderts noch erhalten ist, trat rühzeitig, wohl wegen der Kakophonie, der Nom. *νίος* mit dem Accus. *νίον*, wodurch das Wort allmählich in die zweite Deklination iberging. Doch herrscht in der Prosa bis zum Jahre 350 v. Chr. noch die alte Flexion vor. — Vom Jahre 350 aber wird das Wort durchgängig nach der 3. Deklination flektiert.“ Meisterhans S. 63. Zu den Jahresber. VIII S. 201 angeführten Inschriftenstellen mit Formen nach der dritten Dekl. kommen hinzu: C. I. A. II add. 1 b 37; 51, 19 [auch wohl 27], Mitth. V S. 318, VII S. 320, so daß nunmehr inschriftlich als attische Formen beglaubigt sind Gen. S. *νός*, NA. Pl. *νέες*¹⁾, NA. D. *νίσι*. Durch das Metrum ist der Gen. Plur. gesichert Ar. Wo. 1341 *τὸν πατέρα τύπτεισθ' ἔστιν ὑπὸ τῶν νίσιων*, der dreisilbige Dativ Soph. Antig. 571 *κακὰς ἐγὼ γυναικὰς νίσισι στυγῶ*, wo nur der Laurentianus *νιάσι* hat.

Über die Ortsadverbien auf *θεν* bemerkt Meisterhans S. 65, daß seit dem 4. Jahrhundert das Schluß-*ν* vereinzelt wegbleibe; vgl. Jahresber. VIII S. 194.

Adjektiva.

Das im Jahresbericht VIII S. 202 für *Εὐφυνᾶ* angeführte inschriftliche Zeugnis findet sich jetzt C. I. A. II 794, d, 54.

Für das seit der Mitte des 4. Jahrhunderts statt *ὕγιᾶ* auftretende *ὕγιῆ* bietet Meisterhans Anm. 579 inschriftliche Belege, die aus der Sammlung von O. Riemann S. 83 vermehrt werden können.

πάτριος hat Meisterhans auf Inschriften nur als Commune gefunden, indessen nur auf Inschriften nach 300 v. Chr. Damit steht im Einklang, daß *πάτριος* auch bei Aristophanes durchweg und fast durchweg in der attischen Prosa des 5. u. 4. Jahrhunderts zweier Endungen ist. Was Jahresber. VIII S. 198 hierüber gesagt war, läßt sich jetzt auf Grund der oben angeführten Abhandlungen von Wirth und La Roche noch genauer feststellen.

¹⁾ Kaegi lehrt S. 47: *νέας* (und *νεῖς*). Beruht die erstere Form auf einer anderen Autorität als Thomas Magister? O. Riemann Qua rei crit. S. 82: Huius tamen formae *νέας* nullum mihi neque ex titulis neque ex poetis Atticis exemplum notum est. cf. Rev. IX S. 82. Rutherford S. 143: „The late accusative singular *νέα*, reprehended by Phrynichus with its plural consort *νέας*, has not found its way into any Attic text.“

πατριος μο
Die Beobachtung ist richtig; vgl
dides und Isocrates, ferner I
20 τὰς θυσίας τὰς πατρι
γιγνομένης πατρίους θυσίας
πατρίους τὰς θεᾶς θυσίω
wandten Begriffe θεωρία, τῶν
die oben angeführten Stellen a
1, 23 τὰς πατρίους εὐχὰς
τελευταῖς. Dennoch macht e
in allen diesen Stellen πατρι
u. s. w. verbunden ist, was w
noch an den beiden andern A
Leg. 759B οἷς μὲν εἰσὶν πα
ἦν πάντες ἴσως καὶ πατρι
ἀναγκαῖος ist in der
Adjektivum dreier Endungen;
einer Minderzahl von Stellen a
wo es dreier Endungen ist.
Jahresber. VIII S. 197f.

In Bezug auf βέβαιος
von Wirth und La Roche dahin
Plato beide nur als Communia ge
auch für Andocides und Lys
βειος bei diesen Rednern nirge
Bei Isocrates findet sich gleich
und zwar zweimal, beidemal in
bei Demosthenes stimmen die

ην ἀλλαγὴν (Wirth 51) und das von Wirth übersehene δύναμιν βεβαίαν¹ 2, 10 hinzu. Für Xenophon ist aus La Roche zu entnehmen, daß nur einmal βέβαιος als Commune vorkommt (ell. VII 1, 44), dagegen zweimal βεβαία (Cyr. III 2, 23 fehlt si Wirth; die andere Verbindung βεβαία σύμμαχος ist ihm ohne Bestätigung seines S. 6 erörterten nicht ganz ausnahmslosen Gesetzes: „Non componuntur formae communes cum substantiis femininis in ος terminatis“), einmal βιαία.

Was μάταιος anlangt, so scheint es weder bei Thucydides und Andocides noch bei Isocrates und Aeschines auf ein Femininum bezogen vorzukommen; aus Xenophon und Demosthenes hren übereinstimmend Wirth und La Roche je zwei Stellen für ταιος und je zwei für ματαία an. In Bezug auf Plato sagt Wirth: „in μάταιος modo communis positio invenitur (Rep. 534 A: ος . . . ἐπιθυμίας ὡς ματαίους), modo feminina (Legg. V 742 E: ταιίας βουλήσεις etc.)“. Die letztere Stelle, wo Schanz die anzogenen Worte gestrichen hat, fehlt bei La Roche, der überzogen für ματαία aus Plato keine Stelle beigebracht hat, während zu Rep. 554 A für μάταιος Fem. noch Soph. 231 B. Axioch. 19c hinzufügt.

Für die Adjektiva auf ιμος muß als Regel gelten, daß sie dreier Endungen sind. Abgesehen von dem einmaligen Vorkommen von γνωρίμη (neben γνώριμος Dem.) und ναυπηγησίμη in Plato bilden nur ὠφελιμος und χρήσιμος Ausnahmen, dem jenes bei Plato dreimal ὠφελιμη bildet, sonst als Commune braucht wird, χρήσιμος bei Thucydides und Demosthenes je einmal als Commune und einmal in der Form χρησίμη, bei Xenophon und Plato überwiegend als Commune, bei Isocrates überwiegend als Adjektiv dreier Endungen und bei Isaeus nur einmal und zwar als ebensolches vorkommt.

ἐπιτήδειος ist dreier Endungen. Die einzige Stelle, wo es als Commune gebraucht ist, Thuc. V 112 ist Wirth S. 24 geneigt zu korrigieren. Irrtümlich hat La Roche Plato Leg. VII 10 E hinzugefügt, wo ἐπικηδείοις zu lesen ist.

Was ἔρημος anlangt, so hat La Roche unterlassen zwischen mehreren Stellen, wo das Wort in Bezug auf ein nebenstehendes oder abzuzudenkendes δίκη, γραφή, δίκαια im gerichtlichen Sinn gebraucht ist, und allen übrigen zu unterscheiden. Von dem späteren Gebrauch findet sich nach La Roche bei Thucydides und also nur je ein Beispiel VI 61, 7 ἔρημη δίκη und Apol. 18c ἡμην κατηγοροῦντας, bei den Rednern insgesamt 10 mit der Form ἔρημη (Andoc. 2, Demosth. 8) und 7 mit der Form ἔρημος, letztere alle bei Demosthenes. Abgesehen von diesem Gebrauch nimmt Plato das Wort nur als Commune (3 Stellen). Thucydides tut es in Beziehung auf Begriffe wie χώρα, νῆσος, πόλις, οἰκία, ἡγή, u. ä. zehnmal als Commune, dreimal (II 32, 15 und IV 4, 1 νῆσος, 81, 1 Ναύπακτος) in der Form ἔρημη gebraucht.

über: Antiph. 2, α, 4 und
Das Adj. *λάλος* hat
Lukian in Beziehung auf e
überall als Commune.

Jahresber. VIII S. 202
den Acc. Sing. der mit *ποιός*
noch kein inschriftliches Z
Meisterhans a. a. O. und O. Ri
schriften, C. I. A. II 1054, 1
ποιόν (347 v. Chr.), 1057, 2

Die regelrecht gebildete
nur durch ein Fragment des
ἡ μάζα γὰρ σα̅ και̅ τὰ κρέ
Jetzt ist sie von Dittenberge
62, 8 (357 v. Chr.) sicher herg
τῶι δ[η]μῶι τῶι Ἀθη[να]ία

Für die unkontrahierte I
C. I. A. II 1055, 14 (345 v.
Riemann zweifelt S. 83, ob
Jahresber. VIII S. 202 gesche

Komparativ.

„Bis zum Jahre 100 v.
auf *-ίων* im Akk. Sing. Mask
Plur. Mask. Fem. und Neutr.
auf *-ω* und *-ους* verwendet
ἀειδύουσι. βλάττουσι. πολλίωσι.

„*πλείων πλέον*. Über den Gebrauch der Formen mit *-ει* und *-ε* ist Folgendes zu sagen:

a) Vor langen Vokalen steht durchweg *-ει*: *πλείων, πλείω, λείους*.

b) Vor kurzen Vokalen findet man in der klassischen Zeit (bis 300 v. Chr.) bloßes *-ε*: *πλέονος, πλεόνων, πλέοσιν*; in der archaischen Zeit hingegen *-ει*: *πλείονος, πλειόνων, πλείοσιν*; in das Neutrum Sing. behält auch nach 300 gewöhnlich den einfachen Vokal bei.“ Meisterhans S. 68. Die Regel a) wird Bestand haben, wogegen es Zufall sein dürfte, wenn die fest zu datierenden schriftlichen Zeugnisse für *πλείονος* u. s. w. nicht über 300 v. Chr. zurückreichen. Die Inschriften C. I. A. II 421 und 564, wo sich 4, bzw. 11 *πλειόνων*, bzw. *πλείονος* findet, sind nicht anführt, wohl weil sie nicht bestimmt zu datieren sind; sie könnten nicht älter sein als 300 v. Chr. O. Riemann führt aber S. 65 *λείονος* auch aus C. I. A. II 1113, 4 an, einer Inschrift, auf welcher noch *ο* für *ου* geschrieben ist, und sagt S. 179 sehr richtig: *En admettant même que ce qui est dit des formes πλείονος, λείόνων, πλείοσιν fût exact, il faudrait, je crois, se garder ici de tirer une conclusion générale de ce qui semble résulter des temples épigraphiques. Les textes épigraphiques doivent toujours être rapprochés des autres moyens que nous avons de nous enseigner sur le dialecte attique. — Or, on voit que, chez les tragiques et chez Aristophane, πλέονος, πλειόνων, πλείοσιν ont plusieurs fois garantis par le mètre (Rev. de ph. V S. 174); après cela, je suis convaincu que ces formes sont au moins aussi attiques que πλέονος, πλεόνων, πλέοσιν et que, si les inscriptions du 4^e siècle donnent un exemple de πλέονος, un de πλείοσιν, un de πλεόνων contre un seul exemple de πλείονος, c'est un pur effet du hasard. Tout ce qu'on en peut conclure, c'est que les formes de πλείων où la seconde syllabe est brève ou avaient, dès l'époque attique, s'écrire par ε au lieu de ει.“ La Roche die Comparation u. s. w. II S. 7 sagt einfach: „Die Formen auf *ει* und *ε* werden ohne Unterschied gebraucht,“ was sofern sicher ist, als sie sich unter einander durch die Bedeutung nicht unterscheiden.*

Für die Frage, ob bei Attikern der guten Zeit *κενότερος, κενότερος* oder *κενώτερος, στενώτερος* zu schreiben sei, bietet La Roche I S. 6. 7 nur eine Anhäufung von einschlägigen Stellen und grammatikernotizen, ohne Entscheidung. In Übereinstimmung mit dem Z. f. d. Gw. 1874 S. 9f. Erörterten hat Schanz Pl. Phaed. 11 D (I S. 175, 21) das *στενώτερα* des Bodleianus aufgenommen, ebenso Symp. 175 D *κενότερον* und *κενωτέραν*, obwohl hier der Bodleianus und der Venetus append. class. 4 cod. I *κενώτερον* und *ενωτέραν* bieten. Das *στενώτερον* Syll. 353, 110 beweist nicht viel, sofern diese Inschrift schwerlich als Fundstätte gut attischer Formen gelten kann.

νώ, σφώ verteidigt
 welcher νώ, σφώ verlangt,
 Schmolling I S. 5 weist
 Inschrift anzuführen, wo no-
 form stände; Meisterhans S
 αὐτός aus Mitth. II 212, 9
 Über das im allgemeine
 mehr zurücktretende Vorkom-
 auf Inschriften s. Schmolling
 Br. Keil erörtert S. 10
 Verhältnis der Formen εἰπε
 kommt zu dem Ergebnis, die
 Formen nur selten anwende-
 bewogen hat, die zweisilbige
 gegen die Komodie zwar an-
 gebraucht, immerhin aber vor-
 Gebrauch macht als die Trag-
 der Inschriften nähert.
 εἰπετος. Schanz kom-
 „Scriptio εἰπετος“ (pro κεινός
 codicibus Platonis conspicu-

1) Wenn Kaegi an dieser
 rationsformen aus der Schulgramm
 begründet, so hätte er die Auss
 χαριετατος, πεντατος, πεντα
 ausdehnen sollen.

Schmolling II S. 4 (S. 8. 9. 12) bemerkt: „dafs neben *ῶτου* und *ῶτω*“ [auf Inschriften] nicht *ῶτινος* und *ῶτινι* sich finden, darf nicht auffallen, da auch bei den attischen Dichtern diese ängeren Formen nirgends vorkommen, s. Kühner Gr. I S. 471, und eben so wenig bei Lysias, Isocrates, Isaeus, Demosthenes, Aeschines, s. Karlowa, Sprachgebrauch des Demosthenes, Prgr. Pöls 1883 S. 17. 18.“ Vgl. Jahresber. VIII S. 203¹⁾.

Bei *ὁ αὐτός* findet sich die *Krasis* nur in der Formel *κατὰ αὐτά*, in dieser aber fast regelmäfsig, s. Schmolling I 4. 6. 8. Über *τὸ αὐτόν* s. Jahresber. III S. 4. Schanz ist (Pl. XII S. VII) geneigt, diese Verbindung auch für Plato anzuerkennen. Ebenda findet er: „maxime verisimile est Platoni ubique *αὐτόν* esse red- lendum, praesertim cum prae formis plenis numerus formarum exilium paene evanescat.“ Ebenso erklärt er S. VIII von neuem *κοιοῦτον, τοσοῦτον, τηλικοῦτον* für die echt platonischen Formen des N. A. Neutr.

Numeralia.

„*δύο*. Der Nominativ und Accusativ lautet *δύο*, nicht *δύω* [s. Jahresber. VIII S. 203. Schanz Plat, VII S. X]. — Für die beiden andern Kasus sind folgende Formen überliefert: a) *δυοῖν* (Gen. u. Dat.) bis c. 319 v. Chr.; b) *δυειν* (Gen. u. Dat.) von c. 334—229 v. Chr.²⁾; c) *δύο* (Gen.), *δυοί* (Dat.) seit der römischen Zeit.“ Meisterhans S. 70. „Für die Redner und die Attiker überhaupt ist nur die Form *δύο* anzuerkennen, *δύω* dagegen zu verwerfen“. Keck S. 38; vgl. Schanz Plat VII S. X. Über *δύο* bemerkt Keck S. 39 weiter: „dafs es in den obliquen Kasus bisweilen ohne Flexion bleibt. Doch ist von allen Rednern Demosthenes der einzige, bei dem uns diese grammatische Eigentümlichkeit an zwei Stellen entgegentritt. Wir lesen nämlich 41, 3: *οἷσῶν δ' αὐτῷ δύο θυγατέρων* und in der unechten Rede 42, 23 *ὡς δὲ οἰκῶν λειτουργούντων*. Bei Isae. 7, 5 haben zwar die Handschriften *τούτων τῶν δύο τελευτησάντων*, doch ist diese unverständliche Stelle von Bekker richtig in *τούτων τῶ δὲ τελευτησάτην* geändert worden, kann also hier nicht weiter in Betracht kommen. Auch den andern Attikern ist der Gebrauch des flexionslosen *δύο* nicht fremd. Nach Zander [de vocabuli *ΔΥΟ* usu Homericō Hesiodicoque et Attico Königsberg 1845 S. 15 f.] findet es sich in Verbindung mit dem Gen. Plur. an vier Stellen bei Plato (nach Röper [De dualis usu Platonico Gedani 1878] S. 20 sind es nur zwei, weil er zwei beanstandet), an sieben bei Thucydides, an sechs bei Xenophon; mit dem Dat. Plur. an fünf

¹⁾ Badham *Maem.* NS. XII S. 49: *ῶτινι* ne Atticum quidem est.

²⁾ Es scheint Meisterhans entgangen zu sein, dafs C. I. A. II 167 von Kühler *Addenda* S. 411 nach Wachsmuths Vorgang in die Zeit nach 307 v. Chr. herabgerückt worden ist. Vgl. Wackernagel *Phil. Anz.* XV S. 197.

... aus Meisterhans
klassischen Periode πέντε
behalten, z. B. πεντέπους,
vgl. Rutherford The new Ph
auf die Elision von πέντε
aufmerksam gemacht und a
23 hingewiesen wird.

Die Schreibungen ἐννέ
seits ἐνενηήκοντα, ἐνακ
schriftlich belegt. Vgl. auch
τρεις καὶ δέκα und
den Inschriften regelmäsig (f
καὶ δέκα; die Nebenformen
nicht δεκάπτά zu schreiben
sind durch Inschriften aus
s. Meisterhans S. 72. O. Ric
guten Zeit τρισκαίδεκα
und will diese Form an den
22, 1 und Isaeus 8, 35) mi
δέκα vertauscht sehen.

Über die Ordinalia
Meisterhans:

„Bei den Ordnungszahl
und Zehner in der vorrömisch
καὶ δεκάτης. Erst kurz
scheint die zusammengesetzte
doch Missverständnisse zu ve
Bezeichnung des Datums die

κοστῆ schrieb und nicht *πρώτη καὶ τε*. Auch *μι]ᾶ καὶ τε* [*σαρακοστῆ*] unterliegt C. I. A. II 978, 2 keinem Zweifel. Zu *μιᾶ καὶ εἰκοστῆ* siehe auch C. I. A. II 270, 4. 297, 6. 303, 5.

Unbestimmte Zahlwörter.

„Neben *οὐδείς, οὐδέν, μηδείς, μηδέν* kommen seit dem Jahre 378 v. Chr. die Formen *οὐθείς, οὐθέν, μηθείς, μηθέν* auf, welche um 330 v. Chr. herrschend werden. Im Zeitalter der Attikisten findet wieder ein Umschwung zu Gunsten der alten Schreibung statt.“ So Meisterhans S. 73. Den Eintritt der Schreibung mit *θ* datiert Meisterhans richtig 378 v. Chr. (C. I. A. II 17, 37. 41) gegen Schmolling II S. 18. Nach Meisterhans ist die jüngste Inschrift der älteren Periode mit *δ* C. I. A. II 203, 26, welche von Köhler in die Zeit um 330 v. Chr. gesetzt wird, nicht 300. Der Artikel von G. Curtius „*οὐθείς, μηθείς*“ in den Leipziger Studien VI S. 189f. beschäftigt sich nur mit der Erklärung des *οὐθείς* aus *οὐδ' εἰς*. Vgl. Meisterhans S. 37.

K o n j u g a t i o n.

Verbalendungen.

Dafs die 3. P. Dualis der Nebentempora in der Prosa auf *-την, -σθην* ausging, wird bei Meisterhans S. 74 und Keck S. 53 durch voreuklidische inschriftliche Zeugnisse erhärtet, welche größtenteils schon Z. f. d. Gw. 1874 S. 622 angeführt waren. Die ebenda gebilligte Veränderung von *ἔφατον* Pl. Euthyd. 274 A ist von Schanz in der Ausgabe von 1880 ausgeführt worden. Das einzige poetische Beispiel für die Endung *τον* bei Kaibel Epigr. 1110, 3 u. 5 stammt aus dem 2. Jahrh.

Die 2. P. Du. Akt. und die 1. u. 2. P. Du. Med. fehlen nach Keck S. 50 bei den attischen Rednern durchaus. Auch die 3. P. Du. ist für die Haupttempora nur einmal gesichert: Antiph. 5, 85 *γεγένησθον*. Für die Nebentempora sind Formen auf *-την* und *-σθην* sicher überliefert bei Andokides 1, bei Lyias 3, bei Isokrates 1, bei Isaeus 4.

„Die 3. P. Plusqpf. hat noch in der makedonischen Zeit *-εσαν*, nicht *-εισαν; παρειλήφεσαν* (323 v. Chr.).“ Meisterhans S. 75. Rutherford S. 237 bestätigt die entsprechende Lehre des Phrynichus durch den Hinweis auf Ar. Pl. 743. Ri. 648. 674, wo die Form auf *-εσαν* durch das Metrum gesichert ist.

Ebenderselbe stellt folgendes Paradigma des Plusquamperf.

Act. auf:	<i>ἔλελύκη</i>		<i>ἔλελύμεν</i>
	<i>ἔλελύκης</i>	<i>ἔλελύκετον</i>	<i>ἔλελύκετε</i>
	<i>ἔλελύκει(ν)</i>	<i>ἔλελυκέτην</i>	<i>ἔλελύκεσαν.</i>

Vgl. L. Dindorf Xen. Cyr. praef. S. XI. Für das *s* im Dual und in der 1. u. 2. P. Plur. beruft er sich auf Eur. Bacch. 1345

ὄψ' ἐμάθεθ' ἡμᾶς, ὅτε δ' ἐχρηῆν, οὐκ ἤδετε

-ειν) gekannt hat, ist dagegen
Thatsache. Schanz Plat. X
auf -ης ausging, nicht auf
-σα = -η, -σας = -ης, -σαι

Dafs die 2. P. Sing. Me
auf -η ausging, ist aus der
mit Sicherheit zu folgern.
ist ebenso unzweifelhaft ei
immer mehr zunehmenden
wie sie in der Orthographie
liegt. Erst die Grammatiker
geübt, in der 2. P. Sing. Me
Möglichkeit einer Scheidung
darboten, -σαι festgehalten, s. l
a. a. O. S. 87. War -η un
sich, warum δέομαι bitte, (c
wo der Mischlaut *σαι* entsteht,
silbig ist; s. Ar. Thesm. 26
γὰρ ὦν δέη. Man wird hie
auf -η vorziehen müssen, vgl
Wann sonst die Schreibung
angenommen worden ist, läßt
Grammatiker-Zeugnissen, welc
schreiben (s. Schol. zu Plut.
dürfte hier nicht allzuviel Aut
Zeugnis für φανήσεις C. I. (c
Kaibel (Epigr. 153) liest mit

im Grabepigramm eines im Kriege gefallenen Atheners (400—350 v. Chr.)¹⁾ hervorgeht, bedienten sich die Dichter des IV. Jahrhunderts bereits, auch ohne Zwang des Metrums, der unattischen Formen des Optativ Aoristi.“ Man wird hierbei nicht übersehen dürfen, daß doch auch *Ζηνί* nicht für die attische Prosa der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts wird reklamiert werden können. Was über die Formen auf *-αις*, *-αι*, *-αιεν* Jahresber. III S. 11f. erörtert und VIII S. 205 über die Bestätigung der dort gewonnenen Ergebnisse durch O. Riemann bemerkt worden ist, hat W. Röder in dem Artikel „Über den Gebrauch der nichtäolischen Optativformen bei den Attikern“ ebensowenig berücksichtigt als Rutherford S. 433f. Dabei nimmt aber der letztere prinzipiell den in diesem Jahresberichte vertretenen kritischen Standpunkt ein, während für Röder die handschriftliche Überlieferung die einzig entscheidende Instanz ist.

Der Ausgang *-ειεν(ν)* wird von Rutherford als durch das Metrum gesichert nachgewiesen in 23²⁾ Trimetern des Aristophanes, zu denen er 17 Beispiele aus andern Versarten und mehrere andere aus den Fragmenten der alten Komödie hinzufügt (vgl. O. Riemann *Qua rei criticae etc.* S. 86). Er bestätigt, daß bei Aristophanes der Ausgang *-αι* ohne Beispiel ist. Allerdings ist in einem Fragment der zweiten Thesmophoriazusen 320 (Kock) οὐδ' ἂν λέγων λέξαι τις vermutet worden, aber bei Pollux steht λέξαις und es ist nicht ausgeschlossen, daß Aristophanes geschrieben hat οὐδ' ἂν λέγων λέξαιμι wie Eubulus fr. 38 Kock: καὐδ' ἂν λέγων λέξαιμι. Auch liegt es bei Antiphanes Fr. 110 Kock nahe genug statt ἐγχείαι vielmehr ἐγχείοι zu lesen, wie Rutherford will, und der Eingang von Alexis Fr. 1, wo nach Dobree gelesen wird: οὐδὲ εἰς ἂν εὐλογως ἤμιν φθονήσαι (φθονήσαι A) ποῶν ἔχων steht sehr wenig fest. Aus Sophocles und Euripides zusammen hat Rutherford über 60 Belege für *-ειεν(ν)* beigebracht (vgl. O. Riemann *Qua rei crit.* S. 85. 86), aber die Belege für *-αι*, welche Röder a. a. O. S. 624 giebt, übergangen: Eur. Hec. 820 ἐλπῖσαι in einem Trimeter, Alk. 117. Hiket. 620 u. 830 παραλύσαι, κῖσαι, σπάσαι in Chorliedern. Bei Aeschylus finden sich einer entschiedenen Mehrheit von Beispielen für *-ειεν(ν)* (s. Rutherford S. 436. O. Riemann S. 85) gegenüber unbezweifelte Zeugnisse für *-αι* in folgenden lyrischen Stellen: Suppl. 660 κενώσαι, 662 αἱματίσαι, Eumen. 983 ἀρπαλίσαι. Suppl. 1053 liest Weil ἀπαλέξει für ἀπαλέξαι (Kirchhoff), Agam. 170 ist λέξαι überliefert und von Römer a. a. O. S. 623 in Schutz genommen, von andern aber stark bezweifelt; Suppl. 624 ist

¹⁾ Kaibel Epigr. gr. 24, 2.

²⁾ Bezüglich der Stelle Ar. Plut. 136 ist Rutherford der Ansicht des Referenten (*Exercit. crit. in Ar. Plutum novae* S. 19f), daß παύσειεν, εἰ βούλοιο, ταῦτ' ἂν zu lesen sei. Auch er bestreitet die Zulässigkeit der Elision des Ausganges *-ειε*, übersieht aber die Diphilusstellen. Eur. Or. 700 schreibt er wie Nauck ἴσως ἂν ἐκπνεύσειεν ἦν (codd. ὄταν) δ' ἀνῆ προάς.

ἐπικράναι Konjekture für ἐπέκρανεν. Eumen. 608 liest Kirchhoff nach Hermann κελύσαι für das handschriftliche κελεύσει.

Was die 2. P. Sing. auf -αῖς oder -εῖας anlangt, so führt Rutherford aus Aeschylus 2, aus Sophokles 7 (O. Riemann 9), aus Euripides 11 (O. Riemann 13) Belege für die längere Form an. Er verschweigt, daß Aesch. Suppl. 589 κυρήσαις in einem Melos feststeht, daß Soph. O. R. 446 ἀλύναις überliefert und erst durch Elmsley in ἀλύνοις verändert worden ist, daß dagegen bei Euripides¹⁾ zwar σώσαις J. T. 1184 gesichert erscheint, dagegen Med. 325 nicht unwahrscheinlich für ἄν πείσαις ἀναπέσεις vermutet worden ist. Aus Aristophanes führt er 13 Beispiele für -εῖας an. Von den Stellen, die für -αῖς in Betracht kommen, emendiert er Wo. 776 mit Meineke und hält Wesp. 819 für emendationsbedürftig, wogegen er für ἐλεήσαις und δικάσαις Wesp. 572 und 726 sich auf die S. 51 (= Funck S. 399) von ihm besprochenen Abweichungen vom attischen Dialekt in anapästischen Tetrametern, für Plut. 1036 διὰ δακτυλίου μὲν οὖν ἐμέγ' ἄν διελκύσαις und Lys. 506 τοῦτο μὲν ὦ γρά, σαντῆ κρώξαις geltend macht, daß hier sprichwörtliche Wendungen vorliegen, für ὠφελήσαις Plut. 1134, daß es dem Hermes in den Mund gelegt sei (!), und für πείσαις Fried. 405, daß der Vers von demselben Hermes gesprochen werde, der v. 380 f. parodische Worte gesagt habe (!).

Für die 3. Person Plur. sind wir auf die handschriftliche Überlieferung angewiesen, die nach Rutherford für -εῖαν ist.

Daß Thucydides am strengsten an den äolischen Formen festhält, giebt auch Röder zu, will aber σιηρόξαι, ἐκπνεύσαι, φθάσαιεν, νομίσαιεν an je einer Stelle (s. Jahresber. III S. 13) festhalten. Eine vollständige Zusammenstellung aller Stellen mit äolischen oder nicht äolischen Optativformen, aus welchen man das Verhältnis der beiden Arten zu einander beurteilen könnte, hat Röder nicht gegeben, weder für Thucydides noch für Plato, Xenophon und die Redner. Nur sagt er, nachdem er 10 Beispiele für -αῖς und 4 für -αι aus Plato zusammengestellt hat: „Was die 3. Person Sing. angeht, so ist mir bei einer Durchsicht der Mehrzahl der Platonischen Schriften nur einmal die gewöhnliche Form aufgestoßen, nämlich leg. 667e: ὀνομάσαι, während sich dieselbe beispielsweise in der Apologie, im Kriton, Charmides, Laches, Lysis und im Protagoras, die ich genauer verglichen, zusammengenommen etwa 30 mal, aber ausschließlich in der äolischen Form findet. Danach scheint für Plato festzustehen, daß er in der 2. Pers. Sing. der gewöhnlichen Form sogar den Vorzug gegeben, dagegen in der 3. Pers. Sing. dieselbe fast ganz gemieden, endlich von der 3. Pers. Plur. beide Formen als gleichberechtigt anerkannt

¹⁾ Jahresber. III S. 12 war gesagt, daß Bacch. 747 ξυνάψαις sicher zu sein scheine; nach Wecklein ist vielmehr ξυνάψαι die handschriftlich gesicherte und durch den Sprachgebrauch empfohlene Lesart.

iat.“ Aus Xenophon führt er 5 Beispiele für *-αις* und je 2 für *-αιεν* an, dazu 3 Stellen, wo ein, wie ihm scheint, vom Schriftsteller beabsichtigter Wechsel von Formen auf *-αιεν* und auf *-εσαν* vorliegt: Hell. VII 1, 34; 4, 34. de rep. Ath. 2, 15, ohne zu erwähnen, daß an der zweiten Stelle Dindorf und Büchenschütz aus guten Gründen *κινδυνεύσοιεν* und *στρατεύσοιεν* lesen. Andererseits hätte er Hell. V 4, 34 *ἐπαινέσαιεν* anführen können. Bei Antiphon, Andocides, Lycurgos und Deinarchos erkennt Röder den ausschließlichen Gebrauch der äolischen Formen an. Aus Lysias führt er drei Formen auf *-αιεν*, eine auf *-αι* an, aus Isokrates 20 auf *-αιεν*, unter andern 12, 121 *διενέγκαιεν*, wofür die Handschriften zum Teil *διενέγκοιεν* haben, und 4, 100 *ὁμολογήσαιεν*, wo der Urbinas nach Martin 18 *ὁμολογήσειαν* bietet. Aus Isaios bringt er 4 Formen auf *-αι* und eine auf *-αιεν* zusammen, aus Demosthenes 7 auf *-αι*, 10 auf *-αιεν*, aus den Reden des Aeschines 5 auf *-αιεν*. Von diesen Formen sind einige von Röder selbst als handschriftlich nicht völlig gesichert bezeichnet. In Hyperides ist je einmal *πιστεύσαι*, *ἠφελήσειεν* und *πλησιάζειαν* gesichert. Hiernach muß auch dem Konservativsten doch so viel als Grundsatz gelten, daß die äolischen Formen überall da herzustellen sind, wo die handschriftliche Überlieferung sie nicht völlig ausschließt. Ob eine Feststellung der Zahlenverhältnisse die Ausrottung der nichtäolischen Formen aus der guten Prosa des 5. und 4. Jahrh. zum Gesetz macht, bleibt noch abzuwarten.

Daß im Dual und Plural des Optativs der kontrahierten Präsens und Futura, des Präs. und Aor. der Verba auf *μι* und des sog. synkop. Aorists, endlich der passiven Aoriste die Formen ohne *η* die gut attischen sind (s. Jahresber. II S. 14 f. und VIII S. 205), ist auch Rutherfords Ansicht, dessen Sammlungen (S. 451) mit O. Riemann Qua rei crit. S. 83. 35 zu vergleichen sind.

Isocr. 4, 99 ist *ἀξιώθειμεν* und *ἀναγκασθειμεν* im Urbinas zu lesen, aber, wie Martin S. 18 bemerkt: à ces deux mots 3 a mis un η sur ετ et barré l'accent. Vgl. S. 21 (4, 160) *βουλήθειμεν* 1, *βουλήθειμεν* 3.

In Rutherford ist auch den kontrahierten Singularformen auf *ῶμι*, *οῖμι*, *οῖς*, *οῖ* statt auf *ώην*, *οίην*, *οίης*, *οίη* ein neuer Godfeind erstanden. Seine Sammlungen aus den Dramatikern sind hier noch vollständiger als die von Riemann Qua rei crit. S. 84. Auch fügt er belehrende Notizen über den Ursprung einschlägiger Korruptelen bei, läßt sich aber den Hinweis auf C. I. A. I 578, 12. 13 *ἐπιτορκόην* entgehen; s. Jahresber. VIII S. 205.

Wie für den kontrahierten Opt. Futuri die Ausgänge *-οίην*, *-οίης*, *-οίη* und *-ώην*, *-ώης*, *-ώη*, nimmt er *-οίην*, *-οίης*, *-οίη* auch für den Opt. Perfecti Activi in Anspruch nach Analogie von *ἐκπεφυκοίην* Soph. OR. 840, *πεποιθοίη* Ar. Ach. 940,

S. 529 und 537 aus Thucydi
Formen auf *-τωσαν* und *-σδ*
müssen:

Über *-όσθων* und *-έσθ*

Notierten hinzu O. Riemann

Für die Inschriften gilt:

„Der Infinitiv Praes.

Jota subscriptum: *δρᾶν* (vor

Meisterhans S. 77. Vgl. O.)

Augmentur

a) Sylla

Nach Meisterhans S. 77

des Plusquamperfekts
weggelassen.

La Roche hält (Das A
35 f.) an der Ansicht fest,
vorgekommen sei, besonders
dafs die nicht augmentierten
augmentierten in bedeutend
III. S. 10. Dagegen leugnet
Er sagt mit Recht: „21 igi
augmentum non neglexit; eun
putemus. Omnino in com
atque in simplicibus pra
augmentum omissum formari
Si discrimen compositoru
non potest statui

tuch die Sammlungen von La Roche S. 4 ff. ergeben eine sehr große Mehrheit von Stellen, wo $\acute{\epsilon}$ -, gegenüber denjenigen, wo η -berliefert ist. Bei Plato z. B. steht ein einziges $\eta\beta\acute{o}\upsilon\lambda\omicron\nu$ (Alcib. II 144B) 43 Beispielen von regelmäÙsig augmentierten Formen von $\beta\acute{o}\upsilon\lambda\omicron\mu\alpha\iota$ gegenüber und ist $\delta\acute{\upsilon}\nu\alpha\mu\alpha\iota$ und $\mu\acute{\epsilon}\lambda\lambda\omega$ nirgends unregelmäÙsig augmentiert, während die regelmäÙsige Augmentation sechs-, bzw. fünfunddreisigmal wiederkehrt; denn in der von La Roche für die unregelmäÙsige Augmentation von $\delta\acute{\upsilon}\nu\alpha\mu\alpha\iota$ in Anspruch genommenen Stelle Phaed. 60 C ist die handschriftliche Überlieferung nicht übereinstimmend und der Markianus hat $\acute{\epsilon}\delta\acute{\upsilon}\nu\alpha\tau\omicron$. An den drei Stellen des Thucydides, welche La Roche für $\eta\beta\omicron\upsilon\lambda\acute{o}\mu\eta\nu$ anführt, hat Classen gewiß mit Recht die regelmäÙsig augmentierten Formen, welche La Roche bei Thuk. 59 mal gefunden hat, aufgenommen. $\mu\acute{\epsilon}\lambda\lambda\omega$ findet sich nach L. R. 75 mal regelmäÙsig, nirgends unregelmäÙsig augmentiert, wogegen auch bei Classen an den 11 von L. R. angeführten Stellen $\eta\delta\acute{\upsilon}\nu\acute{\alpha}\mu\eta\nu$ ($\eta\delta\acute{\upsilon}\nu\eta\theta\eta\nu$) zu lesen ist, gegenüber 33 Belegstellen für $\acute{\epsilon}\delta\acute{\upsilon}\nu\acute{\alpha}\mu\eta\nu$ ($\acute{\epsilon}\delta\acute{\upsilon}\nu\eta\theta\eta\nu$). Bei Demosthenes finden sich nach L. R. mehr Belege für $\eta\delta\acute{\upsilon}\nu\acute{\alpha}\mu\eta\nu$ als für $\acute{\epsilon}\delta\acute{\upsilon}\nu\acute{\alpha}\mu\eta\nu$, wie denn überhaupt bei den Rednern die unregelmäÙsige Augmentation dieser Verben an Terrain gewinnt.

Für $\acute{\epsilon}\acute{\alpha}\lambda\omega\sigma\alpha\nu$ (nicht $\eta\lambda\omega\sigma\alpha\nu$) vermag Meisterhans S. 78 nur ein inschriftliches Zeugnis beizubringen (vor 376 v. Chr.), für $\eta\lambda\omega\nu$ keines. Vgl. Jahresber. VIII S. 209. Schutz durch das Metrum findet nur die erstere Augmentationsweise: Ar. Wesp. 355 $\acute{\epsilon}\acute{\alpha}\lambda\omega$. Nach La Roche findet sich $\acute{\epsilon}\acute{\alpha}\lambda\omega\nu$, $\acute{\epsilon}\acute{\alpha}\lambda\omega\kappa\alpha$ zusammen 20 mal, nirgend $\eta\lambda\omega\nu$ oder $\eta\lambda\omega\kappa\alpha$, ist bei Plato das Verhältnis der ersteren Formen zu den letzteren 4:1, bei Andocides, Lysias, Isaeus, Dinarch und Lycurg zusammen 12:0, bei Aeschines 1:2, bei Demosthenes 31:10.

$\kappa\acute{\epsilon}\kappa\tau\eta\mu\alpha\iota$. Schanz Plat. XII S. XVII f. gewinnt aus der handschriftlichen Überlieferung die Überzeugung, daß Plato nach Konsonanten stets $\acute{\epsilon}\kappa\tau\eta\mu\alpha\iota$ und nur nach Vokalen $\kappa\acute{\epsilon}\kappa\tau\eta\mu\alpha\iota$ gebraucht habe. Vgl. v. Herwerden Mnem. N. S. XI S. 332. In der übrigen attischen Litteratur weiß er $\acute{\epsilon}\kappa\tau\eta\mu\alpha\iota$ nur an einer Stelle gesichert: Aeschyl. Prom. 795, wogegen Agam. 1051 $\kappa\epsilon\kappa\tau\eta\mu\acute{\epsilon}\nu\eta$ gesichert ist. Bei Aristophanes ist $\kappa\acute{\epsilon}\kappa\tau\eta\mu\alpha\iota$ durch das Metrum gefordert: Wesp. 115. Vög. 379. Frö. 1146. Ekkl. 601. Plut. 4. 755, nirgends $\acute{\epsilon}\kappa\tau\eta\mu\alpha\iota$.

b) Temporales Augment.

In Bezug auf die attischen Inschriften bemerkt Meisterhans S. 78: „Temporales Augment nehmen in der guten Zeit auch die mit *sv* beginnenden Verben an: $\eta\acute{\nu}\rho\acute{\epsilon}\theta\eta$ (vier Beispiele, 403—321 v. Chr.); $\eta\acute{\nu}\rho\eta\tau\alpha\iota$ (c. 350 v. Chr.) $\eta\acute{\nu}\chi\theta\alpha\iota$ (362 v. Chr.).“ Die letztere Form citiert er nur aus C. I. A. II, add. 57, b, 12, wo fälschlich $\acute{\epsilon}\nu\chi\theta\alpha\iota$ geschrieben steht, was O. Riemann S. 180 unter Be-

rufung auf Bull. III S. 501, Anm. 1 bemerkt. Auf die Handschriften ist hier kein Verlaß. So hat Pl. Gorg. 514D der leianus *ἠύρισκομεν*, der Venetus app. class. 4 nr. 1 *εὐρίσκωμεν*. Schanz hat gewiß recht gethan, hier und oben in beiden Handschriften *εὐρίσκομεν* geben, *ἠύρισκομεν* zu schreiben. Deshalb haben auch die Sammlungen von La Roche hier kaum Wert. Es genügt zu wissen, daß auch die Handschriften Zeugnisse für die Augmentation der mit *εὐ* beginnenden Verben halten, um dieselbe als Regel zu erkennen. Vgl. Jahresber. VIII S. 107.

Für *ἐξηκιάσαιτο* hat sich neuerdings ein inschriftliches Zeugnis gefunden: *Ἐφ. ἀρχ.* 1885 S. 88 auf einer Inschrift des 3. Jahrhunderts aus guter Zeit.

οἰκοδομεῖν findet sich im Perfekt augmentlos: C. I. A. II 28 (nach 330/29 v. Chr.), S08d, 95 (326/25 v. Chr.), S11c, 6 (325/24 v. Chr.), dagegen *ὀκοδο[μημένοι]* II 809 e, 55 (325/24 v. Chr.); *ἐξοικοδόμησεν* II 240, b, 5 (307 v. Chr.); vgl. ebenda 22 *διωνων*, 836, C, 7 (307 v. Chr.) *ὑπονομημένων*. Diese Notizen bei Meisterhans.

Auch was die Augmentation von *εὐεργετῆσθαι* anlangt, Meisterhans nicht übergehen sollen, daß C. I. A. II 28; (Ende des IV. Jahrh.) *εὐεργετή[σασιν]* zu lesen ist. Ar. Plu bieten RVU *εὐεργέτησα*, nur A *εὐηργέτησα*, welches von Herausgebern vielleicht mit Unrecht vorgezogen worden ist, Crit. 43 A *εὐεργέτηται* BCD, *εὐηργέτηται* Ebc, Isocr. *εὐεργέτησεν* der Urbinas.

Die Form *ἐξέταζεν* C. I. A. II 835, a. b. 16 beruht vielleicht auf ungenauer Lesung oder auf einem Fehler des Steinmetzes. O. Riemann S. 86 richtig bemerkt; *ἐξητάσθη* findet sich C. I. A. II 716, 13.

Für *ἀνήλωσα* etc. stellt Meisterhans S. 78 inschriftliche Zeugnisse von 415—329 v. Chr. zusammen; *ἀνάλωσα* findet sich in Inschriften so wenig als *ἠνάλωσα*. Vgl. Jahresber. VIII S. 107. O. Riemann S. 86. Nach den Zusammenstellungen von La Roche S. 28 überwiegt auch in der Litteratur nach den Handschriften die Augmentation *ἀνήλω-*.

Von *ἐργάζομαι* weist Meisterhans S. 79 sowohl Form *ἔργη-* als mit *εἰ-* auf Inschriften des IV. Jahrhunderts nach; s. Jahresber. VIII S. 204. Nach La Roche S. 17 wäre in der Litteratur die erstere Art der Augmentation beispieldar.

Über die Verba *ἀντιβόλειν*, *ἀντιδικεῖν*, *ἀμφισβητεῖν*, *ἀνοεῖν*, *διαϊτᾶν*, *διακονεῖν*, *ἐνοχλεῖν*, *παροινεῖν*, *ἀνοικεῖν*, *ἀνέχεσθαι*, *ἀμπέχεσθαι* und ihre doppelte Augmentation I. Rutherford S. 83 ff. Es ist auffallend, daß er zum Beweise *ἠνεσχόμην* nicht neben Eur. H. F. 1319 auch Ar. Eq. angeführt hat.

Über die Perfekta mit attischer Reduplikation und die Augmentationsformen der zugehörigen Plusquamperfekta

rspektformen ist weder aus Rutherford S. 96¹⁾ noch aus Roche S. 32 ein sicheres neues Ergebnis zu entnehmen. Z. f. d. Gw. 1874 S. 18f. Jahresber. III S. 9. VIII S. 204.

Tempusbildung.

Dafs die mehrsilbigen Verba auf -ίζω das Futur in guten Zeit asigmatisch bilden, lehrt in Übereinstimmung mit Jahresber. VIII S. 208 auf Grund der Inschriften Meisterhans 30; ebenso jetzt O. Riemann S. 88. Meisterhans stimmt auch mit der Auffassung des σωω C. I. A. I 2, B, 7, welche Z. f. d. Gw. 74 S. 619 entwickelt worden ist, überein; s. oben S. 17.

Für die Futurformen καλώ, τελώ bringt Meisterhans S. 80 einen inschriftlichen Beleg. Die sigmatische Futurform καλώσεται setzt sich auf einer Inschrift des 2. Jahrhunderts.

Das Futurum Doricum will Rutherford S. 91f. den attischen Schriftstellern ganz absprechen. Unleugbar ist die Neigung der Späteren, diese Form an die Stelle der attischen treten zu lassen, wie sie Phrynichus bei dem Futurum πίομαι zu bezeichnen fand, und wie sie auch Aesch. Prom. 988 in dem πνεύσεται (πνεύσεται durch das Metrum gesichert Aesch. Eum. 503.) des Doricums hervortritt. Man könnte hieraus wohl ein Recht ableiten für die Grund der Euripideischen Verse:

Andr. 555 ἀμπνεύσομαι τῆδ' εἰπέ, τίνι δίκη χέρας.

H. F. 886 ταχὺ δὲ πρὸς πατρὸς τέκν' ἀμπνεύσεται
i Ar. Frö. 1221 gegen die Handschriften, welche πνεύσεται
ενσεύεται U) bieten, zu lesen:

τὸ ληκύθειον γὰρ τοῦτο πνεύσεται πολὺ
d πνέω aus der Reihe der Verba mit Fut. dor. zu streichen. Auch πλευσσοῦμαι giebt es keine sicherere Gewähr als handschriftliche Lesarten²⁾. Sehr gewagt aber mufs es erscheinen, wenn die Form φευξοῦμαι bei Aristophanes in 3, bei Euripides in 5 Tristern, dagegen φεύξομαι nirgends durch das Metrum gefordert wird, diese für allein attisch zu erklären und jene mit den Ausgängen εσθα, -οίατο auf eine Stufe zu stellen. Schanz Plat. XII XV findet, dafs bei Plato die Überlieferung überwiegend für φύξομαι spricht und φευξοῦμαι nur im Parisinus, nicht im Aldinianus gelesen wird, kommt aber zu dem Schlufs: „Quod nec formam Aristophanes et Euripides in diverbiis adhibuerunt, numerus, Aeschylus, Sophocles ea abstinerunt suspicor eam ex ratione plebeio esse petitam. Poetas autem metro solo coactos forma contracta esse usos, id quod statuit Elmsleius et Dindorfius, facile est credere; apud Euripidem quidem Med. 604 scribunt εἰ δ' ἄρρημος τῆνδε φευξοῦμαι χθόνα cf. Bacch. 787, apud

¹⁾ Seltsam ist, dafs R. von ἐλέγχω ein Perf. ἐλήλεγκα ableiten zu können meint und nur daran zweifelt, ob es je vorgekommen sei.

²⁾ Zu den bei Veitch angeführten Stellen füge Plat. Hipp. min. 371 B, zweimal ἀπακλεισσιῶσαι steht, nach Schanz ohne Variante.

law. „In the beginning“, Ein
drilled ears, a channel for
ἐτεροήγατο, going over i
he can.“

Auf *ἀνακαθάρσις*
haben O. Riemann S. 88
auf das älteste inschriftli
von *καθαίρω*. An jüngere
fehlt es nicht. Man vergle
N. S. VIII S. 290): „N
ἐκάθαρα; postea omnes si
in magno periculo versant
noch S. 181 insofern eintritt
angeführten Grammatikerzeu
nennt.

Im Perf. Pass. der me
lich die Überlieferung zwische
und *-μακ*, *-μεθα* u. s. w.
σσημασμας jetzt gesichte
C. I. A. II 661, 29 *σσημασ*
16. Auch *ἔφασμας* dür
v. Chr.) und 755, 3 (aus ders
gestellt sein, wenngleich, w
macht, C. I. A. II 678 B, 67 (zu
zu lesen steht.

Zu dem Kapitel über das
S. 89, dafs das C. I. A. II 6

seine Vermutung, daß ebenda I S. 224, 15 ἄπαντος ἄθραυτος ἄπλαυτος zu schreiben sei, nicht ebenso sicher ist; vgl. S. 217, 16. Daß das Adj. verb. von καίω καυτός hieß, läßt sich aus dem von Meisterhans S. 86 citierten ἐγκαιταῖς (C. I. A. I 324a, 22 (408 v. Chr.) schliessen. Auch Eur. Cycl. 633 liegt das überlieferte καὶ τὸν einem καυτὸν näher als einem καυστόν. Pl. Tim. 85 c ist πυρκαυτα überliefert¹⁾.

Verba auf μι.

Für die 2. P. Sing. Ind. Praes. Act. von τίθημι und ἵημι fordert Naber Mnemos. IX S. 233 f. noch einmal nachdrücklichst die Formen τιθεῖς und ἰεῖς. Vgl. Z. f. d. Gw. 1874 S. 27f.

„Die kontrahierten Formen τιθεῖσι, διδοῦσι (3. P. Pl. Ind. Praes.) sind den attischen Inschriften fremd; vgl. διδόασιν (410 v. Chr.); διδόασιν, τιθέασιν (347 v. Chr.); ἀποδιδόασι (292 bis 250 v. Chr.)“. Meisterhans S. 81. Vgl. O. Riemann S. 86 u. 184.

Rutherford läßt S. 463 ἀνίστασο neben ἀνίστω wie ἐπίστασο und ἠπίστασο neben ἐπίστω und ἠπίστω als gut attisch gelten. Zu den von ihm angeführten Beispielen für die Kontraktion sind zwei Aristophanesstellen Ar. Ach. 617 und Plut. 539 hinzuzufügen, von denen die erstere ἀπαντες ἐξίστω παρήγουν οἱ φίλοι wohl ebenso schlagend erweist, daß man in der attischen Umgangssprache die kontrahierte Form vorzog, wie Ach. 35 ἀνθρακας πρίω aufser Zweifel stellt, daß die attischen Händler ihre Waren mit πρίω, nicht wie die Böoter (Ar. Ach. 870) mit πρίασο ausriefen. Es könnte also wohl sein, daß Moeris Recht hätte, wenn er in Übereinstimmung mit Thomas Magister und Suidas lehrt: ἀνίστω Ἀττικῶς, ἀνίστασο Ἑλληνικῶς.

Von den Pluralformen des Aor. Akt. von τίθημι und δίδωμι begegnet auf Inschriften die 3. Person zuerst C. I. A. II 673, 23 (nicht nach 367 v. Chr.), die erste zuerst 329 v. Chr.; s. O. Riemann S. 90; Meisterhans S. 82. Nach letzterem sind die Formen auf -σαν von 300—30 v. Chr. auf Inschriften ausschließlich zu finden und treten erst in der Kaiserzeit die Formen auf -σαν neben den auch da noch überwiegenden auf -σαν auf. Vgl. Jahresber. VIII S. 206.

„Perfekt. a. Das Perfekt von τίθημι lautet τέθηκα; so τεθηώτας (400—360 v. Chr.); ἀνατέθηκε (c. 320—317 v. Chr.); ἀνατεθηκότων (vor 200 v. Chr.). Die in unsern Grammatiken gebräuchliche Form τέθεικα (Analogiebildung zu εἶκα [s. Cauer in Curtius Studien VIII S. 256] findet sich nicht vor dem 1. Jahrhundert: ἠνατεθεικασί (zweimal, 69—62 v. Chr.). — b. Das Perfekt von ἵημι zeigt auch in alter Zeit nur εἰ ἀφείκε (323 v. Chr.)“. Meisterhans S. 82. O. Riemann, welcher S. 184 einen neuen Beleg für τέθηκα vorbringt, sagt S. 55 über diese Form: „Il se

¹⁾ Kaegi lehrt allerdings S. 117 ἄκαυτος.

„Eine Inschrift des J
ander: *προσεστώτα* und *ε*
gegen ist nur noch die Fo
έστηκώς, έστηκότι, έστηκ
S. 206. O. Riemann S. 9(
der Formen in der Littera
Herwerden (Studia Thucydi
les formes tirées du radical
(*άφροστηκνίλας*). Chez les ti
aussi que les formes tirées
dinaires“ und läßt dann ei
Aristophanes folgen mit Bel
έστατε, έστασιν; έστατον;
et neutr.; *έστώσα*, andersei
στήκοι, έστηκώς. Vgl. Jahr
des Part. neutr. gen. *έσι*
S. 206. Schanz freilich fäl
handschriftlichen Zeugnisse
hat, fort: „Ex his scripturis
librorum BT AD Tubing. *έσ*
verum est analogia formam
est ex *έσταός*. Sed hanc ar
videtur cf. Lentz I 351, sequ
pluris facienda est, quod exer
in forma *έστός* titubasse; unde
recentioribus *έστός* videamus
est *έστός*. Nequaquam igitur

Über *εἰσθήκη*, nicht *ἐσθήκη*, s. Schanz Plat. VII S. XIII.

Was Z. f. d. Gw. 1874 S. 35 f. über die Schreibung *ἐμπίμπλημι* und *ἐμπίμπρημι* erörtert ist, hat weitere Bestätigung gefunden durch Schanz Plat. XII S. XVII. und Martin S. 31.

φημι. Zu der Regel des Phrynichus: *ἔφης· ἔστι μὲν παρὰ τοῖς ἀρχαίοις, ἀλλ' ὀλίγον. τὸ δὲ πλεῖστον ἔφησθα* bemerkt Rutherford S. 225 in Übereinstimmung mit Lobeck S. 236: „Phrynichus is too lenient; *ἔφης* was never used by good writers any more than *ἦς, ἦεις, ἦδης*. It is true that the manuscripts occasionally exhibit the shorter forms, but as the longer are often demanded and always allowed by metre, they should invariably be restored in verse and prose. The argument from seriationis very strong —

ἔφησ-θα οἶσ-θα ἦδη-σθα ἦσ-θα ἦεισ-θα
φα-θί ἴσ-θί ἴσ-θί ἴ-θί

but the testimony of verse is much more valuable.“ Er unterläßt im folgenden für *ἔφησθα* den einzigen aus dem Metrum zu entnehmenden Beweis anzuführen: Lys. 132 *ἔφησθα σαυτῆς κἄν παραταμεῖν θῆμισιν*. Bei Plato hat Schanz Gorg. 466 E. 496 E und Jon. 539 E das von BT, bezw. WT überlieferte *ἔφης* nach dem Vorgang von Baiter in *φῆς*, Euthydem. 293C das ebenso überlieferte *ἔφης* nach Stephanus in *ἔφη* verändert. Aesch. 2, 86 hat Schultz mit Recht *ἔφησθ' ἀρτίως* statt *ἔφης α.* geschrieben und Xen. Cyr. IV 1, 23 ist ebenso leicht *ἔφησθ' ἠδεσθαι* herzustellen. Aesch. Agam. 1613 hat Pauw das handschriftliche *τόνδ' ἔφης* in *τόνδε φῆς* (Kirchhoff, Wecklein) verbessert, Weil mit *τόνδ' οὐ φῆς* vertauscht. Auch Isocr. 11, 7 liest man jetzt *ὥστε φῆς*, nicht *ὥστ' ἔφης*.

Über die entsprechende Form von *εἰμί ἦσθα* merkt Rutherford S. 226 an: The evidence for *ἦσθα* is overpowering. There is no line in Attic verse in which *ἦς* is required, though it occurs sometimes in the manuscripts. Thus in Eur. I. A. 319 —

ὡς ταπεινὸς ἦσθα πάσης δεξιᾶς προσθιγγάνειν,
 all the manuscripts have *ἦς ἀπάσης*. The following details are of value. In Sophocles alone *ἦσθα* occurs fourteen times, and in eight of the fourteen passages the disyllabic form is required by the metre. In Aristophanes, out of nineteen lines in which the word occurs, nine require the longer form. In Aeschylus it is found twice, once doubtful and once required.“

Über die 1. P. Sing. Imperf. *ἦ* bei den Dramatikern s. Rutherford S. 240 f. Dafs Isokrates *ἦν* als 1. P. Sing. brauchte, zeigt Br. Keil S. 123.

Über die 3. P. Plur. Imp. von *εἰμί* lehrt Meisterhans S. 83 auf Grund der Inschriften: „In der dritten Pers. Plur. des Imperativs von *εἰμί* sagten die Attiker *ὄντων* (nicht *ἔστων*). Seit 200 v. Chr. begegnet *ἔστωσαν*.“

Vom Imperf. von *εἰμί* lautete der Singular nach der hand-

Plat. VII p. XIV. Über
 „Difficilius est de tertia p
 Rp. I 352c ἤεσαν A, X 60
 Platoniorum haud fluctu
 adversatur et grammatici Ae.
 indicatis: ἡ δισυλλάβως
 οἱ γοῦν Ἴωνες ἦια λέγουσι
 παρὰ Θουκυδίδη οἴτως
 legimus in etym. magno τι
 σύν τῷ ι. Καλλίας Πεδή;
 Ἀγάθων Ἀερόπη tum s. ἡ
 στοφάνης Πλούτω Ἐπειτα
 ἐν Γηρυτιάδῃ ἤεσαν εὐθύ
 Haec testimonia eo plus val
 bent ex poetis scenicis peti
 604 ταῖς ὀπλαῖς ὄρνιτον
 videntur omnino apud po
 exstare; persevero igitur, de
 tentia, ut ἤεσαν ab Atticis
 opera factum esse statuam,
 ubi id ab ἰέναι esse profec
 vertit Stahl quaest. gr. 19.“

Was des Impf. zu οἴ.
 (vgl. S. 230 ff.) zunächst f
 an keiner Dichterstelle aus
 gefordert ist:

τοῦτι τοίνυν οὐκ ἦδη ἔγ

μας γάμον, Cycl. 108 πῶς; πορθμὸν οὐκ ἤδησθα πατρώας
 ἄνός; Ar. Eccl. 551 αἰτὰρ γεγένηται; ναὶ μὰ Δί. οὐκ ἤδησθα
 . Nirgends ist die dreisilbige Form ausgeschlossen. Für ἤδησθα,
 ἤδησθα, muß als sicherster Anhalt gelten: Etym. m. 420,
 ἤδησθα. τὸ κοινότερον διὰ τοῦ ε̄, τὸ δὲ ἀττικώτερον διὰ
 ὀ ἤ, ἤδησθα. Εἰπολις¹⁾.

Für δέδοικα, δέδια liefert Rutherford S. 269 f. einige von
 ihm übergangene, aber nicht eben wichtige Belegstellen nach.
 sei hier bemerkt, daß Schanz Plat. Phaedr. 251 A im Anschluß
 Cobet μὴ δέδειε [μὴ δεδειεῖ B, sed εἶη punctis notatum,
 δεδειε T] und 254 E mit Bekker δεδιυταν liest [δεδιυταν
 , sed κύι supra versum].

Über die Verba auf -νυμι bemerkt auf Grund der In-
 schriften Meisterhans S. 83: „Das V. Jahrhundert schreibt δυνύτω,
 s. IV. Jahrh. noch δυνύναι, aber daneben ὤμνον. Erst im
 V. Jahrh. nimmt auch der Infinitiv die Endung der thematischen
 Conjugation an: στρωννύειν (200—150 v. Chr.)“. Über C. I. A. I
 11 (s. Jahresber. VIII S. 207) bemerkt er richtig, daß da
 κριεννύωσιν gelesen werden kann, wie Kirchhoff gethan hat.
 In den medialen Formen sagt er, daß sie immer ohne Thema-
 kal flektieren.

Über ἀποκτείνυμι oder ἀποκτείνυμι handelt Schanz
 at. VIII S. VI. Er findet die Form ἀποκτείνύναι im Gorgias
 sicher beglaubigt als die andere. Choeroboscus in Cramers Anecd.
 233 kennt κτεινώ und ἀποκτείνύναι, Phrynichus in Bekk.
 Anecd. 29, 7, wie es scheint, nur ἀποκτείνύναι. Danach stellt
 Schanz im Gorgias ἀποκτείνύναι her. In den übrigen Dialogen
 findet er fast überall ἀποκτείνύναι und schließt: „Num omnibus
 his ἀποκτείνύναι Platoni restituendum sit, haud facile dixerit
 isipiam. Si compertum esset, quo quisque dialogus tempore
 scriptus esset, acrius in his rebus grammaticis videremus. Nunc
 ro saepe titubatur iudicium nostrum.“

Bemerkungen über einzelne Verba.

Die im Jahresber. VIII S. 209 für ἡγγέλην citierte Inschrift
 jetzt Sylloge 13 zu lesen.

Über ἀγορεύω und seine Komposita handelt Rutherford
 326 ff.

„ἀνοίγω und ἀνοίγνυμι sind beide gut attisch, doch ist
 ἀνοίγω früher bezeugt: συνανοιγόντων (420 v. Chr.); ἀνοίγνυ-
 νας (347 v. Chr.). Im intrans. Perfekt war ἀνώγωμαι im Ge-
 brauch, nicht ἀνώγα“. Meisterhans S. 84. Bei Thucydides findet

¹⁾ Schanz hat 1875 Euthyphr. 15D den Handschriften BCDE zu Liebe
 ἤδησθα, dagegen 1880 und 1881 Euthyd. 277E und Men. 80D ἤδησθα ge-
 rieben, obwohl dort BT, hier T ἤδειςθα geben. Für die Pluralformen
 ἤσαμεν, 2. ἤσθε, 3. ἤσαν sprechen 1) Eur. Hec. 1112. Ar. fragm. 149, 4
 ck. 2) Soph. fr. 317. 3) Aesch. Prom. 451. Eur. Cycl. 231. Rhes. 855.

z. B. Luc. d. mort. 4, 1 ;
31 u. s. steht.“

„ἀρμόττω ist die a
sich nirgends.“ Meisterh

Dafs von ἄχθομαι
ἀχθεσθήσομαι überwiegt
Indessen hat neuerdings
nicht geändert, während
sei dadurch das Urtheil ge
ἴσως γ' οὐκ ἀχθέσει πο
Handschrift ἀχθεσθήσει g
schrift ist, hat er nicht ve
ἰβίων. Zeitschr.²) 1
werfung von βιοῦντος u.
fordert worden statt βιῶν
schluss an das Verwerf
διδώης βιοίην gefordert
87 D βιῶν gegeben und e
μεταδῶης zu schreiben sei,
βιῶν) und 1885 Hipp. r
geschrieben.

Für γίγνομαι, γίν
Meisterhans S. 84. 85 alle i
Ordnung zusammengestellt.
dafs für das 5. und 4. Jahrl
kannt werden können. Vg
ἐπαινέω. Dafs bei F
Futurform ἐπαινέω

ἐγκωμιάσομαι are about equally well supported“, ohne Belege zu geben. Es mag daran erinnert werden, daß das Metrum für die mediale Form *ἐπαινέσομαι* entscheidet Eur. Bacch. 1194, für die aktive Soph. El. 1044. 1057. Eur. Heracl. 300. Andr. 464.

Die Form *ῥέλη* für *ἔῥέλη* hat Kirchhoff C. I. A. IV 1, C 16 gelesen, aber es handelt sich da um zusammenhangslose Bruchteile und *ῥ* ist nach Hicks zweifelhaft. Die Form mit Epsilon ist auf derselben Inschrift A 41 sicher und so noch auf andern voreuklidischen Inschriften. S. Meisterhans S. 85, wo IV 51 e f 12 zu lesen ist. Vgl. F. Riemann Observ. S. 11 f.

„*ἐπιμέλομαι* ist nur durch eine Inschrift des Jahres 322 zu belegen. Sonst wird seit 369 v. Chr. konstant *ἐπιμελοῦμαι* geschrieben. Über das Alt- und Mittelattische kann wegen der damals üblichen Orthographie *E=ε* und *ει, O=ο* und *ον* eine Entscheidung nicht getroffen werden.“ Meisterhans S. 85 f. Vgl. Jahresber. VIII S. 209.

Über *ἔρχομαι* und seine Ergänzung durch *εἶμι* handelt Rutherford S. 103 ff. Er verrät dabei, daß ihm unbekannt ist, was L. Herbst über C. G. Cobets Emendationen im Thucydides S. 6 ff. über die Ableitung von *ἐπήρχοντο* und *προσῆρχοντο* Thuk. IV 120 u. 121 von *ἐπ-* und *προσάρχεσθαι* überzeugend auseinandergesetzt hat. Daß *ὑπέρχομαι* in der Bedeutung schmeicheln *ὑπέρχεσθαι* und *ὑπερχόμενος* hat, hebt er richtig hervor, verfährt aber zu kühn, wenn er als Futurformen in der Tabelle S. 104 *ἔλευσοίμην κτλ., ἐλεύσεσθαι, ἔλευσόμενος* prangen läßt, und beweist nichts, wenn er über Lys. 22, 11, die einzige Stelle, wo eine jener Formen (*ἐλεύσεσθαι*) überliefert ist, dekretiert: „The phrase is *ἐπὶ λόγον ἵναί, ἐλθεῖν, ἐλεύσεσθαι, ἐλλυθῆναι*: and in such a phrase, if the future optative or participle was required, *ἔλευσοίμην* or *ἔλευσόμενος* was certainly employed“, und dann Phrynichos tadelt, weil er *ἔπεξιῶν* auch für das Futur in Anspruch nimmt, und Goodwin The Syntax of the Moods and Tenses of the Greek Verb, weil er S. 6 lehrt: „The present *εἶμι*, I am going, through all its moods is used like a future.“¹⁾

ἔχω. Neue Jahrb. für klass. Phil. 1883 S. 163—166 erörtert E. R. Schulze die Frage: Utra Futuri forma oratores Attici uti maluerint, *ἔξω* an *σχῆσω*? und kommt zu dem Ergebnis: „Non sine aliqua probabilitate conicere licet *σχῆσειν* formam iam oratorum atticorum aetate fere obsoletam fuisse et ab usitato hominum eruditorum sermone remotam. ex quo facile intellegitur, cur Isocrates potissimum et Demosthenes *σχῆσειν* formam amplexi sint: alter enim in foro non versabatur, ut a consuetudine aetatis suae recedere facile posset, alter, quem vim et maiestatem ora-

¹⁾ Vorsichtiger pflegt freilich in deutschen Grammatiken gesagt zu werden, daß Optativ, Infm. und Participle in Präsens- und Futurbedeutung vorkommen.

Stat. des altattischen
ἐκανσα inschriftlich zuers
hans S. 86. S. oben S. 49
κλίνω. Schanz Plat.
lieferung für die von Col
spricht.

λιμπάνειν (Thuc. V
44, 8 διεφύγγανον, Antipl
schriftlich belegt durch C.

Über λούω, λοῦμαι u.
Neues beizubringen.

Über μίγνυμι s. oben
Zu den Zeugnissen 1
Jahresber. VIII S. 210) ges
v. Chr.) ἀποξοῦσι. Meisterl

Über οἰκτίρω s. S. 1
ὄραω. „L'aoriste ἐπι
comme un équivalent att
rencontre maintenant, dans
ἐπιώψατο ὁ ἱεροφάντης,
ist Pl. leg. 947C ἐπιόψων
ἐπισηθέντας C. I. A. II 949

„σφίζω. Der Präsensst
Jota prosgegrammenon, welk
Tempora eindringt.“ Meister

πέτιομαι. Schanz fin
liche Überlieferung des Plato

Über *τύπτω* und die sinnverwandten Verba und ihren Gebrauch handelt Rutherford S. 237 ff. Er lehrt:

- gbero. *τύπτω, παίω, πληγὰς ἐμβάλλω, ἐντείνω, ἐντριβώ, δίδωμι.* — *τυπτήσω* — *πληγὰς ἐνέβαλον* (ἔπαισα) — *πληγὰς δέδωκα, πέπληγα.*
- gio. *τύπτω, παίω, πληγὴν δίδωμι.* — *πατάξω, παίσω. ἐπάταξα, ἔπαισα.* — *πέπληγα.*
- pulo. *τύπτομαι, παίομαι, πληγὰς λαμβάνω.* — *τυπτήσομαι, πληγὰς λήψομαι.* — *πληγὰς ἔλαβον.* — *πληγὰς εἴληφα.*
- gior. *τύπτομαι, πληγὴν λαμβάνω.* — *πληγήσομαι* — *ἐπλήγην* — *πέπληγμαί, πληγὴν εἴληφα, πληγὴν ἔχω.* — *πεπλήξομαι.*

Von diesen Formen, die er zum größten Teil belegt, scheint die Phrase *πληγὰς διδόναι* in guter Zeit nicht eben üblich, oder sich auf Verbindungen wie *καὶ εἴληφέναι καὶ δεδωκέναι πληγὰς* beschränkt gewesen zu sein.

„φέρω. Die Formen nach der Bildungsweise des Aoristus I. sind dem Altattischen noch fremd; vgl. *ἐνεγκέτω*, zweimal (439 und 425 v. Chr.); *ἀπήνεγκον* (kurz nach 403 v. Chr.). Anders wird die Sache im Neuatthischen, wo sich *ἤνεγκαν* dreimal (362, 29 und 323 v. Chr.) finden. Nur der Infinitiv — für Optativ und Imperativ fehlt es leider an epigraphischen Zeugnissen — erhält seine alte Form bei: *ἐνεγκεῖν*. — Im Perfekt Passivi fällt der Nasal des Stammes (ganz wie in *ἐλήλεγμαι*) nur dann aus, wenn auch die Endung mit einem Nasal beginnt: *εἰσηνεγμένοι, νενήνεγκται*. — Bemerkenswert ist die im Neuatthischen (seit 73 v. Chr.) häufige, nachher aber wieder aufgegebene Diphthongierung des *e* im Aorist und Perf. Passivi: *συνενείκη, ἐπανενήνεγκται, εἰσηνεῖνγκται* etc.“ Meisterhans S. 88 f. Vgl. Jahresber. f. S. 5. VIII S. 210. O. Riemann S. 92.

Man wird hiernach Naber nicht Unrecht geben können, wenn er Mnemos. N. S. VII S. 55 zu Isokrates bemerkt: „Nunc nio ad 4, 83, ubi *διήνεγκαν* legitur, quae apud Isocratem uti sic sincera forma videtur esse. Scribit Phrynichus apud Bekkum S. 35, 24: *Λιενέγκεις καὶ Λιενέγκοι ἄμφω δοκίμα.* Idem unonciat S. 41. 28 et *ἤνεγκον* et *ἤνεγκα δοκίμα εἶναι.* Legi ad Isocratem *διήνεγκαν* 4. 83; 4. 92; 5. 54; 7. 75; 8. 85; 104; 12. 53; 12. 55; 12. 133; 12. 189 atque ter adeo 15. 207. *ιενέγκαμεν* habes 4. 48; 12. 53; 12. 55; 15. 5; 19. 17. Sed *εγκόντων* 4. 148.“

Andersseits bemerkt O. Riemann S. 180 richtig, dafs, wenn *νεγκες* sich auf Inschriften so wenig finde als *ἤνεγκας*, kein Grund vorliege, diese letztere Form nicht auch für das Altattische in Anspruch zu nehmen. Selbst das zweimal inschriftlich benutzte *ἐνεγκέτω* schliesse, meint er, ein altattisches *ἐνεγκάτω* nicht aus. Diese Ansicht wird durch das *ἀνειπάτω* unterstützt, welches

Formen $\acute{\omega}\nu\theta\acute{\upsilon}\mu\alpha\iota$ mit Conj
 $\acute{\epsilon}\pi\rho\iota\acute{\alpha}\mu\eta\nu$ ($\acute{\epsilon}\pi\rho\iota\acute{\omega}$) mi
 $\acute{\delta}\omega\nu\eta\mu\alpha\iota$ aus der Komödie,
 $\mu\eta\nu$, $\acute{\delta}\omega\nu\acute{\eta}\theta\eta\nu$, $\acute{\delta}\omega\nu\eta\mu\alpha\iota$
Aristophanes; ferner $\acute{\omega}\nu\eta\tau$

P

Dafs $\acute{\alpha}\chi\rho\iota$ und $\mu\acute{\epsilon}\lambda\chi$
erweist Meisterhans S. 1
Grammatikerzeugnisse.

„ $\acute{\epsilon}\lambda\zeta$. Bis 380 v. Chr.
da an wird $\acute{\epsilon}\lambda\zeta$ vorherrschend
zum letzten Mal in Prosa;
v. Chr. Der Übergang von
Zeit, wie der sonstige Übergang
enthält auch die letzte Form
aus diesem Grunde mehr a
graphisch von einander ver
welcher weiterhin das $\acute{\delta}\zeta$
alten Schreibweise hält, wog
hebt. Martins (S. 30) Verm
des Urbinas die richtige Le
Verbindung als eine formell
vergleicht C. I. A. II Add. 14
stimmt, 804, A, b, 13 —,

F. Riemann Observ. S
Xenophon als vix ferenda.

$\xi\nu\epsilon\kappa\epsilon\nu$ ist nicht, wie Meisterhans S. 104 angiebt, zuerst 301 inschriftlich bezeugt ($\mathcal{A}\Theta$. VIII, 296 [= Syll. 427]), sondern findet sich schon früher auf der Inschrift C. I. A. II 987, A, 2, von welcher Köhler sagt, dafs sie jedenfalls nicht viel jünger sei als die Mitte des 4. Jahrhunderts. Auf derselben Inschrift steht aber auch $\xi\nu\epsilon\kappa\alpha$ (Z. 5). Böckh hat $\xi\nu\epsilon\kappa\epsilon\nu$ schon C. I. 85 = Kaibel Epigr. 844, 10 ergänzt. F. Riemann Observ. S. 13 wagt für Xenophon keine Entscheidung zwischen $\xi\nu\epsilon\kappa\alpha$ und $\xi\nu\epsilon\kappa\epsilon\nu$, wogegen Schanz im Plato überall $\xi\nu\epsilon\kappa\alpha$ schreibt. Nach Meisterhans findet sich $\sigma\upsilon\nu\epsilon\kappa\alpha$ als Präposition nur auf einer Inschrift des Piräus bei Kaibel Ep. 73, 2 (IV.—II. Jahrh.), wogegen $\epsilon\xi\nu\epsilon\kappa\alpha$ in poetischen Inschriften seit der Mitte des V. Jahrhunderts auftritt. Cobet hat Mnem. N. S. VI S. 166 an der Ansicht festgehalten, dafs die Tragiker $\sigma\upsilon\nu\epsilon\kappa\alpha$ auch als Präposition brauchten. „ $\sigma\upsilon\nu$.“ Bis zum Jahre 410 v. Chr. ist in den attischen Inschriften die Form $\xi\upsilon\nu$ vorherrschend, von da an $\sigma\upsilon\nu$.

Das Verhältnis zeigen die Proportionen:

von 460—410 v. Chr. $\xi\upsilon\nu : \sigma\upsilon\nu = 71 : 19$

von 410—403 v. Chr. $\xi\upsilon\nu : \sigma\upsilon\nu = 9 : 50$.

Von 403 ab trifft man $\xi\upsilon\nu$ nur noch vereinzelt in juristischen Ansdrücken wie: $\xi\nu\nu\acute{\alpha}\rho\chi\omicron\nu\tau\epsilon\varsigma$, $\xi\upsilon\mu\beta\omicron\lambda\alpha$ ¹⁾, $\xi\nu\mu\beta\omicron\lambda\eta$, $\xi\nu\gamma\gamma\omicron\varphi\eta$. Mit c. 372 hört auch dieser Gebrauch auf, und $\xi\upsilon\nu$ erhält sich nur noch in der Wendung $\gamma\nu\acute{\omega}\mu\eta\nu \delta\grave{\epsilon} \xi\nu\mu\beta\acute{\alpha}\lambda\lambda\epsilon\sigma\theta\alpha\iota \tau\eta\varsigma \beta\omicron\upsilon\lambda\eta\varsigma \epsilon\iota\varsigma \tau\omicron\nu\nu \delta\eta\mu\omicron\nu \delta\tau\iota \delta\omicron\kappa\epsilon\iota \tau\eta\eta \beta\omicron\upsilon\lambda\eta\eta$ („der Volksversammlung die Ansicht des Rates mitteilen, welche dahin geht“), in und mit welcher Formel $\xi\upsilon\nu$ sich bis ins I. Jahrh. v. Chr. behauptet.“ Meisterhans S. 106. Im Einklang hiermit verlangt F. Riemann, Observ. S. 8 überall $\sigma\upsilon\nu$ für $\xi\upsilon\nu$, wie auch Schanz im Plato überall $\sigma\upsilon\nu$ drucken läfst.

¹⁾ Ar. Plut. 278 geben die Velsenschen Handschriften alle $\xi\upsilon\mu\beta\omicron\lambda\omicron\nu$.

1) Ciceros *divinatio* in ()
ausgegeben von Fr. Ric
Alfred Eberhard. Le

An der Einleitung gef
dieser gelehrte Ballast ist
überflüssig und für den
Anmerkungen sollte in de
12, 13—16, 18, 19, 22,
Stelle aus Quintilian über
sollte aus dem Texte entfe
geführt werden; so, wie
Hilfe, sondern mehrt die §

Im Text der Rede gef
Es kann die Schüler verwirr
si und dem Nachsatz ein
(§ 1), wie oft in der Aus
möchte ich die Sparsamkei
sie kann dem Schüler d
§ 38 ist zu schreiben qu
genügende Gründe, wie mi
dicam (das Citat „acc. I § 1“
cilio, 61 *accusatorem*, 68 *hu*
gung des *et.* § 14 ist *dua*
nicht die geringe Zahl herv
folgenden *duo* und deutet a

derung *susceptionem* nicht ansprechend. Die angeführten Stellen beziehen sich nicht auf eine einzelne Beschuldigung, und *susceptio* wäre fast dasselbe wie *mentio*. Gegenüber *mentionem* erwartet man ein Wort, welches die Durchführung des Klagepunktes bezeichnet, entsprechend dem Verbum *obicere* § 31, 35. Zwei Änderungen Eberhards möchte ich sehr empfehlen: § 57 die Einschlebung des Wortes *colligendam* vor *hominum* (nach § 72) und § 48 die Einsetzung des Pränomens *T.* vor *Alienum*, da sonst die Zuhörer in Zweifel sein könnten, ob dies ein Name sei, zumal bei der ersten Nennung eines Namens das Pränomen nicht zu fehlen pflegt.

Auf den Kommentar und Anhang hat der Hsgeb. viele Sorgfalt verwendet. Irrtümer habe ich nicht bemerkt. Ich mache darauf aufmerksam, daß Eberhard angiebt, die Textesrezension dieser Rede in den *Orationes selectae XIX* sei von ihm besorgt worden, nicht von Hirschfelder, wie C. F. W. Müller und Nohl annehmen.

2) M. Tulli Ciceronis orationes selectae. Scholarum in usum edidit Hermannus Nohl. Vol. II. In Q. Caecilium divinatio. In C. Verrem accusationis lib. IV. V. Lipsiae sumptus fecit G. Freytag. MDCCCLXXXV. XIV u. 134 S. 8, 0,80 M. (Vgl. Lehmann, Wochenschr. f. klass. Phil. 1885 Sp. 653—657.)

Das Büchlein hat dieselbe Gestalt, wie das im Jahresbericht von 1884 besprochene erste Heft. Mir gefällt es sehr, daß am Fuße jeder Seite der kritische Apparat in Kürze angebracht ist; so kann man sich rasch ein Urteil über die einzelne Stelle bilden. Die Vorrede handelt über die Hss. und einige kritische Stellen, welche im Apparat nicht hinlänglich erörtert werden konnten. Die Einleitung erzählt den Prozeß des Verres.

Die neue Ausgabe der *Divinatio* von Eberhard konnte Nohl noch nicht benutzen. § 55, Verr. 4, 32, 37 u. Verr. 5, 10 behält er die durch die besseren Hss. überlieferte Form *Lilybætanus* („*quasi etiam nummi lapidesque constanter tenens*“), während die andern Hsgeb. nach den geringeren Hss. *Lilybaëtanus* herstellt haben. Aus div. § 4 *qui praesertim quaestor in sua provincia fuisset* zieht er den Schluß, daß Caecilius in Sicilien geboren sei: „*in sua provincia, i. e. in ea provincia, in qua natus esset*“. Mir scheint, Cicero würde sich über diesen Umstand deutlicher aussprechen.

Verr. 4 § 2 hat Nohl die von allen neueren Herausgebern aufgenommene Konjektur von Jeep *hospitis* mit Recht verworfen und das überlieferte *oppidis* beibehalten. Die Wortstellung *in aedibus cuiusquam* deutet auf einen Gegensatz zu *aedibus*, nicht zu *cuiusquam*; auch im Folgenden können die *fana* nicht unter die *loca communia* subsumiert werden, und am Schlusse des § finden sich die nämlichen vier Glieder wieder: *neque privati* (= *in aedibus cuiusquam*) *neque publici* (= *in oppidis*) *neque*

er wieder und wohl
Eberhard. Müller, Hei
Hss.; gew. *istius*) *tan*
die Hss.; gew. *inspic*
refertus ein *erat* ein,
Hss. *triconos lectos*,
würde), Müller *trigem*
wurde nach jüng. Hss.
monumentorum P. Scij
monumentorum streiche
entbehrlich. — Nicht
eius religioni te ipsum
vinctum muß entwed
besten Hs.) oder ein
man ergänzen könne:
will mir nicht einleuch
ersetzt durch *aeditumi*
mit den geringeren I
Es ist mir wahrschein
abs und *ab* durch das
den jüngeren Hss. zu *ai*
tandos restituendosque ge
(„senkrecht“) möchte i
mento urbi esse possent
die Symmetrie mit dei
aus § 72 eingeschoben
modi sese fecisse laudat
das ganze schon nach

t durchaus in Ordnung, und es läßt sich nicht einsehen, *ium* vorzuziehen wäre. — § 23 hätten *proponerentur* und (vgl. 130, 138) in den Text aufgenommen werden dürfen. *stinebatur* ist mir unverständlich. Dafs es heifse „wurde“ ist eine vage Behauptung Halms, welche durch keine e gestützt wird. Ich würde *conterebatur* vorziehen. — ibt Nohl: *societatis, pactionis, religionis auctores*. Die bietet *pactiones*, die jüng. Hss. und Ausgaben *factores*. rnung scheint an § 52 *auctore et interprete* eine sichere haben. — § 81. Der Anfang dieses § scheint mir von hl, Thomas nicht richtig gefafst zu sein: *hic dies aestivos ani praetor . . . sic vixit*. Ich glaube, *dies aestivos* : Mafsbestimmung (*iam continuos* Cod. V, LX codd. : *per* bei sich haben. — § 86 *ipse enim st. ipse autem* ötig. — § 103 sind die Worte *tollit et getilgt*. Thomas zu: on ne s'explique pas bien que *tollit* soit une glose rpolation; au contraire, la faute *in litteras* se comprend *in tabulas refert*. Auch die Tilgung des Wortes *tabellas* r; der Satz wird dadurch matt. — § 109 *cum hōmīnēnē* eine lästige Kakophonie. — § 112. Tittlers Konjektur : ich nicht. Es kommt hier auf Bitten, Thränen, nicht an; zudem ist die Wortstellung *plus impudicissimae ud te de Cleomenis salute savia quam de sua vita lacri- valere* unerträglich, indem *apud te de Cleomenis salute* verbunden wird, während es doch viel natürlicher von ngig gemacht wird, weshalb Heräus *savia* nach *mulieris* hte. Thomas läßt *savia* einfach weg, so dafs schon n *lacrimas* abhängig ist. Wem das nicht gefällt, der *plus* das Wort *preces* einschieben. — § 113 *non posse tis interficiendo nos extinguere* Thomas nach der besten onjektur Halms *scelus extinguere* (so Nohl) ist jeden- bar, wie das nachfolgende *sceleris, audaciae, crudelitatis* er ist *ius extinguere* (Eberhard, Müller), aber so schwer als *nos*. Die Vermutung von Thomas „ne pourrait-on s une glose *de testis et lire: extinguere rem?*“ finde scheinlich. Eigentlich erwartet man *testes extinguere*; n handelt es sich; vielleicht ist *nos* aus *eos* entstanden. chreibt Nohl nach eigener Vermutung: *at nunc per s. me, doch V hunc) spoliati*. Thomas vermutet: *at nunc ut*. — § 129 haben Nohl und Thomas die von Müller rriser Hs. aufgenommene Form *itidem* verschmäht, da t in Ciceros Reden sonst nirgends vorkommt. — *vestram fidem et veritatem*. Es scheint mir hier nicht ahrhaftigkeit anzukommen, und ich halte *severitatem* ommen von Thomas) für richtig. — § 155 hat Nohl der besten Hs. behalten: *inspectantibus omnibus Syra- percussus est*. Die Ausgaben bieten *Syracusanis* nach

index par Emile Thom
des lettres de Douai. P
4 M. (Vgl. Nohl, Woc
weiler, Berl. phil. Woch

In dieser Ausgabe der
Grundsätze, wie in der im 1
besprochenen Bearbeitung d
auf S. 163—65 einige Ergä

Die Einleitung handelt
Provinzen durch die Stattl
2) über den Prozeß des
Redekunst des Cicero in der
Vorzüge und Mängel seine
Rede, 4) von den Handsch
mitteln.

Zur Grundlage für die
mit Jordan, C. F. W. Müller
Cod. Regius), weil das Vati
1882 S. 78) nachlässig ges
Von einer Seite aus R die
hat er die Pariser Hs. 7
glichen und einige Angaben
eingefügt. Nach ihr schreib
§ 154 *dicunt* (R *dicunt*) und
Sie bestätigt auch § 142 di
Kavaere: *illim* Auffallend:

53 *imperatum esse* (Hs. *sed*), *Mamertinis*, 60 *sumptum in classem omnem*, 68 extr. *imperatur*, 103 *testimoniis* (Hss. *testibus*), 121 (*posse*) *eludere*, 147 *plenus* statt *completus*, 154 *partim cruciatus* (fehlt in R3; jünger. Hss. *partim in vinculis necatos*, vgl. § 149).

Thomas selber macht folgende Vorschläge: § 5 Streichung des *et* (Halm *sed*) zwischen *audvimus* und *illud*, 30 *esset* st. *esse posset*, 36 *imagines . . . prodendi* (unzulässig, da nur von Ciceros Bild die Rede sein kann), 41 *scilicet his tot* (R *sed iis tot*), 81 extr. [*erat*] *Nice*, 113 *tunc* (Hss. *tum*) *avaritiae*, 146 *ille solam Aetnam tenuisse* mit Tilgung von *et eam Siciliae partem* (nicht annehmbar). Drei seiner Konjekturen hat er in den Text gesetzt: § 16 *attulit profecto nescio quid* (die übrigen Ausg. *excogitavit nescio quid, attulit; profecto*); 110 *praetoremne accuset?* (R *praetorem se accuset, p* und Nohl *praetorem tu accusas?*); 174 [*quid agas*].

Der Kommentar hat einen mäßigen Umfang, etwa wie derjenige von Halm. Die vielen Verweisungen auf moderne Bücher beweisen, daß der Herausgeber den Text wohl durchdacht hat, nützen jedoch den Lesern wenig.

Die buchhändlerische Ausstattung ist eine splendide. Doch wünschte ich, daß eine derartige Ausgabe auf ein Papier gedruckt würde, auf welchem man Notizen mit Tinte hinzusetzen könnte.

4) M. Tulli Ciceronis scripta quae manserunt omnia. Recognovit C. F. W. Mueller. Partis II vol. II. Lipsiae in aedibus B. G. Teubneri. MDCCLXXXV. CXXXIV u. 541 S. 8. 2,10 M.

Dieser Band, über dessen Erscheinen alle Freunde des Cicero sich freuen dürfen, umfaßt die Überreste von 21 Reden. Er besteht aus fünf Heften, welche einzeln käuflich sind: 1) *Orationes pro M. Tullio, pro M. Fonteio, pro A. Caecina, de imperio Cn. Pompei*; 2) *Orationes pro A. Cluentio Habito, de lege agraria tres, pro Rabirio*; 3) *Orationes in L. Catilinam quattuor, pro L. Murena*; 4) *pro P. Sulla, pro Archia poeta, pro L. Flacco*; 5) *post reditum in senatu, post reditum ad Quirites, de domo sua, de haruspicio responso*. Den dritten Band von Madvigs *Adversaria critica* erhielt der Herausgeber erst, als der Text schon gedruckt war, und er konnte nur in der *Annotatio critica* darauf Bezug nehmen; doch waren viele der von Madvig in diesem Bande zusammengestellten Konjekturen schon vorher bekannt. Der kritische Apparat ist höchst wertvoll und ein Beweis enormen Fleißes, aber unbequem gedruckt. Der Text ist möglichst im Anschluß an die Überlieferung festgestellt, konservativer als bei Halm. In Bezug auf die Orthographie sind bemerkenswert die Schreibungen *Bosphorus, nec opinans, non nemo, non nulli, non nunquam, optempero, optimeo, prope modum*. Landgraf hat sie in den Reden für Murena und Sulla acceptiert; es wäre aber zu wünschen, daß sie nicht weiter Eingang in die Schulausgaben fänden. Eine sorgfältige Prüfung des ganzen Bandes würde mir viel Zeit

rem publicam habemus tibi, 12 et vastitatem conatus es, 16 ista (nicht gut), [hoc] tibi 19 ita ut dixi, optimum vastare iam pridem. 22 23 ad tuos isse (nicht gjektur), tuis omnibus confiditius, 25 nactus, 26 ti a te, res publica loquatur in posteritatem, 30 auct 32 [id] quod, secernantur a tuis [aris], eine üble I. des Jupiter Stator beze
Es kommen also vi
an denen Müller vom T
weichen zu sollen glaubt
Herausgeber unserer Sch
der größten Sorgfalt zu
dabei mehr auf Konsequen
Gründe und weniger auf
gende Lesarten möchte i
in Cat. 1, 8 quin
iustum, 2 prostratus, Qi
1, 31), dagegen 15 lev

10 *in perniciis* (vgl. § 12 extr.), 11 u. 16 *quis enim est*, 13 *atque illo tempore . . . crudeles in patriam . . . fuisse videamur*, 15 *Quid ego hic*, 20 *mihi fortasse . . . gesta . . . conservata re publica*, 21 *ex Italia*, *Paulus* (so alle Hss.; ebenso pro Mur. 31 u. 76), 22 *recepit in amicitiam*.

Den Anfang von 3, 25 möchte ich so gestalten: *ceterorum. Non illi nullam esse . . . florere voluerunt. Atque illae tamen omnes dissensiones, quae non ad delendam, sed ad commutandam rem publicam pertinebant, quarum nulla exitium rei publicae quaesivit, eius modi fuerunt, ut* etc. — Zu 4, 7 bemerkt Müller: *fortasse post duas intercidit dictas*, was kaum anzunehmen ist. 4, 11 schreibt er: *me atque vos crudelitatis vituperatione populo Romano (purgabo) atque* etc.

5) Ciceros Rede über das Imperium des Cn. Pompeius. Für den Schulgebrauch erklärt von A. Deuerling. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1884. gr. 8. 0,80 M. a) Ausgabe mit untergesetzten Anmerkungen. IV. u. 65 S. b) nach Text (IV u. 21 S.) und Kommentar (43 S.) getrennte Ausgabe. (Vgl. Laudgraf, Philol. Rundschau 1885 Sp. 452 ff.; Dettweiler, Berliner phil. Wochenschr. V Sp. 1127 ff.; Mosbach, Wochenschr. f. klass. Phil. II Sp. 1130 ff.)

Mit den Grundsätzen, welche das Vorwort ausspricht, bin ich vollständig einverstanden. Namentlich billige ich den Satz: „Bei schwierigeren lateinischen Ausdrücken, wo anzunehmen ist, daß der Schüler von sich nicht so leicht auf den entsprechenden deutschen Ausdruck kommt und daß dieser auch dem Lehrer, der sich nicht eingehender mit der Rede befaßt hat, sich nicht ohne weiteres darbietet, fügte ich die deutsche Übersetzung bei.“ Ich halte es nicht für recht, daß der Schüler Zeit versäume mit Nachsuchen im Lexikon, ohne daß er das Richtige findet.

An der Einleitung ist vor allem zu loben, daß Anmerkungen vermieden sind und nichts Unnötiges berührt wird. Das erste Alinea würde vielleicht besser auf S. 4 eingefügt. Das Wort *Empirismus* ist wohl manchem Schüler unverständlich. Auch billige ich nicht: „mit den Provinzen Kilikia und Asia“. Da gleich „Kyzikos“ nachfolgt, so denkt man an die griechische Betonung *Κιλικία* und *Ἀσία*. Ähnliches kommt auch im Kommentar mehrmals vor. Warum sind denn die deutschen Namen nicht recht und wozu soll dieses sprachliche Gemenge dem Schüler förderlich sein? S. 3 „durch die *lex Gabinia*“ ist wahrscheinlich doch nicht allen Schülern klar und eine kleine Änderung daher wohl zweckmäßig.

Dem Texte ist die letzte Ausgabe von Halm (Jahresber. 1883 S. 20) zu Grunde gelegt; die Abweichungen von derselben werden im Anhang begründet. § 9 liest D. mit Benecke *postea, cum* und mit den Hss. *potuisset* (ebenso C. F. W. Müller); beide Lesarten

tantum zu schreiben s
gentium barbararum pe
— § 24 C. F. W. Müll
ansprechend wegen des
richtig und et sei in
— § 28 schreibt D. na
acribus atque ex bellico
eines Glossems entgegen
gotiis nicht. — § 33 sch
potestatem (vgl. Cic. acc
2, 14, 4 und 24, 1, 13)
wurde Halms Konjektur
hat, von D. mit Recht
(mit Heine und Müller)
quali sit temperantia, Et
mutung Halms, dieser s
— § 49 und 71 ziehe i
und *id ego omne* der
ita nec., id omne ego
Heine: *quae civitas, inqu*
tam parva insula fuit (e
Ausgabe: *quae [civitas]*
sula fuit. Aber die nach
gut auf eine Insel: *quae*
regionis atque orae mar

Der Kommentar ist reichhaltig. Er enthält viele treffliche Bemerkungen, jedoch auch manche überflüssige. § 1 „von den ordentlichen Magistratus“ würde ich die deutsche Form „Magistraten“ vorziehen oder die Worte als unnütz streichen. Die Bemerkung 'veri = λογίζεσθαι Stamm *φρῆ*' gehört nicht in ein Schulbuch, zumal nicht in ein Heft der Bibliotheca Gothana. § 3 „atque entstanden aus adque“ und § 8 „quoniam entstanden aus quom = cum und iam“ mag man dem Schüler im grammatischen Unterrichte sagen; aber hier sind diese Angaben nicht am Platz. § 4 „welche die Staatsgefälle in den Provinzen vom Censor . . . pachteten“ wäre wohl besser „vom Staate“, in dessen Namen meistens (sicherlich nicht immer) die Censoren diesen Handel abschlossen. Von den Worten *ad me . . . pericula rerum suarum detulerunt* mache ich die nachfolgende Oratio obliqua abhängig, „sie haben mich über die Gefahren ihrer Kapitalien in Kenntnis gesetzt“. Dabei kann ich mich auf § 17 der Rede für Deiotarus stützen. Deuerlings Erklärung leuchtet mir nicht ein. Bei § 34 ist die Bemerkung zu *atque* nicht überzeugend, noch weniger diejenige zu *a me*, welches für *mihi* einfach des Wohlklangs wegen eingetreten sein kann; in der angeführten Stelle aus der Sestiana ist *a* durch die Deutlichkeit gefordert. Die Behauptung zu § 41 „*delabi* ist der regelmässige Ausdruck für das wunderbar schnelle, flugartige Herabgleiten der Götter vom Himmel auf die Erde“ kommt mir gerade so vor, wie wenn einer zu Liv. 37, 34, 6 *de-lapsus ex equo* anmerken wollte: regelmässiger Ausdruck für das wunderbar schnelle, flugartige Herabgleiten von den Pferden auf die Erde. § 42 sollte um einen Satz früher beginnen. § 45 ist die Wortstellung *insolita inflatum* nicht „durch die Rücksicht auf die allitterierenden Wörter veranlaßt“; denn *inflatum insolita* wäre ebenso allitterierend. Im Kommentar steht falsch *inflammatum*, wie 54 *longe* statt *late*. Zu einem so übel gewählten Beispiel von Allitteration sollte lieber keine Bemerkung gemacht werden. — § 46 ist entweder das Komma hinter *amplificatam* zu tilgen oder auch vor *multis* eines zu setzen; *hanc auctoritatem* ist durchaus Subjekt zu *valituram esse* und kann nicht etwa als Objekt zu *constituere* gezogen werden. — § 61. Die Bemerkung über den Wechsel des Acc. c. inf. mit *ut* gehört zu § 62. Dasselbst würde ich die Notiz zu *dixisse dicitur* streichen. § 68 ist die Angabe über das wiederholte *est* nicht zutreffend; das Wort kann einfach nicht fehlen, ohne daß eine ganz schlechte Periode entsteht.

Wahrscheinlich ist § 8 *egerunt* verderbt, wie C. F. W. Müller annimmt. Seine Änderungen in § 19 *ne non dubitandum* und 68 *responderene posse* verwerfe ich.

... *quos tam au*
bat nach einer Hs.; 17
18 *evincendas*, H *evert*
nach Matthiä, Hss. *pro*
ta nach Pluygers; 33
nach Eberhard (vgl. S.
zu § 3 zu streichen.

Or. II § 5 *secum mi*
7 *levata*, H *relevata*, b
sunt homines, beides n
nach Garatoni. — § 20
die Symmetrie mit *fam*
und N. zieht mit Recht p
möchte N. für das über.
nulli. § 1 halte ich be.
Halm sollte die Angabe
in den Hss. die Worte q
rent, welche Bloch und M

Or. III § 4 hat N.
mandatisque nicht einge
cationibus: dagegen § 23
in Klammern. § 6, 8,
weglassen, da er schon
wohl richtig, § 12 *tande*
a suis et a rei publicae
suis sei das Masculin un-

Ciceros Rede für L. Murena. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Hermann Adolf Koch. In zweiter Auflage umgearbeitet von G. Landgraf. Leipzig, B. G. Teubner, 1885. 79 S. gr. 8. 0,90 M. (Cicero von C. F. W. Müller, II 2, S. 297—338.)

Die Einleitung Landgrafs ist kurz, jedoch genügend. Zu beachten ist, daß Anmerkungen zu derselben vermieden sind. Daß der Gesundheitszustand des Murena zur Zeit, als er sich um das Consulat bewarb, kein befriedigender war, wird in der Rede nirgends gesagt; § 86 ist bloß von der Zeit des Prozesses die Rede. Ebenso weist ich nicht, woher die Angabe rührt, Cicero sei in der in § 51 erwähnten Senatsitzung das gewünschte Verdict insofern nicht erreicht, als nicht eine Vertagung der Consulwahlen beschlossen worden sei. Ich verwerfe die zur Sache gemachte Bemerkung und halte diejenige von Halm für richtig.

Text und kritischer Anhang. § 3 hat Ldgr. für das überlieferte *cui respublica a me una traditur*, wo man gewöhnlich *una* nicht, hergestellt: *cui universa respublica a me traditur*. Das Wort *universa* gefällt mir; aber nach den Hss. ist das durch Emendation gewonnene Wort nach *me* zu stellen. Müller schreibt: *est in manum traditur*. Weidner in den später zu erwähnenden *arsaria Tulliana* emendiert die Stelle also: *cui respublica a me traditur sustinenda, ut magnis meis laboribus et periculis est entata*; aber *ut* und *est* fehlen in den Hss. Madvig schlägt vor: *cui rei publicae a me ruina traditur* etc.

§ 4 möchte Ldgr. *locorum* ersetzen durch *scopulorum* oder *portuum*. Dies billige ich nicht. Schon die Verbindung *rationem scopulorum* mißfällt mir. Sodann sind hier auch Belehrungen über die rechte Gestade und gute Landungsplätze gewiß am Orte. — Die Bemerkung *ist si cuperes* unhaltbar. Entweder müßte es heißen *ubi* oder *is* als Zeitbestimmung oder *si cuperem . . . sim*.

§ 11. *male dicendi* sollte als ein Wort geschrieben sein, § 62, wie ferner *maledictum* § 19 und 13. Ebenso urteile ich über *satis facere* § 46, über das oft vorkommende *non nulli non numquam*. Vollends nicht zu billigen ist der Wechsel zwischen *nunquam* (28, 34) und *numquam*. § 11 steht ein Druckfehler: *parenter* st. *parente*. Auch § 48 *gravissima* ist Versehen *gravissime*. — § 31 *cum P. fratre* ist zu ändern, da die Abkürzung des Vornamens nur in Verbindung mit dem Geschlechtersuffix *-i* üblich ist. Die Worttrennung *vid-ere* 88 ist berichtigen. § 66 würde ich *Galo* vorziehen (st. *Gallo*) nach dem Sinne röm. Forsch. I, 119 und Müller.

§ 26 *praesentibus* ist durch Festus geschützt, aber nicht durch die von Landgraf angeführten Worte *superstitus testes praesentibus significat*, sondern durch die nachfolgenden *superstitibus praesentibus inter quos controversia est, vindicias sumere iustitiam*. — § 45 ist Landgrafs Emendation *incertam* (Hss. *autem*) *rem abiciunt* annehmbar, Müllers Lesung *aut statim rem*

spe militum in ein verb, etwa
mir Landgrafs Erklärung der Wo
numerabat, non competitorem. Es
Gegensatz vorhanden ist zwischen
und dafs *suum* auch zum letzte
den S. als seinen Ankläger, nicht
graf statuiert aber einen Gegensa
torem, „den Sulpic. rechnete er
(d. h. als sich ergeben), nicht al
Murenam contemnebat, d. h. Cat.
M. und hoffte mit Silanus zusam
er selbst (nicht Murena) eine At
fällt auch die Begründung für d
Konjektur *Campe* dahin: *mibi* (F
Feindseligkeiten zwischen Cicero
der in § 51 erwähnten Senatssi
— § 55 möchte ich das von
conatur nicht unterstützen. Mu
Erfolg gemacht; das Präsens ist
gende *venit* halte ich für das P
parta im Anhang ist unverständl
dafs die gewöhnliche Lesart *pa*
Texte stehen? — Ebenso ist es
aut natura; es sollte vielmehr
Halm; Klotz das erste *aut* getilg
Nicht annehmbar ist Lar
aut certe postea mitiorem in part
dafs entweder *postea* zu entfernen

7. Müllers Vermutungen (in der adnotatio) zu § 17 *crimini crimen*) und 32 *putaret* (Hss. *putaretur*) sind nahe liegend, b nicht notwendig.

§ 73 und 85 sollten brauchbar scheinende Ergänzungen Lücken mit Kursivschrift in den Text gesetzt werden; da- en sollten unverständliche Worte aus dem Texte einer Schul- gabe gänzlich entfernt, nicht in Klammern gesetzt werden. nso dürften aus Landgrafs Anhang manche Konjekturen ver- edener Gelehrter entfernt werden, da es zwecklos ist, sie von er Ausgabe in die andere mit hinüberzunehmen.

Landgrafs Kommentar ist umfangreich und mit Eifer aus- ebeitet. Gegenüber Halm tritt die Realerklärung etwas zu- k, und das Sprachliche ist mehr berücksichtigt. Doch scheint mir, dafs manchmal zu viel geboten werde; namentlich sind e Menge von Parallelstellen für den Schüler unwichtig und ren nur seine Mühe. Alle lateinischen Wörter und Citate en kursiv gedruckt sein.

§ 5. Die Behauptung „*ipse* steht nach den mit *met* zu- mengesetzten Pronominibus immer im nämlichen Kasus“ ist leicht für Cicero richtig; soweit ich mich aber an Beispiele ntere, steht sonst der Nom. von *ipse*: Liv. 22, 57, 2; 31, 31, 34, 17, 6; orig. gent. Rom. 13, 8; Sil. It. 13, 663. —

5 in *Aventinum* ist auch von der zweiten Secession zu ver- en; Liv. 3, 51, 10; Cic. rep. 2, 63. — § 45. *serpit hic rumor* ziehe ich nicht nur auf die nachfolgenden Worte, sondern auch die vorausgehenden; ich würde diese Worte als Parenthese schen Gedankenstriche setzen. — 46. Zu den Worten *cum* [te] *curriculo petitionis deflexissis* wird bemerkt: *deflectere* findet bei Cicero immer ohne persönlichen Accusativ, vgl. Verr. V i *si qui tantulum de recta regione deflexerit*. Die Anführung er Stelle allein ist unzumuthig; sie hat durchaus nichts aus vor Rosc. com. 46 *qui semel a veritate deflexit* oder l. 40 *deflexit iam aliquantulum de spatio curriculoque consu- o maiorem*. Entweder ist keine Stelle anzuführen oder dann

Übrigens ist „ein wenig abweichen“ nicht das Gleiche wie ch abwenden“, und es scheint mir unzulässig, die Tilgung des ur durch diese Stelle zu begründen. — § 52. Wenn die usulwahlen schon im Juli waren, wie ist es dann zu erklären, s unser Prozess erst zu Ende November verhandelt wurde?

§ 57 extr. *expetendus amicus est* ziehe ich die Erklärung lms vor. — § 58 *dicere audivi*] Die Bemerkung sollte be- nnt hervorheben, dafs Cicero hier den Inf. *dicere* dem Partic. schaus vorzieht; man vgl. z. B. nur Verr. IV 50, 53, 62, 70, 102, 113, 114. — 60 *peccas*] Dafs hier eine Anspielung stoische Termini stattfinde, glaube ich nicht; es ist also kein lafs vorhanden, dem Schüler damit aufzuwarten. — 67 *et æem*] ch die Anführung einer frivolen Stelle aus Terenz, worin auch

alacrem, 51 oportuerat, 51 curro
84 unde.

8) Ciceros Rede für P. Sulla. I
von Fr. Richter. In zweiter
Landgraf. Leipzig, B. G. Teubner,
(Cicero von C. F. W. Mi

An folgenden Stellen weiche
stimmend von Halm-Laubmann a
schon Reid); 4 *innocentiam P. S*
des nachfolgenden *defendi huius*
(nach Cod. S.) und *qui in hoc ge*
7 *non collegae... tantum illud*; 8 *vi*
ipse fecerat... in meis sedibus; 1
22 *tibi hoc*; 25 *magis utilitati...*
culum; 28 *bellum susceptum esse*;
30 *in iudiciis et in quaestionibu*
nescire (ohne se)... esse vim; 4
qui reconditi; 49 *pater tuus... E*
mini; 57 *dimittendum esse arbitr*
quo adfectus (nach Reid); 68
quaero (ohne ?); 74 *tamen nat*
(ohne est); 88 *quae habet (nicht*
maiores; 91 *urget... Landgraf*
Madvig aus dem dritten Bande
39, 50), welche Müller in der /

Müller vermutet: § 19 nei
Tilgung der Worte *Tarquinium*
non in... mors nisi... Mir sch

benfalls nicht. § 57 würde ich setzen: *dimittendum ab se* (nicht *se*), wie vorher und nachher; das einfache *dimittendum* scheint mir zu wenig bestimmt. — § 68. Die Änderung von O. Müller *consul*, st. Hss. *consule*) ist unpassend. Das Auftreten als *consul* liegt schon in den übrigen Worten; dagegen bildet *consule* eine gute Erklärung zu *interfecto patre tuo*: eben der Konsul sollte getötet werden; auf die Persönlichkeit kam es dabei nicht weiter an. § 10 lese man *opinionis*, 21 *ego de*, 68 *existinem*, 73 *plendorem*. Außerdem mißbillige ich die Schreibweisen: 21 *negligentia*, 48 *succenseo*, 54 *nec opinante*.

Der Kommentar zeigt schon äußerlich durch die Zerlegung in kleinere Abschnitte eine gröfsere Sorgfalt als derjenige zur Rede für Murena. § 5 *rätio . . . oratione* ist kein Wortspiel. § 7 *praeter ceteros* soll dem Schüler aus der Grammatik bekannt sein; ihn deswegen an das bei Cicero nicht vorkommende *praes ceteris* zu erinnern, ist ohne Zweck. — § 11. Dafs *credo* ironisch aufgefaßt werden soll (mit Halm), drängt sich dem unbefangenen Leser sofort auf und wird durch eine Menge anderer Stellen (§ 39) aufser Zweifel gesetzt. — § 16. Über *cum interim* soll der Schüler aus der Grammatik Bescheid wissen. — § 17. Die kühne Vermutung zu *expectatus foris* ist zu streichen. — § 24. Der marsische Krieg war 88, nicht 68. — § 33. Mir ist ganz unbegreiflich, wie Halm und Landgraf die Bemerkung Hansings zu *confessis* annehmen konnten; im nächsten Satz *ego . . . poena reletmi* bezeichnet Cicero für jeden aufmerksamen Leser klar und deutlich die Bestrafung der Katilinarier als sein Werk. — § 38 Die Bemerkung zu *nescire certum* ist unpassend; wer wird wohl bei *nescio* ein *certe* oder *certo* erwarten? — § 39 *quia* und 42 *iros* stimmt der Kommentar (*qui, homines*) mit dem Text nicht überein. — § 47. Die Worte „aber dann würde Cicero sich selbst in *iniuria* zeihen“ scheinen mir nicht richtig. — § 48 „*quod excusatus eum* deckt das frühere *quod eum defendi*“. Die beiden eile des Satzes entsprechen sich schön; aber gerade in diesen Liedern ist die verschiedene Stellung des *eum* auffallend. — § 68 *consul*. Die Erklärung der Stelle sollte auf Sall. Cat. 18, 5 aufgebaut werden, indem nur aus Sallust gewifs ist, dafs hier das Herabsteigen vom Kapitol gemeint ist. — § 75. Die Bemerkung „man erwartet eher den Coni. *dubitat. voluerit*“ ist zu ändern; die Schüler lernen in der Grammatik, dafs als Coni. *ducat* der Vergangenheit der Coni. Imperf. (*vellet*) gebraucht wird.

Ciceros Rede für den Dichter Archias. Herausgegeben von Fr. Richter und Alfred Eberhard. Dritte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1884. 36 S. 8. 0,45 M.

(Cicero von C. F. W. Müller, II 2, S. 375—386.)

Eberhards Einleitung ist ganz passend. Ich mache besonders darauf aufmerksam, dafs der Vater Lucullus 103 Proprätor von Sicilien war, da Halm zu § 6 das Jahr 102 angiebt.

von den rindg. ein miss. eingese
hinkenden Bestimmungen zu ad
scheint es unerträglich, dafs be
iudicii causa stehen soll, beim
Die von Halm angeführte Stelle
hoc iudicium) zeigt übrigens deut
conerunt nicht getrennt werden
Einsetzung eines *qui* vor *huius* §
nach den besten Hss. *irreperunt*
Müller). Seine Vermutung, *con*
entstanden, hat keine Wahrschei
vindicans ist nicht überzeugend;
dicans so richtig, als *sibi* sein. w
Konjekter am besten: *natura* §
einen Gen. bei sich; sodann ist
Übertreibung. Die Bemerkung
verbunden“ wird die Schüler ve
und dies sagt eben mehr als w
Der Kommentar ist unbeq
Absätze gemacht werden, wie
Erklärung ist eine gründliche u
nicht, dafs *abhorruisse* starker
Durch den häufigen Gebrauch is
horrere abgeschwächt, wie *vehem*
tuito § 10, *egregie* § 21, *at eius*
Dieser aber sollte für jeden Parag
Müller setzt § 5 hinter *Tar*
Loctenses hinzu. Der Ankläger

ersetzt und sein Bericht über den Ausgang des Prozesses mit Anmerkungen dazu. S. 8, 8 wünsche ich zu den unrischen Worten *periculo futurum ut* eine Notiz über den Accus. und Beifügung des klassischen *periculo ne*, ebenso S. 9, 11

Bemerkung zu *ut* nach *iubeat*. Zu S. 11, 2 wird als Todesdatum des Clodius unrichtig der 20. Januar angegeben; es ist der 1. da der Januar damals nur 29 Tage hatte (vgl. Einleitung Eberhard, Anm. 36 u. 57). Dafs das Zeugenverhör schon am 4. April begonnen habe und das *iudicium* gegen die ursprüngliche Anordnung um einen Tag verkürzt worden sei, ist mir nicht wahrscheinlich; Asconius hätte dies sicher angegeben. Da nun in § 27—29 des Asconius durchaus nur von 4 Gerichtstagen Rede ist, so glaube ich mit Eberhard (Anm. 62), dafs in § 6 ein Fehler steckt. Ich bin aber mit Eberhards Tilgung der Worte *ante in diem posterum* und *postera die* nicht einverstanden, denn ich möchte *quarta die* tilgen oder ändern (etwa in *deinde*), dafs, wie der Hsg. annimmt, die *aequatio pilarum* auf den vierten Tag fällt und die Richter bei derselben nicht zugegen sind. Als veraltet sind zu beseitigen die Worttrennungen: *pro-pter* (§ 2), *extra-ctum* (S. 10; vgl. S. 19 *nocturnus*, 95, 124), *pot-est* (S. 55, 136; vgl. S. 23 *po-test*), *pot-erat* (S. 132; vgl. 131 *-rat*); 103 *fas-ces* (vgl. 134 *adule-scens*), 136 *corru-ptum*.

Text der Miloniana. § 33. Wie Gaumitz verlangt, ist das Peyronsche Einschleissel aus dem Texte entfernt und die dazugehörigen Bemerkungen in den Anhang verlegt worden. — § 41. Das Fragezeichen nach *querella* muß durch ein Komma ersetzt werden, weil der Satz hier noch nicht endet; denn mit *noluit* und *voluit* muß ohne allen Zweifel das Wort des nächsten Satzes *occidere* verbunden werden. — § 44.

Man sollte schreiben: *domum . . . refertam*; ich nehme an Fehler der Abschreiber an. — § 75. Die Worte *hominem gratia* sind in Parenthese zu setzen; beim Lesen werden sie durch den Ton unterschieden als nicht zu den fingierten Worten Milo gehörig. — § 76 ist zu lesen *immitteret*, 79 *lata lex*. nach Heerwagen vorgenommene Umstellung der Worte *cum amplissimos* vor *nisi vero . . . fuisse* scheint mir gut.

Halm's Text dieser Rede ist sehr geeignet zum Gebrauche in den oberen Gymnasialklassen; der Kommentar aber eignet sich weniger als derjenige von Eberhard. Einiges wird zu kurz gehalten. Man vgl. z. B. § 7 *comitiis* „sc. *curiatis*“ Halm, *curiatis*, die zu der Zeit allein existierten“ Eberhard, § 8 *recte et* „wie verschieden?“ Halm, „*recte* vom moralischen, *iure* vom rechtlichen Standpunkt“ Eberhard, § 9 *vis illata* „warum der Satz *illata*?“ Halm, dagegen Eberhard: „nur im Moment der Übung durfte Gewalt mit Gewalt abgewehrt werden; blofs behobene oder schon vollendete Gewalt gewährte nicht die Entlassung der Notwehr“ etc. Die Erklärung Eberhards scheint

mir besser zu § 14 *oppressa sunt*, 31 *ingulari*, 42 *falsa facta*, 51 *quod ut*, 57 *occideritne* (in der Antwort *occidit* kann nur Milo Subjekt sein). Einige Bemerkungen, welche in den ersten Auflagen recht waren, sind nicht zeitgemäßs umgeändert worden. So ist es jetzt durchaus falsch, wenn es bei § 14 *reliqua auctoritas* heißt: „Gewöhnlich erklärt man die Worte so, daß“ etc.; denn schon Richter in § 16 der Einleitung und Osenbrüggen-Wirz S. 29 stellen die Sache ebenso dar wie Halm; oder § 59 *de servis* ist es uns jetzt gleichgültig, wer zuerst „das richtige Verhältnis dieses Satzes zum folgenden“ erkannt hat. Die Citate aus Asconius und den Scholien, die Verweisungen auf Asconius (unpassend S. 18, 4), auf die 6. Auflage von Mommsens röm. Geschichte und Madvigs Grammatik, die textkritischen Bemerkungen scheinen nicht für Gymnasiasten berechnet zu sein. Diesen wird es angenehm sein, wenn solche Notizen in den Anhang versetzt werden, der etwa so zu gestalten ist wie in den Liviusausgaben von H. J. Müller. Jedenfalls die Bemerkungen über die Textesgestaltung sollten aus dem Kommentar entfernt werden, z. B. § 27 *interim*, *quod . . . Milo*, 53 *versabatur*, 55 *Clodius*, 79 *ferre*, 80 Ortmanns Vorschlag, 85 *arae*. Seite 19 soll es heißen Pergamum, nicht Pergamus, S. 72, Z. 7 des Komm. cap. 32.

Die Einleitungen, der Text und Kommentar der beiden andern Reden scheinen mir zweckmäßig. Einzelne Lesarten sind zweifelhaft. Die griechischen Citate könnten vermindert und besser korrigiert werden. S. 113, Note 6 ist zu streichen, weil in 18 enthalten. Pro Deiot. 9 ist *tantum* in den Text zu setzen und die Note zu entfernen; *succensere* (§ 35, 38) und *tentare* (40) würden besser durch *suscensere* und *temptare* ersetzt.

II. Schriften zur Erklärung und Textesgestaltung.

- 11) Ernst, De genere dicendi et compositione rhetorica in prioribus Ciceronis orationibus. Programm des Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Neu-Ruppin 1885. 16 S.

Ernst geht aus von der gewöhnlichen Ausbildung junger Redner in Rom durch Anschluß an bewährte Redner und durch Nachahmung veröffentlichter Reden und findet es wahrscheinlich, daß Cicero in seinen ersten Reden ebenfalls die alten Redner nachgeahmt habe. Denn seine früheren Reden sind nach Tac. dial. 22 nicht frei von den Fehlern der älteren Zeit, wie Ernst speziell an der Quinctiana nachweist; die Wortstellung entbehrt der Kunst und Mannigfaltigkeit, den Satzschlüssen fehlt Kraft und Würde, der Satzbau ist eintönig und matt. Die Anlehnung an ältere Redner in Ciceros Reden bis zu seiner Adilität wird festgestellt in Bezug auf Hiat, Reim, Allitteration, altertümliche und vulgäre Wörter und Wortformen, Phrasen, zusammengesetzte Verben, Deminutiva, Verba frequentativa, Synonyma. Wenn jedoch bereits die ältesten Reden Ciceros

e elegantere und reinere Sprache aufweisen, als etwa Cornius, Sallust, Cälius, Asinius Pollio, so ist das wohl die Folge des Anschlusses an den Redner Crassus, welcher sich unter den heren Rednern am meisten von der Umgangssprache unterschied. In den Leistungen der älteren römischen Redner giebt uns die Rhetik des Cornificius einen sprechenden Ausdruck; ihr ist auch Vero in seinen früheren Reden gefolgt, was Ernst in Bezug auf einzelnen Teile einer Rede der Reihe nach darzuthun sucht. — tadeln ist die Schreibung *3ies* und *4ies* statt *ter* und *quater*.

J. N. Madvig, *Adversariorum criticorum volumen tertium. Hauniae MDCCCLXXXIV.* Lipsiae apud T. O. Weigel. 280 S. 8. 5 M.

S. 111—155 finden sich alte und neue Konjekturen und Aufbesserungen von Lesarten zu Ciceros Reden zusammengestellt. Von sind freilich nur wenige wirklich überzeugend.

Madvig vermutet:

- o Quinctio 63: *iniuria postulabas; itaque ridebare.*
73: *qua tu contra Alfenum <utebare. Aliquid tamen Alfeno> aequi dabas.*
- o Roscio Com. 17: Tilgung des Wortes *collatum* als Erklärung zu *refervens* (nicht annehmbar).
- o Tullio 36: *neccesso est; bona mehercule* (Ironie! aufgenommen von C. F. W. Müller).
54: *ut familiam Tullii concidi oportuerit* (nach Siesbye; so C. F. W. Müller).
- Verr. I 79: *in qua civitate legatus populi Romani non modo circumsessus* (Wortstellung geändert nach Hotman).
I 134 *tradi iubetur* statt *traditur*.
II 22 *hunc hominem <cum apposuisset, Dionem> Veneri absolvit, sibi condemnat.*
II 31 *si iudicium est eiusmodi (und vorher accedit!)*.
III 65 *quicum convivari nemo etc.*
III 81 *populo pactarum* statt *a populo factarum*.
III 83 *coëgit Acestenses a Docimo tantidem (Hss.) publice accipere . . . tritici modium quinque milibus et accessione* (nach Lambin).
III 85 *quotannis* statt *tot annis*.
III 134 *profecto <non> ne verbo quidem etc.* (wie C. F. W. Müller liest).
III 159 *os Timarchidi*, da die Anrede des verächtlichen und nicht anwesenden Timarchides unpassend sei (Lag. 42 *o Timarchidi*).
III 176 *mala est haec quidem, ut dixi, ac potius perdita <e> maximorum peccatorum, huius autem et iniquitatis et inertiae confessio criminis.*
III 206 *fecerunt alii. quid? alia quam multa?* (gut).
IV 54 *ipse autem (Hss. tamen) praetor* (gut).

Müller).

55 Tilgung des zweiten q

69 *contra iuris consultos*

73 *habere certum [aut] a*

(so C. F. W. Müller; c

74 *quae in manu tua iur*

80 *cum exemplis uter*

aequitatis — (nicht gut

95 *idque tibi de amicorum*

Est aequum. At enim

99 *adire periculum nolit*

104 *singulari pudore [vir*

simis veteri nomine (

Pro Cluentio 46 *nam* (Hss.

76 *statuerent* statt *statuer*

103 *causam nusquam* S

107 *de singularum virtuti*

113 *nego rem esse ullam*

quemquam) illorum obi

fuisse etc.

127 *duos esse corruptos*

iudicant).

De lege agraria II 57 *Quid*

gaudeo.

II 71 *iam quam illud e*

III 3 *gratificantem* Sept

Pro Murena 3. Vgl. S. 71.

- 39 *quia negare noluit*; so Landgraf.
 50 *officii tui iudicem ipsum esse*, so Landgraf.
 66 *metum nobis (caedis) seditionisque afferebant*; so Landgraf, aber C. F. W. Müller nach den Hss. *seditionesque*.
 79 *in magnis disceptationibus*.
- Pro Flacco** 5 *mecum potius aestument*.
 7 *in uberrima re (ad) turpe compendium*.
 12 *existimatio vestra tenebrae* nach Hss.
 25 *ex ea familia, cuius qui primus consul etc.*
 28 *in imperio atque in (re) publica (ad) dignitatem omnia splendoremque revocarent*.
 39 *aliquid (Hss. aliud) esse causae*.
 69 *quod est victa, quod bello capta, quod servit*.
 104 *aliam viam sibi vident expeditiorem*.
- Post red. ad Quir.** 10 *pervinceret* statt *proficeret*.
 13 *hic quantum (Hss. tantum) interfuit*.
 13 *foedera (ac) reconciliationes gratiarum* (so schon Klotz).
- De domo** 7 *eo venerim* st. *eo ventrem* (so schon Lehmann).
 18 *terrorem maximum populi fuisse summi periculi*.
 72 *hic tu etiam . . . exulem (me) appellare ausus es . . . ?*
 73 *tantum tantulumve concilium*.
 96 *remque publicam considerare*.
 116 *in omni genere voluntatum impudentiam*.
 118 *non denique (non) adulescentem quemquam* (besser C. F. W. Müller: *non d. ad. quemquam alium*).
 132 *ex vestris manibus ac facibus (Hss.; aber vgl. in Cat. II 2 faucibus)*.
 140 *se ipse revocans* (so C. F. W. Müller).
 141 *mentis (Hss. metus, C. F. W. Müller metu perterritus) furore instinctus*.
- De harusp. res p.** 7 *legum metum (Hss. initium)*.
 25 *libero aditu (Hss. liberatus) in alteram scaenam*.
 46 *a quibus non (Hss. nos) defensi putabamur*.
 48 *quod (Hss. quam) caecus amentia non videbat*.
 54 *dominatus ac regnum* (ebenso C. F. W. Müller).
 62 *cum quibusdam (monstris) mutis (Hss. multis) metuendisque* (ohne *rebus*), von C. F. W. Müller abgeändert in *cum q. monstris metuendisque rebus*; vielleicht *malis*?
- Pro Sestio** 131 *cunctae (Hss. cumque) itinere toto urbes Italiae (gut)*.
 133 *illius meae proscriptionis . . . vivit, ambo una sese scriptores esse diceret*.
- In Vatini.** 32. *videras? (videras) dominum . . . ante convivium*.
 39 *hominum, rusticanorum, (urbanorum)*.
- Pro Caelio.** 10 *mecum praetore [me]*.
 14 *facultatis et patientiae radicibus*.
 72 *quorum (eum) imitari industriam . . . velitis*.

- 12 *et item casus.*
 75 *nonne compensabat.*
 94 *non iniquitas ad aem*
Pro Plancio 36 *iudiciorum*
 62 *requiruntur statim repre*
 98 *cum etiam tum abesi*
Pro Rab. Post. 4 *numquam*
militudinem deductus e
 21 *pecuniam quaesivit, sibi*
enim) non Gabinii con
 31 *aut tantam in merce*
cessionem esse concessa
 38 *utrum illi acquiren*
 40 *subductae naues . . .*
parva arca. catapulus
 41 *incredibilis in hunc et*
Pro Marc. 10 *omnium Marce*
effudit.
 12 *quae illū erant ad em*
Phil. 2, 19 *si haec tu non pro*
sed quia tantam . . .
 2, 91 *ut eius omen proxim*
 5, 7 *silet augur verecuna*
 5, 21 *ab iis actum dicetu*
 5, 42 *[Antonius].*
 11, 36 *animadverti, p. c.,*
 12, 24 *gerant res bellicas,*
est —: nos, ut didicimus

- IV 42 *cum* (Hss. *quod*) *isti paulo magis placeret.*
- IV 103 *cum* (Hss. *quod*) *tamen isti textrinum per triennium... fuit.* Obwohl *cum tamen* mit Ind. Perf. auch Verr. V 74 und in Pison. 27 sich findet, gefällt es mir an dieser Stelle nicht, indem ich eine Ortsbestimmung (*ibi, illic*) vermisste.
- IV 119 *altera autem est urbs [Syraculis].*
- V 28 *atque* (Hss. *itaque*) *nonnullae etc.*
- V 29 *omnes [Siciliae] semper praetores* (vgl. § 80).
- V 44 *navem vero [cybaeam] maximam... sciente tota Sicilia [per magistratum senatumque Mamertinum] tibi datam.*
- o Mur. 3: vgl. S. 71.
- 9 *illum ipsum, quem contra amicum iuveris* (Hss. *quem contra veneris*).
- 26 *atque [in manibus iactata et] excussa manissima prudentiae reperta sunt, fraudis autem et astutiae* (Hss. *stultitiae*) *plenissima.*
- o Sestio 2 *ego autem, iudices, <quoniam,> qua voce... ea nunc uti cogor in amicorum* (Hss. *eorum*) *periculis depellendis, his potissimum vox haec serviat, quorum etc.* (trefflich: doch beginne man: *quoniam autem, iudices, qua voce etc.*).
- 8 *numquam illum in* (Hss. *illo*) *summo timore.*
- 15 *facturum, cum* (Hss. *quod*) *ille nefarius... parum se foedus violaturum arbitratur* (G: *arbitratus*, P: *arbitratu*, Ausgaben: *arbitratus est*), *nisi etc.*
- 27 *ac* (Hss. *haec*) *mutatione vestis facta, tanto illo* (Hss. *in*) *luctu civitatis.*
- 81 *rem publicam a facinorosissimis sicariis et a servis esse oppressam atque ioculatam* (d. h. *ingulatam*, Hss. *occultam*, Guilelmus: *conculcatam*).
- 107 *professus est* (mit H. A. Koch u. A. Eberhard, wohl richtig).
- Pis. 6 *sine ulla dubitatione <ut> iuravi... salvam, mihi etc.* (nicht annehmbar).
- 11 *armati* (Hss. *arma*) *in templo Castoris etc.*
- 14 *ab eo, cuius siccae necandum* (Hss. *cui sic aequatum*) *praebebas consulatum tuum.*
- 43 [*supplicium autem est poena peccati*]. *neque vero ego sic* (Hss. *si*) *unquam vobis mala precarer... <non> morbum etc.*
- 47 *quid est aliud furere nisi non noscere hominem non leges, non senatum, non civitatem?*
- 59 *concinuus festivus, perpolitus ex schola.*
- 70 *ita multa ad istum de ipso* (Hss. *isto*) *quoque scripsit, ut omnes libidines, [omnia supra] etc.*
- o Plancio 13 *ego vero te* (T: *ego autē*), *inquiet populus Romanus, ad ea tempora revocavi.*

31 *tertiam ut e aetatem*
56 *poteratne tantus ani*
(ohne non).

84 *quid enim in vita co*
Lael. 53 *ferunt, cum exuli*
exultantem se int.)

Ich füge eine mir notw
Cato 51 *munitam st. munitur*

14) August Kühn, Quo die Ci
nem habuerit. Programm
1885. 13 S.

In diesen Jahresbericht
nahme Hachtmanns bekämpft
am 7. Nov. gehalten worden
welche sie auf den 8. Nov.
noch einmal geprüft und me
nicht kannte, eingehend darge
ist in richtiger Weise angefal
heit des Urteils, wie sie mi
durchwegs begegnet ist. Ich
vollständig überein und hoff
7. Nov. festhielten, sich von

15) Hermann Gaumitz, Zu
Separat-Abdruck aus dem
für 1884. Leipzig, B. G. 1

cheinbaren Ergänzung haben wir an dieser Stelle keine Lücke mehr; dagegen ist im Anfang des § 34 eine grössere Lücke anzunehmen. Auch scheint mir die von G. vorgeschlagene Ergänzung des hier in Frage kommenden Scholions (Orelli 346, 14) sehr ansprechend: *in oratione, quae habita est pro Milone atque per* (ταχυγράφους *excepta*).

Sodann giebt G. eine „Charakteristik der Bobienser Ciceroscholien“. Sie bilden in der Hauptsache ein zusammenhängendes Ganzes, herrührend von einem Verfasser, welcher die römische Litteratur und Gesetzgebung wohl kannte und den erhaltenen Theil des Asconius nicht ausschrieb.

16) Max Schneidewin, Deutsch und lateinisch gefasste disponierende Übersicht der Ciceronischen Miloniana und Sestiana. Hameln, Verlag von Adolf Brecht, 1884. 47 S. 8. 0,90 M. (Vgl. Philol. Rundschau 1895 Sp. 653.)

Vor wenigen Jahren (1882) hat Meusbürger in einem Programm (von Ried in Österreich) eine lateinische Disposition der Miloniana erscheinen lassen (vgl. Jahresber. 1884 S. 174). Sie war nicht für den Buchhandel bestimmt, und Schneidewin kennt sie vielleicht nicht. Er hat aber, wie Meusb., gefunden, die Lektüre dieser Rede und ebenso der Sestiana könne durch eine genau ausgearbeitete Disposition gefördert und den Schülern erleichtert werden. Wer die Ausgabe von Eberhard benutzt, hat dieses Gefühl wohl weniger, weil dort viele Winke über den Gedankengang in den Kommentar eingefügt sind. Aber manche Lehrer wollen ihren Schülern durchaus nur Textausgaben in die Hände geben. Vielleicht arbeitet auch Schn. mit solchen, da er den Todestag des Clodius immer noch auf den 20. Jan. ansetzt, die Ausgabe von Eberhard aber schon 1881 den 18. Jan. hierfür festsetzte, weil im vorjulianischen Jahr der Januar nur 29 Tage hatte. Schn. legt uns also zum Handgebrauch der Schüler eine deutsche Disposition beider Reden vor mit nebenan stehender Übertragung in annehmbarem Latein. Das Büchlein soll den Schülern die Erfassung des Inhaltes und Gedankenganges der beiden Reden erleichtern und die lateinische Besprechung derselben fördern; es wird gewifs für diese Zwecke gute Dienste leisten. S. 13 sieht man ungern die veraltete Schreibung *coniveo* st. *coniveo*, S. 17 die Silbentrennung *ab-scississe*, S. 21 *quatuor*, 23 *bene gestae rei conscientia nitens atque confidens* (= *nisus*, *confisus*), 25 *patria pro parte virili* („für seine Person“) *cedendi*. 33 *exstitura*, 39 *emti*, 37 *adolescens*, 39 u. 41 *Nummerius*.

III. Beiträge in Zeitschriften.

17) Wilhelm Heinrich Roscher, Zu Ciceros Rede pro Murena. N. Jahrb. f. Philolol. 1885 S. 377—383.

Roscher legt uns unter einem grossen Aufwande gelehrten Ballastes sieben zum Teil längst bekannte Konjekturen zu dieser

an; er giebt nur Stellen, wo
den Quiriten gebraucht wird.
gründe eben das *numen* und e

§ 34 *cum omnia, quae ille ten-*
deret möchte Roscher *adierat* erst
Jedoch bin ich nicht überzeugt
in der Mitte stehende Verb „o
oder annektierten Länder bez
auch „wohin er sich gewendet
§ 33) oder Hülfsuchender (A
eine Änderung in Roschers Si
klärung des Wortes *sperarat*,
eptieren, mißfällt mir; an de
Kaukasus“ lag wohl dem Mit
Dagegen ist § 33 davon die
nungen auf die römische Pro
Westen gerichtet hatte, und d
aus Florus sagt dasselbe.

§ 42 *quaestio peculatus*, e
loris, ex altera plena catenaru-
„dafs in solchen Prozessen f
haft auch unter Anlegung vo
richtiger „Verhaftung des Vert
summe.“ Dies hat man früh
statt *catenarum* vermutet *cate*

lata für *lata*. Seine weitläufigen Belehrungen über antike Panzer sind aber ganz unnütz, da er die Hauptsache übersieht, nämlich die schon bei Halm citierte Angabe über diesen in Frage stehenden Panzer in Plutarchs Cicero Kap. 14. Derselbe sollte nicht zum Schutze des Körpers in der Schlacht dienen, brauchte also auch nicht bequem geformt zu sein. Er wurde unter dem Gewande getragen; somit war eine prachtvolle und kunstreiche Ausarbeitung unnütz. An den Schultern aber reichte er aus dem Gewande hervor, um die Aufmerksamkeit der Leute zu erregen. Er war also dort wohl ungewöhnlich breit, *lata*. Auch Landgrafs Vermutung, das *soluta* oder *laxata* zu ändern sei, ist ganz unwahrscheinlich.

Zu § 55 *dum ex honoribus continuis familiae maiorumque suorum unum ascendere gradum dignitatis conatus est* wiederholt Roscher die schon früher von Pflugers gemachte Konjekturen *summum* statt *unum* und Landgraf hat sie in den Text gesetzt (während Müller *in hunc* liest). Ich bin von der Notwendigkeit einer Änderung nicht überzeugt. Der Vater des Murena war Prätor; dem Sohn blieb also nur das Konsulat als neu zu erstiegende Ehrenstufe übrig. Verliert er dasselbe, so geht ihm jedes Verdienst um seine Familie ab, und er ist seiner emporstrebenden Ahnen nicht würdig. Diesen Gedanken finde ich in *unum* angedeutet, nicht in *summum*.

§ 64 *quod atrociter in senatu dixisti, aut non dixisses aut seposuisses aut mitiorem in partem interpretarere* verwirft Roscher mit nicht überzeugenden Gründen die Konjekturen Halms *si posuisses*, welche Laubmann in den Tert gesetzt hat, und Heines Änderung *si promisisses* kennt er nicht. Er vermutet: *deposuisses*. Diese Konjekturen sind nicht wahrscheinlich.

Den Schluss bildet § 71. Die Hss. bieten: *si ut suffragantur*. C. F. W. Müller setzt ein Kreuz dazu. Landgraf streicht die Worte. Die übrigen Hsbg. ändern auf verschiedene Weise. Roscher vermutet: *si vero suffragantur*, wogegen das Futurum hinter dem ersten *si* spricht. Der Zusammenhang verlangt: *si nihil, nisi ut suffragantur*. Wenn Landgraf leugnet, das *suffragari* „die Stimmen anderer gewinnen“ bedeuten könne, so genügt wohl eine Verweisung auf Liv. 4, 44, 2 u. 10, 13, 13; Cic. p. Mil. 34 und p. Sulla 68.

Mir scheint auch in § 60 eine Änderung wünschenswert in den Worten: *inquit ille fortissimo viro senior magister*. Es macht auf mich den Eindruck, als ob *fortissimo viro* in dieser Stellung Abl. comparationis sei. Ich würde *illi* vorziehen.

16) Im Philologus XLIII 545 erklärt Johann Weber de domo § 101 die Worte *Sp. Maelii regnum appetentis domus est complanata. Et qui aliud? aequum accidisse populus Romanus Maelio iudicavit: nomine ipso Aequemeli* (so die Hss.) *stultitia poena* (so

20) N. Jahrb. f. Phil. 1882
wohl richtig, Phil. II 108 sei
lecticas portari videmus (vgl.

Burgdorf (Schweiz).

S o p h o k l e s .

1883—1884.

- 1) Sophokles. Für den Schulgebrauch erklärt von Gustav Wolff. 5. Teil: Oidipus auf Kolonos von Ludwig Bellermann. Leipzig, B. G. Teubner, 1883. VI u. 202 S. 1,50 M. Vgl. Chr. Muff in Z. f. G.-W. 1884 S. 41 ff. K. Metzger in Bl. f. d. bayer. G. 1884 S. 120. Kohn in Gymn. II Sp. 329 ff. Wecklein in Woch. f. kl. Phil. 1884 Sp. 322 ff. (Bellermanns Entgegnung hierauf ebenda Sp. 924 ff.)

Vorliegender 5. Teil der Wolff-Bell.schen Sophokles-Ausgabe ist der erste von B. selbständig bearbeitete; bisher hatte B. nur die schon von Wolff herausgegebenen 4 Teile (Ai. El. Ant. und Oid. T.) überarbeitet. Die Anordnung ist dieselbe wie in jenen Stücken: dem Text mit daruntergedrucktem Kommentar (S. 8—141) gehen voran die *ὑποθέσεις* und die kurze Darlegung der vorausliegenden Sage, des Schauplatzes der Handlung und der Rollenverteilung; es folgen der Rückblick (—162), die Übersicht der Versmaße (—183) und der kritische Anhang (—202). — Gleich hier will ich hervorheben, daß ich im Gegensatz zu Wecklein die Überzeugung habe, daß B. in würdiger Weise das von Wolff begonnene Werk fortgesetzt und uns eine wertvolle Ausgabe des Oid. Kol. geliefert hat. Dies Lob kann auch nicht wesentlich beeinträchtigt werden durch die Ausstellungen, welche ich unten machen werde; es wird ja überhaupt nicht leicht einem gelingen, in einer solchen Ausgabe allen alles recht zu machen. — Die Grundsätze, die B. bei der Bearbeitung des Oid. Kol. geleitet haben, sind, wie natürlich, dieselben, welche er bei den andern Stücken befolgt hat (s. Vorwort z. Oid. T. 2. Aufl.). „Als beste Überlieferung, sagt B. S. V, gilt in erster Reihe die Lesart des Laur. A; aber auch mehrere der anderen Handschriften, vornehmlich die Pariser A (2712) und B (2787) sowie Flor. F (2725) sind beachtenswerte, von La unabhängige Quellen unseres Textes. . . . Zwingenden Grund zur Änderung kann ich nur da anerkennen, wo sich die Lesart der Handschriften durch sichere Gründe des Sprachgebrauchs, der Grammatik oder des Metrums als unrichtig nachweisen läßt. . . . Der uns überlieferte Text bedarf weit weniger der Emendation als der Erklärung“. Was zunächst das zuletzt

196 *λάου*. 243 *μόνον*
für einen andern Mens
Tod wird euch treffen
weifs ich gewifs, inden
von Ismene höre, in E
mir Phoibos einst g
einziges Beispiel dafür,
untergeordnet ist, anfüh
μεταναστάς erst durch
Ph. Sp. 925 führt er
— 654 Naucks *μ'όρᾶν*
sich, dafs er eine Eh
eine unheilige Ehe ein
menhange das ,mit der
1418 *ἄγοιμι ταυτόν* ,
niemals wieder zusamn
zum zweiten Male gege
wenn ich Theben überh
werde ich das Schlimm
niemand folgen würde, a
σε „die herzliche Teilna
Fremdling noch selbst ar
reits fortgegangene Anti
altherkömmliche Unterp
λόβου ist doppelt zu d

. Kern) = träge, weichlich; „sollte auch Theseus eben in tragem blummer liegen, sobald er von dir hört, wird er sofort erheinen“. 528 ἐπλήσω „du fülltest das Bett der Mutter d. h. nahmst es ein“. 1220 τοῦ Θέλοντος „gehört nicht komparativ zu πλέον, sondern possessiv: wenn einer in das hineingerät, es innerhalb seines Willens zu viel ist, zu weit geht, d. h. wenn zu viel begehrt, zu lebensgierig ist“ (nach Herm.); es ist wohl it Reiske δέοντος zu schreiben nach dem Schol. — 1436 „es muß was freier aus τὰδ' εἰ τελεῖτέ μοι zu dem ἔξετον ein τελεῖν (oder οὐδέν) ergänzt werden: möge es euch gut gehen, wenn ir mir diesen Dienst nach meinem Tode leistet; denn lebend erdet ihr mir nicht irgend einen Dienst mehr leisten können“. 466 vielleicht ist βα (in οὐρανία) durch Synzesis einsilbig zu sen“. 1675 παροίσομεν „bei seinem letzten Schicksal haben wir unberechenbares (unvergleichlich Schmerzliches) gesehen und erbt und werden es (die Erinnerung daran) nun daneben (neben unserm übrigen Leid) tragen“. 1677 εἰκάσαι soll hier in der eigentlichen Bedeutung ‚vergleichen‘ stehen; „Antigone will sagen, sie könne ihren Schmerz mit nichts anderem vergleichen“: diese Erklärung paßt aber nicht recht in den Zusammenhang; außerdem st zu berücksichtigen, daßs man, um hier die Überlieferung zu halten, den entsprechenden Vers der ἀντιστρ. ändern muß. B. setzt 1704 auch Elmsleys ἐξέπραξεν ein; im Anhang ist eine Bemerkung hierüber (aus Versehen) ausgefallen. — Ich will nicht unerwähnt lassen, daßs auch B. an den meisten der eben angeführten Stellen gegen die Echtheit der Überlieferung Bedenken rägt.

Was nun das in den oben citierten Grundsätzen über die Quellen unseres Textes Gesagte betrifft, so bin ich ganz anderer Meinung als B. und bin auch durch die vorliegende Ausgabe nicht u B.s Ansicht bekehrt worden. Sehen wir nämlich ab von den Stellen, in welchen fast alle Herausgeber die Lesart eines der apographa“ aufgenommen haben, so können die Stellen, an denen B. die Lesart einer anderen Handschrift eingesetzt hat, durchaus nicht für die Anerkennung der selbständigen Stellung dieser codices einnehmen. Dies sind folgende: v. 172 La κοῦκ κούοντας, Par. B. κοῦκ ἄκοντας; hierzu bemerkt Wecklein richtig: als ob κοῦκ ἄκοντας nicht augenfällige Korrektur und κοῦκ ἄκοντας zwar nach ἐκόντας (ἐκόντας κοῦκ ἄκοντας), nicht aber nach εἰκόντας am Platze wäre“. 381 καθέξων Par. A: mir scheint vielmehr das καθέξων des La darauf hinzuweisen, daßs εργος in v. 380, durch Abirrung zu 378 entstanden, fehlerhaft ist; vgl. Nauck und G. H. Müller. 432 κατήνυσεν Par. A: wie st κατηίνυσεν des La zu erklären? 460 „da Par. A τοῖς δ' μοις hat, so ist nicht abzusehen, wozu weitere Änderungen dienen sollen“: man muß sich doch fragen, wie kam der



im übrigen wird
eines Soph. - Kritikers
bisweilen findet man
dieser Konjekturen, so
Einführung der Negativ
Denn *μη ποιεισθε τ*
doch immer nur bede
etwas. Dagegen acht
μη ποιεισθε αυτους
Nauck nicht aufser ac
Wecklein und Blaydes.
genommenen Konjekturen
Seidler, „die Überlieferung
θαποισιν möglich ist,
werden; auch ich glaub
Papageorgs Diss. 1883
Porsons *ανους* (von N
αλους nur gezwungen
αλλους paläographisch
die Überlieferung hat,
klärt (Berl. Phil. Wchs
Sp. 387): „dort werde
und das Gefolge der I
zusammenstoßen“ (*κα*
αδελφας Subj. wie *θη*
Schwestern sondern ...

γ) λόγος αὐτὸν ἔχει und 1695 (ἐτ' hinter μηδ' hinzugefügt und τῷ gestrichen).

Außer den oben angeführten Stellen, an welchen B., um die Berlieferung zu halten, zu absonderlichen Erklärungen greifen mußte, wird man nur selten an den Noten etwas aussetzen finden. 138f. φωνῇ ὄρω τὸ φατιζόμενον „durch die Stimme sehe ich das, was gesagt wird, d. h. durch den Schall der Stimme werden die Worte, die ich vernehme, für mich gleichsam einäumlich bestimmtes Ding“: ich möchte mich lieber der Ansicht letzters anschließen, nach welchem τὸ φατιζόμενον nur der erklärende Beisatz eines Scholiasten ist. 701 wird παιδοτρόφος wohl richtiger auf den Gebrauch des ὄλες in der Palaestra bezogen. 1380 faßt B. (wie die meisten neueren Hsgeb.) θάκημα καὶ θρόνονος als ἐν διὰ δουτῶν = Königsherrschaft; ich meine, man muß mit Herm. θάκημα auffassen als sedes Polynicis ad iram Neptuni = Bittsitz, in welchem Sinne es v. 1160 und 1179 gebraucht ist. 1447ff. erklärt B. anders als Nauck, Weckl. u. a., indem er schon vor 1447 den Donner beginnen läßt; wenn diese Erklärung auch möglich ist, so ist doch nicht zu billigen, was B. gegen die übrigen Erklärer bemerkt. Solange B. keine andern Gründe anführt, halte ich die frühere Auffassung für mindestens ebenso berechtigt als die seinige. — Nicht genügend erklärt scheint mir 47f.; ebenso vermisste ich eine Erläuterung des ἐν βέ in v. 55. — Hervorheben will ich noch die Auffassung B.s von 922 „φωτῶν ἀθλίων ist possessiver Gen. und geht auf Oidipus: die den Schutz der Götter anflehenden Angehörigen eines unglücklichen Mannes“. 1201 „λιπαρεῖν hier in der ursprünglichen Bedeutung hartnäckig sein, verharren (bei der Weigerung) . . . Dazu der Dativ der Beziehung: gegen solche, die u. s. w.“ scheint mir richtig). 1570 setzt B., um φασί festzuhalten, hinter πολυξέστοις ein Kolon und ergänzt in dem Relativsatz εἶναι (?).

Der Rückblick behandelt in drei Teilen den Gang der dramatischen Handlung, den Grundgedanken des Dramas und die Zeit der Abfassung. B. kommt hierin zu dem Resultat, daß der Zweck, um den sich das ganze Stück dreht, nur das persönliche Schicksal des Oidipus sein kann, wohingegen die Annahme politischer Tendenz abzuweisen ist, und daß in dem Stücke nichts nachzuweisen ist, was der Abfassung durch den schon hochbeagten Dichter, also der einstimmigen Überlieferung, widerspräche. Ich unterschreibe das hier von B. Gesagte fast ohne Ausnahme. Besonders lobend ist auch anzuführen die ausführliche Darlegung der Vermisste.

Im kritischen Anhang I (Lesart des Laur. A) habe ich vermist: 827 πορδύσεται, σ a m. rec. insertum. 1256 versus serius n marg. additus und 1119f. La inverso ordine habet, sed ad-

Berlin, Weimarusche Buchh.
K. Metzger in Bl. f. d. baye

Niemand kann bestreiten
Erklärung des Soph. sehr ver
oft genug in der Verwerfung
zu weit geht. Einen Beweis
Beschäftigung mit unserm Sch
neue Aufl. des Oid. auf Kol.,
lich von der 1878 erschienen
jeder Seite die nachbessernde
der Einleitung sind nur kle
besserungen des Ausdrucks, v
Meinung hätte N. hier etwas
mir z. B. nicht richtig, wenn
Eurip. hat Soph.) den Unterg
die Stelle des Familienfluchs
die verdiente Strafe nach sic
der Söhne, der bestraft wird,
Grund ausgesprochenen Fluc
— S. 14 liest man noch, eine
Schlusse des Oid. T. ausspric
werden, würde gegen die Eur
S. 29 läßt N. noch den Inh
ment für die Komposition de
Soph. gelten. S. 30 heißt e
Dramas läßt sich nicht bezw

fehlen: jedenfalls ist dies um so mehr zu verwundern, als diese Ausgaben doch gewifs nicht blofs für Schüler gemacht sind. — Im Text haben folgende neue Vermutungen Aufnahme gefunden: v. 174 *ξένε* (gut); v. 534 *ώδινες* st. *ώδινος* (?); v. 701 *κοιροτρόφου* (unnötig; die Erklärung der Stelle aber scheint mir richtiger als in den früheren Ausg. zu sein); v. 727 *χειρός* (von Naber; vielleicht richtig); v. 729 *είληφότα* (v. Blaydes; unnötig); v. 827 *πορεύεται* st. *πορεύσεται* (gut, zumal nach der neuesten Kollation im La S nicht das *σ* eingefügt hat); v. 1021 *τ. π., αυτός ήγεμών δείξης έμοί* (v. G. H. Müller; auch ich halte *ήμων* der mss. für verderbt, suche aber darin wie Hermann u. a. ein Participium); 1351 *οδ' άν* (mit Brunck; nicht gut); 1468 *άθρήσω* st. *αφής* (v. Fr. W. Schmidt; ?); 1771 *ίόντε* (v. Naber; ?). — In dem ersten Teil des kritischen Anhangs, in welchem im übrigen die Abweichungen von La jetzt viel sorgfältiger als früher angemerkt sind, hat sich ein Irrtum eingeschlichen bei v. 166. wo N. als Lesart des La angiebt *ισχεις*; dies ist eine Konjekture von Reisig, während La hat *έχεις*, cui *οϊσει* superscr. S. Ungenau ist auch die Bemerkung zu v. 1256 „om.“; nach der neuen Kollation von Lami ist dieser v. von S in marg. hinzugefügt. v. 1339 fehlt hinter *άγγελών* zum mindesten „pr. m.“, denn auch nach der neuesten Kollation scheint nur *έγγελών* in La genau zu lesen zu sein. — In dem zweiten Teil des Anhangs teilt N. aufser den neuen Vermutungen anderer Kritiker (bes. Gleditsch, Naber, Blaydes, G. H. Müller) auch eine ganze Reihe eigener Konjekturen mit, von denen ich indes für beachtenswert nur folgende halte: v. 22 *έκμαθειν μ'έδει*, 625 *ηδξάμην*, 1033 *ξένου* st. *ένός*, 1322 *κεθνός*, 1519 *γήρωσ άμοιρα*. Vermisft habe ich eine Bemerkung darüber, dafs v. 988—996 angefochten sind; ich sagte über diese Verse in meiner Dissert. (de fabula Oedipodea apud Sophoclem Berol. 1879) S. 18: postquam Oedipus usque ad v. 977 immerito sibi parricidium a Creonte crimini datum esse ostendit et usque ad v. 987 alteram opprobriorum partem, quod matrem in matrimonium duxisset, refutavit, iterumne eum non voluntate se patrem occidisse dicere idque tanquam si antea nullo verbo caedem tetigisset? Quod mihi quidem non est credibile. — Durch das Bestreben N.s, die Anmerkungen kürzer zu fassen, sind einige Male Unklarheiten entstanden, so v. 196 „*λάου* schon der Grammatiker Herodian“; 532 „*παίδες* war beizubehalten“ (La hat *παίδες*, N. im Text mit Elmsley *παίδε*). — An Druckfehlern sind zu berichtigen: im Text v. 64 *ή*, 70 *α'*, 720 *ώ*, 723 *οδ'*, 1031 *ών*, 1516 *πολλά*; im Anhang v. 75 *αφάνης*, 229 *ών* u. a. — Endlich will ich noch erwähnen (aus dem Vorwort S. 4) zwei neue Vermutungen N.s zur El.: v. 301 und 302 sollen ihre Stelle getauscht haben; v. 944 *ώφέλησις* st. *ώφέλειά γ'*.

- 3) Sophokles' Antigone für den Schulgebrauch erklärt von Georg Kern. Gotha, F. A. Perthes, 1883. IV u. 68 S. 8. (Vgl. H. Müller in Berl. Phil. Wochenschr. 1884 Sp. 68 ff. H. Gleditsch in Wochenschr. f. klass. Phil. 1884 Sp. 549 ff. Metzger in Phil. Rundsch. 1884 Sp. 1320 ff. Sitzler in Gymnasium II Sp. 407 f.)

Diese Ausgabe gehört zur Bibliotheca Gothana; sie „soll den Schülern eine knapp gefasste, wirksame Hilfe bieten, so daß sie mit Anwendung des Lexikons imstande sind, ein vorläufig ausreichendes Verständnis des Stückes zu gewinnen“. Von den angeführten Rezensenten wird die Leistung K.s nicht bloß anerkannt und für brauchbar gehalten, sondern sogar gelobt und warm empfohlen. Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen. Nachdem ich die Ausgabe Wort für Wort geprüft habe, bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß sie durchaus die gleichen Mängel hat, welche schon an mehreren Ausgaben desselben Verlages von anderer Seite hervorgehoben sind. Demgemäß kann ich die Ausgabe zum Gebrauche nicht empfehlen, wenigstens vorläufig nicht; ich halte sie aber für verbesserungsfähig, und daher erlaube ich mir, zur eventuellen Benutzung bei einer 2. Auflage dem Hsbg. einige Bemerkungen zu unterbreiten, welche zugleich zur Begründung meines Urteils dienen mögen.

Ich bin wie K. der Ansicht, daß man die Überlieferung mit Pietät behandeln muß; es durften aber nicht gehalten werden Lesarten wie v. 4 οὐτ' ἄτης ἄτερ „Verwirrung der Negation, als ob stünde μετ' ἄτης oder ἄτης πλῆρες“: im Griechischen ist eine solche Verwirrung noch nicht nachgewiesen. — 24 σύν δίκη χρησθεῖς δικαία „σύν statt des bloßen Dat., χρησθεῖς statt χρησάμενος“. — 158 τινὰ δὴ, während von den meisten neueren Herausgebern mit Recht Hermanns τινὰ δὴ angenommen ist. — 211 f. σοὶ ταῦτ' ἀρέσκει . . . Κρόνον, τὸν ἠῆδε δύνονον καὶ τὸν εὐμενῆ πόλει „δύνονον und εὐμενῆ wie von einem νομίζων abhängig“: ich halte eine solche Konstruktion für unmöglich. — 280 wenn καί, wie K. selbst sagt, mit ἀργῆς zu verbinden ist, so muß man wohl auch mit Seidler καὶ με st. κάμει schreiben. — 420 ἐνθ' vgl. lex. Soph. „ἐνθα ibi nec proprie nec tralate significat, sed ubi“. — 436 ἀλλ': Dind. wohl richtiger ἄμ'. — 648 τὰς φρένας ὑφ' ἠδονῆς „in φρένας die zweite Silbe in der Arsis lang“: bisher hat das noch niemand für möglich gehalten; giebt es etwa Beispiele dafür? — 905 ff. verteidigt K.; besonders auffallend in dieser Verteidigung sind die Worte „überdies hätte Antig., wenn sie es auch sagt, vielleicht als Mutter oder Gattin nicht so gehandelt“. — 952 ὄμβρος: was soll das heißen: „die Gewalt des Unwetters entgeht der Macht des Schicksals nicht“? — 1119 Ἰταλίαν.

Bei dem höchst konservativen Standpunkt K.s ist es sehr zu verwundern, daß er einige Male Konjekturen in den

Text gesetzt hat, die durchaus nicht Anspruch auf große Wahrscheinlichkeit haben, so 110 ὅς . . . Πολυνείκους. — 350 ὑπάξειαι st. ἔξειαι „aber das Fut. sehr auffallend“: richtig; und da nun doch die Überlieferung nicht gehalten werden kann, so hätte K. auch das Fut. beseitigen können. — 412 βάλοι st. βάλη mit Stephanus: Änderung unnötig; vgl. Erf.-Herm. In der Anm. steht übrigens βάλῃ. — 577 κοινῇ mit Fr. Kern (s. u.). — 851 οὐ βροτοῖσιν εἶ, οὐ νεκροῖσιν μέτοικος ein Versuch (von K. selbst), der Überlief. und dem Metrum gerecht zu werden: schon deshalb verfehlt, weil der nicht richtige Gegensatz βροτοῖς und νεκροῖς bestehen bleibt; außerdem beruht diese Vermutung, wie Gleditsch richtig bemerkt, auf irriger Auffassung des Metrums. — 1141 schiebt K. mit Kayser ἃ σά hinter πάνδαμος ein und behält die Überlieferung in der Gegenstrophe v. 1150 προφάνηθι Ναξίαις bei.

Überflüssig sind die kritischen Anmerkungen in v. 110. 486 (K. hat ὀρμαιμονεστέρας im Text, welches er nach Seidler erklärt; er nimmt also Ζηνός ἐρκείον als Gen. part.: meiner Meinung nach unrichtig; vgl. Herm.). 556 („Schol. μέντοι, in welchem μὲν τοῖς statt τοῖς μὲν steckt“). 613 (es war kurz anzumerken, daß πᾶμπολις unverständlich ist). 840. 941. 1289 („λόγον hinter νέον ist Zusatz eines Erklärers, der nicht νέον mit μόρον verband“; der Schüler wird sich im Text vergeblich nach dem λόγον umsehen).

Von den gegebenen Erklärungen halte ich für unrichtig folgende: 10 τῶν ἐχθρῶν κακά „Übel, wie sie die Feinde leiden“: τῶν ἐχθρῶν kann dem τοὺς φίλους gegenüber nur von Kreon verstanden werden. — 140 „mit ἄλλα δ' ἐπ' ἄλλοις wendet sich das Lied zu dem Brüderpaar“: die übrigen Führer werden dem Kapanews gegenübergestellt. — 150 „ἐκ μὲν δὴ πολ. zu trennen von τῶν νῦν, der jetzigen Lage . . .“: hiergegen vgl. Petri in N. J. 127 (s. u.). — 226 „κνκλῶν lächerliche Vorstellung statt des einfachen τρέπων“: es liegt in κνκλῶν doch wohl etwas mehr als das einfache τρέπων. — 280 „Geringe Meinung habe ich schon von euch Alten; soll nun am Ende noch Zorn hinzukommen?“: αἰγους τε καὶ γέρων ἅμα (v. 281) muß mit Nauck und Bell. erkärt werden „ihdricht, obwohl ein Greis“. — 247 „παλῦνας ist mehr als ein bloßes Bestreuen; nach v. 255 (ἡφάνιστο) ein Bedecken“: ich glaube vielmehr, daß ἡφάνιστο eine falsche La. ist, wofür vielleicht ἐκτέριστο eintreten könnte. — 255 soll ὁ μὲν die geringe Bildung des Sprechenden zeigen; richtiger Bell.: „bezeichnend für den Wächter, der an nichts anderes denkt“. — 260 „ἐγίγνετο ἄν es wäre . . . wenn sie nicht durch Gottesgerichte ihre Unschuld hätten beweisen wollen (v. 264)“: besser mit Bell. „wenn nicht einer gesagt hätte (268)“. — 268 „ἐρευνῶσι . . . im Deutschen nimm einen Inf. mit zu“: hiernach scheint K. Übersetzen zu wollen „da nichts mehr zu forschen war“; es heißt vielmehr „da wir mit unserem Forschen nicht weiter kamen“. — 301 εἰδέναι bedeutet nicht „ausgehen auf“, sondern „sich vor-

stehen auf“. — 337 „*ὑπερτάτων*“ weil die Existenz des Menschen von ihrer Fruchtbarkeit abhängt“: vielmehr weil *Γᾶ* den Griechen Mutter des Uranos, Kronos, Zeus u. s. w. ist. — 556 „nicht in meiner unausgesprochenen Herzensmeinung“: die beiden *τοῖς* v. 557 faßt K. dann mit Herm. nicht als Dat., sondern als Abl. „du mit deinem Urtheil im Herzen“ und „ich mit meinem Handeln“. — 582. „*εὐδαίμονες*“ Vokativ (*ἑοί*)“: mit *εὐδαίμ.* können nicht die Götter selbst gemeint sein, sondern nur Günstlinge der Götter. — 587 „*οἶδμα* Subi. zu *κλίνδεις*; im Satz mit *ὅτιαν* ist Subi. ἔρ. ἴφ. — Verbinde *δυσπν. Θρησσ. πνοαῖς*“: indem K. ἔρ. ἴφ. zum Subi. macht, nimmt er Erfurds Erklärung wieder auf, die alle späteren Hsbg. für unrichtig gehalten haben. Was mit *πνοαῖς* anzufangen sei, verschweigt K.; da er es nicht mit *πνοαῖς* verbindet, hält er es wohl für eine verderbte Überlieferung; das aber hätte gesagt werden müssen, um dem Schüler unnützes Nachdenken zu ersparen. — 700 zu *ἐπέρχεται* denkt K. „*ἡμῶν*, besonders aber *σοί*“; richtiger ergänzen sonst die Erklärer *πολιτ. δῆμον* oder *πολίτας*. — 759 „*ἐπί* abh. von *χαίρων*“: vgl. dagegen Nauck. — 799 „*ἐμπαίξει*“ ludos fecit, triumphiert. — *ἀμαχος* *ἀκαταμάχητος* oder schöner, weil ohne Wiederholung des Gedankens, *μάχη οὐ χρωμένη* ohne Schwert oder Lanze anzuwenden“: *ἐμπαίξει* heißt nicht „triumphiert“, und „denn ohne zu kämpfen treibt Aphr. ihr Spiel“ paßt nicht in den Zusammenhang. — 899 versteht K. unter *κασίγνητον* *καρῶν* immer noch Eteokles; ich glaube in meiner Diss. S. 41f. nachgewiesen zu haben, daß nur Polyn. gemeint sein kann; vgl. auch Bellerm. zu 899 u. 902. — 944 „Danae wurde... in ein unterirdisches Gemach geschlossen“: von einem unterirdischen Gemach ist weder bei Soph. die Rede, noch bei Pausanias, noch bei Horaz (*turris aenea*, was K. selbst anführt). — 1003 *φοναῖς* faßt K. mit dem Schol. als adi. auf; der Schüler wird wohl schwerlich das Adi. *φονός* im Lexikon finden. „Schon Herm. sagte: *vix credas, quemquam adeo se his (d. i. schol.) decipi passum esse, ut φοναῖς pro adiectivo esse putaret.* — 1135 *ἐπισκοποῦντα* macht K. abhängig von *εὐαζόντων*; richtiger verbindet man es wohl mit *πέμπει*. — 1159 f. „beide Verba finita zu beiden Partic.“: das wäre ebenso verkehrt, als wenn einer Hom. II. 8, 64 *ἐνθα δ' ἄμ' οἰμωγῇ τε καὶ εὐχολῇ πέλεν ἄνδρῶν ὀλλύντων τε καὶ ὀλλυμένων* beide Subst. mit beiden Partic. verbinden wollte. — 1301 *δξύθητος* soll heißen „mit scharfer Spitze (getroffen)“.

Überflüssig scheint mir die Erklärung zu sein zu v. 110 („Konstruiere *ὅς ἀρθρεῖς ὑπερέπτα*“: ein jeder Schüler wird den Relativsatz übersehen können). 426 („*ψιλόν*“) die Wächter haben wieder die Erde entfernt (v. 409f.: sollte das ein Schüler schon nach 15 Versen vergessen haben?). 579 („Schol. *αἰνιξοσίους*“: das wird ein Schüler noch weniger verstehen als das

erklärte Wort *ἀνειμένως*). 769 („ἀπαλλάξει] Haimon“); überflüssig und nicht richtig zugleich v. 235 („δεδοραγμ. scheint absichtlich abgeschmackter Ausdruck“). 252 („man könnte denken an *τίς ἦν* = *ὅστις*“: ernstlich?). 444 („in dem Optat. mit *ἄν* (scheinbar milde) und in der Wendung *κομιζ. σαιτόν* liegt ein verächtlicher Ton“: wer wird vor allem vom Opt. mit *ἄν* dies zugeben?). 453 (*τὰ σὰ κηρ.* soll bitter und verächtlich sein; ebenso sieht K. eine besondere Bitterkeit in *ἐχθές* 456: „das *ἐχθ.* sehr bitter, weil Kreon erst seit gestern König ist“). 1203 (übrigens sind die Handl. *λοῦσαντες . . . συγκατήθ. . . χώσαντες* schwerlich alle als in Kreons Gegenwart vollendet zu denken“). Unter den zuletzt angeführten Bemerkungen befinden sich einige, welche, wenn sie richtig wären, vom Lehrer gemacht werden könnten; ebenso greift K. auch noch an anderen Stellen dem Unterrichte vor. Dahin rechne ich v. 51 („die von ihm selbst herbeigeführte Entdeckung seiner Vergehen ist der Inhalt des Königs Oed.“) 236. 389 („für *ἐπει* „denn“; aber es unterscheidet sich doppelt von dem Griechischen“: es war entweder anzugeben, welches der doppelte Unterschied ist, oder noch besser bliebe diese Bemerkung dem Lehrer überlassen). 460. 463. 548. 523. 703. 888 („ζῶσα τυμβ. roher Ausspruch“).

Wie K. so bisweilen zu viel giebt, so giebt er auch oft genug zu wenig; nach meiner Meinung wenigstens durfte eine Erklärung nicht fehlen zu *οὐ* — *οὐκ* v. 5 f.; *γάρ* 178; 271 wäre statt „parallel steht der Inf. *ἀντιφών.* (Handlung) und die Konstr. mit *ὅπως* (Mittel der Handlung)“, worin übrigens „Mittel der Handlung“ kaum einem Schüler verständlich sein dürfte, ein Hinweis darauf am Platze gewesen, daß *καλῶς* mit *πράξαιμεν* zu verbinden ist. — 324 f. fehlt eine Bem. darüber, daß *ταῦτα* zu *δραῶντας* gehört. — Da K. 537 *δάκρυ λειβομένη* schreibt, wäre eine Bem. darüber, wie *φιλάδελφα* aufzufassen ist, angebracht. — 699 ist über die Konstruktion von *ἄξια τιμῆς λαχέιν* nichts bemerkt; zu *χρυσῆς* verweist K. auf ein Frg. aus Soph. *Αἴας Λοκρός*: lag da nicht Ant. 103 *χρυσέας ἀμέρας βλέφαρον* viel näher? — Ebenso sind nicht genügend oder gar nicht erklärt v. 775 (Bedeutung von *ἄγος*). 1062. 1065. 1090. 1213 (ist „v. 102“ hinter *προτέρων* nur vom Setzer ausgelassen? Jedenfalls war ein Hinweis auf diesen v. angezeigt). 1281. 1335 (*τῶνδε*).

Zu diesen Stellen kommt eine große Anzahl solcher hinzu, welche wegen der Kürze des Ausdrucks zu undeutlich sind: 21 („*γάρ*] verlangt die Zustimmung.“). 30 (die Erklärung von *πρὸς χάριν βορᾶς* „zur Gewährung des Fraßes“ paßt nicht zu K.s Interpunktion, nach welcher man *πρ. χ. β.* nur mit *εἰσορῶσι* verbinden kann). 64. 198. 149. 177 („er meint im besonderen polit. Bethätigung; sonst wäre *παντός* v. 175 zu viel gesagt“). 183 (*οὗτος οὐδέν ἐστι* steht garnicht im Text). 262 („*κοινοῦ*] S. v. 201. Unterscheide Getödete und Gefangene“).

111. 152. 399 (καρμολ) un-
sittl., nicht staatl. Verordnung?
nung?). 1006. 1042. 1054 („
wohl nur richtig, wenn es he
αφ. abh.). 1086. 1107. 1175
(„χολωθεις] weil er wieder zu

Andere Stellen können
welchen die La. oder Erklärung
während der Schüler nichts da
war der Stier vor dem Anspar
La ist nämlich ἀκμηῆτα, und
„dazu würde allerdings im vo
572 „Antig. steht in finstern
gerichtet, welche den v. der
höhnisch, ohne zu fragen“:
nichts davon weiß, daß di
wird?

Die Wahl des Ausdrucks
(„dem sie seit der Behandlu
(„es erscheint derselbe Bote
auch ausgedrückt v. 712 „π
fühlt das folgende ῥ in der
öfter Soph. vor ῥ; ähnlich
Homer“. Oder meint K., da
vor ρ verlängert wird? Es i
verlängern vor ο in der Rege

Hsgb. zu verdienen scheint: v. 602 ist *νόμις* wohl mit Recht beibehalten; „*φοινία νόμις*: die Erde auf dem blutigen Polyneikes. Das Wort *νόμις* spielt eine gewisse Rolle im Drama; s. v. 247. 256. 409. 429“. — 735 „*ἀγαν νόος*] weil Kreon übereilt von der Souveränität des Volkes spricht; er soll nur auf die Stimme des Volkes achten“.

b) Sophokles the plays and fragments with critical notes, commentary and translation in english prose by R. C. Jebb. Part. I. The Oedipus Tyrannus. Cambridge, at the university press. 1883. XCVIII und 327 S. 15 M. (Vgl. G. Raibel in D. L. Z. 1884 Sp. 1044 f. H. St. in L. C. B. 1884 Sp. 568 f. Wecklein in Phil. Rundsch. 1884 Sp. 386 ff. O. Riemann) in Revue de philologie IX (1885) S. 107f. Athenaeum No. 2948.)

J.s Sophokleausgabe ist auf 8 Bände berechnet, von denen die ersten 7 die 7 erhaltenen Tragödien und der 8. aufer den Fragmenten kurze Aufsätze über Stoffe von allgemeinem Interesse im Bezug auf Sophokles und einen dreifachen Generalindex zu allen 8 Bänden bringen soll. Der vorliegende Band, den Oed. Tyr. enthaltend, bietet zunächst eine Vergleichung des sophokl. Stückes mit der Behandlung des Mythos bei Sophokles' Vorgängern und mit der Bearbeitung desselben Stoffes durch spätere Dramatiker (Seneca, Corneille, Dryden, Voltaire), sowie einige Bemerkungen über moderne Aufführungen des Oed. Tyr. (S. XIII—LII). Weiter enthält die Einleitung Mitteilungen über die benutzten Handschriften und über die Konstituierung des Textes (S. LIII—LXIII) und die metrische Analyse der Chorpartien (S. LXIV—XCVIII). Daran schliessen sich die *ὑποθέσεις*, ein Verzeichnis der auftretenden Personen, ein Überblick über die einzelnen Teile des Stückes (S. 3—9) und der Text mit danebenstehender Übersetzung; unter diesen befinden sich die kritischen Noten (in latein. Sprache) und die erklärenden Anmerkungen, zwischen denen hier und da auch Erörterungen über die angenommene Lesart, über eigene und fremde Konjekturen eingefügt sind. Die Appendix (S. 297 bis 310) umfasst 17 Noten, von denen die erste einen Auszug aus Henry Norman, An account of the Harvard greek play, Boston 1882 giebt, während die andern Exkurse zu einzelnen Stellen des Oed. Tyr. enthalten. Den Schluss bilden die Indices (S. 311—327). — Mein Gesamturteil über J.s Ausgabe stimmt mit dem Weckleins überein: sie wird einen ehrenvollen Platz unter den Sophokleausgaben einnehmen, eine abschließende oder überhaupt tiefer eingreifende Bedeutung wird sie nicht haben; den Hauptwert der Ausgabe aber sehe ich nicht in den neuen Kollationen von Handschriften oder in der Behandlung des Textes, sondern vielmehr in der Erklärung. — J. hat sich die Mühe gegeben, aufer dem Laurentianus und Parisinus 2712 noch 11 andere, in Paris, Venedig, Oxford und Cambridge befindliche Hss. zu vergleichen, aber ohne irgend welchen Nutzen für die Soph.-Kritik;

Lesart einer andern erheblich; daher halt des Laur. hin den v. in einer Ausgabe w nicht blofs die wich Laur. alle gegeben w gaben über La überg wichtig sind, wie z. l La ἐπιχυρῶ, was J. man. antiqua): bei J. nicht erwähnt; auch Nauck u. a.) λάθρα s Vorsicht, mit welcher zu Werke geht, und, Verteidigung mancher anzuerkennen (so θα πρὸς δ' des Laur. f billigen, das J. man deutschen) Soph.-Kriti stens in der adnot. c die Überlieferung in ihm ab, wie in v. 722 J. mit Kvičala u. a. ἐκφάνω κακά, was mi ist, da dieser Interpun

Ὀιδίπλου (schon Gleditsch). 1218 ὄσπερ ἰάλεμον χέων. 1280 κατὰ f. κακά (Otto 1868). 1405 ταῦτοῦ f. ταῦτόν. 493 (Βασανίζων). 877 (ἄκρον) (gegen dieses Einschiesel spricht schon die metrische Ungenauigkeit); außerdem empfiehlt er unter dem Text noch: 1090 τὰν ἐπιούσαν ἔση. 1101 ἢ σέ γ' ἔφουσε πατήρ Λοξίας; 1031 ἐγκυρῶν f. ἐν καιροῖς. 1315 δυσούριστ' ἰόν und 1350 μονάδ' f. νομάδ'. Ich halte keine von diesen Konjekturen für wahrscheinlich. — Beachtenswerter als der von J. konstituierte Text erscheint mir, wie ich schon oben sagte, der erklärende Kommentar, in welchem J. alles für das Verständnis des Textes Erforderliche mit Sorgfalt und Gründlichkeit zusammengetragen hat, woraus ich besonders die große Anzahl von meist recht treffenden Parallelstellen hervorheben will. Bisweilen berücksichtigt J. auch Fragen, welche sonst von den Herausgebern übergangen werden; so wirft er z. B. zu v. 463 ff. mit Recht die Frage auf, warum der Chor nicht gleich sein Entsetzen über die Worte des Sehers ausspreche. Freilich die Antwort, die er darauf giebt: weil dies das erste Chorlied nach v. 215 ist und der Chor auch eine Betrachtung über das ihm von Oedipus mitgeteilte Orakel anstellen mußte — diese Antwort genügt mir nicht, vielmehr glaube ich noch an der in meiner Dissertation S. 15 f. begründeten Ansicht festhalten zu müssen: daß nämlich das erste Strophenpaar dieses Stasimons von dem zweiten zu trennen und zwischen v. 289 und 297 einzusetzen ist. — Einige Male gelingt es J. auch, durch seine Erklärung die Überlieferung gegen die Angriffe anderer Herausgeber zu schützen, z. B. v. 1512, wo er τοῦτ' εὐχασθῆ μοι übersetzt now I would have this to be your prayer oder make this prayer, as I bid you; dahin rechne ich auch v. 852 τόν γε Λαίον φόνον, da ich glaube, daß in dem Satze I refuse to heed Tiresias when he says that you will yet be found guilty of slaying your father Polybus nur aus Versehen die Worte your father Pol. eingetreten sind für the king Laius: Tiresias hatte behauptet, daß Oedipus den Laius erschlagen habe (vgl. v. 703 ff.), und gerade auf das in jener Stelle Gesagte (vgl. besonders v. 708 bis 710) kommt hier Iokaste zurück. — Nur an wenigen Stellen halte ich J.s Auffassung für verkehrt, so v. 390, wo er εἰ σαφῆς durch πέφηνας ὦν erklärt; v. 198 wird ἡμᾶρ mit den anderen Hsgbn. als nom. aufgefaßt, was mir schon wegen des folgenden τὸν . . ., ὃ Ζεῦ πάτερ, ἐπὶ σῶ φθίσσον κεραινωῖ nicht möglich zu sein scheint; ich ergänze Ἄρης zu ἐπέρχεται und fasse ἡμᾶρ als acc. = den Tag über; vgl. meine Dissert. S. 10. Ebensowenig kann ich die Ansicht J.s über das 2. Stasimon v. 863 ff. teilen; s. darüber das zu Becks Prog. Bemerkte. — Vielleicht noch geringer ist die Anzahl von Stellen, an denen uns J.s Kommentar in Stich läßt. Ich führe davon z. B. an v. 267: hier vermifft man eine Bemerkung über „Laios, der Sohn des Labdakos und Polydoros und . . .“ (für das adi. Λαβδακείῳ εἰ. Λαβδάκου

scheinlich steckt ein Druckfehler
v. 917, welche jedenfalls so,
ständig ist.

11) Wecklein a. a. O. vermutet
ἀλλογενῶν, in geflochten
willkürlich.

12) Wecklein a. a. O. vermutet

5—9) Sophoclis tragoediae

13) Schubert. Lipsiae, sumptibus

1831 d. 6 S. 1832. — 2. Antigone

1831 XIII, 47 p. 6 S. 1833.

14) Philoctetes XIV, 42 v. 5

15) Ein jedes dieser 5 Bändchen

16) im engen Anschluss an

17) metronum eine adnotatio critica

18) 3. Stücke in 2 Teile, in de

19) weichungen vom cod. Laur.

20) den zweiten die Stellen be

21) anderen Kritikern die Lesart

22) Elektra und dem Philoktetes

23) einigt, was jedenfalls für den

24) beiden Bändchen haben au

25) den ersten 3, dass dem Her

26) noster Kollation des Laur. (v

27) (von H. Lebègue) zu Gebot

28) über die Sant. Handschriften

asbaren Text hergestellt auf Grundlage der besten Überlieferung und unter gewissenhafter Benutzung der bisherigen Leistungen auf dem Gebiete der Textkritik; oft nimmt er eine Lesart in Schutz, die von andern verworfen ist, da aber, wo wirklich ein Fehler in der Überlieferung vorliegt, scheut er sich nicht, eine Konjekture in den Text zu setzen. Wenn ich so im allgemeinen die Ausgaben Sch.s empfehlen kann, so will ich doch nicht verhehlen, daß Sch. trotz des sichtbaren Strebens, an der Überlieferung festzuhalten, doch noch öfter als wünschenswert die überlieferte Lesart aufgegeben hat; dies gilt besonders von den letzten Bändchen, in denen auch häufiger als in den ersten von Sch. selbst herrührende Konjekturen erscheinen, welche größtenteils zu gewaltsam sind. Seltener weiche ich da von Sch. ab, wo er gegenüber den Änderungen anderer Kritiker der Überlieferung gefolgt ist. — Aus den einzelnen Stücken will ich nur das hervorheben, was mir nach der einen oder der andern Seite hin besonders beachtenswert erscheint; eingehender verbreite ich mich über Antigone und Philoktet.

1. Aia x. Vgl. H. Gleditsch in Philol. Wochenschr. III Nr. 12. H. Müller in Phil. Rundsch. III Sp. 1091 ff. Sedlmayer in Zeitschr. f. d. österr. Gymn. 1883 S. 343 ff. Fr. Emlain in Zeitschr. f. d. Gymnw. 1883 S. 670 ff. Metzger in Bl. f. d. bayer. G. 1883 S. 404. — Ohne genügenden Grund scheint mir die handschriftliche Überlieferung beiseite gesetzt zu sein z. B. v. 199 (πάντων). 269 (Gleditsch möchte ἐς τοσοῦτον „bis zu diesem Grade d. h. zwiefach“: jede Änderung ist unnötig). 331. 477. 605. 668. 705. 719. 790. 792. 853 (mit Schenkl τὰ νῦν st. τινε). 1256. Von den aufgenommenen Konjekturen halte ich nicht für gut v. 337f. (παρος u. πάλιν m. Nauck; auch mir scheint παρών wenigstens nicht richtig zu sein, aber N.s Änderung ist zu unsicher). 425 (στρατοῦ m. Schmidt getilgt, ohne genügenden Grund; Gleditsch schlägt vor: ἐπεὶ τὰ μὲν φθίνει, φίλοι (d. i. Feukros) δ' αἶψ' οὐ πέλας, μώραις δ' πτλ. in v. 405f. = ἐρῶ ὑβρ', οἷον οὔτιν' ἂ Τροία στρατοῦ δόρυθ'η κτλ.: zu gewaltsam). 516 (αὐτή m. Schenkl für ἀλλ' ἤ; ich würde mit Gled. ἦδη vorziehen). 601 (λειμῶσιν ἄπουα μηνῶν m. Schenkl). 835 (πανθίκους Schub.; ich halte Blaydes' Vorschlag αἰεὶ τ' ἐπιηκόους für wahrscheinlicher). 921 (ὡς ἀκματος ἂν βαίη μολῶν m. Pantazides; der Vers scheint mir damit nicht geheilt zu sein; εἰ βαίη ist wohl aus einem Glossem zu ὡς μόλοι entstanden). 923 (οἶμ' ὡς ἔχεις Schub.; die Elision des οἰ in οἶμοι ist bedenklich; aber auch abgesehen davon würde, wenn überhaupt geändert werden muß, eine Konjekture, welche die doppelte Form von οἶος beibehält, bei weitem den Vorzug verdienen). 1281 (σοῦ δὲξ' ἐμβήνας m. Weckl.; leichter ist die Änderung von Kraufs οὐ σὺ μὴ, βήνας). — Beachtenswert scheint mir zu sein die zu 546 mitgeteilte Vermutung Kvičala's νεοσφάγητον α. νεο-

Sp. 1310 n. — V. 21. behindert
hinter κακῶν einen Gedank-
brechung der Rede an: unwa-
den Text die gewaltthätige Ar-
κατὰ χθονός ἐκρουψε, die na-
rührt, was insofern nicht die
Kayser vorgeschlagenen νόμος
dafs der Stelle durch eine
zuhelfen sei, und will ἀνδ
den Eteokles, so sagt man,
Rechts und nach Brauch best-
st. εἰργασθῆναι, wie Sch. nach d
Druckfehler finden sich im
adn. crit. A. 100, B. 30. 42.
Gled. a. a. O. möchte lieber
genügenden Grund ἔχθρα m.
für unnötig eine Abweichung
(μαρζον hat übrigens nicht,
sondern auch Nauck, Beller-
st. βραδύς: nicht nur unnöt
vgl. Dindorf). 362. 407. 4
664. 718. 818. 837. 1027. 1
ausgestossen; vgl. Nauck, der
1102. 1111 (nach diesem Ver-
fall einiger Verse an). 1141
1210. 1205. 1210 (ὅτι ἐπὶ v

πολυεΐκης falsch überliefert sind. Freilich den von Sch. ange-
 benen Grund „tenendum est in his hypermetris 110—116=127
 133, 141—147=155—161 accuratam responsionem servari“
 nun ich nicht für richtig halten; daher stimme ich der Anzeige
 der Lücke von 3 Füßen in v. 156f. nicht bei. — 138 mit
 offen Διός, was schon des Metrums wegen (man erwartet eine
 Länge) nicht wahrscheinlich ist. — 158 τίνα empfahl vor Bonitz
 schon Erfurdt. — 212 κὰς st. καί aufgenommen nach Dind.,
 ebenfalls nicht mit Recht, wenn wirklich, wie Sch. bemerkt, die
 Überlieferung durch Stellen wie Dem. Lept. § 34 τί οὖν οἴεσθ’
 τοῦτον; und Xen. Anab. 5, 7, 26 τοῦτους τί δοκεῖτε; ver-
 eidigt werden könnte; ich meine aber, daß die von Sch. ange-
 gebenen Stellen anderer Art sind als unsere. Bellermanns Änderung,
 welche viel Wahrscheinlichkeit hat, ist nicht notiert. — 203 will
 ich. ἐκκεκηρῦχθαι τάφῳ halten, ohne daß er es von λέγω
 v. 198 abhängig macht, welches er vielmehr eng mit Πολυεΐκην
 verbindet. — 215 will Sch. die Überlieferung stützen durch die
 wunderliche Erklärung: ut concessio (χράμαι δὴ facile subin-
 telligitur) i. e. ut hac, quam ipsi agnoscitis, summa potentia,
 et custodes nunc sitis iussorum. — 221f., 226, 352, 353f. u. a.
 sind die Vorschläge von Nauck u. a. nicht erwähnt, was sich zum
 Teil freilich daraus erklärt, daß, wie es mir scheint, Sch. nicht
 die letzte (1880 erschienene) Auflage der Ant. von Nauck benutzt
 hat. — 326 das handschriftliche δειλά bewahrt nach Kv.: ich
 ehe mit allen Herausgebern das durch schol. überlieferte δειλά
 vor. — 351 ὀχμαΐζεται ἀμφίλοπον ζυγῶ nach Franz und Kv.;
 Bellermanns Vorschlag, der der Überlieferung nahe steht und guten
 Sinn giebt, ἵππον ἐθίξεται ἀμφίλοπον ζυγόν führt Sch. nicht
 an. Beachtenswert scheint mir die Bemerkung, daß ἀμφίλοπον
 (= iubatium) mit ἵππον zu verbinden sei, „ut, quemadmodum
 voces θηρός et ταῦρον binis sunt ornatae epithetis, ne in voce
 ἵππον quidem concinnitas desideretur“. — 369 περαιῶν mit
 v.: das Wort, welches sich sonst nirgends findet, hat K. sich
 selbst gebildet (von πεῖραρ). — 392 schreibt Sch. nach eigener
 Vermutung εἰκός st. ἐκτός, welches aus v. 330 entstanden sein
 soll (wie denkt sich Sch. das?); παρά ist dann ἀπὸ κοινοῦ ge-
 setzt: aber durch die von Lobeck zu Ai. p. 206 angeführten
 Stellen wird die hier entstehende Härte des Ausdrucks nicht ge-
 nügend entschuldigt. Gleditsch a. a. O. erwartet ein Adj. des
 innes-„unerwartet“ und schlägt vor ἄλογος. — 390 „ἄν iunge
 im ἐξήνυχον“: hätte doch Sch. auch hinzugefügt, wie er den
 Vers übersetzen will; denn von den beiden Übertragungen, welche
 wir danach möglich scheinen, „ich würde mich schwerlich ge-
 ehrt haben, jemals hierher zu kommen“ und „ich würde mich
 gerühmt haben, schwerlich jemals hierher zu kommen“, paßt
 eine in den Zusammenhang. — 465 bis 468 nach Kv. einge-
 klammert; die für den Zusammenhang notwendigen Verse ver-

teidigt Müller a. a. O. und will 467 *φανέντ'* f. *θανόντ'* schreiben. — 506 f. hält Sch. wohl mit Recht. — 520 weist er richtig Bergks *ἴσα* (f. *ἴσος*) ab. — Da Sch. 598 kein Komma hinter *τις* setzt, scheint er *θεῶν τις* auch zu *ἔχει* als Subjekt zu nehmen. — 557 *μὲν τῶς, τῶς δ'* mit Kv.: zu willkürlich; das zweite *τοῖς* zu ändern, liegt kein Grund vor. — 599 f. *ὄπερ* Kv. ex scholio' und *ἔτέτατο* M. Schm. ex scholio': *ὄπερ* hat schon Hermann in seiner Ausgabe 1830 im Text; aber wenn auch Kvičala, ohne Herm.s Konjektur zu kennen, denselben Gedanken gehabt hat wie Herm., so würde ich doch mehr Herm.s frühere Ansicht (Ausgabe 1823), *ὑπὲρ... ὃ τέτατο* zu schreiben, billigen, wenn überhaupt eine Änderung notwendig wäre; vgl. W.-Bellerm. Übrigens scheint mir aus dem schol. eher hervorzugehen, daß der Scholiast *ὑπὲρ* gelesen hat, als daß er *ὃ* oder *ὄπερ* in seinem Texte hatte. — *ἔτέτατο* schrieb schon Brunck. — 591 ist unter denen, welche *δυσάνεμοι στόνα βρέμουνσιν* schreiben, Jacobs angeführt: unrichtig; denn Jacobs schlug vor *δυσανέμοι στ. β.* — 663 ff. behält Sch. mit Recht die überlieferte Versfolge bei; er bemerkt dazu 'nisi quid intercidit post v. 660, versus 655 — 660 *παρηνθέσεως loco sunt habendi*': letzteres halte ich nicht für möglich; aber der Zusammenhang zwischen v. 660 und 661 ff. ist auch mir vollkommen unklar. Sind vielleicht die beiden Verse 661 und 662 auszuschneiden? — 736 das handschriftliche *γς* wohl mit Recht beibehalten; Wolffs Umstellung der Verse 736 bis 738 nicht erwähnt. — 756 f. die überlieferte Versfolge beibehalten; vgl. darüber auch F. Kern Neue Jahrb. 1882 S. 351 bis 56. — 775 verteidigt Sch. *ὡς ἄγος μόνον* 'sana haec sunt, cum verba *φορβῆς τοσοῦτον* non ad *ὡς ἄγος μ.*, quod est parenthetice dictum, sed ad sententiam finalem *ἄπως* — *πόλις* referenda sint': damit ist freilich *ὡς* gerechtfertigt, nicht aber *μόνον*, wofür Hartung *φεύγειν* setzen wollte. — 797 *τῶνδε παίδερος*: diese Konjektur, welche übrigens nicht von J. H. Schmidt, sondern von Emperius herrührt, ist nicht nach meinem Geschmack; was soll *τῶνδε* bedeuten? — 836 schaltet Sch. *σοι* hinter *φθιμένα* ein: diesen Vorschlag Meinekes hat auch Gled. aufgenommen. — 855 *πότμω* nach Kv. für *πολύν*: ansprechend; Metzger a. a. O. vermutet *βαρύν*. — 859 f. *οἶτον* m. Brunck f. *οἶκτον, δόμου* m. Blaydes f. *πότμου* und *κοινόν* m. Hense f. *κλεινοῖς*: dadurch wird freilich ein lesbarer Text gewonnen, derselbe entfernt sich aber zu sehr von der Überlieferung. — 981 mit Schenkl *τοι* hinter *ἀρχ.* hinzugefügt: alle Emendationen in dieser *στρ.* und *ἀντιστρ.* sind unsicher; ebenso der Vorschlag Müllers a. a. O., *ἀλαόν* 974 u. *Βορσάς* 985 zu tilgen, da beide überflüssig sein. — Daß *ἀντασ'* 982 für korrupt gehalten wird (meiner Meinung nach mit Recht), hätte angegeben werden müssen. — 994 *τηνδε ναυκληρεῖς* nach der Überlieferung; es ist wohl Valckenaers Vorschlag *τηνδ' ἐναυκληρεῖς* vorzuziehen; vgl. Wex u. Dind. — 1098

ρον, welches statt λαβειν des La (u. Lb) die übrigen Hand-
 riften bieten, beruht wahrscheinlich auf Konjektur, jedenfalls
 es unnötig; Müller vermutet dafür τανυν. — 1128 στίχουσι

Dind.: die Verderbnis scheint tiefer zu liegen; das Präsens
 έχω ist bedenklich; vgl. Nauck. Die Konjektur Κωρινθίας γυν-
 νίς τ' έχουσι (M. Schmidt u. M. Seyffert) hätte wenigstens er-
 ihnt werden müssen. — 1150 προφάνηθ' ὠναξ m. Bergk:
 unsicher; vielleicht ist die Strophe verderbt. — 1183 schreibt
 H. ὄνακτος f. ὁ πάντες; Müller a. a. O. macht richtig darauf
 aufmerksam, daß ἄνακτες so gebraucht mit einem Genetiv ver-
 binden steht und es dann konsequent auch ἄστως heißen müßte.
 Müllers Konjektur ὁ παντάριστοι würde ich vorziehen, wenn
 überhaupt zu ändern ist; vgl. Muff a. a. O. — 1281 nach Hei-
 nd ausgeschieden, damit 1278—83 mit 1301—5 respondieren:
 zureichender Grund; mit demselben Recht und vielleicht rich-
 tiger kann man den Ausfall eines Verses hinter 1301 konstatieren.
 1281 braucht nur ῥ in ῑ geändert zu werden (so Herm.). —
 1342 πότερα κλιθῶ m. Kayser f. πρότερον ἴδω πᾶι καὶ θῶ:
 willkürlich; ebenso wenig sicher ist aber auch die Änderung,
 welche Müller a. a. O. empfiehlt: ὄπα προσπέσω, ἰῶ, πᾶ κλιθῶ
 τάντα γάρ gestrichen). — 234 vermutet Gleditsch a. a. O. οὐ
 . σοί.

3. Oedipus rex. Vgl. H. Müller in Phil. Rundsch. 1883
 p. 1477 ff. H. Gleditsch in Woch. f. kl. Philol. 1884 Sp. 361 ff.
 otzger in Bl. f. d. bayer. G. 1883 S. 464, J. Rappold in Z. f.
 öst. G. 1884 S. 501 f. — Die eigenen Konjekturen Schs. in
 esem Stücke sind folgende drei: v. 360 ἢ οὐ τρανῆς λόγος, 852
 ὄβρον st. φόνον und 1167 γ' ἔκθρα δαυμάτων st. γεννημάτων; von
 esen ist die erste zu gewaltsam, und die beiden ändern halte
 h für unnötig. — Von andern Kritikern hat Sch. folgende neue
 mmutungen aufgenommen: 144 οὐτος Schenkl st. ἄλλος (un-
 ötig). — 1477 πάρος σὴν Kvičala st. παροῦσαν (nicht gut; gegen
 v. spricht Wortstellung und Tautologie; Gled. a. a. O. hält für
 angemäfs γνούς σὴν παροῦθε [mit Blaydes] τέρψιν, ἧς ἔχει
 nit Wunder] πάλαι). 1495 γονοισιν Schenkl st. γονεῦσιν
 unwahrscheinl.; rührt übrigens von Wecklein her). — 1513 βίου
 Schenkl f. τοῦ βίου. Außerdem ist noch erwähnt, nicht aber
 den Text gesetzt 792 ἄπλετον sive ἄπλητον Schenkl f. ἄ-
 λητον. — Von den Stellen, an denen Sch. abweichend von der
 berlieferung Konjekturen älteren Datums eingesetzt hat, erwähne
 h als solche, mit denen ich nicht einverstanden bin: v. 18 ἰερῆς
 . . . οἱ δ' ἐξῆς θεῶν. 198 ταλεῖ γάρ, εἰ, τὸ (= ὁ). 491 ὁ
 νῦ. 624 f. mit Haase umgestellt und εἰς ἄν st. ὅταν. 741 ἀκ-
 ῆν ἔχων ἔβη. 742 μέλας. 866 οὐρανία αἰθέροι. 880 νόμισ-
 α. 1031 ἐν κατοῦς με. 1064 δρᾶν. 1114 ὄντας. 1409
 γδ' ὄρῶν. 1512 εὐχασθ' ἔχω. 1528 ἔδει. — Die Überlieferung
 t meiner Meinung nach nicht gut beibehalten: 221 (ich möchte

ἀντός, οὐκ mit Schneidewin). 244f. (diese Verse sind wohl vor 252 zu stellen). 329 (Sch. schließt mit Κνίχαλα ὡς ἂν εἶπω μὴ τὰ σ' in Kommata ein).

Müller a. a. O. vermutet v. 198 τέλος st. τέλει. 852 οὐ σοί ποτ'. 624ff. sollen 2 Verse ausgefallen sein, einer nach 624 und einer nach 625, die beide dem Oedipus angehörten.

Gleditsch a. a. O. will 852f. τὸν δὲ Λαῖον φόνον φανῆ πεσόντ' ἐς ὄρθον „dafs Laios' Tod richtig d. h. dem Orakelsprüche gemäß eingetroffen sei“. 1167 θεμεσίωv. 66 μ' ἀνακρίνατα (beachtenswert). 422 ὅταν καταίσθῃ λιμέν' ἄορον, ὃν δοκῶν εὐορμον εἰσέπλευσας (viel zu willkürlich). 1055 γιντοῦτον λέγειν st. τὸν θ' οὐτος λέγει „denkst du, dafs dieser — jenen meint, welcher . . .“. 1247f. τῆν δὲ δύστηνον λίποι τοῖς οἰσιν αὐτοῦ πασὶν ἐς παιδουργίαν.

4. Elektra. Vgl. Gleditsch in Woch. f. kl. Phil. 1884 Sp. 1290 f. H. Müller in Philol. Rundsch. 1884 Sp. 993 ff. Wecklein in Berl. Phil. Wochenschr. 1884 Sp. 645 ff. Metzger in Bl. f. d. bayer. G. 1884 S. 491f. Von den 14 eigenen Vermutungen Sch.s wird ein anderer Herausgeber wohl kaum eine der Aufnahme für wert erachten; ein zwingender Grund, von der Überlieferung abzugehen, liegt meiner Meinung nach nicht vor v. 383 (Sch. μῆ—καί st. καί—μῆ). 601 (ἄλλον st. ἄλλος). 909 (γε συγγενῶν st. γ'έμοῦ καὶ σοῦ). 1282 (τότε μὲν vor ἔσχον ὄργαν eingeschoben). 1296 (φραζῶν st. οὐτως). Ebenso läßt Sch. ohne ausreichenden Grund 1007f. und 1053f. (mit der Änderung εἰ st. ἦν) den Platz tauschen. — 122f. schreibt Sch. (zum Teil nach Gleditsch τί σ' ἀεὶ τάχεις — στενάχουσα: wenn ich auch Sch. darin beistimme, dafs ein gröfserer Fehler nicht in dem entsprechenden Verse der ἀντιστρ., sondern hier zu suchen ist, so halte ich doch Sch.s Lesart wegen des τάχεις σε st. τάχει für bedenklich. — 575 πολλά τ' ἀντιβάς ist wahrscheinlich, vermutete aber vor Sch. schon Walter. — 691 ἀγῶνας ἄλλων, πένθ' ἄπει ist zu unsicher. — 825 schaltet Sch. νέμεισιν hinter ὄρωντες ein unter Beibehaltung des ἀπάταις in v. 838: letzteres ist überflüssig und in v. 825 wird nichts vermisst; also ist es wohl richtiger, mit Brunck ἀπάταις zu streichen. — 851f. wird durch πάνδουρος πάνθουρος — θ' ἢ γ' αἰών freilich ein lesbarer Text gewonnen, aber ἀχέων darf m. M. n. nicht hinausgebracht werden. — 1147f. ἔτρεφον st. ἦσαν und (m. Nauck) δὲ μήτηρ st. δ'ἀδεληφή: gut erklärt die Überlieferung Müller a. a. O. mit der Änderung ἔγωγ' st. ἐγὼ δ' „ich wurde von Dir Ernährerin, ich, die Schwester (nicht die Mutter Klytaimn.), stets genannt“; aber vielleicht ist auch nicht einmal ἐγὼ δ' zu ändern, sondern nur hinter τροφός ein Kolon zu setzen, also „ich war Deine Wärterin, und ich, die Schwester, wurde stets von dir angeredet (nicht die Mutter)“. — 1413 σ'αὐ st. σε: damit sind die Verse nicht geheilt. — 1458 πάθας (oder πάθος, was Gleditsch a. a. O.

für angemessener hält) scheint mir nicht passend im Munde des Isth; ich erwarte zu *ἀναδεικνύναι* ein Objekt in der Bedeutung „Leichnam“. — Von den Stellen, an welchen m. M. nach Sch. nicht gut andern Kritikern gefolgt ist, hebe ich hervor: 21. 28. 45. 47. 61. 100. 172. 195. 197. 219. 222. 495. 557. 1076 (*ἄ παῖς* m. Schneidewin und *οἶτρον* m. Mudge: scheint mir besonders deshalb bedenklich, weil dann auch der entsprechende Vers 1063 geändert werden muß). 1070 (*νοσέται*). 1209 f. 1223. 1285 (ich ziehe Musgraves *τὰ δεινά* vor). 1328. 1343 (Weckl. a. a. O. vermutet *χλίουσιν ἐν τοῦτοισιν*). 1413 (*Πέλοπος*). An manchen dieser Stellen ist jede Abweichung von der Überlieferung unnötig. — 688 schreibt Sch. mit Nauck u. Bergk *πάνροισι πολλά* st. *πολλοῖσι παῦρα*, scheint aber 688 f. doch anders aufgefaßt wissen zu wollen als N., da er ein Komma hinter *λέγω* setzt. Ich halte N.s Erklärung (er konstruiert *οὐκ ἴδθα, ὅπως λέγω τοιοῦδ' ἀνδρός ἔργα*) für richtiger wegen des *ἐν δ' ἴσθ'* v. 690 und weil man dann auch nicht, wie Sch. thut, statt *τοιοῦδ'* in v. 689 *τοιάδ'* zu setzen braucht.

Müller a. a. O. verteidigt seine ganz willkürliche Änderung v. 221 *ἐν δεινότης ἤχθη δεινῶς θροεῖν*. — Gleditsch empfiehlt 301 *ἄπολις* st. *ἄλλος* u. 1147 *ἦσαν, ἀλλ' ἐγώ, τροφοί*, Weckl. v. 21 *ὡς βεβήκαμεν*.

5. Philoktetes. Vgl. K. Metzger in Bl. f. d. bayr. G. 1884 S. 492. H. Müller in Phil. Rundsch. 1885 Sp. 291 ff. Wecklein in Berl. Phil. Wochenschr. 1884 Sp. 373 ff. — Der adnot. crit. dieses Stückes tritt ergänzend zur Seite die Abhandlung Sch.s in dem Programm des k. k. Obergymnasiums der Kleinseite Prag 1884, betitelt „Textkritische Bemerkungen zum Philoktet des Soph.“, in welcher Sch. auf 26 Seiten 39 Stellen behandelt, in denen er entweder eigene Konjekturen glaubte in den Text setzen zu dürfen, „oder solche, wo sichere Ergebnisse erreichbar schienen, sei es nach Seiten der Verteidigung oder der Bekämpfung des Überlieferten.“ Wie schon oben gesagt, hat der Herausgeber in diesem Stück in der Aufnahme eigener und fremder Konjekturen bei weitem das rechte Maß überschritten; dagegen aber will ich gleich hier zu seinem Lobe anführen, daß es ihm bei einer größeren Anzahl von Stellen gelungen ist, die Überlieferung gegen die Angriffe anderer gut zu verteidigen. Dies ist m. M. n. der Fall bei v. 6 f. 29. 33. 50—53 (betreffs des Zusammenhangs zwischen *γενναῖον εἶναι μὴ μόνον τῷ σώματι, ἀλλ' . . . ὑπουργεῖν* bemerkt Sch. gut: aus *ἦν τι καινόν . . κλύης* ist das len Worten *τῷ σώματι* parallele Objekt für *ὑπουργεῖν* zu entnehmen, und jener Konditionalsatz ist dem ganzen Zusammenhang nach nur vorsichtige Umschreibung des Gedankens *ἦν τι βόλῳ πράττειν σε κελεύσω*). 57. 90—92. 127. 258. 293 f. 300. 355 (*πιπρόν sensum ac cogitationem Neoptolemi ad Troiam arpropinquantis verissime repraesentat: cf. schol. διὰ τὸ ἐκεῖ*

τείαφθαι τὸν Ἀχιλλέα). 478. 613. 1411 f. — Für richtig halte ich auch Sch.s Ansicht über v. 22 f.: *έκει* st. *έχει* m. Canter, und *α̃* als Subjekt der Doppelfrage aufgefaßt; ferner *τοῦτον* m. Nauck st. *τόνδ'*. Zur Verteidigung von *σῆμαι' οἷ* führt er richtig an: *parum elegans quinti pedis conformatio cum caesura, quae est post σίγα, tum elisione excusatur.* — 42 *προστίχοι* m. Herwerden st. *προσβαίη*; das letzteres nicht zu halten ist, glaube ich auch; aber die Änderung ist zu gewaltsam. — Zu 43 ist nichts darüber bemerkt, daß *νόστον* von einigen verdächtigt ist; Sch.s Auseinandersetzung im Progr. hat mich von der Richtigkeit der Überlieferung nicht überzeugt. — 66 ist wohl richtig m. Buttman *ταύτω* st. *ταύτων* geschrieben. — 83—85 sind als des Dichters unwürdig ausgeschieden; die für die Unechtheit angeführten Gründe erscheinen mir nicht ausreichend. Übrigens hätte bemerkt werden müssen, daß E. A. Richter zuerst diese Verse als interpoliert bezeichnet hat. Auch die Auscheidung der Verse 117—120 scheint mir nicht genügend begründet. — 104 mit Nauck *κράτος* st. *θράσος*; die Überlieferung läßt sich halten, ja Sch. selbst hält (im Progr.) *θράσος* für möglich. Ebenso wie hier betrachte ich, von Sch. abweichend, jede Änderung für unnötig an folgenden Stellen: 140 (*ἀνάσσει* m. Gleditsch; Metzger a. a. O. möchte *τινάσσειται*). 142 (*παγκρατές* Schenkl st. *πᾶν κράτος*). 155, 188 (*ἀθυρογλώσσου'* metri causa Gled. Mir scheint es richtiger, mit Lachmann in dem entsprechenden Verse 177 *θεῶν* f. *θητηῶν* zu setzen). 189 f. (*πικραῖς οἰμογαῖς ἐπίκειται* nach Hartung und Gled., und zwar faßt Sch. *πικραῖς οἰμ.* nicht als dat. instrum., sondern als direkt abhängig von *ἐπίκειται*. Die Überlieferung läßt sich m. M. n. halten, wenn man *ὑπο κεῖται* accentuiert; vergl. Wex, welcher in seiner Ausgabe der Antigone II S. 130 mit Hinweisung auf Hom. II. 2. 334, 4, 275. Ovid metam. 4, 523. so konstruiert *τηλεφανῆς δὲ κεῖται ἅ ἀχὼ ἀθυρόστομος ὑπὸ πικρᾶς οἰμογαῖς* und erklärt procul (e longinquo conspecta) cubat Echo, garrula sub gemitu moesto i. e. resonabilis plangenti adsonans; nur *τηλεφανῆς* dürfte anders zu fassen sein). 278 (Sch. *ἀνομιῶσαι* st. *ἀποιμ*). 306 (Sch. *ἀνθρώποις* st. *ἀνθρώπων*). 625. 691. 751—54 (mit Schenkl vor 740 gesetzt; diese Umstellung hat etwas Verführerisches, ist aber meines Erachtens doch nicht notwendig. Weckl. möchte die Verse lieber für interpoliert halten, da die Worte *οἶσαθ', ὦ τέκνον* — *οἶσαθ', ὦ παῖ* — *οὐκ οἶδα* — *πῶς οὐκ οἶσαθαι* ihn immer fremdartig berührt haben). 800. 837. 857. 1165. 1454 (m. Schenkl hinter 1464 gestellt; diese Umstellung ist um so weniger empfehlenswert, als dann auch 1465 *πέμψον* in *πέμψαι'* geändert werden muß). — 108 schreibt Sch. vielleicht richtig m. Vauvilliers *ὄητα τό.* — 116 das *οὐν* des Triclinius halte ich nicht für so sicher wie Sch. — 220 *τύχης* m. Nauck st. *πατρῆς*; das benachbarte *πατρῆς* in v. 222 soll Anlaß zu der Verderbnis

gewesen sein, und doch schreibt Sch. in v. 222 *ἂν ὑμᾶς πατρίδος!* — 228 *προκείμενον* Sch. st. *καλούμενον*; *προκ.* wäre wohl passend, die Änderung ist aber zu willkürlich. — In der Note zu 267 ist mir der Druckfehler *delenda* aufgefallen. — 285 Naucks Emendation kann ich nicht, wie Sch., für „sicherlich richtig“ halten; wahrscheinlich ist das erste *χρόνος* verderbt, wie Mekler (Philol. Rundsch. 1882 Sp. 486) annimmt. — Über 304 sagt Sch. im Progr. „dieser Vers ist vielleicht mit Bergk für interpoliert anzusehen“; das gebe ich zu; in der Ausgabe aber sagt er „hunc v. merito secluserit Bergk“, und klammert den v. ein. — 367 *ἄγῳ πακούσας* m. Nauck ist zu billigen. — 425 *ἥδιστος* Sch. st. *Ἀντίλοχος*: möglich, aber zu unsicher. — 491 gut m. Toup. *τε δεράδα*. — 533 f. hat Sch. Schneidewins Vermutung *προσκύσαντε γῆν ἔσω ἄοικον εἰς οἴκησιν* aufgenommen, da er meint, der Einwand, den Schneid. sich selbst macht, daß das *προσκύσαι γῆν* bei dem Hineingehen in die Höhle nicht motiviert sei, falle nicht schwer ins Gewicht; es liege nämlich keine Nötigung vor, „das *προσκύσαι γῆν* mit dem Besuche der Höhle in eine innerliche Beziehung zu setzen, so daß damit etwa eine zum Zwecke des Eingehens in die *ἄοικος οἴκησις* zu erfüllende Vorbedingung bezeichnet wäre.“ Eine solche Beziehung muß man aber m. M. n. notwendiger Weise annehmen, sobald man das *ἴωμεν*, wie es eben Sch. thut, mit *εἰς οἴκησιν* verbindet und nicht von dem Abgehen zum Schiffe versteht. Daß sodann bei seiner Verbindung des *λέναι* mit *εἰς οἴκησιν* das Asyndeton *ἴωμεν* zu hart ist, giebt Sch. selbst zu, und er muß deshalb den Ausfall eines Verses vor 533 annehmen (etwa *χώρας δὲ τῆσδε πρὶν γε καταλιπεῖν ἕδος*). Ich denke, wir warten lieber noch auf eine einfachere Erklärung der Schwierigkeit. — 630 bietet Sch. mit seiner Konjekture *πέσαντα δείξαι ζῶντ'* st. *δείξαι νεῶς ἄγοντ'* zwar einen glatten Text, aber die Änderung ist doch gar zu willkürlich; *πέσαντα . . . δείξειν* wollte übrigens schon Blaydes. — 642 gut m. Doederlein *οἶδ'*. — 668 wird *δόντι δοῦναι* gekünstelt so erklärt „sic tibi licebit arcum mihi dare, ut ego tibi dedi i. e. tua sponte et quando voles“: hierdurch wäre der Grund gegen die Richtigkeit der Überlieferung beseitigt, daß „das Zurückgeben des Bogens“ nicht als ein Vorrecht, sondern nur als eine Pflicht des Neopt. bezeichnet werden kann; auf die andern von Nauck, Hense und Renner gegen *ταῦτα καὶ θιγγάνειν καὶ δ. δ.* geäußerten Bedenken (*Praesens θιγγάνειν*; das überflüssige *ταῦτα*; Tautologie in *θιγγάνειν καὶ δ. δ. καὶ ἐξεπεύξασθαι ἀπιπραῦσαι*; Wiederholung von v. 656—59) geht Sch. nicht ein. — Bei der Konstituierung des Textes in v. 677 hätte Meklers Bemerkung in Philol. Rundsch. 1882 Sp. 487 beachtet werden müssen, der, wie ich glaube, mit Recht *Διός* für ein Glossem hält. — 694 (S. VIII) ist *βαρυβῶντ'* wohl Druckfehler, nicht *Ausbeute der neuen Kollation des Laur.* — 706 f. *οὐκ αἰῶων*

st. *οὐ φορβάν* und *ψαύων* st. *αἴρων* m. Gleditsch: zu gewaltsam. — 711 halte ich nicht für geheilt durch Erfurds Konjekturen. — Zu 762 bemerkt Sch. „*δῆτα* addidit S.“; v. 762 lautet bei ihm *μὴ δῆτα τοῦτό γ' κιλ.* Nun heisst es aber bei Elmsley-Gaisford v. 761 (*δίστηνε δῆτα διὰ πόνων κιλ.*) „*δῆτα* in La additum a correctore“, und Dindorf sagt dagegen zu *λάβωμαι δῆτα* „hoc *δῆτα*, non illud quod v. 761 legitur, addidit S.“ Wer hat nun recht? Ich glaube annehmen zu müssen, dass man Dindorf hierin mehr vertrauen darf; ändert ja doch auch Sch. selbst das nach seiner Angabe gut überlieferte *δῆτα* hinter *λάβωμαι*. Dass übrigens bei Sch. nicht ein einfacher Druckfehler vorliegen kann, geht daraus hervor, dass er schreibt „761 *ἰάρα* ipse conieci“ *δῆτα*. 762 *δῆτα* addidit S.“ Im übrigen meine ich, dass im Text die Zahl 760 richtiger zu *ἰὼ ἰὼ δύστηνε σὺ* gesetzt wird als zu *δύστηνε δῆτα κιλ.*, wie es Sch. mit Dindorf macht. Zu Sch.s Konjekturen *ἰάρα* st. *δῆτα* (hinter *λάβωμαι*) bemerkt Weckl. a. a. O.: „*ἰάρα* würde wohl am Platze sein, was aber soll *τοὶ* in diesem Zusammenhange?“ — 801 mit Schenk *μ' ἔμπρησον*. — 818 schlägt Sch. zweifelnd vor *εἰ τί σοι πλῆον τόδε*. — 834 f. *σοὶ* st. *μοὶ* und *πρακτέον* st. *φρονιδοῦς* Sch.: aufser der Gewaltsamkeit der Änderung spricht, wie Weckl. richtig bemerkt, gegen Sch.s Vorschlag das Prosaische des Ausdrucks. In 850 fügt Sch. mit Schenk *φωτός γ'* hinter *λάθρα* ein. — 852 ist vielleicht mit Recht Jebbs *ὄν αἰδοῦμαι* aufgenommen; Metzger a. a. O. will 852 f. so schreiben: *οἴσθα γὰρ ὡς ἂν αὐτῶ εἰ μὴ ταῦτόν γινῶμ' ἴσχεις*. — 858 *νύχιον ἀδής ὕπνον εὔδων* mit Schenk: zu willkürlich; ich meine, man kann sich bei Müllers Vorschlag beruhigen, der nur *ἀλέας* st. *ἀλεῆς* schreibt: „er liegt wie zur Nachtzeit ausgestreckt; — der Schlaf in der Sonnenwärme ist gut.“ — 879 ff. hat Sch. nach Zippmanns Vorschlag konstituiert (879 vor 890 gestellt, 880 und 889 gestrichen): dass nicht von einer Umstellung und Ausscheidung, sondern nur von einer Tilgung der Verse 879 u. 880 die Rede sein kann, führt Weckl. a. a. O. gut aus. — 904 finde ich Mollweides *προσεικότος* nicht gut. — 960 mit Schenk nach 949 gesetzt: diese Umstellung hat noch 2 weitere Änderungen im Gefolge, nämlich *χεῖν* st. *χεῖ* 949 und *τα* st. *δέ* 959; am meisten aber stört es, wie Weckl. richtig anführt, dass *τί χεῖν με δρᾶν* nicht den Sinn ergiebt, den man erwarten müßte: „wie konnte ich mich dessen versehen?“ Da nun aber 960 in der überlieferten Versfolge in der That auffallend ist, so möchte ich vermuten, dass zwischen 959 u. 960 etwas ausgefallen ist. — 1029 Sch. *μέλιτε* st. *μ' ἄγει*: ist vielleicht anzunehmen. — 1092 f. hält Sch. es für „zweifellos“, dass für *αἰθέρος* herzustellen ist *ὄρνιθίς μ'*, und läßt, indem er dann weiter *ἔλωσί μ'* mit Schneidewin in *ἔλωεν* ändert, Philoktet den Wunsch aussprechen, die Vögel möchten

ihn durch die Lüfte hinwegraffen. Ich meine, es ist eher zweifellos, daß *ἐλώσι* st. *ἐλωσι* (m. Hermann, Nauck u. a.) zu schreiben ist und daß in diesen Versen der Gedanke ausgedrückt ist: jetzt werde ich nicht mehr die Vögel erlegen können. — 1110 *ἐτ' . . . ἄρχων* Schenkl st. *ἀπ' . . . ἴσχω*: beachtenswert. — 1138 f. *ὄς* (m. Bothe) . . . *ἔργων* (m. Blaydes): mir scheint am ehesten annehmbar Weckl.s Änderung, der nur *οὔτις* f. *Ὀδυσσεύς* setzt; der Glossator, dem wir *Ὀδυσσεύς* verdanken, dachte jedenfalls an den *Οὔτις* der Odyssee. — 1383 ist *ἄφελούμενος* gewiß nicht zu halten; aber Sch.s Konjekturen *ἄφελῶν φίλους*, welche dem Sinn der Stelle entspricht, ist zu unsicher. — 1450 f. schlägt Sch. vor *οὔρος* (dieses wollte auch Blaydes) *γὰρ πλοῦν ὄθ' ἐπιλείγει δὴ κατὰ πρύμναν*.

- 10) Die Tragödien des Sophokles zum Schulgebrauche mit erklärenden Anmerkungen versehen von N. Wecklein. 7. Bändchen: Die Trachinierinnen. München, J. Lindauer, 1884. 84 S. 1,20 M. (Vgl. H. Müller in Berl. Phil. Wochenschr. 1884. Sp. 1312 ff. H. Gleditsch in Woch. f. kl. Phil. 1884 Sp. 1323 ff. K. Metzger in Bl. f. d. bayer. G. XXI S. 147f. Schubert in Woch. f. kl. Phil. 1885 Sp. 1223 ff. J. Sitaler in Gymnas. 1886 Sp. 45 ff.)

Trotz der ungeheuren Arbeit, welche Verf. bei seiner großen Äschylusausgabe zu bewältigen hatte, hat er im Jahre 1884 noch Zeit gefunden, seine Schulausgabe des Soph. zu vollenden. Die Trachinierinnen folgten als siebentes und letztes Bändchen den seit 1874 allmählich erschienenen Ausgaben der andern 6 Stücke des Soph. Wie fast allgemein anerkannt wird, entsprechen jene Bearbeitungen der soph. Tragödien durchaus dem Bedürfnisse der Schule; und dasselbe muß man auch von diesem Bändchen sagen. Einleitung und Anmerkungen sind trotz ihrer Kürze überall klar und lassen fast nie den Schüler im Stich; auch mit der Konstituierung des Textes kann man im allgemeinen einverstanden sein. In der schlechten Überlieferung des Stückes hat man wohl den Grund dafür zu suchen, daß W. hier verhältnismäßig mehr eigene Konjekturen als sonst in den Text gesetzt hat; ich zähle deren ca. 30, welche W. größtenteils schon an anderen Orten veröffentlicht und ausführlicher begründet hat, von denen aber nur wenige einen Anspruch auf größere Wahrscheinlichkeit machen können. Ich hebe hervor: 81 *χρόνον τὸν ἐνθεν* f. *τὸν λοιπὸν ἤδη* (sehr willkürlich). 145 *χωροῖς ἰν' αὐτὸ κατόν*. 205 *νόμος τ'* f. *δόμοις*. 175 *ὡς δαμνίων* f. *ὡσθ' ἠδέως* (wenn überhaupt zu ändern ist, würde ich lieber mit Hense *ὡς μηδαμῶς* schreiben). 365 f. *ὡς συνάστρον δόμονος ἐς τούσδε πέμπει κοῦκ* (zu gewaltsam). 526 *μὰν τέρματ' οἶα* (gut); 578 *μυχοῖς* f. *δόμοις* (unnötig). 644 *ἀλκατος* f. *Ἀλκμήνας τε*. Nach 562 soll ein Vers ausgefallen sein; ich halte vielmehr 563 für verderbt. 661 f. *συγκραθεῖς ἐνδοντοῖς* f. *παγχριστῶ συγκραθεῖς* (willkürlich). 829 f. *εἰ ποσ' ἐπίπτονον δόχοιτ' ἄνω λατρείαν* (s. u. zu M. Schmidt).

ἐξήδησ. 1014 ἀντιπαρεξει I
εἴη ἢ δι' ἐμοῦ σωκεῖν· σὺ δ.
 — — — (z. B. *ἰσχυραί τε*
 S. 141: ich halte diese Änc
 falschen Voraussetzung aus,
 Rede sein könne, aus *σα*
σωκεῖν ein Nebentext zu *ἦ*
 des Hyllos scheint mir gera
βυς von *σώζειν* gesprochen
ἐξορθούτα f. *ἐξευρόντα*. 1
 Berl. Phil. Wochenschr. 188
 kann doch nur sein ,fest in
 das eine schwere Last mit h
 ergibt *λιθοκόλλητον* dens
 wenn Achilleus den mit gol
 Erde in den Staub wirft.“

Von den Stellen, an w
 andern Kritikern gefolgt
 84 mit Bentley ausgeschie
 Änderung des *ἐᾶ* in *εἶα* („
νῦν δέ v. 88 und 90] bese
 100 *αὐλώνομος* mit Margoliou
 bezeichnet; dieser Vers is
μῶλον mit G. H. Müller.
 519. 521 und 964 ange
 Subkoff resp. Wunder und

Den wenigen Stellen,
 ändert stehen auch einige

stasimon allein dem Koryphaios zufalle, halte ich für ebenso unrichtig wie die Verteilung des Chorliedes 205 ff. unter den Gesamtchor (216—221) und den Koryphaios (205—215 u. 222—224); das wenigstens an letzterer Stelle W.s Auffassung nicht richtig ist, scheint mir aus *φίλοι γυναίκες* v. 225 hervorzugehen. — 839 f. „die tödlichen von hinterlistiger Rede herrührenden Stacheln heiß entbrennend“: diese Übersetzung, worin Stacheln als acc. von entbrennend abhängig erscheint, muß jeden Schüler irreleiten. — 928 wird *τῆς τεχνωμένης* wohl besser von *τάδε* als von *τῷ παιδί* abhängig gemacht.

An Druckfehlern sind mir begegnet: im Anhang 586 st. 582, 160 st. 1178; im Text muß stehen 198 *έκών* und *έκοῦσι*, 991 *χω* und vor 1018 *ΠΡ* (nicht *HP*).

Aus den oben angegebenen Rezensionen führe ich an: Müller schlägt v. 809 vor *εἰ θέμις τόδ', εὔχομαι*; „es würde das *θέμις*“ des folgenden Verses sich ungleich besser anschließen“. Metzger sucht den Fehler des v. 145 in *χώροισιν*, welches er in *χλωροῖσιν* erändern möchte; v. 1018 f. schreibt er *μεῖζον ἔοικεν* und *σοῦ ἀρ' εἶ, οἶμαι, ἣν πλεον ἢ πρὸς ἐμοῦ σώζειν*; er vermutet Interpolationen bei 69. 81. 308 f. 361 ff. 419. 1266 f. — Nach Meditsch wäre v. 80 etwa *ἄθλον εἶτ' ἐλεύθερος* sinnentsprechend, und v. 964 f. würde er vorziehen *πέλας φορεῖ νιν, ἃ φίλον κτλ.* — Schubert sucht v. 196 die Überlieferung zu halten durch die Erklärung „indem jeder wünscht, das in ihm nach Kunde Lehrende (d. h. also die Wissbegierde oder Neugierde) diese Kunde auch erhalte.“ 145 schlägt er vor *χώροις, ἔν' αὐτὸ αὔματ' οὐ θάλλει θεοῦ*. 911 *ἀκηδεῖς* st. *ἄπαιδας*. 1169 *ἢ τῷ ρόνῳ προσστάντι*. — Sitzler vermutet v. 365 *καυτήν, ὡς ὄρας, ρει δόμους ἐς τοῦσδε πέμπειν οὐκ κτλ.* „und sie selbst, wie du siehst, nahm er gefangen, um sie u. s. w.“ 965 möchte er *πρῶως* zu *πᾶ δ' αὖ* schreiben und nach *φορεῖ νιν* ein Komma setzen.

11) Die Tragödien des Sophokles zum Schulgebrauche mit erklärenden Anmerkungen versehen von N. Wecklein. Mit einer allgemeinen Einleitung über Sophokles' Leben und Dichtung. München, J. Lindauersche Buchhandlung, 1884. 8,40 M. (Vgl. H. Müller in Berl. Phil. Wochenschr. 1885 Sp. 971 ff. W. Fox in Phil. Rundsch. 1885 Sp. 1441 ff.)

at W. die in einem Zeitraum von 10 Jahren einzeln erschienenen 7 Bändchen zu einem Bande vereinigt, welchem aufser der allgemeinen Einleitung auch eine Abbildung der Sophokles-Statue des lateranensischen Museums beigelegt ist. Gediegen, wie die Bearbeitung der einzelnen Stücke, ist auch die allgemeine Einleitung. W. verbreitet sich hierin (auf 21 Seiten) nicht nur über das Leben des Soph., sondern orientiert auch den Schüler in durchaus genügender Weise über folgende Punkte: Vorgänger des Soph. Entwicklung der Tragödie aus dem Dithyrambos. Trilogie und Satyrdrama. Dramen des Äschylus. Neuerungen des Soph.

wendet in den Enorgesangen an. Er versichert zweimal, Text angeschlossen habe. G: zum Aufgeben des Trimeters es meiner Ansicht nach Pf. Ziel zu erreichen; ja er bleibt gern zurück. Belege dafür f will nur einiges willkürlich übersetzt Pf. (II S. 133) „d Brust am sichersten durchbo merkung „dichterische Bezeich ein Würger, welcher durch Ant. 110 heißt es „das Hei neikes geführt“. — OT 56 f οὐτε ναῦς ἔρημος ἀνδρῶν μ ein Schiff ein Schiff, o Herr, stehn leer sie und verlassen, beraubt?“ — OT 89 f. ἔστιν οὐτ' οὖν προδείσας εἰμι τῷ Gottes! Sein Wort sage mir zuversichtlich, | wenn auch n ich dein Wort und deine ! εὐτυχεῖς σὺν τῷ Θεῷ φανοι alle, alle glücklich sein, | w lenket, | unselig aber, steht e retten und vernichten.“ I wie streng sich Pf. an den hlofs zu viel wie hier. hie

eser, der den griechischen Text nicht kennt oder nicht mehr kennt“; z. B. I S. 60. 35 Anm. 2 [diese Anm. soll wahrscheinlich eine Gegenbemerkung gegen Nauck sein, der die Aufzählung der Ahnen OT 267 für zwecklos und widersinnig hält. Pf. hätte ann lieber Ribbecks Auffassung wiederholen sollen, wonach Oed. diese Ahnen als ebensoviele Rachegeister gleichsam heraufbeschwört und übereinandertürmt“; vgl. Wolff-Bell.] II S. 124, 3. 141. Lehrere Anmerkungen sind deshalb nicht zu verstehen, weil er Stern nicht an der richtigen Stelle steht; so I S. 27. 77, 1. — In den Anmerkungen ist ziemlich häufig (z. B. II S. 14 und 5 5 mal) auf bestimmte Verse, welche vorangehen oder nachfolgen, hingewiesen; da nun am Rande die Verszahlen nicht angegeben sind, sondern nur der erste und letzte Vers jeder Seite in der Überschrift bezeichnet ist, so muß der Leser, der die Anm. beachtet, erst selbst aus den 30—40 Versen der Seite den angeführten Vers durch Abzählen aufsuchen. — In Summa: Pfs Arbeit befriedigt den Soph.-Kenner durchaus nicht; aber sie kann auch dem größeren Publikum nicht empfohlen werden.

Ganz anders lautet das Urteil über

- 5) Sophokles' Tragödien übersetzt von G. Wendt. 2 Bde. Stuttgart, J. C. Cotta, 1884. 330 u. 253 S. Vgl. Wecklein in Phil. Rundschau 1885 Sp. 293—299. Kaibel in D. L. Z. 1885 Sp. 528—530. F. Kern in Berl. Phil. Wochenschr. 1885 Sp. 1063—65.

W.s Übertragung bezeichnet einen entschiedenen Fortschritt gegenüber den bisherigen Übersetzungen des Soph. W. hat hier ein neuem bewiesen, daß es trotz Beibehaltung der antiken Metra und trotz möglichst genauen Anschlusses an den griech. Text möglich ist, den Soph. so zu übertragen, daß weder der Genius der deutschen Sprache noch die poetische Schönheit der Dichtwerke Zwang erleidet; W. bietet weder ein schwerverständliches und übelklingendes Deutsch, noch verwischt er das eigenartige Gerüge der antiken Dichtung. Er zeigt, daß er den Soph. versteht, und er giebt die Worte des Dichters nicht bloß treu, sondern auch in schöner Sprache wieder. Dies Lob kann und soll nicht herabgestimmt werden durch die Ausstellungen, welche ich unten an einigen Stellen (größtenteils aus der Ant., welches Stück ich genau durchgearbeitet habe) zu machen habe; vielmehr möge V. meine Bemerkungen aufnehmen als einen Tribut des Dankes, der ihm im vollsten Maße gebührt; vielleicht berücksichtigt er das eine oder das andere in einer hoffentlich bald nötig werdenden 2. Auflage seiner Arbeit. — In der allgemeinen Einleitung giebt V. eine mit Begeisterung für Soph. geschriebene, gute Charakteristik der sophokl. Tragödie; in den Einleitungen, welche den einzelnen Stücken vorangeschickt sind, handelt er über den Mythos und erörtert auch einige ästhetische Fragen, welche sich an das betreffende Stück knüpfen: in fast allen diesen Ausführungen timme ich mit W. vollständig überein. — Nicht einverstanden

bin ich mit W. in folgenden Punkten: I S. 89 meint W., die Entstehungszeit der Ant. sei mit Sicherheit festzustellen; vgl. dagegen Schneid.-Nauck Einl. z. Ant. S. 29. — Zu S. 90: dafs Soph. in der Ant. nicht einer andern Sagengestaltung gefolgt ist als in den beiden Oed., dafs vielmehr die bezüglichen Stellen anders zu interpretieren sind, glaube ich in meiner Dissert. gezeigt zu haben. — Im Personenverzeichnis zur Ant. fehlt der zweite Bote; denn aus dem über die Rollenverteilung (S. 96) Gesagten und aus den Überschriften zu v. 1155 ff. und 1278 ff. ist klar, dafs W. nicht die Ansicht von Wolff-Bell. u. a. teilt, wonach derselbe Diener, welcher v. 1256 ins Haus gegangen war, v. 1278 ff. spricht. — Ant. 4 „nichts ist so Schmerzreiches“ ist nicht gutes Deutsch. — 33 scheint mir *πισθαί* durch „wiederkehren“ nicht richtig übersetzt zu sein; ebenso 37 *οὕτως ἔχει σοι ταῦτα* „so ist's geschehen“. — 53 paßt wohl eher in den Zusammenhang: wie unsre Mutter, Mutter ihm und Weib zugleich. — 59 ist „Gesetz“ ausgefallen. — 125 „es widerstand, nimmer weichend, der Drache“: zu frei übersetzt. — 179 nicht gut übertragen; der Gegensatz von 179 und 180 ist nicht zu erkennen. — Hat W. absichtlich v. 240 unübersetzt gelassen? Meines Wissens hat bisher niemand an diesem Verse Anstofs genommen. 239 ist ein Fünffüßler. — 284 „weil er's um die Stadt verdient“ paßt nicht in den Zusammenhang; richtiger „um die Götter“. — Zu 291 „(die Unzufriedenen) hielten unterm Joch nicht mit Geduld den Nacken“ klingt eigentümlich die Anmerkung „auch die Pferde wurden bei den Alten unter ein Joch gespannt.“ — 313 „Bestechung“ ist wohl nicht der passende Ausdruck für *λήμματα*. — 406 „ward sie ergriffen auf der That?“ Das könnte doch Kreon nicht fragen, nachdem der Wächter eben gesagt: „ich sah den Leichnam sie bestatten“; im griech. Text steht auch eine andere Frage. — 469 „was ich jetzt beginne“: *νῦν* ist wohl mit *δοκῶ* zu verbinden und *δοῶσα* durch ein Praeteritum zu übersetzen. — 491 „eben sah ich, wie sie, aufser sich, . . . in das Haus gestürmt“: nicht richtig; *ἴδω* ist = drinnen im Haus. — 572 der Antigone, 574 u. 76 dem Chorführer zugewiesen (s. auch S. 93 unten); vgl. F. Kern in N. J. 1883. — 663 ff. hätte W. die Seidlersche Umstellung nicht annehmen sollen. — 678 fehlt, ist wohl nur durch Versehen ausgefallen. — 691, welchen Vers Nauck ausscheiden zu müssen glaubt, stellt W. vor 690 und gewinnt so eine leichte Konstruktion von *λόγοις τοιοῦτοις* (während dies als 2. Dativ zu *δεινόν* auffällig ist) und guten Zusammenhang. 693 ist wohl nicht absichtlich unübersetzt geblieben; wenigstens sehe ich nicht, was daran auszusetzen ist. — 849 *ποταίνιος* übersetzt durch „allzu früh“, es ist = *insolitus, novus*. — Anm. zu 851 ist ungenau; W. erwähnt nicht, dafs er einen Vers ausgeschieden hat. — 902 „weil deinen Leib ich so gepflegt“ läßt sich von dem Leichnam doch nicht gut sagen. — Anm. zu 904 ist ungenau; denn die

n, welche die Stelle für unecht halten, scheiden nur 905—s, und Aristoteles hat nur 911 und 912 citiert. — 1018 *πρώτος* unübersetzt geblieben. — In 1033—36 ist zunächst „s“ (1033) unklar; sodann ist *κοῦδὲ* (1034) nicht berücksichtigt, daher auch der Unterschied zwischen *πάντες* (allgemein) *πάντες* (aus *μαντικῆς* zu entnehmen; im besonderen) nicht get; endlich glaube ich, daß *καμπεφόρτισμαι*, die ursprüngliche Lesart des La, beizubehalten ist. — 1062 ist nicht richtig gesetzt; zu *δοκῶ* ist zu ergänzen *οὐκ ἐπὶ κέρδεσιν λέγειν*: „ich glaube, daß ich nicht um Gewinn rede, wenigstens von mir habe ich keinen Gewinn zu erwarten.“ — 1067 „zum Ausdruck mit dem Toten“: nicht gut. — 1084 f. „Pfeile, die ich .. drückt“: Ausdruck! *καρδίας* nicht übersetzt. — 1102 ist, daß ich dir weichen soll“: „dir“ steht nicht im griech. Text, paßt auch nicht hierher. — 1115 f. „Wonne du der Kadmosfrau und des Zeus, Sohn des gewaltigen Donners“: *βαρυβρ. γένος* gehört zusammen. — 1126—29 scheint mir gelungen. — 1190 ungenau übersetzt. — 1221 „die Jungfrau an ihrem Halse aufgeknüpft“: Ausdruck. — 1226 geht wohl nur auf Haimon. — 1258 „die Last auf dem Rücken“: nicht gut. — 1285 [S. 156 f. fehlen resp. sind verdruckt] Zahlen 1270, 75, 80, 85; vgl. 300—315. 1090—1100. Trach. 911. 915. 935. 940] „ungesühnt“: *δυσκάθατος* bedeutet „unversöhnlich.“ — 1289 ist die Übersetzung von *παῖς* „Sohn“ nicht am Platze. — 1331 „dereinst“ paßt nicht in den Zusammenhang. — 1335 „dies (auf die Leichenweisend) sind die Leichen, deren Amt es ist“ halte ich für unrichtig. — Aus den 10 Stücken hebe ich als im Ausdruck verfehlt hervor Ai. 644 f. 14. Trach. 80 f. 1072 („kein anderer“). El. 904. 998. — OK 1018 *καὶ δίκαι' ὁμῶς λέγω* nicht übersetzt. — Phil. 6 ist ausgefallen, jedenfalls nicht mit Recht; vielleicht ist dieser Vers nur durch die Umstellung ausgefallen. — Phil. 477 f. 504 f. 510—13 sind ohne Text nicht gut verständlich. — OT 137 steht „Fremde“ statt „Gast“. — El. 1024 f. sind nicht gut wiedergegeben; *τοιαύτη* (1024) ist nicht beachtet. — In der Einl. z. Ai. halte ich für verfehlt die Bemerkung (S. 19), daß Soph., weil er das Waffengericht in die Hand verlegte, „durch eine etwas erweiterte Ausführung der Katastrophe folgenden Handlung seinem Drama die erforderliche Länge geben mußte“. — In dem Personenverzeichnis der Ai. steht es statt „Chor thebanischer Jungfrauen“ heißen „Chor thebanischer Jungfrauen (oder Frauen)“. — Obgleich W. am Schlusse der allgemeinen Einleitung richtig bemerkt: „die einleitenden Chöre bis zum Einzug des Chors in die Orchestra bilden den Anfang des Stückes, zwischen die Gesänge, welche ebendort angestimmt werden, sind die einzelnen Epeisodien . . .“ (wobei ich übrigens die Trennung der *χορικά* in *πάροδος* und *στάσιμον* vermisse), so ist in den einzelnen Stücken des 1. Bandes die Chorlieder

nicht Abschnitte für sich, sondern werden zu dem vorbergehenden Prolog oder Epeisodion hinzugenommen; im 2. Band ist dies nur noch vereinzelt der Fall.

Wie man sieht, ist das, was man an W.s Arbeit auszusetzen hat, viel zu gering und unbedeutend, als dafs das günstige Urteil über dieselbe dadurch beeinträchtigt werden könnte. Unter den vorhandenen Soph.-Übersetzungen ist die von W. die beste.

- 16) G. Legerlotz, Metrische Übersetzungen aus antiken und modernen Dichtern. Prog. Gymn. zu Salzwedel 1884. S. 10—22.

Wie schon in der Festschrift zur Feier der Einweihung des neuen Gymnasiums zu Salzwedel 1882 giebt L. auch in vorliegendem Programm eine Reihe von Übertragungen aus den verschiedensten Zeiten stammender Dichtererzeugnisse. Überall hat L., wie er selbst versichert, nach möglichster Treue in Sinn und Form gestrebt, und es ist ihm zum grofsen Teil gelungen, wirklich gute Übersetzungen resp. Nachdichtungen zu geben. Leider kann ich dasselbe günstige Urteil nicht abgeben über die beiden Stücke aus Sophokles' Antigone (Parodos und 1. Stasimon): an dem ersten ist im besondern nicht zu billigen, dafs manche Stellen ohne Not zu frei übersetzt sind und dafs bei L. die Feinde Thebens unter dem Bilde des Drachens erscheinen, während *δράκων* auf die Thebaner bezogen werden mufs. In v. 332—375 halte ich für verfehlt: v. 339 „mit des Pflugs“ = ~ ~ ~; v. 349 *ἀγροῦλον θηρὸς ὄρεσσιβάτα* = „der Felsen klimmendes, freies Geschlecht“; v. 355 „bürgergesellenden Trieb enthand er“; v. 360 = 370 metrisch unrichtig; v. 368 liest L. noch mit Dindorf *παραιρών*: dies und einiges andere läfst sich wohl dadurch erklären, dafs die meisten der gebotenen Übertragungen schon „lange still in dem Pulte geruht“ haben.

- 17) E. Knaut, Sophokles König Oidipus v. 1—862 übersetzt. Progr. Eisleben, 1883. 40 S.

K. hat sich für die Art der Übersetzung entschieden, welche „zwar die geringfügigsten Züge des Originals wiederzugeben und nachzubilden sucht, in der metrischen Form sich aber vom griechischen Vorbild frei macht“; er wählte für die Dialogpartieen den fünffüßigen Iambus und für die Chorgesänge ein selbständiges Metrum, glaubte aber „den musikalischen Charakter, welcher dem Chore im griechischen Drama eigen ist, ohne Anwendung des Reimes nicht annähernd wiedergeben zu können“. Mit dieser Behandlung der Chorpartieen kann man, meine ich, wohl zufrieden sein, mit der Aufgabe des Trimeters jedoch kann ich mich nicht einverstanden erklären. Abgesehen davon mufs ich die Übersetzung K.s für durchaus gelungen halten, welches Gesamturteil auch nicht beeinträchtigt wird durch kleine Ausstellungen, die man hier und da zu machen hat. Da ich glaube und hoffe, dafs die hier gebotene Probe nur ein Vorläufer einer

vollständigen Sophokles-Übersetzung ist, so erlaube ich mir einige Einzelheiten anzuführen, wovon K. vielleicht bei einer Überarbeitung das eine oder das andere berücksichtigt. Genauer könnten übersetzt sein v. 34. 97. 136. 137. 510. 741. 132. (ἐξ ὑπαρχῆς ist nicht übersetzt) 211f. (τᾶσδ' ἐπώνυμον γὰς οἰνώπα . . εὖιον fehlt). 855 (καίτοι durfte nicht unübersetzt bleiben). Nicht recht passend scheint mir v. 109 „halbverwischte Spur“ u. 397 „der unerfahrene Thor“; v. 119 muß es wohl „vermocht“ st. „vermag“ heißen. v. 86 ist „wie (lautet) sein Gebot“ ein Lückenbüßer, an den sich auch das folgende „Er lautet günstig“ schlecht anschließt; ebenso v. 229 „nur unsre Grenzen meiden“. Der Zusammenhang ist verwischt in v. 127f. (Oed.' Frage κακὸν δὲ ποτὸν ἐμποδῶν wird durch Kreons ἐν κακοῖς veranlaßt; davon ist bei Kn. nichts zu erkennen); ähnlich in v. 730, wo K. das von Soph. absichtlich wiederholte τριπλαῖς ἀμαξίτοῖς anders übersetzt als in v. 716. Der Ausdruck ist nicht geschickt in v. 263 („bis dafs“) u. v. 842. Endlich sind meiner Meinung nach zu frei übersetzt v. 195—97. 241. 656f. = 685 f. 706.

18) J. Sanneg, Randglossen zu Curtius' Grundzügen der griechischen Etymologie. Z. f. G.-W. 1883 S. 330ff. u. 1884 S. 65ff.

In dem ersten Aufsatz übersetzt S. eine ganze Reihe von Versen aus Oid. Tyr., wovon ich Folgendes anführen möchte: v. 1519 τοιγαροῦν τεύξη τάχα So solltest du dich fertig machen schnell. 198 denn er dringt durch: was etwa die Nacht übrig läßt, da geht er auf den Tag los. 1330 Apollo war es, der . . . diese meine Leiden hat bezweckt. 370 Dir sind beschränkt die Augen nicht allein, nein, Ohr und Herz. 374 Ersättigt dich doch eine Nacht. 410—13 leb ich doch an dich | Gebunden nicht, sondern an Loxias, (auch das ist ein fünffüßiger Iambus!) Den Gott der Rede, der mich reden heißt, | So wird mich niemand eingetragen finden | Zu Kreons Hof gehörig. Reden muß | Ich schon, weil du mich doch beschränkt gescholten. | Dabei bemerkst du nicht, noch siehst du es (sic, obwohl auch S. liest σὺ καὶ δέδορκας κοῦ βλέπεις), In welches Unheil u. s. w. 1369f. Dafs es am besten so nicht ist, . . . beweise, überrede mir (sic) nicht. 1388—90 Ich hätte nicht umhin gekonnt, den Bau, | Den unglückseligen des Leibes mir | Zu schliessen, taub zu sein sowohl, als auch | Nichts mehr zu hören. — Im zweiten Aufsatz sieht sich S. veranlaßt, zur Ergänzung von Curtius Nr. 309 für τίθημι in der „seltenen“ Bedeutung „thun“ anzuführen Oid. Kol. 931 u. 958 („denn wenn ich auch das Rechte meine, macht mich doch, dafs ich verlassen bin, nur klein“); im lex. Soph. hätte er noch eine ganze Reihe von Stellen finden können, wo τίθημι dieselbe Bedeutung hat. S. übersetzt aber nicht bloß jene beiden Stellen, sondern ohne besondern Grund v. 887—959. S. scheint große Freude an seiner Übersetzung zu haben, in der er, wie er

sagt, auch das Metrum beibehalten hat. Letzteres ist nicht ganz richtig, denn v. 887—890 sind bei Soph. troch. Tetrameter, bei Sanneg iamb. Trimeter; auch die iamb. Trimeter Sannegs sind nicht immer schön, wie z. B. 887 aus welcher Furcht in aller Welt hindertet ihr | Mich am Altar...; und die Übersetzung ist öfters nicht ansprechend, z. B. 890 weshalb | ich schneller, als zum Spafs, den Fuß beschwingte her. 915 da du die Satzungen, die heiligen | Des Lands, mir vor die Füße wirfst und mit der Thür | Ins Haus gefallen bist...; bisweilen auch unrichtig, wie 942 vielmehr hab ich geglaubt, | Dafs Eifer, wie er Blutsverwandten ziemt, sie nicht | Befallen werde, sie zu halten mir zum Trotz. — Dies als Probe. Bemerkenswert ist die Ankündigung: „Beide Stücke (König Oed. und Ant.) sind in bühnengerechter Fassung und möglichst wortgetreuer Nachbildung des Sophokles vollendet und erscheinen wohl noch dem, der sie gedruckt zu sehen wünschte“.

- 19) Hugo Gleditsch, Die Cantica der sophokleischen Tragödien nach ihrem rhythmischen Bau besprochen. Zweite durch den Abdruck des Textes vermehrte Bearbeitung der „sophokleischen Strophen“ desselben Verfassers. Wien, Konegen 1883. XV u. 276 S. 6 M. (Vgl. Saalfeld in Phil. Rundschau 1883 Sp. 1057 ff. E. Hiller in D. L. Z. 1883 Sp. 1029. Ch. Muff in Phil. Wochenschr. 1883 Sp. 357 ff.)

In vorliegendem Buche erscheinen die „sophokl. Strophen“ G.s, 2 Programmabhandlungen des Wilhelmsgymn. zu Berlin 1867 und 1868, in durchaus veränderter Fassung. Für diese neue Herausgabe werden dem Verfasser nicht blofs die österreichischen Philologen dankbar sein, auf deren Veranlassung, wie G. bemerkt, sie besorgt wurde, sondern überhaupt alle Freunde des Soph., und zwar besonders deshalb, weil diese Auflage eine wirklich verbesserte ist. Während G. in jenen Programmen aufer der metrischen Erklärung der einzelnen Strophen nur noch kurz die Abweichungen seines Textes von dem üblichen, resp. von dem des Laur. darbot, druckt er jetzt den von ihm zu Grunde gelegten Text vollständig ab und giebt am Fuße desselben nicht nur den kritischen Apparat, sondern auch die Zeilenteilung des Laur., so dafs ein jeder Leser selbst beurteilen kann, mit welchem Rechte G. den Versuch Brambachs, bei Feststellung der metrischen Form das Hauptgewicht auf die überlieferte Zeilenteilung zu legen, für mißlungen betrachtet und seine eigenen Wege gehen zu müssen geglaubt hat. Neu bietet G. auferdem Bemerkungen über den symmetrischen Bau der Cantica selbst (nicht blofs der einzelnen Strophen) und schickt jedem Gesange „einige orientierende Worte über seinen Inhalt und Zusammenhang mit dem ganzen Stücke voran“; die textkritischen Erörterungen hat er von der Besprechung des Metrums gesondert und in einem „kritischen Anhang“ vereinigt. Aber auch das Alte ist, und zwar zu seinem Vorteil, nicht unverändert geblieben: fortgesetzte eigene

Beobachtung und die inzwischen erschienene Litteratur, welche G. gewissenhaft benutzt hat, haben ihn hier und da bestimmt, seine Auffassung zu modifizieren; manche Änderungen freilich werden nicht den Beifall aller Leser finden (ich erwähne z. B. die Darstellung der 2. und 3. Periode des 2. Strophenpaares der Parodos im König Oed. v. 172 ff., wo mir die frühere Erklärung des Verf.s natürlicher scheint), indes wird man ihm vielleicht auch noch öfter als schon jetzt beistimmen, wenn die systematische Darstellung der sophokl. Metrik, deren demnächstige Veröffentlichung G. verspricht, vorliegen wird. Dafs G. auch in der neuen Bearbeitung von einer ästhetischen Erklärung des Rhythmenbaues Abstand genommen und sich nicht auf eine Verteilung der Chorph Parteien unter die einzelnen Choreuten eingelassen hat, kann ich nur durchaus billigen, da in beiden Beziehungen dem subjektiven Ermessen ein zu grosser Spielraum gelassen ist. Nur in einem Punkte kann ich dem Verfahren des Verf.s keineswegs zustimmen, nämlich in der Art, wie er mit dem Text umgehen zu müssen glaubt. In Bezug hierauf bemerkt G. selbst, dafs er mit der Zeit zu einer sehr geringschätzigen Meinung von dem Werte der Überlieferung des Sophoklestextes gelangt sei. Von dem Umfange, in welchem G. Konjekturen, Weglassungen, Änderungen der Wortstellung oder Ergänzungen zuläfst, wird der Leser dieser Blätter sich eine Vorstellung machen können, wenn ich anführe, dafs auf den 45 Seiten des kritischen Anhangs durchschnittlich je 8 Stellen behandelt sind; und zwar bespricht G. hier nur seine eigenen Vermutungen, während er auf eine Begründung von aufgenommenen Vorschlägen anderer Kritiker gänzlich verzichtet. Die meisten Änderungen G.s sind nach meiner Meinung unnötig oder doch zu gewaltsam; so scheinen mir z. B. von den 39 Emendationen zum König Oed. beachtenswert nur folgende zu sein: v. 196 ἀπόξενον ὄρμων Θρηκίων κλύδωνα. v. 896 τῷ δεῖ μ' ἰερσεύειν (aber Weckleins Vorschlag ist wohl vorzuziehen). v. 904 ταῦτα τάρχα st. πάντ' ἀνάσσων. v. 1106 δώρημα st. εὔρημα. v. 1208 γονᾶς λιμὴν st. μέγας λιμὴν. Sonderbar ist, dafs sowohl S. 70 als auch S. 82 v. 863 geschrieben ist εἰ μὴ ξυνεῖη, was doch wohl nur auf einem Schreibfehler beruhen kann.

20) Christian Heimreich, Kritische Beiträge zur Würdigung der alten Sophoklesscholien. Beilage zum Progr. Gymn. zu Ploen 1884. 19 S. 4. (Vgl. E. Rautenberg in Philol. Rundschau 1884 Sp. 1089 ff. Wecklein in Phil. Anz. 1884 S. 589 ff. Herm. Schrader in Philologus 44 (1885) S. 166 ff.)

H. behandelt hier eine Frage, über die er sich auch schon in einem Vortrage geäußert hat, welchen er im Jahre 1882 auf der vierten Wanderversammlung der Lehrer Nordalbingiens zu Ploen hielt, die Frage, ob die Sophoklesscholien von grösserem oder geringerem Wert seien für die Emendation des Textes der sophokl. Tragödien. Nachdem Brunck und G. Hermann schon

hier und da die Scholien für die Textkritik benutzt hatten, beschäftigten sich eingehender mit dieser Frage zuerst Ed. Wunder (de scholiorum in Sophoclis tragoedias auctoritate Progr. Grimma 1838) und dann G. Wolff (de Sophoclis scholiorum Laurentianorum variis lectionibus Lipsiae 1843), welche zu der Überzeugung gelangten, daß an vielen Stellen der Text nach den Scholien gebessert werden könne. Doch da sowohl Wolff selbst als auch andere Herausgeber nur sehr wenige von den Konjekturen, welche Wolff scholiorum auctoritate empfohlen hatte, in den Text aufgenommen haben, so ist es erklärlich, daß Dindorf leicht Glauben finden konnte, wenn er (ed. III praef. p. XV) behauptete: scholia plurima continent ad interpretationem verborum utilissima, ad emendanda vero codicis vitia exiguum est quod conferant. Diese wohl auch heute noch herrschende Ansicht wird auch von P. N. Pappageorg vertreten, welcher in seiner Abhandlung „Kritische und paläographische Beiträge zu den alten Sophokles-Scholien“ Leipzig 1881 in Kürze auf diese Frage eingeht¹⁾ und zu dem Resultat kommt, daß die Erklärungen der Scholiasten fast überall den Text des Laurentianus voraussetzen; nur an 10 oder 15 Stellen, so behauptet er, lassen dieselben Richtiges, von La Abweichendes, erkennen. Diese Zahl ist ganz gewiß zu niedrig gegriffen, aber nichtsdestoweniger scheint mir beachtenswert, daß P. doch wenigstens für einige Stellen die Autorität der Scholien anerkennt, wie ja auch Dind. gethan hatte. Ich meine nun, wenn an 15 Stellen sicher die Scholien das Richtige bieten gegenüber der falschen Lesart des Laur., so verlohnt es sich doch der Mühe, auch an anderen Stellen die Scholien daraufhin genau anzusehen. Das will auch Heimr. nur thun; und vor ihm hat sich schon dieselbe Aufgabe gestellt Pauli²⁾; wenn

¹⁾ S. 24–31. Was den übrigen Inhalt dieser recht schätzenswerthen Arbeit betrifft, so bespricht P. S. 2–5 die Mängel der Elmsleyschen Ausgabe der Scholien und S. 6–24 die Mängel und Vorzüge des codex G gegenüber dem Laur., sowie den Wert der codices F u. H. S. 31–38 behandelt P. den Sprachgebrauch der Scholiasten und giebt endlich S. 39–84 eine große Menge von Emendationen einzelner Scholien, die oft wahrscheinlich, bisweilen sogar evident sind.

²⁾ Pauli hat sich die ganze Untersuchung so eingetheilt: I. de variis lectionibus in codice sigla γρ. adscriptis. II. loci, quibus interpretes ipsa poetae verba afferentes meliorem lectionem habuisse videntur. III. loci, quibus scholiastarum interpretatio ad aliam eamque meliorem conjectura adducit lectionem. Von diesen drei Theilen hat Pauli bisher die beiden ersten behandelt, und zwar den ersten in seiner Dissertation de scholiorum Laurentianorum ad Soph. verba restituenda usu Gottingae 1865, den zweiten in dem Programm von Soest 1880 quaestiones criticae de scholiorum Laurentianorum usu. — Wie es schon Nauck in N. J. 1862 S. 172 gethan hatte, so weist P. darauf hin, daß Dindorf an mehr als den von ihm selbst erwähnten 34 Stellen den richtigen Text aus den Scholien gewonnen hat; P. zählt deren 52. Aus der zweiten Arbeit Paulis ist besonders hervorzuheben die Untersuchung über die Lemmata, wozu er zu einem Ergebnis gelangt, welches der Ansicht Wolffs und Dindorfs gerade entgegengesetzt ist; er

n die Arbeiten beider genau prüft, so wird man freilich nicht hin können, ihnen darin beizustimmen, daß auch für die Text-
 tik den Scholien ein größeres Wert beigemessen werden muß,
 Dind. und Papp. es wollen. Natürlich dürfen wir nicht, wie
 Wolff richtig bemerkte, temere statim criticum quasi cultrum
 poetae verba applicare, quoties scholia cum iis non omnino
 gruunt; und dem stimmen gewiß auch Pauli u. Heimr. aus
 lster Überzeugung bei. Daß aber auch bei der größten Vor-
 at jedem Kritiker einmal ein Irrtum mitunterläuft, wer wollte
 leugnen? wer sich darüber wundern? H. führt zunächst
 f Stellen an, in denen die Gelehrten mit ihren Vermutungen
 r die Lesart des Scholiasten wiederhergestellt haben: Oed.
 . 1220 *θέοντος* Reiske st. *θέλοντος*, Ai. 379 *πάντα δρών*
 kefield st. *πάνθ' ὄρων*, El. 841 *πάντιμος* Morstadt st.
μψυχος, Trach. 368 *ἐπεθέρανται* Dindorf st. *ἐντεθ.* und
 ch. 743 *φανθέν* Nauck st. *φανθέν*. Sodann macht H., ge-
 tzt auf die Scholien, 9 eigene Verbesserungsvorschläge. Von
 en erscheinen mir richtig folgende 3: Oed. Col. 475 *στέψων*
δαλών, Oed. Tyr. 928 *μήτηρ θ' ἦδε* f. *μήτηρ ἦδε* (das θ
 auch Maximus Planudes (schol. Hermog.) in seinem Text ge-
 t), Ai. 829 *κατοπτευθεῖς* f. *κατοπτευθεῖς* mit Streichung des
 hsten Verses. Für beachtenswert halte ich außerdem: Trach.
 i *φλέγματι* st. *φάσματι* (wo H. *φλέγμα* als „kalten und süß-
 en Schleim oder Saft im Körper“ faßt nach der Interpretation
 Scholiasten; Soph. aber könnte, wie Rautenberg richtig be-
 rkt, dieses Wort vielleicht nicht = *χολή*, sondern im Sinne
 „Brand“ gebraucht haben; vgl. v. 840 *ἐπιζέσαντα*); Trach.
 i *αἰλοῦσα* st. *ἄκουσα*, Ant. 29 f. *ὀλωνοῖς γλυκῆ | ἔρμαιον, εἰσ-*
ῖσι πρὸς χαρὰν βορᾶς, worin *ἔρμαιον* auch durch He-
 ius gestützt wird. Nicht einverstanden dagegen bin ich mit
 noch übrigen drei Emendationen: Trach. 782 *διαρραι-*
ντος f. *διασπαρέντος*, wobei H. das *διαρραισθῆναι* „in
 pelter Kraft“ faßt, als Zerschellen des Hauptes und Verspritzen
 Blutes; mir scheint hier vielmehr aus dem Scholion hervor-
 ehen, daß der Scholiast ein Verbum im Texte hatte, das nur
κρατός zu verbinden war; er erklärt „nachdem der Kopf in
 Mitte auseinander gespaltet war, quoll durch das Haar her-
 das Gehirn mit dem Blute“: denselben Sinn erwarte ich auch

st nämlich, meines Erachtens unwiderleglich, nach, daß der Schreiber der
 lien die Lemmata zugleich mit den Scholien aus ein und derselben
 dschrift herübergenommen hat. Diese Untersuchung bildet den ersten
 chnitt der Programmabhandlung Paulis; weiter spricht er noch: S. 10—13
 die 46 in den Scholien sich findenden Citate aus den erhaltenen sophokl.
 üdlen, S. 13—18 über die Stellen, quibus ipsa poetae verba ab inter-
 ibus addito τὸ ἐξῆς vel τὰ ἐξῆς afferuntur und S. 19—25 über solche
 lien, in denen die Scholiasten Worte des Dichters, welche keiner Er-
 ung bedürftig erscheinen, unverändert in ihre Interpretation aufnahmen.
 igene Emendationen bietet P. auf 6.

und halte daher *αἵματος* 3' *ὁμοῦ* für fehlerhaft. Oder will man etwa *αἵματος* wie *κόμης* von *ἐκραίνει* abhängig machen? — Ant. 600 ff. will H. schreiben *ῥίζας ὃ τέτατο* (mit Hermann) . . . *σκιᾶ κόνης*. Dafs er die Konjektur des Jortinus *κοπίς* verwirft, darin stimme ich ihm unbedenklich bei. Weiter aber sagt H., aus dem Scholion ergebe sich „1) der Scholiast las wie unsere Handschrift *ῥίζας τέτατο*, nicht, wie Hermann wohl mit Recht in den Text gesetzt, *ῥίζας ὃ τέτατο* . . . 2) er las nicht *ἀμᾶ*, sondern ein Futurum, welches er umschreibt durch *μέλλει καλύπτει*“: dafs der Scholiast nicht *ὃ* in seinem Texte hatte, ist richtig, aber umsomehr, meine ich, mufs man sich daher hüten, es gegen die handschriftliche Überlieferung in den Text zu setzen; die zweite Folgerung H.s kann ich nicht zugeben, vielmehr läfst sich sehr wohl denken, dafs der prosaische Grammatiker das dichterische Präsens umschreibt; ja das Scholion selbst spricht meiner Meinung nach gegen H.s Annahme, denn kurz vorher sagt der Scholiast *θανάτος καταλαμβάνει*; vgl. auch die Praesentia im Schol. zu v. 602.

Ebensowenig kann ich die Änderungen billigen, die H. in Ant. v. 685—687 vorschlägt. Nach den Worten, die wir in unserem Text lesen, erklärt sich Haimon mit den Ausführungen des Vaters einverstanden; das sei aber, meint Heimreich, unmöglich, denn er gerate dadurch mit sich selbst in Widerspruch, er müsse vielmehr gerade das Gegenteil sagen; und dafs ihn Soph. auch habe das Gegenteil sagen lassen, dafür findet Heimr. eine Bestätigung in dem Schol. zu v. 685 *Ἐγὼ δὲ οὐ δύναμαι ταῦτα ἀποδέξασθαι, ἐπειδὴ μὴ καλῶς ταῦτα λέγεις*, d. h. ich aber kann deine Ansicht nicht gut heifsen, da das, was du sagst, nicht richtig ist. Mit diesem Ausspruch Haimons verträgt sich freilich v. 687 nicht. Demgemäfs schreibt Heimr. v. 685 *Ἐγὼ δ' ὅπως σὺ δὴ λέγεις* st. *σὺ μὴ λέγεις* und streicht v. 687. Dafs auch zu diesem letzten Verse ein Scholion erhalten ist, welches den Sinn des Textes richtig wiedergiebt, darin sieht Heimr. nur einen neuen Beweis dafür, „dafs in unserer Scholiensammlung zwei Schichten von Scholien aus sehr verschiedener Zeit und von ganz verschiedener Güte übereinander gelagert sind.“ Diese Ansicht, dafs an manchen Stellen zwei Scholien verschiedener Zeit zusammen überliefert sind, mufs man gewifs zugeben, und für schol. zu Ai. 554 und zu Trach. 838 hat es auch Heimr. bewiesen (s. S. 16); an unserer Stelle aber ist diese Annahme nicht genügend begründet, es ist vielmehr wohl eher anzunehmen, dafs das Schol. zu 685 nicht richtig überliefert ist, dafs etwa, wie Rautenberg vorschlägt, der Scholiast schrieb *Ἐγὼ δὲ οὐ δύναμαι ταῦτα μὴ ἀποδέξασθαι, ἐπειδὴ καλῶς ταῦτα λέγεις*, wonach er dann denselben Text wie wir vor sich gehabt haben würde. Dafs aber Haimon seinem V:

haupte, dafs das, was du sag-

imr. für unmöglich; freilich mit allem, was Kreon von 639 bis 659 gesagt hat, kann Haimon nicht einverstanden sein; indes schon spricht besonders von 659 an manche richtige Grundsätze, worauf Haimon sehr wohl erwidern konnte: „das (τάδε) ist von richtig, indes könnte doch auch eine andere Ansicht gut sein.“ — Begründet ist die Bemerkung Heimr.s zu v. 687, daß die Auslassung des τι sehr hart und für die Auslassung desselben, wo es Subj. ist, bis heute kein Beispiel erbracht sei. Über diesen Fehler läßt sich leicht beseitigen dadurch, daß man mit Pauli (Progr. 1880 S. 22) χάτερον (oder χάτέρας; ebenso schon Erfurdt) schreibt, worauf auch, wie mir scheint, das Schol. beweist. (Rautenbergs Vorschlag, φρονεῖν st. ἔχον zu schreiben, will ich deshalb nicht, weil, wie Pauli richtig bemerkt, man nicht erwartet „potest etiam alius verum assequi“, sondern „alia quoque sententia vera esse potest.“) — Was endlich die Bemerkungen H.s auf S. 18 u. 19 betrifft, die er hinzufügt, um den Nutzen an die Vortrefflichkeit des Laurentianus wieder anzuknüpfen, so kann ich nur mein volles Einverständnis damit ausprechen. Oed. Tyr. 800 ist auch meiner Meinung nach unecht, die einzige „wirklich speciose Lesart“ der späteren Handschriften Phil. 220 γαντίλω πλάτη st. κἄν ποίας πάτρας ist nur eine verfehlt konjekturelle Konjektur eines späten Grammatikers; dieser Vers ist nach H. im Laur. richtig überliefert, dagegen v. 222, welcher einen metrischen Fehler enthält, so zu emendieren: ποίας ἑμᾶς πόλεος ἢ γένους ποτέ, eine Vermutung, welche durch den bekannten homerischen Vers τίς, πόθεν εἰς ἀνδρῶν; πόθι πόλις ἢδὲ τοκῆς sehr empfohlen wird.

) A. Lückenbach, Canticum chori Aiakis Sophocleae vers. 596—645. Progr. von Montabaur 1883. 22 S. (Vgl. H. Müller in Philol. Rundsch. 1883 Sp. 1379f.)

Nachdem L. kurz die Grundsätze auseinandergesetzt hat, denen man in der Kritik des Soph.-Textes folgen muß (Laur. ist die bei weitem beste Handschrift, welche man sensu non stante allein zu befolgen hat), giebt er S. 4f. einen Überblick über den Inhalt von Ai. 1—595, S. 5—20 die Erklärung des Einzelnen von v. 596—645 und endlich S. 20f. den griechischen Text mit lateinischer Übersetzung und einem Schema des Metrums. Wenn man auch in der Arbeit kaum etwas Neues findet, so muß man doch anerkennen, daß alle in Betracht kommenden Fragen gründlich behandelt sind, und daß L. manche Handschriftliche Lesart gegen die Ausstellungen verschiedener Kritiker richtig verteidigt. Er schreibt gegen die Überlieferung des Laur. nur 597 ἀλίπλακτος, 604 εἰνώμαι, 610 ὦμοι μοι, 618 χερῶν μεγίστας, 632 στέροισι, 633 ἀμυγμα, 635 ὁ δὲ δίων, lauter Änderungen, welche mit Recht von fast allen Herausgebern aufgenommen sind; außerdem v. 636 ἄριστος mit

Triclinius, was mir indes bedenklich scheint gerade wegen des Scholiasten Bemerkung *λείπει τὸ ἄριστος*. Endlich ändert L. natürlich v. 601 die Überlieferung, welche ja keinesfalls gehalten werden kann; er schreibt *Ἰδᾶδι μίμωνων λειμώνι πόα τε μήλων* (*Ἰδᾶδι* und *πόα τε* mit Bergk; *λειμώνι* hat auch Wecklein, was L. nicht bemerkt) und erklärt die Stelle so: ego vero iam dudum ad Idam dego in pascuis gregum; opponitur a choro vitae felici, qua fruebantur incolae Salaminis amoenissime in mari sitae, ipsius miserrima vita, quam per longum tempus sub divo in gregum pascuis degebat inter pecudes et pecudum modo per prata errans, omnibus privatus commoditatibus, omnibus militiae et caeli iniuriis obnoxius. Denselben Sinn erwarte ich auch an dieser Stelle, aber ich meine, man erhält ihn bei noch geringerer Aenderung der handschriftlichen Überlieferung, nämlich wenn man mit Bothe *λειμώνιδι ποία* liest; dann kann man auch leicht *Ἰδᾶδι* mit *ποία* verbinden, was entschieden nicht angeht, wenn *λειμώνι* dazwischen steht; zu *Ἰδᾶδι* könnte man freilich leicht *γῆ* ergänzen, aber neben den beiden andern Dativen *λειμώνι* und *πόα* erscheint mir dies nicht natürlich. Die Bothesche Emendation scheint L. nicht gekannt zu haben, wenigstens erwähnt er dieselbe nicht; oder hat er etwa an der Länge der zweiten Silbe in *ποία* Anstoß genommen? — Hervorheben will ich noch die wie mir scheint richtige Bemerkung L.s zu v. 604: *opponuntur aperte a poeta verba περιφαντος ἀσι et ἀνήριθμος αἰέν*; L. faßt nämlich *ἀνήριθμος* = qui nullo numero habetur, neglectus.

- 22) Peter N. Pappageorg, Codex Laurentianus von Soph. und eine neue Kollation im Scholientexte. Besonderer Abdruck aus dem 13. Supplementbande der Jahrb. f. kl. Phil. Leipzig, Teubner, 1883. 38 S.

Während P. im Jahre 1881 in den „Beiträgen zu den alten Soph.-Scholien“ seine Meinung über den Text der Scholia vetera dahin aussprach, daß man der Mühe einer neuen Kollation des Laur. durch Dindorfs Annotationes ad. sch. v. überhoben sei, gewann er durch eigenes Studium des Codex im Jahre 1882 die Überzeugung, daß die Kollation Dübners, auf welcher Dindorfs Annotationes beruhen, sehr viel zu wünschen übrig läßt. Er teilt nun in dieser Abhandlung auf 20 Seiten neue richtige Lesarten des L. mit, dann weiter auf 2 Seiten verschiedene unedirierte alte Scholien und Lemmata, auf 8 Seiten manche Notizen über Radierungen, Verbesserungen des Abschreibers u. s. w. und auf 2 Seiten eine neue Kollation des L. in den *ὑποθέσεις* der Tragödien; endlich giebt er noch auf einer Seite für 8 Stellen eine neue Kollation des codex G (Flor. 2725). Man hat also hier auf weiteres bei einem jeden Scholion der Elmsleyschen Ausgabe außer Dindorfs Annotationes auch Pappageorgs Angaben nachzusehen, eine ziemlich umständliche Sache. Hoffentlich läßt eine

neue Ausgabe der Scholien, zu der P. am meisten berufen und auch vorbereitet scheint, nicht mehr lange auf sich warten.

23) August Beck, Ein Lied aus der Tragödie König Oedipus. Progr. Gymn. Basel 1883. 35 S. (Vgl. Metzger in Philol. Rundschau 1883 Sp. 833 ff. Gleditsch in Philol. Wochenschr. 1883 Sp. 1062f.)

B.'s Abhandlung ist ein recht schätzenswerter Beitrag zur Erklärung des Soph. Im Gegensatz zu den angeführten beiden Rezensenten halte ich das Resultat seiner Untersuchung im großen und ganzen für richtig; nur in einzelnen Kleinigkeiten glaube ich von B. abweichen zu müssen. — Von den beiden Teilen des Programms behandelt der erste den Inhalt des 2. Stasimons (v. 863 ff.), seinen Zusammenhang mit der Handlung der Tragödie und seinen poetischen Zweck; der zweite Teil bietet die Einzelerklärung und zwar zunächst (in Rücksicht auf den Raum) nur die der Strophe α und der Antistrophe α . — Der Scholiast sagt über das Chorlied dies: ταῦτά φησιν τὴν Ἰοκάστην αἰτιώμενος, ὅτι ἄσβῶς ἔφη ἐψεῦσθαι τὸν Ἀπόλλωνα, und ebenso oder in ähnlicher Weise fassen alle Herausgeber und alle, welche sich sonst über das Chorlied geäußert haben, dasselbe auf: der Chor soll seinem Unwillen Ausdruck geben über die Worte der Iokaste, welche mit trotzigem Sinn die Göttersprüche verspottet habe; nach einigen Auslegern (denen man meiner Meinung nach entschieden beitreten müßte, wenn man jene Beziehung auf Iokaste zugiebt), soll sich der Vorwurf des Chors auch auf den König erstrecken, welcher ja die Reden der Iokaste gutheißt; vgl. v. 859. Dem Zuschauer wird es, wie Gleditsch a. a. O. ausführt, „durch diesen Gesang zum Bewußtsein gebracht, daß der vermeintlich ganz schuldfreie Oedipus, daß die ganz schuldlos erscheinende Iokaste doch nicht so völlig unschuldig leiden müssen, wie es anfangs erschien; denn es zeigt sich, daß sie beide nicht frei sind von der ὕβρις, die nach der göttlichen Weltordnung unvermeidlich ins Verderben führt.“ Gegenüber dieser Auffassung empfiehlt B. mit Recht eine andere Erklärung: der Chor befindet sich in derselben Lage wie Iokaste und Oedipus, auch ihm muß nach dem, was er bis v. 862 vernommen, der Glaube nicht bloß an Tiresias, sondern auch an die Sprüche Apollos schwinden; er steht der Pest ganz ratlos gegenüber. „Aus der verwirrten Lage drängt sich dem Chore der Wunsch hervor nach Rettung der hohen Ideale, der Gesetzlichkeit und der Götterverehrung, weil den Verhältnissen gemäß ihr drohender Verlust zu beklagen ist. Daraus folgt die Bitte um Klärung dieser Verhältnisse.“ — Zur Entscheidung der Frage, wie das Chorlied zu deuten, ist es von besonderer Wichtigkeit, darauf zu achten, daß man nicht Erkenntnisse und Empfindungen des Zuschauers vom Handelnden, also auch nicht vom Chor verlangt, welche er innerhalb seiner Erfahrung nicht besitzen kann. Iokaste aber hat, wie der Chor es auch von ihr erwartet

(v. 631—3), sehr verständig geredet (vgl. v. 634 ff.), sie hat die beiden Streitenden von einander getrennt und den Oedipus wegen der Beschuldigung des Tiresias zu trösten versucht mit dem Beweise, daß die Sprüche der Wahrsager einen verständigen Mann nicht beunruhigen können; sie hat in der edelsten Absicht und aufrichtig nach ihrer Erkenntnis gesprochen. Die Götter mißsachtet sie keineswegs; vgl. v. 646. 647. 711 f. 732—35. Und weiter, was weiß der Chor vom Oedipus? Er hat Hilfe gesucht beim delphischen Gott; er hat erklärt, daß er dem Ausspruche des Apollo gemäß mit allen Kräften nach dem Mörder des Laios forschen werde; er hat infolge eines ihm früher erteilten Orakels Vater und Mutter gemieden. Er ist also durchaus nicht ein Verächter des Heiligen und Göttlichen, wie Gleditsch u. a. behaupten. Freilich den Worten des Tiresias hat er keinen Glauben geschenkt und hat, wie Iokaste, seine Meinung dahin ausgesprochen, daß man auf die Aussprüche der Seher nicht zu achten brauche. Aber darf deshalb der Chor das Königspaar tadeln? Nein, denn sonst würde er über sich selbst den Stab brechen; hat er ja doch selbst gesagt, daß er dem Tiresias nicht Glauben schenken könne, und erklärt v. 500 *ἀνδρῶν ὅτι μάντις πλεον ἢ ἐγὼ φέρεται, κρίσις οὐκ ἔστιν ἀληθείας*. Die Gefühle also, welche den Chor nach 862 beherrschen und die in dem folgenden Stasimon zur Darstellung gelangen müssen, sind ganz andere, als der Scholiast und die bisherigen Erklärer behauptet haben. Der Chor befindet sich in dem Zustande völliger Ratlosigkeit gegenüber der Pest: die drei, von denen er Hilfe erwarten durfte, nämlich Apollo, Oedipus und Tiresias, haben den Mörder, den *μιάστωρα* des Landes, nicht bezeichnet resp. ausfindig gemacht; was soll nun geschehen? Der Chor singt daher: wir glaubten bisher an das Walten der Götter und ihre ewigen Ordnungen; o könnten wir es doch immer; wie ist das aber möglich, wenn der unbekannt Thäter nicht bestraft wird und immer weiter die Früchte seiner That genießt? Zeus errette uns aus der Not. — Aus Becks Einzelerklärung möchte ich als bemerkenswert hervorheben seine Auffassung des *δὲ αἰθέρα* v. 867, welches er eng mit *ὑψίποδες* verbindet, indem er dann weiter den ganzen Ausdruck *ὑψίποδες οὐρανόθεν δὲ αἰθέρα* prädikativisch zu *τεκνωθέντες* nimmt, also = „erzeugt als hoch durch den himmlischen Äther wandelnde.“ Nicht einverstanden bin ich mit B.s Erklärung von 852 f. (S. 7), wo B. Bothes Konjektur *σὸν γε* annimmt, meiner Meinung nach mit Unrecht, denn darnach würde Iokaste in einem Atem sagen: „ich glaube an Apollos Orakelspruch“ (du kannst der Mörder nicht sein, weil Apollo gesagt hat, Laios soll durch seinen Sohn umkommen) und „ich glaube nicht an Apollos Or.“ (Apollo hat gesagt, Laios soll durch seinen Sohn sterben, und dieser ist doch vor Laios umgekommen); *τόν γε*, welches überliefert ist, giebt einen guten Sinn. Nicht richtig scheint mir außerdem erklärt

v. 872 ὕβρις φησὶς τύραννον durch „vermessene Überhebung bringt hervor den Gewaltherrn“ (S. 28 f.), wie es freilich auch sonst gewöhnlich aufgefaßt wird; aber τύραννος bedeutet niemals bei Soph. iniustus et gravis dominus, sondern stets rex, und daß ihm das Bild eines τυραννος, eines Fürsten, noch nicht „mit der Vorstellung eines vermessenen, gottverachtenden Frevlers zusammenging“, beweisen deutlich v. 514. 799. 925. 939 u. a.: an allen diesen Stellen sollte τύραννος „der (rechtmäßige) König“ sein und hier mit einem Male „der vermessene Frevler“? Das scheint mir nicht möglich. Ich erkläre die Stelle so: „freilich kann durch ὕβρις einer zur Macht gelangen; wenn er aber vieles thöricht an sich gerafft . . . , so stürzt er jäh in die Tiefe“, also ὕβρις φ. τύρ. = Frevler bringt den Herrscher hervor, d. h. die ὕβρις macht mächtig. Natürlich denkt dabei der Chor nicht an Oedipus, aber Soph. hat wahrscheinlich gerade diesen Ausdruck deshalb gewählt, damit der Zuschauer auch eine Beziehung auf Oed. heraushöre, denn der Zuschauer (nicht aber der Chor) wußte schon sehr wohl, daß Oed. dadurch, daß er den Laios erschlagen hatte, König geworden war.

24) Anton Schwarz, Die Königsrede in Sophokles' Oedipus rex (v. 216 bis 275). Paderborn, Schöningh, 1883. 44 S. 0,90 M. (Vgl. Matthias in Gymnasium I (1883) S. 213f.)

Während die meisten, welche die Königsrede für nicht richtig überliefert halten, sich auf eine Umstellung der Verse 244 ff. beschränken, erstrecken sich Schw.'s Bedenken auch auf den ersten Teil der Rede, ja die Einleitung (v. 216—222) ist sogar nach seiner Ansicht die wundeste Seite der ganzen Rede. Hier kommt Schw. (S. 8—28) zu folgendem Resultat: 1) nach v. 218 ist die Darlegung des Orakels im Sinne der Verse 96—98, 103—107 und 305—309 ausgefallen; 2) v. 219—222 sind „ein von ungeübter Hand schlecht gezimmertes Steg über die Kluft des ausgefallenen Orakels“; 3) v. 255—268, welche eine Begründung des Edikts enthalten, gehören nicht in das Edikt selbst hinein, sondern müssen in der Einleitung stehen, d. h. nach dem ausgefallenen Orakel; 4) v. 244 f. müssen sich an v. 268 anschließen. — Nachdem diese Verse aus dem eigentlichen Kerygma ausgeschieden sind, reihen sich nun die übrig gebliebenen Verse doch noch nicht gut an einander, sondern auch diese müssen anders geordnet werden (S. 28—41) und zwar so: 224—26 (über v. 223 bemerkt Schw. nichts Besonderes, er soll also wohl vor 224 stehen bleiben). 230—32. 227—29. 233—35. 246—48. 236—43. 252—54. 269—72. 249—51. 273—75. Diese Umstellung glaubt Schw. nicht bloß logisch und sprachlich rechtfertigen, sondern auch durch diplomatische Beweise stützen zu können; er meint nämlich, daß die überlieferte Falschstellung so zu erklären ist: „ein Abschreiber hatte den Text in 2 Kolonnen und in stropfenartigen Abschnitten

so geschrieben, daß das erste Tristichon in die 1., das zweite in die 2. Kolonne zu stehen kam. Ein späterer Kopist brachte das Ganze wieder in eine Kolonne, indem er bei jedem straphenartigen Abschnitte die 2. Kolonne einfach unter die erste setzte. — Ich halte Schw.'s Rekonstruktion der Rede für verfehlt; sie beruht zum großen Teil auf Schwierigkeiten, die sich Schw. selbst geschaffen, oder aber auf solchen vorhandenen, die sich durch eine leichtere Änderung beseitigen lassen. Muß doch auch Schw. noch, um seine Versfolge zu ermöglichen, 2 Textesänderungen vornehmen (v. 230 ἄλλος st. ἄλλον, v. 246 μέν st. δέ); und auch so bleiben nach meiner Meinung noch einige Bedenken bestehen, die Schw. erst geschaffen hat, z. B. die mangelnde Verbindung bei v. 223 (nach 245) und v. 236 (nach 248, während das Asyndeton τὸν ἄνδρα ἀπαυδά τοῦτον nach v. 235 ἀκ τῶνδε δράστω, ταῦτα χεῖρ κλέειν ἐμοῦ durchaus am Platze ist), das nicht leicht zu ergänzende Subjekt zu ξενίστιος γένοιτο v. 249 u. a. Gegen die „diplomatische Beweisführung“ will ich nur bemerken, daß es mir unmöglich ist anzuerkennen, daß der Abschreiber bei Spaltung des Textes in 2 Kolonnen einmal 8 Verse (v. 236—43) der ersten Kolonne zugewiesen hat gegen 3 der 2. Kolonne, und daß er ein ander Mal 14 Verse (255—68) hinter einander geschrieben hat, während er doch sonst alles in Tristicha geteilt haben soll. — Aber selbst wenn ich nicht so manche Bedenken gegen Schw.'s Anordnung der Verse hätte, würde ich ihm nicht beistimmen, da ich überzeugt bin, daß auch ohne so umfassende Umstellungen ein richtiger Gedankengang in der Rede erkannt werden kann; freilich v. 244 f. finde ich auch jetzt noch [in meiner Dissert. 1879 wollte ich v. 249—51 hinter 272 und v. 244 f. vor 273 einschalten] in ihrer gegenwärtigen Stellung unhaltbar und möchte sie zwischen v. 251 u. 252 lesen. Τὸν ἄνδρα τοῦτον in v. 236 bezieht sich nach meiner Meinung auf v. 233 f., bezeichnet also den, welcher den Mörder kennt und nicht angiebt, mag er selbst der Mörder sein oder nicht, d. h. es geht weder allein auf den Hebler, noch allein auf den Mörder, vielmehr scheint mir in v. 236—43 der Gedanke ausgedrückt zu sein, daß der Hebler später von den Thebanern ebenso wie der Mörder behandelt werden müsse. Das τοῖσδε in v. 251 bezieht sich dann auf τοῦτον τὸν ἄνδρα v. 236 und τὸν δεσρακότα v. 246. — Beachtenswert scheint mir aus Schw.'s Abhandlung nur die Erörterung über den Gebrauch von μὴ οὐ c. partic. (S. 15—23), woraus sich ergibt, daß in v. 221 μὴ οὐκ ἔχων nicht zu halten ist; Schneidewins' Änderung aber (αὐτὸς οὐκ st. αὐτὸ μὴ οὐκ) ist nicht so gewaltsam, daß man sich nicht dabei beruhigen könnte. Einige Wahrscheinlichkeit hat auch die Vermutung Schw.'s (S. 41—44), daß v. 227 zwischen φοβεῖται und τοῖπιχλημ ein Vers ausgefallen ist.

Von meiner Auffassung der Verse 236—43 und des τοῖσδε

251, sowie der Umstellung von v. 244 f. hat mich nicht ab-
racht, vielmehr darin bestärkt

Emil Müller, Beiträge zur Erklärung und Kritik des Königs
Oed. des Soph. I und II. Leipzig 1884. 71 S. (Progr. der Fürsten-
und Landesschule zu Grimma 1883 und 1884.) (Vgl. H. St. in Liter.
Centralbl. 1884 Sp. 632 f.; G. H. Müller in Philol. Rundschau 1884
Sp. 1381 ff.; Wecklein in Philol. Anz. 1884 S. 431 f.; Widmann in
Gymnas. 1885 Sp. 139),

licher in Teil II die überlieferte Versfolge der Königsrede in
hutz nimmt. M. bezieht *τοῖσδε* auf *τὸν ἄνδρα τοῦτον* und
ses auf den Hehler; da nun aber letztere Annahme im Wider-
ruch steht mit v. 350—53. 744 f. 817—20. 1291. 1381—83,
Oedipus (als Mörder des Laios) als vom eigenen Fluche ge-
ffen bezeichnet wird, so behauptet M., daß Oedipus nicht bloß

Mörder, sondern als Mörder und Hehler zugleich dargestellt
erde. Diese Behauptung weist aber G. H. Müller a. a. O. mit
cht als unrichtig zurück: „Oed. ist so wenig der Hehler seiner
bst, daß er vielmehr sofort nach Erkenntnis der grauenhaften
chlage sich laut als den Mörder bezeichnet und auch als solcher be-
aft werden will.“ — Im übrigen kann man sich mit den
sisten Punkten der gründlichen Untersuchung M.s einverstanden
klären, ebenso wie mit dem Ergebnis der Abhandlung I, worin
die Frage nach der Schuld des Oedipus erörtert. Wie Nauck,
Hermann u. a. gelangt er nämlich zu der auch meiner Meinung
ch richtigen Ansicht, daß Oed. nicht bloß im Prolog, sondern
ch durch das ganze Stück als ein edler Charakter dargestellt
rd, als ein König, dem das öffentliche Wohl über alles geht.

) v. Wilamowitz-Möllendorff, Die beiden Elektra. Hermes
18 (1883) S. 214 ff.

W. erkennt den Vorrang der Elektra des Soph. vor der
uripideischen Elektra bereitwillig an, „aber nur dem Werte nach;
er Zeit nach folgt sie dem Euripides“, sie ist nicht bloß mit
enntnis der euripideischen gedichtet, sondern sogar durch die-
lbe veranlaßt. Dies sucht W. zunächst zu erweisen aus dem
halt (S. 214—242): er analysiert die ersten 600 Verse der
phokl. El. und stellt dem gegenüber den Anfang des euripideischen
ückes. „Die Ähnlichkeit der Anlage springt in die Augen.
rolog des Orestes, Klagelied Elektras, Auftreten des Chores ist
iden gemeinsam. Es ist ganz und gar ausgeschlossen, hier
ne zufällige Übereinstimmung anzunehmen. Wer aber dem
dern Vorbild gewesen ist, darüber kann man nicht im Zweifel
in, sobald man bemerkt, daß, was bei Soph. ganz äußerlich
nd unmotiviert ist, bei Eur. in natürlichem und notwendigem
sammenhange steht“. Bei Soph. sei das Auftreten des Chores
r nicht motiviert; nicht gut seien die äschyleischen Dienerinnen
s Hauses mit Gespielinnen der El. vertauscht; der Zweck des

Prologes sei ein lediglich theatralischer, denn eigentlich habe Orest im Prolog gar nichts auf der Bühne zu suchen; der Redekampf zwischen Klytaimnestra und El. sei schlecht motiviert und nicht gut durchgeführt; die ganze Sendung des Pädagogen mit der Todesbotschaft sei ohne Zweck. Anders sei dies alles bei Euripides. Euripides' Elektra ist in das Jahr 413 zu setzen (nach Weil), und dafs die sophokl. El. der letzten Periode des Dichters angehört, beweisen, wie W. meint, auch die formalen Kriterien (S. 242—49). Er untersucht zu diesem Zwecke die lyrischen Partien nach zwei Gesichtspunkten, 1) nach der Verteilung zwischen Chor und Schauspieler, 2) nach den darin angewendeten Mafsen. Ad 1 ergibt sich eine Berührung mit Philoktet und Oid. Kol.: „Der Chor ist nur mit zwei selbständigen Liedern bedacht (472—515. 1058—96) und außerdem mit dem ersten Strophenpaare des letzten Canticums (1384—97). An allen anderen lyrischen Partien nehmen die Personen teil, und zwar sind sie meist bevorzugt“. Bei der Betrachtung der verwendeten Versmaße beschränkt sich W. auf drei Gattungen, Anapäste, Ioniker und das „gemischte“ Metrum der Parodos. v. 86 ff. (Elektras Monodie) sind Klaganapäste, „welchen die Häufigkeit der Katalexe und die Vorliebe für den Spondeus den besonderen Charakter giebt“; Soph. hat nichts ganz Entsprechendes, während von Eur. auf einer Stufe mit Soph. El. stehen die Troerinnen, Ion und Iphig. Taur. — v. 1160—62 treten ein paar anapästische Metra mitten in die iambische Rede, um den höchsten Affekt zu kennzeichnen (parallel ist Trach. 1081); das Vorkommen dieser Unterbrechungen des Dialogs durch fremde Maße ist „ein starkes chronologisches Indicium“; Interjektionen waren dafür seit Aeschylus allgemein zugelassen, und ebenso werden kürzere iambische Verse von Aesch. und Soph. unter die Trimeter gemischt. Ionische Verse ähnlich v. 824 ff. finden sich bei Soph. Oed. Kol. 510. 176 und Phil. 1173. Für einen ganz unzweideutigen Beweis für spätesten Ursprung der El. hält W. das „potpourriartige Maß“ der Parodos und empfiehlt zur Vergleichung die Castratenarie des Orestes, wo gleichfalls die Schlufsverse (1495—1502) die rhythmischen Motive des ganzen Liedes wiederholen. — (S. 249 bis 263 behandelt W. in einem Exkurse die Sage von der Iphigeniea, anknüpfend an El. 568 ff.) — Wenn ich auch anerkennen muß, dafs W.s Abhandlung sehr anregend ist, so kann ich ihm doch nicht in allen Punkten zustimmen; das, meine ich, muß man zugeben, dafs es wahrscheinlich ist nach den formalen Kriterien, dafs die El. der späteren Zeit angehört, also wohl nach 420 entstanden ist¹⁾; dafs aber Soph.' El. nach Eur.' El. ge-

¹⁾ Freilich sind die metrischen Argumente überhaupt sehr unsicher; so könnte man, wie es auch geschehen ist, die Elektra zu den älteren Stücken des Soph. rechnen wegen der geringen Anzahl der Auflösungen im iambischen Trimeter; vgl. Elektra von Wolf-Bellermann S. 123.

chtet und dazu bestimmt war, gegen Eur. zu wirken, ist wohl nicht bewiesen; mich hat wenigstens W. nicht davon überzeugt (gl. auch Mau comment. Momms. 291). — Von den zahlreichen Nebenbemerkungen hebe ich als den Soph. betreffend hervor: S. 234 Anm. spricht W. mit Bezugnahme auf das von ihm schon früher darüber Bemerkte (An. Eur. S. 195. 255) über die Datierung des Aias, den er um 430 ansetzt. (Dabei erklärt v. Ai. 1196 *κοινὸν Ἄρη* mit „Bruderkrieg“: gewiss nicht richtig.) Didipus T. zu bestimmen haben wir nur die Form, d. h. etwa die Zeit 440—20“. — Ai. 191 will W. herstellen *μη μη, ἀναξ, εἴ ᾧδ' κτλ.* unter Vergleichung von El. 157 (= Il. 9, 287) und Ai. 193 (= Il. 9, 247). S. 217. — El. 593 u. 594 sind nicht sophokleisch, denn „nicht *ἐχθρός* ist Aigisthos, sondern *κακός*, und was Klytaimn. gethan hat, ist viel mehr, es wäre etwa *ὕπερ ἰσῆς θυγατρὸς θανούσης τᾶλλα τέκνα ἀπολλύναι*“; ferner ist εἰ v. 593 und „nach einer vollen Beantwortung der rhetorischen Frage“ *ἀλλά* v. 595 nicht passend (S. 219). — W. stimmt nicht mehr der Athetese des v. 565 bei; *κείνης γὰρ οὐ θέμις μάθεῖν* das heisst nicht das triviale, daß die Göttin nicht vernommen werden könnte, sondern die reine Göttin kann mit der Verrecherin Klytaimn. nicht verkehren. . . . Klytaimn. empfindet den Tod, denn um ihn zu parieren, schwört sie 626 bei Artemis“ (S. 219 u. 220). — v. 1466 nimmt W. mit Recht das überlieferte *ἰθόρου* in Schutz; Aigisthos fürchtet der Götter Neid, ihr Übelwollen, ihre Ahndung; vgl. Eur. El. 30. Aisch. Ag. 947. Eur. Ipp. 947 (S. 225). — „Das ganze Lied 1384 — 93 ist aus Reminiscenzen an die Choephoren zusammengesetzt“ (S. 236). — v. 61 allein zu streichen ist nicht angängig (S. 241). — Die Trach., welche älter zu sein scheinen als El. und Philoktet, sind nach Eur. Herakles entstanden (v. 1101 = Herakl. 1353); sie fallen sicher nach 420 (S. 244). — Oed. Kol. ist durch Eur. Phoen. angesetzt (S. 239). — Oid. T. 1524—30 weist W. mit Hartung dem Aias zu (S. 240).

Wie v. Wilam.-M. den terminus post quem, so glaubt I. Mayer de Euripidis mythopoesia (Berlin 1883) S. 35 Anm. den terminus ante quem für die Abfassungszeit der El. bestimmen zu können; nach ihm ist Soph. El. vor 408 aufgeführt, weil in dem 408 aufgeführten Orestes des Eur. v. 23 Chrysothemis vorkommt. Als ob nicht Eur. ebenso gut wie Soph. die Chrysothemis aus Homer hat nehmen können. — Übrigens bemerkt auch Wilam.-M. 240 f., daß Eur. im Orestes „gewissermaßen eine Fortsetzung und damit eine Kritik“ der sophokl. El. giebt.

Ich begnügte mich oben damit, einfach zu sagen, daß ich Vilamowitz' Behauptung, die Elektra des Euripides gehen zeitlich hinter des Sophokles voran, nicht für erwiesen halte; die Argumente Nil.' im einzelnen zu widerlegen hielt ich deshalb für unnötig, weil dies schon von anderer Seite, meiner Meinung nach über-

zeugend, geschehen ist. Wer sich für die von Wil. angeführten Beweise hat gewinnen lassen, der lese ihre Widerlegung in der 2. Abhandlung von

27) J. Singer, *Humanistische Bildung und der klassische Unterricht. Die beiden Elektraen*. Wien, C. Konegen. 1884. 88 S. (Vgl. Wecklein in *Woch. f. kl. Phil.* 1884 Sp. 1356; J. Sitzer in *Phil. Rundschau* IV Sp. 1526—28.)

S. unterzieht (S. 51—79) Wil.' Hypothese einer eingehenden Untersuchung und zeigt, daß 1) eine Ähnlichkeit der Anlage der beiden Stücke, wie sie Wil. behauptet, überhaupt nicht besteht und 2) gerade bei Euripides manche Szenen wenig „natürlich und zusammenhängend“ seien, wohingegen die von Wil. erhobenen Vorwürfe über den Mangel an Motivierung in der sophokl. Elektra als unberechtigt zurückzuweisen seien. Sodann macht S. auch noch richtig darauf aufmerksam, daß die Motive, welche nach Wil. den Sophokles zur Abfassung seiner Elektra bewogen haben sollen, höchst unwahrscheinlich sind. Mit Recht weist S. auch darauf hin, daß Wil. ohne ersichtlichen Grund Gruppe und Kolster ignoriert hat, welche lange vor ihm, jener Ariadne S. 453f. und dieser im Meldorfer Prog. 1849, dieselbe Hypothese aufgestellt hatten. Hinzufügen will ich noch, daß auch ein Jahr vor Wil. dieselbe Frage eingehend von F. Flessa (*Gymn.-Prog. von Bamberg* 1882) behandelt worden ist. — S. 79 ff. versucht S. auch seinerseits die Frage zu lösen; er setzt die euripideische El. nach der allgemein herrschenden Ansicht ins Jahr 413, die sophokleische aber zwischen 456 und 443 („und zwar näher an das erstere Datum“), weil die Reihenfolge der sophokl. Stücke im Laurentianus eine chronologische sei. Das ist aber eine nicht bewiesene Hypothese, welche auf eben so schwachen Füßen steht wie die von Wil. u. a. Daß die sophokl. El. früher abgefaßt ist als die euripid., ist auch mir sehr wahrscheinlich, aber wie viel Jahre vorher, das läßt sich meiner Meinung nach nicht bestimmen.

28) Ferd. Baumgarten, *Die sittliche Anschauung und die Charakterzeichnung nach ihren Motiven und Tendenzen in Sophokles' Elektra*. Prog. des k. k. Staats-Ober-Gymnasiums in Mies. 1884. 31 S.

B. hat sich das Ziel gesteckt, „in erster Linie Schüler mit den charakteristischen Eigentümlichkeiten der sophokleischen Tragödie bekannt zu machen“, und zeigt zu diesem Zwecke, wie Sophokles in seiner Elektra sowohl in der Entwicklung der Charaktere (S. 8—17) als auch in der Anlage und Durchführung der Handlung (S. 18—25) den künstlerischen Anforderungen genügt, welche an die Tragödie zu stellen sind; S. 25 ff. spricht er dann noch über die sittliche Anschauung des Soph., wie sie in der Elektra zum Ausdruck kommt. Die Abhandlung, welche

nichts Neues bietet und auch nicht bieten will; behandelt in verständiger Weise ihr Thema; nur wäre im Interesse der Schüler u wünschen gewesen, daß sich B. einer etwas weniger wortreichen und hier und da einer etwas klareren Sprache bedient hätte.

- 9) A. Kolbe, Bemerkungen über die tragische Schuld in Soph.'s Antigone. Prog. des Buggenbagenschen Gymn. zu Treptow a. Rega. Ostern 1883. 10 S.

K. behandelt die Frage, ob Antigone schuldig oder unschuldig sei, in gemeinverständlicher Weise. Das Resultat ist m. M. nützlich: Neues bietet K. freilich nicht. Nachdem er S. 3—6 den Verlauf der Handlung übersichtlich dargestellt, weist er S. 7—9 nach, daß die tragische Schuld allein bei Kreon zu suchen ist; hingegen Antigone „büßt, wenn auch überhaupt menschlich unvollkommen, durch ihren äußeren Untergang keine Schuld; wird nicht von der Gottheit preisgegeben; siegt im Gegenteil im Tode, sofern derselbe Haemons und Eurydikens Tod nach sich zieht und so Kreon ins Unglück stürzt, das ihn zur Erkenntnis seines Verbrechens bringt.“ — Über v. 904 ff. bemerkt K. S. 10 Anm. 7 richtig, die Stelle sei ein schlimmer Flecken, „der — wenn auch rühzeitig — in die herrliche Dichtung eingeschwärzt ist. Die . . . Erörterung schlägt der großen Rede von den ungeschriebenen Sittensatzungen geradezu ins Gesicht.“

- 10) K. Riedel, Das Sujet der sophokleischen Antigone. Prog. des Landes-Realgymn. zu Waidhofen a. d. Thais. 1883. 37 S. (Vgl. Vogrinz in Phil. Rundschau 1884 Sp. 263 f.)

R. erörtert dieselbe Frage wie Kolbe in ähnlicher Weise wie dieser, nur mit dem Unterschied, daß er auch auf die Ansichten anderer Forscher eingeht. Das Resultat, zu dem R. gelangt, ist dem Kolbes entgegengesetzt: unsere Tragödie enthalte den Widerstreit zweier in ihrer Sphäre gleich berechtigten Kräfte, der zum Austrag komme und durch die *ἀμαρτία* beider das Verderben derselben zur Folge habe; die *ἀμαρτία* Antigones aber bestehe nach R. darin, daß sie in Verfolgung ihres idealen Zieles heftig, hart und ungerecht wird, und ebenso die Kreons darin, daß er an dem starren Festhalten an seinem Standpunkt vermessend und unbesonnen ist. Man sieht, R. hat dieselbe Ansicht, welche Boeckh aufstellte und ausführlich zu begründen suchte (s. Boeckhs Ausgabe der Ant. Abhandlung I, 11—20): die Gegner Boeckhs aber werden auch durch R. nicht zu dieser Auffassung bekehrt werden, umal da R. auch nicht das geringste neue Argument zur Verteidigung derselben beigebracht hat. Im übrigen ist der Gelenkengang der Tragödie, abgesehen von einigen Unrichtigkeiten¹⁾,

¹⁾ z. B. „die wahre Bedeutung des *ἀντάδελφον* v. 1 erfährt Ismene erst mit v. 22“; „die *τὰν ἔχθρῶν κατὰ* v. 10 reihen sich merkwürdigerweise

in ansprechender Weise dargelegt und würde sich noch besser lesen, wenn die Anzahl der Druckfehler etwas geringer wäre¹⁾.

- 31) Bericht des akademischen Philologen-Clubs zu Innsbruck. Herausgegeben anlässlich der Feier seines 10jährigen Bestandes. Mit einem wissenschaftlichen Anhang von Hans Leiter. Innsbruck, im Selbstverlage des Clubs, 1884. 8. XVII u. 27 S.

L. behandelt die vielbesprochene Stelle Antigone 905 ff. in der ausgesprochenen Absicht, „das in den trefflichen Abhandlungen oft zerstreut niedergelegte Material bezüglich der entscheidendsten Punkte zu sammeln und dem geneigten Leser ein übersichtlicheres Bild vorzuführen.“ Dasselbe habe ich im Jahre 1879 in meiner Dissertation de fabula Oedipodea apud Sophoclem S. 26—44 versucht; diese, sowie die nach jenem Jahre erschienenen Abhandlungen über die Abschiedsrede der Ant. (besonders Fr. Kern in Z. f. G.W. 1880 S. 1—26) berücksichtigt L. ebensowenig wie manche in meiner Arbeit erwähnte frühere Behandlungen desselben Gegenstandes. Neues bietet L. nicht, indes giebt er eine gute Übersicht über alle in Betracht kommenden Fragen, wenigstens was die Verse 905—913 betrifft. Nur diese Verse will L. ausscheiden und v. 914 mit der Änderung *μόνα Κρόντι* oder *Κρόντι μέντοι* (nach Schneidewin) an v. 904 anschließen. Die sonst noch verdächtigten Verse 900—904 und 914—928 (von Dindorf, teilweise auch von Lehrs, Nauck, Kratz u. a.) sucht L. zu rechtfertigen und weist mit Recht manche gegen diese Verse vorgebrachte Bedenken als unbegründet zurück, ebenso wie ich es a. a. O. gethan habe. Die Gründe aber, welche mich trotzdem zu der Behauptung veranlafsten, dafs nicht blofs auch diese Verse noch, sondern sogar v. 891—936 als unsophokleisch zu betrachten seien, hat L. nicht gekannt, also auch, wie natürlich, nicht widerlegt. Ich halte daher nach wie vor an meiner Ansicht fest.

- 32) Rud. Ruby, Nonnulla de Aiacis Sophoclei integritate. Prog. des k. k. Gymnasiums in Mähr. Weisskirchen. 1884. 12 S.

R. erklärt sich gewifs mit Recht gegen die Ansicht einiger Forscher, dafs der Aias mit den Tragödien Teukros und Eur-

an die Übel an, deren Urheber Zeus ist“ mit der Anmerkung „der Zusammenhang bestimmt mich τῶν ἐχθρῶν als gen. obi. aufzufassen“; Ismess hat Kreon schwankend gemacht in seinem Entschlusse, die Antigone zu töten S. 26 f.; „zum erstenmal geschieht hier (v. 810 ff.) ihres Verhältnisses mit Haemon aus ihrem Munde Erwähnung“; „Kreons Worte 935—36 lassen vermuten, dafs er bereits die Frage von Antigones Begnadigung mit sich erwogen“.

¹⁾ Zu den Druckfehlern rechne ich auch: S. 36 „Haimons Tod motiviert wiederum den Jokastens“; „sie machten aus Kreons verzweifelten Wehrufe ganz vergessen“ u. a.

es eine Trilogie gebildet habe und dafs der 2. Teil der Trilogie nicht von Soph. herrühre. Zur Beurteilung dieser Frage sagt R. nichts Neues bei, alle von ihm geltend gemachten Gründe sind schon von andern genügend hervorgehoben. R. selbst scheint zu glauben, dafs nach 1858 noch niemand Bergk gegenüber, welcher übrigens auch nicht zuerst jene Ansicht aufstellt hat, die Echtheit des 2. Teiles des Aias verfochten hat.

Petrus N. Papageorgius, Beiträge zur Erklärung und Kritik des Sophokles. Pars I. Diss. Jenae, 1883. 40 S. (Vgl. H. Müller in Philol. Rundsch. 1884 Sp. 484f. Wecklein in Phil. Anz. 1884. S. 379f.)

P. bespricht in dieser Dissertation zunächst (bis S. 36) mehrere Stellen aus den beiden Oedipus und der Antigone. Davon bespricht er mir ansprechend behandelt folgende 3: Oed. Col. 9 hält das überlieferte *θακοισιν* für ganz richtig, er verbindet es mit *καξίδρουσον* und erklärt die ganze Stelle so: „lafst mich auf dem Sitze ausruhen, wenn du einen solchen an einem zugänglichen Orte (*βέβηλα*) oder in einem heiligen Haine der Götter wahrst“; betreffs des Pluralis, den Hermann anstößig fand, weist P. auf Eur. Tr. v. 138 *ἄμοι θάκουσ οἴους θάσσω* und rc. v. 1214 *σέ τὸν θάσσαντα θυστήνουσ ἔδρας*. — Oed. Col. 6 schreibt P. *ἔρωτ' ἐς τόνδ' ἢ ἔρωτος τοῦδ'*, welches sich nicht halten läfst, da *ἄφελῶ τινά τινος* ungriechisch ist; P.s Konstruktion scheint mir den Vorzug zu verdienen vor Herwerdens Vorschlag *ἔρωτῶντα τοῦδ'*. — Ant. 931 empfiehlt P. Bothes Konstruktion *ταύτην* (st. *τούτων*), welches übrigens auch Blaydes wollte.

Außer der Behandlung dieser drei Stellen halte ich noch für höchst wertvoll die Auseinandersetzung P.s darüber, dafs Oed. Tyr. 9 *τᾶμ'* auf keine Weise der Kritik zum Opfer fallen dürfe; nun aber weiter P. in diesem Verse *ἐς σ'* f. *ὡς* vermutet (st. *εἶπω* schreibt er mit Campe *ἀνείπω*), so macht H. Müller es nicht Recht dagegen geltend, dafs *ἐς σέ* die Aussage des folgenden Satzes vorwegnehme. Auch ich meine, dafs man sich bei dem kleins *ᾧδ' ἀνείπω* beruhigen kann. — Von den weiteren Vorschlägen P.s scheinen mir zweifelhaft Oed. Col. 307 *αὐδῆν* st. *σει*, Oed. Tyr. 360 *λόγοις* st. *λέγειν* und 815 *ὅς* st. *ἔστ'*, nötig aber Oed. Col. 1444 *βῆναι* st. *φύναι*, 1632 *ὄρκιαν* (st. v. 1637) st. *ἀρχαίαν*, Ant. 981 *τᾶ δέ* st. *ἃ δέ* und 1161 *ᾧδ' ὅς* st. *ποτέ*. Ant. 64 soll *ἀκούειν* von *ἐννοεῖν χορή* abgeleitet werden: mir scheint die Erklärung Erfurdt's, die auch Nauck, Bekker, Bellermin u. a. angenommen haben, natürlicher. Die Ergänzung von *ἐγώ* nach *ἔφην* in Oed. Tyr. 349 halte ich für nicht nötig, denn es liegt kein Grund vor, hier den Sprechenden hervorzuheben. — S. 37—40 bespricht P. dann noch einige Argumente des Sophokles.

- 34) Joannes Gilbert, *Meletemata Sophoclea*. Diss. Lips. 1883. S. 38 S. (Vgl. G. Raibel in D. L. Z. 1884 S. 192f. Fr. Kern in Phil. Anz. XIV (1884) S. 429—31. H. Müller in Berl. Phil. Wschr. 1884 Sp. 200 und in Phil. Rundsch. III Sp. 1381—83.)

G. bietet zu 21 Stellen der sophokl. Tragödien eigene Emendationen und glaubt eine Stelle richtiger, als es bisher geschehen, interpretieren zu können. Betreffs der Konjekturen befinde ich mich in Übereinstimmung mit den angeführten Rezensenten: es ist anzuerkennen, daß G. einige bisher übersehene Schwierigkeiten aufdeckt und hier und da richtige grammatische Bemerkungen macht; die meisten Emendationen jedoch sind nicht überzeugend. So halte ich für unnötig resp. zu gewaltsam: *Al.* 1196 *πρώτος* st. *κοινόν*. 1193 *πολύποινον* st. *πολύκοινον*. *Ant.* 351 *ἵππον ἐφέξειτο τὰμφίλοφον ζυγόν* = equo insedit (sive insidet) iugum. 524 f. *νίν* st. *νύν* und *κοινοῦσ'* st. *κείνους* = communem reddens utrique tuum amorem. 754 *ποῖον* st. *κλαίων*. 888 *εἴτ' οὖν τοιαύτη ζῶσαν ὑμνεῖν ἐν στέγῃ* unter Beibehaltung des *χρή* in 887. *Oed. T.* 122f. *λησιαῖς* st. *λησιάς* und *τιν'* st. *νιν*. *Trach.* 137 *τάνδ'*, *ἄνασσ'*, *ἐν ἐλπίσιν* st. *τῶν ἀνασσῶν ἐλπίσιν*. 138 *τάκεῖθεν* st. *τάδ' ἀλέν*. 564 *ἦμεν ἐν* st. *ἦνίχ' ἦν* (an der Überlieferung nimmt G. Anstofs propter coniunctionem *ἦν* *κα* brevi spatio interjecto bis repetitam). 984 *παρ τίσιν θναίων* st. *παρὰ τοῖσι βροτῶν*. *Phil.* 707 *ἄλλαν* — *τῶν* st. *ἄλλων* — *τῶν*. *Oid. Col.* 866 *ὄς μου, κάκιστε, παιδὸς ὄμμ' ἀποσπάσας* (eher könnte man H. Müllers Vorschlag *κάκιστ' ἐμφυλον* empfehlen). 923 *φωτὸς ἀθλίου βακτηρία* (dual.) vel *βακῆρια* (plur. — vgl. *Bellerm. z. d. St.*). 1236 *ἐπιλέλογχεν ἄπνον* st. *ἐπιλέλογχε πύμαιον*. *Ant.* 878 *τῶν νεατῶν* st. *τάνδ' εἰοίμαν*. Beachtenswert aber scheinen mir: *Trach.* 1202 *ἀραῖος ἔς τ' αἰεὶ βαρῆς* st. *ἀρ. εἰσαεὶ β.* *Phil.* 205 *με θαρὰ φθογγά* = identidem ad aures meas accidit sonitus. 1103 *κἄν μόχθῳ* (o me miserum, inquit Philoctetes, et in ipsis his aerumnis (i. e. quamvis me premant miseriae) contumelia affectum). *Oid. Col.* 517 *λῆθον* st. *λῆγον* (si *λῆγον* vera esset scriptura, pro *μηδαμὰ* potius *μήπω* vel *μηδέπω* expectaremus). — S. 33—36 führt G. aus, daß das Reflexivum der 3. Pers. bei Soph. nur dann für das der 1. und 2. Pers. gebraucht wird, wenn es mit *αὐτός* ipse verbunden ist; die einzige Stelle, welche dieser Beobachtung widerspricht, will G. ändern: er schreibt nämlich *Oid. Col.* 966 *τοσοῦτόν γ'* st. *καθ' αὐτόν γ'* und erklärt „tantam in me reperies culpam nullam, pro qua ut punirer haec ego in me ac meos commiserim“. Ante enim illos *φόνους καὶ γαμούς* (v. 962) ab Oedipode invito et insciente factos nullum tantum facinus commiserat, ut dignus esset, qui parricidio et incesto obstringeretur. Dies scheint mir verfehlt, denn 1) wird dadurch der Gegensatz zu *γένος* beseitigt, 2) will doch Oedipus sagen, daß Kreon überhaupt keinen Schimpf eines Vergehens bei ihm ausspähen könne, und

pafst das Folgende (v. 969 ff.) nicht zu G.s Erklärung. — Ai. 118 behält G. die Überlieferung bei, will aber, entgegen der richtigen Auffassung, *πόντου* abhängig machen von *ἴνα* = „wo in die Meere“; darin daß *πόντου* weder mit *πρόβλημα* noch mit *ἔπεισι* verbunden werden kann, stimme ich G. bei, ich halte es aber für ein Glossem: dieses Wort, nicht *ὑλάειν*, wie Nauck meint, muß ausgeschieden werden; wie jedoch der Vers, entsprechend dem *ἑρώτων δ' ἀπέπαυσεν ᾧ*-(μοι) der Strophe, hergestellt ist, weiß ich nicht. *ἔπεισι* ist wahrscheinlich durch einen Fehler eines Abschreibers aus dem *ἔπεισαι* des vorhergehenden Verses entstanden; auch der Scholiast scheint nur *γενοίμαν ἴν' ἄέν εἶστιν πρόβλημ' ἀλλκλυστον* gehabt zu haben.

) Vahlen im Berliner Index lectionum Sommer-Sem. 1883

behandelt mehrere Stellen der Elektra. v. 691 nimmt er in Schutz gegen Lachmann, Michaelis u. a.; er sei nicht überflüssig, sondern werde *consilio loquentis* gefordert: wenn er fehlen würde, *hoc genus certaminis appellaretur, et tenuitas orationis animum adientis magnifica praefatione valde erectum falleret et offenderet.* Ein metrischer Fehler beseitigt V. durch Annahme der Korrektur *πεντάεθλ'* cod. Par. *πεντάεθλ'*, welche Form er zu stützen sucht durch einen Hinweis darauf, daß Soph. auch *αὐτοένης* forma soluta gebraucht habe. *πεντάεθλ' ἃ νομίζεται* will V. dann wohl, was er übrigens durch die Interpunktion nicht andeutet, wie es G. Hermann nimmt = *πεντάθλων ἃ νομίζεται*. Herm. hatte sich bekanntlich, nachdem er vorher zweimal durch Konjekturen der Stelle hatte aufhelfen wollen, ebenfalls bei der handschriftl. Überlieferung mit der Änderung *πεντάεθλ'* beruhigt; vgl. seine ed. altera der Elektra. v. 363 stimmt V. mit Herm. überein, indem er die handschriftl. Überlieferung *τοῦμὲ μὴ λυπεῖν* beibehält und erklärt: *Electra se sibi velle dolorem creare, obsequio nimirum iniciatorum.* v. 21 ist *ἐμὲν* freilich eine auffallende Form, aber dochtsdestoweniger beizubehalten. v. 162 bringt V. die Konjekturen *ποδός* (ind. schol. Berol. 1865) *ποδός* st. *Διός* in Erinnerung; er hält sie für eine certa emendatio. Das v. 159 überlieferte *ζέων* erklärt V. mit Hermann und Haupt: *semota a doloribus eventa felix* und führt als Beispiele für *κρυπτόν* mit demselben Genet. Eur. Hippol. v. 154 und Aesch. Suppl. v. 285 an. v. 47 bemerkte schon Musgrave, daß *ὄρκω* nicht richtig sein könne, da der Paedagogus später die Erzählung von dem Tode des Orestes nicht durch einen Eid bekräftigt. [Ebenso Wecklein und auch in Elektra. 8. Aufl. 1882 S. 166 zu v. 47.] V. führt dies später aus und bemerkt richtig: *uno illo versu adducimus, ut applici nomine parum sibi constare fabulam censeamus, quia et libeat Orestes quod inutile erat et cui nec parere potuerit paedagogus, et paedagogus faciat quo nihil erat efficacius sed faciat*

iniussu Orestis. Statt des von Musgrave vorgeschlagenen ὄρω will V. für ὄρω setzen ἔρω, nuntia autem rem exaggerans, was mir weniger gefällt als Musgraves Änderung¹⁾.

v. 51 ist ὡς ἐφίετο nicht zu ändern; Subj. ist Apollo. σὺ μὲν (v. 39) und ἡμεῖς δὲ (v. 51), welche sich entsprechen, sind beide enthalten in εἰσηκούσαμεν v. 38, daher minime vituperandum videtur, quod poeta exorsus ab Apollinis edicto, in eodem orationis circuitu, ὡς ἐφίετο non opposito nomine de eiusdem dei iussu intellegi voluit²⁾.

Nachdem Steinhart v. 61 für unecht erklärt hatte, wollten Schoell v. 59—66, Morstadt 61—66 und Wecklein 62—66 streichen. V. ist mit Recht gegen jede Streichung, und zwar zeigt er zuerst, dafs v. 61 sich gut an die rhetor. Frage v. 59 u. 60 als Antwort anschliesst (als ähnliche Stellen führt V. an Aesch. Prom. v. 502 ff. Soph. Oed. Col. v. 995. Ai. 1036. Trach. 718. El. 547. 466 u. a.) und bei der allein in den Zusammenhang passenden Auffassung (δοκῶ μὲν, οὐδὲν κακόν ἐστι ζῆμα σὺν κέρδει) des Orestes und des Dichters ebensowenig unwürdig ist wie die Frage (v. 59 f.) und der Anschlag des Orestes überhaupt. Sodann weist er nach, dafs auch v. 62 ff. gut in den Zusammenhang passen, und bemerkt sehr richtig, dafs der Umstand, dafs wir nicht wissen, welche Männer Soph. bei v. 62—64 vorgeschwebt haben, uns nicht zur Ausscheidung der Verse veranlassen darf.

36) H. Petri in Neue Jahrb. f. Ph. 127 (1883) S. 103 f. zu Aut. v. 150 f.

P. zeigt, dafs τῶν νῦν in der überlieferten Lesart nicht haltbar ist; denn 1) kann man es nicht für sich nehmen als Gen. von τὰ νῦν, weil der Chor die Kriege vergessen will, aber nicht die Gegenwart; jetzt ist Theben befreit von der Gefahr, jetzt freut es sich des Sieges; und 2) erlaubt es auch der Sinn nicht, es mit πολέμων zu verbinden, weil die eben beendeten Kriege nicht πόλεμοι οἱ νῦν genannt werden können; „denn mit der Flucht gehören sie der traurigen Vergangenheit an, nicht mehr der Gegenwart.“ Soweit bin ich durchaus derselben Meinung wie P., nicht aber kann ich ihm zustimmen, wenn er weiter vorschlägt zu lesen τῶν μὲν δὴ πολέμων ἐκ νῦν θέρθε λημισσύναν „bellorum quidem nunc proponatis oblivionem“; denn die Tmesis ἐκ-λημισσύναν ist ganz gewifs nicht zulässig und ἐκτίθεσθαι scheint mir in

¹⁾ Wecklein (in Burs. Jahresber. 1885 S. 137) bemerkt gegen V. a ἔρω, dafs wenn man zum ἔρωγιν hinzufügen soll, erst ein solches vorhanden sein mufs, während an der Botschaft vom Tode des Orestes gar nichts thatsächlich, alles λόγος ist.

²⁾ Wilam.-Möll. verteidigt in Hermes 18 (1883) S. 214 gleichfalls die Überlieferung. Er vergleicht ἐπιστέλλει O. T. 106, wo auch Apollo Subjekt und nur im allgemeinen von einem Orakel die Rede gewesen ist.

r angenommenen Bedeutung nicht angängig. Besser gefällt mir Henses πᾶς νῦν θείσθω.

) J. Renner in N.J. 127 (1883) p. 145—158

ermutet Philokt. v. 491 *Τραχινίαν τε δαχίαν τόν τ' εὔροον* 642 *οἶδ'* (mit Doederlein) *ἀλλὰ κάκεινοισι ταῦτ' ἐναντίον* die Beziehung des überlieferten *ταῦτα* „ist unklar, da v. 641 *εκά* vorausgeht, und nicht koncinn, da es doch 639 heisst *νῦν ἐρ ἀντιοσιταίε (πνεῦμα)* und im folgenden wieder 643 *οὐκ ἐτι λησιταῖς πνεῦμ' ἐναντιούμενον*“) v. 661 *εἰ μοι θέμις, θέων ἄν' εἰ δὲ μή, παρείς* („letzteres im Sinne von praeterittens, negligens, so dafs in beiden Gliedern zu ergänzen ist *πασάσαι τὸ τόξον*“). v. 667—69 will R., indem er *καὶ θιγγάειν καὶ δόντι δούναι* als Glossem ausscheidet, lesen *θάρσει, ἀρέσται σοι ἐξεπέυξασθαι βροτῶν ἀρετῆς κτλ.* ebenso schon ense, Studien zu Soph.). v. 691f. *ἴν' αὐτὸς (d. h. μόνος) ἦν, ηλουρὸν οὐκ ἔχων βάσιν οὐδέ τιν' ἐγγύρων κίχες (od. λάβε) εἶτονα.* v. 762 *βούλει λάβωμαι τῆδε* „soll ich hier anfassen?“ ζ. weist mit guten Gründen Mollweides Konjektur *βούλει λάβω αὐτόξα...* zurück). v. 1109 *πιτανῶδῶν f. οὐ πιτανῶν.* Trach. 96 *τὸ γὰρ ποθεινὸν πᾶς τις ἐκμαθεῖν θέλων* zum Teil nach Wecklein, welcher ars Soph. emend. vorschlug *ποδῶν ἦν τᾶς τις.* Aber *ποθῶν ἦν* „ist hier nicht zu rechtfertigen, da mit *οὐκ ἄν μεθεῖτο* sich nur ein Praesens vertragen will“. (W. at auch seine Änderung von selbst aufgeben, er schreibt in einer Ausgabe mit Subkoff *ὁ γὰρ ποθῶν... κυρεῖ*). v. 901 *οἴτης f. κοῖλα.* Zum Ausdruck *κοίτης δέμνια* vergleicht R. Phil. 159 *οἶκον πετρῖνης κοίτης.* Ai. 1310—1312 *ἐπεὶ θανεῖν σοι τοῦδ' ὑπὲρ πονουμένῳ | καλὸν προδήλως μᾶλλον* (= denn offenbar ruhmvoller ist es) *ἢ δισσηῆς ὑπὲρ | γυναικός, ἐχθροῦ οὔθ' ὀμαίμονος λεχῶν.* Von diesen Konjekturen, die fast alle sehr willkürlich sind, scheinen mir beachtenswert zu sein Phil. 642. 691 und Trach. 196.

8) Franz Kern, Über den Schluss des zweiten Epeisodion in Soph. Ant. in N.J. 127 (1883) S. 393—403.

Ant. v. 572 ist in allen Mss. übereinstimmend der Ismene zugeschrieben, und dieselbe spricht auch nach der besten Überlieferung v. 574 u. 576 (nur im apogr. Augustano ist v. 576 (oder . 574: so Dindorf ed. III) dem Chor zugewiesen). Boeckh und nach ihm die meisten Herausgeber lassen v. 572 Antigone und . 574 u. 576 den Chor sprechen. Dagegen tritt Kern für die Überlieferung ein, mit Recht, wie mir scheint, in Betreff des . 572; nicht ebenso überzeugend bei den beiden andern Versen. Verweilich kann v. 576 nur von Ismene gesprochen sein, wenn Kern darin recht hat, dafs v. 577 nicht *καὶ σοί γε κάμολ, σου-*

dern καὶ σοί γε κοινῇ („und zwar mit dir zusammen“, σοί γε abhängig von κοινῇ) ursprüngliche Lesart war. Kerns Konjekture ist aber meiner Ansicht nach nicht zu billigen, denn Kreon hat wohl weder jetzt, wo er eben das Gespräch zwischen Antigone und Ismene angehört hat (aus welchem sich die Unschuld Ismenes klar ergab), noch später während seines eigenen Gespräches mit Haemon die Absicht, auch Ismene hinrichten zu lassen¹⁾; ist er ja doch auch selbst von der Unschuld der Ismene überzeugt, vgl. v. 771 οὐ τῆν γε μη θιγοῦσαν, und zwischen v. 577 und v. 771 ist nichts angeführt, was Kreon von seinem Vorsatz hätte abbringen können. Freilich Kern sagt: „(Kreon) kommt von seiner Absicht, auch sie hinrichten zu lassen, erst v. 770 durch die Vorstellungen des Chorführers zurück“; indes ich kann davon in v. 770 ἄμφω γὰρ αὐτὰ καὶ κατακτεῖναι νοεῖς; nichts entdecken. — Den von Gleditsch in der Wochenschrift für klass. Phil. 1884 No. 18 gegen seine Konjektur vorgebrachten Grund (statt σοί γε müßte dem τῆνδε in v. 576 entsprechend notwendig der Accusativ stehen) erweist F. Kern in N. J. 129 (1884) S. 494 als nichtig, möchte nun aber zur Vermeidung eines Mißverständnisses statt κοινῇ lieber κοινά in den Text gesetzt wissen, welches er schon zugleich mit jenem als mögliche Lesart bezeichnet hatte. Ebenda S. 495 f. verteidigt Kern gegen Gleditsch die von ihm in v. 392 und v. 124 vorgeschlagenen Konjekturen ἐνιός st. ἐκτός und τῶν st. γῶν. — Betreffs der Personenbezeichnung zu v. 572 bemerkt Wecklein (Burs. Jahresber. 1885 S. 147): mehr als Kerns Gründe dürfte der doppelte Wechsel der Personen in einer der älteren Zeit angehörigen Tragödie für die Beibehaltung der Bezeichnung ἸΣ sprechen.

39) J. N. Madvig behandelt in Adversariorum criticorum ad scriptores graecos et latinos vol. III (Hauniae 1884) S. 8–14 kurz einige Stellen des Aias, von denen er glaubt, daß er sie „certa aut probabili emendatione“ gebessert hat. Er schreibt v. 68 τίθου st. δέχου, v. 406 εἰ τὰ μὲν φθίνει, φίλ', οἶκος δ' ὁμοῦ πέλας (M. geht davon aus, daß φίλοι „vocativus et per se in hac generali conquestione et miserrimi status descriptione ineptus est, et quod Ajax solam Tecmessam alloquitur“, wovon der zweite Grund entschieden falsch und der erste nicht unbedingt zugegeben ist. — Ich muß gestehen, daß mir Madvigs Lesart nicht recht verständlich ist trotz seiner Erklärung „si quae cara et amica sunt, pereunt“; etwas klarer wird sie, wenn man

¹⁾ Aus demselben Grunde weist J. Werner in N. J. 131 (1885) S. 510f. K.s. Vorschlag zurück. Zur Beseitigung der Schwierigkeit, welche in der mangelnden Beziehung der Dative liegt, will W. ὡς ἐμοίγε st. ὡς εἶμαι in v. 576 schreiben. Für ὡς ἐμοί = „wie es mir scheint“ wird auf Ant. 116f. und Ai. 395f. verwiesen.

as Komma vor *φίλ'* streicht und hinter „si“ ein Komma hinzufügt. Auffällig bleibt, daß *φίλ'* von *τὰ μὲν* durch *φθίνει* getrennt ist; *οἶκος* paßt nicht recht in den Zusammenhang; was soll mit *τὰ φίλα* gemeint sein? v. 496 *ἀπῆς* st. *ἀφῆς* (so schon Wecklein) v. 790 *βάξιν* (schon Reiske) st. *πράξιν*: unnötig. 969 *ἔτ' ἐγγελάων* st. *ἐπεγγ.* 983 *τί δ' ἄρα* st. *τί γὰρ* non causam superioris querelae et euulationis affert Teucer, sed b ipso Aiace cogitationem transfert ad filium“: unnötig; *τίς γὰρ, τί γὰρ, ποῦ γὰρ* u. ähnl. werden häufiger so gebraucht. 1011 *γελᾷ* st. *γελᾶν* mit der Erklärung „in quo ne in bona quidem fortuna iulare quidquam et come (in vultu) arridet“ (M. verwirft die Überlieferung, weil *πάρα* nicht für *πάρεστι* genommen werden könne, denn „non agitur, quid Telamoni liceat“: *πάρα* = *πάρεστι* ist hier so viel wie *ἔνεστι*). 1013 *τὸν ἐκ σπόρου* (st. *δορός*) *εγῶτα πολέμιου νόθου* „ex seminatione hostili“: nicht zu billigen, da man hier von *ἐκ* abhängig irgend ein Substantivum erwarten muß, wodurch die Mutter bezeichnet wird. 1112 *πόθου* (schon Forstadt) st. *πόνου*: unnötig; vgl. Naucks Erklärung (8. Aufl. 1882). 144 *οὐκ ἐνηύρες*: so schon Hartung; ich ziehe Wolfs *ὄν οὐκ ἐν ηὔρες* vor. 1281 *οὐδ' σὺ μὴ, βῆναι* st. *οὐδὲ συμβῆναι* „Cum errore ex *σὺ μὴ βῆναι* factum esset *συμβῆναι*, ad versum excludendum pro *οὐ* scriptum est *οὐδὲ*“: schon J. Krauss. 1290 *τοινῦτα* st. *ποτ' αὐτά*. 1312 *τῆς σοῦ γ'* st. *τοῦ σοῦ θ'* „wegen deiner Frau (contemptim feminam, pro qua Agamemno pugnat pugnarique iubet, ipsius appellat) oder, was ich sagen wollte, der deines Bruders“: *τῆς σοῦ* schon Dindorf, *γ'* Tiersch u. a. 1357 *πέλας* st. *πολύ* „vincit me virtus inimicitii e regione adiuncta et in comparatione posita“: ein gewöhnlicher Sterblicher kann wohl diesen Sinn nicht aus dem Griechischen selbst erkennen. Mir gefällt Wolfs leichte Änderung des *με* in *τά* besser. — Von diesen 14 emendationes Madvigs scheint mir certa nur eine, v. 1281 (Madvig nennt sie certissima), und ebenso nur eine probabilis, v. 496, doch beide sind nicht neu. Beachtenswert ist vielleicht noch v. 969 u. 1290.

10) Moritz Schmidt, Zu Soph. Philoktetes in N. J. 127 (1883) S. 801—808.

„Wer ein Bild von der Zerrüttung erhalten will, in der uns die Tragödien des Sophokles überliefert sind, beschäftige sich mit dem Philoktetes und namentlich seinem Eingang“. Nach dieser Einleitung behandelt M. Schm. zunächst Phil. 50—100 und sucht zu zeigen, daß diese Verse erst dann des Soph. würdig sind, wenn man a) 5—6 Umstellungen, b) die Streichung von 16 Versen, c) die Hinzufügung eines Verses, d) die Änderung von 11 einzelnen Wörtern bewerkstelligt hat. Nach Schm. sind die Verse künftig so zu ordnen: Od. 50—53. Neopt. 54. O. 54. 55. [70—76] 56—62 [63] 64. 65. [66—69] [77—78] N. 86—89. 93—95.

O. 79—82. N. 90 [91. 92] O. 96—99. 83—85. N. 100; sodann ist v. 53 zwischen *κλύης* und *ὑπουργεῖν* einzuschieben etwa *ἔμοῦ λέγοντος, ἐκ παντός τρόπου | καὶ τοῦθ'*, und endlich sind folgende „kleine Nachbesserungen“ nötig: v. 50 *ἐλλήλυθμεν* st. *ἐλλήλυθας*, 51 *σπουδαῖον* st. *γενναῖον, τοῖς ὄμμασιν* st. *τῷ σώματι*, 53 *ὡς ξυνεργίῃ πρόπει* st. *ὡς ὑπηρετίης παρῆς*, 58 *πλεῖν* (m. Blaydes), 60 *πείσαντες* (mit Naber), 64 *προσθίς* st. *λέγων*, 75 *σὺ δὴ* (oder *σὺ δ' οὖν*) st. *ξυνῶν*, 83 *τοίγαρ μιᾶς γ' ἐς* st. *νῦν δ' εἰς ἀναιδές*, 87 *πλάσσειν* (m. Richter); in Frage steht außerdem die Richtigkeit von *Φιλοκτιήτου* 54, *τοιαῦτα* 80 und *δός* 84. — Mich hat M. Schm. nicht von der Notwendigkeit einer so umfassenden Änderung überzeugt, und ich stimme ihm um so weniger bei, als sich auch gegen den von ihm konstituierten Text manche Bedenken erheben lassen; nur die Konjekturen *τοῖς ὄμμασιν* v. 51 ist ansprechend. — Weiter stimmt Schm. der Vermutung Schneidewins bei, dafs nach v. 533, und der Schenkls, dafs nach v. 29 ein Vers ausgefallen ist. Während diese beiden Vermutungen etwas Wahrscheinlichkeit haben, ist die Absicht Schm.s, dafs v. 425 der Schreiber zwei Verse in einen zusammengeschmolzen habe, zu willkürlich, und ebenso seine Konjekturen v. 17 *ἴν' ἐν ψύχει μὲν ἡλίου βολῶν | διπλῆ πάρεστι χρεῖσις* (oder *πάρεστι' ὄνησις*).

- 41) Moritz Schmidt, Zweiter textkritischer Beitrag zu den Trachinierinnen in Bulletin de l'acad. impér. d. sc. de St. Pétersbourg. t. XXIX (1884) p. 3—50¹⁾ (Mélanges Gréco-Romains. t. V p. 23—91). (Vgl. Wecklein in Berl. Phil. Wochenschr. 1885 Sp. 979 ff.)

Auch hier herrscht reine Willkür. Viel tischt uns S. auf, aber leider wenig Gutes: ca. 70 Stellen der Trach. bearbeitet er in seiner Weise. So schreibt er z. B. v. 562 f. *ὃς καμὲ τῆν πατρῶον ἠνίκ' ἀσμένῃ λιποῦσα Πλευρώων' εὔνης ἐσπόμεν πόσει* st. *ὃς καμὲ τὸν πατρῶον ἠνίκα στόλον ξὺν Ἡρακλεῖ τὸ πρῶτον εὔνης ἐσπόμεν.* v. 80 setzt er in der Fassung *ἐς τοῖτον ἄρας ἄθλον ὡς τὸν ὕστατον* hinter 76 und läßt an die Stelle von 79—81 treten 166—169 (*ὡς* st. *τότ'* in 166); zwischen 165 und 170 schiebt er dann ein *τάδ' ἐκτελοῦμεν. τὴν γὰρ ἀναδοχὴν τότε* (*ὡς* in 164 = auf dafs). Diese beiden Beispiele werden genügen. — Für beachtenswert halte ich nur 873 *καινὸν οἰκοθεῖν λέγεις*, 1074 *ἐσπόμεν*, 1205 *φανεῖ* st. *γενοῦ* (mit Beziehung auf v. 1159) und 825 *καιρὸς ἔαρ, ἄροτον ἀναδοχίαν τελεῖν πόρων*, d. i. wenn das an Monden vollgewordene Jahr das *ἔαρ* zurückbringt, bringt die Gegenwart das Leben des Herakles, welches bisher eine *ἀναδοχὴ πόρων* gewesen war, zum Abschluß. Ansprechend ist noch 866 *ἔχει τις οὐκ εὐασμόν* (d. h. Aufserungen des Jubels), aber wohl nicht nötig. Ausserdem will ich noch er-

¹⁾ Der erste Beitrag erschien in Bull. de l'ac. XXVI S. 172 ff.

ähnen: 500 ἐπέδησεν st. ἀπάτησεν. 1035 ἐκόλουσεν st. ἐχόσασεν. 386 κρατούσιν st. παροῦσιν „erst galten ihr (der Deianira) die Berichte des Lichas für wahr, waren κρατοῦντες; jetzt sind die des Boten in Kraft bei ihr“. — μάτηρ μὲν in 526 ist nicht S. durch den Gegensatz τὸ δ' ἀμφινείκτων ὄμμα νύμφας im Lauf geschützt; die Jungfrauen versagen es sich „auf die Gemütsimmung der Mutter beim Abschied von der Tochter, nachdem der Kampf entschieden ist, näher einzugehen und erwähnen nur in Kürze das Faktum des Abschiedes selbst“: σιγῶ δὲ μάτηρ ἐν οἴα φράζει und weiter ἐτοίμον ἀμμένει (od. ἀμφέπει?) ἄμιον . . . ἐρήμας. Ich halte das ἐγὼ für richtig überliefert. — 30 εἴ ἐπιπίπονον ἀνέχοιτ' ἄνω λατρείαν; meiner Meinung nach ist τὸ θανῶν zwischen εἶχοι und λατρείαν auszuscheiden und nichts dafür einzusetzen; wie der Anfang zu ändern, ist zweifelhaft. — 4 μεταπισσομένα oder τέρας οὐράνιον oder ὄναρ ἀμέριον st. μεταρρομένα: ἔναρ. ist wohl zu halten; chiasmatische Verbindung: ἐν die sternfunkelnde Nacht bettet und, wenn sie den Sternentmantel ablegt, gebiert. — 964 erwartet S. den Gedanken adest nim etc. Darin stimme ich ihm bei, aber seine ganz willkürliche Änderung πὰρ γὰρ ξένων ὄμιλος ἢ δ' ἐτῶν βάσις kann ich nicht annehmen. Gegen ἦξεν (von Meineke und Müller) bemerkt S. richtig: das eine rasche Bewegung malende ἦξεν ist das denkbar reinstatthafte Wort, wo es sich gerade um die βαρῆτα βάσις der langsam schreitenden Krankenträger handelt. — In 1233—36 nimmt S. eine Lücke an: τίς ταῦτ' ἂν (ὑπεριδόντα μ' ἀμμένοι) ἔσπετος; (οὐκ ἔστιν) ὅστις δὲ ἀλαστόρων νοσεῖν | ἔλοιτο. S. geht von der falschen Voraussetzung aus, das Motiv der sehr entschiedenen Weigerung des Hyllos, dem Vater zu Willen zu leben, sei die Furcht vor den Fluchdämonen, welche seine Ehe mit den Törländern seiner Eltern strafen würden. — 678 ζῆτ' st. ψῆ „was Deianira später ausführlich erzählt, muß ja hier beides kurz angedeutet sein. Die Flocke zerbröckelt und vom Estrich, auf den sie geworfen wurde, brodeln Blasen auf“.

2) Kaibel, sententiarum liber tertius im Hermes 19 (1884) behandelt unter No. IV, S 253—57 mehrere Stellen des Soph.

1) Dem Soph. hat in der Scene, wo Chrysoth. erzählt, daß sie eine Locke des Orest gefunden, Aesch. Choeph. 156 ff. Ddf. 163 ff.) vorgeschwebt, vgl. Choeph. 185 (193f.) mit El. 104f. und 908; Aesch. Choeph. 181 (189—91) mit El. 913; Choeph. 214 (222—224 ὡς . . . τάδε σ' ἐγὼ πρ.) mit El. 179—82. „Nihil fere mutavit Sophocles nisi quae ex suae abulae consilio mutare debuit“. El. 881 möchte Kaibel daher statt ὕβρει setzen ὕβριν, was auch Laur. pr. m. bietet. Eadem vit mutandi causa Phil. 1384, wo Kaibel τάδε (des Laur. nach J. Prinz; nach Ddf. τόδε) für das Richtige hält. — ὕβριν halte auch ich für möglich, aber die Ähnlichkeit bei Soph. und

Aesch. geht nicht so weit, dafs auch hier in einem ἔβριον λέγω τάδε ein Anklang an ὡς ὄντι Ὁρέστην τάδε σ' ἐγὼ προσενέπω zu erwarten wäre; ausserdem ist wohl τάδε bei Aesch. nicht richtig.

2) Phil. 426: an der Porson'schen Lesart (nach γρ. des Laur.) ist neque αὐ' aptum neque ἐκδεῖξαι. Nach K. stand im Archetypus δὴ' αὐτῶ δ' ἔλεξας, und er stellt daraus her δὴ' αὐτῶ τῶδ' ἔλεξας = eos ipsos quos omnium minime vellem mortuos audire mortuos dixisti. — Ansprechend.

3) Phil. 134 — 39 ἀλλ' αἰὲν μετ' ἀγκάλαις (nach Bergk und Cavallin) . . . ὄρων μὲν . . . στυγῶν τε (τε miss., δὲ Turnebus) φῶν' ἐχθοδοπόν (dum vides turpes eius fraudes eoque odio et ipse incenderis viri inimicissimi); dann ἀπ' αἰσχρῶν falsch, dafür μυρία δ' ἀθρῶν (non certe in promptu est coniectura, sed quam proferam ut certiorum alii circumspiciant). — στυγῶν τε scheint mir nicht in den Zusammenhang zu passen: Philoktet kann hier wohl nicht sprechen von dem, was der Bogen mit ansehen oder leiden mufs.

4) El. 86 ff. ἰσόμοιρ' ist mit Porson f. ἰσόμοιρος zu schreiben. Falso aliquis librarius in archetypi scriptura ἰσόμοιρ' apostropho notam pro compendio interpretatus temeraria diligentia perscripsit ἰσόμοιρος. Auf gleiche Weise ist die Korruptel in v. 93 zu erklären; K. will lesen τὰ δὲ παννοχίδων ἤδη στυγεραὶ | ξενίας εἶναι μογέρ' οἰκείων und gewinnt dadurch (οἰκείων mit παννοχ. verbindend) das ἔνδον, was Wecklein für ἤδη schrieb, und in μογερά das κήδη, was Froehlich für ἤδη verlangte¹⁾. — μογέρ' sagt mir zu, nicht so οἰκείων, welches zu weit von πανν. entfernt steht.

5) El. 381 f. K. erklärt mit Wilam. Hermes XIV 176 τῆσδ' ἐκτός m. extra hanc domum und stellt χθονός vor στέγη, dann sagt er, habemus quem quaerebamus locum terra tectum (χθονός für das gewöhnlichere χθονί ebenso wie v. 895 ἀνθέων περιστεφῆ θήκη). K. erkennt nämlich die beiden Vorwürfe Nauck's als richtig an: neque cur carcerem Aegisthus extra Mycenarum fines situm Electrae destinaverit intellegitur neque, si carcer quo soli nunquam aditus pateat κατηρεφῆς στέγη dicitur, simul apparet subterraneum esse. — K. sagt nicht, ob er (wie Nauck) auch Ant. 885 κατηρεφεὶ τύμβῳ für fehlerhaft hält, denn auch dort ist nicht mit dem κατηρ. gesagt, dafs der τύμβος oder die στέγη (Ant. v. 888) subterraneus war. Wollte das Soph. überhaupt sagen? Ich glaube ebensowenig wie Ant. 946 mit dem τυμβήρης θάλαμος der Danae. ἐν κατηρ. στέγη ist nach meiner Meinung richtig, χθονός verderbt.

¹⁾ Gegen οἶκον, was die meisten aufgenommen: μογέρους βίος und ähnliches kann gesagt werden, non sane prudenter οἶκους μογιράους. Elektra soll cubiculum suum οἶκον εἰνός nennen! — qui εἶναι μογεράων λέτερον coniecit Wecklinus virgini videtur lectum geniale stravisse; cf. Eur. Heracl. 800. Pindar Nem. V 30. Eur. Tob. A 132

) G. H. Müller in N. J. 129 (1984) S. 158—160 zu Soph. El. 1394.

Für *νεακόνητον αἷμα χειροῦν ἔχων* will M. nach dem Laur. Scholion zu 1394 *τὸ ξίφος τὸ ἠκονημένον εἰς αἷμα καὶ φόνον* breiten *νεακὲς πρὸς αἷμα χάλκευμ' ἔχων* „mit zum Morde isch geschliffener Waffe“. *νεακόνητον αἷμα χειροῦν ἔχων* entält nämlich nach M. 3 Fehler: 1) das Glossem *νεακόνητον* (es iderspricht dem Metrum), 2) den überflüssigen, ja störenden isatz *χειροῦν* oder *χεροῦν* (letzteres haben die 2. Hand des Laur.), Par. A, Par. E, Flor. Γ. — Der Ausdruck würde in diesem istance bezeichnen, „dafs Orestes mit dem Schwerte in der and, also offen und unverhüllt als Rächer seines Vaters naht“). id 3) *αἷμα* in der Bedeutung „Mordwaffe“. „Selbstverständlich rd daher die Emendation sehr unsicher“, bemerkt M. selbst. *ἔλκευμα* läßt Aeschylus (Choeph. 575 f.) den Orestes selbst von iner Waffe gebrauchen. — G. Hermann änderte „nach dem emma der Laur. Scholien in *νεακόνητον* das Ganze durch ‘*recens ofuso sanguine manus conspersas habens*’. Aber noch hatte restes keinen Mord verübt, und erst v. 1422 bezeichnet der or die Hand des Orestes . . . als blutbefleckt“. Diese Bemerkung en Herm. ist richtig; aber hat Müller auch recht, wenn er gleich ivon ausgeht, dafs hier im Soph. gesagt werde, „Orestes wird s Rächer der Toten ins Haus geführt mit frisch geschliffenem chwerte“, wenn er also von vornherein annimmt, dafs dem choliasten zu seiner Erklärung noch der richtige Text vorgelegen ube? Könnte nicht vielleicht das Lemma die ursprüngliche Lesart er ersten Hälfte bieten und nur *χειροῦν* (oder *χεροῦν*) verderbt in? Wonach dann Soph. den Gedanken ausgedrückt haben ünnte: Orestes, der bald frisch vergossenes Blut an seinen änden hat. — M. bietet freilich einen lesbaren Text, aber eine hr unsichere Emendation.

l) G. Korn in N. J. 129 (1984) S. 360

ill El. 92 *ἡδῆ* als Plural von *ἡδος* auffassen: „die Freuden der ächtlichen Feste“. Freilich sei der Plural von *ἡδος* in der ertaltenen Litteratur nicht nachzuweisen, aber ebensowenig sei be-egt, dafs *ἡδῆ* „den höheren Grad der nächtlichen Klagen aus-ürücken soll“ (so Hermann, Ahrens u. a.). Wenn man letzteres uch zugeben mufs, so scheint mir doch Kerns Auffassung nicht lein der nicht aufgewiesenen Form wegen, sondern auch wegen es Ausdrucks bedenklich. Man kann ja auch *ἡδῆ* auffassen, wie laydes es will: iam noctu.

5) Th. Plüss in N. J. 127 (1983) S. 625—30.

„Ein Chorlied der Sophokleischen Electra“ v. 472 ff. wendet ich gegen Wilamowitz, welcher Hermes 18, 217f. darüber urteilte, die Erinnerung an den Geschlechtsfluch des Atreidenhauses sei icht nur ohne wesentliche Bedeutung, sondern geradezu eine

(Vgl. S. 2181. 222
und Elektra „tragisch
jener idealen tragisch
meiner Ansicht nach
des Chorliedes gelangt
Lyrik“ zu verstehen v
Begriffe und Gedanke
und Formen, welche
dienen“. In einem z
N. J. 129 (1884
sophokl. Elektra“, v.
sprachlich-logischen E
Er gelangt dabei zu
abweichenden Erklärur
Erklärung der Chor e
mehr der Mord vollbr
liche Mächte in das
Orestes That als eine
der unterirdischen Göt
der Chor „die Götter
an Orestes und Elektra
den Trug vor den Bei
richtig, dann ist, wie
weitere Frage: ist das
von der Tendenz des
vom tragischen Geiste
braucht sich diese Frag
klärung ist gewiss nicht

ἰδύ μοι und 501 nach εἰσορῶν. Ai. 738f. βαρδεῖαν (= einen unheilvollen Weg) st. βαρδεῖαν und ἦ st. ἦ. Phil. 333 ἦ st. ἦ mit Weglassung des Komma hinter τέθνηκεν im folgenden Verse. J. T. 603 ἔλεγχοι τοῦτο st. ἔλεγγον τοῦτο. Trach. 881 ἄτη νιν ἴστωσε. Phil. 160 πετρίνας κόβτας. Trach. 71 τλεῖη (wohl Druckfehler für τλαῖη) st. κλύοι. 1230 τὸ μὲν νοσοῦντα θυμῶσαι κακόν, d. h. schlimm ist es, einen Kranken zu erzürnen. O. C. 316 ἢ γνώμη πλανᾷ καὶ st. ἢ γν. πλανᾷ; καὶ. 584 ἢ λῆστιν ἴσχεις; ἢ . . . ποιεῖ; st. ἢ λ. ἴσχεις' ἢ . . . ποιεῖ. Schliesslich begründet W. nochmals die von ihm schon vor mehreren Jahren gemachte Konjekture O. C. 1074 ἔρδουσιν, οὐ μέλλουσιν. Von W.s Vorschlägen billige ich die Interpunktionsänderung in O. T. 1409 und Phil. 1020, sowie die leichten Verbesserungen in Phil. 333 und 160; für beachtenswert halte ich auch das über O. T. 503 Bemerkte.

17) Julius Schneider in Philologus 42 (1893):

Trach. 229 προσφωνώμεθα st. προσφονούμεθα, denn 1) müsse die Antwort des Lichas lauten: ich bringe Gutes und demgemäß richte deinen Empfang ein und 2) gebe der folgende mit γάρ eingeführte Satz nur dann einen Sinn, wenn eine Aufforderung vorangegangen sei, die begründet werden solle. Ich kann S.s Bedenken nicht teilen.

Trach. 615 ἐμὸν μαθήσεται nach Billerbeck's Vorschlag ἐπὸν μαθ.; das ἐπὸν gebe keinen Sinn und sei ganz überflüssig.

Phil. 424f. vertauscht S. mit Nauck die Versenden (γόνος mit θανών) und schreibt ὅς γ' ἔρρει st. ὅσπερ ἦν: unwahrscheinlich.

46) C. Badham in Mnemosyne XI (1883) S. 236 schreibt O. C. 541 ἐπωφελήσας πόλιν ἔδοξ' εἰεῖσθαι und 586 ἀλλ' οὖν βραχάταν (so schon Hermann).

Bei Besprechung der Programmabhandlung E. Krichauff's (quaestiones de imaginum et translationum apud Sophoclem usu. Lyck 1882)¹⁾ in Woch. f. kl. Phil. 1884 S. 685 vermutet R. Petersen Trach. 831 φονίω κνεφάλω für das handschriftl. φονίαι νεφέλαι, „wenngleich κνεφάλω oder κνάφαλον Wolle als Metonymie für Gewand nicht zu belegen ist“.

¹⁾ K. behandelt in geschickter Weise ein begrenztes Gebiet der Metaphern, nämlich I de imaginibus et translationibus e mari ac fluctibus et omnino fluendi notionibus petitis S. 4—8, II de im. et tr. e ventis depromptis S. 8—11, III de tr. e nubibus et imbribus petitis S. 11—12, IV de im. et tr. a re navali sumptis S. 13—18. Vgl. die 3 Programmabhandlungen von Lucek de comparationum et translationum usu Sophocleo I Neumark 1878, II Neumark 1880, III Stargardt 1882, worin die dem Landleben, den Gewerben, der Heilkunde, dem Markt, dem Gerichtswesen, den Staatseinrichtungen, dem Krieg und der Palaestra entlehnten Metaphern besprochen sind.

σ. 401: Al. 403 ist σ
fassen, welches für ᾶ ste
Ebenda S. 9ff. t
vermutet O. T. 329 εἶτ
554 λυτήριον τὸ πῆμ
Ebenda S. 13f. τ
κέτι τὰν ἐτέρων παν
ταο. Derselbe fafst O
Ebenda S. 212 σ
Nauk (Jambl. de
lesen: ἕα κακῶς νιν

49) Bei Besprechung von l
morum fragmentis c
Gymn. in Bromberg
emendiert N. Wecl

Methner will ἐν
„Ich nehme schon ar
Stelle citiert werden,
klärten Ausdruck δι'
Herwerden εἰς τοῦς λέγ
greift sich schwer, wie
Stelle ist lückenhaft: ἐλ
μηδὲ μηκύνειν λόγον“
Die Ergänzung εἰς οὐ
auch in der Erklärung
ἐλαφρῶς das δι' ὠτός
Vers wohl nur zur weit

stellung der bei Soph. vorkommenden Tmesen, indem er die zweifelhaften Fälle einer mehr oder minder eingehenden Erörterung unterzieht und untersucht, ob bloße Kasusreaktion oder rein adverbialer Gebrauch der Präposition oder wirkliche Tmesis anzunehmen ist. Zweifelhaft aber sind 1) mehrere Stellen mit *ἐν* und *σύν*, welche Präpositionen in einigen Versen ganz sicher adverbial gebraucht sind. Sch. scheidet die Fälle, meiner Meinung nach richtig, so, daß er adverbialen Gebrauch annimmt Tr. 206 Ai. 675 O. C. 55 von *ἐν δέ* (Grundbedeutung: „inwendig“, „in eorum numero, de quibus sermo est“) und Ant. 84. Ai. 959. 1288. El. 299 von *σύν δέ* resp. *σύν τε* (zugleich. alsbald), während er Tmesis statuiert von *ἐν* Ant. 1274. 420. El. 713 und von *σύν* El. 746 Ant. 432. Nur Ai. 675 und O. C. 55 ist mir *ἐν δέ* überhaupt bedenklich; vielleicht thut man Recht, mit Nauck statt dessen *ἤδέ* zu schreiben. 2) Tr. 129. O. C. 1777 und Phil. 343. An der ersten dieser drei Stellen nimmt Sch. die Lesart *ἐπὶ πῆμα καὶ χαρὰ πᾶσι κυκλοῦσιν οἶον κτλ* in Schutz mit der Erklärung „Freud und Leid treten an alle heran im Kreislauf, wie das Bärenstern am Himmel kreist“ (Das tertium comparationis ist eben das ewige Kreisen, da das Bärenstern am Himmel nie untergeht). Ob 1777 *ἐπὶ πλείω Θρηῆνον ἐγείρετε* macht er mit Recht gegen die Annahme von Kasusreaktion geltend, daß in solchen adverbialen Ausdrücken stets der Singular *πλέον*, nicht der Plural *πλείω* steht (vgl. O. T. 700 *ἐν πλείον σέβων*. 918 *ἐς πλείον ποιῶ*). Die „äußerst harte und ungewöhnliche Art von Tmesis“ in Phil. 343, der einzige Fall bei Sophokles, wo die Präposition ihrem Verbum nachgesetzt ist, stützt Sch. gut durch drei Beispiele aus Euripides (Suppl. 670. Alc. 46. Hec. 500), wo *μετά* ganz ebenso gebraucht ist. — Danach ergeben sich im ganzen bei Soph. 27 Fälle von Tmesis und zwar fast zu gleichen Teilen (13 mal) im Trimeter und (14 mal) in melischen Versen; gebraucht werden in Tmesi *ἀνά* einmal, *ἀπό* 4 mal, *διά* 2 mal, *ἐκ* 6 mal, *ἐν* 3 mal, *ἐπὶ* 3 mal *κατά* 5 mal, *μετά* 1 mal und *σύν* 2 mal. Betrachtet man nun die zwischen Präposition und Verbum tretenden Wörter, so ergibt sich, daß die von Krüger Gr. II 68, 48 aufgestellte Behauptung „In der attischen Poesie ist die Tmesis ziemlich häufig, beschränkt sich jedoch dem größten Teile nach auf die Einschlebung kurzer Wörter . . . Hin und wieder finden sich auch bedeutendere Wörter eingeschoben“ für Sophokles (und auch für Aeschylus; die Tmesen, welche bei diesem Dichter vorkommen, zählt Sch. S. 13f. auf) nicht zutreffend ist, denn Partikeln und unbetonte Pronomina sind 12 mal eingeschoben, dagegen 15 mal Substantiva. — Außer den schon oben angegebenen Fällen, wo *ἐν* und *σύν* adverbial angewandt sind, erscheinen bei Sophokles in rein adverbialen Gebrauch nur noch *ἀμφί* Tr. 787, *ὕπερ* Ant. 518, *ἐπί* O. T. 183 und *πρός* El. 152. Dies letztere beruht jedoch auf einem Irrtum; vielleicht ist es

nur ein Druckfehler; mir ist aber nur eine Stelle bekannt, wo *πρὸς δέ* adverbial aufgefaßt worden ist, und zwar O. C. 813 (von Reisig); doch diese Stelle ist, wenn nicht zu ändern, so doch jedenfalls anders aufzufassen. Ein Druckfehler ist noch S. 7, Z. 4 Ant. 959 st. Ai. 959.

- 51) Richard Mänss, Die Präpositionen bei Sophokles I und II. Progr. des Progymn. zu Neuhaldensleben 1883 u. 1884. 16 u. 24 S.

Eine Zusammenstellung aller Stellen, in denen sich eine Präposition bei Soph. findet, geordnet innerhalb der einzelnen Präpositionen nach der Bedeutung; und zwar enthält der erste Teil die Präposition mit dem Genetiv und die mit dem Dativ, der zweite die mit dem Accusativ und die mit 2 und 3 Casus. — Ich habe mir vergeblich die Frage vorgelegt, für wen eigentlich diese 40 Seiten 4^o gedruckt worden sind: für den Schüler haben diese Zusammenstellungen gar keinen Wert, und diejenigen Philologen, welche sich über den Gebrauch dieser oder jener Präposition bei Sophokles vergewissern wollen, werden sich leichter als Mänss' Programme das Lexikon Soph. von Ellendt-Genthe verschaffen können, wo man alle einschlagenden Stellen in derselben Weise gesammelt und geordnet findet.

- 52) Hans Dütschke, Anleitung und Inszenierung antiker Tragödien I. Sophokles, König Oedipus. Leipzig, Fues' Verlag, 1884. VI u. 50 S. 1,20 M. (Vgl. Wecklein in Berl. Phil. Wochenschrift 1885 Sp. 10 f.)

D., welcher auch eine Instrumentalmusik zum König Oedipus geschrieben hat, legt hier die Gedanken dar, welche ihn bei seiner Komposition leiteten, und setzt ausführlich auseinander, in welcher Weise er diese Tragödie aufgeführt wissen möchte. Viele von denen, welche eine Aufführung dieses Stückes beabsichtigen, werden gewifs den größten Teil der Ausführungen D.s dankbar annehmen; werden ja doch die meisten derselben Ansicht wie D. sein, dafs es nicht notwendig ist, dafs „nach antikem Gebrauche die Schauspieler mit bemalten Masken, Kothurnen und schleppenden Gewändern auftreten“, sondern dafs vielmehr darauf zu sehen ist, dafs die ganze Inszenierung in antikem Geiste durchgeführt wird. Freilich mit D.s Behandlung des Chors und der Musik werden wohl die wenigsten einverstanden sein; er läßt nämlich die Chorpartien nicht singen, sondern deklamieren, und die Musik bleibt rein instrumental, sie leitet nur von einem Abschnitt der Tragödie zum nächsten über, tritt also jedesmal vor und meist auch nach einem Vortrag des Chores ein. — Auch im Einzelnen wird mancher nicht alles dem antiken Geist entsprechend finden, wohin ich z. B. rechne, dafs nach D. der Koryphaios die Halbchöre heranwinkt (S. 36. 39), dafs der korinthische Bote „die zum Empfange des Trinkgeldes bereite Hand“ vorstreckt (S. 42), dafs Oedipus heftig auf den Boden

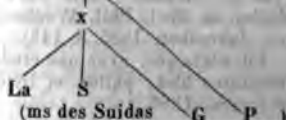
stampft (S. 43) und bei v. 1182 auf den Boden stürzt (S. 46) u. a. Auch der jugendliche Oedipus ohne Bart (S. 14) will mir nicht gefallen; ich denke mir Oedipus als einen Mann im Anfang der dreißiger Jahre. Bei den Bemerkungen D.s zu v. 1109 kann ich die Empfindung nicht abweisen, daß D. den Oedipus die angeleiteten Bewegungen nur deshalb ausführen läßt, um Zeit für seine Musik zu gewinnen; ich halte es für natürlicher, daß Oed., der schon während des Vortrages der Gegenstrophe nach rechts gespäht hat, sogleich nach Beendigung desselben spricht. — Doch über das bisher Angeführte läßt sich streiten, der Geschmack des einen wird sich für diese, der des andern für jene Auffassung entscheiden; anders aber steht es mit einigen Ausführungen D.s, welche nach meiner Meinung dem Text zuwiderlaufen: schon vor v. 300 soll Teiresias eine schmerzlich abwehrende Bewegung machen (S. 31); dieser Auffassung widersprechen Teir.' Worte v. 316 — 318. Zwei Knaben sollen den Teiresias begleiten (S. 24. 30): nach v. 444 *σύ, παῖ, κόμιζέ με* führt ihn nur einer; wenn es aber v. 297 heißt *οἶδε τὸν θεῖον μάγειρον ἄγουσιν*, so sind außer dem einen Knaben die nach dem Seher abgesandten Boten gemeint. An dem Zuge der Bittlehenden (zu Beginn des Stückes) läßt D. Knaben und Jünglinge, Mädchen und Priester (und vielleicht auch außer den Priestern noch andere Greise; oder sind die Priester die Greise?) teilnehmen (S. 21): mir scheint besonders aus v. 31f. mit Notwendigkeit hervorzugehen, daß außer den Kindern (meinetwegen Knaben und Mädchen, aber vielleicht richtiger nach v. 18 nur Jünglinge) nur der Zeus-Priester als deren Führer vor Oedipus erscheint. v. 1145 soll der Therapon (nach D. ein etwas verkommener Alter) hinter dem Rücken des Königs mit dem Boten aus Korinth eine Zeichensprache in Scene setzen (S. 20. 45). — An Druckfehlern habe ich folgende bemerkt: S. 10 Cobreuten; S. 24, Z. 9 steht v. 948 st. 945; S. 24, Z. 15 Appollon; S. 34, Z. 8 muß es statt des ersten Tritostates β' heißen Tritostates α'; S. 43 ist ausgelassen, von wem die Strophe des 3. Stasimon deklamiert werden soll. — Endlich möchte ich noch erwähnen, daß D. 7 Epeisodien des Oed. T. kennt, indem er auch die zwischen einem Stasimon und Kommos liegenden Parteen und die Exodos als Epeisodion bezeichnet: bisher zählte man (nach der Definition bei Aristot. poet. XII, 1—3) immer nur 4 Epeisodien.

Folgende Schriften haben mir bis jetzt noch nicht vorgelegen:

- Σοφοκλέους Ἀντιγόνη*. Edition classique. Avec une introduction et des notes par G. Nicolas. Paris Garnier frères, 1883. LVI, 160 S. (Vgl. H. Müller in Berl. Phil. Wochenschr. 1884 Sp. 1182ff. Wecklein in Burs. Jahresber. 1885 S. 145).
- Soph. *Electre*. Ed. classique, avec une étude sur Sophocle et sur l'Electre, et un commentaire hist., philol. et littéraire par M. Calmon. Paris, Poussielgue frères, 1883.

- Soph. Oedipe à Colone... par E. Sommer. Paris, Hachette, 1853. 247 S.
- Soph. Oedipe roi. Texte grec, revu d'après M. Boissonade. Nouvelle édition... par M. Berger. Paris, Delagrave, 1883.
- Soph. Antigone... par M. Berger. Paris, Delagrave, 1884. IX, 1078.
- Soph. Oedipe roi. Texte grec, publié et annoté à l'usage des classes par Ed. Tournier. Paris, Hachette, 1884. XVI, 110 S.
- Sophoclis tragoediae. Text mit Wörterbuch und Anhang über Tragödie und Theater Altgriechenlands von J. Kremer. 2 Teile. Mostau, Salajeff, 1884 (russisch).
- Soph. Oed. tyr. Russische Interlinearübersetzung mit Biographie, Kommentar u. lat. Übersetzung. 2. Ausgabe. Petersburg, Wolf, 1884.
- Soph. Deutsch in den Versmaßen der Urschrift von J. J. C. Donner. 10. Aufl. Leipzig, Winter, 1883.
- Die Oresteia des Aischylos. Tragödien des Soph. Übersetzt von E. Trell-Ereckens. Als Manuskript gedruckt. Leipzig 1883. 787 S.
- Sophocles. The seven plays in english verse by Lewis Campbell. London 1883. XXVII, 404 S. (Nach einem Rezensenten in der Saturday Review No. 1430. S. 383 die beste engl. Übers. des Soph.)
- A. Weidner, Kritische Beiträge zur Erklärung der griech. Tragiker. Darmstadt 1883. Wintersche Offic. 67 S. (Vgl. J. K. in Lit. C. Bl. 1885 Sp. 795 f. Wecklein in Philol. 43, S. 709 ff. — Weidner schreibt OT. 485 ἀποκαθέρθ' st. ἀποκάσχορθ'. Ant. 70 πρόσσοιμι σοῦ γ' ἄν ἠδέως θρωΐσης μέτα. OT. 572 ὡς ἑμῆς).
- David S. Margoliouth, *Studia scenica* part. I sect. I. Introductory study on the text of the greek dramas. The text of Soph. Trach. 1—300. London 1883. 44 S. (Vgl. Kaibel in DLZ. 1884 Sp. 190 f. Muff in Berl. Phil. Woch. 1884 Sp. 578 ff. Wecklein in Phil. Rundsch. 1884 Sp. 696 ff. u. in Philol. Anz. 1885 Sp. 310 ff. Reinach in Rev. crit. 1884 S. 487. — Nach dem übereinstimmenden Urteil aller Rezensenten sind die Konjekturen von Marg. fast sämtlich überflüssig, mißlungen oder unwahrscheinlich.)
- Benjamin Hall, *Kennedy studia Sophoclea*. Part. II. The criticism of the Oedipus rex. With a translation into english prose. London 1884. 80, 32 S. (Vgl. Wecklein in Burs. Jahresber. 1885. Haverfield in Berl. Phil. Woch. 1885 Sp. 1258).
- Patin, *Études sur les tragiques grecs*. Sophocle. 7. éd. Paris, Hachette, 1884. 395 S.
- M. Tellmann, *De ὡς ὄσσε* particulis consecutivis earumque apud tragicos Graecorum poetas vi et usu. Diss. Breslau. 1883. 80 S.
- Fr. Rassfeld, *De versibus suspectis et interpolatis fab. Soph. quae inscribitur Oed. Col.* Diss. Halens. Herford, Heidemann 1883. 57 S. (Nach H. Müller in Phil. Rundsch. 1884 Sp. 1411 ist die Arbeit ohne Belang für die Soph.-Kritik.)
- Wilh. Kausch, *De Sophoclis fabularum apud Suidam reliquiis*. Diss. Halle 1883. 60 S. (K. sucht nach Weckl. in Burs. Jahresber. 1885 aus dem Verhältnis des Suidas zu den Handschriften des Soph. die Frage der alleinigen Autorität des La zu entscheiden. Nach K. ist das gegenseitige Verhältnis der Handschriften des Soph. und der Handschrift, die Suidas vorlag, folgendes:

archet.



- ahn, *Questionum de scholiis Laurentianis in Sophoclem prima pars, qua agitur de ratione quae inter Suidam et librum Laurentianum intercedit.* Diss. Berlin 1884. 64 S. (Vgl. Weckl. in Burs. Jahresber.: eine gründliche Untersuchung.)
- okorný, *Die Amphibolie bei Aeschylus u. Soph.* Progr. des Gymn. zu Hradisch (Ung.) I 1884, 37 S. II 1885, 46 S.
- ob Herzer, *Metaphorische Studien zu griech. Dichtern. 1. Die auf Unglück und Verwandtes bezüglichen Metaphern und Bilder bei griech. Tragikern.* Prog. Zweibrücken 1884. 47 S.
- nenico Bassi *il sentimento della natura in Sofocle.* *Rivista di filologia* XII (1883) S. 57—103.
- ödström, *De imaginibus Sophocleis a rerum natura sumptis.* Holmiae 1883. 42 S. (Diss. v. Upsala).
- Jochum, *Die von Aristot. in der Poetik für die Tragödie aufgestellten Normen angewendet auf die Antigone des Soph.* Progr. des Obergymn. zu Brixen 1884. 28 S.
- Richter, *Oidipus u. Lear. I.* Progr. Lörrach 1884.
- Piccoleomini *sulla morte favoleosa di Eschilo, Sofocle, Euripide, Cratino, Eupoli.* Pisa 1883, Nistri. 40 S. (Vgl. Jülg in Berl. Phil. Wech. 1884 Sp. 1214 ff. Weckl. in Phil. Rundsch. 1884 Sp. 481 ff. Crusius in Philol. Anz. 1885 S. 631 ff.)
- wald Wolff, *De Jophonte poeta tragico.* Missinae 1884. (Diss. v. Leipzig) 26 S. (Vgl. Hiller in Phil. Anz. 1885 S. 212 ff.)
- Gallina, *Über die Tradition des Prozesses, welchen Jophou gegen seinen Vater Soph. angestrengt haben soll.* Progr. des Untergymn. zu Trebitzsch 1884. 7 S.

Berlin.

Heinrich Otte.

Wir beginnen m

1) P. Ovidi Nasopis.
edidit Antonius
1864. XXXI. 33
IV, No. 21).

Die Ausgabe ent-
wesentlichen nach Car-
tamorphosen, 4) eine

In der Praef. zu
ihm befolgten kritisch
Adnotatio critica zu e
wohlgelungen. Sie o
über die Provenienz
weist ihm nach, wo
ist vielleicht in diesen
schehen; denn an der

¹⁾ Der folgende Jahre
bereits der ersten Hälfte
keit ist wie früher auch
die Litteratur der Metam.
nur soweit berücksichtigt,
über die übrige Litteratur
in Bursian-Müllers Jahres
wird der Kürze halber
1893) bei Bursian-Müller

die gelegentliche Bemerkung eines Gelehrten, daß diese oder jene Lesart gut oder nicht gut sei. Etwas weniger wäre in dieser Beziehung mehr gewesen. Trotzdem giebt es für eine schnelle vorläufige Orientierung kein besseres Hilfsmittel.

Die Texteskstitution verleugnet nirgends den bewährten Ovidkenner, als welchen die philologische Welt den Herausgeber seit Jahren achtet. Seine Kritik ist immer maßvoll und besonnen. Mitunter freilich beobachtet er ängstliche Zurückhaltung auch da, wo ich lieber energisches Zugreifen gewünscht hätte. Zingerles Text repräsentiert ganz genau den Standpunkt, welchen die heutige Kritik einnimmt, die heutige Vulgata mit allen ihren Vorzügen, aber auch ihren Mängeln. Denn die Kritik der Metamorphosen ist noch sehr fern von einem befriedigenden Abschlusse, in manchen Beziehungen ferner als zu den Zeiten von N. Heinsius. Besonders geht Z. mitunter fehl, weil er, Merkel folgend, dem Marcianus zu viel traut. So hat er, wie ich ihn kenne, VII 636 sich das fürchterliche *promittere idem* (darüber ein andermal mehr!) gewiß nur widerwillig aufzwingen lassen. Es ist Z. ja nicht verborgen geblieben, daß 'in ipsum Marciani textum praeter ceteros illos leviores errores verborum etiam interpolationes haud ita raro irrepsisse', aber ich finde diese Theorie nicht immer in die Praxis übersetzt. Andererseits ist Z. auch bisweilen ohne Grund gegen M. argwöhnisch. So meint er zu II 215: 'lectionem *gentes* h. l. vix tolerandam glossemati voci *populis* addito originem debere est probabile'. Aber wann und wo auf der Welt sieht man es für nötig *populis* durch *gentes* (nicht einmal *genibus*!) zu erklären? *Gentes* ist tadellos, wie ich an anderer Stelle nachweisen werde.

Ich gehe nun Zingerles Text an der Hand der Praefatio durch. Da meine Randbemerkungen naturgemäß überwiegend polemischer resp. berichtiger Art sein werden, so erkläre ich ausdrücklich, laß sie das oben ausgesprochene günstige Gesamturteil in keiner Weise einschränken sollen. I 462 schreibt Z. mit cod. M: *non face nescio quos esto contentus amores indagare tua*. Aber Cupido hat seine Fackel doch sonst nicht, um Liebe aufzupüren, sondern um Liebe zu entzünden (X 311 — 312 ex III 3, 67 *per mea tela, faces*). Ein Wort letzterer Bedeutung erfordert also der Gedanke. Offenbar steckt hier ein sehr alter Fehler. Die Interpolationen jüngerer codd. *instigare* und *irritare* sind sinngemäß; ob eine von ihnen das Richtige trifft, läßt sich heute nicht sagen. Ebd. 600 *medios Juno desepxit in Argos* mit Müller für *agros*. Was dadurch eigentlich gebessert wird, habe ich nie begriffen. Vgl. Tibull II 1, 67. — II 128 *volantes* mit den codd. Aber zu *sponte sua properant; labor est inhibere* paßt einzig *volentes*. Ob die Rosse fliegen oder schnell laufen, ist hier ganz indifferent. — III 261 *tum* mit den codd. Aber wie läßt sich damit der folgende Vers vereinigen? Und wie will Z. sich

einer gewissen Koketterie zu noch zu erkennen sein. So *Phoebus* eingetreten. Vgl. XI 1 I 481—482 *filia—nata*. IV 5 574—575 *in longam porrigar* XV 406—407 *Hyperionis urbe bimari clauduntur ab Ithaca* - Heroid. V 29f. — IV 151 *per* hinreichenden Grund, vgl. I *an fugio* mit den *codd.* oh wenigstens *fugiam* und *relin cunctos* richtig mit den *codd.* Ebd. 195 *cur* nach den Spur dene Satz ist völlig sinnlos. Die Konjektur ist übrigens H. A. Koch vorgeschlagen. Si nötig. Dean *ipere* ist ohne auch ovidisch (VIII 525). Für in 480 und Stellen wie Tibull *cibus herbis* ex P. I 5, 33 *et* Ebd. 511 *auras in aetherias* folgende *ibi* (*in auris*?) seine ad Lucr. S. 167 aus anderen unabweisbar. — VI 184 *hab* mit *codd.* Was heisst das?? *naequs* für *ills* und *german* Aber *illa* ist sehr unschön

izes oder liegt hier ein Druckfehler vor? — VIII 349 schreibt *Pagaseus*, VII 1 dagegen *Pagasaeus*. Diese Ungleichmäßigkeit wird in einer auch für Schüler bestimmten Ausgabe lieber vermieden. — In lib. IX wird es den Leser befremden, daß plötzlich v. 79 mit der Ziffer 80 bezeichnet und so weiter gezählt wird. Die Sache erklärt sich dadurch, daß Korn in der kritischen Ausgabe den Ausfall eines Verses nach 74 vermutete und auf Grund dieser sehr unwahrscheinlichen Annahme den folgenden Vers ganz einfach 76 benannte. Die Ziffern stimmen also von hier an in den verschiedenen Ausgaben nicht mehr. Ebenso steht die Sache in lib. XII, wo von 433 an ebenfalls die Ziffern Korn's und Zingerle's (hier auch Riese's) von denen der übrigen differieren. Endlich hat Zingerle in lib. XIII von 331 an seine besondere Zählung. Wohin der soll es führen, wenn jeder Herausgeber ihm verdächtige Verse, die Jahrhunderte lang gezählt sind, einfach nicht mitzählt, resp. diese einschleibt und mitzählt, die Jahrhunderte lang nicht gezählt worden sind? Auf diesem Wege werden wir in den Metamorphosen bald dahin kommen, wo wir im Properz schon sind: will man ein Citat nachschlagen, so muß man drei Ausgaben durchprobieren, bis die Ziffer stimmt. Und nicht jeder hat von jedem Autor drei Ausgaben! Möchten doch Riese und Zingerle sich entschließen, in einer neuen Auflage zur alten Zählung zurückzukehren. Korn's Ausgabe hat entschieden nicht die abschließende Bedeutung, daß es nötig wäre, einen feynbaren Mißgriff des Verfassers zu verewigen. Ebd. 130 *hosti tibi sum* nach eigener Konj. Aber die La. in M *hoc est, si tibi sum* scheint mir tadellos. — X 191 *haerentia linguis* mit den codd. Aber Riese's *horrentia* scheint notwendig. Ebd. 408 *hunc mea, pone timorem* mit der besten Überlieferung, die auch Korn beibehält. Aber was sagt die Prosodie dazu?! Auch der Sinn kommt so nicht zu seinem Rechte. Denn nun läßt sich *mea* nicht mehr mit *sedulitas* verbinden. — XI 180 *turpique pudore*. In der Praef. wird dafür *turpemque pudorem* (coll. VIII 57) vorgeschlagen. Ebd. 247 *hincque* für *isque* mit C. Schenkl (ist diese Zusammensetzung anderswo erweislich?). Ebd. 344 *illi saturatus* für *nulli satis aequus* nach Rappold's (unnötiger) Conjekture. Ebd. 412 *oblectamina* mit den codd. Ebd. 571 *Luceifer obscurus. . . illa nocte fuit* mit den geringeren codd. Aber es ist durch M und im Grunde auch durch λ bezeugte *luce* ist zweifellos richtig und steht in abgeschwächter Bedeutung, wie unser „an jenem Tage“ nichts ist als ein effektvolles „damals“ ohne jede Beziehung auf Tag oder Nacht. So findet das Rendezvous zwischen Jason und Medea im Haine der Hekate (VII 74 f.) scheinend während der Nacht statt. (Vgl. besonders v. 100 *astera depulerat stellas aurora micantes* und IV 74—80. XV 665. II 835; auch an letzterer Stelle sind vorher die Qualen einer blaflosen Nacht geschildert). Und doch heißt es v. 84 *et casu*

zieht Achilles den Speer aus
andere als eine anschaulich
vertice (so einige codd. Heins)
ob für ein aus dem vorigen
lieber *corpore* (die Verwechs
setzen ist, weiß ich nicht
schwer verderbten Vers sch
longa sine arboribus convexus
Lesart gut in Wiener Studie
des Dichters hergestellt ist,
ist sicher getroffen. — XIV
Aber dies ist nach *infamis*
mina wird jetzt auch durch
alterlichen Metamorphosenko
richte der Münchener Akade
Z. als eigene Konjektur in
miki crede, videnda est. Ab
ihm Lindemann. — XV 93
immer *ilicis* geschrieben und
vogels auf eine Steineiche v
edd. vett. und cod. h zu s
wird durch die Parallelstell
wahrscheinlich gemacht. Da
geschrieben *squalebant moi*
ist doch, gegen das handschr
gar matt und farblos; vgl.
XIV 190.

Zingerle's Abhandlung in den Wiener Studien VI (1884) S. 49—73, die Lesarten der Ausgabe zu rechtfertigen bestimmt, ist eine Art kritischer Kommentar zu derselben. Aus der großen Anzahl besprochener Stellen (in den meisten Fällen stimmt Ref. zu) können hier nur die wichtigsten angeführt werden.

Z. sucht zunächst einige verderbte Stellen mit Hilfe der Alliteration, für die noch einige Beispiele aus den Metamorphosen aufgezählt werden, zu bessern. So wird VII 741 das überlieferte *male fctor adest male fictus adulter* geändert in *iamne ultor adest male fictus adulter?* Denn „könnte nicht *fctor* durch Abirrung auf das folgende *fictus* aus *victor* entstanden und jenes *victor* wiederum nur eine Korruptel für *ultor* sein?“ Nun ja, das kann sein (es passieren bisweilen noch merkwürdigere Dinge auf der Welt), aber es ist ein möglicher Fall neben hundert andern. Auch kann ich nicht finden, daß die Frage „steht nun als Rächer vor dir der falsche Buhler?“ recht in den Zusammenhang paßt. Welchen Sinn hat überhaupt hier die Form der Frage? Und was ist eigentlich an der allgemein verschmähten Lesart *Korns male fctus adest, male fictus adulter* auszusetzen?

Sodann werden Parallelstellen aus Ovid verwertet, um zweifelhafte Lesarten zu sichern. II 376 *penna latus velat* nicht *vestit* wegen VII 467, VIII 252, XV 357. Richtig. Ebenso überzeugend ist ebd. 464 *florentemque thymo Cythnum parvamque Seriphon*, nicht *planamque*, denn *parva* ist das stehende Epitheton von *Seriphos* (Metam. V 242. Iuv. VI 563. X 170). — VIII 117. Die Lesart von M² *obstruximus orbem* f. empfiehlt sich durch 185 *terras licet inquit, et undas obstruat: at caelum certe patet.* — IX 492 *vellem generosior esses* zu halten wegen III 472, X 630. 340. (Korns Änderung *tu ne vellem genere esses eodem* ist übrigens nicht nur „gewaltsam“, sondern auch prosodisch falsch). — X 637 will Z. lieber *quidque agat ignorans* (coll. II 191) statt Nicks *quid velit ignorans.* — XIII 51 *pars una ducum* zu halten, denn *pars una* ist bei Ovid formelhaft. Ebd. 851 *magnus Sol videi e caelo* nicht *magno* wegen Rem. Amor. 276. — XIV 765 begründet Z. seine Konj. *forma velatus anili* mit XII 593 *nebula velatus.* Doch läßt sich der Fehler wohl einfacher heilen.

Daran reiht Z. noch Bemerkungen, die nicht unter einen allgemeinen Gesichtspunkt fallen. Zu IX 712 die höchst probable Konjektur *inde incepta* (M. *indecepta*) gut verteidigt. — XV 122 *inmemor is* (codd. *est*) *demum* zu lesen. — II 11 *quarum pars videntur* mit den Berner Fragment zu lesen, da der Sprachgebrauch durchaus für den Plural ist. — XIV 739—740 die Worte *trepidantem — sonum* sind interpoliert, Bergks Besserungsversuch *trepidantium valva gementem* mißlungen.

Eigennamen konsequenz gem
— 14 nicht mehr neben ein
hätte sich *Progne* im Text, l
vermeiden lassen), viele Ann
gefaßt, Schwerfälligkeiten der
im Kommentare vollständig a
weg nachgeschlagen und viele
sind als heutzutage überflüssig
gefügt, die Parallelstellen sehr
Noten beseitigt¹).

Eine auch dem flüchtige
Neuerung endlich ist ein kr
Stellen die Varianten der l
Auswahl beachtenswerter Ko
jetzt auch die kritischen Ann
unter den erklärenden stande

Text. Ein vollständiger
Lesarten, von denen einige s
der sechsten (von Korn besor
Fachgenossen erwünscht sein.
Pelion Ossae (nach eigener dur
gestützter Emendation; s. we
quis animus. 405 *coepta* (mit
immer). 637 *et conata queri.*
178 *desperat.* 201 *summo*
Anm.). — III 374 *admotas j*
dam. 643 *ore.* — IV 231 *sp*
622 *etiam* v 198 .. 9'

aque thymo. 576 *in crimine parvus* (mit Anm.) 612 *natorum-
e patrumque.* 656 *parcum genus est.* 791 *captare.* Von diesen
änderungen sind die meisten richtig; andere sicherlich diskutabel.
r unrichtig halte ich I 15. II 128, 201, 215. VI 201.

Kommentar. Abgesehen von zahlreichen Änderungen rein
malen Art, die fast überall als Verbesserungen bezeichnet
werden dürfen, stößt man besonders an folgenden Stellen auf
nes: Einleitung S. 10 an E. ein Zusatz über die Handschriften-
ge. I 87 *ignotas.* — II 580 zum Dativ *caelo.* 656 Jetzt: als
s Sternbild des Schützen. — III 32 Haulers Erklärung von
istis et auro neben die gewöhnliche gestellt und als besser be-
zeichnet. 36 zu *neq. mora.* 216 „*Ladon* = Packan, Falsan vom
amm des Verbums *λάζομαι* (= *λαμβάνω*)“, 227 über den
ural *feruntur* bei *turba.* 670 zu *exsiluere.* — VI 339 am E.
ographischer Zusatz. 382—400 Zusatz über die Deutung des
mens Marsyas bei Xen. Anab. 1, 2, 8. — VII 99 Ovid wird
cht mehr als Verfasser der zwölften Heroide bezeichnet (wegen
nleitung S. 3). 365 zu der vor *et* in der Cäsur verlängerten
dsilbe. Hier steckt in der Ziffer 71 ein Druckfehler, der
cht Unheil anrichten kann; gemeint ist 61).

Gestrichen sind Anmerkungen zu I 184. 480 *conubia.* 622.
II 109 der Hinweis auf Livius. 248 (Hister nicht Ister). —
604 *solacium.* — VI 414 ist gestrichen die Angabe, daß Aga-
mnon des Pleisthenes Sohn gewesen sei, welche, obwohl mehr-
ch bezeugt, hier wertlos ist. — VII 542 eine Notiz zu *magnae
mae.*

Neue Parallelstellen begegnen zu I 155. 692. — II 344. 520.
O. 863. — III 129. — IV 33. 121. 151. 332 am E. 404. 505. —
114 wird zu *Stygiis cane cetera manibus* sehr hübsch an Soph.
as 865 erinnert. 413. — VI 152. 351. 514. 538. 585. — VII
14. 688. 842. 555 wird zu *ductus anhelitus igni* verglichen II 120
d erklärt „von der Glut im Innern her gezogener Atem“. Das
denkbar (vgl. Fasti I 574), aber ein seltsamer Ausdruck. Nach
ngewiesener gründlicher Darlegung (vgl. bes. Lucrez VI 1186) halte
h doch die Konjektur *ingens* für sehr wahrscheinlich.

Die Einführung einer andern Parallelstelle giebt mir Gele-
nheit, einige sachliche Bedenken zu äußern. Am Schlusse der
m. zu IV 260 *nympharum impatiens* sagte Korn, ohne seinen
satz als solchen kenntlich zu machen: „Doch ist die Richtigkeit
r Überlieferung zweifelhaft“. Diese Worte sucht man jetzt
wohl in der Anmerkung wie im Anhang vergeblich. Dafür
idet man hinzugefügt: „Vgl. 1, 479 *impatiens expersque viri*“. Ich
ube, daß diese Parallelstelle an der Sachlage nichts ändert: daß
impatiens mit dem Genetiv so gebraucht wird (*impatiens viri* übrigens
ch Fasti VI 288, vgl. I 247), kann ja Korn unmöglich bezweifelt
ben. Bedenklich war ihm wohl einmal der wunderbarlich vage
d schiefe Ausdruck: nirgends vorher ist Clytie als Nymphe be-

*aque caetera. Eodem nam
signis et auro* erkennbar,
Ähnlich steht bei Ladon II
man aus der neuen Auflage
über eine Stelle dachte. Die
mittels des Anhangs abh
haupt durch eine Erweiterung
Zingerles Praefatio an litter
bietet H. J. Müllers Anhan
Durchschnittsleser würde si
und Konjekturen genaue
denen für Kritik oder Erklä
ferner wissenschaftliche Begr
mentare Gesagten fände.
Anhang zu seiner Ausgabe

Noch an einer zweiten
eine Parallelstelle wohl zu
heißt es: „cum ist Konjunk
Stellen aber sind wesentlich
wöhnliche, irdische, Ovid
Die Stille dieser Zauber
will er ausmalen. Dieser Z
Erklärung verloren. Polle
schwieg auch dies Summen
nach dem Plusquampf. *sola*
ganz allgemein etwas vo
von der geschilderten „m
werte den Gegenbeweis. Fe

schwerlich. Faßt man aber (so Polle im Wb. unter *murmur*) *saepes* als Plur. und ergänzt *silent*, so ergibt sich die seltsame Wendung *nullo murmure silere*, die erst anderweitig zu belegen wäre. Zur Phrase *saepes est cum nullo murmure* vgl. Metam. XIV 358 *nullo cum corpore*. XIII 755 *nulla cum fine* (kaum dagegen spricht XIII 256). Zum Versschlusse: *cum murmure labens* Met. II 455, XI 603; *rauco cum murmure saxum* XIII 567. Fasti IV 267 *longo cum murmure tellus*. Ovid ahmt den Vergil hier nicht nach, sondern rivalisiert mit ihm — nicht ohne Glück, denn seine Verse sind die schöneren. Ebenso hat er mit dem Liede des Cyklopen in lib. XIII den Theokrit und den Vergil nicht nachgeahmt: er hat sie übertrumpft.

Zum Schlusse noch einige kleine Nachträge. Ich würde mich freuen, wenn der Herausgeber etwas davon für die nächste Auflage des schönen Buches verwerten könnte. I 15 *utque erat : aër*. Vgl. noch Metam. 12, 40. 63. Heroid. VI 161. Catull 63, 40. Lucan 1, 89. Aber freilich die Richtigkeit der aufgenommenen La wird durch alle diese Stellen nicht erwiesen. — I 20 *sine pondere* vgl. Juvenal 7, 207 *tenuem et sine pondere terram*. — I 31 *extima*. Aber *ultima* ist richtig, vgl. Met. 3, 708. 4, 300. Fasti 2, 215. Caes. BG 7, 28. — Zu 56 konnte auf 6, 708. 8, 339. 11, 436. Lucan. 1, 151 verwiesen werden. — I 178 *sceptroque innixus eburno*. Vgl. 7, 103 *sceptroque insignis eburno*. — I 370 „*vada* hier Flußbett“. Diese Bedeutung war bisher nicht sicher belegt und wurde deshalb angezweifelt (vgl. Polle z. St.). Ich vergleiche Tibull I 7, 14 *Cydne, . . . placidis per vada serpis aquis* (ähnlich auch II 5, 34; vgl. Ov. Fasti 1, 501 mit Peters Note.) — III 185 ist im Citate Fasti III 593 wohl mit Burmann *a votis disque reposcit opem* zu schreiben. — III 482, vgl. 14, 365. — III 579 *mota est pro virgine virgo*, dieselbe Spielerei 14, 468 *a virgine virgine raptā*. — III 78 *exstat*. Aber für *adstat* spricht Überlieferung und Sprachgebrauch, vgl. 4, 19 und 7, 640 *recto adistere trunco*. — III 141—142 klingt ganz merkwürdig an viele Äußerungen Ovids über seine Verbannung an (Trist. IV 10, 89. II 109. 207 u. a.). — III 184 *purpureae aurorae*, zu den Citaten füge noch 8, 315 *Parrhasio Ancaeo*. — III 480 *summa vestem deduxit ab ora* vgl. 5, 398. — III 598. Vgl. 15, 703. — III 658. Allerdings ist der Ausdruck *nec enim praesentior illo est deus doppelsinnig*; das zeigt 14, 679 *neque enim sibi notior ille est quam mihi* und 15, 599 *quamvis coniunctor illo nemo mihi est*. — Zu IV 45 ist die Zusammenstellung „in durch“ lieber zu vermeiden. — IV 567. Die La. *erratibus* ist wohl nicht richtig. Das zeigt die beste Tradition und besonders 15, 771 *longis erroribus actum* (wo die Variante *erratibus* sich nur in einer obskuren Handschrift findet), Heroid. 2, 107 *longis erroribus acto* = Trist. IV 10, 109. — IV 656 *squalentia protulit ora* = Trist. III 10, 9. — V 627 *stabula alta* fehlt Verweisung auf VI 521. — VI 84

einstimmige Lesart der Han
resederat giebt ein schönes B
auf Verg. Aen. VI 407 *tumi*
Tusc. III 12 *cum tumor an*
II 29, 6 *cum irae resedissent*
perva sparsa resedit aqua.
nondum resedisse sperabat
Bilder in *pulsus* und *resede*
allen Dichtern. Ebenfalls B
Noch beweiskräftiger aber si
iactatis mente puellam Fluc
que constitit ira. XIII 867
IX 746 *excutis consilii inop*
adflatos, vgl. Fasti VI 735.
Prop. III 32 (26) 87 *haec*
confessa est pagina Calvi
Ovids Gleichnissen werden
nehmen sein.

Erwähnt sei gleich hier
aufgenommene Lesart: *excui*
in der Z. f. Gw. XXXIX
teidigt hat.

Für das Fem. von *Os*
Sprachgebrauch. Fast übera
zeugt. „Nirgends tritt das B
läßt der Vers mehrfach nur
treffen vorzugsweise Accusati

vankt und es ebd. 231 heißt *quos ardua gesserat Oete*. Annahme Müllers, dafs auch an den beiden erstgenannten den das Femininum herzustellen sei, hat daher grofse Wahrscheinlichkeit. Dasselbe ist somit für alle Bergnamen auf *a* und *esichert*.

. Ovidii Nasonis Metamorphoses. Auswahl für Schulen von Johannes Siebelis und F. Pelle. I. Heft. Dreizehnte Auflage. 1885. XX u. 187 S. — II. Heft. Elfte Auflage. IV u. 210 S. 1884. Leipzig, B. G. Teubner. à 1,50 M.

Die Vorzüge dieses beliebten Schulbuches sind wiederholt in den Berichten hervorgehoben. Sie sind sämtlich der neuen Lage erhalten geblieben. Außerdem zeigt, wie zu erwarten, dieselbe an vielen Stellen die bessernde Hand des sorgenden Herausgebers, — nicht ohne sachlichen Nutzen für die Erlangung des Gedichtes.

1. Text. Im ersten Hefte sind folgende Änderungen zu zeichnen. 4, 157 (II 120) *parentis*, 341 (II 313) *sacris*; 7, 91 (600) *prima*, 181 (III 691) *Bacchis*; 11, 49 (IV 663) *aeterno*; 200 (VIII 463) *pugnat*; 24, 23 (IX 17) *dominum*. Sie bezeichnen meist Rückkehr zur besten Überlieferung. Nur *Bacchis* 691 ist eine schon früher geäußerte Vermutung des Herausgebers; zwischen ihr und Rappolds *Baccho* ist die Entscheidung schwierig. Polles Unglauben an das viel zu spezielle *satyris* *enkis* teile ich. Die La. *prima* III 600 ist an sich gut, aber durch eine sonst unbekannte Handschrift (cod. Bersmanni) geliefert. Ich sehe keinen Grund, von der Vulgata abzugehen. Sing. *pugnat* in VIII 463 scheint mir gar nicht in Ovids Tier. Zu dem zweifellos richtigen *aeterno* IV 663 wird die nahe Parallelstelle Verg. Aen. VII 609 *Centum aerei claudunt* *tes* (nämlich *geminas Belli portas aeternaque ferri Robora*) gebracht. Doch ist der Begriff „unzerstörbar“ bei *carcer* wohl eng. Der Kerker ist eben „ewig“, sowohl weil er die Winde ewige Zeit einschließt, wenn sie nicht gerade Aufträge ihres Herrn zu erfüllen haben, als auch weil er unzerstörbar ist.

Im Texte des zweiten Heftes begegnen wir zunächst zwei Athesungen: 26, 58—59 (X 58—59); 36, 80 (XII 118) — beide nicht billigen —, sodann 37, 200 (XII 369) einer neuen Konjektureles: *tormenti viribus* für das sinnlose *mentis quoque*. Dies ist gestützt durch XIV 183 *veluti tormenti viribus acta saxa*. 218 *mittit in Euboicas tormento fortius undas*. Man sieht,

Vorschlag ist sehr verlockend. Aber wohl nicht richtig! In die beiden citierten Stellen sind von der vorliegenden sichtlich verschieden. Riesige Felsblöcke, die der Cyklop (der Schmerzen tolle Cyklop! vgl. XIII 876) vom Berge stößt und schleudert, sind *veluti tormenti viribus acta* — natürlich. Herakles, (der rasende Herakles!) wirft freilich einen

wendung dient, wenn er
schön und wirkungsvoll ist
dadurch ab, daß man sagt,
Werkzeug, eine Art Arm-
scheint, die Stelle ist läng-
aribus geheilt. Die Ent-
zweier Handschriften *mentis*
dem Sprachgebrauche ist c.
Heinsius angeführten Stelle
kastam. II. Lat. 825 *colle-*
ein Fragezeichen hinter *en-*
30, 46 (XI 131) eingekla-
ebenfalls nach Merkel. :
44; 108 (XIV 262) *solles*
~~==~~ *sollto*. Aber der Begriff
gar zu eng. 88, 195—197
nach meinem Rate (Jahres
Text aufgenommen sind *fo-*
aurigineis (f. *aurum madidi*
(coll. 20 *auditis aliquid no-*
convexus für *caelatus*, M
que orbes mit cod. Bonon.
auf Ilias XVII 484. Aber
lich? Denn von verschied-
lich die Rede sein. Übrig-
klärte aber (2. Aufl. der e-
gesetzten Punkten des Eric

uch „fließen“. Diese von C. Nauck (Archiv für Lexikographie I, 134) vorgeschlagene und durch Catull 64, 275. Ennius Ann. 74. Theokr. 21, 18, Stellen die *nare* = fließen erweisen, gestützt. Erklärung hat große Wahrscheinlichkeit. Vgl. Fasti IV 303 *stabilis sedet insula ponto*. 1, 21 „*deus et melior natura* sind nicht zwei Begriffe, sondern einer, doch von zwei Seiten beleuchtet (et also = „und in ihm“). — 2, 23 Erklärung des *iam*. 6, 32 *cristis praestignis et auro*. E. Haulers Erklärung aufgenommen. 6, 125 *stangebat* „von den Todeszuckungen“ u. s. w. 11, 266 *casuque fuit miserabile carmen* „die Akkorde waren zufällig klagend“. Aber das lat. *casu* in diesem Sinne ist unglaublich nichtssagend und wohl anders zu erklären. 13, 140 daß Diana die Tochter der Niobe erlegt, „deutet Ov. nur an durch *caeco*“. Wie so? Die Wunden, die Apollo den Söhnen geschlagen hatte, waren doch auch *caeca* (vgl. 72 *tecti nubibus*). Wesentlich verbessert ist auch die Anm. zu 17, 20 *Quid mihi tunc animi fuit? an. 20, 240 male vincetis* „Wehe, wenn . . .“ 22, 51 Anm. über *bicolor baca Minervae* erweitert u. a. Manche der neuen Zusätze scheinen dem Ref. nicht unbedenklich. Die Auswahl soll doch eine Schulausgabe im engsten Sinne sein, d. h. sie ist für den Tertianer bestimmt. Enthielt sie nun schon früher mancherlei, was über den Horizont des Schülers geht, so sind anscheinend gerade Anmerkungen dieser Art in der neuen Auflage vermehrt. Der Schade ist ja nicht groß: der Schüler findet im Commentare soviel Nützlichendes, daß die Gefahr, er werde sich daran gewöhnen, Noten ungelesen zu lassen, noch ausgeschlossen ist. Immerhin kann ich in diesen Bemerkungen keinen pädagogischen Fortschritt sehen. Dahin gehören manche Citate. Zu *mortale* heißt es „bei Eur. Bakch. 1069 *ἔγγραφα θνητά*“. Zu 11, 90 sind jetzt sechs Homerstellen citiert. Zu 21, 25 *vestigia* heißt es „wie *ἄχνος* Eur. Bakch. 1134“; vgl. z. 20, 3. Was thut nun der arme Tertianer damit? Ich halte ja keineswegs jedes Citat aus einem Schriftsteller, den der Schüler noch nicht kennt, für verwerflich. Nur muß es durch seinen Inhalt geeignet sein auf den Schüler zu wirken. Wenn er z. B. aus der Anm. über die Heiligkeit der Dreizahl (16, 135) jetzt erfährt, daß nach Livius dem Jupiter Spiele gelobt wurden für 333 333 1/2 As, so wird ihm das, glaube ich, ganz kurios und vergnüglich vorkommen. Auch die neue Anm. zu 3, 65 würde man gern missen. 16, 19 *aliudque cupido deteriora sequor* „durch diesen Ausspruch namentlich wird Medea als Barbarin gezeichnet“. Wie so? Ist's irgendwo in der Welt anders? Die neue Anm. zu 20, 161—162 greifen wohl dem Unterrichte vor. Die Frage 6, 35 kann er nicht beantworten.

Auch im zweiten Hefte finden sich neue Anmerkungen von sachlichem Wert. So ist die Erklärung von 33, 56 (XI 365) gut und richtig: „das erste, was sie, aus ihrer Ohnmacht erwacht,

38, 29 *ille* „du sonst,
timor „Gegenstand de
unserm „waghalsiges“.
das? Da Polle *illac* lie
natas sein. 43, 7 Schl
citat für den Schüler
beantworten. 45, 131
ist die Phrase *deponer*
nicht „übertrug“? 47,
„synekdochisch“ ist sch
torik ist überhaupt in
nia der Metonymie geni
Stimmen“ überschreiten
50, 64 wozu das Citat,
Druckfehler. In
nach *Circes* ein Punkt.
streichen, deagl. 50, 85.
l. *extentam*.

4) Wörterbuch zu Ovid
Siebelis. Vierte Au
B. G. Teubner, 1885.

Schon in der dritte
wertvolles Hilfsmittel für
auch der Philologe von F
pfliegte. Dasselbe gilt in
die ebenfalls von der Sor

Neue Artikel: *Cephenus, Cocinthus, contremisco, dilectus, ebennum, exero* s. *exsero, exsicco, genitor, intercido, intremisco, Lar, obsuo, pavio, [Pluto] s. Dis, praelongus, retento, Rhoemitium, septem trio* s. *trio*. Andererseits ist gestrichen *Thinetus*.

Die übrigen Änderungen sind natürlich sehr verschiedener Art. Vermehrt sind die nützlichen Bemerkungen in [], vgl. *Buris, revello, Schoenetus* u. a. Kürzungen z. B. unter *caelestis, Chimæra, foramen, perdix*. Das Deutsch in den Übersetzungsproben (vgl. Jahresber. VII 349f.) ist sehr viel besser geworden: *vacuas habuisse criminis umbras* hieß früher „wäre ein vorwurfsfreier Schatten geworden“, jetzt „wäre schuldlos ins Schattenreich eingegangen“ (vgl. *denubo, tempto, cavus, verto* u. a.). Von den neuen Erklärungen sind manche lediglich durch neue Lesarten verurteilt, die jetzt Aufnahme in die Ausgaben gefunden haben (z. B. *dedo, desero* 15, 355, *mucus, pronus, ille* 11, 635, *Tyrrhenus*). Mehrfach sind aber auch frühere Erklärungen durch andere ersetzt, so unter *deplango* 14, 580, *elido* 15, 388, *infra* 13, 603 („in den Raum unterhalb derselben“), *insto* 11, 358 („auf, über etwas stehen“), *lacteo* 15, 201 („gleichsam ein Säugling“), *obverto* 11, 475, *ripa* 9, 114 („aufs andere Ufer“). Meist handelt es sich um unzweifelhafte Verbesserungen. Doch zuweilen hatte Ref. den Eindruck, als schüfen einige Erklärungen künstlich Schwierigkeiten, die für den unbefangenen Leser nicht vorhanden sind. So heißt es zu *detertere nefas* 8, 766 „den sündigen Gedanken zurückscheuchen“. Mindestens „die sündige That“! Aber wozu das Ganze? Es heißt doch: den Frevel abwehren, hindern (nämlich durch Schrecken). Zu *lentus* wird richtig gesagt: ... „übertr. v. Charakter zäh“. Danach versteht jeder Tertianer 13, 800 *lentior salicis virgis*. Was soll nun der ablassende Zusatz „auf die man nicht einwirken kann“? Übermäßig gekünstelt sind die neuen Erklärungen zu *habeo* 8, 262; *regius* 14, 823; *dexter* 12, 486, überflüssig die zu *gratus* 11, 393.

Ref. schließt mit einigen Nachträgen, die sein Interesse an dem nützlichen Buche bekunden mögen. *aërius: aëriæ auræ* auch 4, 700. — *adhuc* 10, 255. *Nec adhuc* heißt hier wie immer „und noch nicht“ (Polle: „und nicht mehr“). — *Anius*. Lies 13, 632. — *ago* 3, 527. *Responsa aguntur* heißt nicht „werden vollführt“, sondern etwa „werden wahr“. — *atque* an zweiter Stelle 11, 674 Merkel. — *auris* 3, 643 „eig. Abl. instr.“ Aber nicht „vermittels des Ohres“ (*aurē*) flüstert man, sondern *ore!* *aurē* steht lokal: die *termini in quem* und *in quo* decken sich im Lat. und Deutschen sehr oft nicht. — *caedes* = Blut noch 6, 657. 15, 778. — *cani* graue Haare noch 12, 465. — *cavus Cavae nubes* noch 6, 696. *cava nubila* 9, 271. — *cogo* in abgeschwächter Bedeutung „jemanden zu etwas bestimmen, bewegen“ (nicht durch Gewalt) 7, 740. 10, 676 (vgl. *Caes. B. C. III 28* und den häufigen Gebrauch des Wortes bei Properz). — *colligo* 1, 234

Diana mit *i* nicht blos Müller, Zingerle). — *di rudern*“. Also erst mit *edo* 10, 298 *'hac* = in l Papho) nach Ovidische noch 10, 346. — *fatun felix*. Die Phrase *coniu fructus* 11, 32. „Frucht „Worte ergiefsen“ (un *foedus* 9, 501 *diversa* (blos dem Schüler die *P leatibus* zu verstehen ge ist *caelestia* wohl Neutr. ovidisch (vgl. 9, 796 u. *versaque* (und somit *ve formosus* 4, 310 l. *artus* Weberkamm (vgl. meine so“ wird dem lat. *haa* 9, 481. Schwerlich ist *in immiti sanguine*. — *impi citiert*, einmal mit richti — *in*. Unter den Stelle mußte auch *mutatum in iniuste*, nicht *inuste*. — ist im Widerspruche mit merkten. — *iubere* und *p* vgl. 22, 212; 8, 708. —

die Stelle *primi vidistis amantes* steht 4, 68, nicht 72. — *quatio* 8, 375 nicht schwingen, sondern mit Betonung des folgenden Momentes „scheudern“. — *rogata* 6, 570 „*rogata* die Gebetene (Dienerin)“. Aber weder kann *uni* ohne weiteren Zusatz bedeuten „einer (Dienerin)“, noch ist ein Objekt zu *pertulit* entbehrlich. Es muß daher bei der alten Erklärung bleiben. — *ruo* transitiv wahrscheinlich auch 8, 343. — *sed*. Im ersten Citate für *sed enim* lies 1, 530. — *sequor* heißt 9, 738 nicht „erreichen“, auch sonst nirgends. — *senex* der Kompar. *senior* 15, 838 heißt „als Greis, im Greisenalter“. — *servo* 7, 380. Die Lesart *servari* ist nicht berücksichtigt. — *simulo* 10, 596. Die Erklärung ist nicht ganz genau: durch das Baldachin wird eine künstliche Dämmerung (*simulatae umbrae*) erzeugt und durch die Purpurfarbe desselben rosig angehaucht (*inficitur*). Prolepsis liegt hier also nicht vor. — *socio* 11, 5. „gesellen zu“ statt „vereinigen mit“ würde in erwünschter Weise andeuten, daß *p. nervis* Dativ ist. — *stirps* „Wurzelstock der Pflanzen 15, 525“. Aber hier ist ja von den Nerven die Rede! — *sub* 9, 464 ist zu erklären unter der Herrschaft, dem Drucke = gehorchend. — *subeo* 8, 700. Die Bedeutung „folgen“ paßt nicht. Doch ist mir zweifelhaft, ob *subire furcas* „unten an die Dachstützen herantreten“ hier = in locum furcarum subire vgl. 11, 80 (dann würde *furca* übertragen den ganzen Balken mit der Stützgabel oben daran bezeichnen), oder ob gemeint ist „Säulen (statt der simplen Holzbalken) traten unten an die Gabeln heran“ (um sie zu halten und zu stützen). — *succingo*. Das Versehen *pinus succinctus comas* 10, 103 ist auch in diese Auflage übergegangen. — *tamen* „doch wenigstens“ noch 9, 326. 601. 13, 507. — *tandem* 9, 557. Hier ist die Erklärung „wäre doch nur erst“ mir unverständlich. In *tandem ut sit* ist doch kein Wunsch enthalten. Und wo bleibt das konzessive *ut*? — *Tartarus: inania Tartara* auch 12, 619. — *teneo* 13, 649. Die Erklärung „im Besitze“ erleichtert dem Schüler die Übers. der Stelle nicht, sondern erschwert sie. — *terra*. Es fehlt der Lokativ *terrae* 5, 122. — *tollo* 7, 649 lies 640. — *verso*. Hier fehlt 13, 646 mit Erklärung. — *viciis* 4, 72: *in vices*, nicht *in vicem*! — *video* 9, 343. Die Erklärung ist sprachlich unmöglich; *videbar* ist Passivum. — *vis: vim parat* 2, 576 und 5, 288 heißt genau dasselbe, wird aber verschieden erklärt. — *zephyrus* 15, 700. Hier sind nicht Westwinde, sondern überhaupt *venti lene spirantes* gemeint.

5) Publius Ovidius' Werke. — I. Die Verwandlungen. In Auswahl übersetzt von Johann Heinrich Vofs. Neu bearbeitet und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von F. Leo. Stuttgart, Speemann. Zwei Bände à 1 M.

Diese mit sachkundiger Hand ausgeführte Neubearbeitung von Voss' Übersetzung der Metamorphosen ist gewiß dankenswert. Denn Vofs' Leistung ist trotz vieler Wunderlichkeiten,

ersten Ausgabe von 17
nach Vofs' Tode im Ja
identisch. Die Änderun
hat, zerfallen in zwei G
entschieden falsche Lesu
ersetzt werden mußten
die Erde nun war, dor
fuit tellus illic et pontus
Luft, war Erde zugleich
illic et pontus et aether).
Sitte des Landes fragt
genden solches einer de
der Art und Sitte des I
bald den Fragenden so
847—848 Vofs: „von d
Herselia Haar mit dem
Zingerle?): „von dessen
glänzend“?) Auf Hersilia
Viel gröfser ist die Zahl
sind auf das Bestreben
harte und unverständlic
einige Proben aus dem
kreisete jetzt ein welter
der Welt kein Titan wär
durch Schwere von sich,
wicht. 65 V.: Im entg
79 V.: Schuf der Vater d

machen (und gerade dies wünscht er ja!), daß er zu wenig, als daß er zu viel gethan. So hätten folgende Stellen etwas geglättet werden können: I 164 und was, neulich geschehn, noch wenig bekannt war, denkend, den gräßlichen Schmaus. III 433 das Geliebete, wende dich! schwindet. IV 744 Siehe das Reis.. Raffte des Scheusals Kraft. V 339 Wie mit laubigem Teppich. XI 98 Lucifer hatte .. den Heerzug schwebender Sterne verscheucht (*coëgerat agmen!*) XI 231 doch es seichtet ein sandiger Boden die Fläche. XII 523 Und mit gewaltigem Klang' in den Umschwung tönets. XIII 64 Dennoch beredet er nie, daß mir der verlassene Nestor nicht ein Verbrecher [Druckfehler: Verbrechen!] erscheine.

Schieflich sei noch bemerkt, daß Leo drei von Vofs übersetzte Abschnitte (No. XV Cadmus in Illyrien, No. XXIX (Marsyas), No. XXX (Procne und Philomela) weggelassen hat, daß also den 60 Nummern bei Vofs in seiner Bearbeitung nur 57 gegenüber stehen. —

Seit Merckels erster Ausgabe war der handschriftliche Apparat zu den Metamorphosen lange ohne nennenswerte Bereicherung geblieben. Riese und Korn publizierten in ihren Ausgaben genaue Kollationen des Marcianus. Neue Handschriften aber wurden nicht herangezogen bis auf zwei kleine Bruchstücke: Rieses frgm. Bernense und Korns frgm. Londinense. Erst während der letzten Jahre ist die Frage wieder erörtert worden:

- 6) Cl. Hellmuth, Über Bruchstücke von Ovids Metamorphosen in Handschriften zu Leipzig und München. Sitzungsbericht der Akademie zu München 1883. II S. 221—256.
- 7) R. Ellis, On some passages of Ovids metamorphoses, Journal of Philology. XII 23, S. 62—76.
- 8) R. Ellis, Anecdota Oxoniensia (Classical Series. Vol. I. Part V). Harleian Ms. 2610. S. 1—15.
- 9) Meiser, Über einen Kommentar zu den Metamorphosen des Ovid. Sitzungsber. der Münchener Akademie 1885, S. 47—89.

Hellmuth sucht den Grundsatz, dem alle neueren Herausgeber gefolgt sind, daß der Marcianus die erste Autorität sei, daß er im Gegensatze stehe zu den codices interpolati, daß daneben andere Handschriften nur aushülfsweise zu benutzen seien, durch Mitteilung neuen Materials als irrig zu erweisen. Leider giebt Verf. nicht vollständige Kollationen, sondern nur eine Anzahl der Lesarten, die ihm aus irgend einem Grunde beachtenswert scheinen. Einzig die Varianten des frgmt. Lipsiense (Li.) werden S. 226 vollständig angeführt. So bleibt vieles unsicher. Häufig sind die Lesarten, die dem Marc. gegenüber gestellt werden, anscheinend gleichwertig. Um aber die Autorität von M. zu opfern, müßte man seinen Rivalen vollständig kennen, nicht bloß einige Licht- oder Schattenseiten. M. ist gewiß überschätzt worden

seiner Vorlage nur getrennungen stand (nicht wurde, daß also jenes ein oder mehrere Zwischenlegenheit von Li. geht besseren Gestalt, in der Hundenamen überliefert nicht erwiesen. In v. 208 *bates*, sondern genau d. in v. 208 steht jener K verliert. In 214 ist *arp* So blieben nur 210 *Pamphacus* und *lacnae* — stehen nun aber folgend bessere Form bewahrt führung der offenbar in ist sehr auffallend!), M. 217 *Li. caneces trictaeque* 220 *gryphyon . . licicus*, *lacton*, M. richtig. Wo rität von Li. werden so führt: III 152 *meta* für *primique* für *primunque* *meta* habe ich oben (S. 16 In keinem Falle kann *te* *que* vorangegangen, ein ist keineswegs „evident der schulmäßigen Sätze

fero verworfen, ist unrichtig; es steht bei Riese im Texte). An sich ist sicher *ferox* tadellos. Das Epitheton ist hier, wo die eigentümlichen Vorzüge jedes Hundes aufgezählt werden, sehr passend (sogar dem Eber hatte der Wilde getrotzt!) und stimmt zu *valens, trux, naribus utilis*. Dieselben Varianten V 353. — Außerdem will H. noch folgende, sonsther bekannte, Lesarten aus Li. in den Text einführen, weil sie natürlich seien, die Vulgata gekünstelt: 149 *fortunaeque* (f. *fortunamque*), 178 *nudae viso* (f. *viso nudae*; dieselbe Umstellung 221 *medio nigram* gewiß falsch). 150 *falsa sub imagine* (f. *falsi*), 249 *in viscera* (f. *in corpore*), 176 *trahebant* (f. *ferabant*). Aber zu Gunsten der Vulgata lassen sich Hellmuths eigene Worte (S. 230) citieren: „Diese Lesarten entsprechen sehr wohl der pointierten Redeweise Ovids und forderten, weil nicht auf den ersten Blick verständlich, zu den abschwächenden Änderungen auf“. Sicherlich falsch ist *falsa*; das zeigen, wie schon bemerkt worden ist, VII 360. XIV 358 (anderer Art ist Heroid. XVII 47). Ist dem so, dann wird die Variante *trahebant* für *ferabant* bedenklich. Es ist wahr, *fata trahebant* ist ein mehrfach vorkommender Verschluss, f. *ferabant* singular. Aber *ferabant* ist an sich sehr schön, wird durch viele analoge Wendungen als dem Dichter nahe liegend erwiesen (I 1, 581. V 269 u. a.); vgl. auch *fatis actum* XIII 260, etwas anders *sic fata tulerunt* trist. I 3, 101). In keinem Falle ist *ferabant* ein Glossem, wie Hellmuth will. Wann wurde je das gewöhnliche durch das seltene, der triviale Ausdruck durch den gewählten glossiert? Ob in 249 Ovid schrieb *in viscera* oder *in corpore* ist wiederum mit unsern jetzigen Hilfsmitteln nicht zu entscheiden. Für *in corpore* spricht 236, für *in viscera* könnte man XIV 203 anführen.

Unzweifelhaft repräsentiert Li. eine in alte Zeit zurückreichende andere Tradition, als die unserer übrigen Handschriften. Dafs dieselbe aber reiner und besser sei, als die uns bekannte, ist nicht bewiesen. An einigen Stellen liegt sogar der Gedanke an Interpolation nahe, während M., der beste bekannte Repräsentant der andern Tradition, in diesen 121 Versen ganz frei ist von nachweislichen Interpolationen, die jüngeren cod. fast frei (nur 242 *latratibus*). Die Frage wird so lange offen bleiben, bis wir unterstützt durch Kollationen neuer Handschriften, die ja in Aussicht stehen, klarer sehen können. So lange ist Li. gegenüber Zurückhaltung geboten.

Zwei Blätter eines cod. aus St. Nicola bei Passau (Nic.) enthalten XI 394—457, 460—517, XIII 147—206, 209—266. Nic. und M. sind nahe verwandt (nach Hellmuth gehen sie sogar auf dasselbe Original zurück). Dafs der Verlust der Handschrift zu bedauern ist, zeigt besonders die La. *repono* XIII 235, weniger *admiserat* XI 512. Doch irrt Hellmuth, wie ein Blick in die Ausgaben von Burmann und Jahn lehrt, wenn er meint, Nic. bewahre

m. ueier zu stellen.
„so manche Interpolatio
dem Richtigen — aufge
ohne Wert. Die sehr
(die Sache ist nicht ga
leicht nicht gehabt. At
annähernd richtige Les
hat *ssus* auf Rasur), I
gemmata als Variante (V
Heinsii? Ich glaube, hi
Verf.s vor). XII 353 *th*
übrigens aus andern Ha
muth behauptet fälschl
Thessa“). I 155 ist *sub*
wissen. — T. hat manc
(bes. I 304, wo Bern., I
Geleise geraten sind). H
dafs frgm. Bern., das bi
lieferung galt, doch aus
Ganz unmöglich scheint
bringe Kollationen neu

Die Handschrift No
aus saec. 13 stammend,
denselben Archetypus zu
verwandt. Diese Übere
wahrscheinlich macht, ve
undeutlich geschriebenen
Beschreibung

enn andernfalls müsse eben Mo. alle größeren, auf Verdunklung der Wahrheit im Original beruhenden Irrtümer mit M. teilen. Aber daneben haben, wie noch an vielen Stellen der Abhandlung, andere Möglichkeiten Platz. Mo. ist unzweifelhaft eine junge interpolierte Handschrift mit gemischtem Texte: viele jener Verbesserungen werden durch Konjekturen gefunden sein; andere durch Vergleichung mit andern Codices, wie dies häufig geschah, z. B. von eisernen Scholiasten. So ist Hellmuths Beweisführung hier nicht überzeugend. Er kommt schließlich zu dem Resultate: Alle drei Handschriften M., Mo. und T. haben außer dem höher als in das VIII. Jahrhundert aufzurückenden A noch eine spätere Handschrift als gemeinsame Quelle. Darf man Hellmuth nun zugeben, daß Mo. ein besseres gewissenhafteres Bild dieses Originals bietet als M., daß letzterer also nicht die „relativ beste“ Quelle ist? Eine bestimmte Antwort wird erst möglich sein, wenn die vollständige Kollation von Mo. vorliegt. Es ist ja möglich, daß durch meine Mißtrauen als unbegründet erwiesen wird. Bis dahin aber ist reservierte Haltung geboten. Hellmuth zählt selbst eine Reihe schwerer, nur in Mo. vorkommender Interpolationen auf (S. 246) so X 635 *conubia* (f. *cubilia*), 638 *materque paterque*; I 9 *sanguine* (f. *vulnere*), 11 *retentus* am Schlusse für das weglassene *victus*, ferner die Verse XII 230—231, die nicht nur, weil sie in M. fehlen, verdächtig sind u. a. Die richtigen oder besseren Lesarten von Mo. dagegen sind überwiegend Gemeinut der jungen interpolierten Handschriften. Den Nachweis, daß auch nur einige derselben etwas besseres als mehr oder minder gute Konjekturen der Italiener sein müssen, versucht Hellmuth gar nicht und macht sich damit eines Fehlers in der Methode schuldig, der sich schwer gerächt hat. Seine Erörterungen sind im Bau ohne Fundament. Wenn man in einem ganz jungen und zweifellos stark interpolierten Codex eine Anzahl ganz plausibler Lesarten namhaft macht, so hat man wahrhaftig noch nicht eine Superiorität über die älteste Tradition erwiesen. So sind von den Lesarten, die Hellmuth aus Mo. in den Text aufnehmen möchte, einige nicht schlecht; richtig ist XII 175 *moventur*, 452 *zubat* (so übrigens die große Mehrzahl aller stark interpolierten Codices.); XI 251 *gelido* (f. *rigido*) ist eine blendende, aber nicht überzeugende Konjektur. An den meisten und ausschlaggebenden Stellen liegt meines Erachtens häßliche Interpolation klar zu Tage. So XI 258, wo doch kaum ein Zweifel obwalten kann, daß schon im Archetypus das unverstandene *relecto* zu *relicto* geworden war und daß dieser Fehler in 259 die schlimme Interpolation *ponto* für *saxo* nach sich zog. X 352 wird das an sich tadellose *pendo concubitus vetitos* (f. *potentis concubitus vetito*) durch die Parallelstelle IX 759 zurückgewiesen. XI 83 *porrectaque* paßt nicht in die Situation (vgl. 83 und IV 557. I 767). Nicht besser ist es durch äußere Gründe beglaubigt; taucht es doch in unbe-

neue ist), sondern a
nach Korns Angabe di
fungitur, XIII 563 hat
zu lesen „Ablativ“?) S
richtig. XIII 940 hat l
gründet sich endlich di
polation *laeti cognoscim*
über dem heftigen Ang
tet. Leider! — Denn
ersten Platz bald einem

R. Ellis hatte zu
Harleianus No. 2610 —
seiner Lesarten, die i
schlossen sich Konjektur
dota Oxoniensia erhielt
von β . Die Handschrift
saeculo X in Germania.
die in der That beachte
lären Lesarten für richti
vere dicturus videor, po
orem qui intente consid
des cod., welche Ellis zu
anzurichten und wird hoff
Aber der Finder hat, wie
schätzt. Ref. glaubt in
37) nachgewiesen zu hat
seine charakteristischen L
der Vulgata fest

zeitige Eindringen zahlreicher und dreister Interpolationen in den Text der Metamorphosen. Anderer, anscheinend nahe liegender Schlüsse, zu denen β einläßt, glaubt sich Ref. jetzt noch enthalten zu sollen. In II 723 empfiehlt Ellis die mit β übereinstimmende Lesart unserer Handschriften *quanto quam Lucifer* statt der aus seiner Reihe von codd. Heinsii stammenden Vulgata *quanto te, Lucifer*. Die Entscheidung ist sehr schwer: möglich ist bei Ovid beides. Ref. zieht es für seine Person vor bei der Vulgata zu bleiben: die Apostrophe ist schöner, die Verschreibung *quam* sehr leicht erklärlich. — Ellis' Konjekturen im Journ. of Philol. sind wohl sämtlich verfehlt. So III 642 *pro sociisque timet*. XIV 515 *variantia*. ibd. 589 *numus* (f. *numen*). ibd. 765 *forma leceptus anili*. XIII 927 *conlectos semine* (*semine* unsere codd., *medula* Priscian).

Die Handschrift, welche den von Meiser besprochenen mittelalterlichen Kommentar zu den Metamorphosen, daneben noch Scholien zum Lucan enthält, stammt aus dem Kloster Benediktbeuern und befindet sich jetzt auf der Münchener Staatsbibliothek (No. 4610). Die Ovidscholien gehören angeblich dem XI., nicht, wie M. Haupt (Hermes VII 190 = Opusc. III 588) meinte, dem XII. Jahrhunderte an. Sie sind ohne Titel und ohne Subskription. „Auf eine ziemlich konfuse Einleitung folgen die Erklärungen zu etwa 450 Stellen aller 15 Bücher der Metamorphosen. Einige dieser Scholien stimmen wörtlich überein mit den dem Ovidtexte in den Handschriften beigebeschriebenen Scholien, so daß wohl anzunehmen ist, daß es eine größere Scholiensammlung zu den Metamorphosen gab, von der wir hier einen Auszug besitzen“. Unser Interesse nehmen natürlich besonders die Textesworte in Anspruch, welche in den Lemmata und den Erklärungen enthalten sind. Meiser hat sie S. 54—64 vollständig abgedruckt. Hieraus ein deutliches Bild von dem Texte zu gewinnen, welcher dem Scholiasten vorlag, ist kaum möglich. Die Stellen sind zu wenig umfangreich. Der Kommentator ändert oft ganz willkürlich am Texte seiner Vorlage: er stellt leichteren Verständnisses halber Worte um; er schiebt paraphrasierend neue Worte ein; er giebt absichtlich den Text nicht genau, sondern nur ungefähr wieder. So lautet IX 649 *et hora et pectus leonae*. ibd. 694 *Apis et quidam qui dum premit suum os digito*. X 241 *pudor recessit et sanpnis oris induruit*. Endlich wird die Beurteilung auch dadurch erschwert, daß der Scholiast höchst wahrscheinlich nicht immer dieselbe Handschrift citiert. Diese Vermutung aufserte bereits Meiser (S. 64). Doch die Stelle IX 295, auf die er sich vornehmlich stützt, gestattet auch eine andere Erklärung. Denn wenn der Scholiast zu *nexusque pares* bemerkt 'vel aliter secundum quod quidam libri habent *nexusque deas*', und wenn in *s* die Worte 'quidam libri' sq. sich ebenfalls finden, so folgt daraus zunächst nur, daß jener eine *s* ähnliche Handschrift benutzte, in

unter ihnen unzweideu
nata (f. *spinas notatas*)
nautis (f. *novus*), XIII 7
Relativ gute Lesarten f
poliert *ecce*; XIV 233
keineswegs singular. M
in XIV 325 nicht das
edere, sondern, dem F
Ob IX 191 das *non cu*
Stütze für diese vom R
genommenen La. ist, k
sedere für *consedere*. Z
Handschrift nirgends bei
Anzahl Lesarten als „b
leider anscheinend nur k
und die älteren nicht zu
in seine, sonst sehr beso
herausfordernde Untersu
So war IX 299 das *a*
Priscian bekannt“, son
und sechs codd. Heinsii.
Lesart in den codd. und
Form *Trachino* in den b
in anderen erhalten. XI
„Vermutung“ von Heins
Heins. nicht), sondern
deren Verzeichnis Jahr

Fraglich bleibt nur, ob *gramina* Interpolation ist, wie M. will, oder ob es nicht aus dem vorhergehenden Verse eingedrungen ist, in dem sich statt *pabula* die sehr gut bezeugte Variante *gramina* (so z. B. 'plerique Heinsii') findet (vgl. 34 *carmine cum tantum, tantum quoque gramine possim* und XIV 266. Heroid. V 153; kaum dagegen spricht Heroid. VI 83). Im zweiten Teile seiner Abhandlung spricht Verf. über die Erklärungen des Scholiasten und ihren sachlichen Wert. Eine hübsche Probe dieser mittelalterlichen Weisheit mag genügen. In XV 39 wird die überlieferte, von Muret verbesserte, Lesart *o cuius caelum bis sex fecere labores* so erklärt: '*fecere id est pinxere, quia monstra quae iste domuit in terris translata sunt in celum ut leo et cetera*'. Das Urteil des Verf.s über den ganzen Kommentar: „Gänzlicher Mangel an Kritik und Mangel an sachlichen Kenntnissen, die durch nichtige Erfindungen und trügerische Gebilde der Phantasie ersetzt werden sollen“ wird auf Widerspruch nicht stoßen.

Die späteren Gedichte Ovids (*fasti* und *carmina in exilio composita*) liegen in zwei neuen Bearbeitungen vor.

10) P. Ovidius Naso ex iterata R. Merkelii recognitione. — Vol. III. *Tristia. Ibis. Ex Ponto libri. Fasti.* Lipsiae. Teubner 1884. 8. XXXXI u. 355 S.

Von dem Inhalte dieses Bändchens nehmen die *Tristia* ganz besonderes Interesse in Anspruch. Sie sind nicht von Merkel selbst, sondern von R. Ehwald in Gotha, nach neuen Kollationen und auf Grund neuer Ansichten über die hsl. Tradition ediert. Also wirklich eine neue *Recensio*! Leider liegt bis jetzt nur der einfache Text vor ohne *praefatio*, ohne jeden Apparat. Beide darf man nach Merckels Andeutungen (p. III) in naher Zeit erwarten. Einstweilen wäre eine Beurteilung und Kritisierung von Ehwalds wertvoller Leistung voreilig. Nur soviel läßt sich heute schon sagen, daß seine Rezension basiert auf dem cod. Laurentianus (früher Marcianus 223), von dem Merkel nach der *praef.* zur ersten Teubnerschen Ausgabe erst geringe Kenntnis hatte. Über diese Handschrift ist bis jetzt am besten gehandelt von J. Tank (*De Tristibus Ovidii recensendis*, diss. inaug. Gryphisw. 1879). In der Wertschätzung des Laur. stimmt anscheinend Ehwald mit Tank überein, während er in andern Punkten, nach der Textgestaltung mancher Stellen zu urteilen, von ihm abweicht. Als feststehend darf schon jetzt angesehen werden, daß der *Tristientext* im Laur. aus zwei Teilen besteht La. und Lb., die zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Schreibern geschrieben sind. La. enthält *Trist.* I 5, 11 — III 7, 1 und IV 1, 12 — IV 7, 5. Er ist geschrieben in saec. XI. Lb. dagegen stammt aus saec. XIV. Beide Teile gehören zwei ganz verschiedenen Handschriftenfamilien an. La. ist sehr wertvoll, Lb. interpoliert und wertlos. Mit La. stimmt meist der Guelferbytanus, steht jedoch an Wert tiefer. — Genaueres über die Handschriftenfrage bis zum Er-

adloquīs . . . tuis. 20 *dolor*
iam non adeunda mihi. 9, 1
35 *praestita nam.* 66 *qua l*
27 *quodque.* 31 *quaeque.* 3
43 *haec si contigerint.* 46 a
8 *mea.* 16 *ad ista.* 20 *feret*
77 *crudelior omnibus.* 79 c
91—92 eingeklammert. 92
115 *vel astu.* 138 *sunt ibi.*
eingeklammert. 217 *de te.* 1
245 *libellos.* 277 *quosdam*
281 *mimi quam saepe.* 281
manus. 305 *erupit.* 306 *hi*
Gigantes. 339 *iuvenalia.* 34
373 *illi . . Briseidos.* 376
cui . . duas. 403 *quique.* 4
419 *salva.* 437—438 eingel
463 *non.* 479 + *ut mare*
est. 513 *utilur.* 522 *artifici*
III 1, 5—6 *haec . . nullis.* 1
57 *placere.* 58 *isdem et.* 6
23 *totiens nostri.* 3, 37—46
igne. 7—8 eingeklammert.
dicht (IVb) begonnen. 4b,
est. 55 *hos ortus.* 6, 8 *cogn*
klammert. 16 *claudent.* 30 *pu*
these. 7, 16—17 ohne Obe

adhuc oculis. 40 fuit. 51 cingetur. 67 fingendo . . remotis. 3, 19
 tamquam praesentis inhaeret. 23 non. 33 sim. 47 denique ut et.
 48 nunc . . . pudenda suo est. 57 proba. 70 pudor. 74 vadit. 77
 und 78 vacet. 83 + freta est. 84 area magna. 4, 4 nervis. 13
 enim est. 32 pars magnae. 35 non data. 53 quantaque. 58 adit.
 5, 18 fuisse pium. 20 veniat. 6, 9 extensis. 13 renovantis aratri.
 28 nunc. 40 accedunt. 48 Sic me . . movent. 7, 7 quotiens. 18
 Gigantes. 19 Gyan. 8, 21 Miles ubi. 27 vacuos. 40 meo est. 10, 5
 hic. 44 nocet . . . iuvat. 46 sodalitiū, quo. 57 iuvenalia. 85 restant.
 — V 1. 16 praemoneo: non est, scripta quod ista legat. 18 aptior,
 ingentium mite, Tibullus erit. 19 non nos. 23 numeros. 24 esse sui.
 44 illa ioco . . meo. 79 isto. 2, 33 traicerem. 59 videbam. 3, 24
 decolor. 42 clava. 50 + apponat. 4, 14 ut non . . dolenda. 23
 carior illi. 40 emaduisse. 5, 44 quis. 45 + moris. 6, 11 num-
 quam. 26 improba verba. 27 quin et pulsarit. 41 circumstant. 46
 neque in. 7, 20 iunctum. 21 heu! nunc, lusorum oblitus amorum.
 36 Capheream. 53 nemo est populo. 65 sic meque. 66 summo-
 veoque. 8, 5 placidumque. 9 a dignis. 10 quid. 11 risit. 17 venit.
 30 + cum . . . roganda petam. 9, 6 legor. 8 ferunt. 15 perhor-
 ruerit. 17 spectant. 37 lumen vitale. 10, 9 in nobis. 17 defenditur
 ipse. 11, 13 navis. 12, 19 quietum. 28 vacabit. 30 redire. 13, 6
 seu me non. 12 Remne . . . si mihi. 28 sermonem. 14, 5 pariter
 mecum. 12 Nil feret ad manes divitis umbra suos. 15 sola es. 18
 Indiciis. 28 demum est. 31 pretium . . . petium.

Sehr viele dieser Lesarten waren schon früher bekannt und in manchen Ausgaben rezipiert, manche sind aber auch ganz neu und sehr beachtenswert. Möchte der versprochene kritische Apparat, welcher uns über sie Klarheit bringen soll, bald erscheinen. — Äußerlich ist am Druck der Ausgabe auffallend, daß der Pentameter gegenüber dem Hexameter nicht eingerückt ist. Welchen Vorteil diese Neuerung haben soll, ist für mich nicht ersichtlich.

Merkels praefatio zu Ibis und Pontica sucht verschiedene Lücken und Interpolationen im Texte nachzuweisen (naiv ist das Geständnis p. X: die Interpolationen im Ibis seien wie die „vetustiora Metamorphoseon supplementa“ vom Echten „satis aegre“ zu unterscheiden!) und im Zusammenhange damit die Seitenzahl des Archetypus zu bestimmen. Von der Richtigkeit der gewonnenen Resultate ist Ref. ganz und gar nicht überzeugt, gesteht übrigens offen, daß ihm bei dem ungenießbaren Latein Merckels manche Einzelheiten der spitzfindigen Deduktion unverständlich geblieben sind. Der Text des Ibis und der Epp. ex P. ist an vielen Stellen verändert, meist verbessert¹⁾. Unter Merckels

¹⁾ Auch hier wird ein summarisches Verzeichnis der Stellen, wo neue Lesarten aufgenommen sind, manchen Lesern erwünscht sein. Den Wortlaut anzuschreiben gestattet der Raum nicht. Ibis 16. 27. 41—42. 96. 130—132. Von 133 an sind die Ziffern geändert. 135. 139. 140. 144.

aër 175 und Stellen w
facies nobilitate sua est
conueniens, quam expe
Die meisten aber sind v
Einfälle, welche Merkel
bringen, am allerwenigs

Die Orthographie i
durcheinander *inmemor*
und *tingere, arenas* und
und *collecta, complectar*

Druckfehler: Trist.

III 10, 47 l. *Inclusaequ*
XXXIII med. l. l 148.

11) P. Ovidi Nasonis Fa
Ponto, Halieutica
Otto Güthling. Li
(Rez. u. a. von R. Bo
Phil. WS. 1884 Nr. 4

Plan und äußere A
tagschen Sammlung sind

145. 169. 210. 221. 238. ;
380. 396. 407. 409. 418. 434
508. 512. 515. 525. 545. 556.
Ponto. I 41—44. 65—68. 2
30. 35. 53. 55. 73. 86. 92. 4,
12. 19—22. 57. 63—64. 8, 2;
91. 3, 15—16. 37. 96. 4, 7. ;
8 11 22

enthält Adnotatio critica, Text und Indices nominum. Wertvoll für den Philologen ist aus seinem Inhalte besonders die Adn. crit. zu den *Tristia*, da ein vollständiger kritischer Apparat zu diesem Werke noch nicht existiert. Ref. glaubt dies um so mehr betonen zu müssen, als über das Buch wohl allzuhart geurteilt worden ist. Es ist ja richtig, daß Gütblings Angaben nicht selten unvollständig sind, daß besonders aus seinem Schweigen nichts gefolgert werden darf. Aber da wir augenblicklich Besseres nicht haben, wird man bis auf Weiteres für das Gebotene dankbar sein müssen. Z. B. kann man sich jetzt über die Provenienz mancher Lesarten in Ehwalds Ausgabe der *Tristia* nur bei Gütbling Aufschluß holen. — Für die Konstituierung seines Textes standen dem Herausgeber im wesentlichen nur die bekannten Hilfsmittel zu Gebote. Auch in der Behandlung einzelner Stellen bezeichnet seine Kritik nicht eben einen großen Fortschritt. Das Lob einer brauchbaren, bequem eingerichteten Handausgabe darf dagegen dem Buche nicht vorenthalten werden. Über die Abweichungen von den übrigen gangbaren Texten giebt die Adn. crit. genügenden Aufschluß. Ref. verzeichnet daher nur die wenigen selbständigen Vermutungen Gütblings und die bisher ungedruckten Konjekturen, welche K. Schenkl dem Herausgeber zur Verfügung gestellt hatte. Zu den *fasti* macht Schenkl folgende Vorschläge: I 85—86 hinter 88, 241—242 hinter 244. 299 *vitisque*. 640 *qua* (f. *nunc*). — II 367 sq. „ex altera recensione profectos esse suspicatur C. Schenkl“. 683 *iam sacra verba* (im Texte). III 645 *denique*. „829 sq. post 834 transponendos esse censeo nisi forte statuendum hanc partem plane imperfectam ab Ovidio relictam esse“ Schenkl. IV 83 *agedum*. 131 sq. „meliozem locum habebunt post 128 verbis *vere monet* in *ver remonet* mutatis, sed videntur hi versus postea ab Ovidio adiecti esse“. 430 *floruerant* od. *florebant*. 441 *sumunt sine nomine*. 627 *set licet et fuerit*. 657 sq. „videntur adiecti esse a poeta opus retractante“. 851 sq. „fortasse hi vv. ab Ovidio profecti sunt, sed adumbrati tantum, non expoliti“. V 21 *quis iam* (im Texte). 162 *in canis*. 203 sq. „fortasse retinendi *vocula et* in v. 203 in *en* mutata.“ VI 403 *sacras*. 571 *id constat enim* (im Texte). 638 *privo*. 662 sq. „etiam in v. 661 inter *labor et tempusque* quaedam deesse videntur; unde conicere licet hanc partem imperfectam ab Ovidio relictam esse“. 739 sq. „maxime suspicionem movet v. 739 (cfr. 747), cui fortasse succurrere possis *petebat* in *petebas* mutato, si vero hi vv. ab interpolatore adiecti sunt, lacuna statuenda est post v. 738“. — *Tristia* I 1, 21 *teque ita da* Gütbl. 112 *ei, quia*. 2, 55 *aliquā aut*. 6, 33 „ante hunc v. quaedam excidisse videntur“. II 59 *una* Gütbl. 191 sq. post 196 transp. Schenkl. 231—232 *ut . . . imperii* in Parenthese, danach Komma im Text; 390 *Itym* Gütbl. (?). 397 *iam*. 479 *bella sequi* (Text). 481 *dein* (Text). III 1, 40 „*fores* praefendum videtur, cf. Calp. ecl.

6, 34 *qui me quod patio*
in Parenthese, nach *er*
. . . *referetur* (Text).
(Text). 93 *ex longo*. 1.
Halieut. 18 *vindex* (*sequi*). 55 *cumque sibi*
spissatque (Text). 108

12) *Joannes Andreas*
busque Ovidianis
n. 193 S.

Unstreitig ist ein
Ovids Gleichnisse ein a
Lob wird aber nur de
schöpfend behandelt. M
war hier nichts gethan;
klärenden Ausgaben. A
hietls wertvolle Dissert
G. v. Hartel gewidme
S. 3—4 ein Verzeichnis
und bespricht sodann d
Das Buch ist also nach
und ein Denkmal rühml
ganz geringe Nachträge
IV 722 auf VIII 416
werden, denn diese Stell
obachtung hervorge

treten an vollständig durchgeführt, obwohl sich hin und wieder wertvolle Ansätze (S. 61. 97—98. 101. 150) dazu finden. Damit hängt etwas anderes zusammen. Ich hege schwere Bedenken gegen die Vorstellungen des Verf.s von der Genesis vieler Gleichnisse bei Ovid. Er unterscheidet nirgends zwischen bewufster und unbewufster Imitation; er geht in Annahme der ersteren viel zu weit. Da die Untersuchung der Zwischenglieder häufig fehlt, so wird auch nirgends die Frage erörtert, welche Gleichnisse Gemeingut geworden sind und sich Heimatsrechte in der römischen Dichtersprache erworben haben. Ein deutscher Dichter, der einen Verfolgten schneller fliehen läßt als den flüchtigen Hirsch, der den Krieger sich auf den Feind stürzen läßt wie einen Löwen auf furchtsame Jäger, der eine Entfernung nach Schufweite bemißt, der den Helden mit einem mutigen Streiter vergleicht — der imitiert doch nicht die entsprechenden Stellen griechischer oder römischer Poeten. Er findet sie in der Dichtersprache fertig vor. Ein anderer schwacher Punkt in W.s Beweisführung ist die Negierung der zweifellosen Thatsache, daß Ov. sehr viele seiner Gleichnisse eigener Beobachtung der Natur oder des Menschenlebens verdankt. Wäre er sonst ein Dichter? Nicht selten liegt die Sache entschieden so, daß die Stelle, welche Ov. angeblich nachahmt, nur eine entfernte, zufällige Ähnlichkeit mit seinem Gleichnisse hat, noch öfter ist wenigstens die Möglichkeit selbständiger Erfindung nicht ausgeschlossen. So hat das Gleichnis *Metam. X 594*, welches wenn irgend eins den Stempel der Ursprünglichkeit trägt, mit den Versen *Catulls 64, 307* nichts gemein als die bei den römischen Dichtern so überaus gewöhnliche Zusammenstellung der Farbengegensätze. Wenn es bei *Horaz* heißt *Myrtale . . fretis acrior Hadriae*, bei *Ov. (Metam. 14, 711)* *saevior illa freto surgente cadentibus Haedis*, so meint W. der Letztere habe „*procul dubio*“ an jene Stelle gedacht. Und wenn *Ov.* vom verwandelten *Actaeon* sagt *similisque roganti Circumfert tacitos tamquam sua bracchia vultus*, so heißt es „*respexisse videtur Verg. Aen. VII 502*“ eine Stelle, die mit jener gar nichts zu thun hat. Während W. hier überall Entlehnung annimmt, ist er mit seltsamer Inkonzistenz geneigt, fast alle Gleichnisse „*quae apud Ovidium solum leguntur*“ (S. 167) als original anzusehen, obwohl doch unsere lückenhafte Kenntnis der antiken Litteratur hier keinen sicheren Schluss gestattet. Hier begegnen wir häufig Erwägungen wie „*hae imagines omnes nonne ipsae tamquam sponte sese obtulerunt poëtae*“, „*hanc imaginem Ov. facile ex vitae cotidianae usu repetere potuit*“, die wir im ersten Teile der Arbeit vermifsten. Übrigens hätte Verfasser auch hier im Aussprechen einer bestimmten Meinung vorsichtiger sein sollen. Er erklärt das Gleichnis *Met. VIII 213 sq.* für original. Dasselbe hat *Val. Flacc. VII 375* unzweifelhaft von *Ov.* entlehnt. Wie nun, wenn uns die Metamorphosen verloren wären? Das

Verhältnis 27 auf 4972
(S. 5—166) nehmen die
Gleichnisse ein. Auf S.
handelt. Sehr eingehend
Hier ist mit Glück der
tiani studiosissimum fui
textkritische Erörterunge
Vergil, Horaz, Tibull, Pr
krit kommt hier gelegen
lung erfährt die Episode
Wie Ovid sich hier das
und es kunstvoll noch
aber im einzelnen wird
W. Helbig's Aufsatz im e
nicht benutzt. Die Disse
G. R. Holland (Leipziger
erschieden. Innerhalb je
Verf. den Stoff so „ut in
res inanimatas transeat“.
vestigia in similitudinibu
obtinent Homerus, Lucret
suum convertit“ ist im a
Ovids Entlehnungen sind
verzeichnet (vielleicht hät
vorgehoben werden sollen
Neues. So ist das Gleich
aus Odys. ε 432 entlehn

non sic adpositis vincitur vitibus ulmus, ut tua sunt collo braccia nexa meo): „Apud alios et Graecos et Latinos poetas similia quaesivi exempla. At . . . apud neminem eandem usurpatam inveni imaginem nisi apud Catullum c. 61, 102 sq. quae imago non potuit non in Ovidii memoria inhaerescere quoniam ea ex Sapphus carmine, ut videtur profecta 62, 49 repetitur“. Das ist doch sehr dürftig. Zunächst hätte über das *maritare* im Anschlusse an V. Hehn, Kulturpfl. u. Haust. S. 59 u. f., Grimm Kl. Schr. II 366 f., Rohde, Gr. Roman S. 158 gehandelt werden sollen. Jene Sitte war den Griechen nicht fremd (vgl. *ἀναδεδραῖς*) es finden sich auch schwache Anklänge an jenes Bild (Hipponax frgmt. 34 Bergk: *συκὴν μέλαιναν ἀμπέλου κασιγνήτην*, vgl. Quint. Smyrn. XIV 175), aber allem Anschein nach kam das Gleichnis vollständig ausgeführt wie in Catulls Epithalamium nirgends bei den Griechen vor. Bei den Römern war es dagegen sehr früh beliebt; ist es doch in dem Ausdrucke *maritare*, dessen Bildlichkeit man gar nicht mehr empfand (Cato r. r. *arbores bene maritae sint* wird von Riese z. St. citiert), schon vollständig enthalten. Demnach ist gerade dieses mit schöner Detailmalerei ausgeschmückte Prunkstück in c. 62 ein neuer Beweis dafür, daß dies Gedicht nicht aus Sappho übersetzt ist. Es ist vielmehr ein spezifisch römisches Element (danach bedarf die Notiz von Riese in der Einl. zu 62 wenigstens einer Modifizierung). — Kritische Fragen werden gelegentlich behandelt auf S. 88 (die gewöhnlich athetierten 5 Verse hinter Metam. XII 434 sind vielleicht echt wegen Lucr. II 391 sq.), S. 159 die Verse 15—250 des Cydippebriefes sind auch darum angeblich unecht, weil die Gleichnisse 217—222 inhaltlich singular und formell wegen der unverbundenen Aneinanderreihung nicht ovidisch scheinen. (Aber es handelt sich hier doch mehr um die Frage: sind jene Verse antik oder nicht? Und für die Entscheidung derselben ist die an sich richtige Beobachtung des Verf.s irrelevant.) In den Text der citierten Stellen stillschweigend Konjekturen einzusetzen, die nur in eine Ausgabe aufgenommen und von ihren eigenen Vätern nicht mehr anerkannt werden, sollte Verf. doch lieber unterlassen! Cat. 62, 53 u. 55 ist *iuenci* zu lesen, nicht *bubulci*!). — Das Latein ist leidlich. Das mit Vorliebe gebrauchte *imagines se offerunt* ist ein Germanismus, *nullus dubito* etwas geziert; *e hominum vita* (S. 175) klingt nicht gut.

Die Arbeit ist ein Beitrag von dauerndem Werte zur Charakteristik des Dichters und sei als solcher empfohlen. —

Ein vollständiger Bericht über die Litteratur der Heroiden ist zwar an dieser Stelle nicht beabsichtigt, doch mag die Besprechung einiger wertvoller Publikationen dem Leser das rege Leben auf diesem Gebiete wenigstens andeuten:

und Birt publiziert. Die
Fragen: Sind die den Sc
(XV—XX bei Riese) Ovi
Sedlmayer, dagegen Dilt
teile XVI (XV) 39—142 u.
Handschriften und den alt
sind sie ein Produkt des
Birt, Peters, dagegen u.
der Heroiden, soweit sie
des Briefeinganges abwei
der skizzierten Untersuch
Observationes ad P. Ov
Peters. 1882) sind ange
des Kallimachus von Dil
Wort zur Sache nimmt.
Behauptung Ovids, er ha
Neues in die Litteratur
wörtlich gefasst werden d
an Lycotas bei Prop. V €
Pal. (V 9) mit dem chara
*ῥουφύτος τῆ' ἴμ
χαίρειν, εἰ χαίρει*
Auch der prosaische
lactus Simocatta (Hercher
Ende des saec. VI, ist an
Nach einigen Bemerkung
Situation, welche manche

ur“ (?). XIX 19 *cana* f. *cara* (schon von Francius vermutet). *utcumque est*. — Hierauf wendet sich D. zu den schon früher ihm behandelten Briefen des Acontius und der Cydippe XX u. XXI („recte enim negant veterem amorem robigine“! S. 16) und publiziert zunächst die von Hagen angefer-Kollation eines codex Bernensis (B) No. 477, geschrieben in XII, in saec. XIII durchkorrigiert. Nur wenige Lesarten — auch diese sind nicht singular — verdienen Beachtung: XX Sedlmayer) *pudor ora subit*. 35 *precantia verba*. 78 *sui* (is?). 204 *pudoris*. Auch hier liegt es jedoch nahe, an Inter-jection zu denken. Den Schlufs bilden Konjekturen zu einzelnen en. XX 6 *quo meus est ulla parte dolente dolor* i. e. a cor-isto, quod si ulla parte dolet dolor meus est. v. 22 *dicta bare*. v. 29 *te modo, compositis, si quid tamen egimus, a me* *xit verbis ingeniosus Amor* i. e. Amor astrinxit te verbis a tantum modo compositis non excogitatis (*componere verba* vidii usu dicendi = exarare verba). v. 61 *et decor et motus*. 3 *et mea quamvis*. 163 die Überlieferung *hic metuit mendax, et periura videri* ist zu halten (? Alle Ausgaben haben *vocari* : Angabe einer Variante). v. 170 Diltheys Bedenken erledigen durch W. Gilberts glänzende Emendation *terque für certe*. Gründe gegen die Echtheit des Schlufsdistichons (243—244) en verstärkt. Das in vielen codd. erhaltene Eingangsdistichon *de Cydippe despecti nomen Acontii Illius in pomo qui tibi verba* wird verdächtigt wegen *despecti*, was „haud congruit cum is, quae scribit“ (Wie so? Vgl. 77 sq., 93 sq. 236). An der heit d. h. dem antiken Ursprunge des ganzen Cydippebriefes D. entschieden fest. Dafs er in der Karolingerzeit gelesen , beweist ein Gedicht des Bischofs von Orléans Theodulf, einzelne Nachahmungen enthält. Aus einem Verse desselben bt sich, dafs XXI 237 mit Bentley zu lesen ist: *hoc deus, vates*. Der Schlufs des Briefes ist nach D. schwer verderbt. 241 ist eine Lücke, ebenso zwischen 242 u. 243. V. 97 sq. alten Spuren alter Gelehrsamkeit, die auf Kallimachus zurück v. 198 *oscula rara Admovet*. V. 229 mit Bentley zu lesen: *tamen aspicias velim* (? lies *vellem*), *quod et ipse rogabas, ias* sq.

Der Sapphobrief (Nr. XV in den älteren Ausgaben und bei nayer) ward seit langer Zeit (angeblich zuerst bei Raabe, pret. Odarii Sapphus in Venerem, Lipsiae, 1794) von den irten als unecht verworfen, so u. a. von Schneidewin, Lach-, Birt. Ja er ist sogar für das Fabrikat eines Italus des XV erklärt worden. Gegen die Echtheit wird geltend ge- die Überlieferung: der Brief findet sich in den ältesten besten Handschriften der Heroiden gar nicht. In den übrigen er nicht zu den Heroiden gerechnet, geht ihnen voran oder ihnen oder steht zwischen andern Schriften Ovids (z. B. den

sammlung gebildet ha
schriften aus saec. XI
Nr. XIV und XVI. Di
oder X und sind älter
Excerpte benutzend citi
196 zwischen Versen v
stützte sich also auf ein
(1629) der Sappho Plat
sehr früher Zeit durch
worden sein (ist er doc
briefe!), und wanderte
Unsern Sapphobrief kan
ganz sicher der Grammi
Worte „*this* *tertia* *dec*
Atthis, *huius Atthis* vel *A*
18. Die dagegen vorgel
Sapphobrief benutzte au
Zeit der Verfasser des e
einen Sapphobrief gesch
18 26. — Die Ausstellt
Metrik des Briefes mach
erledigen sich durch die
schlechten Handschriften
teren Text haben muß ;
Schneidewin behauptet A
amata lyram (i. e. Sappl
larata — per Sabini epis

versus amor figit lentissima Pyrrhae Pectora, Deucalion igne levatus abiit. Hanc legem locus ille tenet. „Similiter etiam Sappho postquam desiluit liberatur ipsa amore, qui lentissimum simul tangit Phaonis pectus; post saltum igitur votam Phoebo lyram datura est iam non amans, at vero amata, id quod testatur Sabiniana illa Phaonis epistula“. — Der schwerwiegendste und angeblich ganz allein entscheidende Grund gegen die Echtheit ist v. 138 *illuc mentis inops, ut quam furialis Erichtho attigit . . . feror.* Denn diese *furialis Erichtho* ist nach Lachmann (kl. Schr. S. 57) entlehnt aus dem sechsten Buche Lucans (505 sq.). Dagegen fragte schon Comparetti: Wie konnte Ovid oder irgend einer seiner Nachahmer eine thessalische Hexe aus Pompeius' Zeit mit der Sappho zusammenbringen? Übrigens hat Lucans Erichtho mit dem im Briefe bezeichneten furienhaften Wesen gar nichts gemeinsam: sie belebt einen Toten und zwingt ihn Rede zu stehen, aber in Wahnsinn und Raserei versetzt sie nicht. Hier müßte vielmehr der Name Erichtho eine Erinye bezeichnen: darauf weist ja auch die Form hin. Und die Beschränkung der Erinyen auf die bekannte Dreizahl erscheint ja nicht vor Euripides. Da also die Erichtho des Briefes mit der Hexe bei Lucan nichts zu thun hat, da der Name übrigens auch schon viel früher vorkommt (auf einer sehr alten Schale), so fällt jene Argumentation Lachmanns. Beachtenswert ist ferner nach de Vries, daß die La. *Erichtho* keineswegs sicher. Der älteste und beste cod. Francofurtanus hat *Enyo*, andere *Enio*, *Eritho*, *Ericio*. So steht Martial VI 32, 1 *Eripo* statt des sicheren *Enyo* u. s. w.

Manche Einzelheiten aus dem Inhalte des Briefes sind uns sonsther ganz unbekannt, so die Sage von Deucalion und Pyrrhas Liebe und des ersteren Sprung vom Felsen Leucate, die Notiz, daß Sappho mit 6 Jahren den Tod ihres Vaters beklagt habe u. a. Alles dies ist eher auf den in der alexandrinischen Poesie so bewanderten Ovid als auf einen Nachahmer zurückzuführen. Echt alexandrinisch ist auch das Auftreten der Najade v. 162 ff. Die gegen Sprache und Metrik des Briefes vorgebrachten Bedenken werden im Kommentare zu den fraglichen Stellen besprochen und als unbegründet erwiesen. Nur 2 Stellen bleiben angeblich anstößig. Der Pentameter v. 40 *nulla futura tua est, nulla futura tua est* ist ohne Beispiel und daher verderbt. Vielleicht ist mit geringeren Handschriften statt des zweiten *nulla* zu lesen *ulla* und am Schlusse ein Fragezeichen zu setzen. Ebenso ist nicht zu dulden die Elision einer Silbe auf *-m* in der zweiten Hälfte des Pentameters wie 96 *non ut ames oro, verum ut amare sinas.* Jedoch die zahlreichen Varianten der Handschriften deuten auf eine alte Korruptel. So empfiehlt sich Baehrens' Konj.: *nos sed amare sinas.*

Es sind ja nicht alle Einzelheiten der skizzierten Untersuchung überzeugend (so läßt das Verhältnis zwischen dem epic. Drusi

verdammt. Er ist in
man ihn in Verbindung
nisi quae facie poterit
Verses ist ohne Beispie
denken, wenn es sich
Verstofs gegen subtile
weisen, den man einer
sehen wir ein beabsic
geführtes Kunststück, d
forderte. Und nun ko
müsse denselben Witz
es keiner! Die alten k
um Stoff zu Parallelstei
in Rückertschen Versen
gelten dürfen? Wunde
Noch immer nicht voll
Erichtho. Nach de Vries'
unsicher. Ein Schreibfe
hergestellt werden. So
doch nicht des poeta,
Francofurtanus, der be
hohen Wert de Vries
De Vries schlägt denn a
dem Resultat „cum tan
apud scriptores antiquos
relinquere tutius videtur
gerade ist *furialis* geford

heinung (161), als wenn Erinys oder Ähnliches dastände? Ist dies von den Furien ist Sappho gehetzt, sondern verzückt wie eine Mänade (*in collo crine iacente feror*). —

Nicht minder wertvoll ist der sonstige Inhalt des Buches: Praefatio mit Verzeichnis und Beschreibung der langen Reihe ältester Handschriften, der Text des Briefes mit sehr reichem kritischen Apparate, der nur leider gar nicht übersichtlich ist, und ein Kommentar, der sowohl von der Gelehrsamkeit als dem gesunden Urteile des Verfs. ein rühmliches Zeugnis ab-

Text und Kommentar stehen bisweilen im Widerspruche, z. B. 33, 53, 157, 166, 211. Unter den eigenen Konjekturen des Verfs. seien erwähnt v. 7 *flendus amor meus est elegis: hoc le carmen*. 63 *arsit mox*. 198 *aequaevae*. 213 *amanti, Auramque cursum* (aber *auram* und *cursum* steht doch zu *orta mari* in dieser Beziehung), 113 *postquam se torpor minuit* (nicht gut). Gute treffende Bemerkungen im Kommentare sind nicht selten (vergl. 9, 169—170, 201 u. a.). Bemerkenswert ist der in den allerersten Fällen gelungene, fortlaufende Nachweis, daß der Sprachgebrauch und Ideenkreis des Briefes fast durchweg mit Ovid und den übrigen augusteischen Dichtern übereinstimmt. Manches sich nachtragen. 14 *vacuae carmina mentis opus* cf. Trist. 2, 4 *carmina laetum sunt opus et pacem montis habere volunt*.

I 1, 41 *carmina . . otia quaerunt*. 23—24 zu den citierten; eben gehört noch Metam. XIV 643 ff. 27 vergl. Heroid XX 31. *oscula rapta dabis* vgl. Zingerle, kl. Phil. Abh. III 31. 102 *timui quod dolitura fui* vgl. Metam. XI 425 *tantumque dolebo, metuam*. 121 *non veniunt in idem pudor atque amor* vgl. Metam. II 846 *non bene conveniunt nec in una sede morantur stas et amor*. 157 vgl. Metam. IV 354—355. 165 vgl. Metam. XV 842. —

Die Litteratur über die Chronologie der letzten Lebenszeit des Ovid und der in ihr verfaßten Briefe, sowie über die Personen der Adressaten ist noch immer im Anschwellen, ohne daß die wichtigsten einschlägigen Fragen zum Abschlusse gebracht wären.

Gust. Graeber, Untersuchungen über Ovids Briefe aus der Verbannung. II. Teil. Elberfeld. 1884. 14 S. 4.

G. Wartenberg, Quaestiones Ovidianae, quibus agitur de Tristium, Ibis, Epistularumque, quae „ex Ponto“ inscribuntur, temporibus. 1884. 213 S. 8. Diss. inaug. Berol.

Graeber hatte im I. Teile seiner Arbeit (Quaestiones Ovidianae, pars prior, Elberfeld 1881; vergl. Jahresh. IX 259) die Adressaten nach ihrer Stellung zum Dichter in fautores und discipulos eingeteilt und zunächst über erstere gehandelt. Nunmehr ist der sodales Gegenstand seiner Untersuchung. Zu ihnen gehören Atticus ex P. II 4 u. 7 (vgl. Amor. I 9). Alle Versuche, seine Persönlichkeit zu fixieren, sind mißlungen. Ebenso

Adressaten den Brutus
handelt haben, ist G.
in seinen Aufstellungen
selbst zu (S. 8): „Es li
vom höchsten bis zum
scharfer Schnitt zwisc
läßt sich nicht mache
genügend beachtet. N
ja die Nüancen im To
Intimität der Freunde
die Fixierung der *vix*
nicht gelungen. Durc
dafs der Ausdruck nur

Wartenberg we
der Gründe, die uns z
des berühmten Redner
nologischen Bestimmun
kunft in Tomi (S. 13—
9 verbannt, passierte d
11. 3 *me gelido tremere*
Hadria vidit aquis) un
reisend, nach kaum 4
nahme eines längeren At
„Hiemali igitur etiam t
Februario eum Tomos
gisches über die Tristi
dubitari, quin Tristium

ling des J. 10 und den des J. 11. IV 7 ist geschrieben, „cum iam tertiae exilii hiemis 11—12 Idus Februariæ adessent“. Das ganze Buch bezieht sich auf die Zeit bis zum Schlusse des Winters des J. 11—12. Die Gedichte von lib. V behandeln wegen 13, 5 ff. nur die Zeit bis zum Anfang des Winters des J. 12—13. — Die 3 ersten Bücher der Briefe ex Ponto sind zusammen ediert und bilden ein Ganzes. Die einzelnen Gedichte sind schwerer zu bestimmen als in den Tristien (*sine ordine nunci* III 9, 53. S. 67). Der Triumph des Tiberius ist von Schulz richtig in d. J. 13 gesetzt worden, daraus sind 6 Episteln sicher zu datieren. Von den Briefen an Graecinus I 6, II 6 ist der erstere im Beginn von Ovids Aufenthalt in Tomi geschrieben. Liber IV ist (so mit Graeber) nach Ovids Tode von einem Freunde in Rom gesammelt und herausgegeben. Über die Briefe an Severus IV 2 u. I 8 wird S. 94—107 gehandelt. In IV 2 ist wahrscheinlich angedeutet der von Quintilian und Seneca genannte Dichter Cornelius Severus, mutmaßlich Verfasser eines *bellum Siculum*. An ihn ist auch I 8 gerichtet. VI 2 ist früher verfaßt. — Das Ged. Ibis ist vor Augustus' Tode (v. 23 sq.) nach Abfassung von ep. IV 14 geschrieben. — Die fleißige und sorgfältige Arbeit ist durchaus lesenswert. Aber von neuen und zugleich sicheren Resultaten darf man nicht viel erwarten. Namentlich die Hypothese über Ovids Reise nach Tomi stößt auf die größten Bedenken, deren Erörterung hier zu weit führen würde. Zur vollen Klarheit über den Verlauf der Reise werden wir vielleicht nie kommen, so wenig wie über den Grund der Verbannung, weil Ovid meines Erachtens in beiden Fällen absichtlich etwas verschweigt. Hielt er sich, um den unsäglichen Gefahren und Mühsalen der Winterreise, von denen er gleich nach seiner Abreise nur zu deutliche Proben erhielt, zu entgehen, wirklich an einem Orte (etwa in Korinth, Athen) längere Zeit auf und reiste überhaupt dem verhafsten Orte nur langsam und widerwillig entgegen, so wird er sich sehr gehütet haben, das in denjenigen Briefen zu erwähnen, die zur Publikation bestimmt waren. — Druckfehler sind leider sehr zahlreich. Einige wunderliche Versehen wie *persuademur* (S. 8 99) und dafs auf Seite 59 über die Lesarten Bemerkte (*iurare*, aber *iüvare!*) konnten leicht vermieden werden.

17) Beiträge vermischten Inhaltes.

Auch hier verweise ich, um Wiederholungen zu vermeiden, auf R. Ewald a. a. O. p. 191 sq.

Von H. Krafferts Vorschlägen (Beiträge zur Kritik und Erklärung lateinischer Autoren. III. Aurich. 1883) erwähne ich nur das die Metamorphosen Betreffende. I 171: der Satz *plebs—locis* als Parenthese. II 128 *labor est inhibere volantes*. VIII 184 *tractusque*. 206—8 Interpolation. 714 *loquique Inciperent casus*

mineo celeres dissipat

In den N. Jahrh
noch einmal die sch
Ovids Verbannung. D
er von Italien abreist
haben; er muß also,
war, schon im Winte
Tomi unterwegs gewe
ist als das Datum der
Dezember des J. 8 bi
auf der Reise nach To
verlebter Winter der d
quaestt. Ov. I S. 1 sq

In seinen *Conie*
teidigt und erklärt U.
lieferte *La fabricaverat*
will durch dies Beiwor
nossen des berühmten
Schild gefertigt hatte.
und seine Anhänger
an, denselben, der au
hielten den Tychius für
lydischen Stadt Hyla (l
dem Aristarch („produ
dicat“). Doch irrte Ar
Boeotiae fabricae“!):
mußten die Waffen kor

bd. 39 ff. ist zu lesen: *Sive tamen Graeca scierit, sive ille Latina voce loqui (certe gratior huius erit): (43) quisquis is est sq. 1—42 sind hinter 36 zu stellen. — —*

Eine Besprechung erfordern noch einige Anthologien, deren Stoff ganz oder teilweise aus Ovids Gedichten entnommen ist, und verwandte Schriften.

Neu erschienen sind:

- 3) *P. Ovidi Nasonis carmina selecta. Scholarum in usum edidit Henricus Stephanus Sedlmayer. Praga, Tempsky. Lipsiae, Freytag. 1883. XVIII u. 139 S. 48 Kr. = 80 Pf. — Dazu gehört:*
- 1) *Schulwörterbuch zu H. St. Sedlmayers P. Ovidi Nasonis carmina selecta. Von Hugo Jurenka. Mit vielen in den Text gedruckten Figuren. Leipzig, Freytag. Prag, Tempsky. 1885. VI u. 250 S. M. 1,60.*
- 2) *Anthologie aus römischen Dichtern mit Ausschluss von Vergil und Horaz. Zum Gebrauch im Gymnasial-Unterricht. Von Hermann Bender. Tübingen. Laupp, 1884. Rez. u. a. von K. P. Schulze, Berl. Phil. Wochenschrift 1884 Nr. 44, von R. Steig, Wochenschr. f. klass. Phil. II Sp. 589, von K. Jacoby, Phil. Rundschau V Nr. 23).*
- 3) *Anthologie aus römischen Dichtern für die obersten Klassen der Realgymnasien und ähnlicher Anstalten zusammengestellt von O. Mann. Leipzig, B. G. Teubner, 1883. VIII u. 124 S. (Rez. von K. P. Schulze, Wochenschr. f. kl. Phil. I Nr. 3).*
- 4) *Ausgewählte Gedichte des P. Ovidius Naso mit Erläuterungen für den Schulgebrauch von Hermann Günther. Leipzig, B. G. Teubner, 1885. XVI u. 128 S. 8.*
- 5) *Präparation zu Ovids Metamorphosen. Zur ersten Einführung in die lateinische Dichterlektüre. Von F. und J. Ranke. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt, 1885. 32 S. 0,5 M.*

Sedlmayers *carmina selecta* enthalten 36 Abschnitte aus den Metamorphosen, 18 aus den *fasti*, 10 aus den *Tristia*, 2 aus den *epistulae ex Ponto*. Dem Texte voran gehen: 1) *Praefatio*, 2) *Varietas lectionum*, 3) *De P. Ovidi vita et scriptis*, 4) *Index terminum*. Die Auswahl ist angemessen; nur sind die Proben epischen Maßes etwas dürftig, da manche Stücke der *fasti*, als wenig anziehend für den Schüler, beim praktischen Gebrauche wegschaffen werden. Erklärende Anmerkungen sind nicht gegeben. Das Buch wird sich gewiss recht wohl gebrauchen lassen, dass es aber eine sehr merkbare Lücke ausfüllt, glaubt Ref., der seine im übrigen ablehnende Haltung gegen Anthologien an anderer Stelle öfters berichtet hat, motivieren will, nicht. — In der Konstituierung des Textes schließt sich der Herausgeber an Korn (*Metamorphosen* und *Epistulae ex Ponto*) und an Riese (*Fasti* und *Tristia*) an. Doch zeigt er, wie das bei einem so bewährten Ovidforscher nicht anders zu erwarten war, überall selbständiges Urteil. Freilich die beiden eigenen Konjekturen, welche S. in den Text setzt, sind entschieden unrichtig. Er schreibt *Metam. VII 576 locus est in crimine. multos*. Aber die überlieferte *La. locus est in*

Es handelt sich aber um
merkt S. zu XIII 189 *in*
hanc. — Wo S. in den
sich entweder an Peter a
mann auf. Meist darf m
Tristien entsprechen nich
Kritik. In vielen Fällen w
gehalten, einige Male fan
nahme.

Am Eingange der E
der Verständlichkeit einzi
auch wohl zwei Verse in
unleugbarem Geschick ges
orientierende Einleitungen
überflüssig und greifen de
Texte der einzelnen Stück
besonders Auslassungen.
sehr breite Ausmalungen
offenbar durch keusche Be
weit, wie ich es nie für mö
116—117 doch nur ein k
Klippe zu umschiffen! *De*
summa tenus exstitit alvo
geht doch zu weit! In *Me*
uteri ja nicht vor Augen ko
'Mutterleib' oder 'Schofs' v
Da Sedlmayers Auswa

assung der einzelnen Artikel, geschickte Ableitung der speziellen Bedeutung sind rühmend hervorzuheben. Sachliche Unrichtigkeiten von Bedeutung sind mir nicht aufgefallen, aber auch nicht Ergebnisse eigener Studien des Verf.s, die in der Vorrede vermissen sind. Die Möglichkeit, das mir etwas entgangen, stelle ich nicht in Abrede. Manche Übersetzungen sind überflüssig, wie *Diomede remoto* ohne den D.“ Überflüssig sind auch die meisten der beigegebenen Reproduktionen antiker Bildwerke. Denn weder tragen sie zur Erklärung der betreffenden Stellen bei, noch erweitern sie die Anschauung des Schülers. Manche Abbildungen (die Befreiung der Andromeda, die Winde u. a.) werden geradezu in Heiterkeit herausfordern.

Benders Anthologie enthält nach einer kurzen Einleitung Probestücke aus Ennius, Lucilius, Lucretius, Catullus, Tibullus, Propertius, Ovidius, Lucanus, Statius, Martialis, Juvenalis, Ausonius, Silius Namatianus. Dieses Inhaltsverzeichnis deutet schon den Hauptmangel des Buches an: Zersplitterung des Stoffes, wo Konzentration besonders not thut. Der wohlmeinende Herausgeber ist entschieden auf einen Irrweg geraten, wenn er der Ansicht ist, der Schüler müsse von allen römischen Dichtern, deren Namen er vielleicht einmal hört (vielleicht auch nicht!), etwas lesen haben. Lucilius, Statius u. a. werden ihm leere Namen bleiben, auch wenn er ein paar Verse von ihnen gelesen hat. Er sollte wirklich der eben angeführte Grundsatz je allgemeine Gültigkeit erlangen — um Gotteswillen, welche Perspektive nicht nur für unsere Schüler!! Übrigens enthalten (nämlich von Cat. Tib. Prop. Ov. abgesehen) die mitgeteilten Proben wenig, was den Primaner ansprechen wird. Die Verse aus Lucius werden ihm, der nur ästhetisch urteilt, nach Form und Inhalt schauerhaft vorkommen. Mit einigen Epigrammen Martialis könnte man wohl einen Versuch machen, alles andere ist Ballast. Trotz dieses Mangels ist das Buch keineswegs unbrauchbar. Denn da Catull mit 18 (allerdings nur kurzen und einseitig ausgewählten), Tibull mit 8, Propertius mit 17, Ovid mit 13 Stücken vertreten ist, wird sich Stoffmangel beim Schulgebrauche nicht so fühlbar machen. Dafs der Herausgeber auf eine selbständige Institution des Textes verzichtet, sich „an die üblichsten, meist publizierten Ausgaben gehalten und nur wenige Änderungen an gebracht hat“, mag ich nicht, wie dies von anderer Seite geheißen ist, tadeln. Nur hätten diese „üblichsten Ausgaben“, wie die „wenigen Änderungen“ namhaft gemacht werden müssen. Ihlimm aber und fast in stande mein Wohlwollen für das Buch erschüttern sind die „ändern Lesarten“, welche öfters in den Bemerkungen empfohlen werden. Hr. B. bringt offenbar für das Studium der römischen Poesie sowohl ein warmes und für ihre Schönheiten empfängliches Herz, wie Geschmack mit, aber er ist nichts weniger als ein Kritiker — und weifs das leider nicht,

weißt nicht, daß gute Konjekturen machen, eins der schwersten Dinge auf der Welt ist! Seine Vermutungen sind sämtlich weder nötig noch möglich, zum Teil sehr unüberlegt. So bemerkt er zu Iuv. 4, 57 *iam quartanam sperantibus aegris*: „Vielleicht ist zu lesen *spernentibus* oder *ponentibus*“ und denkt nicht an Cic. fam. XVI 11, 1. Martial X 77, 2 u. a. Nebenbei sind derartige Anmerkungen in einem für Schüler bestimmten Kommentare auch pädagogisch verwerflich. Zu Prop. Nr. 11, 6 heißt es gar: „Wäre für *pressum* nicht zu lesen *deorsum*?“ Wer soll denn die Frage beantworten? — Sonst ist der knapp gehaltene, nur die Bedürfnisse des Schülers berücksichtigende Kommentar entschieden brauchbar und hat vor den bisweilen zu ausführlichen Anmerkungen von Schulze und Jacoby den Vorzug der Kürze. Gleichwohl werden sich für eine neue Auflage hin und wieder Erweiterungen empfehlen, um den Schüler nicht am Erfolge verzweifeln zu lassen. Zu Juven. 3, 14 (17) *Judaeis, quorum copiosus foenumque* (sic) *supellex* wird bemerkt; „diese jüdische Bevölkerung bestand aus armen Trödlern und Bettlern“. Aber damit ist gar nichts gesagt; s. Rönisch, N. Jahrb. 1881 S. 692. Sachlich Unrichtiges ist mir selten aufgefallen. Nach der Einleitung zu Tibull scheint es, als halte B. diesen Dichter noch für identisch mit dem albernen Verfasser des Panegyricus Messallae. In Prop. Nr. 10, 53 ist *Circaeo gramine* total mißverstanden, wie der Zusammenhang (namentlich v. 57) zeigt: *gramine* heißt nicht „Rohrstab“ sondern „Zauberkräuter“. In der Einl. zu Ovid heißt es: „Eine Tochter, Perilla, war auch Dichterin (vgl. zu Ovid Nr. 11, 75). Glaubt B. noch, die Perilla in Trist. III 8 sei Ovids Tochter? Ganz verunglückt ist die Anm. zu Ovid Nr. 5, 23 *heroidas*: „*heroides*, welche Ovid in seinen Epistulae feiert, fingierte Liebesbriefe heroischer Frauen“. — Unbedingte Empfehlung wird das Buch erst verdienen, wenn es eine gründliche Revision in der angedeuteten Richtung erfahren hat. Die Ausstattung ist gut. Für eine neue Auflage wären genauere Seitenüberschriften und im Kommentare kursiv gedruckte Lemmata wünschenswert. Von Druckfehlern im Texte ist mir einer als recht fatal erschienen. Tibull Nr. 3, 31. *Aquitanas* (für *Aquitanius*).

Das Büchlein von Mann ist, wie der Titel besagt, speziell für Realgymnasien bestimmt, auf denen nach einer Ministerialverfügung außer der Aeneide auch andere, besonders lyrische Gedichte gelesen und die Schüler mit den wichtigsten Strophenformen bekannt gemacht werden. Die Auswahl scheint zweckentsprechend. Metrisches (Trimeter iambicus illustriert durch sechs Fabeln des Phaedrus), Proben aus Catull, Tibull, Propertius, Vergil (Buc. u. Georg., Schild des Aeneas), Ovid und Horaz bilden den Inhalt. Etwa die Hälfte des Buches kommt auf Horaz. Besonders reichlich ist die Auswahl aus den Oden, die (nach Gebhard) stofflich geordnet sind: „Der Dichter und sein Beruf“, „Der Dichter als

Patriot“, „Lieder der Freundschaft, der Liebe und Freude“. Als Anhang folgen kurze *vitae poetarum*, zwei mittelalterliche Hymnen (*salve caput cruentatum* und *dies irae*) und ein erklärendes Register der Eigennamen. — Verf. bemerkt in der Vorrede, es seien „einfach die Texte der Teubnerschen Ausgaben benutzt“. Diese Angabe genügt in so allgemeiner Fassung nicht, ist auch keineswegs ganz richtig. Weder L. Müller noch Baehrens lesen in Catull 31, 3 *tuetque*, 101, 3 *munere amoris*; 64, 263 *Multi . . raucisono . . bombo* (!). Auch sonst fehlt es nicht an Mängeln. Dafs noch immer von „Sextus Aurelius Propertius“ die Rede ist, kann den Leser geradezu nervös machen. P. Ovidius Naso . . . „Freund des Augustus“! Nun die Freundschaft war mindestens sehr einseitig! Ref. hält das ungünstige Urteil von K. P. Schulze (a. a. O.) für zutreffend: die Sammlung zeugt nicht von genügender Sachkenntnis des Herausgebers.

II. Günther hat seine Auswahl zunächst für die oberen Klassen der sächsischen Volksschullehrerseminarien bestimmt. Auf „Einleitende Bemerkungen über Ovids Leben und Dichtungen“ folgen 45 Lesestücke, aus sämtlichen Hauptwerken des Dichters entnommen (die Metamorphosen sind darunter mit 13 Nummern vertreten). Der Text ist durchweg der Mergelsche. Doch sind einige Stellen frei umgestaltet. So lautet I 747

Iris Niliacis colitur celeberrima templis.

Qua genetrice Epaphus magni de semine natus

Creditur esse Jovis u. s. w.

Ganz originellen Charakter tragen die Erläuterungen. Der Hsgb. hat nämlich „dem üblichen Verfahren der Erläuterung, wonach eine Vielzahl einzelner Anmerkungen der Erklärung schwieriger Stellen gewidmet wird, . . . die Erklärung der Lesestücke durch zusammenhängende Wiedergabe ihres Gedankeninhaltes vorgezogen“. Es befinden sich also am Kopfe der meisten Stücke (gegen Ende des Buches hören die Erläuterungen ganz auf) sehr ausführliche Paraphrasen des Inhalts, die stellenweise geradezu den Charakter einer Übersetzung annehmen. So lauten II 171—181 folgendermaßen: „da schwitzten zum ersten Male die frostigen Trionen; gern wären sie in den Ocean getaucht, wäre er ihnen, den niemals untergehenden, nicht verschlossen. Auch die sonst vor Kälte starre und daher ungefährliche Schlange nahm von der Glut einen nie an ihr wahrgenommenen Grimm an. Auch Bootes der Fuhrmann, der neben dem Wagen hergeht und ihn erst spät nachts zu verlassen pflegt, wich bestürzt von dannen. Der Anblick der unermesslichen Tiefe unter seinen Füfsen machte Phaëthon schaudern. Nacht ward's ihm vor den Augen bei all dem Lichte um ihn her“. Ref. kann diese Neuerung nicht für nachahmenswert halten. Wenn der Schüler diese Inhaltsangabe vor der Präparation liest (und das soll er doch), so hat die anmutige Fabel selbst für ihn jedes sachliche Interesse

senner voraussichtlich
deutung an der gerade
werden übersetzt. Am
schwierigere Konstrukti
Neue Auflagen sin

- 24) Römische Elegike
Ovid. Für den Sch
Zweite Auflage. Be
S. 8. (Rez. u. a.
Nr. 50 u. 51, von
A. Otto Z. f. G. W.
- 25) P. Ovidii Nasonis
zum Schulgebrauche
Dritte verbesserte
188 S. 8.
- 26) P. Ovidii Nasonis
brauch von J. Meus
Paderborn und Müns

Über die erste Auf
S. 354.—362 ausführli

1) Die Präparation von
aus: sero sēvi, satum, 3. =
der Beschützer, Bestrafer, I
āeis = drohend (minari).
supplex, icis = flehend (sup)
das Gewühl, die Menge (tu)
prima (prädik. Best.) sata e.
— *fixo aere* — in aere fixe
2) Nicht zugegangen sin

laher über die zweite kurz fassen, zumal da dieselbe schon mehrere . T. sehr eingehende und sachlich wertvolle Beurteilungen erfahren hat. — Sowohl Text wie Anmerkungen sind wesentlich verändert, und zwar zu ihrem Vorteil. Gleich der Titel hat jetzt den Zusatz „und Ovids“ erhalten, d. h. es sind neu aufgenommen 19 Elegieen Ovids (aus Am. Trist. ex P.). Auch die Stücke aus Catull und Tibull sind etwas vermehrt: von ersterem ist z. B. c. 62 neu aufgenommen, von letzterem IV 6. Dagegen sind nun weggeblieben die in der ersten Auflage mit „Origines Romae“ bezeichneten Gedichte des Propertius (außer IV 5) und einige andere, endlich drei Elegieen des Lygdamus. Trotzdem ist der Umfang des Buches von 194 auf 250 Seiten angeschwollen. Unzweifelhaft ist durch diese Neuerungen die Auswahl erheblich besser geworden. Ein gewisses Mißverhältnis in der Stoffverteilung besteht freilich noch immer: noch immer sind von 250 Seiten 100 dem Propertius gewidmet, dem für die Schule sicherlich ungeeignetsten Dichter. Darum läßt jedoch Ref. nochmalige stoffliche Änderungen bei einer neuen Auflage selber nicht für rätlich. Eine gewisse Stabilität ist nötig, um künftig den Schulgebrauch verschiedener Auflagen nebeneinander zu ermöglichen; bei der ersten und zweiten Auflage wird dies Nebeneinander kaum angehen. Einen kritischen Anhang hat Verf. auch diesmal nicht hinzugefügt, um Raum zu sparen. Jedoch wer sich mit den Elegikern näher beschäftigt hat und kritische Ausgaben derselben besitzt, wird einigermaßen entschädigt durch die den Schluß der Sammlung bildende Angabe der Abweichungen vom Haupt-Vahlen und Rieses Ovidausgaben. Die Konstituierung des Textes befriedigt im ganzen. Einiges, was Ref. früher bekämpfte, findet sich auch hier wieder, anderes nicht. Auffallend ist, daß in Catull 64, 149 das von Suefs vorgeschlagene, von Wölfflin empfohlene *turbine tecti* (für *leti*) jetzt in den Text genommen ist. Dieses *tecti* steht zu den vorangehenden Worten des höchsten Pathos, steht zu *eripui* in einem Mißverhältnisse, das beim Lesen förmlich weh thut. Sowohl Riese wie Baehrens sprechen richtig über *leti*. Auch die Analogie erweist dasselbe als richtig. Ich vergleiche Ausdrücke wie *vertice amoris* 38, 107; *scribendi aequor* Prop. IV 9, 3: *violento turbine saepe correptus nilo fertur minus ad vada leti* Lucr. V 1231. Auf weitere Erörterung von Einzelheiten, wozu es an Gelegenheit nicht fehlt, verzichtet Ref. — — Für die Verbesserung des Kommentars standen dem Verf. außer zahlreichen Monographien, die er in der Vorrede verzeichnet, die Rezensionen zu Gebote, welche sich mit der ersten Auflage seines Buches sowie mit der Anthologie von Jacoby beschäftigten und eine ganze Reihe wertvoller Nachträge enthielten¹⁾. Dies ganze Material hat er, im einzelnen nicht immer

¹⁾ Ref. konstatiert nicht ohne einige Genugthuung, daß fast alle seine zahlreichen Ausstellungen an der ersten Auflage vom Verf. berücksichtigt und somit als begründet anerkannt worden sind.

zusammen was aus . . . is
Rätsel werden gelöst, Frag
besser weg. Cat. Nr. II
natürlich das letztere“. L
Schüler wohl zugemutet w
velle“ muſs fort. Was :
Αἰγέως, der Vater des The
Aegeus ist, spricht ja der
ziemlich jeder Sekundanz
Callim. Cer. 75 mit ἰ vorl
— Ibd. 156 die Ann. mu
verführen, daſs im Texte
Verf. dachte wohl an 60, :
überflüssig. — Tib. I 1, 46
t. s. abl. qual. zu *dominam*
Ich halte *sinu* für den Al
2, 73 *te . . teneris retineri*
Ich denke *erit*, nämli. *telis*
von *Nile pater* ist weder :
incultis pedibus. Die Erklä
und soll anscheinend durch
früher citiert hatte, um ei
Zu der Interpretation des
darf jetzt neben Jacobys
werden. Druckfehler sind

Da die früheren Auflag
und Schmidt an dieser S
habe ich hier einige Notiz

Fasten sich findet . . . Auch der Kommentar erfuhr an manchen Stellen Verbesserungen resp. Erweiterungen“. — Das Büchlein hält sich von gröberem Versehen frei und kann einen wenn auch beschränkten Nutzen bringen. Doch muß bemerkt werden, daß von einer wirklichen Erklärung der Textworte nicht die Rede sein kann. Wenn es zu *thalamos* lakonisch heißt „Ehe“, so ist das Verständnis des Ausdruckes gar nicht gefördert u. s. w. Zu Nr. 23, 39 wird wunderlich bemerkt: „*Telemus*] ein Augur“.

Über die zweite Auflage von Meusers Auswahl ist Jahresh. VII S. 345 u. f. berichtet worden. In der dritten ist zunächst von dem neuen Bearbeiter der Text mehrfach geändert, meist im Anschlusse an Korns kritische Ausgabe von 1880. Die meisten dieser Änderungen sind als Verbesserungen zu bezeichnen. Einige Male wäre die alte Lesart besser beibehalten worden, so III 597 *Chiae*, V 460 *colori*, II 215 *gentes* u. a. Eine Übersicht der neu aufgenommenen Lesarten ist vor dem Texte gegeben. — Die Anmerkungen sind durchgesehen. Es ist manches Neue hinzugekommen (bes. im Anfange), manche Mängel gebessert. Vgl. zu I 2, 3, 13, 19, 56, 62, 64, 66, 88 u. a. (Von sehr problematischem Werte sind die neuen Anm. zu 8 u. 21.) Manches ist mit Recht gestrichen (zu I 26, 43; III 518 u. a.). Aber die Revision hätte gründlicher sein können. Die im Jahresh. a. a. O. monierten Mängel sind nicht alle korrigiert. Und Einl. S. 2 kehrt der häßliche Druckfehler *Boream egeledumque Notum* (für *Borean*) wieder. Die Anm. zu I 237 ist in dieser Form unhaltbar, die zu VIII 190 nach Form und Inhalt verunglückt. — Da der Charakter des Buches nicht wesentlich verändert ist, kann Ref. auch sein früher über dasselbe ausgesprochenes Urteil noch nicht ganz zurück nehmen.

Auch eine speziell zum Gebrauche in französischen Schulen bestimmte Auswahl ist dem Ref. zugegangen :

- 27) *Ovide. — Morceaux choisis des Métamorphoses. Texte latin publié avec une notice sur la vie d'Ovide, des observations sur la constitution du texte, des remarques de grammaire et de prosodie, une table des noms propres, des arguments, des notes et des illustrations d'après les monuments par L. Armengaud. Paris, Hachette, 1884. XX. u. 271 S. 16. Franc 1,50.*

Der lange Titel des kleinen Buches überhebt uns einer Inhaltsangabe. Ausstattung und Einrichtung dieser Sammlung sind aus Benoists Vergil und Livius bekannt. Über die Auswahl, welche im ganzen angemessen erscheint, sagt die Vorrede: „Le choix a été fait autrefois par le Conseil supérieur de l'Instruction publique et nous n'avons rien changé à son ouvrage.“ Von deutschen Ausgaben werden als benutzt angeführt Merkel, Riese, Haupt, Siebelis. Korns kritische Ausgabe von 1880 scheint der sonst eifrige Herausgeber gar nicht zu kennen. Die vorangeschickten

tautes zugemutet. Lib.
La. *Cura deum di sint*,
dieselbe welche ein Lach
müssen glaubte! In der
coeptas, longam brevior
rigkeit zu finden. Fals
selten (z. B. Lib. IX Nr.
l'amenai à Eurysthée“ i
sistunt; XV 1, 45 *quisq*
aus Metam. I 32 u. a.),
1, 11 *regna novissima mu*
les plus reculés“, doch
benen Abbildungen (der F
lich ziemlich müßiges Be
oder Erklärung sind dem
Buch ist im ganzen brau
rungsbedürftig.

Zwei rein pädagogisch
Berichte nicht ausschliesse

28) J. Rost, die Ovid-Lektür

29) O. Frick, Mitteilungen
an den Frankeschen Stif
Tertia, Z. f. G. W. 188

Rost macht darauf auf
Fundgrube für Mythologie
mehr als bisher ausbeuten
in seiner Vereinzelung A

an ihnen irgend ein kulturhistorisches Interesse vorhanden sein, d. h. die Stoffe müssen in irgend einer Weise noch in unserer Zeit fortleben. Hiernach untersucht Verf. die einzelnen Partien der Metamorphosen auf ihre pädagogische Brauchbarkeit hin. Mit vielen seiner Ergebnisse wird man unbedingt einverstanden sein: natürlich darf man die gräßlichen Geschichten von Byblis, von Myrrha, von Tereus und Procne nicht dem Tertianer vorlegen. Auch darin stimme ich bei, daß die langen Reden des Ajax und Odysseus sowie die Lehren des Pythagoras nicht recht geeignet für ihn sind. Peinlich fand sich dagegen Ref. berührt durch eine auch hier mehrfach hervortretende Prüderie, die er in langjähriger Praxis als unbegründet kennen gelernt hat. Die Entführung der Orithyia durch Boreas ist „dem sittlichen Standpunkte eines Tertianers nicht entsprechend“. Nun, dann darf er auch vom Raube der Helena nichts wissen! Pyramus und Thisbe ist von der Lektüre auszuschließen, weil „die sittliche Grundlage (Liebeleie der jungen Leute und übereilter Selbstmord) verfänglich ist“!! Ich finde in der reizenden Geschichte den Gedanken: Liebe und Treue bis in den Tod. Noch schlimmer ist die Bemerkung (S. 13), die Stücke von Cyparissus, Ganymedes, Hyacinthus seien zu streichen, denn „hier ist überall von Knabenliebe die Rede oder sie ist wenigstens die stillschweigende Voraussetzung“. Glaubt denn Verf. wirklich, der Knabe könne mit dem Begriffe „Knabenliebe“ eine unlautere, päderastische Vorstellung verbinden? — Hierauf wird der ausgesonderte Lesestoff auf die beiden Abteilungen der Tertia verteilt. Richtig, aber nur wenigen Lehrern neu. ist der Satz, daß es falsch sei mit den ersten Büchern zu beginnen; man würde damit dem Untertertianer unüberwindliche Schwierigkeiten aufbürden. Mit der Penserverteilung bin ich nicht immer einverstanden: Orpheus' Tod, Fama, die kalydonische Jagd bieten bedeutende sprachliche Schwierigkeiten und passen nicht für den Anfang der Lektüre. Andererseits sieht man nicht, warum die einfache Erzählung von Cadmus' Kampfe mit dem Drachen erst in Obertertia an die Reihe kommen soll. Die Geschichte von Pyramus und Thisbe hält Verf., wie erwähnt, für anstößig, ebenso IX 123—125 (die bei einigem Takte des Lehrers ruhig gelesen werden können), aber IV 663—853 läßt er (trotz 798!) unbeanstandet! Den Schluß bildet der Versuch einer Gruppierung des mythologischen Stoffes. — Mancherlei in dem skizzierten Aufsätze war dem Ref. durchaus sympathisch, so die verständigen Sätze auf S. 3, welche in dem Ausrufe gipfeln: „Also in der Schule keine Chrestomathie“ (abgesehen von der Lektüre der Elegiker, wo sie nicht zu entbehren ist), die Warnung vor der Unsitte, viele Stunden auf Einübung der Prosodie und Metrik zu verwenden, ehe man die Lektüre beginnt („was zu Anfang mühsam eingefropft ist, verdorrt rasch wieder“). Aber in meh-

schnitte sein¹⁾. Dies
nützlich beachtet. 1) Di
meiner Meinung so re
derselben zurückbleibend
zum zweiten Male zu
finde ich in den Schem

Der Letztere behar
Standpunkte aus. — A
Aufstellung eines Kanon
Die auszuwählenden Abs
der Schüler zu erregen.

¹⁾ Einige Notizen über
an welchem Ref. unterrichte
esse. In den Händen der Sc
ständige Metamorphosente
denselben durch eine Chreste
älteren Coetus von Unterter
die Masse neuen Stoffes (Gri
im Schofse des Lehrerkollegi
II u. I) eine Anzahl Absch
leichtesten Stücke bilden
gehören nach der älteren Ob
Stücken werden vor Beginn
vereinbart. Den Umfang bes
Auf III b Coet. I kommen e
400—450 Verse. Diese Zahl
gelungen. Hier eine Übersicl
III b. Coet. I

Metam. III 1—137

auf alle Weise in die kulturgeschichtliche Entwicklung des Menschengeschlechts eingeführt und genötigt werden müsse, dem Gange derselben nachzudenken und die Hauptwendepunkte derselben gleichsam zu durchlesen, bleibt auch für die Stoffe der Metamorphosen verwendbar . . . Die Lesestücke sollen überschauliche, abgerundete Einheiten mit falslichem Anfang und befriedigendem Abschluss bieten. „So wird z. B. die kalydonische Jagd besser mit Vers 273 [warum nicht 267?] statt mit Vers 260 zu beginnen sein“. Die Stücke sollen dem Schüler einen bestimmten Ertrag und Gewinn an neuen gehaltvollen Anschauungen und Vorstellungen zu selbstthätigem Erwerb in systematischer Ordnung vermitteln. Der Kanon des Verf.s ist folgender:

Untertertia (I. Semester).

I. Patriarchisch-idyllische Zustände, meist aus dem Kreise des Familienlebens, zum Teil märchenhaften Charakters. 1) Philemon und Baucis VIII 620—724. (Zu beginnen ist nach F., damit der Schüler nicht sofort bei den ersten Schritten auf ganz fremdem Pfade sich findet, mit den Worten *Tiliae contermina quercus* — d. h. mitten im Verse!) 2) Der Wunsch des Midas XI 85—145. 3) die lycischen Bauern VI 317—381. 4) Dädalus und Ikarus VIII 188—235. 5) Pyramus und Thisbe IV 55—166. 6) Orpheus und Eurydice X 1—36 7) Cyparissus X 86—142. Zusammen 500 Verse für Untertertia! Zeit zu vergleichenden, verknüpfenden und zusammenfassenden Rückblicken ist angeblich daneben genügend vorhanden.

Untertertia (II. Semester).

II. Bedeutsame Unternehmungen aus dem Zeitalter einfachen Heldentums (Heroenzeit). 1) Die kalydonische Jagd, Meleager VIII 273—524. 2) Perseus und Andromeda IV 615—789. 3) Jason und Medea, Argonautenzug VII 1—158 bzw. 353.

Obertertia (I. Semester).

III. Stadt- und Staatengründungen, Übergang zu mehr geschichtlichem Völkerleben. 1) Lykaon, Sintflut, Deukalion und Pyrrha I 163—437. 2) Kadmus gründet Theben II 1—137. 3) Zur Geschichte Trojas aus XII u. XIII.

Obertertia (II. Semester).

IV. Innenleben, Psychologische Motive. — Anhang: Die Weltalter und Kosmogonie. 1) Phaethon II 1—366. 2) Niobe VI 146—312. Manche werden sich wundern diese Erzählung gerade hier zu finden: hat doch das Thema: „Hochmut kommt vor dem Fall“ kaum je eine so erschütternde und dabei so einfache, leicht verständliche Behandlung erfahren.

Diese Anschauung bekämpft Frick: . . . „Tiefste Behandlung eines psychologischen Themas; sie setzt das reifste Verständnis voraus, gehört also an den Schluß“. — Anhang. „Erst zum Schluß wird verstanden werden können und auch eines Tertianers Interesse finden, was häufig ganz verkehrt zuerst gelesen wird: die Schilderung der Weltalter und der Kosmogonie“ (I 89—150. I 1—88). — Zu untersuchen, wie viel von diesen Betrachtungen sich für die Schule verwerten läßt, ohne den oben formulierten Hauptzweck der Ovidlektüre auf den Gymnasien zu schädigen, würde an dieser Stelle zu weit führen.

Berlin.

Hugo Magnus.

C ä s a r.

C. Julii Caesaris commentarii de bello Gallico. Für den Schulgebrauch erklärt von Rudolf Menge. III. Bändchen, Buch VII und VIII. Gotha, F. A. Perthes, 1885. S. 241—349. 8. 1,30 M.

Der Text dieser Schulausgabe, welcher gleichzeitig dem *icon Caesarianum* als Grundlage dient, ist von dem Verf. mit seiner Umsicht und voller Selbständigkeit bearbeitet worden: der kritische Anhang führt über 250 Abweichungen vom Texte Nipperdeys auf. Vieles davon findet sich natürlich auch schon in früheren Ausgaben z. B. bei Dinter, aber auch nach diesem Anhang ist die Anzahl der bemerkenswerten Änderungen immer noch sehr beträchtlich.

Die Hss. beurteilt Menge im ganzen wie Nipperdey, im einzelnen aber weicht er von dessen Entscheidungen ab. Er bevorzugt α : I 43, 9 *postulavit eadem*; 49, 3 *terrerent*; II 34 *in litionem*; IV 2, 2 *prava*; V 38, 3 *duo*; VII 38, 5 *multos equites tuorum*. An den genannten Stellen ist eine sichere Entscheidung für α oder β kaum möglich, und also werden spätere Angaben wahrscheinlich an den eingebürgerten Lesarten Nipperdeys gehalten, wenngleich diese sich auch nicht sicher erweisen lassen.

Unrecht schreibt Menge nach α : VII 4, 7 *iussit* statt *iubet* (vgl. Schneiders Anm.), VII 14, 2 *ac com meatu* statt *et* β (*aut* α), VII 18 *usque in castra* statt *ad*, das gewiss in α nur durch das Ende *insecuti* verdrängt ist (vgl. Meusel, Lex. Sp. 114); VIII 2 *cotidianis exercit a bellis* α statt *exercitata* (vgl. Preufs. *ikon*); endlich auch VII 36, 4 *quin equestri proelio . . . pereretur* α statt *periclitaretur* β (vgl. Schneiders Anm.).

Dagegen sind die nach β angebrachten Änderungen (ich reihe nur die Abweichungen von Dinters Text an) nach meinem Urtheil lauter Verbesserungen: II 4, 6 *(fines) latissimos*; 4 *rerum (ad luxuriam pertinentium)*; 16, 2 *cum Atrebatibus et Atrebatis*; III 8, 4 *quam a maioribus acceperint* (Horner) statt *perant*; 19, 5 *Caesar (est) certior factus* (Frigell); IV 27, 1 *uros sese* (vgl. Schneider); V 24, 3 *in Belgio* statt *in Belgis*; 3 *exhaurire cogebantur* (vgl. Schneider); VII 35, 5 *cum iam . . . victuram caperet* (vgl. Schneider); 54, 2 *aut daret* (st. *dare*) *iris aliquam suspicionem* (vgl. Schneider). Nur zwei Stellen

potuerant (Lipsius).
Einstimmung aller
stehende *poterunt* de
gibt am Schlusse se
inclusum quodammodo
haec (cohortes) . . .
Fem. bei Cäsar so
Schwanken der Hss.
Hae (casae) æ, da ab
liert diese Variante
facere noctu apparaba
conati verlangen; *el*
tibus; 4, 1 *condonata*
ubi mahum für richt
teidigung der Überlie
sich eine feste En
lassen will.

Der Verf. kennt
Auswahl unter den T
interessant. Ganz bei
Paul aufgefallen: man
sichtigen Beobachters
allgemein aufgenomme
wohl wegbleiben könn
I 26, 3 *inter carros r*
ita fecisset Kraffert st
ad se mitteret Davisiu

abvectionem Kraffert statt *simulationem*; IV 25, 6 *ex proximis rimi navibus* Madvig statt *proximis primis* X, Hotomannus hat *rimis* richtig als Dittographie erkannt; ganz besonders tadelnswert aber ist die Stelle VII 73, 4 *Hos cirros appellabant* (nach Franer). Da Schneider eine zutreffende Erklärung der überlieferten Worte (*Hos cippos appellabant*) gegeben hat, auf die ich vor kurzem noch einmal nachdrücklich aufmerksam gemacht habe (vgl. Berl. Phil. Woch. 1884 Sp. 1197), so ist es mir geradezu unbegreiflich, wie Menge sich durch die vorhandenen Zeichnungen, die sämtlich mit dem Texte im Widerspruch stehen, so sehr hat verführen lassen: die Zeichnungen müssen sich doch nach dem Texte richten, nicht aber der Text nach den Zeichnungen. Was unsere Illustrationen darstellen, sind *cervi*, aber keine *cippi*; hoffentlich zeichne nun einmal auch jemand nach den Textesworten und Schneiders richtiger Erklärung *cippi*, damit diese einfache Sache endlich jedermann klar wird.

Von den eigenen Vermutungen des Verfassers, die teilweise schon gelegentlich veröffentlicht worden sind, haben folgende im Text Aufnahme gefunden: I 11, 4 *Eodem tempore* *(quo)* *Aedui, ambbarri*; 41, 1 *summaque alacritas . . . iniecta est* statt *innata*; 1, 4 *quod ex Gallis ei maximam fidem habebat* (Ciacconius) statt *et aliis*; II 19, 8 *Eadem enim celeritate* statt *autem*; IV 3, 3 *et paulo, quam sunt eiusdem generis ceteri, sunt humaniores* (vgl. Friegell); 17, 6 *destinabantur* (Frigell) statt *distinebantur*; V 13, 6 *annulus alter maxime* statt *lateris*, Paul vermutete *(alter)* *lateris*; 2, 4 *milium passuum trium* statt XV (nach Thomann); VI 10, 2 *Nam (ut) magno accidit casu*, die Herausgeber schreiben *const* *(sicut)*, nur Schneider dachte auch schon an *ut* und verleiht I 44, 12; III 19, 6; VII 30, 3, er hat sich aber durch das gleich darauf folgende *ut* consecutivum wieder vom Richtigen ableiten lassen; VII 23, 1 *Trabes directae XIII pedum att perpetuae*; 32, 5 *divisum populum (in) suas cuiusque eorum tentelas* (Scaliger); 69, 7 *castra . . . posita VIII castellaque att ibique castella*; 74, 1 *si ita accidat equitatus discessu* statt *us* (v. Goeler vermutete *equitum*); 75, 3 *Senonibus* gestrichen; 7, 6 *Atqui ego* statt *Atque*; VIII 13, 2 *paucisque (e) resistentibus interfectis*. Aufser diesen beachtenswerten Vorschlägen, die ich z. T. an bereits anderweitig ausgesprochene Vermutungen anschließen, habe ich noch gefunden: VIII 9, 3 *loriculam pro co ac ratione* statt *† pro hac ratione*, das ist nicht ansprechend. Ganz verfehlt ist VII 65, 5 *a tribunis militum reliquisque sedentibus equitibus Romanis . . . equos sumit*. Das soll heißen: von den „berittenen“ Rittern, da (nach der Anm.) natürlich nicht alle römischen Ritter im Besitz von Pferden waren. Menge sagt: *sedere* ist der militärische Ausdruck für „zu Pferde sein, sitzen“.

ber; b. Alex. 13, 1 *er*
dispositae; b. Hisp. 7, 1
fugerant.

3) A. Horner, Beiträge
Gymnasiums zu Wien

Durch Em. Hoffm
Syntax angeregt, hat Ver
Zeitenfolge bei Cäsar in
Praesens historicum abh
von A. Hug und A. Pro
beiden vorliegenden Sch
Stellen aus dem B. G., c
nach Inhalt oder Form l
richten sich besonders
Procksch; Horner weist
ändert haben: I 8, 2; 8
Schneider und Nipperdey
Nur III 8, 4 hat Frigell
eingesetzt. In der Absic
beizuführen, greift Horne
vorsichtige Betrachtungen
solcher Bestimmtheit für
für *vellet* VI 9, 7 eintret
überall streng zu erweisen
als stimmberechtigten Z
Schneider immer und im
Stellen. wo wir Cäsars

er vertieft sich sehr in seine Betrachtungen und geht allen einschlagenden Fragen auf den Grund. Nur II 27, 1 bricht er zu früh ab, die Schwierigkeit dieser Stelle liegt doch besonders in *quo* ohne Komparativ und der singulären Bedeutung von *se praeferre*. Die treffliche Vermutung I 47, 1 *e suis legatum* (st. *legatis*) *aliquem* hatte bereits Davisius ausgesprochen, und die beiden Stellen, wo Horner *concilium* schreibt statt *consilium*, stehen schon richtig bei Nipperdey: I 19, 1 und VI 7, 6. Die Besprechung von I 17, 2—4 *quod praestare debeat* (st. *debeant*), *si . . non possent . . perferre neque dubitare debeant* hat mich nicht überzeugt, ebensowenig die Erläuterung von V 31, 5 *Omnia excogitantur* etc. und von V 1, 2 *consulis sacramento*. Überall aber zeigt sich Verf. selbständig und stets nur darauf bedacht, das Richtige herauszusuchen. Für seine weiteren Untersuchungen möchte ich ihm zum Schlusse nochmals Schneiders gediegene Ausgabe als Grundlage empfehlen.

4) H. Kraffert, Beiträge zur Kritik und Erklärung lateinischer Autoren. Gymn.-Progr. Aurich 1891 und 1892. S. 104 S.

Diese Sammlungen bestehen aus einer großen Anzahl von Randbemerkungen, die Verf. oft ohne jede weitere Begründung veröffentlicht hat. Kraffert hält selber nicht alle Änderungen auch für Berichtigungen, er beruft sich auf Peschels Worte: „Ob sogleich im Anfang das Richtige getroffen wird, ist ganz gleichgiltig, denn trifft es nicht der erste, so treffen es seine Nachfolger“. Dieser Grundsatz mag für neue Gebiete der Wissenschaft annehmbar sein, für die kritische Behandlung vielbesprochener Autoren ist er unbrauchbar: ein paar gut durchdachte und durchgearbeitete Anmerkungen wiegen hier schwerer als Hunderte von Einfällen. Sondert man die überflüssigen Bemerkungen aus, so schwindet die Gesamtsumme schon gewaltig zusammen; wenn man dann weiter das bereits Gefundene ausscheidet, so bleibt nur ein kleiner Rest. In die unten folgende Zusammenstellung habe ich nur das aufgenommen, was mir als brauchbar erschienen ist, darunter jedoch auch manches, was zwar schon von andern vermutet war, aber aus dem Gedächtnis der neueren Hsgh. verschwunden ist. Zum B. G. I 31, 13 *sustineri* (Frigell); 35, 4 *Si [id] ita fecisset*; II 24, 4 *dispersos dissipatosque*; 28 I *[hac pugna nuntiata]*; IV 7, 4 *venisse (se) invitos*; 20, 4 *ad maiorem . . multitudinem* (alte Ausgaben); V 1, 2 *subductionisque* (Ciacconius); 9, 1 *ei praesidio navibus (que) . . praefecit*; VI 23, 4 *qui . . praesint et vitae necisque habeant potestatem* (Ciacconius); 26, 2 *sicut palma rami [que]* (alte Ausgaben); VII 4, 8 *armatorum st. armorum*; 10, 2 *sociorum st. suorum*; 29, 5 *sarturum st. sanaturum* (Schneider); VIII 19, 3 *insidiatorum*; 27, 1 *obsidibus (pacem) firmat*. Zum B. C. I 62, 2 *deduxerat rem* (Manutius); 71, 4 *alio loco* (Davisius); II 14, 2 *[turris] oder turres st. turris*; 31, 3 *An vero st. Aut*; III 6, 3 *(non) nactus*; 25, 2 *at reliquos*

p o r t a Hispanis equitibus emissis statt *una ex*
V 58, 4; c. III 76, 1.

Der Hauptteil der vorliegenden Abhandlung
weise von Zusätzen in unserem Texte gewidmet
teilt Paul in drei Gruppen: Erläuterungen, wo
nach aus Cäsar selbst geschöpft und unter Be-
drucks stilisiert sind; Worterklärungen und
kungen zu besserem Verständnis des Schriftst-
torische Erweiterungen in der Gestalt breitere
Einzelnen oder allgemeiner Betrachtungen.
manchen Stellen vollkommen gelungen, be-
Druides a bello abesse consuerunt neque tribut
pendunt [*militiae vacationem omniumque reru*
tatem], wo noch jetzt aus der Randnotiz de
Dübner p. XV: *Druidum immunitas* die E-
satzes erkennbar ist. Sehr ähnlich ist das
Beispiel c. I 60, 4 [*magna celeriter commut*
macht mit Recht dagegen geltend, daß diese
eigentümlich lebhaft Färbung und ihre sprac-
ebenso sehr befremden, wie sie den Gang der
brechen, auch ist eine passende Stelle für sie
findig zu machen. Etwas anderer Art, aber e-
Text, sind Zusätze wie VI 7, 6 *Loquitur* [*in*
19, 2 *generatimque distributi* [*in civitates*]; I 2
acie] *reiecto nostro equitatu phalange facta* . .
verdächtig erscheinen nach Pauls Auseinander-
Stellen: VII 76, 1

entur; V 31, 5 [*Omnia excogitantur, quare . . . augeatur*], aber Streichung könnte ich mich darum noch nicht entschließen. Ich hoffe ich auf eine bessere Lösung, als eine einfache Tilgung bietet, z. B. III 24, 3 *impeditos in agmine et sub sarcinis miore animo adoriri cogitabant*; VI 10, 5 *hanc (silvam) . . . uscos ab Suebis Suebosque ab Cheruscis (iniuriis incursionite) prohibere*. Jedoch muß Paul unbedingt zugegeben werden, die genannten Stellen besondere Beachtung verdienen und er noch nicht genügend erklärt worden sind.

In ebensoviele Fällen aber beanstandet Paul die Überlieferung ohne zureichenden Grund, wie bereits Laurer, namentlich in dem zweiten Programm (Schwabach 1884), mannigfach nachgesehen hat. Paul hat I 12, 2 *tres iam partes copiarum Helvetum id flumen traduxisse, quartam fere partem citra flumen in reliquam esse* mißverstanden, denn damit gab Cäsar nicht nur die Einteilung der Helvetischen Volksgemeinde das Erforschte deutlich genug an“, sondern *tres partes* heißt drei Viertel *quartam fere partem* etwa ein Viertel; wir erfahren also aus den Worten über die Gaeinteilung noch gar nichts (Laurer S. 10), folglich müssen die Worte: I 12, 4 *nam omnis civitas etia in quattuor pagos divisa est* stehen bleiben. IV 2, 6 will Paul ganz streichen: *Vinum ad se omnino importari non sinunt, . . . arbitrantur*. Es steht aber am Anfange des Kapitels gar nicht, daß die Sueben fremde Handelsleute in ihr Gebiet nur zum Zweck einlassen, um Gelegenheit zum Verkauf ihrer Kriegsbeute zu finden, sondern es heißt ausdrücklich: *Mercatorum est aditus magis eo* etc. Ganz mißlungen ist die Verdächtigung des Wortes *sinunt* (Laurer S. 11). VI 36, 2 ist an den Worten *siquidem ex castris egredi non liceret* gar nichts auszuwischen (Laurer S. 5); I 42 5 *legionis decimae, [cui maxime (quam maxime codd.) confidebat]* ist der angefochtene Zusatz weder widerspruchsvoll“ (Paul), noch „unentscheidbar“ (Laurer), aber natürlich ganz unbedenklich. Dasselbe gilt für VI 7, 8 [*His rebus et similem profectionem effecit*], denn „notwendig“ (Laurer) ist der Satz auch nicht. VI 39, 3 [*Nemo est tam fortis, quin rei periculate pertubetur*] kann man gewiß auf die Offiziere beziehen (Laurer S. 18). VII 62, 2 [*cuius ductu saepe numero hostes superati sunt*] bieten nicht den geringsten Anstoß (Laurer S. 19). V 4 ist der Zusatz [*levitate armorum et cotidiana exercitatione his noceri posse*] weder „störend“ noch „unnötig wortreich“, der Ausdruck *levitate armorum* völlig gedeckt durch V 16, 1 *per gravitatem armorum* (Laurer S. 15). VII 70, 2 [*ne qua irruptio ab hostium pediatu fiat*] schützt Laurer durch Nachbesserung der Bedeutung „Vorstoß“ für *irruptio* aus dem Gebrauch von *irruptio*. Endlich bekämpft Laurer noch mit Recht die Tilgung I 39, 5 [*vulgo totis castris testamenta obsignabantur*]. Trotz der geschickten Beweisführung wird es doch niemand Paul

urripietos Eburones
wenn Paul an der
Eburones Anstofs ni
omnes evocat. β
40, 6 hinweg; setzt
die Erklärung der V
significare et pro
schwanken, aber gew
VII 62, 8 *at ei, qui*
ist allerdings unricht
polation denken, der
im Thuanus: *(in) i*
sidio relinquebatur.

habe ich nur bei M
Die Bemerkung
einer strengen Nach
fangen die vorliegen
durch geschickte Da
zu erweisen strebt:
Voraussetzungen zug
Beweisführung gefan
diesen zweiten Teil
des cäsarischen Text
bisher verborgener F
Nachdenken über nu

6) W. Paul, Die Best
schrift 1883. Nr

Nordwesten des Plateaus von Risolles und sieht den schmalen Isthmus (le col des Goules) für denjenigen Punkt an, der den Galliern großes Besorgnis einflößte. Die schwierigen Worte VII 44, 3 schreibt er: *sed hunc <locum> silvestrem et angustum.*

Mit c. 45 beginnt die Schilderung des Scheinangriffs. Um Mitternacht rücken mehrere Schwadronen Reiter aus, sie sollen durch den Lärm des Feindes Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Der Inhalt der Worte ist klar, aber die Überlieferung in α : *ei s e i d e m d i a n o c t e i m p e r a t, u t p a u l o t u m u l t u o s i u s o m n i b u s l o c i s v a g a n t u r* ist anstößig. Paul verwirft Nipperdeys Vorschlag *ei s d e d i a n o c t e*, er streicht *ei s* ganz und zieht die Zeitbestimmung aus den vorausgehenden Worten: *mittit complures equitum turmas de die nocte; imperat* etc. Nun rückten bei Tagesanbruch (*prima ca. c. 45, 2*) die als Reiter ausgestatteten Trossknechte in derselben Ordnung aus, endlich eine Legion; c. 45, 5 *legionem unam eodem die mittit*. Diese eben angeführten Worte erscheinen Paul doppelt verderbt. Erstens sei der Ausdruck *eodem iugo* nicht zu verstehen, man vermisse eine Zeitbestimmung, und zweitens bleibe die Verwendung dieser Legion ganz im Dunkeln, deshalb liest er: *legionem decimam eodem luce mittit*. Die zehnte Legion ist nämlich, nach Pauls Auffassung, an dem Sturme gar nicht beteiligt, sie war von vornherein zur Reserve bestimmt und rückte in die Unterstützungsstellung ein, nachdem sie ihre erste Aufgabe, den Scheinangriff gegen die neue Verschanzung der Gallier, gelöst hatte. Cäsar befand sich nicht bei dieser Legion, ihr Gang des Gefechtes machte seine Anwesenheit an anderen Orten nötig, und somit führt die erneute Betrachtung der verdrängten Worte c. 48, 1 *legionisque decimae, quacum erat, praestationatus signa constituit (Caesar)* den Verfasser auf einen Vorschlag, der von den bisherigen völlig abweicht, er vermutet *quacum ierat C. Trebonius legatus*.

Diese ganze Untersuchung ist für den Leser sehr anziehend, weil sie auf einer vollkommen klaren Vorstellung des Verf.s ruht, weil er auch in dem Leser zu erwecken weiß. Die einzelnen Stellen sind kunstvoll ineinandergewoben, und es bedarf ziemlich harter Arbeit, ehe man sich deutliche Rechenschaft geben kann, was der Ausgangspunkt sei und welchen Weg Verf. gegangen ist, bevor er seinen Aufsatz niederschrieb. Dieser Ausgangspunkt ist, wenn ich es recht verstehe, die Verwendung der zehnten Legion. Nachdem Paul sie als Reservetruppe auffaßte, die von Anfang an für diesen Zwecke diente, gewann er einen Einblick in Cäsars Operationen, der ihm den Zusammenhang zwischen dem Scheinangriff und dem eigentlichen Angriff aufdeckte, und in diesem Punkte hat mich Pauls Ausführung völlig überzeugt. Außerdem ist noch die Erläuterung der Worte c. 44, 1 *collem, ab hostibus tenebatur* wichtig. Das übrige erscheint daneben unwesentlich. Die Einführung von *locum* c. 44, 3 kann man sich

durchschlagenden Widerlegu
mehr die Zeichen der Überl
Auge faßt, um danach den
er: II 30, 4 *in muros ex c*
muros sese mit der Erklärung
23, 4 *quo in dextro cornu*
tisset. Die vielfach aufgenom
mufs aber natürlich in der
(Kraner); VII 74, 1 *e ius t*
eius discessu, die Erläuterun
34, 2 *erant et virtute et nu*
Diese Worte können nicht
zwar an Tapferkeit überlege
stens drückt Cäsar an ande
lichkeit ganz anders aus: VI
nostri virtute confiderent. A
zu lesen *quare ne* (statt *ne*
erklärt: Man ersinnt förm
der gedrückten Stimme
die Gefahr vermehrt wird,
bleiben kann; das steht nic
VI 19, 1 übersetzt Lau
matione facta „nachdem ein
schätzung vorgenommen w
Sp. 1041) wendet mit Recl
sei, sondern das Vermögen.
neque quo se reciperent . . h

Mehr Beachtung verdient der Vorschlag zu lesen II 17, 4 *crebris* statt *crebrisque*, falls nicht *incisis* heißen kann „einschneiden“ in derselben Bedeutung, wie wir VI 27, 4 *accidunt arbores* verstehen. So hat es Georges auch verstanden, und ich glaube, man kann jungen Stämmen solche Einschnitte beibringen, ohne ihr ferneres Wachstum zu hindern. Ganz eigentümlich erklärt Laurer die vielbesprochene Stelle IV 22, 3 *Navibus circiter LXXX onerariis coactis contractisque, quod satis esse ad duas transportandas legiones existimabat, quod praeterea navium longarum habebat, quaestori, legatis praefectisque distribuit*. Er tilgt das Komma vor dem zweiten *quod* und faßt das erste *quod* kausal, also: „nachdem er die 80 Lastschiffe aufgebracht und zusammengezogen hatte, verteilt er diese, weil er zum Transport von 2 Legionen, was er außerdem (außer den Lastschiffen) an Kriegsschiffen besaß, für hinreichend erachtete, unter seine Legaten und den Quaestor“. Mit dieser Erklärung stimmen die Worte IV 29, 2 überein: *longas naves, quibus Caesar exercitum transportandum curaverat*, und darum hat sie auch Menge (Ph. Rundschau 1884 Sp. 1042) angenommen; trotzdem habe ich dabei doch das Bedenken, daß dann 80 Lastschiffe fast ausschließlich zum Getreidetransport gedient hätten. Es heißt doch IV 30 1 ausdrücklich: *quod sine impedimentis Caesar legiones transportaverat*, das bleibt nach meiner Meinung ein Widerspruch, den Verf. nicht gelöst hat. Hieran schliesse ich gleich noch zwei Vorschläge desselben Verf.s, die in den Blättern f. d. bayer. Gymnasialschulw. XXI S. 19—23 veröffentlicht sind: V 7, 8 *ille a nostris revocatus* statt *ille enim*; *nostris* sei in *nīs* abgekürzt und später falsch von dem Abschreiber aufgelöst; und VII 35, 4 *interruptis quibusdam cohortibus* statt *captis*, Laurer hält das großgeschriebene *C* im Thuanus für den letzten Rest eines nach *misit* sonst ausgefallenen *it* und dieses für die Abkürzung von *inter*. Die Beweiskraft solcher Rekonstruktionen des Archetypus ist mir immer sehr gering erschienen. Im übrigen kann wenigstens die erste Vermutung ihren Platz neben den zahlreichen anderweitigen Änderungen ihre Stelle behaupten, so lange nicht eine volle Heilung des Fehlers gefunden ist.

8) H. J. Müller, *Symbolae ad emendandos scriptores Latinos. Particula II. Festschrift zu der zweiten Säcularfeier des Friedrich-Werderschen Gymnasiums zu Berlin. Weidmannsche Buchdlg. 1881.*

Der Verfasser verteidigt auf S. 33 V 8, 2 *et* gegen Pauls Änderung *at*, er setzt hinter *solvit* eine stärkere Interpunktion; V 40, 1 vermutet er nicht mit Paul *si* (*qui*) *pertulissent*, sondern nur *qui pertulissent*; VI 22, 3 *potentiores* (*at*) *que humiliores . . expellunt*, Paul hatte *que* an *humiliores* angehängt. VI 35, 10 (*hac*) *oblata spe* für Pauls Vermutung *oblata* (*tanta*) *spe*; endlich VII 77, 4 *cum his mihi res* (*e*)*rit, qui*; hier ist aber Pauls Vermutung *est* für *sit* vorzuziehen.

2 *neque de communi re aisc*
st. *dicendum*; VII 35 1 *cum*
citius, in conspectu fereque e r
10) R. Schneider, Berliner Pl
(1884).

Ich habe hier folgende
macht:

II 5, 3 *His < datis > m*
Ia. ist fehlerhaft, *his datis n*
c. I 25, 1. Die erstgenannt
staben: *His datis mandatis e*

III 26, 5 *et fuga salute*
In den echten Schriften Cäs
tentus vor, *contendere* mit
darunter ist besonders beach
contenderunt.

IV 31, 3 *duodecim navib*
commode posset, effecit. Oh
Sinn verlangt aber leidlich
gebraucht *commode* im ganz
aufser der vorliegenden stet
oder *satis*.

VI 36, 4 *aegre per m*
Vgl. z. B. VII 25, 2 *per mc*
IV 17, 10 *si arborum*
< *causa* > *essent a barbaris m*
ß. die Änderung *trabes sta*

Außerdem habe ich noch folgende Vermutungen gelegentlich ausgesprochen: I 11, 5 (*ex*) *fuga se ad Caesarem recipiunt*; I 13, *uterentur* st. *niterentur*; I 14, 4 *tam diu se impune iniurias* (*n*)*tulisse*; IV 3, 1 (*Rei*) *publicae maximam putant esse laudem publice*.

Zum Sprachgebrauch.

-) Chr. Hauser, C. Julii Caesaris commentariorum de bello Gallico et de bello civili textus, qui vocatur, cum praeceptis grammaticis ab eodem scriptore in libris de analogia traditis comparatio. Villach 1883. Progr. der K. K. Staatsgymnasiums. 21 S. gr. 8.

Die Untersuchung führt zu keinem rechten Ergebnis, weil die ss. zur Entscheidung dieser minutiösen Fragen keinen festen Inhalt bieten. Hauser getraut sich nicht c. I 35, 4 *partum* zu breiten, wie Cäsar lehrte, weil bei Charisius der Zusatz folgt: *ed consuetudo, inquit Plinius, fecit partium*. Den Dativ auf *u* der vierten Deklination möchte er überall oder doch in den ersten Wörtern einsetzen. Über *e* statt *ei* im Genetiv und Aktiv der fünften Deklination ist H. zu keinem Entschluß gekommen; er stellt nur fest, daß die Überlieferung in allen (etwa 50) Fällen (*acie* II 31, 1 allein ausgenommen) der von Cäsar aufgestellten Regel entgegensteht. Sehr eingehend und sorgsam ist die Untersuchung über *se* und *sese* geführt. Cäsars Regel lautet nach Charisius p. 86 P. *‘ut se dicamus, cum aliquem in alium fecisse ostendimus, ut puta: ille dixit se hoc illi fecisse; cum autem in se ipsum, tunc dicamus sese velut: dixit se hoc sibi fecisse’*. Verf. zweifelt, ob Charisius diese Stelle richtig wiedergegeben habe; er selbst hat nur gefunden, daß *sese* stärker sei als *se*, daß es nur von Personen gebraucht werde, und daß es niemals bei Präpositionen sich finde, außer zweimal bei *inter* (daneben 46 mal *inter se*).

-) M. Heinacher, Was ergibt sich aus dem Sprachgebrauch Cäsars im bellum Gallicum für die Behandlung der lateinischen Syntax in der Schule? Progr. Norden 1881. 87 S. 8.

Der Zweck dieser fleißigen Arbeit ergibt sich aus dem Titel von selbst; für die Behandlung der Schulgrammatik sind solche Zusammenstellungen von größtem Werte, wie bereits in den vielfachen Besprechungen dieses Programmes, das inzwischen ein besonderes Buch in der Weidmannschen Buchhandlung erschienen ist, genügend hervorgehoben ist.

-) R. Schwenke, Über das Gerundium und Gerundivum bei Cäsar und Cornelius Nepos. Progr. der Realschule II. O. zu Frankenberg in Sachsen 1892. 36 S. 4.

Die Zusammenstellung umfaßt auch BG. VIII, aber nicht das C.; die Anordnung ist nicht recht übersichtlich, man muß hind und herblättern, wenn man eine bestimmte Stelle sucht. Bei Be-

angen, durch diese steht falsch sei. Eigentliche | welche adjektivische Bed *praesens, privatus, rectus.* den geläufigen Verbindun *intervallo* u. ä. Bei der *homo* finden sich einige . u. ä. fast immer nachge anderen Substantiven vor *probus civis.* Nach diese setz auf: Adjektiva, die i Nachstellung den Nachdr stehen, erhalten den Nac der ersten Art sind VI 2 *tum aut fines habet propi res nulla successerat.* *nostrarum turrium altit suae culpaee debere tribi* dann nach, wenn sich ein gleich I 1, 1 *Gallia est c unam incolunt Belgae.* Be voran. Pronomina stehen, voran, ebenso die Zahlwörlche Adjektivum steht in prädikativische Bedeutung stimmung auch Ausnahme drücke wie *di boni, pontife* tiva die von Eigennamen

das Hauptverdienst dieser Arbeit liegt nicht in den Resultaten, sondern in der Anregung, die Rohde gegeben hat. Hoffentlich findet Verf. selbst die Muße, sein so glücklich angefangenes Werk zu vollenden, oder wenigstens Ciceros Briefe in seinen Kreis hineinzuziehen: mühsam ist's freilich, aber gewiß lohnend.

- 15) F. Knoke, Über *hic* und *nunc* in der *Oratio obliqua*. Gymn.-Progr. Bernburg 1881. 11 S. 4.

Unsere Schulgrammatiken lehren wohl sämtlich, daß in der *oratio obliqua* das Pronomen der Gegenwart *hic* und das Adverbium der Gegenwart *nunc* durch *ille* und *tum* wiederzugeben seien. Diese Regel erklärt Knoke für falsch, er weist aus den cäsarischen Schriften nach, daß der Sprechende jedesmal in der *oratio obliqua* die Gleichzeitigkeit mit *nunc* bezeichne und ebenso *hic* verwende, um die damals gegenwärtige Zeit oder den gerade innegehabten Ort anzugeben. Besonders schlagend sind folgende Stellen, wo die landläufige Regel unbedingt *ille* fordert: I 44, 7: *Nunquam ante hoc tempus exercitum populi Romani Galliae provinciae fines egressum*; I 44, 11: *Qui nisi decedat atque exercitum deducat ex his regionibus*; I 31, 10 *propterea quod Ariovistus . . . occupavisset et nunc de altera parte tertia Sequanos decedere iuberet*. Jedesmal, wo *ille* sich findet, müßte es auch in der *oratio recta* stehen, niemals ist es für *hic* eingetreten. *Tum* kommt bei Cäsar in der *oratio obliqua* überhaupt nicht vor. Ebensovienig wird *hic* in *is* verwandelt; die scheinbaren Abweichungen sind entweder einfache abhängige Sätze wie IV 11, 4: *tamen sese non longius milibus passuum. quattuor aquationis causa processurum eo die dixit*, oder gehören überhaupt nicht in dieses Gebiet; vgl. I 20, 4: *eum locum amicitiae = talem* und I 44, 4: *ad id tempus = „bis dahin“ nicht „bis jetzt“*. Der gewöhnlichen Regel entspricht nur eine einzige Stelle c. I 7, 5: *Quarum rerum illo tempore nihil factum, ne cogitatum quidem*. Vielleicht, meint Knoke, ist dies eine Zwischenbemerkung in der *oratio obliqua*, vielleicht auch samt den folgenden Worten eine Interpolation. Gewiß ist, daß diese Stelle für sich allein nichts gegen den feststehenden Sprachgebrauch Cäsars beweist.

- 16) D. Ringe, Zum Sprachgebrauch des Cäsar I (*Et, que, atque*). Progr. des Gymn. zu Göttingen 1880. 21 S. 4.

Diese Abhandlung ist besprochen von H. Anton, Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen 1880 (Bd. XXXV) S. 680—683.

- 17) Petersdorff, C. Julius Caesar num in bello Gallico enarrando nonnulla e fontibus transcripserit. Progr. Belgard 1879. 18 S. 4.

Da Cäsar nicht bei allen Kriegsereignissen in Gallien persönlich beteiligt war, mußte er für einige Parteen seiner Commentarien die Berichte seiner Legaten zu Grunde legen. Man nimmt nun gewöhnlich an, Cäsar habe diese Angaben nur als Grundlage benutzt, die jetzige Darstellung sei sein geistiges Eigen-

Legaten wortlich abgeschrieben

Die Untersuchung ist mit Genauigkeit geführt. Da die Ergebnisse Ciceros (um nur den besten widersprechen, so hätte Verf. auch die Ähnlichkeiten setzen wendigen Teil seiner Arbeit die Resultate des Verfassers von (Bursians Jahresberichte 1883 Gegenprobe, daß V 38 durch sei; ferner durch Vergleichung Lager mit dem Angriffe auf das diese beiden Darstellungen ein Cäsar selbst.

Den besten Beweis aber — mit Recht hervor — hat Peter tisches Verfahren haltlos sei: V 26—37 vieles Anstößige, was übernommen haben müsse. Cotta tot waren, von den Über sich hatten retten können, Lab schreiben über jenen Unglücksfall (*ronibus perscribit*) und Cäsar Gen zu Gefangenen gemacht hatte, er: *ex captivis cognoscit* V 52, 4). für diese Partie erwiesen; „da auch hier seine Kritik mit glei

finden sich in den Stücken, die von Cäsar selbst berichten. Eufsnier hat viele Anstöße einzeln widerlegt, dazu läßt sich noch manches hinzufügen: III 17, 5 ist nach β *duorum* statt *duum* zu schreiben; VI 35, 8 *quibus licet iam esse fortunatissimos* überliefern $A\beta$, *fortunatissimis B'*; III 21, 1 *verterunt* nach T *verteŕ MU*, *vertere AB'*; III 22, 3 *qui . . mortem recusaret β mori α* . Die Annahme, daß β an allen diesen Stellen interpoliert sei, ist zwar der Ansicht des Verfassers sehr günstig, kann aber jetzt nicht mehr festgehalten werden. Die Form *abs* steht in den Kommentarien allerdings nur V 30, 2, ist aber für Cäsar nachweisbar in zwei Briefen: ap. Cic. ad Att. IX 16, 2 und X 8 B 1. Dies letzte Beispiel mahnt zu größter Vorsicht bei allen derartigen Untersuchungen, da der Zufall oft sehr wunderlich spielt.

Realien.

- 18) Cäsars gallischer Krieg und Teile seines Bürgerkrieges nebst Anhängen über das römische Kriegswesen und über römische Daten von Freiherrn August von Göler, Großherzoglich Badischem Generalmajor. Zweite durchgesehene und ergänzte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Freiherrn Ernst August von Göler. Tübingen, Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr, 1880. 2 Teile. VIII u. 374 S. und VIII u. 287 S. gr. 8. 18 M.

Der Herausgeber, ein Sohn des verstorbenen Generalmajors, hat sich nicht mit einem Neudrucke begnügt, sondern beabsichtigt bei möglichst geringen Änderungen des ursprünglichen Textes dem Leser ein Bild des heutigen Standes der Forschungen zu entrollen. Er hat zunächst die Einzelschriften seines Vaters zu einem Ganzen umgeschmolzen, indem er sie nach der Reihenfolge der Kommentarien geordnet hat, außerdem aber auch die nachträglichen Änderungen des Verfassers verwertet und die wissenschaftlichen Funde neuerer Forschungen im Text oder in den Anmerkungen berücksichtigt. Gewichtige Bedenken anderer Schriftsteller gegen die Ansichten seines Vaters hat der Hsgeb. offen ausgesprochen, ohne ein Endurteil abzugeben; er betrachtet diese neue Auflage eben nicht als ein abschließendes Buch, sondern nur als eine Art von Repertoire der wichtigsten Anschauungen auf dem einschlägigen Felde, auf welchem weiter gebaut werden kann.

So löblich das pietätsvolle Streben des Hsgeb.s ist, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß seine Kräfte dem überaus schwierigen Unternehmen nicht gewachsen sind. Seit dem Erscheinen der Abhandlungen v. Gölers (1854—1861) ist die Zahl der einschlagenden Untersuchungen so angewachsen, daß nur ein stetiger Mitarbeiter sich einen vollen Überblick bewahren kann; ein richtiger Einblick aber in die tiefgehenden Einzelforschungen erfordert nicht nur bedeutende antiquarische Vorkenntnisse, sondern auch eine Vielseitigkeit des Geistes, die nur wenigen Men-

Textes sich gar nicht zurecht für die Untersuchungen von Thom. Aufzählung der deutschen Forschungen an einer einzigen Stelle, die durch Hörensagen etwas von Thom. Anm. 1): „Heller teilt im Schweizer Programm von Thom. Gemeint ist hier das Programm von den beiden andern Programmen. Die ganze Darstellung der Schlacht ist fällig, dafs, wie der Hsgb. selbst giebt, Bibracte nicht das heutige Beuvray gelegen hat. Die Schlacht ist umgestaltet worden mit neuen Thesen hat ja der Hsgb. angenommen. — Das Schlimmste besteht ja nach Napoleons Ausgrabungen die Anlage der Befestigungen, die diese Resultate aufnimmt, so zu streichen (I S. 7, A. 3): *et cetera aucune trace*. Noch störender ist ein Wall mit einer Erdbrüstung (Taf. II Fig I) im Widerstand gegen Napoleon III angenommen. Die eigene Arbeit des César wird von den meisten und noch so gering angeschlagen, an

gange die Taktik der britannischen Wagenkämpfer, beide Male aber mit ausdrücklicher Angabe seines Gewährsmannes. Napoleon sagt (II S. 125, Anm.): „J'emprunte cette interprétation des travaux des Romains au livre si instructif du général de Goeler“, das ist nicht die Sprache eines Plagiators. Wo v. Göler eigenes Verdienst hat, erkennt es Napoleon auch bereitwillig an, man darf aber zu v. Gölers Verdiensten nicht auch alles das rechnen, was aus der Betrachtung der Kommentarien sich von selbst ergibt. In dieser Hinsicht fehlt der Hsgeb. recht oft, wie ich an dem Beispiele zeigen will, welches angeblich der durchschlagendste Beweis für Napoleons „wissenschaftliche Ehrlichkeit“ ist.

Während man früher Cäsars festes Lager an der Aisne bei Pontavert suchte, entschied sich v. Göler für das Dorf Berry-au-Bac. „Napoleon III. liefs auf dem vom Verfasser bezeichneten Hügel Nachgrabungen vornehmen, und siehe da! es fand sich das römische Lager genau an der angegebenen Stelle vor. Demgemäß folgt denn Napoleon in der Annahme dieser Örtlichkeit dem Verfasser, ohne jedoch dessen Priorität auch nur anzudeuten, und Rüstow hat nachträglich an dieser Übergangsstelle niemals gezweifelt, während er noch 10 Jahre vorher Cäsars Stellung „wahrscheinlich im Flufsbogen zwischen Pontavaire und Baurieux“, mithin einige Stunden weiter westlich vermutete. In dieser Weise wurden des Verfassers wissenschaftliche Funde von den genannten Schriftstellern annektiert, und würde es zu weit führen, alle derartigen Fälle wissenschaftlicher Ehrlichkeit in diesem Buche anzuführen.“ So steht I S. 64 Anm. 2; im zweiten Teile (S. 195) kommt der Herausgeber noch einmal darauf zurück mit den Worten: „dem genialen Geiste des Verfassers, der mit so sicherem Griffe die Örtlichkeiten der Cäsarianischen Lager bestimmte, dafs sie mit nahezu geometrischer Genauigkeit an den von ihm bezeichneten Stellen von Kaiser Napoleon III. ausgegraben werden konnten“ u. s. w. Die Thatsache ist vollkommen richtig, aber auch sehr einfach zu erklären. „Die Kapitel 5, 8 und 9 des zweiten Buches vom Bellum Gallicum, sagt Thomann (Züricher Programm 1871 S. 1), geben eine so detaillirte und naturgetreue Beschreibung des Bodens, auf dem Cäsar sein Lager schlug, dafs Göler auf Blatt 34 der französischen Generalstabkarte mit grosser Bestimmtheit den Hügel von Mauchamp bei Berry-au-Bac als die fragliche Lokalität erkannte, ja erkennen mufste.“ Also ist es lediglich Cäsars Verdienst, dafs Napoleon das Lager ausgraben konnte und nicht v. Gölers. Übrigens ist auch der Irrtum der Früheren nicht bedeutend, wenn sie die Übergangsstelle 6 oder auch 8 Kilometer (also in keinem Falle „einige Stunden“) weiter westlich suchten. Der Übergangspunkt ist eben an der Hand der Kommentarien nach schlechten Karten ziemlich genau, nach guten ganz genau zu bestimmen. Alle topographischen Untersuchungen

nung dazu rathen lassen.
Beschreibung des Hercynische
fast v. Gölers Worte wieder,
Länge des Odenwaldes und S
nischen Waldes entspreche, z
ganzen Anlage des Buches
glauben; es hätte doch gewi
Werkes nicht den mindesten
als den Urheber dieser neber
fehlte dieselbe ganz, würde si

In seinem Eifer gegen N
dem ganz die Stellung des K
graphischen Kommission. Na
und bezahlt, aber er steht i
gegenüber, man darf nicht di
Rechnung setzen, im Gegente
keit durch nichts besser bev
keit von diesen Vorarbeiten.

Bei der eingehenden Po
französischen Kaiser fällt es c
Reihe wichtiger Ergebn.
sichtigt hat. — Die Helveti
am fünften Tage vor den Kale
der Rhone zu sammeln. Die
richtig umgerechnet = 24. M
die Helvetier gerade auf diese
Berechnungen von Le Verrier

Sequanorum in Rhodanum influit übersetzt v. Göler falsch: „die Saone bildete die Grenze zwischen den Äduern und Sequanern“. Diese Übersetzung entspricht weder dem thatsächlichen Verhältnisse, denn auch auf dem linken Ufer wohnten Äduer, noch dem lateinischen Wortlaute. Napoleon bemerkt, daß *fines* bei Cäsar nur „das Gebiet“ bedeute, nicht „die Grenze“, und daß Cäsar zur Bezeichnung von Grenzflüssen anderer Ausdrücke sich bediene. Er vergleicht I 6, 2: *propterea quod inter fines Helvetiorum et Allobrogum . . . Rhodanus fluit*; 33, 4: *praesertim cum Sequanos a provincia nostra Rhodanus divideret*; VII 5, 4: *quod (flumen Ligeris) Bituriges ab Aeduis dividit*. — Während der Schlacht bei Bibracte kann der Trofs des römischen Heeres nicht seinen Marsch fortgesetzt haben, da Cäsar keine Truppen zu dessen Bedeckung übrig hatte, ich meine Fußsoldaten, denn gallische Reiterei war da, aber für diese Aufgabe gewifs untauglich. Napoleons Annahme, *sarcinae* umfasse (I 33, 3) auch das schwere Gepäck, scheint zuerst eigenmächtig, aber c. I, 81, 6 steht in der That *omnia sarcinaria iumenta interfici iubent*. — Besonders auffällig ist v. Gölers Beschreibung der Stadt Vesontio. Der Verfasser hat Besançon besucht, er erklärt, Cäsars Beschreibung passe noch heutigen Tages vollkommen auf dieses Terrain, und doch sagt er zu der Angabe der Texte, daß der Doubs nur 600 Fufs des Stadumfangs unbespült lasse, keine Silbe, er setzt ruhig 600 Fufs in 240 Schritte (2 Schritte = 5 Fufs) um. Napoleon hat die Entfernung nachmessen lassen und dadurch die Entdeckung gemacht, daß I 38, 5 zu schreiben sei: *reliquum spatium, quod est non amplius pedum <M>DC, qua flumen intermittit*. Da der Doubs seinen Lauf in der Zwischenzeit nur unmerklich verändert haben kann und die heutige Breite der Halbinsel 480 Meter = 1620 römische Fufs beträgt, so ist diese Textesänderung notwendig. Es ist unbegreiflich, daß der General v. Göler den thatsächlichen Unterschied von 408 Schritten (1620 römische Fufs = 648 Schritt) übersehen hat, noch unbegreiflicher aber, daß der Hsgeb. Napoleons Bemerkung kennt (er citiert sie I S. 190 Anm. 3, freilich nur aus Hellers Notiz), aber unbeachtet liegen läßt. — Berry-au-Bac liegt auf dem rechten Ufer der Aisne; da der Hsgeb. auf diese Ortsbestimmung seines Vaters so bedeutendes Gewicht legt, hätte er dieses Versehen nach Napoleon Planche 7 berichtigen sollen. — Die acht Legionen des Jahres 56 verteilt v. Göler so:

Im Gebiet der Allobroger	1 Legion.
In der Normandie	3 Legionen.
In Aquitanien	1 Leg. 2 Coh.
Cäsar führte	2 Leg. 8 Coh.

Somit bleiben für die Flotte keine Legionssoldaten übrig. Napoleon nimmt darum mit gutem Grunde an, daß Galbas Legion bereits aus dem Lande der Allobroger zurückgezogen war und

Darstellungen, wie die *Sciac* natürlich falsch. -- Eine ähnlicher hervorgehoben, *acies* hiesse v. Göler beruft sich auf Livius (II S. 269 Anm. 2) steht et Gelegenheit kommt v. Göler und hält allmählich die *Sac* Ausdruck II 22, 1 *diversis le* „zwei Legionen, die nicht zu der folgenden Seite (I S. 81 gende Einzelheiten anzugebe de bataille), welche je für e mierte für jenen Feldzug die mit der zehnten, und die ell Für diese Behauptungen wär glaube vielmehr, es läßt sich der Regel jede Legion für s Verbindung zweier Legionen heißt c. III 89, 1: *Caesar . caverat. tametsi erat Dyrrac huic sic adiunxit octavam, . atque alteram alteri praesidi* in v. Gölers Sinne, ich bitte aber es ist eben eine Ausnahme auch seine Entdeckung z. B. I 53 die Schlachtordnungen nennen, da jede Legion ihre

als nicht ein Hügel nur den Worten Cäsars entspreche, sondern eine ziemlich große Anzahl (Nap. II S. 86 Anm. 2) sich zur Anzahl biete; gerade gegen das Ochsenfeld aber bringt er, wie mir scheint, durchschlagende Gründe vor. — Die grundlose Vermutung (I S. 209), Labienus sei nach Arlon vorgerückt, gilt auf der folgenden Seite schon als gesicherte Grundlage eines weiteren Schlusses. — I S. 61 heißt es: „das Land aller belgischen Völker nennt Cäsar Belgica, während er unter Belgium blos die Gebiete der Bellovaker . . versteht“. Belgica gebraucht aber Cäsar niemals.

Überhaupt ist Verf. mit festen Erklärungen rasch bei der Hand, wenn es gilt, eine vorgefasste Idee zu verteidigen. Er ändert V 51, 4 die Überlieferung *alii vallum manu scindere in candere*, Cäsar sage *vallum proruere* oder *subruere*, nicht *scindere*. Vgl. aber III 5, 1: *vallum scindere et fossas complere*. — Bei der ersten Überfahrt nach Britannien rechnet v. Göler für jeden Manipel und jede Turme ein Schiff heraus. Der Beweis für die Richtigkeit ist in der Anmerkung I S. 130 enthalten: „Für die zwei überzuschiffenden Legionen sind 600 Reiter zu rechnen, da in der Regel einer Legion 300 Reiter zugeteilt waren“. Diese Regel ist nur für den vorliegenden Fall erfunden; Verf. hat sie auch bereits auf S. 195 Anm. 2 wieder vergessen, denn dort setzt er für jede Legion 400 Reiter an, nur weil Cäsar auch schon 400 hatte. — VII 24, 1 bezweifelt Verf. die Richtigkeit der Überlieferung: *aggerem . . altum pedes LXXX construxerunt*, er möchte lieber XXXX lesen, „welch letztere Schreibung in den älteren Handschriften bekanntlich die geläufige ist“. Diese Behauptung ist unrichtig, in den Cäsarhandschriften steht fast durchgängig XL, und bei v. Göler um so auffällender, als er an anderer Stelle (I 41, 4) gerade mit XL operiert, um seine unnötige Konjektur XC zu empfehlen. (Nebenbei gesagt, XL ist an dieser zweiten Stelle [I 41, 4] handschriftlich gar nicht mehr nachweisbar, es scheint überhaupt nur durch einen Irrtum Scaligers in den Text gekommen zu sein; seit Oudendorp ist diese falsche Lesart verschwunden: v. Göler hat sie aufgegriffen, weil sie seinem Zwecke diene.) Sonst ist von Kenntnis der Überlieferung nichts zu merken; ich würde darüber kein Wort verlieren, wenn nicht Verf. zu VII 11, 6 Nipperdey den Vorwurf machte, er sei ohne Grund von den Codices abgewichen (I S. 239 Anm. 5). v. Göler hat dabei die Codices A B C D bei Nipperdey, die sämtlich *coninebat* haben, übersehen, d. h. die ganze Handschriftenklasse α , auf welcher Nipperdeys Text ruht. Solche Fehler hätten doch in jeder zweiten Auflage nicht stehen bleiben dürfen.

Indessen wird jeder Leser in handschriftlichen Dingen sich anderswo Auskunft holen, aber in militärischen Fragen beruhigen sich die meisten bei dem Urteil des Generalmajors; deshalb dürfte es nützlich sein, hier auf Folgendes aufmerksam zu machen. In der Schlacht bei Pharsalus erscheinen unter den

senatusconsulto iubet
zweite Legion ausdri
sie auch, wenn man
quintam decimam ein
übersehen, er hat el
zu werden. Sie tritt
Buches auf, denn es
XV, *quae cum eo fu*
Nipperdey zu dieser
v. Göler hat offenbar
hätte er seine Konje
nicht gemacht. Dies
andere Nummer, sie
219 sagt). und dam.
seiner Nachfolger übe
fährt Verf. gegen leg
Cäsars Heere gegeben
et I statt *XIII et VI*
„Denn eine legio VI
Vgl. Civ. 3, 88“. Da
läßt sich nachweisen,
auf Cäsars Seite käm
(d. h. der Verfasser c
106, 1: *Caesar . . . ci*
iusserat et altera . . .
Legion heißt es B. Al
secum duxerat Alexanc

angeregt zu haben, und so haben seine Arbeiten alle Reize und Vorteile einer neuen Entdeckung, aber dabei auch alle Fehler, welche nun einmal solchen Forschungen anfänglich stets anhaften. Die weitgehenden Untersuchungen der späteren Zeit, besonders Napoleons Meisterwerk, haben jene ersten Versuche beträchtlich überholt, nicht nur an Umfang, sondern auch an Tiefe und Genauigkeit, und nur eine völlige Umarbeitung sämtlicher Untersuchungen des Verfassers von kundiger Hand hätte dem alten Buche neuen Wert verleihen können.

- 19) E. A. v. Gölers, Übersichtskarte zu Cäsars gallischem Krieg, von General Frhr. Aug. v. Göler entworfen und mit erläuterndem Text begleitet. 1: 2 500 000. 2. verb. Aufl. Freiburg, Mohr, 1884. gr. fol. Mit Text. 14 S. gr. 8. 1,50 M.

Die Karte hat durch zahlreiche Nachträge und Berichtigungen gewonnen, auch im Register ist manches hinzugefügt oder geändert, Karte und Register stimmen jedoch nicht immer überein.

- 20) C. Fr. Meyer und A. Koch, Atlas zu Cäsars bellum Gallicum für die Schule bearbeitet. Essen, Baedeker, 1879. 1,20 M.

Die ersten Anzeigen dieses Atlas (Jahrb. f. Phil. und Paed. Bd. 120 S. 267—276 und Zeitschr. f. das Gymn.-Wesen Bd. 33 S. 473) lauten außerordentlich günstig. Inzwischen sind v. Kampens Descriptiones völlig erschienen und haben jene Darstellungen ganz in den Schatten gestellt: ein Blick auf die Karten Gergovia hier und dort genügt, um den Abstand beider Publikationen zu ermessen. Wissenschaftlichen Wert besitzt der vorliegende Atlas gar nicht.

- 21) O. Schambach, die Reiterei bei Cäsar. Gymn.-Progr. Mühlhausen i. Th. 1881. 36 S. 4.

- 22) O. Schambach, Einige Bemerkungen über die Geschützverwendung bei den Römern besonders zur Zeit Cäsars. Progr. Altenburg 1883. 19 S. 4.

Verf. versteht es vortrefflich, aus den wenigen Notizen das Material herauszusuchen und so geschickt aufzubauen, dafs man seinen Entwicklungen mit Vergnügen folgt; dabei ist besonders hervorzuheben, dafs er immer bemüht ist, auf dem festen Boden der Überlieferung zu bleiben. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen sind folgende:

Cäsar fand bei der Übernahme des Kommandos keine Reiterei vor, erst durch das Aufgebot der Gallier erhielt er 4000 Reiter, deren Leistungen bekanntlich sehr gering waren. Seit dem Winter 57/56 aber werden neben den Aufgeboten, die im Winter jedesmal wieder in ihre Heimat zurückkehrten, wiederholt Reiterabteilungen erwähnt, die Sommer und Winter beim Heere bleiben, Sold empfangen und meist den einzelnen Legionen zugeteilt sind. Am deutlichsten tritt der Unterschied dieser beiden Gattungen aus dem Anfange des fünften Buches (V 2, 4 und V 5, 3) hervor. Cäsar berichtet zuerst, dafs er — vor Beginn des eigentlichen

wirklich bestand, umfasste sie
schwader. Die niederen Char
ländern der betreffenden Nat
aber waren in der Regel Ri
wissen wir nicht viel, Schan
Kombination heraus, dafs Cäs
Bewaffnung beibehalten hat.
teristische Waffe der römische
zweispitzige Stofsstange (*cont*
mentarien weder erwähnt, ne
auf ihre Anwendung geschlo
Kulturvölker von den Barb
schwere Rüstung, ist für Cäs
Von den 1000 gallischen Rei
seinem Vater zu dem partl
Plutarch (Crassus 25, 8) ihr
Wurfspeere) seien den Panze
geblieben, während ihre un
Stofslanzen der Feinde pre
jedenfalls nicht römisch bew

Die cäsarische Reiterei
scharfen Gangarten zu attacki
z. T. sogar mit schwerbewa
langsameren Tempo und ver
der Rotten. Das Gegenteil
bildete die Ausnahme und v
hohen (VII 80). — Diese Ve

weiter, indem er Antesignanen mit der Reiterei verband, d. h. einzeln unter die Reiter mischte. Unter Antesignanen versteht Schambach mit Zander (Andeutungen zur Gesch. des röm. Kriegswesens. Ratzeburg 1859) die Soldaten der ersten vier Kohorten, in welchen vier Kohorten die ältesten und erprobtesten Leute und von den jüngeren Soldaten diejenigen dienten, welche wegen besonderer Tapferkeit und Umsicht aufer der Reihe avanciert waren. Aus diesen Antesignanen wählte Cäsar junge und schlagfertige (d. i. ohne Gepäck) Mannschaften aus und gab ihnen Waffen, wie sie die zum Reitergefecht notwendige Beweglichkeit erfordert, liefs sie zwischen der Reiterei kämpfen und erzog sie durch tägliche Übung in dieser Kampfweise zu hinreichender Erfahrung. Es waren also Legionssoldaten wie alle anderen, sie trugen auch auf dem Marsche ihr Gepäck, ihre Bewaffung war ebenfalls dieselbe, nur waren für sie die leichtesten Ausrüstungs- und Waffenstücke aus der ganzen Legion zusammengesucht, vielleicht waren ihnen die Beinschienen abgenommen.

Diese Auseinandersetzung ruht auf schwachen Füfsen, denn nirgends werden die ersten vier Kohorten irgendwie ausgezeichnet: das Citat (S. 30 Anm. 6): 'qui propter eximiam virtutem in superiorem ordinem traducti sunt' scheint Schambach aus dem Gedächtnis niedergeschrieben zu haben, es erinnert teils an c. I 46, 4: *in his Q. Fulginius ex primo hastato legionis XIII, qui propter eximiam virtutem ex inferioribus ordinibus in eum locum pervenerat*; teils an VI 40, 7: *Centuriones, quorum nonnulli ex inferioribus ordinibus reliquarum legionum virtutis causa in superiores erant ordines huius legionis traducti*; beide Male aber ist von Centurionen die Rede, nicht von Soldaten. Nur die erste Kohorte jeder Legion nahm eine besondere Stellung ein, vgl. V 15, 4: *duabusque missis subsidio cohortibus a Caesare atque his primis legionum duarum*. — Für die cäsarischen Legionen kommt das schwere Pilum, dessen Polybius Erwähnung thut, nicht mehr in Betracht, die Soldaten führten nur das leichte Pilum. Zeigen die gefundenen Pilen wirklich eine so erhebliche Verschiedenheit an Gewicht? Und sind bei unsern Ulanen Lanzen von Tannen- und Eschenholz n e b e n e i n a n d e r im Gebrauch? Die Frage über die Stellung der Antesignanen ist nach meinem Dafürhalten noch immer nicht gelöst.

In allem, was sich auf das Geschützwesen bezieht, sind die Römer durchaus von den Griechen abhängig und haben ihre Vorbilder nicht erreicht; die Artillerie hat bei ihnen nie ein Hauptmittel des Angriffs gebildet, sondern neben Widder und Angriffsdamme stets eine äußerst bescheidene Rolle gespielt. Hauptsächlich diente das Geschütz zur Städteverteidigung, große Städte hielten oft bedeutende Geschützmassen, aber auch die Landstädte waren armiert, z. B. Corfinium c. I 17, 3. Die Herstellung der Geschütze kostete viel Mühe und Zeit, darum zog man es im

die auf Turmen oder auch in
ruhten; bei Cäsar wird z. B. d
dem Schutze des auf der F
führt. Zur Zeit des Vegetius v
regelrecht organisierten Feld
hatte 55 *carroballistae* und
führten die Legionen regelmä
aus Tacitus wissen. Wann d
geschützen an die Legionen
festzustellen, unzweifelhaft ab
57 stets Geschütz für den F
und wahrscheinlich ist es au
weisung von Geschütz an die
hat. Diese Feldartillerie die
Lager, im Jahre 57 aber a
Schlachtreihe. In der Kaiser
Beschießung einer festen Stei
henden Infanterie-Angriff ein
weilen, um einen Flußüberg
Kriege ist diese Verwendung z
denkbar. Zum Schlusse bespri
lichkeit des Schusses und die
schütze auf Grund der cäsaris
dieser Zeit lediglich Legionss
der Geschütze gewesen seien.

24) H. Bruncke, Die Rangord
Wolfenbüttel 1884.

Die ältesten Studien über

μετὰ δὲ τούτους ἐτέραν ἐκλογὴν ἄλλων δέκα ποιοῦνται (*centuriones posteriores*) καὶ τούτους μὲν ἅπαντας προσηγόρευσαν ταξίαρχους, ὧν ὁ πρῶτος αἰρεθεὶς (*primus pilus*) καὶ συνεδρίου κοινωνεῖ. Und weiter: καὶ τὸ μὲν μέρος ἕκαστον ἐκάλεσαν τάγμα καὶ σπειραν (= *manipulus*) καὶ σημαίαν (*signum* = *manipulus*), τοὺς δὲ ἡγεμόνας κεντουρίωνας καὶ ταξίαρχους. δύο δὲ καθ' ἕκαστον τάγμα ποιούσιν ἡγεμόνας εἰκότως, ἀδήλου γὰρ ὄντος καὶ τοῦ ποιῆσαι καὶ τοῦ παθεῖν τι τὸν ἡγεμόνα τῆς πολεμικῆς χρείας οὐκ ἐπιδεχομένης πρόφασιν, οὐδέποτε βούλονται τὴν σπειραν χωρὶς ἡγεμόνος εἶναι καὶ προστάτου. παρόντων μὲν οὖν ἀμφοτέρων ὁ μὲν πρῶτος αἰρεθεὶς (hier *centurio prior*) ἡγεῖται τοῦ δεξιοῦ μέρους τῆς σπείρας, ὁ δὲ δευτερός τῶν εὐωνύμων ἀνδρῶν τῆς σημαίας ἔχει τὴν ἡγεμονίαν. μὴ παρόντων δ' ὁ καταλειπόμενος ἡγεῖται πάντων. Aus diesen Worten ergibt sich: 1. dafs die Centurionen selbst zu den Altersklassen gehören, deren Mannschaft sie führen; 2. dafs der angesehenste aller 60 Centurionen der *primus pilus* ist, somit werden wohl auch in der Klasse der *principes* und *hastati* die *primi* ein gröfseres Ansehen genossen haben. Es steht aber nichts davon bei Polybius, dafs der *centurio prior* den ganzen Manipel geführt habe und also Vorgesetzter des *posterior* gewesen sei: „so wenig wie es später einen besonderen Führer der Kohorte, ja lange Zeit hindurch einen solchen der ganzen Legion gegeben hat, ebensowenig ist der *centurio prior* — *sit venia verbo* — Kompagniechef gewesen“. Bruncke stellt jeden Rangunterschied zwischen den *priores* und *posteriores* in Abrede, er beruft sich auf Liv. I 36, 7: *neque tum Tarquinius de equitum centuriis quicquam mutavit; numero alterum tantum adiecit . . posteriores modo sub isdem nominibus, qui additi erant, appellati sunt*. Danach sagt er: „Seit uralten Zeiten gab es 30 Hundertschaften (*centuriae*) Schwerebewaffneter in der Legion, also konnten nach römischen Begriffen auch nur 30 eigentliche Centurionenstellen vorhanden sein; darum stellte auch Camillus 30 *ordines* in die Offensive (vgl. Philologus 1881 S. 368 ff). Sollte jetzt die Zahl der Centurionen unter scheinbarer Wahrung der alten Verhältnisse verdoppelt werden, so mußten die zweiten Dreifsig durch irgend einen Zusatz von den früheren unterschieden werden, der einfachste war *posteriores*.“ Es ist demnach ein Unterschied zu statuieren zwischen den *primi ordines* (6), d. h. den Führern der ersten Kompagnie in der betreffenden Altersklasse, und den übrigen 9 (insgesamt 54) *inferiores ordines*. Ein regelrechtes Aufrücken in der letztgenannten Klasse ist nicht nachweisbar; es läßt sich aus den vorhandenen Stellen nur schliessen, dafs der *primus* beim Übertritt in eine andere Altersklasse wieder als *primus* dieser Klasse eingestellt wurde, dafs also bereits in der Manipularlegion die *primi ordines* die Elite der Centurionen bildeten.

selbst das von ihm jene
denn fast alles, was dies
Widerspruch mit unserer

Auf den Inschriften
Centurionen, welche wahr
die bereits den Abschied
fach *centuriones*, zur volle
findlichen Centurio gehö
Hiernach sind an den St
einer Zahl die Rede ist,
gegebenen Kohorte zu ve
*Caesar . . . ab octavis
pronuntiavit*. Das kann
8 Kohorte in die Ehrens
entsprechend sind die öft
rum ordinum centuriones als
sehen. Marquardt ist beka
priores für die Kohortenfü
jeder Centurio avancierte,
von der 10. Kohorte bis
in die höhere Klasse wied
macht Bruncke mit Recht
Fiktion Marquardts sei, ur
Vegetius II 21 bei genaue
liert, denn der erste Teil
den *centuriones*. Außer
eine andere Stelle desselbe

neun Kohorten? A. Müller suchte im *Philologus* 1879 S. 127 ff. nachzuweisen, daß der *decimus pilus* zum *nonus hastatus posterior* aufgerückt sei, und auf den ersten Blick scheint die Inschrift Corp. VIII 2877 völlig überzeugend: Flavius Virilis diente als Centurio in 6 Legionen, er war zuletzt *nonus hastatus posterior*, avancierte also bei seinen 6 Versetzungen um 6 Stellen, denn der *nonus hastatus posterior* nimmt nach Müller die 54. Stelle ein (nach Marquardt die 59.). Dieser Centurio aber starb in seinem 70. Lebensjahre, er hatte 45 Dienstjahre hinter sich, da hätte er es doch unbedingt weiter bringen müssen; wäre er untüchtig gewesen, hätte man ihm gewiß längst den Abschied gegeben. Jedenfalls avancierten andere Centurionen viel schneller, wie die Inschriften zeigen, ja einer derselben trat sofort als *octavus pilus prior* (also in die 43. Stelle) ein; vgl. Corp. V 7004.

Bruncke teilt danach die Centurionen nur in zwei Rangklassen, nämlich Centurionen der ersten Kohorte, *primi ordines*, und im Gegensatz dazu alle übrigen als *inferiores ordines*. „Von welcher Stelle aus die Centurionen in die *primi ordines* kamen, war ganz gleichgiltig, ebenso gleichgiltig war, wenn sie einmal dieses Ziel nicht erreichen sollten, in welcher der übrigen neun Kohorten sie ihren Dienst thaten.“

Ob dieses letzte Resultat richtig ist, getraue ich mich nicht zu sagen, der Superlativ *infimi ordines* neben *inferiores ordines* deutet doch wohl auf eine weitere Gliederung der Rangklassen. Vielleicht führt eine spätere Untersuchung dieses Punktes auch noch zu festen Ergebnissen. Im übrigen aber stimme ich dem Verf. vollkommen bei; er hat durch seine unbefangene und umsichtige Behandlung dieser schwierigen Frage endgiltig festgestellt, daß unter den *primi ordinis* die sechs Centurionen der ersten Kohorte zu verstehen seien, und alle abweichenden Ansichten völlig widerlegt. Der Irrtum, daß jeder *prior* Vorgesetzter des entsprechenden *posterior* gewesen sei und daß jeder *pilus* die ganze Kohorte befehligt habe, wird nun hoffentlich auch aus den Handbüchern und den Erklärungen zu den Autoren bald gänzlich verschwinden.

- 25) G. Braumann, Die Principes der Gallier und Germanen bei Cäsar und Tacitus. Progr. des k. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Berlin 1883. S. 44. 4.

Aus dem Worte *principes* allein erhalten wir keine Auskunft über die Stellung derselben im Staate, diese ist nur aus den sonstigen Angaben über die Zustände des betreffenden Volkes zu entnehmen.

Das Volk der Gallier teilte sich in *civitates*, diese schieden sich in *pagi*, welche eine gewisse Selbständigkeit innerhalb der *civitates* besaßen und im Kriege gesonderte militärische Abteilungen bildeten. Als Trägerin der Souveränität ist die Volksver-

dem Senat, nie mit der
über Krieg und Frieden,
hatte in politischen Ange-
legenheiten. Außerdem gab es
nicht Königsherrschaft be-
stimmte jährlich vom Volke erwähl-
te Kriegsämter, bestimmt und
concilium armatum, neben
den ebenso nur im Falle
anderer Ämter, die im Fri-
eden im Unklaren.

Die Schranken dieser
persönlichen Einflusses mächtig
gesehenen Edelleute, welche
in den Rängen stehen und mit ein-
setzen oft die folgenschweren
Obrigkeit durch. Diese si-
nd der Adel der Geburt, Reich-
thum und Ansehen bei der Volksmenge
obaeerati, clientes, ambacti (
capites keine amtliche Stellen)
Civilämter und militärische
die Vollmacht zu wichtiger
Vertretung ihrer Völker au-
nahmen es vielfach auf eigent-
lich gewaltsam eine andere Rich-

Magistratur. Innerhalb der Bezirke, in die das Gebiet eines Volkes geteilt war, sprachen *principes* Recht, ihnen stand ein Rat von je 100 Mann zur Seite. Letztere gehörten nach Angabe des Tacitus zum Volke (*ex plebe*), also sind die *principes* jedenfalls als Adlige anzusehen, ihr Amt war ihnen auf Lebenszeit übertragen. Sie hießen *principes* nicht dieses Richteramtes wegen, sondern wegen ihres Geburtsadels; die Bedeutung des Reichtums tritt bei den germanischen Großen mehr zurück, weil das Volk noch nicht zu festen Wohnsitzen übergegangen war. Auch die germanischen *principes* stützten ihr Ansehen durch stattliche Gefolgschaften wie die gallischen, das Gewicht ihrer Stellung beruhte auf rein privatem Ansehen, nicht auf legaler Übertragung.

Dies sind in kurzem die Resultate dieser gründlichen und wohlgedachten Untersuchung; die eingehenden Begründungen des Verfassers werden den Leser überall leicht überzeugen. Nur zwei nebensächliche Punkte (*factiones* S. 29 und *auctoritas* S. 30) sind mir dunkel geblieben.

26) P[fitzner], Die Belagerung von Alesia. N. Jahrb. für Phil. u. Paed. Bd. 120 S. 102—109, 113—121, 172—179.

Die dreizehnte Tafel der Descriptiones von v. Kampen gab dem Verf. die Anregung, die Belagerung von Alesia aufs neue zu betrachten. Er entwickelt seine Ansichten in ausführlicher Darstellung an der Hand des cäsarischen Textes und sieht sich wiederholt veranlaßt, gegen v. Kampens Zeichnung Bedenken zu erheben. Besonders weicht Pfitzner darin ab, daß er den Entscheidungskampf auf den M. Bussy verlegt (v. Göler), nicht auf den M. Réa, wie v. Kampen nach Napoleon gethan hat. Die Abhandlung enthält manchen Einzelbeitrag zur Aufklärung der strittigen Punkte, aber die Darstellung der *cippi* ist mißlungen, wie bereits von Wartenberg (ebenda S. 276—278) gezeigt worden ist.

27) General K. v. Veith hat in der Monatsschrift für die Geschichte Westdeutschlands eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, durch welche er die topographischen Angaben Napoleons zu berichtigen sucht. Er verlegt das castellum Aduatuca nach Limburg (IV 419—427); das Lager des Labienus im Jahre 54 ins Dorf Izel an der Semois, das Lager des Labienus im Jahre 53 nach Arlon, die Schlacht des Labienus gegen die Treverer an die Alzette bei Luxemburg (V 145—159); das Lager des Q. Cicero nach Namür (V 275—299); die Schlacht gegen Ariovist in die Nähe von Belfort (V 495—513); die beiden Rheinübergänge in die Gegend zwischen Köln und Bonn (IV 87—112); und das oppidum Aduatucorum auf den Mont Falbize bei Huy (VI 229—239). Diese Resultate fußen auf eigenen Terrainstudien und sind durch beigefügte Kartenskizzen veranschaulicht.

ronen. Bergk findet ein
nur durch die zwiefach
schreibt *ad flumen Calb*
flumen Scaldem, quod in
Gelbis, sei die Kyll. (Anm.
angeführten Schrift)

29) K. Seldner, Das Schi-
gymnasium in Mannhe

Mommsen hatte nach
Ebene östlich von Phersa
nahme wendet sich Seldn
stellung an, welche nur (c
ganze Untersuchung ist c
Karten in ein neues Stad
Enipeus nicht ein kleines
austrocknet, sondern ein
benbogige Brücke führt.
früheren, von Leake sta
mit dem Tsarnali: letztere
sala, dies ist der Enipeus
armes Bächlein dicht an c
Schlachtbeschreibung nich
v. Göler das Schlachtfeld
dicht unter den Höhen, di
abschließen. Cäsar hatte
Stellung genommen, etwa

erdings mit dieser Annahme im Widerspruch, Seldner hofft, es bald Ausgrabungen die volle Gewissheit bringen werden¹⁾.

Die Rheinbrücke²⁾.

) Rud. Maxa, Die Rheinbrücke in Cäsars comment. de b. G. IV 17. Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. XXXI S. 481—498.

Unter *fibulae* versteht Maxa Querhölzer, deren je zwei an jedem Balkenpaare angebracht waren: je eines außerhalb, auf welchem der Querbalken ruhte, je eines innerhalb und zwar über dem Querbalken. Diese *fibulae* unterscheiden sich wenig von den übrigen Querriegeln, welche die einzelnen Balken jedes Balkenpaares verbanden, nämlich nur durch die festere Einfügung. Und will es auch Verfasser entschieden verstanden wissen, denn er versetzt S. 491: „Je zwei einander gegenüberstehende Joche wurden durch oben aufgelegte Balken auseinandergehalten, indem während sonst nur einzelne *fibulae* die beiden *tigna* eines jeden Paares verbanden) am äußersten Ende derselben (dort, wo die Querbalken aufgelegt wurden) deren je zwei in Anwendung kamen.“

) Th. Maurer, *Cruces philologicae*. Mainz, Diemer, 1882. VI u. 40 S. 8. 80 Pf.

Maurer stellt die Jochpfähle nicht zu zweien nebeneinander, sondern alle vier in Längsrichtung mit dem Strom hintereinander. Der Querholm ruht demnach auf den vier Jochpfählen, die sämtlich in den Holm eingezapft sind; die *fibulae* erklärt Verf. als Ahlufskeile, die von oben durch den Querholm hart an die Außenseiten der Jochpfähle getrieben sind und dem Ganzen Halt geben. Die Zulässigkeit dieser Konstruktion ist von verschiedenen Seiten angefochten worden, wodurch sich Maurer veranlaßt gesehen hat noch zweimal auf denselben Gegenstand zurückzukommen. Die sehr bezeichnenden Titel lauten: Noch einmal Julius Cäsars Brücke über den Rhein. *Vademecum für Herrn August Rheinhard, Baurat in Stuttgart*. Mainz 1883 und: Und noch einmal die Cäsarbrücke. *Zugleich wider Kliquesensententum*. 1884. Letztere Schrift ist besonders gegen meine Besprechung in der *Berl. Phil. Wochenschrift* 1884 Sp. 200f. gedacht.

) A. Rheinhard, *Cäsars Rheinbrücke. Eine technisch-kritische Studie*. Mit 3 Abbildungen. Stuttgart, P. Neff, 1883. 16 S. 8. 40 Pf.

Die Konstruktion weicht darin von den anderen Versuchen ab, daß die *fibulae* einen festen Dreiecksverband bilden, welcher

¹⁾ Zu demselben Resultate ist auch B. Perrin gekommen. Vgl. *American Journal of Philology*. 1885. No. 22.

²⁾ Vgl. zu diesem Abschnitt E. Hübner, *Neue Studien über den nördlichen Grenzwall in Deutschland* (Bonn, Georgi, 1885) S. 121—128, wo besonders die topographischen Annahmen mit ruhiger Klarheit besprochen werden.

Konstruktion endgiltig w
33) Rudolf Schneider,
schrift 1994. Sp. 161

In diesem kurzen A
Napoleon im wesentliche
die *fibulae* müsse man a
Zweck, Schiebungen des
Zweck kann man durch
leicht noch auf andere
nicht weiter streiten will
späteren Veröffentlichung
Standpunkte aus kann
Schulwörterbuch S. 159
guteisen. Jedenfalls ka
der Brücke bauen, das d
Gesetzen der Technik ent

34) A. Schleufsinger, St
Lindauersche Buchhdlg.

Auf S. 30 gibt Ver
suchung an: Die *tigna ses*
gerammt, sondern nur so
rissen werden konnten; i
Abl. abs.; die *tigna sesquij*
der *machinatio* aus mit de
utrinque fibulae versehen;
nur auf der einen Seite a
lich verschieden: *unctura i*

und Rheinhard, wodurch er dazu geführt wurde, seine Ansicht über den Text zu ändern und zu vermuten: *(ab extrema parte) distabat* und dafür die eingeklammerten Worte vor *distinebantur* wegzulassen. Er übersetzt: „diese Pfahlpaare wurden, nachdem obendrauf Balken von zwei Fufs Dicke soweit, als das Bindeglied dieser Pfähle vom Endstück abstand, eingelassen waren, jedes vermittelst zweier, an beiden Seiten angebrachten Holzklammern auseinander gehalten“.

35) H. J. Heller hat diese Arbeit eingehend besprochen im Philol. Anz. XIV S. 531—548; das wohlbegründete Urteil lautet: „die Arbeit Schleussingers hat die Erklärung des Cäsarschen Brückenbaues um nichts gefördert, wohl aber eine Menge von Irrtümern zu Tage gebracht, denen ich entgetreten zu müssen geglaubt habe, um die Sache, soweit sie bis jetzt schon aufgehellert worden war, nicht wieder verdunkelt und unklar werden zu lassen.“ Bei dieser Gelegenheit hat Heller seine eigenen Ansichten über die einzelnen Brückenteile noch einmal in ausführlicher Besprechung dargelegt.

Hieraus hebe ich besonders hervor, dafs v. Cohausen in seiner Denkschrift für den Kaiser Napoleon das wirklich feste Einrammen der Pfahlpaare für durchaus zulässig, ja eher für nötig erklärt hat. Diejenigen, welche den bekannten Aufsatz des Obersten v. Cohausen so warm empfehlen, mögen doch ja diese Bemerkung beachten, vielleicht werden sie hierdurch und durch Rheinards Einspruch gegen die Zulässigkeit des Wiedenverbandes endlich einmal stutzig. Weiter stellt Heller fest, dafs die neueren Fragen, wie tief die Tragebalken eingerammt waren, ob Nadelholz oder Eichenstämme verwendet wurden, ob auch der *praefectus fabrum* seinen Anteil an der Konstruktion habe, ganz müfsig seien. Im übrigen bleibt Heller bei seinen früheren Annahmen, dafs mehr als eine *iunctura* vorhanden gewesen sei, dafs die *defensores* schräg und von der Brücke getrennt gewesen seien, dafs die Worte *quantum . . distabat* der genauen Beschreibungsweise, wie sie Cäsar auch sonst zeige, entspräche, endlich, dafs die *fibulae* je vier eingetriebene Bolzen waren, die an den Kanten der *tigna* (*ab extrema parte*) vorübergingen.

Sehr treffend sagt Heller S. 542: Es ist für die Auslegung der Kommentarien ein Unglück gewesen, dafs die Techniker irgend eine von ihnen für leicht ausführbar gehaltene Verfestigungsweise, die sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatten, durchaus in die Stelle des römischen Schriftstellers haben hinein interpretieren wollen, ein anderes Unglück, dafs die Philologen dieser angeblichen Einsicht der Bauverständigen Rechnung tragen zu müssen geglaubt haben. Die Ingenieure sagen nämlich ganz einfach: „So würden wir es unter den Umständen angegriffen haben, folglich kann Cäsar es auch nicht anders gemacht haben“.

ehe er die Volkstribun
der Pompejaner fehlten
ausreden; Cäsars Anga
durch Ciceros Andeut
letzte Abweichung (be
sium) ist unbedeutend
pompejanischen Stande
Fragen, die mit der Pa
mutet ganz ansprecher
vor diesem nach Sicili
Landung Cato diese I
S. 448 und II S. 4);
15, 5 bereits angemerl
Pompejaner in Corfin
Ciceros Briefen finden,
vielmehr dieselben ergä

In der Einleitung
Plutarch und Appian
griechischen Bearbeitun
gutem Erfolg wendet e
eine Lücke ansetzt, in
C. Antonius und P. Co
bereits c. III 4, 2 *his*
Vorfälle hinweist, so
Basiner entscheidet sich
der Anfang von II 22 *i*
fectus, der sich ohne c

0 Quadratmeilen in der Gegend von Hessen bewohnten. Sie eten einen einzigen Volksstamm, erst bei Tacitus wird *Suebi* Sammelname für viele Völkerschaften, die zwischen Tacitus l Cäsar liegenden Schriftsteller verbinden mit dem Namen bi einen höchst unklaren Begriff. Die Nachkommen der ben Cäsars findet Lehmann in den Chatten, so hieß das Volk h schon zu Cäsars Zeiten, das jährliche Aufgebot nur trug den en *Suebi*, d. h. die Schweifenden, den die Nachkommen dann hlich dem ganzen Volke beileigten. Dieser „Beitrag zur Ethno- hie der germanischen Urzeit“ wird den Historikern schwer- genügen.

H. Koechly, *Cäsar und die Gallier*. Zweite Ausgabe. Heidel- berg, Carl Winter, 1882. 59 S. 8.

Dieser geistvolle Vortrag, unmittelbar nach Beendigung des ten französischen Krieges gehalten, hat schon bei seiner ersten öffentlichung in den weitesten Kreisen die lebhafteste Teil- me gefunden. Der tief durchdachte Inhalt und die meister- e Form fesseln den Leser vom Anfang bis zum Ende, die raschenden Streiflichter auf die Ereignisse der Jahre 1870 und 1 sind jetzt noch so wirksam, wie sie es damals waren. Es ührt deshalb der Verlagsbuchhandlung für den Wiederabdruck er Dank.

G. A. Saalfeld, *C. Julius Cäsar. Sein Verfahren gegen die gallischen Stämme vom Standpunkte der Ethik und Politik*. Hannover, Hahnsche Buchhandlung, 1881. VI u. 34 S. 8.

Man sucht in dieser kleinen Abhandlung vergebens nach nd einem beachtenswerten Gedanken; vermutlich hat nur ein erer Anlaß, das 25jährige Amtsjubiläum des Gymnasialdirek- G. Kern, dem dies Schriftchen gewidmet ist, die Veröffent- lung verursacht.

M. Jähns, *Cäsars Kommentarien und ihre litterarische und kriegswissenschaftliche Folgewirkung*. — Siebentes Beiheft zum Militär-Wochenblatt. Berlin, Mittler und Sohn, 1883. S. 343—386. S. 0,50 M.

Major Jähns beabsichtigt in dieser Abhandlung, die er als den läufer seines Handbuchs einer Geschichte des Kriegswesens der Urzeit bis zur Renaissance bezeichnet, ein allgemeines der Cäsarlitteratur zu bieten, ohne den Anspruch auf Voll- digkeit zu erheben. Als Einleitung dienen kurze Worte über rs kriegerische Persönlichkeit, über den allgemeinen Inhalt Kommentarien und ihre Verfasser. Zum Schlufs folgen kleine hnitte über Stil, Entstehungszeit, Zweck und Glaubwürdigkeit der nmentarien und über ihren Wert für das militärische Studium. es letzte Kapitel befriedigt nicht recht, da Jähns mit seiner nen Meinung nicht heraustritt; mir scheinen die Worte drichs des Großen durchschlagend: un général de nos jours

hängig von Hellers At
standen hat. Besonde
selbständig beurteilen
logen zu befragen.

Zu d

41) Eduard Fischer, I
und das bellun
zu Passau 1890. S.

Man hat sich seit
A. Hirtius als den Ver
drinum anzusehen. U
VIII erwiesen, erstens
VIII feliciter A und: *A*
explicit β mit unerheb
pelte Zeugnis des Suet
Oppium putant, alii H
imperfectumque librum
Briefe an Balbus, der
Worten ein: *De isdem*
kurzen Brief des Hirtiu
beiseite gelassen, Fische
omnia perire, quae fun
caedibus pervertuntur
VIII 25, 1: *atque omnia*
es ist ihm aber schon
dafs diese Verbindung

tesänderungen, die entschieden sehr bedenklich sind. Da es llich feststeht, daß Hirtius an den Kämpfen in Alexandria it teilgenommen hat, so schreibt er statt 3, 1 *quae a nobis viderant* und 19, 6 *pugnabatur a nobis ex ponte* beide Male *ostris*; es kann jedoch hierfür das Zeugnis der ältesten Ausen nicht geltend gemacht werden, die an letzterer Stelle a ris haben, da ihnen die Hss. samt und sonders gegenüberen. Fischer sucht nun durch Vergleichung beider Schriften inigen allgemeinen Beziehungen und weiter durch sprachliche rterungen festeren Boden zu gewinnen. Seine durchaus unbenenen Untersuchungen führen zwar zu keinem positiven Reate, aber sie liefern doch manche sehr beachtenswerte Ernisse. Das Wort *commentarius* ist von Hirtius mit Vorliebe wendet, im B. Alex. kommt es nicht vor; der sog. Plur. est. findet sich bei Hirtius nicht, im B. Alex. viermal; das ktivum *naturale* steht dreimal im B. Alex., bei Hirtius gart; *explorator* und *explorare* fehlen im B. Alex., ebenso *plenus insequens* = *proximus*. Umgekehrt fehlen im BG. VIII *pugna proficere* (vom militärischen Erfolg) ganz, *pugnare* steht al im B. Alex. gegen zweimal in BG. VIII, Hirtius bevor: statt dessen das Wort *proeliari* (12:4). So fehlen bei ius auch *subsidium* (8 Stellen im B. Alex.); *incolumis* (5); *lutari* (3), *versari* (5), *omnino* (5), *praeterea* (7). Dies sind ein paar Beispiele aus der reichen Sammlung des Verfassers, meine, sie genügen bereits, um den Satz desselben zu rechtmgen: „Ich schliesse mit Vielhabers Worten: es ist noch nicht esen, daß beide Kommentare von demselben Verfasser men“. Besondere Anerkennung verdient es, daß neben den eichungen auch die Ähnlichkeiten beider Schriften gebührend orgeloben sind. Die Sammlungen, die sich jetzt nach dem kon von Preufs leicht nachprüfen lassen, sind sehr sorg5, und es ist also wohl nur ein Druckfehler, daß *quaestor* im BG. VIII fehlend bezeichnet wird, es steht VIII 2, 1; 2; 38, 1; 50, 1. — Textesänderungen des Verfassers: 2, 1 *itudium* (*armatorum*); 3, 1 *ingeniosissimi*; 20, 3 *parati avidi*; 25, 5 *classis constitisset* st. *conflixisset*; 36, 2 *egna sociorum recipere*]; 71 1 *percurrentem* st. *praecurren74, 3* *comperta* st. *contempta*.

Zum Schlusse mache ich noch aufmerksam auf die sehr essanten topographischen Untersuchungen des inzwischen torbenen Tissot, welche sich ohne die beigegeführten Karten t gut wiedergeben lassen. Der Titel lautet:

Ch. Tissot, La campagne de César en Afrique. ait des Mémoires de l'Académie des Inscriptions et Belles res (Tome XXXI, 2) Paris 1884, Imprimerie Nationale. 61 p. Avec 3 cartes.

Im vorigen Jahrgang
 der Jahresberichte d.
 der wichtigeren Hdsch.
 zuweisen gesucht und
 diesem Verhältnis für
 das die seit dem Ers
 rufene Klasse der sog.
 achtung und Vernachlä
 mein behandelt wird,
 schläge zu einer Anzahl
 schlufs an diese Beiträg
 träge zu dem ersten 1
 von schlagenden Bewe
 bringen, und schlieslic
 änderungen machen.

Die Lesart, welche
 Hss., der Thuanus (*a*),
 (*h*) und der Florentinus
 genden Stellen, in dene
 neueren Herausgebern v
 zu setzen. 1, 19, 1 he
lans in consilio pronunt
 Nipperdey und Dinter (
 aufgenommen; aber *con*

eritus, ne non reducti, sed deiecti viderentur) in *reiekti* geändert haben. *Deicere* wird von Cäsar noch an 8—9 Stellen I 40, 1; VII 28, 1; 36, 7; 51, 1; 1, 37, 3; 3, 23, 2; [35, ; 40, 3; 63, 8) wie hier in der Bedeutung vertreiben, in der Flucht schlagen gebraucht, namentlich, wenn es sich um das Vertreiben von einem höheren Punkte handelt.

3, 105, 4 haben alle Hss. mit Ausnahme von einigen wenigen Hss. *Pergamique . . . tympana sonuerunt*. Die Herausgeber mit einiger Ausnahme von Dübner schreiben *Pergami*, ohne *que*. Einen Grund und weiß schwerlich einer dafür anzugeben. Meiner Meinung nach darf sogar die Kopula nicht fehlen. Jedesmal, wenn ein neues Glied in jenem Kapitel berichtet wird, ist dies vom Schriftsteller in bestimmter Weise als etwas Neues eingeführt. So § 2 *m* constat; § 3 *eodemque* die; dann *hoc idem* Ptolomaidem accidit; § 4 *Pergamique*; § 5 *item* Trallibus. Das über Pergamum gezählte steht ohne Zusammenhang mit dem Übrigen da, wenn man die kopulative Partikel weglässt.

Ebenso wie hier haben 1, 76, 4 alle Herausgeber außer Dübner die Lesart der Hss.: *edicunt, penes quem quisque sit Cæsaris miles, ut producat* aufgegeben und dafür mit jüngeren Hss. *producatur* geschrieben. Ich wüßte nicht, was sich gegen diese Lesart als Aktiv einwenden ließe.

Dafs in allen den Fällen, in welchen die Entscheidung über die zu wählende Lesart lediglich von der hdschr. Grundlage abhängt, die Übereinstimmung von *fhl* gegen *a* den Ausschlag geben würde, habe ich im vorigen Jahrgange nachgewiesen. Zu den Stellen, an welchen auf Grund der in *fhl* enthaltenen Lesart eine Änderung in dem Text unserer Ausgaben vorzunehmen ist (vgl. Jahresberichte XI S. 182) kommen noch folgende:

1, 7, 7 *reliquae legiones nondum convenerant (venerant alle außer Dübner)*.

1, 85, 9 ist das aus *a* in alle Ausgaben übergegangene *etiam* zu streichen, worauf schon Vielhaber aufmerksam gemacht hat. In der Rede gewinnt entschieden, wenn jenes Wort beseitigt wird. *In* heißt es, *novi generis imperia constitui . . . ; in se iura magistratum commutari . . . ; in se [etiam] aetatis excusationem nihil valere . . . ; in se uno non servari, quod . . .* Wäre jenes Glied mit *etiam* das letzte und zugleich etwas Stärkeres als das Vorhergehende, dann hätte ein steigerndes *etiam* seine Berechtigung; so nicht.

2, 9, 2. 3 heißt es: *transversas trabes iniecerunt easque in cubilibus religaverunt*. Darauf folgen in *fhl* und *O* (Dresdens. I) die Worte: *has trabes paulo longiores atque eminentiores, quam tremi parietes erant, effecerunt*. Die Herausgeber lassen sämtlich mit *a* das Wort *trabes* aus, wahrscheinlich weil sie die Wiederholung desselben Wortes unschön fanden oder für überflüssig erachteten. Wäre freilich *axis* immer *masc.*, so wäre die Hinzunahme von *trabes* zwecklos, aber *axis* wurde auch als *femin.*

hdschr. Überlieferung
zwar nicht blofs im B.

So ist im B. C. 3

Byllide zu schreiben.
nur *h*, aber die Lesart
bellidenses (e, wie oft,
diese Form. Statt des
oder *hyblis*. Die Forr
cod. Tegerns. bei Cic.
Hss. zeigen an dieser S
bei *Byllidenses*. Auch P
Βυλλίς. Daneben kom
und *Bullidenses*, wie

3, 4, 5 steht in u
ex Gallograecia. Die Hss.
die Form *Domnilaus* ist
Teil des Namens steckt
Neben Formen wie *Dun*
oft genug keltische Nam
Sidonius, *Domnotonus* |
Den von Hirtius erwähn
(Übrigens führt die Les
auf die Form *Domnacus*.
mengesetzte Namen füh
keltischen Namen) auf S
danach wohl betrachten,
Domnilaus und nicht *Do*

n Heller (Philolog. 17 S. 285) noch eine Bestätigung, das VII, 2 *Domnotauro* zu schreiben sei.

Dafs das griechische *Δυρράχιον* im Lateinischen *Dyrrachium*, nicht *Dyrrhachium* zu schreiben ist, ergibt sich auch ausseren Cäsarhandschriften. Nach dem Zeugnis von Nipperdey und Dübner muß man annehmen, das an den 25 Stellen, an denen der Name dieser Stadt vorkommt, keine einzige von den abgegebenden Hss. *-rrh-* bietet. Das Adjektivum *Dyrrachinus* würde, nach dem Schweigen Nipperdeys zu schließen, an zwei Stellen in cod. *a* ein *h* hinter *rr* haben. Nach dem über den Namen der Stadt Gesagten ist dies aber sehr unwahrscheinlich.

Auch im Bell. Gall. ist in der Schreibung der Eigennamen manches in unseren Ausgaben zu ändern. Über *Haedui* zu schreiben sollte meines Erachtens eigentlich nicht mehr nötig sein, auch nicht der geringste Zweifel darüber sein kann, das Cäsar *aedui* und nicht *Aedui* geschrieben hat. Da aber in allen neueren Ausgaben hartnäckig die von Glück mit ganz unhaltbaren Gründen verteidigte Form *Aedui* festgehalten, ja sogar immer wieder die Form *Haedui* ausdrücklich als falsch bezeichnet wird, soll hier nochmals der Nachweis geführt werden, das *H* nicht beseitigt werden darf.

Betrachten wir zunächst die hdschr. Überlieferung. Der Name jener gallischen Völkerschaft kommt bei Cäsar in den beiden Büchern des Bell. Gall. 124 mal vor, außerdem in dem von Arius hinzugefügten achten Buche noch sechsmal. Von jenen 4 Stellen zeigen sämtliche Hss., die einen selbständigen Wert haben, d. h. der Bongars. (*A*), der Moys. (*Q*), der Paris. (*B*), der m. (*M*), der Thuaneus (*a*), der Vindob. I (*f*) und der Ursin., an 90 Stellen übereinstimmend die Form *Haedui*¹). Die Form *Aedui* (*edui*) findet sich an 34 Stellen, und zwar in der einen Hschr. *Q* 26 mal (an diesen 26 Stellen haben also *ABMafsh edui* oder *hedui*), in *A* allein zweimal, in *M* allein einmal, in *B* ein zweimal oder eigentlich nur einmal (I 37, 2 steht nämlich *edui*, aber unter das *h* ist ein Punkt gesetzt), in *Q* und *B* einmal (doch ist in *B* von erster Hand das *h* hinzugefügt), endlich *AQBM* einmal. Was ergibt sich nun aus diesen Thatsachen?

Alle unsere Hss. aus einem gemeinsamen Archetypus stammen, ergibt sich mit absoluter Gewissheit, das an 123 Stellen dieser Archetypus die Form *Haedui* hatte. An einer einzigen Stelle (VII, 4), an der sämtliche Hss. der Klasse *α aedui* haben, ist die Möglichkeit zuzugehen, das in *X aedui* stand; wahrscheinlich ist es aber nicht. Mit Recht spricht sich daher, meine ich, Dübner hin aus, „*Caesarem aspirasse hoc nomen ex librorum constantia ut liquido efficitur.*“ Wie geht es nun zu, fragt man verwun-

¹) Dafs sich in diesen Hss. teilweise *Hedui* findet, ist für die zu entscheidende Frage gleichgiltig.

sein, diese Schreibung |
nicht um einen eigenen
ein fremdes Wort, dessen
verständigen Kritik ist.“
es bei ihm S. 9ff.: „
Hedui . . . In den Ha
steller, die des Volkes erw
Hedui. Ebenso findet n
und *Hedui*. Auf Münze
(Strab., Ptol., Cass. Dio)
richtige Schreibung des
Keltische hat den Laut .
Sprachen vorkommt. V
findet, ist es nichts als
und Steinmetzen) vor d
schreiben sie *Helvii* für
Ercynia Wo sich
wie dies bei den obigen
weise findet, da mag man
sich unrichtig, beibehalter
die Schreibweise so schv
halten, welche die Spra
Jene Schreibweise aber i
Gehen wir die ein
führung durch. Zunäc
zugeben, „dafs es Aufgal
Form eines fremden Wo
1874

n den Text aufgenommen werden. Und wenn unsere Hss. an allen 124 (oder wenigstens an 123) Stellen mit Sicherheit auf die Form *Haedui* führen, so müssen wir, wenn überhaupt eine Frage durch das Zeugnis der Hss. entschieden werden kann, den Beweis in dem vorliegenden Falle für erbracht ansehen. Man kann es ja allerdings nicht als absolut undenkbar bezeichnen, daß der Schreiber unseres Archetypus oder der seiner Quelle oder ein Leser an sämtlichen Stellen, in denen das Wort vorkommt, ein *h* vorgesetzt hätte, aber Wahrscheinlichkeit hat eine solche Vermutung auch nicht im geringsten. Für den umgekehrten Fall, daß ein Abschreiber die in seiner Vorlage stehende Form *Haedui* konsequent in *Aedui* verwandelt hätte, ließe sich allenfalls ein Grund denken, daß z. B. der Abschreiber ein Gallier war, vielleicht gar ein Aduer, der die ihm geläufige oder von ihm für allein richtig gehaltene Form eingesetzt hätte; aber für eine so ausnahmslose Veränderung des so häufig vorkommenden Namens *Aedui* in *Haedui* wüßte ich mir in der That keine Veranlassung zu denken. Außerdem aber schließt auch die Beschaffenheit unserer Hss. und die Beschaffenheit des aus diesen zu rekonstruierenden Archetypus den Gedanken an eine solche konsequent durchgeführte Veränderung eines so oft vorkommenden Wortes geradezu aus. Es findet sich wohl in dieser und jener Hs. vereinzelt die Hinzufügung eines *h*, aber nirgends bei einem Worte konsequent durchgeführt, und gewöhnlich nur, wo der Schreiber durch ein Mißverständnis, durch falsche Analogie oder durch die Orthographie seiner Zeit verführt wurde. So wurde z. B. gelegentlich *ABEO* (= ab eo) durch Mißverständnis zu *habeo*, nicht selten *cohorta cohorto* st. *coorta*, -o geschrieben, *habundo* bisweilen st. *abundo* u. dergl. Für den umgekehrten Fall, daß ein in der Vorlage stehendes berechtigtes *h* ausgelassen wurde, finden sich ebensoviele, vielleicht sogar noch mehr Beispiele. So oft genug *ac* st. *hac*, bisweilen *ominum* st. *hominum*, *oris* st. *horis*, *ostium* st. *hostium* und Ähnliches. Speziell für die Würdigung des in der Hs. *Q* verhältnismäßig oft sich findenden *aedui* (*edui*) muß ich noch darauf aufmerksam machen, daß gerade von dem Schreiber dieser Hs. recht oft ein *h*, das er in seiner Vorlage fand, ausgelassen worden ist. So z. B. allein in dem Namen *Helvetii* sechsmal (zweimal nachträglich verbessert), in dem nur fünfmal bei Cäsar vorkommenden *Helvii* zweimal. Überhaupt zeigt diese Hs. verglichen mit den übrigen die größten willkürlichen Änderungen und Nachlässigkeiten, namentlich auch in der Setzung und Nichtsetzung des *h*.

Kehren wir jetzt wieder zu der Beweisführung Glücks zurück. Die beiden Hauptgründe, die er anführt, die entscheidende Wichtigkeit der keltischen Form des Namens und Bestätigung der Form *Aedui* durch die Cäsarhss., sind widerlegt. Die übrigen von ihm angeführten Gründe haben sehr wenig, zum Teil gar nichts

hätte nennen können)
Aidoroi, so wird man
Aduer von Plut. erwähn
trotzdem ist die Möglic
Aidoroi geschrieben h
für die Form *Aidoroi* be
wir nur dann haben, we
oft vorkäme und die Hss.
Glück zugiebt, dafs röm
die Abschreiber) öfter ei
keltischen Vokal gesetzt
Helvetii, *Hercynia* geschi
und griechische Schriftste
nach dem Keltischen alle
aspirierte Form in den *i*
beibehalten wissen will.
ständnisse auch für die
sätzen hätte er freilich d.
Hercynia unbedingt verlan
die sich für *Aedui* entsch
stehen lassen, ist etwas, v

Doch Glück ist für
wesen: auch auf Frigell
den schon von Glück an
„id iam monendum est h
et ob eam rem ubi in n
illa furtiva magnam cauti

Petrus Aeduensis vocatum est.“ Die von Frigell neu hinzugefügten Gründe sind genau genommen schon in dem bisher Gesagten gewürdigt. Dafs Eumenius von den *Aedui* spricht und der *Petrus Aeduensis* können beweisen, ebenso wie die Münzen, falls diese übereinstimmend *Edui* bieten, dafs die Ädier selbst sich *Aedui* oder *Edui* nannten, wirkliche Beweiskraft haben sie freilich nur für die Zeit, aus der sie stammen; für die von Cäsar gebrauchte Form sind sie nicht beweisend. Auch wenn wirklich, wie Frigell behauptet, in den Inschriften häufiger *AEDVVS* vorkommt, so ist das für Cäsar von keiner Bedeutung. Und ob in unseren Hss. öfter *h* in ungehöriger Weise zugesetzt als fortgelassen worden ist, kann ich, da ich die betr. Fälle noch nicht zusammengestellt habe, nicht entscheiden, ist übrigens auch recht gleichgiltig. Unhaltbar ist aber sicher die Behauptung, dafs Schreiber, denen auch nur einmal *hae* und *haedificia* in die Feder gekommen war, „quasi pedibus irent“ zu den Formen *haedui* und ähnlichen. Was hatte der Archetypus? Das ist die erste wichtige Frage.

Die ganze Beweisführung geht bei Glück und bei Frigell von falschen Prämissen aus. Man mufs statt dessen folgendermafsen schliessen: Die Cäsarhss. führen in sämtlichen Stellen (eine zweifelhafte vielleicht abgerechnet) mit Sicherheit auf die Form *Haedui*. Dafs diese auch sonst bei den Römern in Gebrauch war, beweisen eine Anzahl Inschriften und die Hss. verschiedener Schriftsteller, z. B. bei Cicero an allen drei Stellen, an denen jene Völkerschaft erwähnt wird (de divin. I 90; ad Att. I 19, 2; ad fam. VII 10, 4), bei Mela III 20, bei Florus I 35 und 44. Und dafs ein *h* in keltischen Namen auch sonst von römischen Schriftstellern hinzugefügt worden ist, beweisen Namen wie *Helvetii*, *Helvii* u. a. Folglich mufs bei Cäsar die Form *Haedui* aufgenommen werden. Die Römer erlaubten sich gerade so gut, wie die jetzigen Franzosen, Engländer, Italiener und wohl die meisten Völker, fremde Eigennamen zu verändern. Wäre freilich Cäsar ein geborener Deutscher gewesen und hätte in unserer Zeit gelebt, so würde er sicherlich genau erforscht haben, wie die einzelnen Volksstämme sich selbst nannten, und würde nicht blofs in der Schreibung, sondern sogar in der Aussprache sich eine Abweichung nicht gestattet haben.

Neben *Haedui* war übrigens auch die Form *Aedui* üblich und bei manchen Schriftstellern, z. B. Tacitus (bei dem nur zweimal die Form *Haedui* in den Historien im Med. erscheint), bei Plinius und bei mehreren Späteren ist diese Form in den Text aufzunehmen.

Von den *Haedui* können wir zu dem bekanntesten Ädier *Divitiacus* übergehen. Dies scheint nämlich nach den Hss. die von Cäsar gebrauchte Form zu sein, nicht *Divitiacus*. Erwähnt wird dieser Mann, der bekanntlich zu den Druiden gehörte, bei Cäsar 19mal, und zwar erscheint an 10 Stellen als fünfter Buchstabe ein *c* in

anderen nicht in Betra-
der Archetypus an 17 S
übrigens läßt sich nicht
nicht gewichtige Gründe
aufnehmen müssen. (s
sprechen, dafür spricht
Name *Divico* und der
zigen Stelle, an welcher
die älteste Hs. gleichfa
zweiter Buchstabe diese
doch an sieben Stellen
lässiges läßt sich hier n
M und *h* fast gar nicht
in allen Hss. der Klasse
sich diese Form in *AQ*,
sie bestimmt in β . Wü
Cäsar gebrauchte Form
nicht, wie es nach Holde
ciacus, bald *Deuiciacus* g
dafs der II 4, 7 erwähnt
Ausgaben ebenso heißt,
acus zu schreiben wäre.
scheinlich sogar alle vier
 β (vielleicht sogar alle) a
fünfter Buchstabe scheint
ist nach Glück S. 5 Anm
Es wäre wünschenswert. (

utruatus. Nach dem Vorgang von Frigell halten nämlich die neueren Hgg. (mit Ausnahme von R. Menge) die Worte *a Gutruato* III 38, 5 für eine in den Text geratene Randbemerkung eines Lesers, worauf schon Oudendorp hingewiesen hatte. Ist diese Annahme richtig, und ich halte sie für begründet, so hat das Vorkommen der Form *Gutruatus* gar keine hdschr. Gewähr. Denn das erste Mal, § 3, steht in jenem Kapitel des Hirtius nicht *utruatum*, sondern in *BMQ gutuatrum*, in *A gutruatum*, in *h utruatum*, und dies ist von derselben Hd. geändert in *guttruum*, und in *a* steht *.m̄. gutruatum*. In *α* hat also höchst wahrscheinlich gestanden *gutuatrum*, in *β* *gutruatum* oder *guttrum*, vielleicht *gutruatum* mit übergeschriebenem *r*. Glück, der ich für *Gutruatus* entscheidet, erklärt S. 110 beide Namen, *Cotuatus* und *Gutruatus*, für „gleich richtig gebildet“, muß aber S. 111 bekennen: „den Namen *Gutruatus* aber zu deuten vermögen wir nicht.“ Ich meine nun, da wir VII 3, 1 in allen Hss. die richtig gebildete und verständliche Form *Cotuatus* haben, und da ferner die Verwechslung von *C* und *G* in Kapital- und Uncialchrift sehr nahe lag und auch *o* und *u* oft genug vertauscht worden sind (vgl. Frigell III 1 S. 43), da außerdem VIII 38, 3 die Lesart von *α* zusammengehalten mit VII 3, 1 für das Nichtvorkommen eines *r* im ersten Teile des Wortes spricht, so ist die größere Wahrscheinlichkeit, daßs an beiden Stellen, wie Frigell schon hat, *Cotuatus* aufzunehmen ist. Und sollten VIII 38, 5 die Worte *a Gutruato* wirklich von Hirtius herrühren, so hätten wir an drei verschiedenen Stellen drei verschiedene Überlieferungen für den Namen derselben Persönlichkeit, und daßs die letzte kritisch jedenfalls sehr bedenkliche Stelle den Ausschlag geben sollte, dafür sehe ich keine Notwendigkeit.

II.

Als Beweis dafür, daßs die Handschriftenklasse *α*, die sogenannten integri, nicht die Bevorzugung verdienen, die ihr seit dem Erscheinen von Nipperdeys Ausgabe fast allgemein zu Teil geworden ist, wurden im vorigen Jahrgange mehrere Punkte hervorgehoben. Namentlich wurde darauf hingewiesen, daßs in Beziehung auf den Gebrauch der Form *a* und *ab*, in der Schreibung der Praenomina, in den Zahlen u. s. w. in der so verachteten Handschriftenklasse *β*, den sogenannten interpolati, fast stets das Richtige sich findet, während die „integri“ an einer großen Anzahl von Stellen zahlreiche absichtliche Änderungen zeigen. Besonders wichtig ist selbstverständlich die Untersuchung des cäsarianischen Sprachgebrauchs für die Entscheidung über den Wert der beiden Handschriftenklassen, und dieser Punkt soll im Folgenden besonders ins Auge gefaßt werden.

V 7, 4 haben unsere Ausgaben mit *α* *conscendere in naves*, während *β* *conscendere naves* bietet. Die Verbindung der Be-

... nicht genaue
stellung des *in* zwische

V 46 extr. liest m
proximis hibernis colli;
sprüngen Bedeutung
abgesehen von dem Au
des Zerstreuten gebrau
Ausdruck für das Zusan
auxilia, cohortes, copias
manus cogere ist der st
sich an unserer Stelle i
zweifeln, daß statt *colli*

II 35, 3 haben alle
in hibernacula deducti
dies ist sicher die richt.
der gerade in militärisch
stets *hiberna*, niemals *hi*
der Ausdruck *in hiberna*
nacula sind Zelte, die f
man wohl *hibernacula a*
deducere dürfte wohl e
sagen von dem, was sch
gestellt werden müßte.
den Winter über stets i
nicht in Zelten untergeb

V 9, 1 steht in α :
ancoram relinquebat, i
worauf schon Rud. Schn

Das Verbum *conicere* muß an einer Stelle aus unseren Texten verschwinden, an einer zweiten eingesetzt werden. IV 27. 4 liest man allgemein: *in petenda pace eius rei culpam in multitudinem coniecerunt* mit α ; es kann wohl nicht zweifelhaft sein, daß statt dessen *contulerunt* mit β zu lesen ist. Bei Cäsar kommt zwar weder *culpam conferre in alqm* noch *culp. conicere* vor. Das einzige analoge Beispiel ist B. G. I 40, 10: *qui suum timorem in . . . angustias itineris conferrent*. Aber der feststehende Sprachgebrauch und die Bedeutung der beiden Verba zeigen, daß die Lesart von β die richtige ist. *Culpam conferre* oder *transferre* kommt bei Cic. und anderen Schriftstellern oft genug vor; *conferre culp.* z. B. Verr. II 1, 83; ad Att. VIII 12, 6; IX 2 a. 1; *le senect.* 14; *transferre culp.* p. Font. 18 (8); ad Att. XV 28; Sall. Jug. 1, 4. Auch mit ähnlichen Begriffen, wie *culpa*, wird *conferre* oft genug verbunden, z. B. *causam in alqm* Verr. II 1, 33. 149; 5, 111; (*mortis illius*) *invidiam* p. Flacc. 41; *suspicionem* p. S. Rosc. 100; p. Cluent. 55; vgl. *tamenne vos omnia in M. Fonteium conferetis?* p. Font. 18 (8); ähnl. p. Planc. 35 und sonst noch oft. Kommt nun auch *culpam in alqm conicere* vor? Mir ist nur eine Stelle bekannt, Liv. V 47, 10: *clamore militum in unum vigilem coicientium culpam*. Hier muß ich zunächst bemerken, was für jeden Kenner des ciceronianischen und cäsarianischen Sprachgebrauchs eigentlich selbstverständlich ist, daß für Cäsar und Cicero Parallelen aus Livius und andern Schriftstellern nicht durchaus beweisend sind, daß man jedenfalls sehr vorsichtig in der Heranziehung derselben sein muß. Parallelstellen aus Cicero (mit Ausnahme der Briefe und der Jugendschriften) können für Cäsar und umgekehrt solche aus Cäsar für Cicero als beweisend betrachtet werden, höchstens ist die Stilgattung etwas zu berücksichtigen; Stellen aus Dichtern und späteren Prosaikern beweisen entweder gar nichts für die Entscheidung von Fragen über Cäsars Sprachgebrauch, oder sehr wenig. Auch bei Sallust, Livius und den übrigen Prosaikern, die der Zeit nach Cicero und Cäsar ziemlich nahe stehen, ist große Vorsicht nötig. Trotzdem will ich jene Stelle aus Livius als Beweis dafür gelten lassen, daß *culpam in alqm conicere* selbst bei Cäsar möglich ist; ja ich will sogar auf ähnliche Ausdrücke bei Cicero hinweisen, z. B. *crimina in alqm conicere* p. Mur. 73; *maledicta* p. Planc. 31; *orationem* p. Sest. 40 und ähnl. Trotz alledem behaupte ich, daß Cäsar an der in Rede stehenden Stelle *culpam conferre* und nicht *c. conicere* geschrieben hat und daß sich dies aus seinem Sprachgebrauch beweisen läßt. *Conicere* gebraucht er ziemlich oft, aber stets so, daß die ursprüngliche Bedeutung des gemeinschaftlichen Werfens oder doch die des Werfens oder Schleuderns noch deutlich zu erkennen ist. Überall tritt der Begriff der Heftigkeit, der Leidenschaft oder der Eile klar hervor, und dies ist auch an jener Stelle des Livius nicht zu verkennen. Eine größere Anzahl von Sol-

esset mit α ; es muis aber mit gebrauch Cäsars heißen: *in fugam in fugam conicere* findet sich Stelle noch zwölfmal, *in fugam* auch sehr natürlich. Feinde werfen, nicht in die oder zu Von denen, die den Kampf auf *convertunt, terga convertunt*, aber der Wahl des Ausdrucks sorgfältig Latinität schwerlich sagen. Da man durch *convert. in fug.* erin in dem Medium liegt der Begriff könnte man etwa das bei Livi *fugam avertere* vergleichen. einer von Herrn Professor K. ligen Mitteilung zuerst bei Curt Noch bei zwei anderen m finden sich in unseren Ausgaben in β enthaltenen Lesart zu es heißen *se ex loco movere* lesen *statim se cum Arvernibus iunguntur*. Das Wort *comi* stets in übertragener Bedeutung ihm immer *movere*, und so no 93, 3. (Vgl. R. Schneider, Jah — Wie hier das Simplex durch wird, so verlangt umgekehrt V

legen, daß *currere* (*ut quo primum curretur aut cui rei ferretur auxilium, vix ratio iniri posset*) sonst nicht bei Cäsar vorkommt. Wohl aber spricht für das von β gebotene *occurreretur*, worauf schon Schneider in seiner Ausgabe hingewiesen hat, daß *quo curram* derjenige fragt, der sich nicht zu helfen weiß, und daß dazu das folgende *vix ratio iniri posset* nicht paßt, und außerdem die genau entsprechende Parallelstelle III 4, 2 *eo occurrere et auxilium ferre*.

Endlich möchte ich noch auf eine Stelle hinweisen, an der es sich ebenfalls um die Frage handelt, Simplex oder Compositum? Dies ist VII 54, 2. Unsere Ausgaben bieten die Lesart von α *admatuari defectionem civitatis*, während nach β *maturari* zu lesen ist. Das Verbum *admaturare* ist bis jetzt in der ganzen Latinität noch nicht weiter nachgewiesen, und es ist ganz unglaublich, daß Cäsar, dessen Grundsatz war, „*tamquam scopulum fugere inauditum atque insolens verbum*“ ein solches *inauditum atque insolens verbum* hier sollte gebraucht haben. Dieses Bedenken, sowie alle Zweifel der Erklärer über die Bedeutung dieses Wortes werden beseitigt, wenn wir der Hss.-Klasse β folgen, die an sehr vielen Stellen allein das Richtige erhalten hat.

Im Anschluß an diese Erörterung möchte ich noch bemerken, daß Cäsar sicherlich auch ungewöhnliche Formen bekannter Worte gemieden hat. Daher ist ohne Zweifel VII 23, 2 mit β *effercire*, nicht mit α *effarcire* zu schreiben. Die Composita von *farcire* bekommen die Form *fercire*, vgl. *confercire, refercire, confertus, differtus, refertus*. Nirgends, soweit ich es habe verfolgen können, erscheint eine Form mit *a*. Auch *effercire* heißt es bei anderen Schriftstellern stets. An der Stelle, die für ein Compositum mit *a* angeführt wird, Plin. 27, 115, ist *infarctus* nichts weiter als eine verfehlt Konjektur von Hardouin.

Ebenso wenig, wie hier *effarcire*, wird VI 27, 1 *articlisque*, wie man nach α schreibt, von Cäsar herrühren; es wird mit β *articulisque* herzustellen sein; denn dies ist die übliche Form. Wo findet sich überhaupt *articlus* sicher beglaubigt?

Auch das $\alpha\pi\alpha\chi\ \epsilon\iota\sigma\eta\mu\acute{\epsilon}\nu\omicron\nu$ *laetatio* V 52, 6 giebt, bei Cäsar jedenfalls, zu gerechten Bedenken Anlaß. Bei einem anderen Schriftsteller würde man wohl das in β befindliche *laetitia* für eine in den Text geratene Erklärung von *laetatio* ansehen dürfen; bei Cäsar kaum.

Daß Cäsar *duum milium spatio* III 17, 5 geschrieben haben soll, ist von vornherein nicht sehr wahrscheinlich. Denn Cäsar hat diese Form sonst nirgends gebraucht, auch Cicero nicht außer in der Verbindung *duum virum*, wie sich aus Neue II² 145 f. ergibt. Folglich wird auch hier das regelmäßige *duorum* aus β aufzunehmen sein, so sehr man auch zunächst geneigt sein mag, der selteneren Form den Vorzug zu geben und die vollere Form einem *sciolus grammaticus* zuzuschreiben.

von α , und dafs das Zahlzei-
chen erkennt man daraus, dafs ein $\text{fl} \text{II}$
 XII lesen konnte. nimmermehr
So hat denn auch β ganz richtig
trans Rhenum consumptis, wahrer
im Anschlufs an einen Teil de
schreiben. Desgleichen giebt II
Hsg. aber schreiben *decem et no*
Anschlufs an α . Dafs auch Oro
in seinem Casarcodex vorfand, er
st. XVIII lesend) *decem et octo*
tumlichkeit der Orosiushss. schwe
schrieb. Die ublichen Formen
und *undeviginti*. Bei Cicero fin
fur *decem et octo (novem)* kein I
jene beiden nach β (und Oros.)
spiel I 8, 1. Hier steht allerdi
decem novem. Dafs an dieser ei
Ausdruck abgewichen sein sollte.
war jedenfalls schon im Archety
beiden Worte *decem novem* umge
ich weiter unten noch einige W
Oben muften schon eini
(*articulus, laetatio*), die nach β zu
lafst sich mit noch grofterer Best
So ist VII 78, 5, worauf schon
dispositis in vallo custodiibus n

herr seine Soldaten an; aber auch ein centurio? Ich denke, der sagt, „Kameraden“, *commilitones*; und dies steht in β .

Auch I 52, 5 führt β auf die richtige Lesart. Was hier sämtliche Ausgaben im Anschluß an α bieten, ist unhaltbar. Cäsar erzählt: *Germani celeriter ex consuetudine sua phalange facta impetus gladiatorum exceperunt*. Nun kann er nicht fortfahren: *reperiti sunt complures nostri milites, qui in phalanga insilirent*, sondern es muß heißen: *in phalanga* oder *phalangem*. In β und von zweiter Hand in B steht *phalangä*, d. h. *phalangam*. Ob Cäsar *phalangem* geschrieben hat oder *phalanga*, ist schwer zu entscheiden: für das erstere spricht die analoge Stelle I 25, 2, die überhaupt der unsrigen ähnlich ist und ebenfalls auf die Notwendigkeit des Singulars hinweist (*phalange facta* I 24 *extr.*, *phalangem* I 25 *in.*), für das letztere dagegen der Umstand, daß sich aus der griechischen Form *phalanga* die Entstehung des Fehlers in α leichter erklären läßt.

Hieran schließt sich am passendsten die Besprechung einiger Eigennamen, die meiner Ansicht nach nur in β in der richtigen Gestalt erscheinen. Daß II 16, 2 β die richtige Form *Atrebatibus* aufweist, ist von Heller (Phil. 17, 279 und 31, 325) und R. Schneider (Jahresb. 1885 S. 156) wahrscheinlich gemacht und von mehreren neueren Herausgebern anerkannt worden. Ebenso wird aber auch VII 55, 4 *Convictolitavem* aus β aufgenommen werden müssen statt des aus α stammenden *Convictolitavim*. Denn die Accusativform auf *-em* ist VII 32, 4 und 33, 4 durch beide Hss.-Klassen gesichert, also ist es durchaus wahrscheinlich, daß dieselbe Form auch an der dritten Stelle von Cäsar gebraucht worden ist. Noch dazu ist eine Verwechslung von *e* und *i* sehr häufig in den Hss.

Sicher ist, daß der Name der einen aremorischen Völkerschaft nicht *Curiosolites* lautet, sondern *Coriosolites*. Der Name kommt nur viermal bei Cäsar vor. Die Form *Coriosolites* steht in allen Hss. III 11, 4 und VII 75, 4; daß sie auch II 34 im Archetypus gestanden hat, beweist die Übereinstimmung von β mit der einen Klasse von α , AQ. An der letzten Stelle endlich III 7, 4 findet sie sich nur in β . Offenbar ist es hiernach im höchsten Grade wahrscheinlich, daß auch an dieser Stelle β die im Archetypus enthaltene Form bewahrt hat. Trotzdem wäre es ja denkbar bei einem so selten vorkommenden Worte, daß die Form *Curiosolites* die richtige wäre und nur von den Abschreibern bei der so häufig vorkommenden Verwechslung von *o* und *u* mehrmals in *Coriosolites* verwandelt worden wäre. Daß aber *Coriosolites* auch wirklich die richtige Form ist, geht daraus hervor, daß Plin. N. H. IV 107 jene Völkerschaft nach den besten Hss. *Coriosvelites* nennt, nur der Paris. 6797 hat *cariosvelites*, der Riccard. nach Sillig *coriosultes*, nach Detlefsen *cariosultes*. Auch der Name des Dorfes Corseult bei St. Malo, also in der Gegend,

Cherbourg; endlich steht *Corios* a. 786 bei Pertz, Monum. I S. Städtenamen, *Coria*, *Corinium*, während für *Curi-* sich nichts nicht im geringsten zweifelhaft schreiben ist.

Damit sind wir indes noch schaft. An drei Stellen kommt und zwar III 7, 4 in sämtliche 34 in α und α mit derselben F 11, 4, hat β dieselbe Endung, Stelle haben die Hsg. selbstver. während es sicherlich auch hier

Wie bei diesem Worte die gehends erhalten hat, so auch menden *Diablintes*. Die neuere Teil schon die Form *Diablintes* im Text hat, während in dem haltene Form *Diablintres*, für α hat, erscheint. Da nach Glück sind, so müssen die andern Sc vorkommt, den Ausschlag ge auf *Diablintes*. Die Hss. des P *blinti* oder führen auf diese For die ganze Stelle wörtlich (mit aus Cäsar abgeschrieben hat, h (S. 137 Wilb.) hat *Διαβλίται*.

die Namen in den Ausgaben nach α) sind höchst wahrscheinlich mit β in *Caerosi* und *Caemani* zu ändern, da der Name dieser beiden Stämme auch bei Orosius VI 7, 14 in dieser Gestalt erscheint.

Schließlich bemerke ich noch, daß der Genet. plur. der III 20, 2 und III 21, 2 erwähnten *Sontiates* (oder vielmehr *Sotiates*) jedenfalls auf *-ium* endigt, wie in β , und nicht auf *-um*, wie in α . Denn diejenigen Völkerschaften, deren Name auf *-ates* endigt, haben überall *-ium* im Gen. plur.: *Vocatum* und *Tarusatum* III 23, 1; *Nantuatum* IV 10, 3; *Tolosatum* I 10, 1. Es lag doch auch wirklich für die Römer, die an *Antiatum*, *Apolloniatium*, *Arpinatum*, *Larinatum* u. ähnl. gewöhnt waren, außerordentlich nahe, ja es war für sie und ganz besonders für Cäsar eigentlich selbstverständlich, die Namen fremder Völker nach Analogie der ihnen geläufigen zu behandeln. — Daß übrigens *Sotiates*, worauf die Hss. der Klasse β führen, und nicht *Sontiates*, was α bietet, die richtige Form ist, ergibt sich aus anderen Schriftstellern. Bei Plinius IV 108 haben die Hss. *Sottiates*, bei Orosius VI 8, 19 *Sotiates* (eine *Sociates*); Athenaeus VI 54 S. 249 nennt das Volk *Σωτιαῖοι*, und bei Cassius Dio 39, 46 scheinen die Hss. auch mehr auf *Σωτιαῖας* als auf *Σοντιαῖας* zu führen. Endlich weist der Name der Stadt *Sôs*, Dép. Gers, Diöcese Auch, die im Mittelalter *Sotia* oder *Sotium* hiefs, auf *Sotiates*, nicht auf *Sontiates*.

Bisher haben wir es mit Verben und Substantiven zu thun gehabt, bei denen sich aus dem Sprachgebrauch Cäsars mit Sicherheit nachweisen oder doch wenigstens sehr wahrscheinlich machen läßt, daß in β das Richtige sich erhalten hat. Doch auch jede andere Wortklasse liefert Beweise dafür, namentlich auch die Präpositionen. In Fleckeisens Jahrbüchern 1885 S. 402—407 habe ich gezeigt, daß bei der Präposition *a*, *ab* in β fast stets die richtige Form der Präposition zu finden ist, während sich in α an sehr vielen Stellen eine nachweislich falsche findet. Daß das Gesetz, welches sich in β in der Anwendung der Formen *a* und *ab* beobachtet findet, nicht, wie man wohl gemeint hat, nur bei Cicero Geltung hat und vielleicht gar von einem Ciceronianer in jene Hss.-Klasse hineinkorrigiert ist, geht daraus hervor, daß dasselbe Gesetz durchgehends in der römischen Litteratur beachtet zu sein scheint. Ich habe seitdem die dort angeregte Frage weiter verfolgt und habe es auch bei anderen Schriftstellern z. B. Vergil, ja sogar noch bei Boetius durchgeführt gefunden, ein Beweis, daß bei gebildeten Römern das Sprachgefühl selbst im 6. Jh. noch nicht erstorben war. Daß auch die sorgfältige Untersuchung der Fragmente der älteren röm. Poesie von Franz Harder (Fleckeisens Jahrb. 1885 S. 882 ff.) dasselbe Resultat ergeben hat, sei hier nur beiläufig erwähnt. Auch bei Livius wird sicherlich, wenn wir erst eine befriedigende kritische Ausgabe des ganzen

aus jenem Artikel ferner, daß wie man mit *c* zu schreiben p dafür *cum duabus legionibus ei* Präposition zwischen Adjekti 30 (31) mal bei Cäsar, aber nur *multus, nullus, quantus, summi* mit einem bestimmten Zahlwort sehr oft gerade in Verbindungnahme an erster Stelle, also *ei cum legionibus duabus*. Darau *cum legionibus* geändert werden 13, 1 die Stellung *habere secum habere*. Auf Sp. 766f. findet *secum* bei Cäsar vorkommt. E 20: an allen steht *secum* *ducere, secum portare* etc. Spe an vier anderen Stellen. Es v überall in *c* die von Cäsar geb fällig an allen diesen Stellen C gebrauch abgewichen wäre un Sprachgebrauch übereinstimmte maticus sich hingesezt, die Cäsars Sprachgebrauch angeste Stellen, an denen er von sich *Credat Judaeus Apella!*

Daß durch eine wirklich die freilich ganz anders aussel

Vielfach lassen sich für die in β enthaltene Lesart auch andere Gründe sprachlicher Art, nicht blofs der Sprachgebrauch Cäsars, geltend machen und sind teilweise schon geltend gemacht. So ist m. E. IV 10, 4 mit β *diffluit* zu schreiben, nicht *defluit* mit α , wie das schon von Whitte, Pluygers und anderen erkannt worden ist. Beide Verba kommen sonst bei Cäsar nicht vor. Gegen *diffluere* ist vor kurzem von R. Menge, wenn ich mich recht erinnere (die betr. Nummer der Phil. Rundschau steht mir augenblicklich nicht zur Verfügung) geltend gemacht, dafs *diffluere* sonst nirgends bedeute, sich in mehrere Arme zerteilen, dafs es vielmehr sonst stets ein völliges Zerfliefsen bezeichne. Das ist ganz richtig; trotzdem scheint mir das Wort hier notwendig. *Diffluere* heifst doch ohne Zweifel weiter nichts als auseinanderfliefsen; wird nun durch keinen Zusatz gesagt, wohin etwas auseinanderriefst, so kann natürlich das Verbum den Begriff haben nach allen möglichen Richtungen fliefsen, also auch völlig zerfliefsen. Wird aber, wie an unserer Stelle, hinzugefügt *in plures partes* (und ein solcher Zusatz hat doch nichts Bedenkliches), so erhält dadurch das Verbüm den Begriff sich in mehrere Arme zerteilen. Während also gegen *diffluere* sich ein stichhaltiger sprachlicher oder sachlicher Grund schwerlich anführen läfst, läfst sich ein solcher bei *defluere* allerdings geltend machen. *Defluere* kann doch weiter gar nichts heifsen, als herab, bergab oder allgemeiner abwärts fliefsen. Was soll nun *in plures partes defluere* heifsen? Kann das überhaupt bedeuten: er teilt sich in mehrere Arme? Nach meinem Gefühl nicht. Und dieser Begriff mufs doch notwendig hier ausgedrückt werden. Ob übrigens *diffluere*, auch wenn unsere Lexika für jene doch sehr natürliche Bedeutung kein Beispiel anführen, auch wirklich sonst in derselben nicht vorkommt, ist noch sehr zweifelhaft.

IV 1, 7 ist gewifs auch die Lesart von β *colendi causa* die richtige, nicht *incolendi causa*, was die Ausgaben nach α bieten. Cäsar spricht von dem Ackerbau der Sueben: *neque agri cultura . . . intermittitur. Sed privati . . . agri apud eos nihil est, neque longius anno remanere uno in loco colendi causa licet.* Für *colendi* hat sich schon Ciacconi, der ein sehr feines Sprachgefühl besafs, ausgesprochen.

IV 29, 2 halte ich das Impf. *complebat*, welches β bietet, für notwendig, statt des aus α von den Herausgebern aufgenommenen Ppf. *compleverat*. Das Ppf. würde nach meiner Ansicht nur dann möglich sein, wenn der Gedanke: „es“ trat eine Springflut ein“ bestimmt vorher ausgesprochen wäre. Dann könnte durch dieses Tempus ganz passend gesagt sein: „infolge dessen waren die Schiffe mit einem mal voll Wasser.“ Erwarten würde man dann aber auch in dem entsprechenden Satzteil *et onerarias . . . tempestas adflictabat* das Ppf. Jener Gedanke, der die notwendige

äscherung aller einzeln ste
auch für die der meisten
er fortfahren: *haec si gravit
vius aestimare, liberos, cor
fici*. Diese Worte können de
schlimmer. Dafs die Ausla
man zugeben. Indefs dafür
bringen; auch hätte die Ein
aestimare kein Bedenken.
es gilt, seine Anhänger zu
ihnen aufserordentlich sch
Meinung aussprechen und c
hinstellen? Das wäre sich
welche zu einem so schwer
müssen selbst die Überzei
Schlimmeres bevorsteht, we
nicht entschliessen wollen,
jeder müsse bei einem
kommen“ drückt die Lesar
aus. Die Verwechselung v
der Ausfall eines oder ei
7. Buch, so aufserordentlic
betrachtet die Aufnahme
regen kann.

Dafs VII 35, 4 statt e
mehrere ausgesprochen hab
Beweises. *Egredi* heifst we

aber ganz gewiß mit Unrecht, absichtliche Änderungen von β annahm, in α hineingekommen? Die Klasse α macht doch im allgemeinen den Eindruck, als sei sie von derartigen beabsichtigten Veränderungen, von willkürlichen Korrekturen, von Interpolationen im ganzen verschont geblieben, während man von β dies nicht behaupten kann. Ich glaube zur Lösung des Rätsels jetzt einiges beitragen zu können.

Eine große Anzahl der Fehler in α sind von der Art, daß ihre Entstehung sich aus den gewöhnlichen Abschreiberversehen ohne Schwierigkeit erklären läßt. So sind z. B. viele entstanden durch Verwechslung der in der Majuskel sehr ähnlichen Buchstaben, durch falsche Verbindung und Trennung der Worte, durch Überspringen mehrerer Worte, veranlaßt durch zweimaliges Vorkommen desselben Wortes oder derselben (manchmal auch nur einer ähnlichen) Endung u. s. w. Indes bei dieser Art der Erklärung bleiben eine große Anzahl von Fehlern in α unerklärt. Diese alle lassen sich nun zurückführen auf eine Charaktereigentümlichkeit des Schreibers von α (d. h. der gemeinsamen Quelle von *AQBM*), nämlich auf seinen außerordentlichen Leichtsinn, seine ungewöhnliche Flüchtigkeit. Dieser Eigenschaft ist es zuzuschreiben, daß demselben nicht bloß die bei den Abschreibern herkömmlichen Versehen in sehr großer Zahl begegnet sind, sondern daß er auch ohne erkennbaren Grund recht oft ein Wort oder mehrere ausgelassen hat; und auch der Fehler, dessen Entstehung am meisten Schwierigkeiten zu bieten scheint, das Einsetzen synonymen Ausdrücke, ist, wie ich sogleich an einigen Beispielen zeigen werde, eben darauf zurückzuführen. Der Schreiber von α , wahrscheinlich ein Mönch, der seine Vorlage ohne Interesse und mit Unlust abschrieb, verfuhr bei dieser Arbeit in ganz ähnlicher Weise, wie der Schreiber des Leidensis I (*b*), dessen Thätigkeit wir noch kontrollieren können, da seine Vorlage, der Thuaneus (*a*), noch existiert. Gerade wie dieser las er sich einen Satz oder einen Satzteil der vor ihm liegenden Hs. durch und schrieb das Gelesene dann so nieder, wie es ihm im Gedächtnis geblieben war. Dabei liefs er denn nicht selten etwas aus, stellte die Worte öfter um, verwechselte die Tempora und Modi, und namentlich setzte er häufig andere gleichbedeutende Ausdrücke ein, und zwar naturgemäß solche, die ihm aus dem zu seiner Zeit üblichen Latein, wahrscheinlich also aus seinem Mönchslatein, geläufig waren. Und gerade diesen Punkt, der sicherlich zunächst am meisten bezweifelt werden wird, glaube ich durch eine Anzahl von Beispielen beweisen zu können.

I 52, 6 steht z. B. in α *in fugam conversa esset*, in β *in fugam coniecta*. Daß *conversa* nicht von Cäsar herrührt, habe ich oben nachgewiesen. Wie dieser Ausdruck in die Hs. α gekommen ist, begreift man sofort, wenn man sieht, daß der Ausdruck *in fugam conicere* mit der Zeit ganz und gar durch andere,

sind interessant und lehrreich
duobus deinde proeliis victus,
hostes in fugam compulsi
macht Orosius (II 14, 14) Folgendes:
nec territus, tertio congressu
vertit, socios obsidione libera
einen Auszug von Cäsars B.
2 nach dem einstimmigen Zeugnis
coniciunt. Orosius giebt die Ursache an:
hostes primum perturbaverunt
runt. Wenn man diese Übung
genau, Ausdrücke seiner Quelle
waren, in die zu seiner Zeit
so kann man in Versuchung
wie wir ausgingen, I 52, 6, eine
Orosius zu finden. Bei ihm
mit Ariovist VI 7, 10 *exina*
milia passuum insatiabiliter
dies wohl den Anfang von
und nicht I 52, 6 wieder,
fugam versi veranlaßt sein;
selbe gar nichts für den von
hat, soweit ich bemerkt habe
mals gebraucht, *in fugam* wie
schon erwähnten Stellen II

Sehen wir uns eine Stelle an
liest man mit α : *Bituriges* .

Ebenso verhält es sich mit V 46 extr.: *equites . . . ex proximis hibernis colligit*. Dafs hier mit β *cogit* zu lesen ist, ist nach dem oben Gesagten nicht wohl zu bezweifeln. Die Vulgata hat *cogere* von dem Zusammenziehen von Truppenmassen nicht, wohl aber *colligere*, z. B. 1. Macc. 2, 44. Der stehende militärische Ausdruck war *cogere*; *colligere* gebrauchten Schriftsteller, die von militärischen Dingen keine genauere Kenntnis haben.

Auch das VI 21, 3 in α stehende *ab parvulis* dürfte auf diese Weise entstanden sein. *Parvuli* ist in der Vulgata der stehende Ausdruck für kleine Kinder, ist auch gewifs in der Volkssprache sehr üblich gewesen; kommt aber *a parvulis* (denn so müfste es notwendig statt *ab p.* heifsen) sonst noch im guten Latein vor? heifst es nicht vielmehr stets *a parvis*, wie in β steht?

Truppenabteilungen, die zum Wachtdienst bestimmt waren, hiefsen *custodiae*, daher regelmäfsig *custodias disponere*. So ist sicher auch VII 78, 5 mit β *dispositis custodiis* zu lesen, nicht mit α *custodibus*. *Custodes* in dem Sinne von *custodiae* findet sich in der Vulgata nicht selten.

Auf die im späteren Latein übliche Ausdrucksweise ist nun auch das oben behandelte *decem et octo*, *decem et novem* zurückzuführen. Dafs man die mit 8 und 9 gebildeten Zahlen in der klassischen Zeit durch Subtraktion zu bilden pflegte, ist ja bekannt. Dafs später der Gebrauch von *octo* und *novem* in diesem Falle sehr üblich waren, zeigen wieder die Vulgata und Orosius, ohne Zweifel auch viele andere Schriftsteller, die ich darauf hin noch nicht angesehen habe. Aus der Vulgata habe ich mir allein 53 Stellen notiert (und wahrscheinlich finden sich noch mehr), in denen *decem et octo*, *triginta et octo*, *decem et novem*, *viginti et novem*, *sexaginta novem* und ähnliches vorkommt. Formen wie *duodeviginti*, *undetriginta* kommen nie vor. Dafs auch Orosius *decem et octo* u. s. w. gebraucht hat, ist wahrscheinlich. Mit Sicherheit läfst sich dies nicht behaupten, da von den besten Hss. desselben zwei, nämlich der Palatinus 829 und der Rehdigeranus 108 (P und R bei Zangemeister) regelmäfsig das Zahlzeichen gebrauchen, während der Laurentianus pl. 65, 1 ebenso regelmäfsig *decem et octo* u. s. w. bietet. Aber selbst wenn Orosius die Zahlzeichen gebraucht haben sollte, so würde doch durch den alten, wahrscheinlich dem Ende des 6. Jahrh. angehörenden Laurentianus bewiesen, dafs dem Schreiber dieser Hs. die Zusammensetzungen mit *octo* und *novem* allein geläufig waren. Bedenkt man noch weiter, dafs sich beweisen läfst, dafs der Schreiber von α Zahlzeichen, die er in seiner Vorlage fand, wiederholt in Worte umgesetzt (und dabei selbstverständlich mit den ihm bekannten Ausdrücken wiedergegeben) hat, so wird man gewifs kein Bedenken mehr tragen, die in β an den oben besprochenen Stellen erhaltenen Zahlzeichen wieder in den Text zu setzen.

bin ich schon jetzt überzeu-
 β derartige Fehler sich fin
Mönchslatein und ihre theo-
ist kein Wunder. Ja wir
dies an verschiedenen Ste-
BMQ Paulus statt *palus*.
schon dem Schreiber von
Schreiber von *A* öfter wid
Statt *Parisiorum* haben *B*
Sanctones, die sich in zwei
wahrscheinlich durch das
veranlaßt worden.

Wie geht es nun abe-
reichen Fehler in α doch
Hss.-Klasse geglaubt hat,
denen zwei an sich schei-
vorliegen, sich stets ohne
scheiden hat? Der Grund
darin, daß man in β a-
lationen und offenbare
während in α Derartiges
jenem Verfahren sicherlich
die Schreiber der uns erl-
wissenhaft das in ihrer V-
Diese Sorgfalt und Genau-
dem Schreiber ihrer ge-
Daß dies in der That ein

nur der, zu zeigen, daß β nicht so leichtlin abgethan werden kann, sondern vollste Beachtung verdient. Die Entscheidung über den Wert der beiden Hss.-Klassen (denn die dritte, die sogenannte Mischklasse, hat nach meiner Überzeugung gar keinen Wert, und ich gedenke später dies zu beweisen), ist durchaus nicht so leicht, da auch β sehr viel schlimme Fehler, beabsichtigte Änderungen, Interpolationen, zeigt. Es bedarf einer großen Zahl von Spezialuntersuchungen, und zwar nicht bloß lexikalischer und grammatischer Art: auch die Fehler der beiden Klassen müssen genauer geprüft werden, und auch diese Untersuchung wird an gar manchen Stellen ein Ergebnis für die Wahl der Lesart liefern. Selbstverständlich sind auch die Berichte der anderen Schriftsteller über den Krieg in Gallien und den Bürgerkrieg viel genauer, als es bisher geschehen ist, heranzuziehen. Auch für die Feststellung der Schreibung vieler Namen giebt es mancherlei Hilfsmittel, die bis jetzt noch nicht genügend ausgenutzt sind. Für die Konjekturalkritik bleibt, wenn erst einmal genügend festgestellt ist, welche Lesart in dem Archetypus unserer Hss. gestanden hat, auch künftig noch genug übrig, und diese wird sich erst dann auf ziemlich sicherem Boden bewegen. Einige kleine Beiträge dazu soll das Folgende liefern.

III.

B. G. I 16, 6 steht in unseren Ausgaben: *graviter eos accusat, quod, cum neque emi neque ex agris sumi posset, ab iis non sublevetur, praesertim cum . . . susceperit*. Daß Cäsar in der oratio obliqua von dem Conj. Präs. und Pf. öfter zum Conj. Impf. und Ppf. übergeht, ist bekannt. Sieht man sich aber die Stellen genauer an, so findet man, daß zu solchem Wechsel regelmäÙig ein bestimmter Grund vorliegt. Ein derartiger Fall aber, wie an unserer Stelle, findet sich, soweit ich gesehen habe, nirgends. Die wenigen Stellen, die ein Praeteritum mitten zwischen Praes. und Pf. in unseren Ausgaben noch zeigen, lassen sich wohl sämtlich mit β richtig stellen. Hier ist natürlich *possit* zu lesen, eine Änderung, zu der wir bei der außerordentlich häufigen Verwechslung von *e* und *i* in beiden Hss.-Klassen überall, wo eine solche nötig ist, vollständig berechtigt sind. Schon der cod. Egmond. hat, vielleicht durch einen Zufall, vielleicht infolge der richtigen Erkenntnis seines Schreibers, hier das richtige Praesens.

An einer zweiten ähnlichen Stelle, V 46, 4, hat schon Friggell nach dem Thuaneus das richtige *scribit Labieno, si rei publicae commodo facere possit, . . . veniat* in den Text gesetzt. — Ähnliche Verstöße gegen die Regel von der consec. temp. enthält unser Cäsartext noch in Menge.

Durch dieselbe Vertauschung von *e* und *i* ist auch B. C. 1, 61, 4 (bei Dinter 5) ein Fehler in unsere Ausgaben gekommen.

...
mallent quam imperium exe
klar, dafs hier der Wechsel
Die Gegner wollten, dafs
wollten aber nicht selbst al
wirring erscheinen. Das A
anderen Sinn geben. Bei
lich. Durch die Berufung
Betrachtung ähnlich schein
Genus verbi an unserer St
haltung dieser sicher nicht
so unbegreiflicher, als scho
wendige Emendation vorge
gaben nicht einmal hdschr.
haben nämlich Folgendes :
Denkt man sich dies in
CONQVIRERETOTOGESMA
Fehler gemacht ist durch
letzte Buchstabe von *conq*
hören zusammen als *et*; e
sehen st. *octogesam*). *E*
kaum zu unterscheiden: h
seiner Vorlage stehenden
und das *t* von *et* irrtümli
lag es sehr nahe für ihn,
conquirere zu verwandeln,

als notwendig zu erweisen suche, leider nicht angeben können, daß schon Ciacconi zu jener Stelle kurz bemerkt: „*si abundare puto*“, da ich zu spät bemerkt habe, daß diesem die Priorität gebührt.

Die Änderung eines Buchstabens scheint mir ferner nötig 3, 19, 3 (Dinter 4). Hss. und Ausgaben haben hier: *se altera die ad conloquium venturum*. Ich meine, es muß *altero* heißen. Daß *altera die* sonst bei Cäsar nicht vorkommt, *altero die* dagegen noch viermal, ist natürlich nicht entscheidend; ja man könnte sogar geltend machen, daß *altera die* an unserer Stelle einen vorherbestimmten Tag, gewissermaßen einen Termin bezeichne, und daß durch das dabei stehende Futurum das Femininum gerechtfertigt sei. Dieser Grund würde jedoch nicht stichhaltig sein. Denn erstens findet sich *dies* noch sonst öfter in Verbindung mit dem Futurum von einem vorherbestimmten Tage als Masculinum; die Hauptsache aber ist, daß in Verbindung mit einem Zahlwort *dies* stets Masculinum ist. Abgesehen von der Verbindung *altero die* kommt *dies* mit einem Zahlwort noch 23 (27) mal vor: mit *primus* 1 mal, mit *tertius* 8 (9) mal, mit *quartus* 4 mal, mit *quintus* 3 (4) mal, mit *septimus* 7 (9) mal. An einer Stelle, 3, 77, 3, haben die Hss. allerdings *quarta die*; dies ist aber von den Hgh. längst in *quarto* geändert worden. Dazu kann man noch rechnen *postero die*, *proximo die* und *perendino die*, Verbindungen, in denen überall, 42 (50) mal, *dies* als Masc. gebraucht ist. Als Femininum wird *dies* nur gebraucht in Verbindung mit Pronominibus und mit dem Adjektiv *certus*, und überall paßt die Übersetzung Termin, die an unserer Stelle offenbar ganz unpassend sein würde und überhaupt in Verbindung mit einem Numinale ausgeschlossen ist. — Noch an einigen Stellen erscheint mir das Genus des bei *dies* stehenden Pronom. oder Adjekt. bedenklich; doch davon ein andermal.

Eine paläographisch ganz unbedenkliche Änderung, die in der Hinzufügung eines Buchstabens besteht, halte ich VII 76, 2 für notwendig. Am Ende von Kap. 75 erzählt Cäsar, daß die Bellovaker trotz ihrer Erklärung, den Krieg auf eigene Hand führen zu wollen, auf Bitten des Commius 2000 Mann zu der Erhebung von Gesamtgalien gestellt haben. Daß gerade Commius die Veranlassung dazu war, der bisher ein so treuer Anhänger Cäsars gewesen und so vielfach von Cäsar ausgezeichnet worden war, mußte jedem aufmerksamen Leser auffallend erscheinen, und deshalb sieht sich Cäsar zu der im Anfang von Kap. 76 gegebenen Erklärung dieses sonderbaren Verhaltens veranlaßt. *Huius opera Commii*, sagt er, *fideli atque utili superioribus annis erat usus . . . Caesar; pro quibus meritis civitatem eius immunem esse iusserat, iura legesque reddiderat atque ipsi Morinos attribuerat*. Soll diese ganze Bemerkung überhaupt einen Zweck haben, so muß unbedingt in dem folgenden mit *tamen* beginnenden Satze der Gedanke ausgesprochen sein, daß alles eben Er-

Commius gelten muß. Indes
steller, der mit seiner ganzer
mius erklären will, notwendig
mius speziell berücksichtigen
noch aus mehreren anderen
würde ein bestimmtes Subje
entnehmen wäre natürlich
Galliae etwa *universi* (oder *o*
ficiis nicht und noch viel we
kann doch wirklich nicht vor
lier ihm *beneficia* zu verdan
konnte er von einem Freu
lichen Galliern sprechen.
griff der *amicitia* sehr weit f
beide Ausdrücke, *beneficiis*.
Das, was Cäsar im Anfang
fidelis atque utilis opera des
lichen Vergünstigungen, durc
hiefsen sich treffend in die bei
sammenfassen. Es kommt a
der folgende Satz mit *omnesq*
sich an die durchaus unet
mius ganz passend die allge
Ausnahme waren mit Leib un
alles zu opfern. Wäre der P
Begriff *omnes* unbedingt scho
gedrückt werden müssen, e

viel zu verdanken hatte. Ist es nun wohl denkbar, dafs weiter gesagt wird: so machten doch damals diese Thatsachen auf die sämtlichen Gallier keinen Eindruck, mufs es nicht vielmehr heifsen: auf ihn?

Eine Vertauschung zweier Präpositionen in Compositis liegt meiner Ansicht nach vor B. C. 1, 59, 3, wo am Schlufs *instituerant* statt des überlieferten *constituerant* zu lesen ist, und 2, 23, 3, wo *profugerat* statt *perfugerat* notwendig erscheint. Nicht zweifelhaft erscheint mir 2, 23, 3 die Notwendigkeit der Änderung des *perfugerat* in *profugerat*. *Perfugere* kommt bei Cäsar noch neunmal vor, stets, der Bedeutung von *perfuga* entsprechend, in dem Sinne von übergehen zum Feinde, und stets mit *ad* verbunden. An unserer Stelle kann das Verbum nur bedeuten sich flüchten, sich durch die Flucht (zu) retten (suchen), und das ist bei Cäsar stets *profugere*. Während sich *profugere* stets mit *ad* verbindet, geschieht dies bei dem 23 (25)mal vorkommenden *profugere* nie. Dafs *pro* und *per* sehr oft verwechselt worden sind, und dafs diese Verwechslung bei der sehr grossen Ähnlichkeit der Kompendien *p* und *prof* unvermeidlich war, ist bekannt. Auch in unseren Cäsarhss. findet sich an drei Stellen statt *profugere* in einzelnen Hss. *profugere*, und auch der umgekehrte Fall findet sich. Dafs auch an unserer Stelle im Dresdensis I und anderen jüngeren Hss. *profugerant* wirklich steht, ist irrelevant.

1, 59, 3 läfst sich das Ppf. *constituerant*, so viel ich sehe, nicht erklären. Cäsar giebt in diesem Kapitel an, wie nach Vollendung seiner Brücke die Gegner durch seine Reiterei in eine recht bedenkliche Lage geraten sind und schildert das Verhalten derselben, und zwar, wie natürlich, durch lauter Imperfecta: *vagabantur, pabulabantur, vitabant, fugiebant*. Diese Verba geben an, was die Afranianer regelmäfsig oder unter bestimmten öfter wiederkehrenden Verhältnissen zu thun pflegten. Nun kommt plötzlich zum Schlufs die Bemerkung: *postremo et plures intermittere dies et praeter consuetudinem omnium noctu constituerant pabulari*. Das Ppf. kann doch nimmermehr, wie Erklärer und Übersetzer es wiedergeben, bedeuten: sie entschlossen sich; sondern es mufs einen Entschlufs bezeichnen, der schon früher gefafst ist als eine andere der Vergangenheit angehörige Handlung, oder es mufs in dem Sinne eines Imperfects gebraucht sein und den vorhergehenden Imperfecten entsprechen. Der erste Fall ist hier undenkbar wegen des Wortes *postremo*. Mit diesem Begriff „schliesslich, zu guter letzt“ würde sich nur das Perfectum *constituerunt* vereinigen lassen; dies würde vielleicht wirklich bedeuten können: sie entschlossen sich. Diese Änderung ist leicht und hat wegen der häufigen Verwechslung des *a* und *u* in unseren Hss. paläographisch kein Bedenken. Trotzdem will mir scheinen, als sei damit das Richtige doch noch nicht hergestellt.

neuer oder wenigstens origin-
Sache . . . eine solche Rich-
dadurch etwas mehr oder
wird.“ Das paßt hier offer-
war in der That *praeter con-*
Verbum gerechtfertigt: es
solebant). Denn *institui* bed-
getroffen, und diese besteht
könnte ja auch einem Imper-
Entschluß gefaßt und war
danke würde aber an unser
wenn im folgenden gesagt v
sie ihren Entschluß nicht a

B. C. 2, 35 wird erzähl-
Varus ein Centurio aus Cu-
lauter Stimme mit Namen
Rufende einer von den ei-
etwas mitteilen wolle. *Ubi*
latus aspexit ac restitit et
Aspicere kann hier unmögli-
deuten erblicken oder an
Varus ist auf der Flucht; we-
gerufen wird, sieht er sich
Aspicere würde sicherlich an

Durch Verwechslung v
2 ein Fehler in unsere Hs:
vestate. heißt es dort. *prope*

halten aber nicht *obsisterent*, sondern *sustinerent* einzusetzen. *Sustinere* hat bei Cäsar gewöhnlich als Objekt *impetum* bei sich, manchmal auch *vim* und anderes, kommt aber auch achtmal absolut gebraucht vor in dem Sinne von Widerstand leisten, standhalten. Subjekt zu diesem Verbum sind aber nicht immer Personen, sondern auch Sachen, wie *aggeres* und *fossae* VII 87, 5 und *vineae* BC. 2, 2, 1.

IV 25 läßt Cäsar seine Kriegsschiffe rasch vorwärts rudern und von ihnen aus den Feind beschiefen und erreicht dadurch seinen Zweck, den Feind zurückzudrängen, wenigstens einigermassen. *Nam et navium figura (§ 2) et remorum motu et inusitato genere tormentorum permoti barbari constiterunt ac paulum modo pedem rettulerunt.* Dafs *modo* nicht richtig sein kann, sieht man sofort: die Feinde machten halt und zogen sich nur ein wenig zurück, kann man unmöglich sagen. Der Begriff „nur“ könnte höchstens in einem besonderen Satze ausgedrückt werden: sie zogen sich zurück, wenn auch nur (oder freilich nur) ein wenig. Ein sogar wäre möglich. Aber was zu einer Verwechslung von *etiam* und *modo* geführt haben könnte, kann ich mir nicht erklären. Bis etwas Besseres gefunden wird, schlage ich vor, *modo* einfach zu streichen. Vielleicht kam dem Schreiber *modo* in die Feder, da die Verbindung *paulum modo* nicht selten ist. So recht befriedigt mich freilich diese Erklärung nicht. Dafs aber *modo* falsch ist, steht fest.

Notwendig erscheint mir die Streichung eines Wortes B. C. 3, 2, 3. Cäsar giebt hier die Gründe an, weshalb die Legionen, mit denen er nach Griechenland übersetzte, so große Lücken aufwiesen, so wenig vollzählig waren. *Atque eae ipsae copiae, sagt er, hoc infrequentiores imponuntur, quod multi Gallicis tot bellis defecerant longumque iter ex Hispania magnum numerum deminuerat* etc. Die Verbindung *magnum numerum deminuerat* ist unmöglich. Der Gedanke, den Cäsar ausdrücken will, liefs sich auf zwiefache Art geben, entweder: der lange Marsch aus Spanien hatte eine große Anzahl dahingerafft, oder der lange Marsch hatte die Zahl vermindert; aber nicht: der lange Marsch hatte die große (oder eine große) Zahl (oder Anzahl) vermindert. Ist also *magnum numerum* richtig, so ist statt *deminuerat* ein anderes Verbum erforderlich, oder *magnum* ist zu streichen. Die Ausdrücke, welche für *deminuerat* eingesetzt werden könnten, haben aber wenig Ähnlichkeit mit diesem, und es wäre nicht recht begreiflich, wie *deminuerat* in den Text gekommen sein könnte. Dafs dagegen ein Leser oder Schreiber einen dem *multi defecerant* entsprechenden Begriff vermifste und darum ein *magnum* zu *numerum* hinzufügte, läßt sich recht wohl denken.

1) Herodoti historiae. Ad recen.
Weidmannsche Buchhandlung

„Duplex in hac recogniti
scriptoris, quantum iteratis et
effici posset, emendatiora quam
critici olim a me collecti et e
communem facilemque usum
diesen Worten bezeichnet der
gabe von der größeren kritische
kritischen Standpunkt des Hsg.
Jahresbericht (Jahresber. für
einmal ausführlich dargelegt h
gehen, da ich meine Ansicht
über das Verhältnis des Paris
Philologus (XLIV 717—740)
scheint mir eine kurze Bespre
der Hsgb. an seinem eigenen
zu sein. Denn es ist lehrreich
zuspüren, der wie kein andere
und in seinen Forschungen
mancher von seinen Gegnern

Ich beginne mit den aus
I 35 *κροῆσαι* (A C) für *ἐπι*
Phil. XLIV 734 zu verteidigen
ein, aus welchem Grunde jem
sollen. — 46 *ἀπέστειλλε* (A C
entspricht dem vorhergehend.

116 εἶναι ἔτι (ABC) f. ἔτι εἶναι. — 126 ἔθυσσε (A C) f. ἔθυσε. Warum soll sich hier das Verbum θύειν im Tempus vom unmitttelbar folgenden καὶ παρεσκευάζε unterscheiden? — 129 ἑωυτοῦ δῆ (ABC) f. δῆ ἑωυτοῦ. Wohl mit Recht. Vorangestellt würde die Partikel zum ganzen Satz gehören und aus dem vorhergehenden Satze mit γάρ die Folgerung ziehen. So faßt es Krüger auf, der aber zugleich bemerkt (zu I 124), daß in diesem Sinne nach γάρ gewöhnlich ὦν folgt. Folgt dagegen die Partikel auf ἑωυτοῦ, so wird letzteres, ganz entsprechend der vorhergehenden Frage (ἀντίειρετο εἰ ἑωυτοῦ ποιεῖται), hervorgehoben. — 180 τριωρόφων καὶ f. τριωρόφων τε καὶ. — 203 τὴν μὲν γάρ Ἕλληνας ναυτίλλονται πᾶσα (AB) mit Cobet für τὴν μὲν . . . πᾶσαν. Es ist wohl beides gleich gut. — 204 ἡ εὐτυχίη ἢ κατὰ τοὺς πολέμους γενομένη (ABC); sonst γινομένη. Wie der folgende iterative Satz ὅκη γάρ ἰθύσεις . . . ἀμήχανον ἦν zeigt, steht das Participium gleich = ἡ ἐγίνετο; dem entspräche γινομένη. — 209 σύ νυν (ABC νῦν) f. σύ τοίνυν. Neben dem Imperativ wäre hier τοίνυν recht am Platze; aber vielleicht begnügt sich Herodot in diesem Falle, besonders nach dem persönlichen Fürwort mit νυν, wie z. B. IV 97. — II 5 ἕτερον τοιόνδε (ABC) f. ἕτερον τοιοῦτον. Für jenes spricht I 207, für dieses die Wendung ἕτερα τοιαῦτα ποιεῖν; s. Krüger zu I 120; vgl. auch II 150. — 17 ἀρξάμενος ἐκ (ABC) f. ἀρξ. ἀπό. 17 παρ-εχόμενος ταύτην (AB) f. παρ. ταύτη. Beides scheint mir möglich; doch geschrieben Abschreiber wohl leichter ταύτην für ταύτη als umgekehrt. — 22 ἦν ἂν τούτων οὐδέν (ABC) f. ἦν ἂν τι τούτων οὐδέν. Mit Recht. Herodot braucht οὐδέν τι (IV 118; V 65) und noch häufiger οὔτε τι . . . οὐδέν (IV 19, 119, 197; VI 86d; οὔτε τινά . . . οὐδεμίαν VII 8 γ; an zwei Stellen schwankt die Überlieferung, VIII 20, wo in PRz τι, und IV 32, wo in ABCd οὐδέν weggelassen ist), aber nirgends verbindet er τι und οὐδέν wie an unserer Stelle. — 25 ἔωθε (ABC) f. ἐώθεε. Diese wie ähnliche Plusquamperfektformen sind wohl oft aus undeutlich geschriebenen -εν entstanden. — 30 ἐς τὴν μητρόπολιν τὴν Αἰθιοπίων (AB) f. ἐς τὴν μητρ. τῶν Αἰθ. Ersteres ist dem herodoteischen Sprachgebrauch durchaus entsprechend. — 47 ἐς τὸν ποταμόν (ABC) f. ἐπὶ κτλ. Letzteres ist zwar allein zulässig, wenn es sich um ein Herangehen bis zu einem Gewässer handelt — man vgl. z. B. V 101 συνέρρεον ἔς τε τὴν ἀγορὴν καὶ ἐπὶ τὸν Πακτωλὸν ποταμόν —, aber hier handelt es sich um ein Reinigen im Flusse selbst. — 47 θύωσι (ABC) f. θύωσι (?). — 52 ἀπικόμενα (ABC) f. ἀπιγμένα. Vielleicht ist beides zu streichen; doch ist c. 58 ἀπιγμένη ähnlich gebraucht. — 53 εἵθεν δὲ ἐγένοντο (ABC) f. ὅθεν δὲ ἐγ. Jenes findet sich I 111, dieses V 62. — 56 ἱρὸν Αἰὸς (ABC) f. Αἰὸς ἱρὸν. — 61 τίπτονται μὲν (ABC), früher ohne μὲν. — 73 ἐκκοιλήνας (ABC) f. ἐγκοιλήνας und ἰσκειμένου (ABC) f. ἐγκειμένου. Beides wohl

Endungen von jenem übers
 Inhalt etwas Anstößiges gef
 ιι (ABC) früher nach R προ
 es hier für richtig, mit Cob
 ben, wie II 148 alle Hss. h
 f. *ἐς γῆν τὴν σὴν*. Letzter
 μιν noch *κομίσαντος* (es f
 flüssig; vgl. Krügers Anm. -
οὐκείων AB¹) f. *οὐκείων*
 die Ägyptologen entscheide
 strichen; früher nach Pz σ
μέγα Ἀπρίης. ABC *μέγα* ε
 Wortstellung in P und R,
 sicher auf eine Interpolation
 IV 159 von demselben Hee
 streicht dafür *ὁ Ἀπρίης*; v
βοέων καὶ τῶν ἄλλων δ
 Das erste *τῶν* fehlt in PR
 der Artikel, zumal bei *ὠμο*
 (ABC) f. *σὺ ὦν νῦν κιλ.*, v
 dung *νῦν ὦν* findet sich se
 immer an der Spitze des S
 haupt sonst nicht finden.
 zu I 209. ... 57 *ἀπολιπει*
 Indes sind die Fälle, in denen
 fast alle zweifelhaft; vgl. Ca
 die Varianten an unserer S

IV 11 τὴν χώραν ἐρήμην (ABC) f. ἐρ. τὴν χώραν. — 71 πάντων (ABC) f. ἀπάντων. — 76 φεύγουσι αἰνῶς χρᾶσθαι f. αἰνῶς χρ. φεύγουσι. Für das nachgestellte χρᾶσθαι könnte II 91 sprechen. — 78 διαίτη für διαίτη μὲν. Wohl richtig; μὲν-ἀλλά scheint Herodot nicht zu haben. — 80 τοῦτον nach πεφευγῶς gestrichen; wohl richtig. — 95 τῶν τὸν Ἑλλήσποντον οἰκεόντων Ἑλλήνων [καὶ Ἰόντων]. Die eingeklammerten Worte fehlen in ABCd. Etwas konservativ in solchen Dingen habe ich in der Praefatio meiner Ausgabe nur bemerkt "nescio an a correctore adiecta sint". Auch van Herwerden verwirft die Worte. — 96 περὶ μὲν [τούτου καὶ] τοῦ καταγαίου οἰκήματος nach ABC(?). — 118 ἢ ἐκλείψομεν (AB) f. ἐκλείψομεν. Richtig. — 127 ἂν ἔμιν συμμίσγοιμεν ἐς μάχην (ABC) f. συμμίσγοιμεν ἂν ἐς μάχην ἔμιν (P). Da in Rs ἔμιν fehlt, συμμινύναι absolut, ohne Dativ, sich auch sonst findet, z. B. Thuk. VIII 104, da endlich ohne ἔμιν der Gedanke allgemeinere Gültigkeit erhält, habe ich das Pronomen eingeklammert. — 136 προτείνοντο für προέτεινον. Krüger vergleicht προΐσχεσθαι χειρας (Thuk. III 58, 2; 67, 3); van Herwerden verlangt die aktive Form unter Hinweis auf Passows Lexikon. In den dort angeführten Stellen hat aber χεῖρα (δεξιάν) προτείνειν stets mehr oder weniger die Bedeutung „grüßen“. — 144 τότε τὸ ἔπος f. τότε ἔπος. Darf der Artikel nur fehlen, wenn τότε dem Substantiv folgt? — 202 ἐκέλευε f. ἐκέλευσε. Die Vorliebe für das Impf. dieses Verbums ist nicht nur aus Herodot bekannt. In PR ist ἐκέλευσε verschrieben, weil ἀνεσκολόπισε und περιέστιξε vorhergeht und ἐπέτρειψε folgt. Ebenso steht ἐκέλευε in allen Hss. I 80 zwischen Aoristen (ἀνέβησε — προσέταξε — ἐκέλευε — ἐπέταξε). — V 15 ἐμβάλλοντας für ἐσβαλόντας. Da einerseits das Präsens notwendig ist, andererseits aber in diesem Sinne ἐσβάλλειν dem herodoteischen Sprachgebrauch entspricht¹⁾, habe ich ἐσβάλλοντας geschrieben. — 19 πρήσσειν μέλλοι f. πρήξειν μέλλοι. Nicht zu entscheiden. — 24 ἀπικεο f. ἀπικνέο. — 27 στρατὸν . . . ἀποκομιζόμενον f. στρατὸν τὸν . . . ἀποκομ. Auch Gomperz und Cobet haben den Artikel getilgt. — 33 παραλαβῶν δὲ ὁ Μεγαβάτης τὸν τε

¹⁾ Vgl. meine Comment. crit. in Herod. S. 23. Ich halte meine Behauptung, daß Herodot nur ἐσβάλλειν ἐς γῆν sagt, auch gegen Steins ablehnende Beurteilung (Burs. Jahresber. XLII S. 152) aufrecht. Stein muß meine Abhandlung sehr flüchtig gelesen haben; sonst würde er mir nicht ἐγκολάπτειν ἐς u. a. entgegenhalten. Nirgends habe ich behauptet, daß mit ἐν zusammengesetzte Verba bei Herodot überhaupt nicht mit ἐς konstruiert werden, selbst ἐμβάλλειν ἐς habe ich nicht schlechthin geläugnet (vgl. S. 25), überall habe ich die Bedeutung in den Vordergrund gestellt. Thukydides, dessen Sprache doch Herodot am nächsten steht, hat über fünfzig Mal ἐσβάλλειν ἐς γῆν, nirgends ἐμβάλλειν in dieser Verbindung. Daß dies Verhältnis später anders wird, ja bei manchen Schriftstellern sich geradezu umkehrt, thut nichts zur Sache.

VI 5 ἀπώστος τῆς ἐωνιῶν
 Commentatio S. 4 habe ich
 — 33 ἐσπλόου (vgl. meine
 folgt τοῦτον auf ἐσπλόου,
 haben es gar nicht. — 52 σ
 λέβητα richtig f. λέβητας. —
 (P corr. Rz). Da in C Ppr.
 mert. — 68 τοιάδε λέγων
 τοιάδε nach, doch auch
 καλῶς f. καλῶς ποιέειν. —
 Letzteres habe ich aufgeno-
 den παραθήκην ersteres f
 c. 86 sich nur παραθέσθ
 findet, halte ich παρα-
 Δημάρητον. Auf diese
 (γινόμενα), in PR(sv)z γεν
 von Gomperz getilgt, und
 aber γινόμενα getilgt ist,
 geradezu notwendig wird.
 Orakel ἀέλικτος für τριέ
 Rsv). Sicherlich ist es e
 Subjekt stehen zu lassen;
 — 82 ταῦτα λέγων richtig
 S. 730. — 107 [ἐν τῷ ὕπν
 strich die Worte als unpa-
 παροισμένης νυκτός. D
 fehlen, in Ppr. vor und

καταλαμβάνει τις φθορή f. φθορή τις καταλ. — 21 προσγεγόμεναι f. γενόμενα mit der Anm. „an προγεγόμεναι?“ — 30 τὸ πρόσω αἰεὶ f. αἰεὶ τὸ πρόσω. Die Verbindung findet sich noch IV 123 (so ist in Schweighäusers Lex. für III 123 zu korrigieren) und IX 57, an beiden Stellen geht aber αἰεὶ voran. 36 ἐτίθεισαν f. ἐπετίθεισαν. Die Präposition ist überflüssig; vgl. auch im folgenden θέντες δέ und κόσμῳ δὲ θέντες. — 50 ἀποδέξεις (AB) f. ἀποδέξης. — 53 γενέσθαι f. γίνεσθαι? — 72 ἀσπίδας δὲ μικρὰς ἀλχμάς τε; früher τε — τε nach ABC (δέ — δέ PRz); δέ — τε richtig, vgl. c. 79. — 97 ἐστρατήγεον f. ἐστρατήγεον οἶδε. Für οἶδε könnte c. 98, dagegen c. 82 (88) sprechen. In anderer Weise findet sich οἶδε (τάδε) VII 61, 78, 84, 90. — 106 τῷ [μύνῳ] Ξέρξης. Auch sachlich hat μύνῳ manches gegen sich. — 157 οἱ μὲν ἡμέων f. ἡμέων οἱ μὲν. Oder ist ἡμέων zu entfernen? — 177 πάντα f. ἅπαντα. — 200 μούνη f. μούνη μία. In ABd und bei Valla fehlt μία (in C ist hier eine Lücke), in PR steht μία nach, in s vor μούνη. Dafs es überflüssig ist, bemerkt schon Wesseling; vgl. c. 176. — 209 βασιλεῦ f. ᾧ βασιλεῦ. — 209 ἔχων οὕτω f. οὕτω ἔχων. Sollte nicht οὕτω ἔχει etc. die gewöhnliche Stellung sein? — 217 εἴρηται f. δεδήλωται. — 231 εἶχε ὄνειδος τε f. ὄνειδος τε εἶχε. — VIII 2 ἦσαν μὲν f. ἦσαν μὲν ᾧν. Stein hat ᾧν wohl gestrichen, weil sich in PR gerade die attische Form οὖν findet. — 20 Nach dem Bakisspruch τούτοισι f. τούτοισι δέ; vgl. oben zu VI 82. — 103 παῖδας f. τοὺς παῖδας. Krüger bemerkt „τούς die Anwesenden, wenn es nicht mit einer Hs. zu streichen ist“. — 108 ἔλθοι f. ἔλθῃ. Doch findet sich nach ἐς ὃ auch III 31 der Konjunktiv. — IX 9 ταῦτα nach ἀκούσας δέ gestrichen. — 13 πάντα λόγον f. τὸν πάντα λ. Beides ist möglich; vgl. Krüger und Stein zu I 21. — στρατῷ f. στρατοπέδῳ (nach der gröfseren krit. Ausg. findet sich jenes nur in B³CPd, nach der hier vorliegenden auch in A). Letzteres findet sich geradeso Thuk. I 11 (τὸ γὰρ ἔρυμα τῷ στρατοπέδῳ οὐκ ἂν δευχίσαντο). — 37 οὕτω ὡς f. οὕτω ὥστε. Vgl. Phil. XLIV S. 721. — πρὸς τε τὸν Ἀθηναῖον (so ABCcorr.) κήρυκα; früher Ἀθηναίων. Vgl. Phil. XLIV S. 722. — 81 ἄργυρον f. τὸν ἄργυρον. — 86 στρατεύειν f. στρατεύεσθαι.

Andererseits ist auch aus R eine nicht geringe Anzahl Lesarten aufgenommen, die aber nach Ansicht des Hsgeb.s nur als glückliche Korrekturen zu betrachten sind. Sie sind fast sämtlich auch von mir aufgenommen, größtenteils auch von Cobet empfohlen worden. I 186 ἔλος γεγόμενον f. ἔλος γιν. — II 121 β ἐσθύντος f. ἐνδύντος. — 127 περιρρέει f. περιρρέειν. — 141 πέμψειν f. πέμψει. — 189 αὐτόματος f. αὐτομάτως. — III 45 ἐπίκουροι τε f. ἐπίκουροι. — 72 τοιῶνδε f. τοίων. — 81 καίτοι f. καί. — 98 ἐνδύνουσι f. ἐνδυνέουσι. — 104 ἐπὶ μάλλον f. ἐπὶ μάλλον. — 158 οὔτοι μὲν f. οὔτοι. — IV 9 μιχθῆ f.

σιραιοπέδω f. τῷ σιρ. —
 118 οἶχονιο. wie Krüger
 σχῶμεν ἀμείνω f. ἔχωμεν
 Lesart zu kennen, σχῶμε
 Stellen, an denen die Les-
 genommen sind: II 124 λ
 sehen. Vielleicht sind in
 auf die Krüger hinweist (s
 auch hier beide Partikeln
 δεκα μοίρας δασάμενοι
 langt hat. Vgl. auch Bött
 rodot S. 17 und meine
 III 14 nach den Worten
 man ἤκουσε oder schrieb
 auch van Herwerden in se
 eine Lücke annahm, tllg
 Jahresber. VI S. 89) δέ
 δέ fehlt in R, nicht aber
 Hs. ungenau verglichen w
 τὰ πρὸς ἐσπέρης. Da in
 merkt ist, möchte ich den
 VI 78 πολλῶ δέ τι πλεῦ
 Ansicht mit Unrecht. In
 ABC nur δέ. Nun findet
 πολλοὺς μὲν IV 194, VI
 δ' ἔτι, mit der Variante δι
 πολλοὶ μὲν III 40 (ohne

Von Lesarten, die R und P gemeinsam sind, sind aufgenommen: I 105 οἱ δὲ ἐπέειτε ἀναχωρόντας ὀπίσω ἐγένοντο (f. ἐγίνοντο) τῆς Συρίας ἐν Ἀσκαλωνι πόλι. Neben einem Part. Praes. steht in Temporalsätzen von γίγνεσθαι das Impf. I 70, 189; VIII 37; der Aorist I 190. Die Überlieferung schwankt II 107; VI 43 u. 118. Der Dativ des Partic. findet sich neben ἐγένετο I 84 (πολιορκεομένω), I 113 (ἐκκειμένω); bei ἐπεγίνετο (PR ἐπεγένετο) IX 117 (πολιορκεομένω). Demnach wird keine sichere Entscheidung zu treffen sein. — II 62 τῆς Θυσίης (nach Schweigh.) ἐν τῇ νυκτί f. τῆσι Θυσίησι ἐν τινι νυκτί. So lange nicht nachgewiesen ist, daß das Fest nur einen Tag und eine Nacht dauerte, halte ich τῇ für eine Korrektur, veranlaßt durch das bald folgende τὴν νύκτα τῆς Θυσίης. Krüger streicht τῆς Θυσίης; jedenfalls ist τὴν demonstrativ zu fassen. — II 76 πλὴν κεφαλῆς καὶ αὐχένος mit Recht für πλὴν κεφ. καὶ τοῦ αὐχένος. — III 99 mit Recht ἀπαρνός ἐστι f. ἀπαρνεύμενός ἐστι. — V 13 ἐκέλευε f. ἐκέλευσε; vgl. oben zu IV 202. — V 31 καὶ vor οὐκ ἐλάσσονι weggelassen. Sicherlich ist hier καὶ in ABC zugesetzt; aber vielleicht ist δέ ausgefallen. — V 106 τοῦτον τι f. τοιοῦτόν τι (?). — VI 7 στρατὸν μηδένα συλλέγειν f. σιγ. μὴ συλλ. — 92 [ἀνὴρ ὃ οὔνομα]. Schon Struve hielt die in PR folgenden Worte für interpoliert. — VI 111 ἐγίνετο (f. ἐγένετο) τοιοῦνδε τι. — VII 10 θ' ἐξεργασάμενον f. ἐξεργασμένον. — VII 28 χρύσειον f. χρυσοῦ. — 99 οὐδέμῃς οἱ ἐούσης ἀναγκαίης; früher war οἱ nach ABC fortgelassen. Auch Cobet verteidigt οἱ. — VII 212 ἀνταείρασθαι f. ἀνταείρεσθαι. — VIII 19 κατύπερθε γενέσθαι f. κατ. γίνεσθαι. — IX 10 ἐγίνετο (f. ἐγένετο) μὲν νυν ἢ ἡγεμονίῃ Πλειστάρχου. Hier ist das Impf. wegen des folgenden ἀλλ' ὁ μὲν ἦν κτλ. vorzuziehen. An den vorher genannten Stellen ist die Wahl des Tempus mißlich. —

Außerdem sind noch an folgenden Stellen andere Lesarten aufgenommen: I 9 ὡς σέο πειρώμενον (so nach A'sbdz, R πειρώμενον; früher πειρώμενος) λέγω λόγον τόνδε. Den Nominativ hat auch Dionys, im übrigen steht bei ihm λέγω nach λόγον, in R'sbdz endlich fehlt λέγω. Vielleicht fehlt letzteres mit Recht, wie es auch von Gaisford noch fortgelassen ist; es läge dann eine sehr alte Korrektur vor. — I 196 ὡς ἂν αἱ παρθένοι γινοῖατο (aus der Aldina f. γινοῖατο)? — II 42 nach Ppr. προσχέσθαι, wie Reiske verlangt hatte, f. προέχεσθαι. — II 76 μέλινα f. μέλαινα. Da letzteres nur in C überliefert ist (in R μέλινα), wird man, so passend es auch ist, doch ersteres annehmen müssen. — II 86 Θυμιαμάτων nach ABC f. Θυωμάτων (so P'sv, Θυμιαμάτων in R). Herodot braucht beide Worte. Wo es sich um ein Verbrennen handelt, hat er stets θυμιαμα (I 189, II 130, VII 54, VIII 99); sonst noch beim Einbalsamieren dasselbe Wort IV 71 und kurz vor unserer Stelle (II 86 διηθέουσι θυμιαμασι τετριμμένοισι). Dagegen genau unserer Stelle entsprechend

ποτε εἴπω, ἀγῆτω, σου
 εἰ (Rsv) τυγχάνει (ABsv)
 ἔσται ist ἦν unmöglich; fi
 stehen kann. — III 108 ἐ
 III 134 συμφέσει (cod. Ca
 alte, neuerdings auch voi
 jektur scheint mir überflü
 τὰ πρὸς νότον φέροντα)
 wie in τὰ ἐς ἄκρσιν φέρ
 andern Schriftstellern brin
 ἀρχόντων, früher ἀρχόντι
 Cobet verteidigt ἀρχόντω
 sind ohne Bedeutung. —
 f. κατὰ (AB καὶ τὰ) μή.
 163 εἰ δὲ ἐξοπήσης na
 Auf den ersten Blick ers
 der vorhergehenden Zeile
 der Conj. Aor. (= Fut. II
 sich in der Aldina überr
 Βοιωτοῖς f. τοῖς βοηθοῖ
 θέουσι, ein Irrtum ist :
 βοηθούς führt schon We
 Βοιωτῶν mentio, auribus
 mir τοῖς βοηθοῖς jetzt s
 γ οὔτω δὴ διεξῆλθε nac
 steht τε, in r nach Krelinq
 ist δὴ notwendig. — V 1
 ἐπ' ἐνωτοῦ βαλλόμενον.

Rs). Die Präposition erscheint allerdings überflüssig. — VIII 37 *γεγόμενα* (P) richtig f. *ἐπιγεγόμενα*. — VIII 136 *ἀμα δέ* (so ch dem cod. Cantabr. für *τε*) *ὁ Μαρδόνιος*, wie auch sonst alle gb. — IX 7 *οἱ ἀπ' Ἀθηνέων* nach AP richtig f. *οἱ ἀπ' Ἀθη-
ίων*. — IX 77 *ὑστεροὶ* nach dz f. *ὑστερον*; an sich gut, wenn
ch weniger gut beglaubigt. — IX 119 [*καὶ*] *ὡς καταλαμβάνοντο*.
e Partikel fehlt in der Aldina und wird auch von Gomperz
worfen.

Zum Schlufs sei noch bemerkt, dafs manche von den be-
prochenen Lesarten schon vorher in der kommentierten Ausgabe
fnahme gefunden hatten; namentlich gilt dies von dem zuletzt
schienenen Heft (Buch I Aufl. 5).

Wenn ich bei der Besprechung der neu aufgenommenen Lesar-
1 ziemlich ausführlich gewesen bin, so hat dies darin seinen Grund,
fs ich es bei dem jetzigen Stand der Handschriftenfrage zunächst
ch für die wichtigste Aufgabe der Texteskritik halten mufs,
e Güte der einzelnen Lesarten nach ihrem innern Wert und
Rücksicht auf die Sprache Herodots zu prüfen; erst dann
rd die Konjekturenkritik mit gröfserer Sicherheit auftreten
nnen. In letzterer ist der Herausg. etwas mehr aus der
iher beobachteten Reserve herausgetreten; im allgemeinen mufs
n aber auch jetzt noch sein Verfahren ein mafsvolles Sich-
schränken nennen: weitaus die meisten seiner Vorschläge
ben nur unter dem Text Platz gefunden. Eine kurze Be-
rechnung des ersten Buches nach dieser Seite hin möge die
zeige beschliessen. Von fremden Konjekturen sind aufge-
mmen: I 64 *ἐτυράννευε Ἀθηνέων* f. *ἐτυρ. Ἀθηναίων* (Cobet).
106 *τὸν* (Reiske f. *τό*) *ἐκάστοισι ἐπέβαλλον*? — 114 *τού-
ων τῶν παίδων* f. *τούτων τῶν παιδίων* (Bekker). — 132
τὰ μέλα f. *κατὰ μέρεα* (Scheer). So vermutet auch van
erwerden. — 151 *οἰκημένος* und *οἰκηται* f. *οἰκειμένος* und
κέεται (Krüger), — 173 *ἕως μὲν* f. *τέως μὲν* (Cobet). —
17 *παθήματα ἕοντα* f. *παθήματα τὰ ἕοντα* (Schäfer). —
0 *ἐπιβουλεύσειε* f. *ἐπιβουλεύσει* (Krüger). Die Änderungen
id meist notwendig. Dagegen ist die Überlieferung wiederher-
stellt c. 137 *ἀνευρεθῆναι*, wo früher nach Schäfer *ἄν εὐρε-
θῆναι* geschrieben war (?) und c. 181 ist *ἐν μέσῳ* nicht
ehr (nach Oppert) eingeklammert. Eigene Konjekturen sind:
76 *τῆς χώρης ταύτης* [*τὸ*] *ἰσχυρότατον*. Hsgb. handelt zu
86 über Neutra von Superlativen, die ohne Artikel von räum-
hen Bestimmungen gebraucht werden, über denselben Gegen-
nd Krüger zu VII 176; ihre Sammlungen ergänzen sich
genseitig. An unserer Stelle hängt nun sichtlich der Genetiv
ς χώρης vom Superlativ ab, während an allen übrigen Stellen¹⁾

¹⁾ Abgesehen von II 8, wo der Genetiv andrer Art ist.

160 ἴν δὲ χρόνος οὐτός ο
 Wohl notwendig. — 166 σι
 ἴσχε f. ἴσχει? — 179 ἔσβι
 sonst ῥέεθρον bei Herodot
 aber nicht das Wasser selb:
 I 186 τὸ ῥέεθρον πᾶν? — I
 φέρουσαι eine Lücke anges
 weggefallen sein soll. — I
 passend, zumal da in den H
 liefert ist. — 186 ὅπως μὲν
 Vgl. II 150. — 193 nach
 Stein eine Erwähnung der I
 σησάμων ποιεῦντες. — 19
 Stellen des Kapitels, jetzt u
 lieferte ἀνεκήρυσσε. So
 ἄν freilich nicht. — 197 [τ
 παραινεόνσι]. Eine auffäll
 dings beseitigt. — 206 σι
 schon I 24 ἀπειληθέντα δε
 geschrieben hat. Er handelt
 hier die Partikel streichen.
 nur als Vermutung ausgesp
 Wohl notwendig. — 211 < *
 ansprechend. — 215 τὰ δὲ
 vorhergehenden Zeile τὰ μὲ
 Viel größer ist die Za
 Konjekturen. I 32 ὄς δ' ἄ

τε Ἑλληνες. Sehr ansprechend. — 82 ἐκατέρου f. ἐκότερον; hätte Aufnahme im Text finden können. Letzteres wäre wohl nur bei Tragikern möglich. — 84 δῶρα δώσειν (μεγάλα). — 87 Θεοφιλῆς ἀνὴρ καὶ ἀγαθός f. Θεοφ. καὶ ἀνὴρ ἀγαθός. — 88 ἐν τῷ παρεόντι χρῆ ist aus R aufgenommen, wo ABCP χρόνω haben. Da aber nach Steins Ansicht χρῆ in R nur eine glückliche Konjekture sein kann, stellt er dieser die χρόνω näher kommende χρεόν entgegen. — 91 μητρὸς (μὲν) ἀμείνωνος, πατρὸς δὲ κτλ. Ebenso van Herwerden. — 92 ἐν μὲν γε (f. γάρ) Θήβησι. Wohl richtig, nur müßte dann vorher eine schwächere Interpunktion stehen. — 94 für ἀποικίσαι Dobree ἀποικίσθαι, Stein besser ἀποικισθῆναι, aber beides wohl unnötig. Der Wechsel des Subjekts ist zwar schroff, aber doch nicht unerhört. Am Schlufs des Kapitels [ὄνομασθῆναι] Τυρσηνοῦς. — 98 für οὕτω πάντων τῶν κύκλων entweder τούτων πάντων oder οὕτω τῶν πέντε; notwendig. — γελᾶν τε καὶ ἀντίον πτύειν (Rdz πτύειν ἀντίον) καὶ ἅπασιν εἶναι τοῦτο γε αἰσχροῦν (in der Aldina εἶναι nach τοῦτο γε). Dafs hier τοῦτο nicht recht paßt, ist schon längst bemerkt worden. Krüger vermutete τὸ πτύειν dafür; jetzt stimmen Stein und van Herwerden in der Konjekture καὶ πτύειν καὶ ἅπασιν εἶναι ἀντίον τούτου γε αἰσχροῦν (bei Stein in der kommentierten Ausgabe) überein. Unterstützt wird diese Konjekture durch die Unsicherheit der Stellung von ἀντίον in den Hss. — 129 Die Worte πρὸς τὸ ἐώντοῦ δεῖπνον bis ἐθόλησε „aptius legentur post κατεκερτόμεε“. Sicherlich. Auch mit der Vermutung εἰ δὴ δι' αὐτοῦ (f. ἐώντοῦ) γε in demselben Kapitel hat er wohl recht. Das Reflexivum ist nach dem vorausgegangen εἰ ἐώντοῦ und δὴ ἐώντοῦ ein leicht erklärlicher Schreibfehler. Krügers Erklärung „als ob folgte πρηχθῆναι λέγει“, die auch Abicht in anderer Fassung giebt, wäre doch erst durch sichere Beispiele zu belegen. — 148 πρὸς ζέφυρον ἄνεμον κατήκουσα (ἐς Θάλασσαν). — 156 ἐπιστάμενος (μὲν). — 160 οὐλάς verdächtigt. — 165 ψευδόρκοι τε f. ψευδ. δέ. — 169 περὶ τῆς ἐώντοῦ ἕκαστος μαχόμενοι die Hss.; Stein vermutet ἐώντων ἕκαστοι, wenigstens besser als Schweighäuser, der nur ἕκαστοι vorschlägt. Cobet dagegen und nach ihm van Herwerden verlangen μαχόμενος. — 181 nach περιβόλω μεγάλω τε καὶ ἰσχυρῷ eine Lücke vermutet. Die Konstruktion ist allerdings etwas gezwungen. — 185 ὥστε καὶ (f. δὴ) ἵρις, aufgenommen von van Herwerden. — 189 οὕτω δὴ (τι), entsprechend dem Sprachgebrauch Herodots. — 192 ἴδιοι f. ἰδίη. — 193 zu Anfang τοσαῦτα f. τοιαῦτα; wohl notwendig. — 206 ἀλλὰ πᾶν (s πάντα, die übrigen Hss. πάντως) μᾶλλον. — 215 „κοσμέονται aptius infra post (φάλαρα) χρυσῷ ni illic malis χρύσεια vel cum Krügero χρυσοῦ“.

Die wichtigsten Änderungen
hältnis zu Lygdamis, die Da
scheinlich sogar nach 449
lohnung in Athen (wird ver
in Athen so wichtige Erw
Wachsmuth), die Benutzung
verworfen), den Widerspruch
der Beschreibung Babylons
mehr beschrieben hat, als e
neun Bücher.

Beim Dialekt fällt zunä
in die Augen. Damit ist
meisten neueren Herausgabe
Formen *ἐμφοριῶν*, *ἰσθμίων*
aber Stein jetzt noch mel
früher. Dies mag in man
Anhalt, das Richtige zu fin
meiner Ansicht nach geht
neben *ἐς* *ὄ* jetzt auch *ἐς*
bei andern Schriftstellern g
Stein zu I 67) gut bezeugt;
Ähnlich steht es mit *μικρός*
es aufgefallen, daß die For
finden, die auf diesen Laut
am meisten in den Verbis
geändert worden. Der Überg
derer auf *-σω* ist im wes

sätze grammatischen oder sachlichen Inhalts gemacht. Erwähnungswert sind sie c. 111, 128 u. 191, in denen auf die jüngsten Ausgrabungen in Babylon Bezug genommen wird.

- 3) Herodotos. Für den Schulgebrauch erklärt von K. Abicht. Erster Band. Erstes Heft. Buch I. Nebst Einleitung und Übersicht über den Dialekt. Vierte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1894. 234 S. 1,80 M.

Einleitung und Text haben, soviel ich gesehen habe, keine Änderung erfahren; im Kommentar sind an einigen wenigen Stellen kleine Zusätze grammatischen und sachlichen Inhalts gemacht. Nur an einen Zusatz in der Übersicht des Dialekts möchte ich eine Bemerkung anknüpfen. S. 33 wird bei den Adjektiven auf *ήιος* (*εἶος*) jetzt angemerkt: „Doch behalten diese Adjektiva auch bei Herodot die gewöhnliche Komparationsform, z. B. *οίχησιότατος*, *ἀνδρησιότατος*, ebenso *ἐπιτηδεύτατος* (von *ἐπιτήδεος*)“. Diese Bemerkung ist ganz richtig; Stein hat dieselbe Regel aufgestellt und Ref. hat sie in seiner Ausgabe befolgt. Im Text steht dagegen I 110, 115, 126, und das sind sämtliche Stellen des ersten Buches, in denen der zuletzt genannte Superlativ sich findet, *ἐπιτηδεώτατος*. Vielleicht findet sich der Hsgeb. durch diese Bemerkung veranlaßt, auch an andern Stellen seinen Text mit den von ihm aufgestellten Dialektregeln in Übereinstimmung zu bringen, z. B. S. 39 Anm. 12 mit III 85, VIII 57, 106, 143 oder die Form *ἰσῆσι* II 95, IV 103, V 16 mit *ἰσῆ* in der Übersicht des Dialekts.

Der Druck ist recht inkorrekt, an manchen Stellen hat auch der Korrektor oder Setzer seine Weisheit leuchten lassen. So ist z. B. S. 10 aus Melampus ein Melampos, S. 75, 3 *ἀνθρώπων* aus *ἀνδρῶνων* geworden.

- 4) Herodotos. Für den Schulgebrauch erklärt von Sitzler. Buch VII. Gotha, F. A. Perthes, 1885. 177 S. 2 M. (Auch in zwei nach Text und Kommentar getrennten Abteilungen.)

Der Text dieser Ausgabe ist, wie in der Vorrede bemerkt ist, unter gleichmäßiger Berücksichtigung beider Handschriftenklassen festgestellt worden; damit steht der Hsgeb. prinzipiell auf demselben Standpunkt wie Ref. Wenn nun trotzdem an mehr als hundert Stellen von mir andere Lesarten aufgenommen sind, so liegt das in erster Linie eben an der Überlieferung, die an so zahlreichen Stellen schwankend ist und bei deren Beurteilung oft genug das subjektive Gefühl entscheidet. Im allgemeinen jedoch scheint es dem Hsgeb. nicht ganz Ernst mit der gleichmäßigen Berücksichtigung beider Klassen zu sein, vielmehr hat er sichtlich eine Vorliebe für die Klasse P^Rsv, was sich besonders darin zeigt, daß er in weniger wesentlichen Dingen, wie z. B. in der Wortstellung, gewöhnlich dieser gefolgt ist. Auch aus der

εὖ βεβηκνῖται nur ein stō
solchen erkannte, ohne aus
naue Kenntnis der Überlie
endlich kann c. 23 am S
freilich, was ich aus PR
sonderlich. Der Satz stel
keiner Verbindung; velleic
Versuche das Asyndeton zu
nur ἐνθαῦτα.

Aus PR sind nach me
recht aufgenommen: C. 4
steht in ABC ἔτεα nach de
geführten Stellen. — 6 ταῦ
XLIV S. 731 — 9 καίτο
die in ABC fehlt, wegen d
γε sich auf den ganzen S
nur in ABC nicht fehlte.
(AB ἐσσομένων) aufgeno
ebenfalls „victor recte ap
μένοι“. Dann müssen ni
Über dieses Verbum hat
Zerbst 1829, S. 14) gehanc
ABC fehlt ἔργα; mit Recht
ABC) στρατιός; vgl. Cohet
λογιῆσι ist verschrieben (y
rigiert. Der Singular τῆ λ
zogen mit Ohren und Mi

(ABC οὐδέν) . . . ἀντίξουν. Der Schreiber erkannte nicht, daß ἀντίξουν Neutrum ist; vgl. VII 49. — 222 οἱ μὲν νυν σύμμαχοι (om. ABC u. Plut.) ἀποπεμπόμενοι. Der Artikel ist falsch; denn entlassen waren auch die Thespier. Damit ist freilich die Stelle noch nicht heil; man vermifst noch ἄλλοι oder etwas Ähnliches vor σύμμαχοι. —

R(sv) scheint mir Hsg. an folgenden Stellen mit Unrecht gefolgt zu sein: VII 102 σύντροφος σύνεστι (ABCP ἐστί). — 119 τοιόνδε τι ἐγένετο. Besser ἐγένετο, denn es wiederholte sich an jedem Lagerplatze. — 157 Λακεδαιμόνιοί τε καὶ Ἀθηναῖοι. Besser bleiben die Athener weg, da eine besondere Erwähnung vor den übrigen Bundesgenossen ihrer damaligen Stellung nicht entspricht. — 161 ἀμείβετό μιν τοιάδε. Herodots Sprachgebrauch verlangt die andere Lesart τοισίδε; vgl. Commentatio S. 17. — 217 ἦώς τε δὴ διέβαινε καὶ ἐγένοντο. Mit Unrecht ist das in den übrigen Hss. gebotene οἷ vor ἐγένοντο verschmäh; vgl. besonders VIII 83. — Aus ABC(P) endlich scheint mir Folgendes mit Unrecht aufgenommen zu sein: VII 8 ἰδιοβουλεύειν. Lobeck vermutete ἰδίη βουλεύειν. Diese Konjekture ist aber unnötig, da in Rs die richtige Form ἰδιοβουλεύειν steht. Vgl. auch Bredow und Cobet. — 9 Μακεδονίης γῆς. Das Wörtchen γῆς ist ein übler Zusatz, der in Rs fehlt. Es müßte doch dann wenigstens τῆς γῆς heißen. Nur VII 124 steht ähnlich διὰ Μυγδονίης γῆς. Ich habe dort τῆς γῆς vorgeschlagen, ebenso gut könnte man γῆς streichen. — 15 πέμπει ἄγγελον ἐπὶ Ἀργάβανον καλέοντα. Valckenaer und nach ihm Krüger und Cobet tilgen καλέοντα; einfacher ist es, nach PRs die Präposition zu streichen. — 34 ἐτέρην nach τὴν δέ wird zu streichen sein; vgl. Gomperz (Herod. St. II 43). — 91 οὗτοι μὲν (om. Rs) τὸ παλαιόν. Die Partikel hätte nur Sinn, wenn sie nach τό stände; sehr empfehlenswert ist Steins Änderung δέ; man vergleiche die entsprechenden Stellen in der Aufzählung. — 209 οὐκ εἶχε συμβαλέσθαι τὸ ἐόν, ὅτι παρασκευάζονται. Der Optativ widerstrebt meinem Gefühl, und darum habe ich nach Rs παρασκευάζοντο hergestellt (Schäfer hat das dialektisch unmögliche παρασκευάζοντο). Dasselbe Gefühl scheint aber auch Hsgb. zu haben; denn in der Anm. steht zu lesen: „τὸ ἐόν] τὸ ἀληθές, erklärt durch ὅτι παρασκευάζοντο.“

Die Konjekturen des Hsgb.s bestehen meistens in Streichungen und Zusätzen; letztere haben gewöhnlich nur den Zweck, den Schülern einen lesbaren Text zu geben, womit man ja bei einer Schulausgabe einverstanden sein kann. Es sind zum Teil Stellen, an denen bereits von andern Lücken erkannt sind, wie c. 61, 64, 76, 154, 187, 238 (Krüger δέ). Außerdem c. 85 πίσινοι (ἐόντες); doch vgl. I 66 und VIII 143. — 88 ἐπὶ (τὸν Ἑλλήσποντον, ἐνθαῦτα ἐς) συμφορὴν ἐνέπεσε. Möglich, daß etwas Ähnliches ausgefallen ist, wenigstens haben wir dann nicht die

kenntlich gemacht.

μόσ), ὥσπερ. Wes
sekutivsatz zu erkl.

Eingeklammert
entbehrlich, doch
das rechte Mafs zu
στραιόπεδον]. —
Wohl richtig. — 82

Ξέρξη δὲ ἐγίνοντο
Nachrichten, den di
wenn man mit Stei

Σμερδομένης ὁ Ὄρι
86 ὡς δ' αὐτως [K
radikalen Mittel des
[ἐπικρατέων]. Unn

ἐποιέειτο, wie scho
πάσῃσι ἰῆσι πόλι
dächtigt Stein πάσῃ
197 an der korrupte
ἐξαχθεῖς.

Von sonstigen K
καὶ (für *τι*) πρὸς *τε*
und das überlieferte
καὶ ἰό, die übrigen
gut; doch hat sonst
50, 176) und dem ei
auch καὶ ἰοιόνδε ol

f. *πέφρως*. Selbst die augmentlose Form ist nicht ohne Bedenken. — 176 *τῆ μεσαιάτη, ἡμίπλεθρον*. Die von allen Hsgb. festgehaltene Überlieferung *στεινοτάτη* steht nicht, wie Sitzler zu glauben scheint, mit dem Folgenden im Widerspruch. Offenbar bezeichnet Herodot mit *κατὰ τοῦτό γε* das Land Trachis, das eben außerhalb der ersten Enge bei Anthela liegt. — 189 am Schlufs *ἀνελθόντες* f. *ἀπελθόντες*, wo Krüger *κατελθόντες* geschrieben hat.

Bei der Aufnahme fremder Konjekturen ist der Hsgb. sehr vorsichtig gewesen; doch hätten Gomperz' Vorschläge an einigen Stellen berücksichtigt werden können.

Der Druck ist sehr korrekt; an Versehen habe ich bemerkt c. 41, 10 *εἰς*, 161, 7 *ἐξήρκει* (sonst stehen überall die aufgelösten Formen), 187, 11 *χοίνικας* f. *μεδίμνος*, 209, 9 *ἀλήθειαν* (vgl. Einleitung S. 7). Der Kommentar ist dem Zweck dieser Ausgabe, die eben eine Ausgabe für Schüler sein soll, durchaus entsprechend; ohne zur Eselsbrücke zu werden und ohne der Erklärung des Lehrers alles vorweg zu nehmen, erleichtert er dem Schüler die Präparation.

5) Herodoti historiarum libri IX. Edidit Henr. Rud. Dietsch. Editio altera. Curavit H. Kallenberg. Leipzig 1884 u. 1885. 2 Bde. à 1,35 M.

Bei der Texteskonstituierung sind beide Klassen der Hss. ziemlich gleichmäfsig herangezogen worden, da, wie die Frage gegenwärtig liegt, keiner von beiden von vornherein die Superiorität zugesprochen werden kann¹⁾. Dieser Standpunkt hat recht

¹⁾ Es ist dies der nur etwas modifizierte Standpunkt Cobets und Gomperz'. Hierüber habe ich gehandelt in der *Commentatio critica in Herodotum* (Progr. des Fr. Werd. Gymn. zu Berlin 1854). Die Abhandlung enthält die Besprechung der wichtigsten Lesarten in der ersten Hälfte von B. VI; eingereiht sind mehrere Exkurse über Herodoteischen Sprachgebrauch. Abgesehen von unbedeutenden Versehen ist S. 10 bei der Stelle *ἔφρυνε ἀπὸ Χερσονήσου* die Bezeichnung der Hss. verwechselt worden. Ferner mufs es S. 13, Z. 17 v. u. B²Psvz und S. 23, Z. 13 v. u. *παρόντι* heifsen. Im Phil. XLIV S. 717 — 740 habe ich nach einer kurzen Übersicht über die Handschriftenfrage speziell das Verhältnis des Parisinus zu den beiden Klassen behandelt. Stein rechnet ihn zu der Klasse Rsv und folgert, dafs da, wo Rsv nicht mit P übereinstimmen, sie korrumpiert oder, wenn sie das Richtige haben, glücklich korrigiert sind. Dagegen habe ich, wie dies auch schon früher von Abicht ausgesprochen ist, zu erweisen gesucht, dafs P einer Mischklasse angehört. Ist dies aber richtig, so ist damit zugleich erwiesen, dafs Rsv a priori das Richtige haben können, und eine weitere Folge ist, dafs man nicht blofs im äufsersten Notfall zu diesen Hss. greifen mufs, sondern sie auch da vorzuziehen hat, wo ihre Lesarten dem Herodoteischen Sprachgebrauch besser entsprechen. Die Rekonstruktion eines sogenannten Archetypus ist hier überhaupt nicht angebracht. Die Leser dieser Berichte kann ich auf die im vorigen Jahrgang abgedruckten Artikel Meusels und R. Schneiders über Cäsar verweisen. Ähnlich wie durch Meusels Cäsarlexikon eine Menge Fragen der Textkritik auf die einfachste Art gelöst werden, würde auch die Herodotkritik durch eine ähnliche Arbeit einen wesentlich festeren Boden gewinnen. Bei einem solchen Standpunkte

ιαυγ ες Αιγυπτιον,
γοντων των Κορινθίων
ἵππων καὶ ἰὰ μὴ
Schluss ἔλεγε [ὁ] Ζά
δύναμιν ἀνδρῶν οὐ
των, VII 86 am Schl
οὐ τοιάδε (f. ἰάδε)
richtigen; I 128 ἀλλ
ἀλλ' (f. ἀλλ') ἢ ἰόντα
ist ausgefallen), V 24
αὶ f. οἴκηται. αὶ, VI
(f. Ξέρξης) δὲ λέγει
Lesezeichen ausgefallen

Konjekturen haben
evident waren; vielleicht
bietet die Präfatio
voraussichtlich manche
Lieferung stehen geblieben
lichen Sinn giebt; in
Konjekturen vor, die
Konjekturen habe ich
Dingen, fast gar nicht;
gemachten Vorschläge

waren Angriffe voranzuschreiten
Rezensenten erfahren hat,
zweifelhaft erscheinen lassen
ohne dass...

gebrauchs. Natürlich wird davon manches verfehlt sein; recht unüberlegt, um mich milde auszudrücken, ist z. B. 175 die Vermutung *οὐδὲν προσίεμαι*.

Der dunkelste Punkt in dieser Ausgabe, wie in den vorher genannten, ist der Dialekt. Wie durch die Inschriften im attischen Dialekt eine große Umwälzung eingetreten ist, die sich auch bald auf die Schulgrammatiken und den Text der Autoren erstrecken wird, so darf man auch bei ionischen Texten den aus den Inschriften gewonnenen Thatsachen sich nicht lange mehr verschließen. Doch thut hier vor allen Dingen Besonnenheit not. Sicherlich ist z. B. *δοκῆ* u. s. w. zu schreiben. Dafür sprechen abgesehen von den Inschriften auch viele Stellen in den Hss. und die analogen Formen des Konjunktivs im passiven Aorist, die konsequent kontrahiert sind. Auch die Kontraktion von *εε* in *ε* gebe ich jetzt zu, doch dürften sich hier bei der Durchführung nicht geringe Schwierigkeiten ergeben. Wie große Vorsicht aber in solchen Dingen nötig ist, will ich an einem Beispiel zeigen. Bei der Besprechung einer neu gefundenen oropischen Inschrift stellt von Wilamowitz (Hermes XXI S. 98) die dort wiederholt vorkommende Schreibung *ἱερός* dem herodoteischen *ἱρός* gegenüber. Weshalb kommt Herodot die kontrahierte Form zu? Auf die Autorität der Hss., die übrigens auch nicht einstimmig *ἱρός* haben, legt v. W. doch sonst keinen Wert. Nun steht aber gerade auf der bekannten Newtonschen Inschrift von Halikarnafs zweimal *ἱερός*. Auch sonst scheint — eine genaue Übersicht über alle Inschriften geht mir ab — die kontrahierte Form erst im nächsten Jahrhundert und in wesentlich anderen Gegenden allgemein üblich geworden zu sein. Es kommt noch die schwierige Frage hinzu, welche von den verschiedenen Nuancen des ionischen Dialekts wir einem Manne wie Herodot, der abgesehen von seinen Reisen auch seinen Wohnsitz wiederholt geändert hat, zuerkennen sollen. Sayce schreibt in seiner Ausgabe (London 1883) konsequent *ἱερός*; dies halte ich für richtig aus folgendem Grunde. Die Überlieferung der Hss. ist allerdings für *ἱρός*, daneben aber haben sie konsequent *καλλιερῶ*. Letzteres habe ich neben *ἱρός* aufgenommen, in der Meinung, es sei nicht gleichgültig, ob die Lautverbindung *ιε* am Anfang oder in der Mitte des Wortes stehe. Jetzt glaube ich dagegen, daß die Form *ἱρός* von alten Grammatikern, die sie für die einzig richtig ionische hielten, in den Text hineinkorrigiert ist. Dabei ist ihnen *καλλιερῶ* entgangen. Habe ich aber darin recht, und die Inschriften sprechen dafür, so ist dies ein Beweis dafür, wie Unrecht die Hsgeb. thaten, die nach dem Vorgange Dindorfs *καλλιερῶ* geschrieben haben. Ich breche hier ab, weil ich bei einer anderen Gelegenheit auf den Dialekt zurückzukommen gedenke. Es ist sehr zu wünschen, daß die von Bechtel angekündigte Sammlung der ionischen Inschriften bald erscheint.

ἀπογλαυρίσει οὐ
tempssisset quoque
Überlieferung ist ni
dern „was es eben
träglichen Sinn, wi
nicht eben leichter
νοι λέγουσι εἶναι
das allerdings jeden
οἶην durch Dittograp
λουσι vorgeschlagen.
war, sondern nur e
οἶην. Im übrigen ge
— 195 ἐπενδύνετα
βαλλόμενος. Die F
lieferung vergleicht
πολλὰ προστιθείς).
„expletur numerus,
Krüger nimmt Anstol
πληροῖ intransitiv st
angebracht. — II S τὸ
πυραμίδες ἐνεισ
Überlieferung folgt d
findet M. anstößig, w
des Gebirges unterbre
der Ebene liegen. In
Pyramiden πρὸς τὸ
Plateau von Gizeh lieg

II 49 *ὁμότροφα* (f. *ὁμότροπα*) γὰρ ἂν ἦν κτλ., wie schon De la Barre; vgl. Krüger zu d. St. — II 93 *εἰσὶ δὲ οἱ κέγχροι οὐῖπω* (f. *οὔτοι*) *ἰχθύεις*. Gut; oder *οὔτοι οὐῖπω*? — II 121 εὖ ὡς ἀνοσιώτατον μὲν εἶη ἐργασμένος ὅτι (f. *ὅτε*) wiederholt aus „Bemerkungen über einige Punkte der griechischen Wortfügungslehre“ S. 16, neuerdings von Stein aufgenommen. — II 142 *ἐξ ἡθέων τὸν ἥλιον ἀναστῆναι* (f. *ἀνατεῖλαι*). Nicht neu, schon Dobree *ἐξαναστῆναι*. Indes scheint mir eine Änderung bedenklich, da bei Herodot offenbar ein Mißverständnis vorliegt. — III 14 *καὶ ταῦτα ὡς ἀπενειχθήναι* (f. *ἀπενειχθέντα*). Am leichtesten unter den vielen Versuchen zur Heilung dieser Stelle scheint mir der von Tournier (Streichung des *δέ* zwischen *ὡς* und *λέγεται*) zu sein. — III 129 *προακούσας* f. *παρακούσας*. Sehr annehmbar. Wenn das überlieferte *παρακούσας* „beiläufig, zufällig hören“ (Krüger) heißen kann, so fehlt ein Ausdruck wie *μεμνημένος δέ*. — IV 6 *εἶναι οὖνομα Σκολότους (κατὰ Σκολότου) τοῦ βασιλέος ἐπωνυμίην*. Ähnlich Krüger (*ἀπὸ*) *Σκολότου τοῦ βασιλέος* oder nur *βασιλέος τεν* f. *τοῦ βασιλέος*. — IV 11 *πρὸς πολλοῦ (πόνου) δεόμενα κινδυνεύειν* oder *πρὸς πολλοῦ δέους γέμοντα κινδ.* „Non pro certa hanc emendationem vendito, sed veram formam orationis me attigisse puto“ sagt M. selbst. — IV 28 *κεχώρισται . . . τοὺς τρόπους (ἀντίτροπος oder ἀλλότροπος oder οὐχ ὁμοίότροπος) πᾶσι . . . χεῖμῶσι*, um die unmögliche Konstruktion von *χωρίζειν* mit dem Dativ zu entfernen. Andere Versuche Herold und Krüger; vgl. Krüger zu d. St. — VI 120 *ἀλλ' ἀέκοντας ἐκπολεμώσεσθαι* (f. *ἐκπολεμῶσαι*); M. hält das Aktiv und den Aorist für unmöglich. Hierbei übersieht er aber den Wechsel des Subjekts. Das Futurum wird auch nur notwendig, wenn man wie M. den Satz mit *εἰ γὰρ* (statt *εἰ δέ*) beginnen läßt. Nun ist aber *γὰρ* nur Konjektur von Stein (letzterer hat dementsprechend jetzt *ἐκπολεμώσειν* geschrieben). — V 31 *ἐσηγητής* (f. *ἐξηγητής*) *γίνεαι προηγημάτων ἀγαθῶν*. Recht passend; zur Vergleichung läßt sich heranziehen Thuk. VIII 48 *ἐσηγητὰς τῶν κακῶν τῶ δῆμῳ*. — V 117 *ἐπ' ἡμέρῃ ἐκάστην* (f. *ἐκάστη*) *αἴρειε*. Auf den ersten Blick überraschend schön; leider ist *ἐπ' ἡμέρῃ* nur homerisch. Ferner würde es doch heißen „jede jeden Tag“. Stein will *μίαν* ergänzen. Zu beachten ist hierbei, daß B²Prsvz *ἐπ' ἡμέρης ἐκάστης* haben. Das ist falsch; denn Herodot sagt (*τῆς*) *ἡμέρης ἐκάστης* oder *ἐπ' ἡμέρῃ ἐκάστη*; passend wäre aber *μίαν ἡμέρης ἐκάστης*. — VI 128 *τοῦτον πάντα (ἐπιστίους) ἐποίηε*. Daß *πάντα* zu *τοῦτον* gehört, wird man zugeben müssen; dann fehlt aber ein Objekt. — VI 129 *κατέχων πολλὸν τοὺς ἄλλους*. Die Erklärung Steins „fesselnd“ paßt hier nicht recht, auch verlangt das danebenstehende *πολλὸν* einen komparativen Begriff. Also bliebe bloß die Krügersche (Valla) Erklärung übrig „übertreffend“. Kann dies *κατέχων* heißen? M. bemerkt nur „non video quid hoc loco

σιρ. Das ist richtig; weniger
 zu sein, daß Herodot zwei
 scheid, kriegerische und frie
 (mit Weglassung von ἄμα) τι
 187 für ἀντέχρησε entwede
 möglich. — VII 145 die Vors
 einen neuen vermehrt. M. ve
 et susceptis“. — VII 170 fi
 schon anstößig sei, φεύγειν
 μνοι (in der Bedeutung v
 wird sich kaum nachweisen
 stößige im Tempus nicht en
 das schwer zu erklärende δι
 liche γόησι sehr geschickt β
 pro eo quod est ἐμελλε διαγ
 ἔσεσθαι“. Warum? Ist zu
 hergehenden περιῆν entsprec
 geschlagen hat, dem Vorschl
 VII 212 ὡς δὲ οὐδὲν [εὐρισσ
 rodotus posuisset, necessario s
 — VIII 94 τῆ δῆ (f. τῆδε δι
 Vorhergehende. Ebenso ver
 kritischen Ausgabe. Mufste
 δέ f. ὡς γάρ heißen? — V
 μέμψασθαι), wie Cobet (Mn
 — VIII 112 [χρωόμενος] τοῦ
 Cobet (Gronov?), auch hier l

hat *τέχνη* nicht immer den Begriff des Heimlichen, Listigen, wie z. B. in *πάση τέχνη*.

7) Naber, Herodotea. Mnemosyne XIII 1, S. 55—81.

18 *κιθῶνι ἐκδυομένη* f. *κιθ. ἐκδυομένη*.? — 13 *τοσόνδε μέντοι* (*ἐπ*)*εἶπε*. — 24 *ἰθῦσαι* (f. *ἐπιθνημῆσαι*) *πλῶσαι*. Ohne jeden Grund. — *ἐπὶ δελεῖνος ἱππεύων* (f. *ἐπεών*). Unnötig, wie Herwerden gezeigt; er führt an Paus. II 3, 4; VI 12, 1; IX 30, 2. — 27 *ἦσθῆναι ἐπὶ τῷ ἀπολόγῳ* (f. *ἐπιλόγῳ*). Hat denn Pittakus eine Fabel erzählt? — 30 *εἶδες ὄλβιον οὕτω* (= III 35) f. *εἶδες ὄλβιώτατον*. Sehr schön, aber paßt denn dazu die ganze folgende Erzählung? — 43 *τὴν τε πλάνην* f. *τὴν τε μάχην*. Mit Recht verweist Herwerden dagegen auf den Schluss von c. 39. — 51 *ἐπιγέγραπται Λακεδαιμονίων* [*φαμένων εἶναι ἀνάθημα*] *οὐκ ὀρθῶς ἔχον* (f. *ἔχοντες*). Beachtenswert. — 65 *ἔταξε* (f. *ἐφύλαξε*) *ταῦτα μὴ παραβαίνειν*. Doch Stein vergleicht passend V 92. — 86 *τοὺς κάρτα* (f. *παρά*) *σφίσι ἀντιοῖσι δοκούντας ὄλβιονς*. Die von Stein und Krüger zu I 32 angeführten Stellen zeigen doch nur einen geringen Unterschied im Gebrauch der Präposition *παρά*. — 103 *ἀλκιμώτατος τῶν προγενομένων* (f. *προγόνων*). Ganz unnötig; nicht Vorgänger wie II 156, sondern Vorfahren sind hier gemeint. — 120 *ἐς ἀσθενὲς ἔρχεται* (*ἔσθ' ὅτε*). So schon Krüger. — 125 *ὅτεω τρόπῳ σοφώτατα* (f. *σοφωτάτω*). Gut, wenn auch nicht unbedingt notwendig. — 141 *ἐξαλέσθαι* (f. *ἐξελεύσεσθαι*) *ἐς γῆν*. Aber ähnlich steht hier, wie Herwerden bemerkt, *ἐκβαίνειν* von Fischen. Gut ist dagegen in demselben Kapitel *δεησομένους σφίσι* (f. *Ἰωσι*) *τιμωρέειν*. — 155 mit Änderung der Interpunktion *τοῦτων; ἐμοὶ οὐ παύσονται*. Wohl wegen des Gegensatzes zum folgenden *αἰτοί*; doch würde dann *ἐμοὶ* wohl an einer andern Stelle stehen. — 162 *χώματα χῶν πρὸς τὰ τεῖχρα ἐπολιόρκει* (f. *ἐπόρθει*). Ebenso soll auch Diod. XV 4 geändert werden. Übersehen ist Diod. XII 34, wo wie XV 4 *πορθεῖν* neben *πολιορκίαν συνίστασθαι* gebraucht ist. Vgl. auch Diod. XI 32 und die Anm. Wesseling's. — 164 *καταπρῆσαι* f. *κατιρῶσαι*. Die Überlieferung verdächtigste schon Herwerden. — 187 *καὶ χρημάτων κειμένων καὶ αὐτῶν τῶν γραμμάτων* (f. *χρημάτων*) *ἐπικαλεομένων*. Auf den ersten Blick gut; aber weist nicht *αὐτῶν* auf das vorhergehende *χρημάτων* zurück? Eher möchte ich *τῶν χρημάτων* mit Herwerden streichen. — 193 *κατατέμνηται* [*ἐς*] *διώρυχας*, wie schon längst Krüger, dem ich gefolgt bin. — 197 *οἶδε* (f. *εἶδε*) *παθόντα* und *οἶδε* (f. *εἶδε*) *ἐκφυγόντα* wegen der Participien des Aorists. Unnötig. — 207 *ἀθάνατος* (*αὐτός*) *δοκέεις εἶναι*. Dann doch wenigstens *αὐτός τε* oder *καὶ αὐτός* wie im folgenden *καὶ σὺ καὶ ἐτέρων τοιῶνδε*. — II 47 *θυσίη δὲ ὥδε* (f. *ἦδε*) *τῶν νιῶν*. Auch mir scheint *ἦδε* bedenklich. — In demselben Kapitel *ὀπτήσαντες ταύτας* (*οὕτω*) *θύουσι* sehr passend, aber ganz

recit annehmbar. Ἰ
 γαρῆες λέγουσι vors
 λέγουσι ergänzen. —
 Vgl. dagegen Stein z
 μοίς (f. ἀνθρώπων)
 nicht unmöglich. -- (t
 tikel δέ ist hier durc
 möglich. Die Erkläre
 88 ἐγάμεε (παρὰ) /
 — 98 ἐκ πλοίων ;
 Die Überlieferung ist a
 — 110 βύρσησι καὶ
 τῶν γὰρ [αἰγῶν τῶν]
 κοῖσι (f. Ἑλληνικοῖσι
 abundaret“ (Herwerden
 Aber genau so ἔσται
 ὀνομασιόταια f. ὀνομα
 Falsch; πρὸς ist notw
 νηται f. ὑπογίνηται;
 (f. ἐωυτήν) ἔχειν, wie
 Stelle hängt οἱ nicht v
 μενοι) τῇ πύρῃ χροί
 nuper Naber illis non
 δ' εἰ ζῶντι] wie Herw
 ἐπένθεον. Warum? —
 [Ἡθραγορῆ] wie schon
 die Überlieferung πλαγ.

s folgende *μάλιστα*. Bildete man überhaupt diesen Superlativ? — 168 *σμῶσαι* f. *κομῶσαι*. — V 30 *ὡς* (f. *καί*) *κατέλθοιεν ἐς τὴν ἐωντιῶν*. Ähnlich Cobet *ἵνα* für das vorhergehende *τινα* mit Weglassung des *καί*. — 41 *οἱ ἔφοροι . . . περιζόμενοι ἐφύλαξαν*, satis erat *παριζόμενοι*. Wunderlich, es waren doch fünf Phoren. — 42 *(ὀπίσω) ἀπίκετο ἐς Πελοπόννησον*. Dafs *ἀπίσθαι* allein = *redire* steht, zeigt Herwerden zu derselben Stelle. — 50 *ὁδὸν ἀπάγειν* f. *ὁδὸν ἀγαγεῖν*. Gomperz *ἀνάγειν*. Sehr wahrscheinlich. — 72 *ἀντιταχθείσης* f. *ἀντισταθείσης*; Herwerden *αντιστάσης*. Ganz annehmbar; aber VII 105, wo N. ebenfalls *ταθέντα* in *ταχθέντα* ändern will, ist dies überflüssig. — V 74 *ἴβοντο ἐπὶ τοὺς οὖρους* (f. *ἐπιόντες χώρους* „quis ita loquitur?“). Der Accusativ hängt natürlich von *ἴβοντο* ab; vgl. Luk. I 30 *τοὺς τῶν Κορινθίων ξυμμάχους ἐπιπλέοντες ἔφθειρον*. Oder nimmt N. speziell an *χώρους* Anstofs? Dann vgl. Her. IX 15 *τῶν Θηβαίων . . . ἔκειρε τοὺς χώρους*. — 82 [*λέγει δὲ καὶ ὡς ἐλάται . . . ἢ ἐν Ἀθήνησι*] „stulta fabula“. Cobet begnügt sich damit *ἢ ἐν Ἀθήνησι* zu streichen. — 91 *ἐπανάντες* f. *ἐσαγαγόντες* „aoristus displicet“. Warum? Ausserdem sind die Composita mit *ἐπαν-* bei Herodot nicht gebräuchlich. vgl. meine Comment. crit. S. 5 und Herwerden zu V 42. — 92 *υγκατακαυθέντων* f. *οὐ κατακαυθ.* und *κατεκλήε* f. *κατέκαιε* mit Berufung auf Diog. Laert. I 7, 2. Bei Diogenes ist die Geschichte in einem andern Zusammenhang erzählt. — 103 *τιμωρήσειν ἔτι* (f. *σφι*); ähnlich Stein *ἔτι τιμωρήσειν σφι*. — VI 10 *παγγέλλεσθαι* f. *ἐξαγγέλλεσθαι* wie c. 9. Die Präposition *ἐκ* steht ganz richtig „aus der Versammlung heraus“; vgl. Xen. nab. I 6, 5. — 19 *ἔλλοισι* (f. *πολλοῖσι*) *δείπνον*; Herwerden *οἰσιν* vel *οἰωνοῖς*. — 57 *πατριωίουχου* mit Röhl f. *πατρούχου*. — 8 *τι τῶν ψεγομένων* (f. *λεγομένων*). Allerdings bezieht sich der Satz mit *οὔτε* auf *οἱ δὲ καὶ . . . λέγοντες φασί* und der mit *τε* auf *Λευτυχίδης μὲν γὰρ ἔφη*. Damit wird aber eine Änderung noch nicht notwendig. — 109 *τῶν δὲ (ἐν δὲ) καὶ Μιλτιάδεω*. Ebenso VII 109 *ἐν δὲ σφι* f. *σὺν δὲ σφι*. Aber vgl. V 121 (Krüger). — 112 *ἐσθῆτά [τε] Μηδικὴν ὀρέοντες [καὶ οὐς ἄνδρας ταύτην ἐσθημένους]*. — 129 *τῆς τε ἰστιήσιος* (f. *ατακλίσσιος*) *τοῦ γάμου*. — VII 9 *τιμωρησοίμεθα* f. *τιμωρησόμεθα*. Schwerlich. — 11 *τοῦτο πάθω* (f. *μάθω*) *ἐλάσας*. Leicht möglich. — 16 α [*φασί*] *ἀνέμων ἐμπύπτοντα οὐ περιορᾷ* (f. *περιορᾶν*). Offenbar spielt doch *φασί* auf eine volkstümliche Wendung an. Ähnlich I 138 *ἀναγκαίην φᾶσι* (f. *φασί*) *εἶναι*. Hier würde dadurch die Rede konzinner, aber nicht herodoteischer. — 23 *ἐξίσωτο* f. *ἐξισοῦτο* (?). — 35 *μέρμερά* (f. *βάρβαρα*) *τε αὐαὶ ἀτάσθαλα*. — 89 *ἰστολίδατο* nach Dobree f. *ἰστιάλατο*. — 100 nach R *ὁμοίως ὡς*. Dafs *ὡς* überflüssig ist, hat doch Struve (Quaest. spec. I S. 27) zur Genüge bewiesen. In demselben Kapitel *ἐς γῆν στρέψαντες* f. *ἐς γῆν τρέψαντες*. — 102

In demselben Kap
ἀγειρόμενα ἐπὶ τ
V 90 (Krüger). —
φοβεομένοισι); S
Erklärung des Dati
τες καιῆσθε“. I
γελλομένους [μετα
lichkeit verlieren. —
κῆρυκα und τὰ τ
Weshalb? — 178
schickt; aber auc
πυρσῶν. — 194
Reiske und Valcken
σθαι (f. ἔσσεσθαι);
καταρρωδήσας μῆ
(f. σιγῆ). Gut; die
— VIII 2 ἄλλοισι
dings, aber darum
f. προσεσάξαντο (
Ebenso V 34 ἐγραῖξ
δύο μυριάδες. De
nüngend belegt, z. I
(f. διδόμενοι) στέφ
— 37 ἐξεννευγμέν
ἰρά neben dem folg
ist. Da nun auferd
Substantiv steht, ha

So schon Krüger, dem ich gefolgt bin. — 83 <τὰ> κρέσσω τοῖσι ἤσσοσι. Schon Dobree, neuerdings Gomperz. — 88 μαθεῖν τὴν νέα ἐμβάλλουσαν (f. ἐμβαλοῦσαν). Wohl richtig. Ferner ὡς εὐ ἀγωνίζεται <ἦ> καί. Sehr geschickt, doch nicht notwendig. — 99 ἐν εὐθυμῆσι (f. θυσίησι) τε καὶ εὐπαθίησι. Wenn zu ändern ist, dann lieber mit Valckenaer in θαλίησι. — 102 ἀπέλασον f. ἀπελάς. — 111 <ἐμ>φιλοχωρέειν. — 115 [ταῦτα δ' ἐποίηεν ὑπὸ λιμοῦ]; auch ich habe diese Worte als verdächtig bezeichnet. — 119 οὐκ ἔξω f. οὐκ ἔχω; so schon Krüger. — 138 ἰππέας <ὡς> ἀπολούντες. — 144 ἐσβαλέων (f. ἐσβαλῶν) ἐς τὴν ἡμετέραν. Falsch. — IX 15 [ἐχόμενος] βουλόμενος. So habe ich nach Cobet geschrieben. — 18 μὴ καὶ σφίσι γένηται τρώμα (f. τρώματα). Wäre richtig, wenn das Wort hier „Niederlage“ heißen könnte. Das kann es aber wegen des καί nicht. — 21 ἀντέσχομεν (f. ἀντέχομεν) καίπερ πιεζόμενοι. Unnötig, „wir haben ausgehalten und thun es jetzt noch“. — 38 Ἑλλήνων καὶ <αἰεὶ> γινομένων πλεόνων. Höchst wahrscheinlich. — 41 προδώσειν f. παραδώσειν. Aber ebenso VII 147 (Stein). — 58 ἐν οὐδαμοῖσι εὐοῖσι [Ἑλληνισι]. — 64 „librarius omisit longam seriem regum Spartanorum et adnotavit: τῶν δὲ κατῦπερθέ οἱ προγόνων τὰ οὐνόματα εἴρηται ἐς Λεωνίδα· οὗτοι γάρ σφι τυγχάνουσι ζόντες“. Zum Schluss endlich noch eine recht gute Konjekture in demselben Kapitel Μεσσηνίοισι ἀποστᾶσι f. Μεσσηνίοισι πᾶσι.

Außerdem bringt N. eine Anzahl eigener, in früheren Jahrgängen der Mnemosyne mitgeteilter Konjekturen zum zweiten Mal vor: I 7 πεντήκοντα (f. πέντε) καὶ πεντακόσια. — I 24 εἰ τι λέγειν ἔχοιεν f. εἰ τι λέγοιεν. — I 125 σιδηροκόλλητον f. σιδήρεον κολλητόν. — I 29 [κατὰ] θεωρίας πρόφασιν. — I 57 εἴησαν ἄν (f. ἦσαν) οἱ Πελασγοί. — I 125 προαγορεύω ὑμῖν <αὔριον> παρῆναι. — I 162 ἀνοσίω (f. ἀνόμω) τραπέζῃ. — II 161 δαημονέστατος f. εὐδαιμονέστατος. — III 22 καρπὸν σαπρὸν f. κόπρον. — III 71 ὑπέσπερος ἦ f. ὑπερπέση („frustra tentatur“ Herwerden). — III 134 ἄμα (f. ὁμοῦ) τούτῳ (Herwerden führt dagegen an VII 121). — V 67 καὶ δὴ καί f. καὶ δὴ πρός. Krüger wollte δὴ streichen. — VI 23 ἐν πέδησι δήσας f. πεδήσας. — VI 52 αὐταδελφεούς (?) f. αὐτοῦς τε ἀδελφεούς. — VII 139 πρὸς τῶν πλεόνων Ἑλλήνων (f. ἀνθρώπων). — IX 27 μᾶλλον ἢ <περ> Ἀρκάσι. — IX 33 νεωστὶ σφέτερον f. λεωσφέτερον. — IX 41 ἀνακινδυνεύσειν f. -εύειν. — IX 60 τοῦς <γ>ε τοξότας ἀποπέμψαντες.

Die im vorigen Bericht (X S. 43ff.) angefangene Besprechung der Herodotea von Cobet, van Herwerden und Gomperz will ich hier nicht fortsetzen; die Ausgabe van Herwerdens, von der bis jetzt die ersten fünf Bücher vorliegen (Traiecti ad Rh., Kemink) und die der drei ersten Bücher von Sayce (The ancient empires of the East, London, Macmillan 1883) bleiben einer besonderen Besprechung vorbehalten.

Verf. handelt, übergeht, 1) von *δοσθαι* und *γίνεσθαι*, dem Partic. Aor., *ει* mit *συμμέρειν*, *συμ* bindungen von *χεῖρ* etymologica; 3) von folgenden Satz Wide schnitt über die Fi accusativo plerumque Herodotum reperunt est.“ Herodot weicht der gewöhnlichen Pr schränkt das dem Ve Begriff des ersteren (oder *γράμματα χάρις* nicht unwesentliche A *ὄσφραϊνόμενος*, son hergehenden *αὐτῆς* zu 10, VIII 109) ist kei sprichwörtlichen Wen speziell angehört, ist stehen.

Es folgen dann c 1) de nominum pleon larum pl. Da weder zeln Fälle beabsichti

merkungen bietet mir Folgendes Anlafs. Beim Gebrauch des Genetivs für ἦ mit dem Genetiv (S. 23) war zu beachten, dafs sich derselbe, abgesehen von der adverbialen Wendung οὐ πρότερον τούτων, nur zweimal findet und zwar in beiden Fällen in einer leicht zu entschuldigenden Weise (III 5 in der Apposition, IV 3 im Genetivus absolutus). — Nach προτιμᾶν und βούλομαι ἦ (S. 36) wird angefügt: „A positivo δίκαιος denique ἦ pendet IX 26“. Dieser ganz singuläre Fall ist mit den vorübergehenden nicht auf gleiche Linie zu stellen und wird wohl durch Korrektur zu beseitigen sein. IX 27 haben Schweighäuser und Bähr nicht gegen alle Codices μάλλον fortgelassen, sondern sie sind hierin, allerdings wohl mit Unrecht, dem Sancroftianus gefolgt. — Bei VIII 120 (S. 39) war die ganz singuläre Abundanz, ἦ mit dem Genetiv statt ἦ mit dem Nominativ mehr hervorzuheben, und auferdem zu beachten, dafs das ganze Kapitel mancherlei Anstößiges enthält. — Am Schlufs der Schrift sind bei πολλῶ, πολλόν, ὀλίγω u. s. w. die Varianten nicht berücksichtigt. Auch ist die Sammlung hier nicht vollständig; so fehlt z. B. für πολλόν εἶ VIII 13, für οὐ πολλῶ II 25.

11) Wernicke, De Pausaniae periegetae studiis Herodoteis. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1894. 116 S. 2 M.

Es genügt von dieser nur indirekt hierher gehörigen Arbeit die Kapitelüberschriften anzuführen: 1) Herodotus a Pausania citatus (15 Stellen); 2) Herodotus a Pausania exscriptus, a. Herodotus plane exscribitur, b. aliorum fides Herodoti auxilio examinatur, c. accommodantur Herodoti sententiae aliorum narrationibus, d. Herodotus ex aliis auctoribus vel confirmatur vel corrigitur vel augetur, e. ad Herodoti verba breviter adluditur; 3) Pausanias imitator Herodoti. Der letzte Abschnitt giebt eine Ergänzung des von Pfundtner (Pausanias periegeta imitator Herodoti Königsb. 1866) gesammelten sprachlichen Materials.

12) Schneege, De relatione historica, quae intercedat inter Thucydidem et Herodotum. Dissert. inaug. Breslau 1884. 60 S.

Verf. sucht zu beweisen, dafs im Thukydides an den Stellen, an welchen er nach der gewöhnlichen Annahme gegen Herodot polemisiert habe, keine bewusste Bezugnahme auf seinen Vorgänger vorliege. Im ersten Kapitel werden die hierhergehörigen Stellen besprochen: der Refrain ist stets, eine solche Deutung sei möglich, doch nicht erwiesen, da Herodot nicht selbst genannt sei. Das ist allerdings richtig; aber auch Herodot polemisiert sehr häufig, ohne bestimmte Namen zu nennen. Richtig ist auch, dafs man an mehreren Stellen des Thukydides, einmal auf der Suche nach solchen Anspielungen, letztere erst hineininterpretiert hat. In der Hauptstelle jedoch, Thuk. I 20 — 22, wo sich der Autor in stark ausgeprägtem Selbstgefühl allen früheren Historikern gegenüberstellt, wo er von Irrtümern des athenischen Volkes und der übrigen Hellenen redet und dabei in Bezug auf letztere

In dem zweiten
Verf. den Nachweis
Herodot in der Au
(Pelasger, Sitten der
Krieg, Seeherrschaft,
Kleistokles und Pau
herrsche. Es ist ric
sich gegenseitig ergä
in der Geschichte vo
Auffassung der Ather
der Pisistratiden. Zu
in denen nach seiner
aussetzt, da sie sonst
verständlich wären (Korkyräer; Thuk. III
III 62 u. Her. IX 86
I 75 u. Her. VIII 3, 1
Hierbei scheint mir
denen des Thukydides
unbekannt mit der V

Das dritte Kapit
Angriffen gegenüber, c
dem des Thukydides I
für sich, meint Verf.,
fand sich nur in einer
der Gegenwart schrieb
Das Latein der A

im Anfang des dritten Buches¹⁾, d. h. also in der Geschichte Ägyptens, sich die Praeterita ἤκουον, ἔλεγον, ἐδόκει, ἰστόρεον u. a. finden, schließt Verf., daß hier Spuren eines mündlichen Vortrages vorliegen. Hieraus ergibt sich ihm, daß Herodot diesen Teil in Athen vorgelesen habe, und weiter, daß er der älteste Bestandteil des ganzen Werkes sei. 2) Erst in Athen, wo Herodot die dramatische Poesie zum Vorbild hatte, konnte er den Plan fassen, sein Werk so auszuführen, wie er es ausgeführt hat. 3) Nicht in Athen selbst konnte er seinen Plan ausführen; denn dort hätte er seinen strengen unparteiischen Standpunkt nicht festhalten (?), auch nicht ionisch schreiben können. 4) Also hat er sein Werk in Thuriü ausgearbeitet. Es liegt auch keine zwingende Notwendigkeit vor, ihn uns nach Athen zurückgekehrt zu denken. 5) Sein Werk liegt nicht unvollendet vor. Die Perserkriege, τὰ Μηδικά, schlossen nach der Auffassung der Alten (z. B. des Thukydides) mit Mykale ab. Dabei wird richtig bemerkt, daß er über Pausanias' Verrat so spreche (V 32), als werde er nicht wieder darauf zurückkommen; andererseits aber wird über das unerfüllte Versprechen, von Ephialtes' Tod zu berichten, ziemlich leicht hinweggegangen.

14) H. Panofsky, De historiae Herodoteae fontibus. Berlin, Mayer u. Müller, 1884. 69 S.

Ausgehend von den Stellen, an denen Hekataeus citiert wird, und einigen andern (VI 55, IV 36, II 20—23, 123), an denen Herodot ebenfalls, wenn auch kein Name genannt sei, Schriftsteller im Auge habe — dies ist richtig, ist auch von andern erkannt, übersehen ist aber vom Verf., daß sie sämtlich polemischer Natur sind —, kommt Verf. ziemlich unvermittelt zu der Behauptung, daß überall, wo gesagt ist, er habe von einigen Griechen, Ägyptern u. s. w. vernommen (oder Skythen, Ägypter u. s. w. hätten erzählt, oder im allgemeinen ἤκουσα, πυνθανομαι u. a., oder endlich Griechen, Ägypter u. s. w., oder einige Griechen, Ägypter u. s. w. erzählen), sobald es sich um historische Fakta handelt, ausgenommen höchstens einige Thatsachen aus den Perserkriegen, Herodot aus schriftlichen Quellen geschöpft habe. Nur in der Beschreibung fremder Länder und der Sitten seiner Bewohner will er das selbständige Sammeln von Nachrichten aus dem Munde Lebender anerkennen.

Hieran ist mancherlei Wahres; in seiner Allgemeinheit ausgesprochen ist der Satz aber entschieden nicht richtig. Man kann zugestehen, daß Wendungen wie οἱ δὲ τινες λέγουσι (I 65), μετεξέτεροί φασι Ἑλλήνων (II 134), πρὸς οὐδαμῶν λέγεται u. a. (S. 11—13) auf schriftliche Quellen sich beziehen; auch die mit λέγεται, λόγος ἐστί, λέγουσι eingeführten Notizen können zum Teil auf Schriftstellern beruhen; doch soll die Wendung selbst

¹⁾ Vgl. dagegen I 183.

gewaursmannern, t
Nachrichten eingezoq
schaften, die die vo
schoben, als einen g
ist sein Urteil bei C
„Suo Marte divinum
Herodoto videretur, t
morum narrationem
das wohl nicht, wen
z. B. den Stesichoru
gerade günstig urteil
in which Herodotos
Herodot kam wohl
über diesen Gegensta
seine Fragen an die
vertrauten Fremdenfü
werden, so, dafs jene
wünschte.

Ähnlich steht es
*δαίμονα ταύτην λέγ
μέμνονος εἶναι*) und
in Libyen, *εἶναι τῶν*
bei fremden Nationen
zuerkennen, darum e
ihrer geographischen
Umgestaltungen. Wie
Ξείνη Ἀγροδίη in Ä
wurde auch das t. t.

Skythen nicht gut erzählen, daß die bei ihnen einheimische Krankheit der *ἐνάργες* eine Folge der Plünderung des Tempels von Askalon sei, da sie den ihnen von Herodot zugeschriebenen Einfall in Asien überhaupt nicht gemacht haben. Indessen können wir nicht wissen, was für Mißverständnisse hier untergelaufen sind; endlich ist der Satz auch kritisch nicht ohne Bedenken. Alle übrigen Stellen werden gewaltsam interpretiert. So hat zwar Verfasser recht, wenn er zu VI 75 in Betreff der verschiedenen Ansichten über die Ursache von Kleomenes' Wahnsinn bemerkt, Herodot werde nicht bei den einzelnen Völkerschaften herumgefragt haben; nicht berechtigt aber ist sein Schluß „sed cum Cleomenis scelera perlustraret, propter quae putare quis posset deorum numen ad insaniam eum adegisse, Athenienses et Argivos, quod ad quosque pertinebat, proferentes fecit; cum autem praeterea Cleomenem in sacrum Delphicum, commune illud quidem omnium Graecorum, scelus commisisse sciret, praeter illos reliquis Graecis universis sententiam de illo tribuit“. Der Wahnsinn des spartanischen Königs hat jedenfalls großes Aufsehen in Griechenland hervorgerufen und ist darum auch verschieden gedeutet worden; diese verschiedenen Deutungen sind dem Herodot auf schriftlichem oder mündlichem Wege oder auf beiden zugegangen. Garnicht hierher gehört das Motiv zu Darius' Feldzug gegen die Skythen, denn es wird nicht mit einem *λέγουσι* eingeführt. VIII 129 giebt in der That eine fromme Sage der Potidäaten wieder, wie solche an vielen Heiligtümern hafteten. Ebenso ist III 30 die ägyptische Tradition über Kambyses' Wahnsinn gegeben, gleichviel auf welchem Wege sie Herodot zugekommen ist.

In den meisten vom Verf. angeführten Stellen ist es nicht zu entscheiden, ob Herodot schriftlichen Quellen oder der mündlichen Tradition gefolgt ist; erwähnt sei nur noch, daß Verf. über die Nachrichten im zweiten Buch verkehrte Ansichten hat. Wenn es auch nicht zu verwundern ist, daß ihm Maspéros Ansichten hierüber unbekannt geblieben sind, so hätte er sich doch in Wiedemanns ägyptischer Geschichte leicht Rats erholen können.

Zum Schluß mögen noch einige Schriften Erwähnung finden, die von mir bereits in anderen Zeitschriften angezeigt sind:

- 15) Herodots Perserkrieg. Griechischer Text mit erklärenden Anmerkungen. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Val. Hintner. I. Teil: Text. Wien, A. Hölder, 1884. 116 S. 1,28 M.

In meiner Anzeige (Wochenschr. für klass. Philol. 1884 Sp. 1385 ff.) habe ich an einigen Beispielen zu zeigen versucht, daß es dem Verf. nicht gelungen ist, nach Ausscheidung der weniger wichtigen Partien durch Hinzufügen passender Übergänge einen lesbaren Text zu liefern. Der zweite Teil, enthaltend die Anmerkungen, ist seitdem erschienen.

... sein grun
trautheit mit den
den Tag legt. Nur
Rechnung der Nach:

18) Heikel, De part
1884. 144 S.

Eine nach dem
den homerischen Spr
Fleifse durchgeführte
der Aufstellung neuer
weichender Ansichten
die Participien des A
können eine der Ha
bezeichnen“ scheint
zeiger XV S. 492).

19) Schäffer, Über d
Progr. Grols-Strehl

20) Böttcher, Der Ge
berstadt 1885. 24

Böttchers Arbeit,
zeichnet sich vor der
schriftliche Überlieferu
XVI S. 92).

21) H. Peters, De rec
Dissert. inaug. Wis

Der Hauptzweck de
beweisen, daß P(arisi
dieser ...

H o r a t i u s.

1883—1885.

A. A u s g a b e n.

- 1) Q. Horatii Flacci opera. Scholarum in usum ediderunt O. Keller et I. Haeussner. Lipsiae et Pragae, G. Freytag & F. Tempsky, 1885. XVIII u. 285 S. 8. 1 M. Vgl. C. Lang, N. J. f. Ph. u. P. 1885 II S. 339—341. Heinr. Müller, Phil. Rundsch. 1885 Sp. 937 f.

Die kritischen Grundsätze Kellers und Haeussners sind bekannt; beide sind zwar konservativ, aber zugleich Verächter des Blandinius antiquissimus und des ganzen Cruquianischen Apparats. Das ist der Grund, weshalb der Text ihrer Ausgabe von dem der von M. Petschenig besorgten Ausgabe desselben Verlags, mit welchem er sich sonst im ganzen deckt, ja in der Verteilung auf die einzelnen Seiten ganz übereinstimmt, an einigen wichtigen Stellen abweicht. Ref. kann von seinem Standpunkte aus diese Abweichungen nicht billigen; auch kann er Haeussner nicht zugestehen (s. u.), daß er in seiner diese Ausgabe vorbereitenden Schrift „Cruquius und die Horazkritik“ neues Material von Bedeutung gegen die Glaubwürdigkeit dieses holländischen Gelehrten beigebracht hat. Da H. völlig mit K. darin einig ist, daß man das kritische Material des Cruquius ganz ignorieren muß, so ist es kein Wunder, daß der Text der neuen Ausgabe wesentlich derjenige in Kellers editio minor ist. Von den 30 Abweichungen beider Texte, die ich bemerkt habe, ist die größere Zahl bereits durch Kellers Epilegomena befürwortet und in der Anzeige derselben in den Jahresb. d. phil. Ver. IX 132 ff. besprochen worden. Abweichungen von Kellers Epil. sind nicht sehr zahlreich, verdienen aber ausnahmslos Anerkennung, wie c. I 17, 9 *haediliae* mit Bücheler für *Haediliae*, II 11, 4 *in usum* mit allen Hss. für *in usu*, III 28, 9 *in uices* für *in uices*, epod. 2, 27 *fontesque* mit allen Hss. für die überflüssige Konjektur Marklands *frondesque*, s. II 4, 19 *musto*, eine der besten Emendationen Bentley's, für *micto*, 8, 4 *dic* für *da*, 8, 30 *porrexerat* für *porrexerit*, ep. II 2, 167 *quondam* für *quoniam*. Die von Vahlen in die 4. Auflage des Hauptschen Textes aufgenommenen Änderungen, *ex somnis* c. III 25, 9 — der sich auch Kiefsling angeschlossen hat — und *aut* s. I 4, 69 für *ut*, sind mit Stillschweigen übergangen worden. Die

Im übrigen
gabe in d. Berl.

2) Q. Horatius Fl.
Oden und Epod.
u. 396 S. 3 M.
und —I (du M)

Die Ausgabe
gaben von Luc. M
Verlage selbst die v
sind ihr zuvorgeko
gibt uns Kg. selb
gelehrte Abhandlun
aber über alle diej
wöhnlich Auskunft
scheint es gelegen
zu bieten und sell
die herkömmliche
Er lehnt sich in
Namen eines Dillen
höchstens, und auc
der speziellsten Kol
im Weidmannschen
wird, fehlt ihr der
und schon die inkon
deren Geheimnisse
zeigen, dafs auf eine
rechnet ist. Sie sch

laufender, sondern wird durch kurze Einleitungen der einzelnen Gedichte unterbrochen; das *carmen saeculare* erscheint gegen Herkommen und Überlieferung zwischen dem dritten und vierten Buche der Oden. Dies Streben nach Originalität, das man als charakteristische Eigenschaft dieser Ausgabe hinstellen darf, hat gewifs seine besonderen Vorzüge. Jedes Gedicht bietet im ganzen wie im einzelnen eine reiche Fülle des Neuen und Interessanten, zeugt von Selbständigkeit des Urteils und von umfassender Gelehrsamkeit. Insbesondere verwertet Kg. seine genaue Kenntnis der alten Kommentatoren, Grammatiker und Lexikographen, und obwohl er die Bedeutung des Porphyryon zu überschätzen scheint (s. u. *Vrba Meletemata* Porph.), so hat er ihm doch manche wichtige Notiz entlehnt. Von der Wertschätzung der in den Hss. zu den einzelnen Gedichten gebotenen Überschriften, die er in der Abhandlung zum Greifswalder Lektionsk. 1876 „de Horatianorum carminum inscriptionibus“ (s. Jahresb. IV S. 150 ff.) bekundet hat, scheint er zurückgekommen zu sein, da er die Gedichte ganz ohne Überschriften abdrucken läßt und in seinen sehr eingehenden Untersuchungen über die in den Gedichten erwähnten Personen, die einen wertvollen Teil der Einleitung ausmachen, kaum je von ihnen Gebrauch gemacht hat. Über die wichtigste seiner Vorarbeiten, die unter dem Titel „Zu Augusteischen Dichtern“ im 2. Hefte der von Kg. zusammen mit U. v. Wilamowitz veröffentlichten philologischen Untersuchungen Berlin 1881 erschienen sind, hat Ref. Jahresb. IX S. 178—182 ausführlich berichtet; er begnügt sich deshalb hier auf die für die Beurteilung der Ausgabe wichtigen Resultate dieser Arbeit „zur Chronologie und Anordnung, zur Interpolation und Interpretation der Oden“ kurz zu verweisen und hier nur dasjenige zu besprechen, was dort nicht zu finden ist. — In der Erörterung über „die metrische Kunst“ wird der Nachweis geführt, daß der Dichter seine metrischen Grundsätze nicht auf selbständigem Wege durch Analyse seiner griechischen Originale gewonnen, sondern sich vielmehr an die ihm wahrscheinlich durch seinen bekanntesten Lehrer Orbilius vorgetragene Theorie der gangbaren metrischen Leitfäden seiner Zeit gehalten habe, wie dieselbe noch aus den Resten der metrischen Sätze Varros und besonders aus dem Werke des Caesius Bassus, eines poetisierenden Theoretikers der neronischen Zeit, zu erkennen ist und von Kg. wiederhergestellt wird. Zu dieser Theorie soll auch das Gesetz über die Vierzeiligkeit der Strophen in den Oden gehört haben. „Wahrscheinlich“, so heißt es S. XIV, „war also in der aristarchischen *ἔκδοσις* des Alkaios die Vierzeiligkeit durchgeführt, und H. hielt sich an dieses letztere Muster.“ Dies „wahrscheinlich“ aber wird kaum den Leser befriedigen, zumal wenn er unmittelbar vorher liest: „in den geläufigen Ausgaben des (sic) Sappho las man die stichisch wiederholten Asklepiadeen und äolischen Logaoeden zu zweizeiligen Gruppen vereinigt.“ Ebensowenig wird

es folgen Bemerkung
nisses des ganzen
kurze Notizen über
und über die wahrsc
schließen dieselben.
dafs sie kurz und sa
begründeten Urteil üb
tragen werden und sic
Nur im Hinweise auf
chische Originale, de
Kg., wie auch ander
zu gehen und der O
Auch im einzelnen
Schwerlich genügen v
von I 12 durch die
Liede erwähnten Nam
punkte der vaterländis
liche Bedeutung habe
wicklungsgang führt ü
keit und Brudermord,
jüngste blutige Verga
Lied nur in der Form
dankbarem Liede erst
Th. Kock über diese S
unten berichtet werde
Auch die Gründe, welc
etwa aus der domitiani:

Vogel). Erwähnenswert ist auch die Art, wie sich Kg. mit der Archytasode abfindet. Er faßt sie als einen Monolog, bestehend aus zwei unter sich verschiedenen Motiven, beide aus der epigrammatischen Poesie der Griechen entlehnt, aber mehr äußerlich durch die Einheit des Lokals, als innerlich miteinander verschmolzen, nämlich ein Epigramm auf den Archytas, dessen Grabmal am Martinus Hor. bekannt war, und die Aufschrift des Kenotaphs eines unbedeutenden Mannes, der hier Schiffbruch gelitten hat und nun um Bestattung seines Leichnams bittet. — Die Situation des berühmten Duets III 9 dahin auszumalen, daß Hor. vor der Thür der Lydia steht und diese ihm vom Fenster aus antwortet, ist zwar eine neue, aber durchaus fragwürdige Auffassung. — Die Schwierigkeiten in III 17 mit der Bemerkung zu beseitigen „Die Scene ist auf dem Lande, am Strande, im Spätherbst, bei kaltem Regenwetter“, ist ein phantasievolles Unternehmen; auch Bemerkungen wie zu III 19 : „Das ungemein lebendige aus einem Gusse strömende Lied ist natürlich vor Murenas Katastrophe im Sommer 731 gedichtet (s. dagegen Verrall in seinen lesenswerten Studies literary and historical in the odes of Horace, London 1884; angez. von Ref. in Berl. phil. Woch. 1886 Sp. 16 f.), vielleicht seiner Kooptation in das Augurenkollegium (10) zu Ehren; es ist das Gegenstück zu I 27“ oder zu IV 1, daß Hor. im 4. Buche, „dem Ertrage seines Liederherbstes“, der Knabenliebe Erwähnung thue, um „die Lücke im Kreise der erotischen Motive, welche in seiner Lyrik erklingen, jetzt nachträglich auszufüllen“ oder zu IV 8: „ein nur halb ernst gemeintes, überwiegend scherzendes Gedicht“, können nur einen oberflächlichen Leser bestechen.

In der Erklärung des Einzelnen häuft die große Gelehrsamkeit des Verf.s oft unnützen Ballast; das Streben nach Originalität führt zur Phrase und zu Resultaten, die bei kühler Betrachtung gesucht und gekünstelt erscheinen. Was soll es ferner nützen, jede Thatsache aus der Mythologie, Sage und Geschichte, wäre sie auch noch so bekannt, durch Angabe der Belegstellen zu bekräftigen, die den Kommentar in ein Reallexikon umwandeln und weder den kundigen noch den unkundigen Leser befriedigen? Von den Bemerkungen der ersten Art führe ich hier folgende an: zu I 1, 4 „pulverem collegisse Staub aufwirbeln . . . meta evitata, palma nobilis die drei Hauptmomente des Rennens“. Diese drei Hauptmomente kommen mir ebenso unglücklich gewählt vor wie die drei successiven Züge des Soldatenlebens (v. 23) „das Treiben des Lagers, das Getümmel der Schlacht, die Trauer um die Gefallenen“, die Kg. aus den Worten *multos castra iuvant et lituo tubae permixtus sonitus bellaque matribus detestata* herausfindet, oder die drei Momente in der Schilderung des Jägers (v. 25): „auf die Kunde vom Ausbrechen des Wildes reißt er sich aus den Armen der jungen Gattin los, um die kalte Winternacht auf dem Anstand zu verbringen“. — I 3, 22 „Nicht die Länder hat die Gottheit fürsorglich, *prudens*

ues menschen und
vates bezeichnet es
im äolischen Liede
23—24: ähnlich sel
metros“. — III 4, 6
‘auf die Schulter’, u
„Wenn in den Berge
fallen, *mutantur*, so
zur Rüste geht.“ — I
sie kommen rechtzei
„*Temperat* mit dem
hier der Etymologie
modum imponit) eben
innoxius (vgl. I 17, :
(s. zu I 7, 15) der c
bedeckt.“ Soweit ich
an der citierten Stel
die Wolken vom Ili
‘schreitet vor dem Pflu
Rind wäre *perambula*
2, 23 „*tenaci (gramine*
nicht über sich gewin
loszureißen.“ Besser
und Üppigkeit sich vor
ist.“ Es ist doch wob
In der Kritik vert
aber nur im ganzen, i
weil

Stellen, wo er das in Übereinstimmung mit Vahlen gethan hat (I 12, 43 *apto* statt *arto*, 16, 5 u. 7 *non Dindymene . . . non Liber aequae* st. der umgekehrten Folge, 17, 9 *haediliae* st. *Haediliae*, 20, 10 *tu* st. *tum*, II 11, 4 *nec trepides in usum* st. *ne tr. in usu*, III 5, 37 *inscius* st. *anxius*, 17, 4 *fastus* st. *fastos*, 19, 4 *sacro* st. *sacra*, 25, 9 *ex somnis* st. *Edonis*, 29, 6 *Aefulae* st. *Aesulae*, epod. 1, 26 *meis* st. *mea*, 6, 4 *petis* st. *pete*, 16, 15 *quid* st. *quod*, 17, 17 *tum* st. *tunc*) stimmt ihm Ref. gern zu; von den 36 übrigen wird vielleicht noch I 3, 19 *turgidum* st. *turbidum*, 4, 8 *visit* st. *urit*, 28, 31 *forset* st. *fors et*, II 20, 5 *vocas* st. *vocant*, III 27, 5 *rumpat* st. *rumpit*, IV 2, 2 *Ille* st. *Iule*, epod. 1, 21 *ut adsit et. uti sit*, 5, 15 *inligata* st. *implicata*, 5, 37 *exsecta* st. *exsucta*, 10, 22 *iueverit* st. *iuveris* Zustimmung finden; unter dem Reste aber sind manche recht bedenklich wie I 12, 19 R. Stephanus' *occupabit*, 12, 41 Quintilians *intonsis*, 15, 5 Porphyrius *Proteus*, 32, 15 Lachmanns *medicumque*, II 13, 16 Lachmanns *timetve*, III 14, 11 Cuninghams *expertes* und das mangelhaft bezeugte *nominatis*, v. 14 das nicht viel besser beglaubigte *exiget*, epod. 2, 27 Marklands *frondesque* st. *fontesque*, 15, 15 Bentleys *offensi* st. *offensae*.

Die Sprache Kgs. zeugt durchweg von behaglicher Breite und dabei großer Frische, die zuweilen sogar einen burschikosen Ton anschlägt und in Orthographie, Interpunktion, Satzbau, Wortstellung und Wahl des einzelnen Ausdrucks oft recht salopp ist. Auch in diesen Dingen scheint Kg. darauf Wert zu legen ganz original zu sein; dies zeugt folgende Blumenlese: „die Vorschuhung eines Distrochaeus, etwas verstümpern, der verwogene Seefahrer, lasse dir . . . vergehen, den duffen Schimmer, es raffinierte der Villenluxus, er wedelt ihn an die Schenkel, dessen Vergottung, die Gefangenen zu ranzionieren, von dem in der Zeit stehenden Geschlecht, abwegig, quando wenn?“ Auch eine Vermischung des Lateinischen und Deutschen wie S. 268: „O, warum *filiae nomen reliqui pietatemque furore vinci passa sum!*“ wird schwerlich jemand geschmackvoll finden.

Der Druck des Textes ist sehr korrekt, nur IV 14, 28 ist, wie das Lemma der Anm. zeigt, durch ein Versehen *meditatur* st. des vom Hsgh. gewollten *minitatur* gedruckt worden; in den Anmerkungen jedoch sind die Druckfehler äußerst zahlreich, auch Text und Lemma decken sich oft nicht. Sehr bedenklich ist in der Anm. zu *intactas boves* ep. 9, 21: „*indomitas* Porph. die weißen Opferstiere.“

3) Des Q. Horatius Flaccus Satiren und Episteln. Für den Schulgebrauch erklärt von C. T. A. Krüger. Elfte Auflage. Besorgt von Gustav Krüger. Leipzig, B. G. Teubner, 1885. XII u. 390 S. 8. 2,70 M.

Diese 11., H. J. Müller in Berlin gewidmete Auflage ist eine mit Sorgfalt ausgeführte Umarbeitung der vorhergehenden. Die Erklärungen des ersten Hsghs. sind jetzt überall da, wo sie der jetzige Hsgh. nicht mehr billigt, einfach beseitigt worden und durch die eigene Auffassung, die bisher meist nur im Anhang angedeutet

vepállida, II 6, 59 *mergitur* st. *pergram*, 15, 13 *equus* st. *eques*, A. P. et, zu deren Aufnahme sich Kr. je nicht so sicher, dafs er ihnen : I 15, 13 wurde zuerst von Riecl vorgeschlagen; ebd. 1884 S. 57 und brachte zu ihrer Stütze man Wege aber steht ihr die zweimal in drei Versen und der Umstand, den die allein überlieferte La. a spart. Auch die Interpunktion Vorteil für den Sinn, geändert Anzeige Berl. phil. Woch. 1885

4) Q. Horatii Flacci carmina, it minor. Lipsiae, B. G. Teubner, 1 Woch. f. kl. Phil. 1886 Sp. 45

Zu den drei bisher vorhanden ist mit der editio minor die studiosae potissimum usibus desti der 1879 zuletzt in zweiter Auflage jetzt wohl editio maior nennen 70 S. umfassenden kritischen F nahme von 5 Konjekturen, die Bentley liest M. jetzt c. II 5, 14, c. s. 26, 27 *stabilis per aevum tert terminus servet*, S. I 8, 15 *qua st sua* statt *nova*. An eigenen Kor

frühere Überarbeitungen erfahren; Ref. hat deren 50 gezählt, theils Erweiterungen theils Kürzungen, und alle müssen sehr beachtenswert erscheinen. Zwei Gedichte haben ihre Überschriften geändert, III 9 heißt jetzt „Einer Widerstrebenden“, III 11 „Einer Liebenden“; einige neue interessante Parallelstellen sind aufgenommen; zu den beiden Textesänderungen der 11. Auflage I 12, 31 *quod st. quom*, 13, 6 *manent st. manet*, sind II 12, 25 *cum st. dum*, III 4, 43 *turbam st. turmam* hinzugekommen. In der lateinischen Orthographie hat sich N. schon seit der 11. Auflage der editio minor von Keller-Holder angeschlossen, allerdings mit einigen mir nicht recht begreiflichen Abweichungen; an seiner Unterscheidung zwischen *nec* und *neque*, zwischen *que* und *et* und *ac*, *atque* hält er trotz aller dagegen erhobenen Widersprüche und Anfechtungen ebenso fest wie an seiner Behauptung, daß Versabschnitte auch Sinnabschnitte sind. Der Druck ist sehr korrekt. Eine ausführlichere Anzeige des Ref. findet sich Berl. phil. Woch. 1886 Sp. 466.

- 6) Q. Horatii Flacci carmina selecta. Scholarum in usum ed. Michael Petschenig. Pragae 1885, sumptus fecit F. Tempisky; Lipsiae sumptus fecit G. Freytag. XXIV u. 205 S. 8. 1 M. Vgl. Phil. Rdsh. 1885 Sp. 1028.

Die vollständige Horazausgabe desselben Kritikers ist Jahresb. X S. 228 f. angezeigt; die dort hervorgehobenen Vorzüge, Urteil und Geschmack, sind auch der auf Grund der österr. Instr. f. Gymn. getroffenen Auswahl eigen, die außerdem im Texte einige Besserungen zeigt. Sie ist sehr umfangreich, um auch dem Privatfleisse des Schülers Stoff zu bieten, umfaßt 78 Oden, C. S., 9 Epoden, 10 Satiren und fast sämtliche Episteln; alle Gedichte, mit Ausnahme von S. I 5, das vielleicht besser ganz ausgeschieden wäre, sind unverstümmelt. — Das Kapitel „de Horatii vita et scriptis“ bringt eine geschickte Zusammenstellung des für die Schüler Wissenswerten; auch die metrischen Bemerkungen S. XVI–XX sind im ganzen zweckentsprechend, obschon sich Ausstellungen im einzelnen machen lassen; s. meine ausführlichere Anzeige Berl. phil. Woch. 1885 Sp. 1226. Besondere Anerkennung verdient der 39 S. umfassende index nominum propriorum. Der Druck ist sehr korrekt.

B. A b h a n d l u n g e n.

- 7) Adam, Ciceros Orator und Horaz' Ars Poetica nach ihrer inneren Verwandtschaft verglichen. Progr. d. ev. theol. Seminars Urach 1882. 31 S.

Eine mit warmem Interesse durchgeführte Parallele, die sich in maßvoller Besonnenheit ebenso von unsicheren Hypothesen wie von anderen Übertreibungen fern hält. Selbst die am Schlufs gewagte Vermutung, daß Ciceros Orator für Horaz' Dichtkunst „Anlaß und mitunter Vorbild“ gewesen sei, wird in so vorsichtiger Weise aufgestellt, daß sich dagegen kaum etwas einwenden läßt. Vom sonstigen Inhalte dieser Schrift giebt am besten der Satz eine

Vorlesung, in dem Verl. S. 31 kurz die Anhaltspunkte zusammenstellt für eine Verbindung und Vergleichung der beiden Werke: „Da ist die aufser Verfassend, da ist der ähnliche Stoff, da ist die fast gleiche Behandlung, da sind die gleichen Ansichten über die Würde der besprochenen Künste, über den hohen Wert der Sprache und einer Ausbildung, über die Mustergiltigkeit griechischer Sprache, Wissenschaft und Kunst, da ist der gleiche Wunsch, Rom in Besitz auch der geistigen Herrschaft über die Welt zu setzen.“

St. A. A. G. Horaz Sat. II 1. 31—39. Progr. d. Gymn. Wohlau 1883 S. 11. Vgl. Schütz, Phil. Bösch. 1884 Sp. 19, 175.

Arts Vorschlag, die Partikel *sed* in v. 39 in *etiam* zu verändern, da weder von einem Gegensatz zum Lucilius noch zu den römischen Kotonisten in Venusia hier die Rede sein könne, wird, weil ohne jeden handschriftlichen Anhalt, wenig Beifall finden; auch Schütz meint, sie sei weder notwendig noch auch zweckmässig. A. geht schon 27, daß sich das allein überlieferte *sed* erklären lasse, folgendem Gedankenzusammenhange: „*Sunt quibus in satira ciborum nimis acer*, man wußt mir Schmahsucht vor, es hassen mich Leute nach Horatius'che meines ersten Buches der Satiren, es fürchten mich andre für die Zukunft; aber — wenn ich auch zugebe, daß ich eine scharfe Waffe führe, so braucht mich doch der Ehrenhafte nicht zu fürchten, . . . — ohne Anlaß greife ich nicht an u. s. w.“ So hat auch Schütz, dessen Ausgabe A. nicht benutzt zu haben scheint, diese Stelle erklärt, und dabei kann man sich m. E. wohl beruhigen.

96. Aardt, Horatius satira imitatus Menippum. Progr. d. R. G. Hamburg 1881.

Bei besonnener Benutzung dessen, was Theod. Fritzsche (Menippus und Horaz. Ein Beitrag zur Geschichte der Satire. Güstrow 1871) und A. Th. Hermann Fritzsche (Vorrede zu seiner Ausgabe der Satiren des Horaz. Leipzig 1875) über denselben Gegenstand vorgebracht haben, kommt A. zu dem ziemlich negativen Resultat: *certioribus potuisse fieri, ut Horatius Menippum et cognitum haberet etiam satira quibusdam locis, negari omnino nequeat, tamen hoc ad id usque minus esse his quibus Theod. et Herm. Fritschii opinio certioribus et argumentis non satis certo videtur confirmatum.* Bei dem noch bestehenden Unkenntnis der Persönlichkeit und der Werke des Menippus wäre sich indes kein anderes Urtheil fällen lassen. Bei dem vorliegenden Urtheile aber, daß H. unter seinen Vorgängern in der römischen Dichtung, des berühmten M. Terentius Varro Rechner, nicht seiner satirae Menippeae niemals, auch nicht einmal S. 14, Erwähnung hat, hat auch A. nicht aufgeklärt; sie ist jedenfalls vorübergegangen, wenn wir mit B. Grubel (De satirae Romanae origine et progressu. Progr. d. Fr. W.-G. Posen 1883)

annehmen, das die letztere mit der durch Horaz weiter entwickelten *satura Luciliana* gar nichts Verwandtes gehabt hat.

- 10) R. Bobrik, *Horaz. Entdeckungen und Forschungen. Erster Teil.* Leipzig, Kommissionsverlag von B. G. Teubner, 1885. VI u. 498 S. gr. 8. 28 M. — Vgl. F. Curschmann in einer Beilage zu *N. J. f. Ph.* u. P. 1885. E. Rosenberg, *Blätter f. d. bayr. GW.* XXII S. 201—290.

Den Kern seiner Entdeckungen und Forschungen faßt B. selber S. 219 in folgende Sätze zusammen: „1. Die Gedichte des Horaz liegen uns in einer jedenfalls nach seinem Tode veranstalteten Gesamtausgabe vor. 2. Dieselbe war in allen Teilen zunächst nach metrischen Gesichtspunkten geordnet. 3. Wir besitzen diese Gesamtausgabe nur in einer mindestens in einzelnen Teilen gestörten Ordnung. 4. Da die frühere metrische Ordnung kaum von der Hand des Dichters herrühren konnte, so muß ihr wenigstens eine Ordnung vorangegangen sein, und die uns erhaltene ist also eine Ordnung mindestens dritter Hand.“ Diese Sätze werden sehr eingehend und unläugbar mit Geist und Scharfsinn entwickelt. Die Gesamtwerke des H. umfassen, wenn man das *carm. saec.* unberücksichtigt läßt, dagegen die *Ars poet.* besonders rechnet, eine Dekade; nach Dekaden wurden auch die Gedichte der einzelnen Bücher in der vorletzten Redaktion geordnet; wo das jetzt nicht mehr der Fall ist, liegt eine Störung von seiten des letzten Redaktors vor, der viele kürzere Gedichte zu längeren zusammengesetzt hat; es sind daher dem 1. Buche der Oden 40, dem 4. Buche 20 Gedichte zurückzugeben, die Zahl der Epoden ist auf 20, die der Satiren des 2. Buches auf 10 zu erhöhen. Diese Ergänzung wird B. nicht schwer; er teilt I 7, 28, 4, 1, 9 (10 möchte er am liebsten ganz streichen), 27 — II 12, 18 — III 8, 11, 12, 14, 16, 19, 24, 27, 29 (19 und 29 sind sogar aus 4 Nummern zusammengesetzt) — IV 2, 3, 4, 6, 7, 8, 9, 11, 12, 13 und gewinnt dadurch viel mehr Gedichte, als er zu den notwendigen Ergänzungen braucht; was mit den überschüssigen Oden zu machen ist, darüber giebt B. keinen Aufschluß. Mit Hülfe dieser Teilungen und einiger Umstellungen gewinnt nun B. folgende metrische Anordnung: Das erste Buch setzt sich aus 4 gleich geordneten Dekaden zusammen und giebt, wenn ihr jedes Metrum mit einer bestimmten Ziffer bezeichnen, die im ganzen der Nummer desjenigen Gedichts entspricht, in welchem es zuerst angewendet ist, folgendes Tableau:

1	2	3	4	5	6	7	9	9	10
1	2	3	4	5	6	7	9	9	10
2	2	3	2	5	6	7	9	9	9
2	2	3	2	5	6	7	9	9	9

In der ersten Hälfte des zweiten Buches wechselt stets das *alcäische* mit dem *sapphischen* Versmaße; in der 2. Hälfte zeigt sich noch an allen ungeraden Stellen das *alcäische* Maß, was aber an den geraden Stellen gestanden hat, darüber enthält sich B. der Vermutung. — Am schlechtesten ist die metrische Anordnung des

3. Buches erhalten; doch bildet die Zahl 3 den Schlüssel zur Erschließung desselben; die erste Gruppe umfaßt 2 × 3 Gedichte attaischen Versmaßes, die zweite 3 × 3 Gedichte von etwas künstlicher metrischer Ordnung, die letzte Gruppe besteht aus Triaden von der regelmäßigen Form 131. Das 4. Buch entspricht im ganzen dem 1. und zeigt folgendes Bild:

1 2 3 4 5 6 2 9 9 10

1 2 3 4 5 6 2 9 9;

über die letzte Stelle trifft B. keine Entscheidung. Auf ein endgültiges Urteil über die frühere korrespondierende Anordnung auch der Epoden verzichtet der Verfasser.

Soviel mag von dem Inhalt des reichhaltigen und interessanten Buches genügt; eine ausführlichere Besprechung von seiten des Ref. findet sich Berl. phil. Woch. 1885 Sp. 1293 ff.; ebenda hat Ref. auch auszuführen gesucht, warum er den B.schen Entdeckungen vorläufig seine Zustimmung versagen muß. Was die Widerlegung der Leistungstheorien des Verf. betrifft, so möge auf die umfangreiche Besprechung derselben durch Curschmann verwiesen werden, dessen Ausführungen Ref. im großen und ganzen für richtig hält.

1. Ch. Cron bespricht aufs neue N. J. f. Phil. u. P. 1884 S. 63–70 die Schwierigkeiten des Verses ep. II 1, 173 *quantus sit Dossennus eductus in parasitis*, ohne jedoch zu neuen Resultaten zu gelangen. Ref. stimmt Cr. zu, daß in diesem Teile des Briefes der Dichter den Plautus nur habe tadeln wollen und aus diesem Grunde die Auffassung des *Dossennus* als eines Gattungsnamen im Sinne unseres „Hanswurst“ sich mehr empfiehlt, als mit Schütz an einen Richter dieses Namens zu denken; auch mir scheint unter den vorhandenen Erklärungen die von Ritschl „*quantus ipse scurrasit in scurras parasitis describendis*“ noch immer die beste zu sein.

2. A. Draeger erklärt (N. J. f. Ph. u. P. 1884 S. 414) II 1, 6 *notus in patres animi paterni* mit Verweisung auf Caes. B. G. VI 6, 1 und Ov. ex P. 7, 23 den Gen. als einen Gen. der Eigenschaft „bekannt als ein Mann väterlicher Gesinnung gegen die Brüder“.

3. R. Dunckers Vorschlag (N. J. f. Ph. u. P. 1884 S. 57–63) Hor. ep. I 15, 13 *equus in equus* zu verändern, ist bereits oben in der Anzeige der Ausgabe von Krüger besprochen worden.

II. G. I. 36. Der neunte Epodus des Horatius. Fl. J. 1885 S. 617–620.

Im Gegensatz zu der gewöhnlichen Auffassung dieses Epodus als eines Sugesalbenedes, aber in allen wesentlichen Punkten in Übereinstimmung mit Paris, der meines Wissens zuerst auch dieses Gedicht wie viele andere, auf einen melancholischen Grundton herabgestimmt hat, versteht auch Fallin dasselbe als „Schmerzes-

seufzer“ über die Unzulänglichkeit des Erfolges der Schlacht bei Actium und faßt seinen Inhalt kurz in folgende Worte zusammen: „Wann werden wir in der hohen Halle über den Fall unseres Feindes jubeln dürfen wie einst über den Untergang des S. Pompejus? Weh, noch vermögen es römische Soldaten dem Weiberregiment zu gehorchen, während 2000 Gallier sich auf unsere Seite wenden und die feindliche Flotte sich von ihren Führern getrennt hat. Weh Triumphus, noch bleibst du fern mit deinem goldenen Wagen! Weh Triumphus, weder den Führer noch die Afrikanerin (F. liest *Africanam*) hast du uns heimgebracht! und doch ist ihr Untergang gewiß. Der Feind entfloh im Trauergewand. Er sucht eine neue Position, aber er wird sie gewiß nicht finden. Doch freilich wer weiß, wie es noch kommt? So wollen wir denn Sorge und Furcht im Wein ertränken.“ In dieser Darlegung ist am bemerkenswertesten die Auffassung von 23—26, die F. nach Einsetzung seiner Konjekturen *Africanam* (die Hss. bieten teils *Africanum* teils *Africano*) folgendermaßen übersetzt: „Weh Triumphus, weder den Feldherrn, der einem Kriege, wie ihn einst Jugurtha führte, gewachsen ist, hast du uns heimgebracht noch — indem ich *Africanam* zu lesen vorschlage — die Afrikanerin, der die Tapferkeit einen schlimmern Untergang bereitet hat, als einst Karthago erfahren hat.“ Diese Erklärung ist sehr kühn; weder hat *reportare* gewöhnlich die Beute zum Objekt, wie Faltin mit Düntzer sagt, noch läßt sich für die übertragene Bedeutung von *sepulcrum condere* = „jem. eine Grube graben“ oder „das Grab graben“, wie F. selbst zugesteht, ein anderweitiger Beleg beibringen; andererseits würden diese Worte von einer Künstelei und Unklarheit zeugen, wie sie einem Dichter, zu dessen Vorzügen in erster Linie Einfachheit und Klarheit gehören, nicht zugemutet werden dürfen. Dieselben Einwendungen treffen mehr oder weniger die ganze Auffassung, die F. von diesem Liede entwickelt, so geschickt dieselbe auch begründet ist. Da ein Eingehen auf einzelnes hier nicht am Platze erscheint, so bemerke ich nur im allgemeinen, daß F. die große Schwierigkeit, die sich seiner Erklärung in den Worten v. 27 u. 28 *Terra marique victus hostis punico Lugubre mutavit sagum* entgegenstellt, selber wohl gefühlt hat; der Ausweg aber, „daß in dem Dichter zwei Stimmungen kämpften“, Unzufriedenheit und zuversichtliche Siegeshoffnung, und „daß er hier aus der Rolle fällt“, dürfte am wenigsten Pläfs' Beifall finden, dieses beredten Verfechters der einheitlichen Idee und der einheitlichen Stimmung in den horazischen Gedichten. Im übrigen ist noch zu bemerken, daß Faltin darin Bücheler zustimmt, daß das Gedicht bald nach der Schlacht, der auch H. selbst beigewohnt habe, für ein militärisches Gelage geschrieben sei, — und doch „ein Schmerzensseufzer“!

15) J. N. Fischer in Feldkirch schrieb in Ztschr. f. d. östr. G. 1884 S. 481—497 einen Artikel „zur Erklärung von Horazens

Epistel II 1⁴. Er erörtert sehr eingehend die Frage nach der Abfassungszeit dieses Briefes und weist als Entstehungsjahr desselben das Jahr 743/11 sehr wahrscheinlich zu machen; dafür sprechen namentlich die Schlufsverse; denn aus dem Jahre zuvor berichtet Dio Cassius von Erfolgen des Tiberius in Pannonien, des Drusus in Germanien, der 743 über den Rhein setzte, die Lippe überbrückte und bis an die Weser vordrang (*arces montibus inpositas*), wo er eine Feste anlegte; auch wurde in demselben Jahre die 3. Schließung des Janustempels angeordnet. Auf die chronologische Untersuchung folgt eine Disposition und Erklärung der Epistel, in der besonders auf die klare Herausschälung der Hauptgedanken Wert gelegt wird; der Verf. beweist dabei ein besonnenes und richtiges Urteil. Neues von erheblichem Interesse hat Ref. nicht gefunden.

16) Th. Fritzsche verteidigt Phil. XLII 769—773 mit wohl erwogenen und treffenden Gründen ep. I 5 gegen die von Ribbeck gegen diesen Brief erhobenen Anfechtungen. Seine treffliche Bemerkung „Überhaupt deckt sich der feine Takt der horazischen Poesie ebensowenig überall mit unseren ästhetischen Anschauungen als mit der Verbindlichkeit des modernen Ausdrucks“ weist er durch geschickt gewählte Beispiele zu belegen. Auch darin stimmt Ref. zu, daß die nur in dieser Epistel beim Hor. vorkommenden juristischen Termini *inconsultus* und *procurare* mit besonderer Absicht um der Person des Adressaten Torquatus willen gebraucht sind, der, wie auch das zweite an ihn gerichtete Gedicht c. IV 7 beweist, „den eingefleischten Juristen zur Schau trug“.

Derselbe Gelehrte macht ebd. XLIV 5, 88—105 „Die Komposition von Horaz ars poetica“ den Versuch, sich mit den Rätseln der Ars p., die ja bereits so vielen Gelehrten den willkommenen Anlaß bot, ihren Scharfsinn zu zeigen, abzufinden. Es ist der zweite, schwierigere Teil von v. 220 an, dessen Komposition er sich zurechtlegen will. Die ersten 30 Verse enthalten nach Fr. eine Kapitulation nach dem Muster, das dafür die alten Rhetoren gegeben haben; Hor. habe sie aus dem Grunde in den Abschnitt über das Satyrdrama eingeflochten, um den älteren Piso, der die Absicht hatte, das griechische Satyrspiel auf römischen Boden zu verpflanzen, zu warnen und darauf aufmerksam zu machen, daß sein Vorhaben kein leichtes Spiel sei. Wiewohl anzuerkennen ist, daß auch Fr. seine Ansicht mit vielem Scharfsinne zu stützen versucht hat, so ist doch nicht anzunehmen, daß sich die Kritik bei dieser Lösung beruhigen wird. Faltin hat bereits einen Artikel veröffentlicht, in dem er die Hypothese, daß die Ars poetica nicht ein einziger Brief, sondern aus vierem zusammengesetzt sei, zu beweisen versucht.

17) Gillischewski, *Seida'e Horatianae. Progr. d. Gymn. Lauba* 185. 20 S.

Verf. behandelt ep. I 14 nach alten Rezepten; er streicht mit Lehrs v. 11—13, 31 und 36, mit Ribbeck will er v. 6—9 hinter

v. 30 stellen. Obwohl er seine Ansichten scharfsinnig und gewandt zu begründen weifs, geht er doch von einer unrichtigen Vorstellung über die Natur dieser Dichtungsgattung des Hor. aus. Rhetorischen Schmuck, strenge logische Disposition, Gleichmäfsigkeit im äufseren Umfange einander innerlich entsprechender Gedanken darf man von einer Litteraturgattung nicht beanspruchen, als deren charakteristische Eigenschaft gerade der Mangel einer festen Disposition und einer rhetorisch aufgeputzten Form hervorzuhellen ist. Deshalb stimmt Ref. G. auch darin nicht bei, dafs Bentleys Konjekturen *rus st. res v. 5* und *avet st. amat v. 9* aufzunehmen seien. Beachtenswerter erscheinen mir dagegen seine Bemerkungen über den v. 26, 27, 29 enthaltenen Humor, der bisher übersehen zu sein scheint. Eine ausführlichere Anzeige dieser Abhandlung vom Ref. s. Berl. phil. Woch. 1885 Sp. 1125.

18) Fr. Harder schafft sich (N. J. f. Ph. u. P. 1884 S. 412f.) für das einfache Verständnis von c. III 8 allerlei unnütze Schwierigkeiten, die er dann durch eine gelehrte, aber wenig wahrscheinliche Erklärung wieder zu beseitigen sucht. Dafs v. 1—5 nicht in einem kausalen, sondern in einem konzessiven Zusammenhange zu *miraris v. 5* stehen, ist nichts Neues (s. die Ausgabe von Rosenberg); *dies festus* aber ist nicht schlechtweg ein glücklicher Tag.

19) C. Hartung wiederholt (Phil. 1883 S. 81) den schon früher gemachten und mit Recht abgewiesenen Vorschlag, c. IV 14, 20 *prope* nicht als eine Einschränkung des Vergleichs aufzufassen, sondern mit *indomitas* zusammenzunehmen.

20) I. Häussner, Cruquius und die Horazkritik. Progr. d. Gymn. Bruchsal 1884. 54 S. Vgl. W. Kloucek, Berl. phil. Woch. 1885 Sp. 809 und H. Schütz, Phil. Rdsch. 1895 S. 714 ff.

Mit den Worten des Cartesius „de omnibus dubitandum“ wirft H. den ganzen kritischen Apparat des Cruquius in die Ecke. Zu diesem schroffen Urteil glaubt H. sich durch die Resultate seiner Kontrolle der kritischen Thätigkeit dieses Gelehrten an der einzigen noch jetzt vorhandenen seiner von ihm benutzten 11 Horazhandschriften berechtigt. Diese Hs., der Cruquius selber keinen grofsen Wert beigemessen hat, ist der *codex Divaei*, früher von Cruq. *cod. Carrionis* genannt, jetzt auf der Universitätsbibliothek zu Leyden Nr. 127 A. Schon vor H. hatte Matthias (s. die Anzeige seiner Schrift „*Quaestionum Blandinianarum capita tria Halis 1882*“ im Jahresb. X 242) dieselbe Kontrolle geübt und war zu ähnlichen Ergebnissen gelangt. Von den 164 ganz sicheren Angaben des Cruquius aus dieser Hs., um von den übrigen hier ganz zu schweigen, sind nach H. „26 falsch, 37 ungenau, sodafs also weit über ein Drittel beanstandet werden mufs“; ein Kollator aber von solcher Nachlässigkeit verdiene keinerlei Beachtung. Ref. hat in einer ausführlicheren Anzeige dieser Schrift in der Berl. phil. Woch. 1884 Sp. 819 ff. diese Vorwürfe auf ihr richtiges Mafs zurückzuführen ge-

sucht; wenn selbst die Kollationen Häussners und Matthias' in einigen Punkten von einander abweichen, wenn sich H. selbst in der Wiedergabe der Worte des Cruquius mancherlei Willkürlichkeiten gestattet und sich vor üblen Druckfehlern nicht gebütet hat, so wird man auch einem Kritiker, der in den Anfängen dieser Kunst stand, eine und die andere Ungenauigkeit nicht allzu hoch anrechnen; außerdem ist zu bedenken, daß die Kontrolle auch darum eine prekäre Sache ist, weil seit der Benutzung durch Cruquius 300 Jahre vergangen sind, die gewiß auf das Verblässen, resp. völlige Verlöschen von Schriftzügen und Interpunktionen den nachhaltigsten Einfluß gehabt haben.

- 21) H. Jaeger, Bemerkungen zur römischen Satire, insbesondere der des Horaz, und einigen mit ihr verwandten Dichtungsarten. Progr. d. Gymb. Ried 1883.

Der Verfasser giebt einen nicht uninteressant geschriebenen Beitrag zur ästhetischen Würdigung der römischen Satiriker mit besonderer Berücksichtigung des Horaz. Er spricht über den Unterschied von Satiren und Episteln, über Idyll und Satire, über idyllische Züge in den Gedichten des Tibull und Horaz. Neues von Bedeutung hat Ref. darin nicht gefunden.

- 22) H. Jordan, De commentatoris Horatii Cruquiani prologia. Regimonti 1883. 8 S. Universitätsfestschrift.

Zur allgemeinen Charakteristik der unter dem Namen des commentator Cruquianus bekannten Scholienmasse, deren gründliche Zergliederung von seiten juvenis cuiusdam docti (Kurschat?) für die nächste Zukunft in Aussicht gestellt wird, behandelt J. drei Scholien derselben, die für die Horazerkklärung selbst nur von untergeordneter Bedeutung sind. Das erste derselben ist die angebliche Notiz des Verrius Flaccus über die Säkularfeier der Stadt Rom; diese hat man bisher mit einigem Mißtrauen angesehen, weil sie sich weder unter den Scholien des Acro noch unter denen des Porphyrio vorgefunden hat. J. hat dieselbe unter den Scholien des cod. Paris. γ (7975), wo man dasselbe bisher merkwürdigerweise übersehen hat, mit geringen Veränderungen entdeckt. Auch ein zweites Scholion, dessen Quelle bisher unbekannt geblieben ist, über die Persönlichkeit des sat. II 1, 47 erwähnten Cervius, wird von J. insofern beachtenswert genannt, als es sicher mehr als eine bloße Erfindung des Cruquius ist. Das dritte Scholion, das dem eben besprochenen in der Sammlung des Cr. unmittelbar folgt, ist wieder dem cod. γ entnommen; wieder hat sich Cr. nicht streng an den Wortlaut seiner Quelle gehalten; die Umänderung des ihm überlieferten Namens *turium martium* in *C. Martium Turium* zeugt von seiner großen Eigenmächtigkeit, aber auch nur von dieser, nicht von bewußter Fälschung, was ihm J. selber in den Worten „quodsi fallendi cupiditate ductus esset nescio an commentatori suo intulisset id ipsum quod sese unice

probare in commentario dicit, nomen Turii“ bezeugt. Überhaupt scheinen mir diese drei Stellen das harte Urteil über den Cruquius, mit dem J. seine Abhandlung beginnt: „in commentatore quem edidit tam multa extant, quorum in eis scholiis, quae e codicibus exscripta innotuerunt, nec vola nec vestigium inveniatur tamque miris referta vel erroribus vel aenigmaticis, ut in eo adorando sive potius interpolando Cruquium longe non solum in-curiosius verum paene dixerim impudentius grassatum esse mihi quoque adhuc pro certo constiterit“ nicht recht zu bestätigen; die Änderung des Namens im ersten dieser drei Scholien, in dem auch sehr wahrscheinlich dem Cruq. nicht *Verrius*, sondern *Valerius Flaccus* überliefert war, wird als coniectura verissima anerkannt, und vielleicht geht Cruq. aus der eingehenden Prüfung, der er auch in diesem Teile seiner Ausgabe entgegensieht, mit größeren Ehren hervor, als J. glaubt. — Was in dieser sehr gelehrten Abhandlung noch sonst an die drei Horazscholien angeknüpft wird, übergeht Ref.

23) Th. Kock gibt Herm. XVII 497—514 eine ausführliche und sehr anregend geschriebene Besprechung der so überaus schwierigen 12. Ode des 1. Buches. Horaz sei seinen griechischen Vorbildern gegenüber selbständiger, als man gewöhnlich glaube; seine Nachahmung beschränke sich auf den Anfang; „der eigentliche Kern der Gedichte ist mit sehr wenigen und teilweise zweifelhaften Ausnahmen selbständig“. Auch c. I 12 ist die Nachahmung Pindars nur für die Anfangsverse erweislich, eine weitere Vergleichung mit Pindar kann nur zu Mißverständnissen führen. Die zahlreichen Athetesen dieses Gedichtes haben keine Berechtigung; die allgemein verdächtigten vv. 37—44 stützt das nicht anzufechtende Zeugnis des Quintilian; die Hauptsache Hypothese, daß die Gedichte des H. ihre Verbreitung einzig einem Schulkexemplar verdanken und Quintilian bereits nicht mehr imstande gewesen sei, sich ein unverfälschtes Exemplar zu beschaffen, ist K. unbegreiflich. Sehr eingehend beschäftigt ihn weiter die Frage, nach welchem Gesichtspunkte Horaz die Namen von Göttern, Heroen und Helden, die in diesem Gedichte so zahlreich sind, ausgewählt hat. Er weist mit guten Gründen die bisher vorgetragene Theorie ab, insbesondere die durch Reifferscheid und Kieffling vertretene Ansicht, daß die Auswahl der Götter nach ihrer Teilnahme an dem Gigantenkampfe bestimmt gewesen ist. Horaz will vielmehr in ähnlicher Weise, wie es Vergil in der Äneis gethan hat, der Überzeugung Ausdruck geben, „daß das neue Kaisertum ‘die Krönung des Gebäudes’ bedeute und die Festigung der Dynastie, die noch des Erben entbehrte, durch die bevorstehende Vermählung der Julia mit Marcellus ein für das ganze Reich segensverheißendes Ereignis sei.“ Dieser Gedanke kann aber nur als geistreiche Hypothese, nicht als erwiesene Thatsache gelten;

seiner Durchföhrung im einzelnen stellen sich doch mancherlei Hindernisse in den Weg, die mir nicht alle durch K. beseitigt zu sein scheinen. Dafs z. B. Cato als „der Heros der sterbenden Freiheit“ aufzufassen ist, dafs eine ähnliche Sammlung von lauter Mittelmäßigkeiten wie hier sich auch I 15 und IV 9, 17 f. finde, ja überhaupt eine Eigentümlichkeit des Dichters sei, sind doch anfechtbare Behauptungen. Auch glaube ich nicht, dafs K.s Konjektur, v. 16 das soviel bemängelte *silvae* durch *servae* zu ersetzen, viel Anklang finden wird. Die auch sonst schon gemachte Wahrnehmung, dafs sich die Gliederung des ganzen Gedichtes in fünf Teile zu drei Strophen auch demjenigen ungesucht darbiete, welchem das Suchen „nach einer prästabilierten Zahlenharmonie“ in Horaz widerstrebt, schliesst die sehr lesenswerte Abhandlung.

- 24) K. Krispin, *Horatiana*. Progr. des Gymn. in Böh.-Leipa 1884. 17 S.

Das Wort Fr. Ritschls (Rh. Mus. 11, 628): „Der tief eingefressene Rost des Schulvorurteils von der intakten Überlieferung horazischer Poesien kann nicht oft und scharf genug mit Feile und Scheidewasser angegriffen werden“, mit dem Verf. seine Abhandlung schliesst, hätte er besser derselben als Motto vorangesetzt; dann würde sich mancher die Lektüre derselben ersparen. Noch rücksichtsloser und leichtherziger als von Gltlbauer ist hier gegen die Verse des Dichters vorgegangen worden; Lehrs und Linker sind im Vergleich zu Krispin konservativ. Ein Kriterium der Unechtheit ist am Schlusse des Verses die Copula *et, ac, atque*; wird ihre Beseitigung durch den Sinn nicht gestattet, so ist die entsprechende Strophe, resp. das ganze Gedicht zu streichen; das gleiche Verdammungsurteil trifft die Gedichte, in denen ein langer Vokal elidiert wird; überhaupt sind Elisionen als Mängel anzusehen. Dafs den aus solchen Gründen zu streichenden Strophen und Gedichten gleichzeitig noch andere Mängel anhaften, ist selbstverständlich. Wer sich für *Horatiana* dieser Art interessiert, der lasse die Abhandlung nicht ungelesen.

- 25) Al. Kurschat, *Unedierte Horaz-Scholien des codex Parisinus Lat. 7975 (?) zum vierten Buch der Oden, der Epoden, dem Carmen saeculare und dem ersten Buch der Satiren*. Progr. d. Gymn. Tilsit 1884. 59 S. Vgl. H. Schütz, *Phil. Rdsch.* 1884 Sp. 324, 1513.

Die unter den Namen Porphyrio und Acro überlieferte Masse der Horazscholien bedarf trotz der Hauthalschen Ausgabe derselben und trotz der Meyerschen Separatausgabe des Porphyrio noch immer der Sichtung und Vervollständigung. K. scheint zur endlichen Lösung dieser wichtigen Aufgabe entschlossen und bietet hier eine wichtige Vorarbeit dazu. Er schliesst sich den von Keller *Epil.* S. 797 f. über das Verhältnis der verschiedenen Acron-Revisionen aufgestellten Grundsätzen an und schreitet auf dem

von K. vorgezeichneten Wege weiter. Er bietet hier zunächst aus dem von ihm selber kollationierten codex Par. γ das Bruchstück einer Ergänzung der Ausgabe Hauthals, der diese wichtigen γ -Scholien entweder ganz übergangen oder doch nur sehr mangelhaft herausgegeben hat. Wegen Mangels an Raum sind von diesen Scholien zum 1. Buche der Satiren nur sehr wenige Proben geboten. Wichtige Ergebnisse für die Kritik oder Erklärung des Dichters hat Ref. in diesen Scholien nicht gefunden.

26) Fr. Majehrowicz, *De Horatio et Juvenale satirarum auctoribus*. Progr. d. Gymn. Lemberg 1882. 33 S. 8.

Eine mit fleißiger Benutzung des vorhandenen Materials geschriebene Parallele, aber ohne neue Resultate und neue Gesichtspunkte. Auch kann Ref. dem Verf. nicht überall zustimmen, am wenigsten in den Worten S. 18: „Vera est sine dubio opinio eorum, qui satiras optimum esse opus Horatianum existiment.“

27) J. May, *Der Entwicklungsgang des Horaz in den JJ. 35—30 v. Chr.* Progr. d. Gymn. Offenburg 1883.

Dieses Programm ist die Fortsetzung einer Abhandlung desselben Verfassers, die 1871 als Beilage zum Jahresbericht des Gymn. in Konstanz erschienen ist und die ältesten Gedichte des Horaz behandelt. In dem vorliegenden Teile geht Verf. auf den Gedankeninhalt von sat. II 2, 3, 4, 5 und epod. 1, 2 genauer ein, um diejenigen Momente zu ermitteln, welche für Leben und Wirken des Dichters bestimmend geworden sind. Ist der Vergleich mit Goethes Dichtungen auch wohl zu kühn, so läßt sich doch nicht leugnen, daß auch die horazischen Dichtungen die jedesmalige Geistesrichtung und Lebensanschauung getreulich wieder spiegeln. M. hält sich in seinen lesenswerten Untersuchungen streng an die Sache, hütet sich vor vagen Hypothesen und zeigt sich seiner Aufgabe in jeder Beziehung gewachsen. Bedenklich will es mir nur erscheinen, so ohne weiteres der Ansicht Teuffels beizutreten, daß in sat. II 2 eine teilweise Umarbeitung und Fortsetzung (von v. 112 an) eines der ältesten Gedichte des H. vorliegt.

28) H. Morsch entwirft in N. J. f. Ph. u. P. 132 S. 268—286 ausführlich und sachkundig ein Bild von der Art und Weise, in welcher sich Goethe mit Horaz beschäftigt hat, und stellt die wirklich nachweislichen, verhältnismäßig wenig zahlreichen Reminiscenzen an Horaz, die sich in den Gedichten Goethes finden, zusammen. Besonders ist es interessant zu sehen, wie in einer Zeit, wo alles in horazischen Oden sang und das horazische Genie weit überschätzte, Goethe allein dasselbe richtiger beurteilte, wenn er, ähnlich wie Teuffel ein halbes Jahrhundert später, im November des Jahres 1806, als er daran dachte, einen Kommentar zur *Ars poetica* zu schreiben, im Gespräche mit Riemer sich so über den Dichter äußerte: „Sein poetisches Talent anerkannt nur in Absicht auf

technische und Sprachvollkommenheit, d. h. Nachbildung der griechischen Metra und der poetischen Sprache nebst einer furchtbaren Realität, ohne alle eigentliche Poesie, besonders in den Oden.“ Daher ist es nicht zu verwundern, wenn kein einziges seiner Gedichte im Stile einer horazischen Ode gemacht und die beiden Episteln aus dem Jahre 1794 vereinzelt dastehende Blüten seiner Beschäftigung mit Horaz geblieben sind.

- 29) Th. Oesterlen, *Studien zu Vergil und Horaz*. Tübingen, Franz Fues, 1885. 104 S. — Vgl. G. Faltin, *Berl. ph. W.* 1885 Sp. 576 f. u. E. Rosenberg, *Ph. Rdsh.* 1885 Sp. 104.
- 30) Th. Oesterlen, *Komik und Humor bei Horaz*. Erstes Heft: Die Satiren und Epoden. Stuttgart, J. B. Metzler, 1885. 135 S. 3 M.

Der bei weitem größte Teil des ersten Buches, S. 16—104, beschäftigt sich in 15 Aufsätzen mit Horaz; die ersten derselben, nämlich 1. „Oden IV 12.“ 2. „Dramatisch angelegte Oden bei Horaz (II 11. III 19 und 28)“ 4. „Episteln I 7. Eine Krisis im Leben des Dichters.“ 5. „Kritische Beleuchtung einiger außerordentlichen Ereignisse im Leben des Horaz“ sind bereits im Korrespondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs 1881 u. 1882 veröffentlicht worden; Verf. hat sie für wertvoll genug gehalten, sie hier aufs neue zusammenzustellen und durch neue Beiträge zu erweitern. Das umfangreichste und wertvollste Stück ist der 6. Aufsatz „Der Humor bei Horaz“ S. 50—70, eine verkürzte Kaiserrede. Oe. sucht an der Hand des Ästhetikers Fr. Vischer und des Psychologen Lazarus auch für H. „die wesentlichsten Momente humoristischer Anschauung“ und zwar ebenso wohl „des naiven wie des gebrochenen Humors“ nachzuweisen; wenn er S. 69 das Resultat seiner Betrachtungen in die Worte zusammenfaßt: „werden wir . . . geneigt sein, unserm Horaz, wenn er auch Satiriker und einfach gemütvoller wie pathetischer Sänger ist, doch mit Rücksicht auf einen großen Teil seiner Dichtungen einen Platz unter den Humoristen anzuweisen“, so ist, wie Ref. glaubt, die Bedeutung der humoristischen Elemente im Dichter noch immer überschätzt und gewifs nicht ausreichend, ihm geradezu einen Platz unter den Humoristen anzuweisen. Oe. gehört zu den Verehrern der Plüßschen Art, den H. zu erklären, jedoch mit dem Unterschiede, dafs er an die Stelle des mysteriösen Tief-sinnes den schalkhaften Humor setzt und durch Übertreibung zu wunderlichen Einfällen gebracht wird. Die ihm eigentümliche Art, den horazischen Genius zu begreifen, spricht er am deutlichsten S. 71 aus: „Es ist mir schon mehr als einmal so gegangen, dafs ich, wenn ich eine Stelle von Horaz nicht recht verstehen konnte und die Kunst aller Erklärer zu keinem befriedigenden Resultat kommen sah, mir sagte: dahinter steckt gewifs irgend eine Schelmerei, und dafs dann die Lösung sich wie von selbst ergab.“ Aus den neuen Proben des horazischen Humors, die Oe. beibringt,

wählt Ref. II 20 und I 20 aus und gibt Oe. selber das Wort, zunächst zu II 20 S. 61: „In einer heiteren Gesellschaft . . . hat man . . . II. in Scherz und Ernst das Kompliment gemacht, dafs auch mit ihm dereinst diese Wandlung vor sich gehen werde. II., das Kompliment annehmend, löst es doch in der heitersten Weise in Scherz auf: bei nächster Gelegenheit trägt er das neu gedichtete Lied vor. Bei der Stelle: 'ich wandle mich oben in einen weifsen Schwan' weist er mit der Hand auf sein früh ergrauendes Haupt, und statt sich leicht in die Lüfte zu erheben und seinen Flug durch die Welt anzutreten, bleibt er natürlich dem Gesetz der Schwere, seiner eigenen nicht unbedeutenden Schwere folgend, stehen, und vielleicht nur ein paar unnütze komische Bewegungen mit dem Arm deuten das vergebliche Beginnen an, gegen dieses Gesetz aufzukommen. Die Seifenblase ist zerplatzt unter allgemeiner Heiterkeit, der Dichter lacht über das Kompliment, das man ihm gemacht, er lacht über sich selbst und lacht über die ganze Gesellschaft u. s. w.“ Ich glaube, es lacht auch der Leser. Nicht minder zum Lachen ist die Situation in I 20 S. 80: „Bei einem Besuch des Mäenas im Sabinum, wie er ja öfters erfolgte, erscheint eine vielversprechende *testa Graeca*, auf die der Dichter vielleicht schon vorher mit geheimnisvollen Andeutungen die Aufmerksamkeit gelenkt hat, und *canthari* sind aufgestellt, die vermöge ihres immerhin nicht geringen Mafses zum herzhaften Genufs eines auserlesenen Getränks einzuladen scheinen. Die *testa* wird entkorkt, aber Farbe, Geruch und Geschmack enttäuschen die Erwartungen des Mäenas und der übrigen Gäste (jedenfalls sind *umbrae* dabei) in eigentümlicher Weise. Da tritt II. mit seinem Gedicht hervor, in welchem er die Bewirtung der Gäste mit dem vile Sabinum durch die Hinweissung auf das edle Gefäß und durch die überwortreiche Hervorhebung des hochbedeutungsvollen Tages, an dem er selbst es gefüllt (was aber wahrscheinlich reine Fiktion ist), zu versüfsen sich den Anschein giebt, als müfsen seine Gäste um des Gefäßes und des wichtigen Tages willen mit dem geringeren Inhalt sich zufrieden geben; in welchem er insbesondere noch mit einem gewissen Pathos sich als den bescheidenen kleinen sabinischen Grundbesitzer dem reichen Mäenas gegenüberstellt, mit dessen Weinkellern zu wetteifern er sich nicht vermessen dürfe; wobei er sich aber zugleich das boshafte Vergnügen macht, den Gästen, die den geringen Sabinerwein vor sich haben, eine ganze Weinkarte besserer Sorten vorzutragen. Das Ganze ist ein Scherz“, aber, wie es Ref. scheint, ohne Witz. Wer ein Freund solcher Scherze ist, dem sei dies Buch empfohlen, insbesondere die Erklärung von III 28 S. 22 f.; es werden aufer den schon oben genannten Liedern noch III 14, II 8, III 17, I 8, 32, III 23 sowohl im ganzen wie im einzelnen besprochen, desgleichen im 3. Aufsätze II 7, III 14, I 19, I 27, III 9, III 26, I 38, I 28, I 5, II 20,

mehr oder minder eingehend als dramatisch angelegte Oden hingestellt. Ref. findet aus ihnen nichts besonderes zu bemerken, als das Oe. zwar eine aner kennenswerte Belesenheit in den Gedichten des H. besitzt und einem gründlicheren Verständnis derselben mit vielem Fleiße nachstrebt, aber nicht selten eine an sich richtige Bemerkung in einseitiger Weise übertreibt (s. auch Fartin a. a. O.). Auch das S. 17 von Oe. empfohlene Mittelchen, ein Gedicht, um seinen Ton besser zu verstehen, „lieber von hinten herein zu lesen“ wird manchem Leser unverständlich bleiben und darum seinen Erfolg versagen. Die Sprache ist klar und von behaglicher Breite, aber durchsetzt von den Besonderheiten des schwäbischen Dialekts.

Weniger scherzhaft ist das zweite Buch, in dem O. den Anfang macht, in zusammenhängender Betrachtung aller Dichtungsarten des Hor. in ihrer chronologischen Reihenfolge „Horaz im großen und ganzen cum grano salis als einen von humoristischem Geist erfüllten Komiker oder richtiger als einen in allen Formen komischer Darstellung sich ergehenden Humoristen“ zu zeigen. Horaz' Komik scheint eine so ausführliche Behandlung, wie sie O. ihr angedeihen läßt, nicht zu vertragen; die Lektüre des Buches wirkt trotz mancher Vorzüge bald ermüdend. Dazu kommt, daß Verf. mitunter auch da noch Humor finden will, wo nach des Ref. Ansicht aller Humor aufhört wie epod. 5, das mit sat. I 5 und epod. 17 einen komischen Liedercyclus bilden soll. Wertvoller ist am Ende des Buches die Zusammenstellung derjenigen Mittel, durch die Hor. hauptsächlich seine komischen und humoristischen Wirkungen erzielt. Vgl. meine ausführlichere Anzeige in Berl. phil. Woch. 1886 Sp. 000.

31) Th. Plüfs veröffentlicht N. J. f. Ph. u. P. 1883 S. 493 ff. und 853 ff. seine Gedanken über c. I 25 und c. I 14 als „Beiträge zu einer psychologisch richtigeren und ästhetisch fruchtbareren Auffassung dichterischen Schaffens“; der erste Artikel trägt die Überschrift „horazischer Realismus“, der zweite „horazische Allegorie.“ Wei I 25, wie es bisher üblich war, als ein Spottgedicht auf die alternde Lydia auffaßt, mutet dem Dichter unedle und unästhetische Empfindung zu. Von beiden Mängeln aber glaubt Plüfs ihm frei: „Horaz zeichnet das Lebensschicksal seiner idealen Lydia in Zügen, welche scharf und hart eine harte, schneidende Wirklichkeit wiedergeben, zu dem Zwecke, der Lebensstimmung des teilnehmenden, aber gelassenen Zuschauers solcher Lebensschicksale ästhetischen (?) Ausdruck zu geben.“ Von diesem idealen Standpunkte aus ist auch die überlieferte La. *Hebro* durchaus an ihrem Platze: „an diesen idealen Wasserstrom kann die ideale Jugend vermöge ihrer idealen Beweglichkeit hingelangen, so oft sie will.“ Kann man diese Belehrung auch dankbar annehmen, so wird man kaum zugeben können, daß *levis* v. 10 „haltlos leicht-

fertig“, noch dafs *pulla* v. 18 von *myrto* abzutrennen und mit Ergänzung von *quam* auf *hedera* zu beziehen sei in dem Sinne: „die fröhliche Jugend freut sich mehr am frischgrünen Epheu als am dunkelgewordenen Epheu und mehr an der Myrte.“ Wo bleibt bei solcher Auffassung die horazische Einfachheit und Klarheit?

c. I 14 ist trotz des Zeugnisses des Quintilian, trotz seines Anklanges an ein angebliches allegorisches Gedicht des Alcaeus nicht Allegorie; denn „Formen und Zwecke sind nicht die üblichen der Allegorie, und man darf Allegorie und Gleichnis nicht mit einander verwechseln.“ Das Gedicht bedeute nichts weiter, als was die einfache, wörtliche Deutung ergebe „das Bild, wie ein schönes, stolzes Schiff, das auf stürmischer Fahrt fast schon zum elenden Wrack zerschlagen ist, angesichts des bergenden Hafens wieder der rollenden See anheimfallen will.“ Darin bestehe gerade die Kunst des Hor., aus einem so einfachen Stoffe noch ein ästhetisch befriedigendes Gedicht zu schaffen. Höchstens will Pl. noch zugeben, „dafs Ereignisse des politischen Lebens den Dichter fähig gemacht haben, das allgemeine Interesse seiner Zeit für Schiff und Meer im besonderen Augenblicke lebhafter und tiefer zu empfinden und sein Gefühl für ein kämpfendes Schiff zum zeitgemäßen dichterischen Ausdruck seiner Furcht vor neuen Schicksalskämpfen zu machen.“

In einem dritten Artikel a. a. O. 1884 S. 139 — 144 beschäftigt sich Pl. mit c. I 6 und sucht es als dem scherzhaften Genre angehörig zu erweisen. Seinen logischen Inhalt giebt er in folgenden Worten: „Ich singe deine kriegerischen Thaten nicht, Agrippa, weil ich's nicht brauche (Varius wird dich schon zum homerischen Helden um jeden Preis machen), weil ich's nicht kann (zu dem erhabenen Tone für einen Pelidenärger, für die Schiffer- und Händlerabenteuer des Ulixes und für das wildwütige Gemetzel der Pelopiden schwinge ich mich nicht auf) und weil ich vorläufig nicht will (und das ist dein Glück!). Weil ernsten Krieg überhaupt niemand wahrhaft darstellen kann (wenn es auch Leute giebt, die es meinen), so singe ich leichten, lustigen Krieg im Frieden (und in der eignen leichtsinnigen Haut ist mir recht wohl).“ — Wie Agrippa, wie Varius solchen Scherz hätte aufnehmen müssen, das kümmert Pl. nicht. Von den Einzelheiten der Erklärung erscheint nur erwähnenswert, dafs Pl. höchst seltsam die Worte *Maeonii carminis alite* mit *fortis et hostium victor* verbindet, in dem Sinne: „stark und siegreich durch den weisagenden Vogel des homerischen Heldengesangs“, was so viel heißen soll wie nach dem Vorbilde homerischer Heroen, im homerischen Geiste. Und dabei soll Hor. ein Dichter sein, der sich besonders durch Einfachheit der Sprache auszeichnet!

In einem 4. Artikel „Horazische Massivität“ N. J. f. Ph. u. P. 1885 S. 272—276 giebt Pl. den auf Grund von c. II 5 *Nondum subacta* u. s. w. gegen Horaz erhobenen Vorwurf der

Derbheit, Roheit und Massivität seinen Anklägern zurück, die unverständigerweise auch die beiden ersten Strophen dieses Gedichtes allegorisch deuten; sie sind dagegen im eigentlichsten Wortsinne zu fassen und geben dem Dichter, der bei einem Freunde auf dem Lande zu Besuch ist, nur den Anknüpfungspunkt für ein Gespräch, in welchem „der alternde Dichter auf die Freuden und Leiden jüngerer Jahre verzichtet und sich regende jugendliche Wünsche unterdrückt.“ „Zweck des Gedichts würde nicht Vermahnung oder Verspottung des andern sein, . . . sondern die rhythmische Darstellung des eigenen Gefühls, in einer Stimmung und einem Tone, welche der eigentümlichen Art jener Resignation entsprächen.“ Ref. muß gestehen, daß er dem Gedankengange dieses Artikels noch weniger zu folgen imstande ist als den früheren.

32) H. Probst (N. J. f. Ph. u. P. 1885 S. 140—149) trägt zunächst seine nicht ganz neuen Betrachtungen über die Unterschiede zwischen den Frühlingsliedern des Horaz und denen unserer modernen Dichter vor, um endlich für *caelestia damna* c. IV 7, 13 folgende Erklärung zusammenzuklügeln: die *damna caelestia* sind also = *damna caelo* d. h. *caeli atque aeris statu ac temperamento, perpetuis cursibus conversionibusque caelestibus* (Cic. de leg. I 8, 24) *terrae allata*, also die Verluste, die Schäden, welche die Erde durch Temperatur und Klima im Wechsel der Jahreszeiten erleidet; sie heißen deshalb *caelestia* und weil sie einmal in der ewigen Ordnung des Himmels ihren Grund haben. Wenn Hor. aber kein Rätselaufgeber ist, kann er hier doch nichts anderes meinen als die Phasen des Mondes.

33) A. Reifferscheid, *Analecta Horatiana nova*. Lektionskatalog der Universität Breslau 1884/85 S. 11—16.

Seinen bereits im Jahre 1879 vorgetragenen Argumenten (s. Jahresb. VI S 321 f.) für die Einheit des hartbedrängten c. I 7 fügt R. insofern ein neues hinzu, als er in diesem Liede jetzt einen Dialog erkennen will, von dem v. 1—14 dem Munatius Plancus, v. 15—32 dem Dichter in den Mund zu legen sind. Auch die in demselben Metrum abgefaßte Archytasode sei nur als Dialog zu verstehen, von dem v. 1 bis zu den Worten *naturae verique* dem Schiffer, der Rest, beginnend mit den Worten *Sed omnes una manet nox*, dem Schatten des bisher noch unbegrabenen Archytas angehört. Die ersten Verse sind ironisch „*acerba cum irrisione a nauta dicta mirabundo, Archytam philosophum, ne diutius circa ossa et caput inhumatum vegetetur, particulam pulveris petere, praecesserunt scilicet hae Archytae preces exclamationem nautae 'te maris et terrae e. q. s. illud enim initium diverbii divinandum reliquit poeta lectoribus: ita enim intellegitur, quo pacto nauta umbrae nomen nescierit.*“ Auch das dritte Lied gleichen Metrums (epod. 12) ist bekanntlich dialogisch. Doch scheint der Schluß, den R. hieraus zieht, „*cum hoc metro idlongi formam iam in Graecis exemplaribus conueniant*

fuisse liquido colligitur“ Ref. ebenso kühn wie die Annahme, mit der R. seine kleine Abhandlung schließt, daß der Name *Bullatius* in ep. I 11, den bekanntlich A. Knütgen (s. Jahresb. IX 182) geradezu in *Munatius* korrigieren wollte, nur ein Pseudonym für *Munatius* ist.

34) L. Reinhardt bietet in N. J. f. Ph. u. P. 1884 S. 429 sehr subjektive Betrachtungen über die ursprüngliche Form von c. I 1, über die Veränderungen, welche der Dichter damit vornahm, als er diese Ode zum Dedikationsgedichte für seine ganze Sammlung zurechtmachte, und über die Gründe, welche diese Erweiterungen (v. 1. 2. 23—36) forderten.

35) W. Ribbeck schlägt, ohne zureichende Gründe beizubringen, vor, das epod. 15, 21 einstimmig überlieferte *Pythagorae* in *Panthoidae* umzuändern.

36) G. Stier, *Horatiana*. Festschrift des Gymn. in Zerbst zur Begrüßung der 37. Philologen-Vers. in Dessau. Zerbst 1884. 4. S. 15—25. Vgl. H. Schütz, *Phil. Rdsch.* 1885 Sp. 104.

Diese Abhandlung zerfällt in zwei Teile, deren zweiter mit der besonderen Überschrift „Erinnerungen an die Zeit unter Brutus“ mir als der wertvollere, jedenfalls als der interessantere erscheinen will. Verf. führt den Gedanken durch, daß H. zur häufigen Erwähnung von Örtlichkeiten des Orients durch Erinnerungen an den Kriegsdienst unter Brutus veranlaßt wurde. St. will nur Gedanken geben, ohne strenge Beweise; doch wird kaum ein Leser diesen Gedanken im allgemeinen große Wahrscheinlichkeit absprechen; die Vermutung, daß der Dichter in seiner breit ausgeführten Schilderung der Gigantomachie c. III 4, 41—80 durch die großartige Darstellung derselben am Zeusaltare in Pergamos, das er unzweifelhaft mit Brutus zusammen besucht hat, beeinflusst worden, ist sehr zeitgemäß und ansprechend. — Im 1. Teile beschäftigt sich St. mit einzelnen Stellen in den Oden und Epoden. Den Wechsel in der Quantität der beiden ersten Silben in *Catili* (Verg. Aen. VII 672 hat *Catillus*, *Staius Catillus*) erklärt St. durch Annahme „einer dem H. naheliegenden sabinischen Sprechform“. — Zu Gunsten des c. II 1, 16 von den besten Hss. überlieferten *Delmatico* macht St. auf die Herleitung dieses Namens aus dem Albanesischen aufmerksam, wonach es „Land der Schäfersöhne“ bedeutet. — Die Erklärung zu c. III 1, 33 *contracta pisces aequora sentiunt*: „Die noch heute bei Pozzuoli so geschätzte *muraena* war es ja, um deren willen jene Feinschmecker ein Stück Meer an ihrer Villa eindämmen ließen, natürlich mit den gerade darin befindlichen Fischen; diese fühlen sich plötzlich in ihrem eignen Meere gefangen . . . Wie die Vögel in der sie umgebenden freien Luft, welche durch das umgeschlagene Netz allmählich verengt scheint, so jene durch die herumgeworfene *moles*“ erscheint mir gekünstelt und verfehlt. — Darauf giebt St. einige etymologische und geographische Bemerkungen zu c. III 4, 10, wo er dem überlieferten *Apuliae* die Braunhardsche Emendation *patriae*

= „der Vaterstadt“ vorzieht; er weist III 11, 40 *sorores* als einen ungenauen Ausdruck nach und trägt seine Ansichten über die Konstruktion der vielbesprochenen Strophe III 23, 18 *Non sumptuosa blandior hostia* u. s. w. und über die *La. arvis* ep. 2, 18 vor. St. schließt mit einer sehr gelehrten, aber, wie es scheint, sehr überflüssigen Auseinandersetzung über die Bedeutung des pron. reflex. in ep. 16, 46 *suamque pulla ficus ornat arborem*. Mit Berufung auf ein eigentümliches Verfahren (Kaprifikation), den Ertrag der Feigenbäume zu vermehren, von dem bereits Plin. N. H. spricht und das noch heute in Brauch ist, giebt er diesem Verse den Sinn: „Dort trifft man Feigen [nie auf fremden Bäumen hängend, wie bei uns, die wir der Kaprifikation bedürfen, sondern] stets auf dem, wo sie selbst gewachsen sind.“ — Der dritte Satz der Abhandlung „An sich nichts auffallendes bei Eigennamen, denn wenn auch Ovid an dem unbequemen *Tūtīcānus*, Horaz an *Equus tūtīcus* festhalten zu müssen glaubte u. s. w.“ wird manchem Leser unverständlich bleiben.

37) H. Strimmer, Der römische Sklavenstand. Dargestellt nach den Gedichten des Horaz. Progr. d. Gymn. Meran 1883. 36 S.

Verf. hat sich ein sonderbares Thema gestellt, als ob gerade Horaz über den römischen Sklavenstand wichtigen Aufschluss gäbe. Mit demselben Rechte könnte jemand auf den Gedanken kommen, das römische Heer-, Münz- oder Rechtswesen oder dergl. nach den Gedichten des Horaz darzustellen. Eine solche Fruktifizierung des Horaz kann auch bei dem größten Fleiß nur einseitige und dürftige Resultate ergeben.

38) Otto Tüselmann, *Quaestiones chronologicae Horatianae*. Programm d. Klosterschule Ilfeld 1885. 27 S. Vgl. E. Rosenberg, Berl. Phil. Woch. 1885 Sp. 1157; H. Schütz, Phil. Rdsch. 1885 Sp. 1414.

Der Wert dieser fleißigen Abhandlung liegt nicht in der Richtung, in welcher man ihn dem Wortlaute des Titels nach erwartet. Was die 5 ersten Seiten bringen, ist nur eine Revision der bisher über die Chronologie der horazischen Gedichte im allgemeinen vorgetragenen Ansichten; diese Revision zeugt von gründlicher Sachkenntnis, bringt aber nichts Neues von Bedeutung; auch die Spezialuntersuchung (S. 6—16) über die Chronologie aller Gedichte des 4. Buchs dient nur dazu, die bisher herrschende Ansicht, daß dieselben in den Jahren 736—741 entstanden sind, zu bekräftigen. Von größerem Wert dagegen sind die mit großer Genauigkeit geführten Untersuchungen über die metrischen und sprachlichen Unterschiede zwischen den Gedichten des 4. Buches und denen der vorangehenden Bücher; die Hauptresultate derselben stelle ich hier kurz zusammen: Es finden sich in 876 Versen des 1. Buches 109 Elisionen (*ā* 4, *ā* 0, *ē* 41, *ē* 0, *ŷ* 0, *ī* 4, *ō* 1, *ō* 8, *ae* 0, *am* 7, *em* 13, *um* 31), in den 572 Versen des 2. Buches 81 (10, 1, 21, 1, 2, 0, 0, 5, 0, 4, 7, 30), in den 1004 Versen des 3. Buches 195 (13, 1, 48, 2, 2, 6, 3, 23, 1, 15, 13, 68); in den 610 Versen des 4. Buches dagegen nur 47 (0, 0, 29 (darunter *aut et* 13), 0,

0, 1, 1, 2, 0, 1, 0, 13), also erheblich weniger; in 32 Versen der ersten 3 Bücher finden sich je 2 Elisionen, in einem Verse deren 3; im 4. Buche zeigen nur 3 Verse je 2 Elisionen. Wenn T. deswegen gegen die auch noch von Schütz verteidigte La. IV 4, 18 *Drusum gerentem et Vindelici* den Einwurf erhebt, daß dies das einzige Beispiel der Elision von *em* wäre, so erscheint derselbe nicht unerheblich. Kein Beispiel findet sich in diesem Buche weder für die Elision eines Monosyllabums, noch für die Dehnung einer auf *t* auslautenden Endsilbe, noch für den Hiatus. Dagegen wird die Cäsur nach der 5. Silbe des Sapphicus minor in 453 Beispielen der ersten 3 Bücher nur 7, in den 105 Beispielen des 4. Buches 22, und im *carmen saec.* in 57 Beispielen 19 mal unterlassen. In der Junktur der einzelnen Verse findet sich weder in der sapphischen noch in der alcaischen Strophe im 4. Buche irgend ein Hiatus, während sich von der ersten Art im 1. Buche 10, im 2. 3, im 3. 4, zusammen 17, und von der zweiten Art im 1. Buche 11, im 2. 8, im 3. 5, zusammen 24 Beispiele finden. T. hat nicht Unrecht, wenn er bemerkt, daß diese Thatsache ebenso sehr gegen die jetzt fast allgemein aufgenommene Konjektur Peerlkamps, *Ille* st. des überlieferten *Iule* (IV 2, 2), wie gegen die neueste von Luc. Müller vorgeschlagene Veränderung dieser Stelle *Pindarum quisquis studet aemulari Icarus factis ope D.* schwer ins Gewicht fällt. Ebenso wenig wird in diesem Buche am Schlufs des 3. Verses der sapphischen Strophe ein Wort gebrochen, was sonst in jedem Buche einmal, im 1. zweimal geschieht. Die Anacrusis des versus alc. hend. ist im 4. Buche stets lang, kurz dagegen im 1. Buche an 8, im 2. und 3. an je 5 Stellen; desgleichen ist die Anacrusis im versus Alc. enn. hier stets lang, im 1. Buche dagegen an 5, im 2. an 3, im 3. an 2 Stellen kurz. Größere Freiheit dagegen als in den vorangehenden Büchern erlaubt sich der Dichter in der Cäsur des alc. enn. — Weniger eingehend und umfangreich sind die Bemerkungen über sprachliche Besonderheiten des 4. Buches. — Das Hauptresultat dieser Abhandlung „*nemo negabit tantum interesse inter hos libros et illum, ut ullum carmen quarti libri eodem tempore quo carmina trium priorum librorum confectum esse credi non possit*“ erscheint Ref. wohlbegründet.

39) Emil Urban, Vorbemerkungen zu einer Horazmetrik. Progr. d. Gymn. Insterburg 1895. 32 S. Vgl. H. Müller, Phil. Rdsch. 1885 Sp. 1289.

In dieser interessanten Abhandlung, welche eine eigentliche Horazmetrik vorbereiten soll, bekämpft Verf. mit guten Argumenten und mit vielem Scharfsinn mehrere noch jetzt allgemein verbreitete Ansichten, insbesondere die auch in die Ellendt-Seyffertsche Grammatik aufgenommene Hermannsche Theorie von den 16 möglichen Cäsuren des daktylischen Hexameters; in der That hat ja auch die von M. Schmidt unterstützte Lehrssche Theorie, nach der es im Hexameter nur eine weibliche und nur eine männliche Cäsur,

beide im 3. Fufse, giebt, für die Schule gerade ihrer Einfachheit wegen einen großen Vorzug. Nicht minder gut motiviert ist U.'s Kampf gegen die komplizierte und unklare metrische Terminologie, sowie gegen die noch immer trotz allen erhobenen Widerspruchs vielfach aufgestellte Forderung, daß beim Vortrage lateinischer Verse neben dem Versaccent auch der prosaische Wortaccent zu berücksichtigen sei. Auch was U. im 5. und 6. Kap. über Versausgänge und Taktzeichen sowie über den allgemeinen Charakter der Metra auf Grund eingehender Spezialuntersuchungen vorträgt, zeugt von feiner und aufmerksamer Beobachtung und bietet eine Fülle von Anregungen, die für einen kunstgemäßen Vortrag der horazischen Gedichte von Bedeutung sind. Dagegen scheinen mir weder die gegen den kyklischen Daktylus noch die für die jüngst vielfach angegriffene lex Meinekiana von U. vorgebrachten Argumente diejenige Wichtigkeit zu besitzen, die Verf. ihnen beilegt; dies hat Ref. ausführlicher in seiner Anzeige dieser Schrift in der Berl. phil. Woch. 1885 Sp. 1153 ff. nachzuweisen gesucht.

40) *Car. Franc. Vrba, Meletemata Porphyriionca. Vindobonae apud C. Geroldi filium 1885. 70 S. 8. Vgl. H. Rönisch, Berl. Phil. Woch. 1886 Sp. 76.*

Diese Arbeit eines, wie es scheint, noch jugendlichen Verfassers verdient die volle Beachtung aller derer, die sich für den alten Horazerkklärer Pomponius Porphyrio interessieren. Vr. hat sich die Aufgabe gestellt, durch eingehende Erforschung des Wortschatzes und des Sprachgebrauchs dieses Schriftstellers nicht nur das Zeitalter desselben genauer zu bestimmen und einen sicheren Boden für die Kritik desselben zu gewinnen, sondern auch unsere noch immer recht mangelhafte Kenntnis des sogenannten Vulgärlateins zu erweitern. Diese Aufgabe löst er mit großer Sorgfalt und mit bestem Erfolge in vier Kapiteln, welche die Überschriften tragen „de codicibus Porphyriionca“ S. 9—25, „observationes lexicogae“ S. 26—43, „observationes ad syntaxin Porphyriioncam pertinentes“ S. 44—58 und „de quibusdam stili Porphyriionca proprietatibus“ S. 59—68, und gelangt zu dem Resultat, daß Meyer mit vollem Rechte den codex Monacensis zur Grundlage seiner Ausgabe gewählt hat, die übrigen Hss. aber durch thörichte Interpolationen entstellt sind und nur ausnahmsweise brauchbare Emendationen bieten; aus den Spracheigentümlichkeiten des Porphyrio hebt er geschickt und besonnen das Charakteristische, speziell alles dasjenige, was als dem Vulgärlatein angehörig erscheinen könnte, hervor und folgert daraus, wie es Ref. erscheint, mit vollem Rechte und in Übereinstimmung mit Meyer, daß Porphyrio nicht vor dem Ende des 4. Jahrhunderts seinen Kommentar geschrieben hat, ja daß sein Zeitalter noch weiter herunterzurücken wäre, wenn nicht ein Citat aus ihm bei Charisius G. L. I 220, 28, der nach Keil noch dem 4. Jahrhundert angehört, dies unmöglich machte. Auch die große Zahl von Stellen des

Porphyrio, an welche Vr. seine bessernde Hand anlegt, zeugen von Geschick und Begabung. Die Sprache ist leicht und gewandt.

41) C. Wagener beschäftigt sich Phil. XLIV S. 749—751 mit der Erklärung der c. I 14, 6 erwähnten *funes*. Nach Zurückweisung der verfehlten Auffassungen anderer vergleicht er mit *funes* die von Boeckh in den Urkunden über das Seewesen des attischen Staates S. 133—139 eingehend besprochenen *ἰπποζώματα* „starke Taue, weche in ohngefähr wagerechter Richtung von aufsen rund um das Schiff herumliefen“ und übersetzt: „siehst du nicht, . . . wie ohne Gurttaue der Kiel kaum den heftigen Wogendrang auszuhalten vermag?“

42) O. Weiffenfels bespricht (Frick und Richter, Lehrproben und Lehrgänge Heft IV 1885 S. 24—42) ep. I 7 in seiner bekannten feinen und geistreichen Weise, um zu zeigen, wie aus der Repetition dieser Epistel nach den Vorschriften der Herbart-Zillerschen Methode die Begriffsbestimmung der Urbanität gewonnen werden könne. Ref. befürchtet, dafs für derartige Übungen auf der Schule die Zeit fehlt; W.s Behauptung, „dafs die Reproduktion und Ausnutzung des Gelesenen in Prima weit wichtiger ist als das Lesen selbst und die Interpretation des Einzelnen“, bedarf wohl sehr der Einschränkung.

43) K. Zangemeister, Rhein. Mus. 1884 S. 634 f., sieht seine bereits in seiner Dissertation „de Hor. vocibus singularibus“ (Berlin 1862) ausgesprochene Vermutung, dafs der Grammatiker Q. Terentius Scaurus zu Horaz einen Kommentar in zehn Büchern geschrieben habe und zwar in der Weise, dafs jedem Buche des Dichters ein Buch des Kommentars gewidmet und im zehnten Buche die *Ars poetica* behandelt gewesen sei, durch die *Subscriptio fuit decimus liber Horatii feliciter* am Ende des codex Ambrosianus O. 136 sup. (= a bei Holder-Keller) bestätigt. Er fügt weiter die Bemerkung hinzu, dafs erst H. Stephanus die *Ars poetica*, welche die alte Überlieferung nur als besonderes Buch kenne, dem zweiten Buche der Briefe einverleibt habe. Obige Vermutung wird, wie Z. Rh. M. 1885 S. 480 in einem Nachtrage bemerkt, dadurch ganz zweifellos, dafs es bei Marius Victorius S. 169, 24 (Keil) und gleichlautend bei Diomedes S. 527, 34 K. heifst: „Liber quintus qui EPODON inscribitur.“ Auf diese Stellen hatte bereits Birt Rh. Mus. 1883 S. 199 aufmerksam gemacht.

C. Übersetzungen.

44) Horaz' Oden und Epoden. Deutsch von Karl Julius Schellhafs. Berlin, A. Hoffmann & Comp. 287 S. 16.

Eine gut gemeinte, aber nur mäfsig gelungene Arbeit; wiewohl recht wort- und sinngetreu, ist die Sprache ohne eine Spur von dichterischer Schönheit, mit Flickwörtern reichlich belastet

und nicht frei von gröberem Verstößen gegen die deutsche Metrik; insbesondere ist die Cäsur zu wenig beachtet. Zwei Proben aus c. 1 2 mögen zur Charakteristik genügen: „Bricht zum Trotz dem Jupiter aus dem Bett ans östliche Ufer“ und „Achtend zu gering es nicht, daß der Rächer Cäsars er heiße.“ Glücklicherweise haben wir sehr viele bessere Übersetzungen, eine der besten ihrer Art ist auch jetzt noch die Wielandsche, die in einem neuen von O. Pohl in Breslau besorgten Abdrucke vorliegt und gewiß manchem Horazliebhaber willkommen sein wird. Der Titel lautet:

45) Horazens Satiren und Episteln aus dem Lateinischen übersetzt von C. M. Wieland. Leipzig, R. F. Koehler, 1883. 118 S. 8.

46) Von partiellen Übersetzungen, deren Besprechung Ref. grundsätzlich ablehnt, sind mir folgende bekannt geworden:

O. Buchwald, *Metrische Übersetzung ausgewählter Epoden des Hor.* Progr. d. Gymn. Fürstenwalde 1884. 8 S.

L. Durban, *Horaz' Epistel an die Pisonen.* Progr. d. Gymn. Laubach 1883. 23 S.

J. Kipper, *Die Satiren des Quintus Horatius Flaccus. Erste Hälfte.* 24 S. Progr. d. Gymn. Rostock 1884.

H. Leisering, *Das erste und zweite Buch der Oden des Horaz in freier Nachbildung.* 31 S. Progr. d. Sophien-Realg. in Berlin 1885.

F. Steinhausen, *Zehn Oden des Horaz in metrischer Übersetzung.* Progr. d. Gymn. Greifswald 1883. 15 S.

Storch, *Eine Auswahl Horazischer Oden in jambisch-rhythmischer Übersetzung.* Progr. d. Gymn. Waldenburg 1883. 18 S.

Dreizehn Satiren des Horaz, im Versmaße des Originals übersetzt von Edmund Vogt, nach des Verfassers Tode herausgegeben von Friedrich von Hoffa. Nebst einem Anhang: Sechszwanzig Oden des Horaz, verdeutscht vom Herausgeber. Essen, G. D. Bädeker, 1885. 156 S.

47) Folgende Abhandlungen und Ausgaben sind mir nur dem Titel nach bekannt geworden:

M. Bedjanic, *De Q. Horatii Flacci epistularum libro primo. Particula I.* Progr. d. Realg. in Serajewo. 1882/83. 39 S.

Von K. Riedel, *Phil. Rdsch.* 1884 Sp. 1103 lobend angezeigt.

A. Detto, *Horaz und seine Zeit.* Berlin, Gärtner, 1883.

Nach den Anzeigen von Bolle in *Berl. phil. Woch.* 1885 Sp. 1132, F. Hauna in *Ztschr. f. d. östr. Gymn.* 1884 S. 338 f., J. Häussner in *Woch. f. klass. Phil.* 1885 Sp. 199 ff. für ein größeres Publikum, insbesondere für die Privatlektüre der Primaner bestimmt, viel Übersetzung enthaltend und nicht frei von mancherlei Anstößen.

Q. *Horatius Flaccus, rec. J. G. Orellius. Editio VI minor cur. G. Hirschfelder, Berolini, Calvary & Co., 1884.*

Von G. Faltn in *Berl. Phil. Woch.* 1884 Sp. 1219 anerkannt, von R. Kukulka in *Phil. Rdsch.* 1885 Sp. 1057—1062 getadelt.

- S. Jaffe, De personis Horatianis capita III. Diss. in. Halis S. Berolini apud Mayerum u. Müllerum. 51 S. 8. 1,20 M.
 R. C. Kukula, De Cruquii codice vetustissimo. Vindobonae apud C. Geroldi filium. 1855. 70 S. 8. 2 M.
 F. Rhode, De falsa quadam ratione, qua in aestimandis Horatii carminibus vulgo utuntur interpretes. Breslau 1884. 12 S. Programm d. Gymn. Reichenbach in Schl.

Nach H. Schütz, Phil. Rdsch. 1885 Sp. 1475, eine überflüssige Arbeit.

D. Nachtrag zum vorigen Bericht über die Jahre 1882 u. 1883.

- 48) F. Barta, Sprachliche Studien zu den Satiren des Horaz. II. Teil. Progr. d. Gymn. Linz 1881 33. S. 8.

In der Anzeige des 1. Teils dieser Schrift (Jahresb. IX 160 f.) bemerkte Ref., daß dieselbe mit vielem Fleiße gearbeitet sei; der vorliegende 2. Teil verdient die gleiche Anerkennung; vielleicht wäre sogar etwas weniger Fleiß besser gewesen, da Verf. mancherlei in den Kreis seiner Betrachtungen aufgenommen hat, was nach des Ref. Ansicht als zu wenig charakteristisch aus demselben besser ausgeschlossen geblieben wäre. — B. sammelt zuerst „die gebräuchlichen Worte, welche H. in übertragener volkstümlicher Bedeutung oder in solchen Verbindungen verwendete, wodurch die von ihm beleuchteten Dinge und Verhältnisse mit allgemein verständlicher Auffassung nach ihrem Haupteindrucke handgreiflich bezeichnet wurden.“ Es folgen die eigentümlichen Wortverbindungen, die einerseits Gemeines und Alltägliches bedeutungsvoll machen, andererseits der Anschaulichkeit der Charakteristik dienen; „Witz und Humor zeigt sich besonders in den Ausdrücken für Dursten, Trinken, Hungern, Verdauen“; unter den formelhaften Wendungen sind neben den Formeln der gewöhnlichen und alltäglichen Umgangssprache besonders zahlreich die dem juristischen Sprachgebrauch entlehnten; hieran schliessen sich endlich die zahlreichen sprichwörtlichen Anführungen. Eine Zusammenstellung syntaktischer und grammatischer Eigentümlichkeiten beschließt die Schrift, die als ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis der Sprache des Dichters und des alltäglichen Lebens der Römer überhaupt angesehen werden kann.

- 49) Fr. Bücheler bespricht Rhein. Mus. 37, S. 226—240 eine Reihe von Stellen aus dem 2. Buche der Oden. Es ist bekanntlich nicht B.s Art, durch geistreiche, wenn auch überflüssige Konjekturen sein Licht leuchten zu lassen, vielmehr ist er bemüht, durch tieferes Eingehen auf die Worte des Dichters das Verständnis desselben zu fördern. Vermöge seiner umfassenden Gelehrsamkeit gelangt B. zu sehr beachtenswerten Resultaten, die ich im folgenden, soweit sie neu und von Wichtigkeit sind, zusammenstelle.

2, 10 macht B. darauf aufmerksam, daß der Adressat dieses Liedes, Sallustius Crispus, ein reicher Minenbesitzer war und auch unter römischer Herrschaft und in römischem Dienste gerade Phöniker als Minneurs Verwendung fanden. Daß an dieser Stelle also *Gades* und *utroque Poenus* erwähnt sind, hat keineswegs seinen Grund darin, daß Gades und andere Städte einst von den Phönikern gegründet waren oder beherrscht wurden, sondern vielmehr darin, daß wahrscheinlich in den südlichen spanischen Bergwerksdistrikten punische Bevölkerung sich bis in die Zeit des Dichters behauptet hat. — Zu 8, 2 versucht B. die Namensform *Varine*, die sich in den Scholien und den besten Zeugen findet, durch den Hinweis darauf zu verteidigen, daß die Inschriften beweisen, wie auch beströmische Namen in Libertinenkreisen griechisch flektiert wurden. „Möglich, daß der hybride Name gleich zu Anfang das Merkmal der Libertinage sein sollte; eine Römerin, eine anständige Bürgerin konnte nur *Varina* heißen, auch von Bari nur *Barina*“. — 14, 1 irren diejenigen, welche sich unter dem *Postumus* eine bestimmte Person, einen Freund des Dichters vorstellen; *Postumus* ist vielmehr ein typischer Name „für den reichen Durchschnittsmenschen.“ „Wüßten wir mehr von der Togata, so würden wir die typische Geltung solcher Namen gewiß besser bestimmen können.“ — 15, 7 sind mit *oliveta* nicht Felder bezeichnet, die früher Olivenpflanzungen gewesen sind, sondern solche, die es auch damals noch waren. Da der Abstand der einzelnen Bäume in solchen Pflanzungen 60 und 40 Fuß betrage, so sei es selbstverständlich, daß so große Flächen noch anderweitig benutzt wurden, gewöhnlich aber für Getreide, nicht für Veilchenbeete und andere wohlriechende Pflanzen. — Das Schlußbild in 19, Bacchus mit dem Höllenhunde, ist bis jetzt anderswo nicht bekannt und wahrscheinlich von H. selbst erfunden. „Das Horn ist das Trinkhorn.“ — In 20 endlich hält B. es für wahrscheinlich, „daß *quem vocas* die aus der Etymologie, vielleicht juristisch recipierte Umschreibung oder Definition von *cliens* (*tuus*) ist, denn dem *cluere* des einen entspricht als Tätigkeitsform des andern *vocare* am genauesten, die Sprache hat diese beiden Verba, so lange das eine überhaupt gebräuchlich war, als Pendants gebraucht.“

Von geringerem Wert, teils zu sehr geklügelt, teils zu wenig gesichert, teils nicht mehr neu, erscheinen dem Ref. die Bemerkungen zu 1, 38 über *neniae*, 4, 10 *ademptus*, 6, 18 *amicus Aulon fertili Baccho*, über die Schalkhaftigkeit von 6, 10 ff., *ciboria* 7, 22, zu 9, 1 *imbres hispidos in agros*, 9, 10 *Mysten*, 11, 4 *trepides in usum* und über den Charakter dieses schwierigen Gedichts überhaupt, 12, 28 *occupet* (das B. als die allein richtige La. anerkennt), 16, 31 *mihī forsā tibi* und 39 *parca non mendax* (= die Parze, die bei mir eine wahrhafte *parca* ist, dies Wort nicht Lügen straft, οὐ ψευδώνυμος), 20, 9 *cruribus asperae pelles*, 13 *notior*, 18 *peritus*.

50) Th. Vogel, Zu Horat. Carm. I 22. Progr. d. Nicolaigymn. Leipzig 1882. S. 15—18.

Verf. tritt der Ansicht bei, welche im Gegensatz zu der bisher gewohnten Auffassung in c. I 22 ein scherzhaftes Gedicht, und zwar ein Wanderlied sehen, und giebt nach Beseitigung alles für Leser unserer Zeit überflüssigen Beiwerks eine Nachbildung desselben, die sehr wohl unserem Geschmack zusagen kann. In den Worten: „Horaz war — bilde ich mir ein — damals im Begriff, eine Reise nach Apulien zu machen, und sein Freund Aristius, der ja nach Sat. I 9,60 ff. ein rechter Schelm gewesen sein muß, hatte ihm, sei es schriftlich oder mündlich, in scherzhafter Besorgnis den Rat gegeben, sich nur ja recht ordentlich mit Waffen zu versehen, da es in den weiten Wäldern Apuliens von entlassenem, räuberischem Kriegsvolk und wilden Tieren wimmele. Die Antwort darauf ist das vorliegende Gedicht und ich brauche wohl nicht auseinanderzusetzen, wie passend diese Antwort ist, und wie sich so die Erwähnung Apuliens (auch als *Daunias militaris*) von selber rechtfertigt“, wird uns zwar nur eine unbewiesene Hypothese geboten, aber eine geistreiche und recht ansprechende.

51) Alfr. Weinhold, *Quaestiones Horatianae*. Progr. d. Gymn. Grimma 1882. 24. S.

Nicht nur die umfangreichste, sondern auch die wertvollste der hier gebotenen Untersuchungen ist die letzte, welche S. 12—22 über den horazischen Gebrauch der kopulativen Partikeln handelt. Dafs Naucks Behauptung zu c. I 20, 10, Hor. gebrauche *nec* und *neque* in verschiedener Bedeutung, nicht haltbar ist, sondern dafs Hor. vielmehr (s. Keller Epil. S. 141) ähnlich wie Vergil, Properz, Lucrez *nec* und *neque* unterschiedslos gebraucht und nur vor Vokalen der Form *neque* den Vorzug gegeben hat, war leicht zu erweisen. Schwieriger war die Widerlegung einer anderen verwandten Behauptung Naucks, dafs Hor. die kopulativen Partikeln *et*, *que*, *ac* und *atque* mit einem Unterschiede der Bedeutung gebraucht. Zu diesem Zwecke werden von W. mit größter Sorgfalt und in sehr übersichtlicher Weise die drei-, vier-, fünf- und mehrgliedrigen Verbindungen aus den Werken des Dichters zusammengestellt; auch nach einer oberflächlichen Kenntnisaufnahme derselben kann sich m. E. niemand der Ansicht verschließen, dafs W. in jeder Beziehung berechtigt ist zu dem Schlusse „*Horatium nullam aliam atque ceteros suae aetatis scriptores legem esse secutum, id tantum, ut poetam, sibi libertatis sumpsisse. ut aliquotiens vim, quae apud optimos scriptores in particulis videtur inesse, neglegeret et que et et, interdum etiam atque particulam promiscue usurparet.*“ Auch die Verwertung dieses Resultats gegen Naucks Auffassung von c. I 7, 13, 28, 2. III 4, 45, 5, 13, epod. 13, 1. c. II 20 hat durchaus des Ref. Beifall. Sehr dankenswert ist auch die Zusammenstellung der Adjektiva auf *bilis*, soweit dieselben überhaupt in der lateinischen

Litteratur bis auf Horaz nachweisbar sind, und die Sichtung derselben in drei Klassen, in solche, die nur passive, die nur aktive, und die sowohl aktive als auch passive Bedeutung haben. In die 2. Klasse gehört c. II 14, 6 *illacrimabilis*, in die 3. c. I 3, 22 *dissociabilis*; ob man diesem letzteren hier aktiven oder mit W. passiven Sinn beilegt, wird Geschmackssache sein. In der Auffassung von I 22 ist W. mit Vogel u. a. der gleichen Ansicht; die viel angefochtene 5. Strophe sucht er mit folgenden Worten zu verteidigen: „*itaque cum Italiae vice Daunias introducta sit, additur ei militaris, pro qua haud scio an nulla vox aptior in hoc carmine fortissimi spiritus inferri possit: Daunias autem quia iam arida nutrix leonum observabatur animo poetae, optime nominata est, fuit enim non minus pauper aquae quam Iubae tellus*“. — In der Abwehr der N. J. 123 S. 280 von einem Anonymus gegen c. III 10 gerichteten Angriffe steht Ref. ganz auf W.'s Seite, auch seine Bedenken gegen die von Kiefsling mehr geistreich vorgetragene als sorgsam begründete Ansicht über die Anordnung der ersten 12 Gedichte des 1. Buches unterstützt Ref., der sich in der Anzeige von Kiefslings betreffender Schrift Jahresb. IX S. 179 der Hauptsache nach in ähnlichem Sinne ausgesprochen hat. — In zwei Punkten dagegen kann ich dem Verf. nicht zustimmen; der Vorschlag c. I 35, 21 anstatt des hs. allein überlieferten *colis* zu schreiben *manet*, will mir nicht einleuchten, und die Behauptung, daß I 7 bereits im Jahre 41 oder 40 entstanden sei, erscheint mir sehr bedenklich. Beachtenswerter dagegen sind die Worte: „*Teucro est in fabulis culpae tributum, quod non satis pie erga fratrem se gessisset; Munatio item scriptum legimus vitio esse datum, quod frater in proscriptionibus occisus esset*“. — Besonderes Lob verdient der lateinische Ausdruck wegen seiner echten Klassicität, die in den meisten der übrigen lateinisch geschriebenen Abhandlungen, die in diesem Jahresbericht angezeigt worden sind, vermifst wird.

Berlin.

W. Mewes.

sc

HS









JUL 24 1931

